Lehrbuch

der

allgemeinen Geschichte

vom

Standpunkte der Kultur

von

Dr. Gustav Beiß,
Professor am Großherzoglichen Gymnasium zu Weimar.

Dritter Theil.
Geschichte der neueren und neuesten Zeit.

Weimar
Hermann Böhlau
1858.

Hof-Buchdruckerei in Weimar.

Einleitung.

Erweiterung des Schauplatzes der Geschichte.

Schon die Geschichte des Mittelalters zeigte uns in Vergleich zu der Geschichte des Alterthums eine bedeutende **Erweiterung des Schauplatzes der Geschichte**; in einem noch viel höheren Grade ist dieses bei der neueren Geschichte der Fall. Der Schauplatz der Geschichte wird im Verlaufe der neueren Zeit nicht nur immer mehr über die nördlichen und östlichen Länder von Europa ausgedehnt, sondern er umfaßt auch zwei neu entdeckte Welttheile und eine Menge bisher unbekannter Inseln, Küsten und Länder der alten Welt. Mit der **Entdeckung von Amerika** tritt ein neuer überseeischer Welttheil auf; in Folge davon ändern sich nicht nur die Straßen des Handels, sondern dieser selbst erleidet in seiner bisherigen Beschaffenheit Umgestaltungen, die mehr als jedes politische Ereigniß entscheidende Wendepunkte für die Kulturgeschichte der menschlichen Gesellschaft geworden sind. Die Folgen von der Entdeckung Amerika's haben den ganzen Erdkreis, das ganze Menschengeschlecht betroffen, und die Bedeutsamkeit derselben nimmt täglich an Kraft zu. Erst dadurch, daß die Schifffahrt, die Küsten verlassend und die weite Fläche des Weltmeers durchsegelnd, fremde Welttheile besuchte, wurde der Handel zum **Welthandel**. In ähnlicher Weise kann man auch sagen, daß erst seit der Entdeckung von Amerika und seit der Auffindung des Seeweges nach Ostindien die Geschichte der Völker zur **Weltgeschichte** geworden sei. Denn erst seit dieser Zeit verschlingen sich die Schicksale aller Länder der Erde immer enger mit den Interessen der Politik, des Handels und der Industrie, welche die europäische Welt beherrschen. Erst seit dieser Zeit beginnt der erkennbare Zusammenhang und die vielseitige Wechselwirkung aller Zweige des vielverbreiteten Menschengeschlechts und die Weltgeschichte umfaßt alle Theile des Erdenrundes.

Die christlich-europäische Weltkultur.

Im Mittelalter hatte die christlich-europäische Bildung die den westlichen Orient weit und breit sich unterordnende arabische Kultur zur Seite, und daraus ergab sich eine Doppelheit der Kulturwelt, die bei mancherlei Uebergängen und Mischungen auch die schärfsten Gegensätze

hervorbrachte. In der neueren Zeit verlieren sämmtliche Kulturgestaltungen des Orients, von den ältesten der Arier, Inder und Chinesen bis zur muselmännischen, der christlich-europäischen gegenüber, von ihrer Kraft und werden theils ihr untergeordnet, theils geben sie, wo sie im Widerstande verharren, allmälig abgeschwächt, der christlich-europäischen immermehr Raum und Einfluß. Es offenbart sich immer mehr die *Mission des christlichen Europa zur Ausbreitung der Kultur*, aber zugleich auch ein Entwickelungsprozeß, welcher die europäische Weltkultur aus dem Verhältniß der Herrschaft und die außereuropäische aus dem der Dienstbarkeit in eine Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens verwandelt. Die Ausgangspunkte und Pflegestätten verpflanzen sich auch außer Europa, das seine Kraft gleich einem elektrischen Strome über seine Grenzen hinaus fortsetzt. Die Kultur gewinnt außer Europa Hülfsmächte, die diesem ebenbürtig werden, aber europäisches Gepräge haben, also daß der Fortschritt der Kultur in christlich-europäischen Formen geschieht.

Der Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit.

Das Mittelalter scheidet sich vom Alterthume durch den gänzlichen Umsturz aller Verhältnisse; gewaltsame Umwälzungen stürzen das römische Weltreich; bisher unbekannte Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erst beginnen, stiften auf den Trümmern desselben neue Staaten. So durchgreifend sind die Veränderungen nicht, welche das Mittelalter von der neueren Zeit trennen. Die europäischen Völker bleiben dieselben und in denselben Wohnsitzen, sie schreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die *inneren Verhältnisse* gestalten sich seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts in allen Richtungen und Kreisen der menschlichen Thätigkeit so neu, Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wissenschaft und Kunst erfahren eine so bedeutende Veränderung, daß man die seitdem verflossene Zeit mit Recht als eine eigene Hauptperiode der Weltgeschichte betrachtet. Die freudig aufsprießende Saat der Erfindungen, die fortschreitende Kunst und Wissenschaft, die unzähligen Verbesserungen und Verfeinerungen des Privat- und des öffentlichen Lebens, die vermehrte Regierungsthätigkeit in der Gesetzgebung und Verwaltung, der Welthandel und das Kolonialwesen, die vielverschlungene Politik, die steigende Volksaufklärung und die Erhebung früher verachteter Klassen der Gesellschaft, das alles und vieles andere bereichert das Gemälde der neueren Zeit.

Die Bildung des europäischen Staatensystems.

Die beiden Hauptfactoren der neuen Ordnung der Dinge sind zwar die *Entdeckung der neuen Welt* und des *Seewegs nach Ostindien* für die materiellen, und die *Kirchenreformation* für die geistigen Interessen; aber auch noch andere merkwürdige Begebenheiten wirkten auf die Lage von Europa ein und brachten eine gänzliche Veränderung in dessen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervor. Bis zu dieser Zeit bestanden die verschiedenen Staaten Europa's größtentheils getrennt, ohne wechselseitigen Verkehr, ohne einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt und gemeinsames Interesse. Während des Mittelalters sehen wir die entscheidensten Veränderungen in einzelnen Staaten vorgehen, ohne daß die Nachbarstaaten davon auch nur Kenntniß zu nehmen scheinen. Wer denkt nicht an die Eroberungskriege der

Engländer in Frankreich? Dagegen aber ist seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die politische Verbindung selbst unter den entferntesten Staaten lebhaft und ununterbrochen; nur der Norden besteht, wenn er auch zuweilen eingreift in die Händel des Südens, noch eine geraume Zeit getrennt für sich, bis Peter der Große Rußland in das politische System von Europa einführt und ein neues entscheidendes Gewicht in die Wagschaale legt.

Durch das Eindringen der Türken in Europa bildete sich im Osten eine neue, große, gegen alle christliche Staaten feindselige Macht, zu Wasser und zu Lande gleich furchtbar. Als wilde Eroberer brachen die rohen fanatischen Türken in Europa ein und bedrohten bald alle benachbarten Länder mit Verwüstung und Knechtschaft. Da verband die nahe Gefahr zu wiederholten Malen viele christlichen Völker gegen den gemeinsamen Feind, und die Päpste wirkten eifrig mit, die Fürsten der Christenheit gegen den Erbfeind derselben zu vereinigen. Doch konnte diese Verbindung ihrer Natur nach nur vorübergehend sein, denn sobald allmälig die Furcht verschwand und die Türken selbst schwächer und ohnmächtiger wurden und bald an allen den inneren Gebrechen litten, die von einem despotischen Staate unzertrennlich sind, da löste sich auch die gegen sie eingegangene Verbindung wieder auf, und bald fingen christliche Staaten an, Frankreich zuerst, in nähere Verhältnisse mit ihnen zu treten.

Die europäischen Staaten unter einander zu verknüpfen, dazu diente noch vielmehr die große Umwälzung, welche der Welthandel erfuhr. Ehe Amerika entdeckt und der Seeweg nach Ostindien aufgefunden worden war, war das Mittelmeer der Schauplatz des Handels, auf ihm wurde der Handel zwischen Europa und Indien geführt, der aber eben deswegen großentheils Landhandel blieb und keine hohe politische Bedeutung erlangte. Auch waren es nur kleine Staaten, die ihn betrieben, vorzüglich die italienischen Freistaaten Venedig und Genua und einige katalonische Seestädte. Jetzt wurde das Weltmeer die weite Straße des Welthandels, Portugal und Spanien traten an die Stelle der kleinen Staaten, die den Handel bisher betrieben hatten. Der Handel wurde jetzt wesentlich Seehandel und erlangte eine viel größere Ausdehnung. Waren, die bisher in Europa gar nicht oder nur als Gegenstände des höchsten Luxus unter den ersten Klassen der Gesellschaft bekannt gewesen waren, wurden jetzt allgemein verbreitet und auch der Masse des Volkes zum Bedürfniß. Es entstand ein lebhafter Handel auch unter den entfernteren Völkern Europa's und dadurch eine größere wechselseitige Bekanntschaft. Es zeigte sich unter den europäischen Staaten das Streben an jenem Handel Theil zu nehmen, in dem man eine Hauptquelle der Macht und des Reichthums zu erblicken glaubte. So traten schon früh die Niederlande und bald auch England als Nebenbuhler von Portugal und Spanien auf, und Handel und Kolonien gewannen in schnellem Wachsthum eine Wichtigkeit, wie sie in früheren Zeiten nie gehabt hatten. Der Handel blieb nicht ein Austausch von Waren, er veranlaßte auch ein Austauschen der Ideen sowie. Kollisionen und Streitigkeiten zwischen Staaten, die bisher in keiner oder nur geringer unmittelbarer Berührung gestanden hatten. Ein neues, thätiges Leben verbreitete sich in Europa, Handel und Ge-

werbfleiß blühten auf, und es stieg die Wohlhabenheit, die Macht und das Selbstgefühl der Völker.

Auch durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Einrichtung der Posten wurde die Verbindung unter den verschiedenen europäischen Völkern sehr vermehrt, der Austausch der Ideen erleichtert, Handel und Verkehr befördert. Es entstand allmälig ein so enges Verhältniß zwischen den wichtigsten und endlich zwischen allen Staaten Europa's, daß sie wie ein großes Gemeinwesen, wie ein System von Staaten konnten betrachtet werden. Die verschiedenen Völker Europa's bildeten sich allmälig zu einer großen Familie, zu einem Staatenverein, welcher zwar aus einer Menge, an Macht und Einfluß verschiedenartiger, unabhängiger Theile bestand, aber durch mancherlei Bande der Kultur, durch die Gemeinsamkeit der christlichen Religion, durch Handel und Verkehr und durch Aehnlichkeit in Sitten und Gebräuchen unter einander verknüpft wurde. Es entstand in Europa ein Staatensystem, welches eine Art von öffentlichem Rechtszustand zwischen seinen Gliedern erzeugte.

Dieses auf das Gleichgewicht der Staaten gegründete System hatte sich zuerst in Italien gebildet. In den italienischen Handelsstädten hatten Gewerbe, Kunst und Wissenschaft einen bedeutenden Aufschwung genommen, und Wohlhabenheit und Reichthum hatten sich verbreitet. Der Handel vermehrte auch die politischen Berührungspunkte, und Handelsinteresse und Handelseifersucht erregten nicht selten heftige Kämpfe unter den italienischen Staaten. Es hatten sich in Italien eine Menge unabhängiger Staaten gebildet, die an Macht und an Umfang zwar verschieden waren, von denen aber keiner so mächtig war, daß er der vereinigten Macht der übrigen Troß bieten und die Herrschaft über dieselben dauernd behaupten konnte; auf der anderen Seite war aber auch keiner so schwach, daß er von keinem Gewicht in den politischen Verhältnissen gewesen wäre. Mit dem Emporkommen des Bürgerstandes hatte sich die Verfassung der meisten Städte in Demokratie umgewandelt, und neben dem Handel trug auch diese Form der Verfassung zur Verbreitung eines allgemeinen politischen Interesses unter den italienischen Städten bei. Der Kampf zwischen der Aristokratie und der Demokratie dauerte nämlich in den meisten Städten eine geraume Zeit mit großer Heftigkeit fort, und wenn sich auch gewöhnlich der Sieg für die Demokratie entschied, so hörten doch damit die inneren Unruhen und Streitigkeiten nicht auf; alle Vorzüge und alle Mängel der demokratischen Verfassungsform zeigten sich unter dem lebhaften Volke in einem hohen Grade. Es entstanden häufig Parteiungen in den einzelnen Staaten, nicht selten Auswanderungen Mißvergnügter zu den Nachbarn und Einmischungen derselben in die inneren Händel und daraus Zwiste und Kriege, Verbindungen und Bündnisse, damit nicht ein einzelner Staat eine allen verderbliche Oberherrschaft gründe, sondern das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Staaten erhalten werde.

Dieses System des Gleichgewichts verbreitete sich seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts allmälig über den ganzen Süden von Europa. Von den großen Monarchien hatte zuerst Frankreich durch Verbindung der großen Lehen mit der Krone innere Festigkeit und Einheit gewonnen. Kaum war dies geglückt, als zuerst Karl VIII. auf auswärtige Eroberungen dachte und Italien als eine leichte Beute

zu gewinnen hoffte. Gegen Karl verbanden sich Venedig und andere italienische Staaten, Ferdinand der Katholische von Spanien und Kaiser Maximilian, damit nicht Frankreich übermächtig werde. Durch die Kriege Karls V. und Franz I. erhielt das System des Gleichgewichts eine neue Ausdehnung und festere Begründung. Bald bildete der ganze Süden von Europa zwei große Verbindungen, an deren Spitze die Häuser Habsburg und Bourbon standen.

Die neuere Geschichte zerfällt in drei Zeiträume, von welchen der erste von der Entdeckung Amerika's und der fast gleichzeitigen Reformation bis zum westphälischen Frieden, der zweite von da bis zur französischen Revolution, und der dritte von dieser großen Umwälzung bis zur neusten Zeit reicht.

Der erste Zeitraum stellt den fortschreitenden Bau des Systems des politischen Gleichgewichts dar. Die Anforderungen der höheren Politik, welche denselben vorschrieben, wurden noch oft übertönt von kleineren, doch näherliegenden Interessen. Erst der westphälische Friede (1648), welcher, wie ein für ganz Europa gegebenes Gesetz, die Hauptgrundlage des zwischen den europäischen Staaten geltenden Rechtes wurde, bildet den Anfang der befestigten Herrschaft des politischen Systems von Europa. Zwar nicht ohne mannigfaltige Gefährdung, doch im Ganzen siegreich erhielt sich das System bis zur französischen Revolution. Durch den nordischen Krieg zwischen Peter dem Großen und Karl XII. im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde Rußland, die vorherrschende Macht im Norden von Europa, mit den Formen europäischer Bildung bekannt und trat in das System der europäischen Staaten ein.

So umfaßte ein politisches System das gesammte Europa, und die Aufgabe war, zu verhindern, daß keiner der an Macht und Ansehen so verschiedenartigen Staaten eine zu große Uebergewalt über die anderen erlange und dadurch allen gleiches Verderben drohe. Seit dem westphälischen Frieden wurde Deutschland der Mittelpunkt dieses Systems, so wie es bis dahin Italien gewesen war, und ungleich wichtiger mußte bald Deutschland erscheinen, da es in der Mitte von Europa lag, ein großes und durch die Zahl und den kriegerischen Geist seiner Bewohner starkes Land und von den mächtigsten Monarchien eingeschlossen war. Das System des politischen Gleichgewichts hatte keineswegs den Zweck, eine vollkommene Machtgleichheit unter den verschiedenen Staaten zu bewirken, sondern nur Gleichheit im Rechte oder vor dem Rechte. Nur Schutz sollte das System gewähren gegen die Uebermacht eines einzelnen Staates und Sicherheit gegen die Entstehung einer furchtbaren Universalmonarchie. Besonders sollten Bündnisse die schwächeren Staaten gegen die Willkür der mächtigeren schützen. Man erwartete von diesem System nicht das Aufhören aller Kriege, man wollte nur verhindern, daß keine Unterjochungskriege mit glücklichem Erfolge von einem mächtigen Staate gegen die schwächeren geführt und die Zahl der von ehrgeizigen Eroberern unternommenen Kriege nach Möglichkeit vermindert werde.

Wenn auch das System des politischen Gleichgewichts bisweilen zur Beschönigung der Gewalt gemißbraucht worden ist und wenn es Die Folgen des Systems des politischen Gleichgewichts.

auch seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts fast zur Gewohnheit geworden war, bei dem Anfange eines jeden Krieges die Erhaltung des politischen Gleichgewichts als Beweggrund vorzuschützen, so hat doch das System auch das Gute gehabt, daß schon die Furcht vor dem gemeinsamen Widerstande der übrigen Staaten die mächtigen oft von dem Versuche zurückhielt, den Frieden und die Ordnung durch gewaltsame Willkür zu stören. Es wurde immer mehr der Grundsatz angenommen, die wohlerworbenen Rechte schwacher Staaten müßten gleich heilig und unverletzlich gehalten werden, als die der mächtigsten Reiche und jedem Versuche, dieselben zu beeinträchtigen, müsse aufs kräftigste begegnet werden, damit nicht ein geglückter Versuch der Art den Ehrgeiz und die Selbstsucht zu immer erneuten Störungen der bestehenden Ordnung anrege. Dadurch aber, daß die Idee der Heilighaltung des rechtmäßig erworbenen Besitzstandes ein hohes Ansehen in Europa erlangte, gewannen die kleineren Staaten eine politische Wichtigkeit, die sie durch sich selbst nie würden erhalten haben. Vorzüglich war es in Deutschland der Fall, da dieses der Mittelpunkt des politischen Systems von Europa geworden war und die Aufmerksamkeit aller Staaten darauf gerichtet blieb, daß keiner der kleineren deutschen Staaten willkürlich in seinen Rechten gekränkt werde. Die kleineren Staaten waren zu schwach, um auf dem politischen Theater von Europa zu glänzen, und beschränkten deshalb ihren Ehrgeiz auf die innere Verwaltung und auf die Vervollkommnung der Künste des Friedens. Große Reiche haben ihre Sorge und ihr Hauptaugenmerk gewöhnlich auf die auswärtigen Verhältnisse gerichtet und es herrscht in ihnen ein der Kultur weniger ersprießlicher militärischer Geist vor. In den kleinen, vorzüglich den deutschen Staaten wurde verhältnißmäßig mehr für die Bildung gethan, als in den größeren Reichen. Durch die zahlreichen Residenzen und Universitäten wurden die Mittelpunkte der Kultur vervielfältigt.

Eine andere folgereiche Wirkung des Systems des politischen Gleichgewichts war eine stets rege Aufmerksamkeit der verschiedenen Staaten auf einander, vorzüglich der schwächeren auf die mächtigeren, da jenen kein anscheinend auch noch so unbedeutender Schritt der letzteren gleichgültig sein konnte. Aus dieser stets regen Aufmerksamkeit der verschiedenen Staaten auf einander entstanden häufige Verbindungen, sowie ein über ganz Europa verbreitetes, lebhaftes, politisches Interesse, so daß keine Veränderung in den Verhältnissen der Staaten vorgehen konnte, welche selbst den entferntesten Mächten gleichgültig gewesen wäre. Daraus entsprang wiederum Wetteifer und Eifersucht unter den verschiedenen Völkern, vorzüglich den benachbarten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Eifersucht und der Wetteifer der verschiedenen europäischen Nationen bisweilen zur Entstehung von Kriegen beigetragen haben; allein sie haben auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung und den Charakter der Nationen gehabt. Unter den durch dieselben herbeigeführten Stürmen bildete sich der Charakter der Nationen, entwickelten sich ihre Kräfte, gleichwie der Charakter des Mannes sich bildet in den Stürmen des Lebens. Wetteifer und Eifersucht führten die europäischen Völker in dem Gange ihrer Kultur auf verschiedene Wege und bildeten sie zum Theil zu dem, was sie sind. Der Wetteifer, der sich nicht auf politische Verhältnisse beschränkte, trieb sie zu großen

Anstrengungen, und so gelangten sie zu der Höhe der Bildung, die wir an ihnen bewundern. Jedes Volk, das in den Annalen der Geschichte glänzt, wurde das, was es war, erlangte die Bewunderung der Welt nur durch den Wetteifer und durch den Kampf mit anderen Völkern. So wetteiferten und kämpften Sparta und Athen, so Rom und Karthago, England und Frankreich, und was wäre Rußland, hätte Peter der Große nicht den Heldenkampf mit Karl XII. bestanden? War es nicht diese Rivalität der europäischen Nationen und die durch sie erregten Kämpfe, welche in dem Verlauf der neuern Geschichte die Europäer und die europäische Kultur in die entferntesten Weltgegenden führten? Indem man durch das System des politischen Gleichgewichts das zu große Uebergewicht eines einzelnen Staates und die Entstehung einer europäischen Universalmonarchie zu verhindern suchte, entwickelte sich bei den europäischen Völkern ein reger Sinn für Freiheit, Selbständigkeit und politische Unabhängigkeit, Liebe und Begeisterung für die eigene Nationalität und das Vaterland. Wenn man auch durch dieses System keineswegs alles erreicht hat, was man durch dasselbe zu erreichen hoffte; wenn auch das System selbst wiederholt heftig bedroht und erschüttert wurde, so hat man doch durch dieses System das Entstehen einer Universalmonarchie, die mehrmals sehr nahe zu sein schien, glücklich verhindert. Vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bis gegen das Ende des achtzehnten sind die Verhältnisse der europäischen Staaten im wesentlichen unverändert geblieben und in dem aus den verschiedenartigsten Theilen bestehenden Ganzen ist keiner dieser unabhängigen Theile seiner Selbständigkeit beraubt worden. Durch die gegenseitige Aufmerksamkeit der europäischen Staaten, durch das rege politische Leben, das sich allenthalben verbreitete, wurde das Bestehen der vielen mittleren und kleineren Staaten gesichert, die drei Jahrhunderte lang, nicht selten mit großem Ansehen und Einflusse, fortbestanden. Und dennoch waren diese, in ihrem Innern oft kraftlosen und schwachen Staaten, zum Theil von großen Mächten eingeschlossen, welche ihnen keineswegs gutwillig ihre Unabhängigkeit gelassen haben würden, hätte nicht das Interesse aller die kleinen Staaten erhalten.

Als sich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das europäische Staatensystem zu bilden begann, bestand die Mehrzahl der Staaten Europa's aus erblichen Monarchien. Mit Ausnahme der vereinigten Niederlande erschienen die übrigen Freistaaten bald gar nicht mehr auf dem großen Schauplatze der europäischen Politik. Dieses Uebergewicht der Monarchien über die Republiken mußte auf die Politik selbst einen wichtigen Einfluß üben. Die politischen Angelegenheiten wurden nicht mehr mit der früheren Oeffentlichkeit behandelt, es bildete sich eine Kabinetspolitik. Durch die Heimlichkeit, mit der von jetzt an die Angelegenheiten betrieben wurden, geschah es, daß seitdem ungleich häufiger, als in früheren Zeiten, gehässige Leidenschaften und lichtscheue Ränke ihr Spiel in der Politik trieben; besonders im Anfange dieses Zeitraums galt die Politik ziemlich allgemein für die Kunst sich einander zu überlisten und zu betrügen. Dagegen wurde erst jetzt, wo die Leitung der Angelegenheiten wenigen Männern überlassen war, die geschickte Durchführung weitaussehender, verwickelter Pläne und politischer Kombinationen möglich. Die innere Ruhe der Völker wurde durch die Politik

seltener gestört, die Parteiungen im Innern der Staaten hörten immer mehr auf; aber das Volk nahm auch weniger Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Parteiungen, welche im siebzehnten Jahrhundert in mehreren Staaten die Ruhe störten, waren zunächst religiöse, die sich erst allmälig in politische umwandelten. Das religiöse Interesse, angeregt durch die in vielen Ländern begonnene und durchgeführte Reformation der Kirche, blieb lange Zeit von entscheidendem Einflusse auf die Politik.

Im Anfange der neueren Geschichte besitzen die Herrscher slawischer Staaten größtentheils eine unumschränkte Gewalt, während in den romanischen und germanischen Staaten der Adel, die Geistlichkeit und bald auch die durch Handel zu Reichthum und hoher Wichtigkeit gelangenden Städte mit mehr oder weniger ausgedehnten Rechten die Gewalt der Fürsten beschränken. Die große Masse des Landvolkes dagegen besitzt beinah noch überall keine persönliche Freiheit und ist daher als eigener Stand von keiner politischen Bedeutung. Fast in allen Staaten suchen die Fürsten ihre Gewalt auf Kosten der Stände zu vergrößern und zu befestigen, und das gelingt ihnen fast ohne Ausnahme mit einem überraschend glücklichen Erfolge. Bald werden die Familienverbindungen der Fürsten von Wichtigkeit, da es Sitte wird, daß die Fürsten nur aus fürstlichen Familien ihre Gemahlinnen wählen. Besonders waren es die zahlreichen regierenden deutschen Fürstenfamilien, aus denen die europäischen Fürsten ihre Gemahlinnen nahmen. So wurden allmälig beinahe alle Fürstengeschlechter mit einander durch Verwandtschaft verknüpft, und wenn auch diese Verbindung nur selten einen unmittelbaren Einfluß auf die politischen Verhältnisse äußerte, so war sie dennoch ein Band, welches alle Fürsten Europa's umschlang und sie gewissermaßen zu einer Familie vereinigte. Dieser Umstand trug dazu bei, auch in den Verhältnissen der Staaten zu einander eine humanere, völkerrechtliche Sitte einzuführen.

Das System des politischen Gleichgewichts bestand, wenn gleich oft erschüttert, drei Jahrhunderte hindurch. Allein in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der Geist, der dem Systeme Leben und Bedeutung gegeben hatte, allmälig erloschen. Die Theilung von Polen war das erste Beispiel einer offenbaren, ungescheuten Verletzung aller der Grundsätze, die bisher als die Stützen des politischen Gleichgewichts angesehen worden waren. Eine solche offenbare Verletzung, einmal ungestraft begangen, konnte nicht ohne Folgen und nicht ohne Nachahmung bleiben. Eine Reihe außerordentlicher Umstände, veranlaßt durch die französische Revolution, befördert durch den Kleinmuth, die Selbstsucht und die Kurzsichtigkeit der Fürsten und Völker Europa's und vor allen durch den festen, nichts scheuenden Willen Napoleons, führte die gänzliche Auflösung des bisherigen politischen Systems von Europa herbei. Nach dem Sturze Napoleons wurde das europäische Staatensystem auf neuen Grundlagen wieder aufgebaut.

Uebersicht der wichtigsten Staaten.

Beim Beginn der neueren Geschichte bestand noch die doppelte Majestät des römischen Papstes und des deutschen Kaisers, aber die Grundfesten beider Weltthrone wurden heftig erschüttert und begannen zu wanken. Die Macht des Papstes wurde durch das Licht der

Wissenschaft und der öffentlichen Meinung, die Macht des **Kaisers** durch die Erschlaffung des Reichsverbandes und die erstarkte Selbständigkeit der einzelnen Glieder geschwächt. Die Volksthümlichkeiten rangen sich von der gleichmachenden Umfassung der Kirche los, prägten sich schärfer aus. Es war auch in Deutschland der Fall und begünstigte das Wiedererwachen des vaterländischen Sinnes. Die weltliche Macht suchte sich von dem Uebergewicht der geistlichen zu befreien, allgemein war der Drang nach staatlicher Ordnung und Kräftigung, nach Umbildung in eigentliches Staatswesen. Das waren lauter Anzeichen, daß das Mittelalter verging. Aber dessen Formen bestanden noch, und auch die ihm zu Grunde liegenden Anschauungen und Empfindungen herrschten noch bei der großen Masse, und zwar in gewissen Beziehungen in Deutschland mehr als sonst irgendwo. In Deutschland war das Mittelalter vergangen unter den Bemühungen um Gründung und Ausbildung des Kaiserthums und des Papstthums und unter Kämpfen der geistlichen und weltlichen Macht um die Oberherrschaft. Der geistlichen war es nicht völlig gelungen, die weltliche unter sich zu bringen, sie zu beherrschen und einen allgemeinen Priesterstaat aufzurichten, der alle unter dem Papste vereinigte Nationen umschloß. Aber die geistliche Macht über die weltliche emporzuheben war nirgends mehr geglückt als in Deutschland, dem Sitze des Kaiserthums, das die gewaltigsten Anstrengungen gemacht hatte, die Absichten des Papstthumes zu vereiteln, das aber nie zu der Ausbildung und wirklichen Macht gelangt war, wie das letztere. Das Papstthum hatte den Sieg über das Kaiserthum davongetragen, dasselbe erniedrigt, unter sich herunter und zur Ohnmacht herabgedrückt.

Deutschland war nicht zu einem eigentlichen Staatswesen im heutigen Sinne gelangt, es war auch in der unvollkommnen Gestalt des Feudalstaates verfallen, weil die Königsmacht zu gering war. Im Mittelalter war an die Stelle der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung der Lehnstaat getreten, in welchem der König nur als oberster Lehnsherr an der Spitze großer gleichberechtigter Lehnsvasallen stand. Diese traten zwischen den König und ihre Lehensträger und Hintersassen und ließen keine Einwirkung des Königs auf die letzteren in ihren Gebieten zu. In Deutschland waren die Lehnsträger mächtiger geworden als der König, während in andern Ländern das umgekehrte Verhältniß sich gebildet hatte und noch fortbildete. Das deutsche Reich war eine große Einigung unter dem Schutze des Kaisers, doch eine Einigung nicht des gesammten Volkes oder aller Klassen des Volkes, sondern der Fürsten als Reichsglieder, nebst dem Adel und den Städten, welche als Reichsstädte galten oder Macht genug besaßen, sich diesen gleichzustellen. Diese Einigung war keine geordnete, keine einige, und der Kaiser ohnmächtig zum Schutze wegen des geringen Umfanges der ihm gebliebenen Befugnisse. Die nothwendigen Folgen waren Mangel an Gemeinsinn und allgemeine Verwirrung, Unsicherheit und Eigenmacht. Die verschiedenen Stände und Genossenschaften, die Einzelnen halfen sich, so gut sie es vermochten, jeder suchte sich in seiner Stellung zu erhalten oder höher emporzukommen, folgte dem eigenen Nutzen, that wozu er Macht hatte, entzog sich dem Gemeinwesen, nach dem oft falsch verstandenen eigenen Vortheile.

Das große römische Reich deutscher Nation und das Kaiserthum, das man in Hoheit und Würde neben der Kirche für berufen hielt zur Herrschaft und zum Schiedsrichterthum über alle Welt — das Reich und Kaiserthum bestanden dem Namen und den Formen nach noch völlig. Die seltenste Tüchtigkeit, die edelsten Gefühle und die größten Gedanken hatten bei seiner Aufrichtung zum Grunde gelegen, und waren noch so wenig ganz entschwunden, als die Erinnerungen an die Zeiten seines Glanzes und seiner Macht. Man betrachtete den Kaiser noch immer als den obersten Lehns- und Gerichtsherrn, der allem Besitzthume die Weihe der höchsten Bestätigung, jedem Rechte die höchste Gewährleistung verliehe; als den Nachfolger der altrömischen Cäsaren, das weltliche Oberhaupt der Christenheit, dem von Rechtswegen die übrigen christlichen Könige unterworfen wären, als weltliches Haupt, Schützer und Arzt der Christenheit. Das Kaiserthum war im Gedankenkreise der Deutschen noch eine nothwendige Voraussetzung, eine unentbehrliche und geheiligte Würde; sie dachten sich in einer besonderen Beziehung zu ihm als das Volk, welches der Christenheit das weltliche Oberhaupt aus seiner Mitte gab. Vom Größten bis zum Kleinsten suchte jeder die Bestätigung seiner Rechte, seines Besitzstandes beim ohnmächtigen Kaiser. Es fehlte nicht an dem herkömmlichen Prunke bei den Belehnungen, welche der Kaiser den Kurfürsten ertheilte, und durch welche er mehr ihre Uebermacht bekräftigte, als seine Oberlehnsherrlichkeit erwies. Alle wichtigen Sachen wurden noch in Reichsversammlungen wenigstens verhandelt, in welchen der Kaiser und die Stände persönlich erschienen, obwohl es sich einschlich, daß sie sich durch Abgeordnete vertreten ließen. Selbst Polizeigesetze, wie über das unmäßige Zutrinken, die Kleiderpracht und dergleichen, wurden eben in dieser Zeit sehr angelegentlich auf den Reichstagen berathen und im Namen des Reichs verkündet, als wäre dieses ein Staat, der selbst über das Privatleben seiner Unterthanen gesetzgeberische Macht übe.

Vor allen deutschen Staaten war Oestreich durch die Erwerbung Burgunds emporgekommen. Durch die Vermählung des Prinzen Philipp mit der spanischen Johanne wurde Philipps Erstgeborner, Karl, Herr von Spanien, Sicilien, Neapel, der östreichischen Erblande und des neu entdeckten Amerika. Er wäre der mächtigste König gewesen, wenn nicht die Zersplitterung seiner Länder und die konstitutionellen Freiheiten derselben seiner Macht Grenzen gesetzt hätten. Dagegen war Frankreich, seitdem Ludwigs XI. arglistige und grausame Staatskunst die Macht der Großen gebeugt hatte und seitdem durch glückliche Erwerbungen die wichtigsten Vasallengüter mit der Krone vereinigt worden waren, als wohlverbundene, dem fast unumschränkten Willen des Monarchen unterworfene, nationale Macht, gewaltig und allen Nachbarn furchtbar. Die Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich bedrohte Europa mit Kriegsverheerung, der entscheidende Sieg der einen Macht mit Unterjochung. England gelangte durch Heinrich VII., welcher den schrecklichen Kampf der weißen und rothen Rose durch deren Vereinigung beendigt hatte, unter dessen kluger und sparsamer Verwaltung zu Wohlstand und politischer Stärke. Von Heinrich VIII. erwartete Europa die Erhaltung des Gleichgewichts. In Portugals Hauptstadt Lissabon strömten Afrika's, Brasiliens und Indiens Schätze zusammen.

In den italienischen Staaten, welche in treuer Vereinigung gegen das Ausland ihr Heil hätten suchen sollen, behauptete sich durch die Selbstsucht der Machthaber ein engherziger Partikularismus. Sardinien, Sicilien und Neapel waren mit Spanien vereinigt. Die lombardischen Fluren waren abwechselnd der französischen, schweizerischen, deutschen und spanischen Kriegsmacht preisgegeben. Der Papst, welcher gewöhnlich die Erhebung seiner Familie zum Ziele hatte, verkaufte oft seine Freundschaft dem Meistbietenden. Venedig, welches durch den neuen Gang des Welthandels seine besten Hülfsquellen verloren hatte und überdies den Blick mehr nach Innen auf die Erhaltung der Aristokratie, als auf die Italien drohenden Gefahren richtete, leistete dem gemeinsamen Vaterlande geringeren Beistand, als ihm nach seiner Macht und Stellung geziemte. Genua huldigte meistens dem Eroberer Mailands. Die übrigen Staaten vermochten vereinzelt nichts und verloren meistens, wie Florenz, durch innere Parteiungen ihre Macht und Bedeutung. Nicht ob Italien, ob Europa frei sei, war die Frage, sondern ob Franz oder ob Karl Gebieter von Mailand sein, ob in Florenz die Republik bestehen oder das Haus der Medicis herrschen solle. Auch die Schweiz diente oft einer unwürdigen Politik und verkaufte für schnöden Sold das Herzblut ihrer Söhne.

Die noch immer wachsende Macht der Osmanen, welche zumal unter dem furchtbaren Solyman nicht nur das bürgerliche, sondern auch das kirchliche Heil Europa's bedrohte, rief die Europäer in die Waffen gegen den Halbmond.

Die Vereinigung der skandinavischen Reiche durch die calmarische Union eilte ihrer Auflösung zu, und nach geschehener Trennung regte die Eifersucht Dänemark und Schweden zu erhöhter Thätigkeit an. — Auf dem russischen Reiche lastete noch Barbarei und Despotismus. Das mächtigste der nordöstlichen Reiche war noch Polen, welches den deutschen Orden in Preußen bedrohte. — In Asien beginnt erst mit der Ankunft der Europäer auf den indischen Küsten ein für die allgemeine Geschichte wichtiges Schauspiel sich zu entwickeln. — Aegypten war jetzt ein türkisches Land, und auch die nördliche Küste von Afrika, wo wilde Räuberschaaren ihren Sitz aufschlugen, war durch gemeinschaftliche Religion und Christenhaß mit dem osmanischen Reiche verbunden und stand unter dem Schutze des türkischen Großherrn. — Auf die Küsten von West- und Südafrika fällt erst durch die portugiesischen Entdeckungen einiges Licht. Am weitesten ist der Schauplatz, welcher sich in der neu entdeckten westlichen Welt eröffnet. Amerika erlangt bald einen mächtigen Einfluß auf Europa und die ganze Menschheit. Die Entdeckung von Amerika und die Reformation boten den Völkern die Gelegenheit zur Entwickelung der Thatkraft und zum Kampf für eine heilige Idee.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von Amerika bis zum westphälischen Frieden, von 1492 bis 1648.

1) Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung von Amerika.

Früherer Verkehr mit Indien.

Obgleich der seit dem 14. Jahrhundert allgemeiner gewordene Gebrauch der Magnetnadel der Schifffahrt einen kühneren Gang verliehen hatte, war doch die Erdkunde nicht bedeutend erweitert worden. Kühne Reisende hatten zwar schon seit dem 12. Jahrhundert den Schleier etwas gelüftet, der über dem innern und östlichen Asien hing: allein die Erweiterung der Erdkunde im Großen kann nicht durch einzelne Landreisen, sondern nur durch die Schifffahrt erreicht werden. — Schon im Alterthume war Indien das wegen seiner Spezereien und anderer kostbaren Erzeugnisse begierig gesuchte Land. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien theils in unmittelbarem, theils in mittelbarem Handelsverkehr. Als die Araber das Perserreich der Sassaniden stürzten, kamen sie in den Besitz des zu Land und zu Wasser ganz ansehnlichen Verkehrs mit Indien (Band II. S. 369). Durch die Kreuzzüge kam der einträgliche Handel mit den indischen Waren an die italienischen Städte (Band II. S. 472). Die Venetianer öffneten wieder die alte Handelsstraße vom schwarzen Meere nach Indien. Als sie nach dem Sturze des lateinischen Kaiserthums durch die Genuesen aus Constantinopel und den Küstenstädten des schwarzen Meeres verdrängt wurden, wandten sie sich nach Aegypten, wohin die indischen Waren fast ganz zur See gelangen konnten, indem sie aus dem indischen Ocean in den arabischen Meerbusen gingen, und nur die kurze Landstrecke zwischen der ägyptischen Küste und dem Nil zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der mamlukkischen Sultane von Aegypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waren legten, machten diese sehr theuer. Die Auffindung eines ununterbrochenen Seewegs nach Indien, auf welchem man die Waren unmittelbar beziehen konnte, mußte daher große Vortheile gewähren. Diese Aufgabe zu lösen gelang den Portugiesen.

Die Entdeckungsreisen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer.

Die portugiesischen Könige widmeten der Schifffahrt und dem Seehandel ihre vorzüglichste Sorgfalt. Lissabon, an der Mündung des Tajo gelegen, wurde zum Mittelpunkt des Handels erhoben, welcher durch weise Gesetze und für jene Zeit zweckdienliche Privilegien und Prämien bereits gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zu außerordentlicher Blüthe gelangte. Die mancherlei Vorrechte und Freiheiten zogen fremde Kaufleute herbei, besonders Italiener, und unter diesen zeichneten sich wieder die Genuesen aus. Mit ihrer Hülfe entwickelte und bildete sich die portugiesische Marine. Wahrscheinlich noch bedeutenderen Verkehr als mit Italien hatte Portugal mit England, wohin es schon damals seine Weine sandte. Auch die niederländischen Häfen besuchten die Portugiesen und hatten in Brügge ihre eigene Faktorei. Die glänzende Zeit der portugiesischen Seemacht begann mit dem Infanten Heinrich, bekannt unter dem Namen des Seefahrers. Er trieb mit Eifer das Studium der Erd- und Himmelskunde und suchte den Umgang der gelehrtesten Männer, um seine Kenntnisse zu erweitern. Er forschte sorgfältig nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Afrika's und entwarf Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Ausgerüstet mit den für die damalige Zeit vollkommensten Kenntnissen und Hülfsmitteln, in der Schifffahrt durch lange Uebung erprobt verließen die Portugiesen die herkömmlichen Küstenfahrten und wagten sich hinaus in die offene See und in deren vom Aberglauben und von der Unwissenheit mit Schreckbildern erfüllte Geheimnisse. Allerdings hatte sich da und dort und vornehmlich in Italien manche Leuchte der Wissenschaft heller entzündet, festere Systeme waren aus den geographischen Hypothesen der Alten und den Erfahrungen der Araber hervorgegangen, die Kugelgestalt der Erde wurde nicht mehr bezweifelt, und aus dem erzwungenen Widerruf Galilei's brach siegend die Wahrheit hervor. Indeß diesen Theorien fehlte bis jetzt die Hauptsache, — die lebendige That. Und diese zuerst gewagt und bleibende Erfolge gewonnen zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Heinrich's von Portugal. Mit Nordafrika bis zum heutigen Marokko und den Grenzen der Wüste Sahara unterhielt das nahe Portugal schon frühzeitig Verbindungen. Es galt nur immer weiter südlich zu schiffen und so bis zur Spitze Afrika's zu gelangen. Daß von dort das Meer sich ostwärts bis Indien ausbreite, wußte man aus den arabischen Schriften, und auch die von den Phöniciern in entgegengesetzter Richtung, d. h. von Osten nach Westen, unternommene Umschiffung Afrika's gab einen nicht unwichtigen Anhaltepunkt (Band I. S. 82). Doch das Wenige, was das Alterthum davon gekannt haben mag, war bis auf dunkle Ueberlieferungen vergessen.

Die Portugiesen betraten hier gleichsam ein neues Feld. Die ersten Unternehmungen wurden um das Jahr 1415 ausgesendet. Es war ihnen vorgeschrieben, immer längs der Westküste von Afrika vorzudringen und genaue Untersuchungen anzustellen, welche den Nachfolgenden nützlich werden könnten. So ging Heinrich schrittweise, aber plangemäß zu Werke. Ein Sturm verschlug die 1418 ausgesendete Expedition nach der Insel Porto Santo. Von hier aus wurde die Insel Madera entdeckt, welche mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war. Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, steckte man einen Theil des

Waldes in Brand. Das Feuer griff aber dergestalt um sich, daß es sieben Jahre fortbrannte. Dann wurden auf Befehl des Infanten Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der seine Canarienzucker und der Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen. Auch wurde Madera eine Station für die Entdeckungsfahrten an der Küste Afrika's, welche mit neuer Energie und gestärktem Vertrauen ihren Fortgang nahmen. Das Kap Bojador, dann das Kap Blanco wurden umschifft, und 1445 kam Denis Fernandez über den Senegal hinaus und entdeckte das grüne Vorgebirge. Der Infant Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen.

Der Tod Heinrich's (1460) unterbrach nur auf kurze Zeit diese glänzenden Unternehmungen. Alfons V., welcher damals auf dem portugiesischen Thron saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Afrika Eroberungen zu machen. Doch ging unter seiner Regierung ein portugiesischer Seefahrer über die Linie hinaus, wodurch das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sei, als irrig erwiesen wurde.

Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die portugiesische Herrschaft in Indien.

Neuen Umfang und das Ziel selbst, d. h. die Umschiffung Afrika's, gewannen die Entdeckungsfahrten unter der ebenso einsichtsvollen, als thatkräftigen Regierung Johanns II. (1481—1495). Mit den Erfolgen wuchs das Vertrauen, das Meer verlor nach und nach seine Schrecken, man fing an die Küsten zu verlassen und sich in die offene See zu wagen. Es erweiterten sich durch manche neue Erfindung die Hülfsmittel der Schiffahrt, zumal die astronomischen und mathematischen. Die Schiffsahrtskunde fand in Portugal auch eine vorzügliche wissenschaftliche Pflege, und die von Heinrich begründete Seeakademie wurde die Musteranstalt für ganz Europa. Die Südspitze von Afrika umsegelte Bartholomäus Diaz. Er war unbewußt über dieselbe hinausgefahren und fand sie erst auf seiner von der meuterischen Schiffsmannschaft erzwungenen Rückkehr (1487). Diaz nannte das merkwürdige Vorgebirge wegen der schrecklichen Stürme, die er bei der ersten Umsegelung ausgestanden hatte, das stürmische Vorgebirge. Als er aber in Portugal ankam, erhielt es von dem vertrauensvollen Könige den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung. Denn der König zweifelte nicht mehr, daß nun der Weg nach Indien gefunden sei.

Um den Weg nach Indien weiter verfolgen zu lassen, sandte der König Emanuel, der Nachfolger von Johann II., am 9. Juli 1497 vier Schiffe unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama ab. Dieser erreichte nach heftigen Stürmen die Südspitze von Afrika und fuhr dann längs der Küste von Sofala nach Mosambique, Mombazza und Melinde. Die Einwohner waren Mohammedaner, besaßen bereits einen ziemlichen Grad von Kultur und einen blühenden Handel. An den beiden ersten Orten hatte Gama mit Nachstellungen zu kämpfen, aber der König von Melinde nahm ihn freundlich auf und gab ihm einen Lotsen, der ihn 700 Meilen quer über den Ocean und in den Hafen von Calicut auf der malabarischen Küste führte, wo er den 19. Mai 1498 ankam. Die Civilisation der Inder fanden die Portugiesen auf einer bedeutenden Stufe, Gewerbe und Handel blühten.

Anfangs hatte Vasco de Gama die beste Aussicht ein vortheilhaftes Handelsbündniß mit dem Fürsten von Calicut (Samorin oder eigentlich Samudriya-Râja d. h. der König am Ocean) zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitz des indischen Handels waren, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Gama war für seine Sicherheit besorgt; er ging wieder unter Segel und lief am 29. August 1499 in den Tajo ein.

Der König Emanuel sandte 1500 eine Flotte von dreizehn Schiffen unter dem Admiral Cabral ab, mit dem Auftrag, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchteten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen. Cabral hielt sich auf dieser Fahrt westlicher als seine Vorgänger und entdeckte Brasilien. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz. Nach seiner Ankunft in Indien sah er das anfangs angeknüpfte freundliche Vernehmen mit dem Fürsten von Calicut durch die Ränke der Mohammedaner gestört und ließ Calicut beschießen. Jedoch bei den kleineren, dem Samorin zinspflichtigen Fürsten fand Cabral freundliche Aufnahme und kam 1501 mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingber wieder in Portugal an.

Die Portugiesen mußten sich ihre Niederlassungen in Indien mit den Waffen erkämpfen. Sie fanden besonders an dem Sultan von Aegypten einen Gegner, weil dieser durch Ausbreitung des Handels der Portugiesen und durch die von den Portugiesen beabsichtigte Sperrung des arabischen und persischen Meerbusens großen Schaden zu erleiden befürchtete. Der Sultan wurde von den Venetianern unterstützt, die ihren ergiebigsten Handelszweig durch die Entdeckung des neuen Handelsweges bedroht sahen. Auch das Benehmen der Portugiesen war nicht geeignet ihnen die indischen Fürsten geneigt zu machen. Die Portugiesen verlangten bei ihren Verträgen mit den indischen Fürsten, daß diese die Oberhoheit des Königs von Portugal und ihre Zinspflichtigkeit anerkennen und die Anlage von Faktoreien, selbst von Citadellen, in ihren Hauptstädten zulassen sollten. Die Portugiesen bestimmten den Preis, den sie für die Waren zahlen wollten, und zwangen die Inder, keinem Andern zu verkaufen, bis sie nach ihrem Gutdünken mit Waren versehen waren. Dennoch gelang es den von Begeisterung für den Ruhm ihres Volkes, von Bekehrungseifer und von Gewinnsucht angeregten Portugiesen durch Thaten der ruhmvollsten Tapferkeit ihren Zweck zu erreichen. Don Francesco de Almeida (1505—1509), welcher den Titel eines Vicekönigs erhielt, vernichtete durch einen glänzenden Sieg fast gänzlich die Flotte des Sultans von Aegypten. Sein Nachfolger Alfons von Alboquerque (1509—1515) war einer der größten Männer seines Jahrhunderts. Er machte die Portugiesen zum herrschenden Volke an den Küsten und in den Gewässern von Indien, obgleich ihm das Mißtrauen des portugiesischen Hofes, der einen Mann nicht zu mächtig werden lassen wollte, und der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen viele Hindernisse in den Weg legten. Alboquerque überwand durch seine Klugheit und Standhaftigkeit alle Schwierigkeiten. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft auf der See gerichtet; Alboquerque hielt die Behauptung derselben für unmöglich, wenn sie nicht in befestigten Besitzungen auf

dem Lande eine sichere Grundlage hätte. Er eroberte Goa und machte diese Stadt zum Hauptsitze der portugiesischen Macht in Ostindien. Auch Malacca, der wichtigste Stapelplatz des hinterindischen Handels, wo chinesische und arabische Kaufleute zusammentrafen, wurde von Alboquerque erobert und stark befestigt. Selbst den mächtigsten Königen Indiens war jetzt der portugiesische Name furchtbar; Alboquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Nach Goa kamen Gesandte von Abyssinien und Ormus. Die letzte Unternehmung des großen Alboquerque war die Einnahme von Ormus am Eingang des persischen Meerbusens. Die folgenden Statthalter waren Alboquerque nicht gleich. Die Begeisterung und der Heldeneifer der Portugiesen wich einem verderblichen Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, desto mehr stieg die Habsucht; in der Verwaltung rissen grobe Mißbräuche ein; die wichtigsten Aemter wurden nach Gunst und Familienverbindungen vergeben. Die Verwaltung Alboquerque's war die Blüthezeit der portugiesischen Herrschaft in Indien. Doch wurden die Entdeckungen und Eroberungen auch nach seinem Tode noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und auf der Coromandel-Küste, Faktoreien auf den Sunda-Inseln, eroberten das wichtige Diu, kamen 1542 nach Japan und knüpften hier wie später auch in China einen einträglichen Handelsverkehr an. Die Ausdehnung und Zerstreutheit der Besitzungen machten aber die Aufsicht schwierig, und Eigennutz und Willkür nahmen überhand.

Kolumbus. Die Entdeckung von Amerika. Noch vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hatte der Gedanke, diesen Weg in westlicher Richtung aufzusuchen, zur Entdeckung eines neuen Welttheiles, Amerika's, geführt. Es gilt zwar jetzt für ziemlich gewiß, daß schon im 10. oder 11. Jahrhundert Normänner von Island und Grönland aus ein südwestlich gelegenes Land entdeckt haben, welches sie wegen einer dort wild wachsenden Weintraubenart Winland nannten; allein die Erinnerung an dieses Land und die dort gegründete Kolonie war im Andenken der Menschen wieder erloschen, vielleicht auch im südlichen Europa gar nicht bekannt geworden.

Christoph Kolumbus war wahrscheinlich 1436 zu Genua geboren. Er hatte sich früh dem Berufe des Seefahrers gewidmet und sich die dazu erforderlichen Kenntnisse in der Geometrie, Astronomie und Erdkunde erworben. Er hatte um 1470 seine Vaterstadt Genua mit Portugal vertauscht und die Tochter eines gewissen Perestrello geheirathet, der als Schiffshauptmann mehrere Entdeckungsreisen unter dem Infanten Heinrich mitgemacht hatte. Die Tagebücher, Zeichnungen und Karten seines verstorbenen Schwiegervaters beschäftigten Kolumbus unaufhörlich, und er faßte den Gedanken, den Weg nach Indien durch eine Fahrt nach Westen aufzusuchen. Seine Zuversicht stützte sich auf die Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugel sei. Bereits der griechische Geograph Eratosthenes (Band I. S. 463) hatte gelehrt, daß man von Spanien westwärts segelnd nach Indien müsse gelangen können. Diese Ansicht hatten auch mehrere gelehrte Zeitgenossen des Kolumbus. Dessen Ueberzeugung wurde noch dadurch bestärkt, daß portugiesische Seefahrer

zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal zwei Leichname von fremdartiger Bildung von Westen her hatten an den Küsten der Azoren antreiben sehen. Kolumbus wollte die Ehre und den Vortheil seiner Unternehmung seiner Vaterstadt zuwenden, wurde aber von den Genuesen als Projectmacher abgewiesen. Ebenso erging es ihm in Portugal. Er wandte sich nun nach Spanien, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten. Diese übergaben die Vorschläge des Kolumbus einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen, welche auf den armen genuesischen Abenteurer mit Hochmuth herabsahen und gegen dessen Plan wunderliche Bedenken äußerten. Auch befanden sich Ferdinand und Isabella damals in großer Geldverlegenheit und hatten überdies ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren von Granada gerichtet. Deshalb wurde die Entscheidung für Kolumbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser Jahre lang dem Hofe von einem Orte zum anderen. Endlich erhielt er den Bescheid, man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Bereits hatte Kolumbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Allein Bartholomäus war einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen. Schon wollte Kolumbus ihm nachreisen; da fiel Granada, und die Freunde des Kolumbus benutzten die frohe Stimmung, um endlich Ferdinand und Isabella zur Annahme von Kolumbus Vorschlägen zu bewegen. Am 17. April 1492 wurde der Vertrag unterzeichnet. Kolumbus wurde zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; es wurde ihm der zehnte Theil aller aus diesen zu hoffenden Einkünfte bewilligt. Alle diese Würden und Vortheile sollten auf seine Nachkommen übergehen. Kolumbus begab sich nach Palos, einem Hafen in Andalusien, wo die kleine Flotte ausgerüstet wurde. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen zwei nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Bemannung bestand aus 120 oder 90 Personen, von denen die meisten sich nur sehr ungern auf das tollkühne Unternehmen einließen.

Am 3. August 1492, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab. Am dritten Tage brach ein Steuerruder, doch wurden die canarischen Inseln glücklich erreicht und nach Ausbesserung der Schiffe am 6. September wieder verlassen. Ein Ostwind, der sich nach einigen Tagen erhob, begünstigte die Fahrt. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden und auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Kolumbus suchte ihnen Vertrauen einzuflößen. Unermüdet stand er Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Die Furcht und Angst der Schiffsmannschaft wuchs mit der Entfernung und ging endlich in Murren und offene Empörung über. Schon faßten Einige den verruchten Gedanken, den hochherzigen Führer über Bord zu werfen, wenn er sich weigere umzukehren; da wurde am 12. Oktober Land entdeckt. Das

Schiffsvolk sah eine schöne grüne Insel vor sich liegen, deren Ufer mit nackten Menschen von einer röthlichen Kupferfarbe bedeckt waren. Mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge ruderte man dem Lande zu. Kolumbus, in einem reichen Kleide und das Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um zuerst die neue Welt zu betreten. Ihm folgten die Anderen, und in dem Uebermaß der Freude über ihre Rettung warfen sie sich alle nieder, küßten die Erde, errichteten ein Kreuz und beteten vor demselben. Kolumbus nahm die Insel für die castilische Krone in Besitz, mit den Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen zu beobachten pflegten. Die Wilden bezeichneten die Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador. Kolumbus glaubte fest, er sei in dem indischen Archipelagus angelangt, und der Name Westindien ist das bleibende Denkmal dieses Irrthums. Kolumbus entdeckte außer vielen kleineren Inseln noch Cuba und Hayti (Hispaniola oder St. Domingo). Er fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, aber von Anbau keine Spur. Nachdem er auf Hayti eine kleine Festung erbaut und 39 Spanier in derselben zurückgelassen hatte, stach er am 4. Januar 1493 in die See und lief am 15. März wieder in den Hafen von Palos ein.

Kolumbus wurde mit ungeheurem Jubel begrüßt. Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab und erdrückte ihn fast, als er mit den Seinigen in Procession nach der Hauptkirche ging. In Barcelona empfingen ihn Ferdinand und Isabella in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range, und er stattete feierlich vor dem Throne Bericht ab von seiner Reise. Die Versammlung war von Begeisterung und Andacht so durchdrungen, daß sie in dieser Stunde, wie ein Berichterstatter sagt, der Freuden der Seligen theilhaftig zu sein schien. Die Kunde von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa. Eine päpstliche Schenkungsakte verlieh den Spaniern alle 370 Meilen westwärts von den Azoren gelegenen und zu entdeckenden Länder. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören.

Mit 1500 Menschen und 17 Schiffen trat Kolumbus am 25. September 1493 seine zweite Reise an. Er entdeckte die caraibischen Inseln und Jamaika; allein die auf Hispaniola zurückgelassene Kolonie war von den durch Raub und Verführung ihrer Weiber erbitterten Indianern gänzlich zerstört worden. Kolumbus gründete eine neue Niederlassung, die er zu Ehren seiner Königin Isabella nannte. Seine Begleiter bereiteten ihm große Unannehmlichkeiten, da ihre goldnen Träume nicht in Erfüllung gingen und sie nicht in die neue Welt gekommen waren, um den Acker zu bauen und wilde Gegenden urbar zu machen. Die Häupter der Unzufriedenen waren nach Spanien zurückgekehrt und hatten dort so viele Verleumdungen gegen den Admiral verbreitet, daß zur Untersuchung der Beschwerden ein Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Kolonie gesandt wurde. Kolumbus sah sich dadurch veranlaßt nach Spanien zurückzukehren (1496). Er fand am Hofe eine bessere Aufnahme, als er erwartet hatte.

Seine **dritte Reise** trat Kolumbus am 30. Mai 1498 an. Er richtete seinen Lauf noch mehr nach Süden und kam in die Gegenden in der Nähe des Aequators, wo zwischen den beiden Passatwinden Windstille und eine entsetzliche Hitze herrschen. Die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer bersteten, die Lebensmittel verdarben und die Matrosen verloren Kraft und Besinnung. Kolumbus sah sich genöthigt seinen Lauf zu ändern und gelangte nach der Insel **Trinidad** am Ausflusse des Orinocostromes. Seine Schiffsmannschaft betrat an der Trinidad gegenüber liegenden Küste von Cumana das **feste Land von Amerika**, während er selbst von einer heftigen Augenkrankheit am Bord zurückgehalten wurde. Auf Hispaniola fand er statt der ihm nöthigen Ruhe und Erholung nur Verwirrung und Drangsale. Gegen seinen Bruder Bartholomäus, den er zum Statthalter (Adelantado) ernannt hatte, war eine offene Empörung ausgebrochen. Die Indianer benutzten die Entzweiung der Spanier und entzogen sich den auferlegten Verpflichtungen; die rebellischen Spanier plünderten und verwüsteten das Land. Kolumbus mußte sich, um seine eigene Schwäche und die Stärke der Rebellen nicht zu offenbaren, entschließen, den ruchlosen Aufrührern demüthigende Bedingungen zu gewähren.

Die von den Feinden des Kolumbus in Spanien verbreiteten Verleumdungen bewogen den wegen der ausgedehnten Gewalt des Admirals mißtrauischen König Ferdinand einen Beamten seines Hofstaates, **Franz von Bovadilla**, mit ausgedehnten Vollmachten nach Hispaniola zu senden. Als dieser im August 1500 daselbst ankam, setzte er sich gewaltsam in den Besitz der Festung und eignete sich das Haus des eben abwesenden Admirals zu. Auf die frechsten Verleumdungen elender Schurken hin ließ er Kolumbus und dessen beide Brüder, Bartholomäus und Diego, in Ketten legen und gefesselt nach Spanien bringen. Die Nachricht von der unerhörten Behandlung des Kolumbus erregte in Spanien ungemeines Aufsehen. Isabella, welche von Mitleid und Unwillen bewegt war, und Ferdinand, der wenigstens das allgemeine Gefühl des Volkes schonen mußte, sandten den Befehl nach Cadix, wo die Schiffe gelandet waren, daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Am Hofe wurde die beredte Rechtfertigung des Kolumbus mit Theilnahme aufgenommen; der Admiral erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen; es wurde die Erstattung seines Eigenthums befohlen und Bovadilla abgesetzt. Die Wiedereinsetzung des Admirals in seine Würden und Rechte wurde aber verschoben, und er erhielt sie nie, da der argwöhnische Ferdinand keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden eine so ausgedehnte Macht einräumen wollte.

Die Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem Handel mit Indien zogen, reizten den Kolumbus zu neuer Thätigkeit. Er vermuthete, daß in dem aufgefundenen Festlande irgendwo eine Durchfahrt nach dem indischen Meere sei und erbot sich sie aufzusuchen. Ferdinand und Isabella nahmen das Anerbieten an, und am 9. Mai 1502 ging Kolumbus mit vier ziemlich schlechten Schiffen in Cadix unter Segel. Er untersuchte auf dieser **vierten Reise** die Küste vom **Kap Gracias a dios südlich bis Portobello**, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die ganze Reise war eine Kette von Unglücksfällen. Am 7. November

1504 kehrte er nach Spanien zurück. Zu seinem Unglück starb neunzehn Tage nachher seine Beschützerin, die Königin Isabella. Auf seine Bitten um Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden gab ihm Ferdinand mit kalter Höflichkeit ausweichende Antworten. Kolumbus starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht. Die Ketten, die er einst getragen, ließ sich Kolumbus mit ins Grab geben. Sein Sohn Diego erreichte es durch Verheirathung mit der Tochter einer einflußreichen Familie, daß er wieder als Statthalter nach St. Domingo gesandt wurde. Mit dessen Sohn Don Luis, dem nur noch der Titel eines General-Capitains von Hispaniola gelassen wurde, starb der Mannsstamm des Kolumbus aus. Der neu entdeckte Erdtheil wurde geraume Zeit nur die neue Welt genannt, erst später Amerika, nach dem Florentiner Amerigo Vespucci. Dieser hatte 1499 den Spanier Ojeda auf einer Reise nach Westindien begleitet und sich in einer Beschreibung dieser Reise das Ansehen gegeben, als ob er zuerst das Festland des neu entdeckten Erdtheils gesehen und betreten habe.

Weitere Entdeckungen.

Die Lust, neue Länder aufzufinden, noch mehr die Begierde, dadurch schnell zu großen Reichthümern zu gelangen, trieben zu immer neuen Entdeckungen an. Auf die geöffnete Bahn stürzte sich wer Muth und Ruhmbegierde oder Golddurst besaß, die thatkräftigsten und talentvollsten Männer des Zeitalters, aber auch arbeitsscheue Waghälse, Schaaren gemeiner Abenteurer, der Auswurf der Gesellschaft und Mißvergnügte aller Art. Zunächst behaupteten Spanien und Portugal auf alle neu zu entdeckenden Länder ein ausschließliches Recht, bald warfen aber auch Holland, England und Frankreich verlangende Blicke nach den entdeckten Ländern und suchten Niederlassungen in denselben zu gründen. Das nördliche Amerika hat Cabot (1497) als Befehlshaber einer englischen Expedition gefunden, allein eine öde Natur und ein rauheres Klima reizten da weniger zur Nachfolge, als im Süden, wo eine üppige Vegetation, ein schöner Himmel und Gold- und Silberschätze die Einbildung und Gewinnsucht heftig aufregten. Balboa gründete (1510) am Golf von Darien eine Niederlassung und erreichte von hier aus zuerst die Gestade des stillen Oceans. Florida wurde 1512, die Halbinsel Yukatan 1517 entdeckt. Juan Diaz de Solis suchte 1516 längs der Ostküste Südamerika's die Durchfahrt nach Indien und gelangte bis an die Mündung des Rio de la Plata. Der Portugiese Magelhaens, welcher nach vielen tapferen Thaten in Ostindien aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten in den Dienst Karls I. von Spanien getreten war, erbot sich den westlichen Weg nach Indien zu entdecken. Mit fünf Schiffen verließ er im August 1519 Spanien, erreichte im November 1520 die nach ihm genannte Meerenge und gelangte nach zwanzigtägiger Fahrt durch diese gewundene und höchst gefährliche Straße in die Südsee. Drei Monate und zwanzig Tage segelte er durch dieselbe ohne Land zu erblicken. Endlich gelangte er zu einer Inselgruppe, die er die Ladronen nannte, weil er die Einwohner sehr diebisch fand. Hierauf kam er zu den Philippinen, auf deren einer die Eingebornen ihn erschlugen. Die Reise wurde unter anderen

Anführern fortgesetzt. Die Spanier landeten zum Erstaunen der Portugiesen auf Tidore, einer der Molukken, und von hier kehrte das einzige Schiff, welches die See noch zu halten vermochte, um das Kap der guten Hoffnung nach Spanien zurück, am 7. September 1522. So war die erste Reise um die Welt vollbracht.

Von Cuba aus unternahm Ferdinand Cortez (1519) mit 508 Soldaten, 109 Matrosen, 14 kleinen Kanonen, 16 Reitern und 11 kleinen Schiffen die Eroberung des mexikanischen Reiches. Nach seiner Landung verbrannte er seine Schiffe und drang ins Innere. Durch eine Reihe romantischer Heldenthaten, durch Entschlossenheit und Ausdauer errang Cortez den Sieg über ein an allen Schätzen der Natur reiches, mit ansehnlichen Städten besetztes, an Civilisation alle bisher entdeckten Länder von Amerika weit übertreffendes und unter einem Herrscher vereinigtes Reich. Eine Handvoll Menschen unterwarf ein Land, welches 500 Meilen lang und gegen 200 breit und von ohngefähr fünf Millionen Menschen bewohnt war. Später (1536) entdeckte Cortez auch die Halbinsel Californien.

Franz Pizarro und Diego de Almagro, Männer von großem Unternehmungsgeist und Muth, aber ohne Bildung und von Leidenschaften beherrscht, unternahmen 1531 mit drei kleinen Schiffen und 180 Mann, unter denen 36 Reiter waren, die Eroberung von Peru. Ein Thronstreit zwischen zwei Brüdern der regierenden Familie erleichterte den Spaniern die Eroberung des schönen und reichen Landes und der Hauptstadt Cuzco. Pizarro nahm den einen Herrscher, der seinen Bruder hatte ermorden lassen, auf eine treulose Weise gefangen und ließ ihn hinrichten, obgleich dieser die für seine Freiheit versprochene ungeheure Masse Goldes zusammengebracht hatte. Pizarro baute, da Cuzco sehr weit vom Meere entfernt war, eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535). Bald geriethen Franz Pizarro und dessen Brüder Ferdinand und Gonzalo in Streit mit Almagro, der unterdessen Chile entdeckt hatte. Almagro wurde besiegt und enthauptet. Allein auch Pizarro fand seinen Tod durch eine Verschwörung, welche Almagro's Sohn angestiftet hatte. Die Gewaltthaten und Blutscenen in Peru wiederholten sich und brachten die ganze Niederlassung an den Rand des Untergangs. Da sandte endlich Kaiser Karl V. einen Geistlichen, Pedro de la Gasca, einen Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht und von außerordentlicher Uneigennützigkeit nach Peru. Dieser brachte die Spanier zu ihrer Pflicht zurück, traf eine Reihe von Anordnungen zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und linderte auch das harte Loos der Peruaner. Von den Hauptniederlassungen der Spanier im Norden und Süden des neuen Welttheiles schritt die Entdeckung fort in die angrenzenden Länder; bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren die Küsten Südamerika's so ziemlich in ihrem ganzen Umfange bekannt; doch blieb das Innere des neuen Erdtheiles lange unerforscht. Viele Niederlassungen wurden in dem Lande vom Orinoco bis Darien gegründet. Auch längs des La Plata-Stromes erweiterten die Spanier ihre Macht. Die Kolonie Buenosayres erstarkte und allmälig wurde Paraguay, alles Land bis Chile, Peru und Brasilien dem spanischen Scepter unterthan. Der Wunsch, einen bequemeren und näheren Weg nach Indien aufzu-

finden, führte zu vielfacher Bereicherung der Erdkunde. Die Fahrt ums Kap der guten Hoffnung war langwierig und mühsam und auch die Straße Magelhaens war gefahrvoll und schreckte durch ungeheure Länge ab. Immer kam man auf Kolumbus Idee wieder zurück, eine westliche Durchfahrt aufzufinden, und als man diese Hoffnung aufgab, eine nordwestliche und endlich eine nordöstliche. Die Engländer schlugen anfangs den Weg nordöstlich ein, umfuhren das Nordkap, entdeckten das Eismeer und das weiße Meer, landeten auf Nowa Semla (1553) und stellten eine direkte Seeverbindung mit Archangel her. Die Holländer folgten ihnen und Barenß drang 1595 bis Spißbergen vor. Später verfolgte man die nordwestliche Richtung. Frobisher entdeckte (1577) die südwestlichen Küsten Grönlands und zehn Jahre später Davis die nach ihm benannte Straße mit den umliegenden Ländern der Eskimo's, Labrador und Neufundland. Die Ergiebigkeit des dortigen Fischfangs zog die Spekulation an und forderte zu neuen Unternehmungen auf. Hudson machte seine Reisen (1607 bis 1610) auf Kosten amsterdamer Kaufleute, und seine Entdeckungen erweiterten außerordentlich die Kenntniß des amerikanischen Kontinents. Auch die Dänen betheiligten sich ehrenvoll an den nordischen Reisen, und die Kolonisirung Grönlands ist ihr Werk. Die nordöstliche Fahrt von Europa nach Amerika wurde von den Russen in der Zeit Peters des Großen vollständig entdeckt.

An den östlichen Küsten von Nordamerika entstanden nur langsam und unter mühseligem Ringen gegen die noch wilde Natur und die wilden Einwohner dürftige europäische Niederlassungen. In Virginien, welches Walter Raleigh (1585) zu Ehren seiner unvermählten Königin so nannte, und in Karolina, von den Franzosen nach ihrem König Karl IX. so geheißen (um 1560), nahmen die ersten Niederlassungen ein trauriges Ende. Jakob I. von England ermunterte durch Verleihung großer Freiheiten zur Wiederholung der Versuche. Die Unruhen in England beförderten die Auswanderung nach der neuen Welt; Maryland, Massachusset, Rhodeisland, Connektikut wurden gegründet und 1643 unter dem Namen Neuengland zu gemeinschaftlicher Vertheidigung vereinigt. Auch die Franzosen erneuerten ihre Versuche zu Niederlassungen in Acadien und Canada. Das Aufblühen aller dieser Kolonien erfolgte erst im folgenden Zeitraum.

Eigenthümlichkeiten, Einwanderung und Bildung der Amerikaner.

Der amerikanische Menschenstamm zerfällt in eine erstaunlich große Zahl von Völkerschaften. Diese Völker sind alle durch gewisse Aehnlichkeiten mit einander verbunden; doch ist dies nicht so zu verstehen, daß bestimmte körperliche Eigenthümlichkeiten bei allen zu finden wären, sondern nur so, daß ohngeachtet ihrer Verschiedenheit unter einander doch gewisse Eigenthümlichkeiten einzelne Stämme mit anderen, und gewisse andere diese wieder mit anderen Stämmen verbinden, und daß sich solche Aehnlichkeiten mitunter zwischen weit von einander wohnenden Völkern finden. Die Amerikaner oder, wie man sie auch nennt, die Indianer sind groß von Gestalt, haben eine lohbraune oder wie angelaufenes Kupfer aussehende Farbe, schwarzes, langes, grobes Haupthaar, einen dünnen, in regellosen Büscheln stehenden Bart, eine niedrige Stirn. Der Winkel der lang gespaltenen Augen läuft schräg

gegen die Nase; die Augenbraunen und Augenknochen treten hervor. Dazu kommen eine stumpfe Nase, aufgeworfene Lippen, gedrängte und spitze Zähne, ein breites Gesicht, doch mit hervorspringenden Zügen, tiefe Augenhöhlen, glatte Schläfe und ein stark rückwärts gebogenes Stirnbein; endlich ein sanfter Zug um den Mund, in seltsamen Kontrast mit dem düsteren oder gefühllosen Blick. Manche dieser Eigenthümlichkeiten stimmen mit denen des mongolischen Menschenstammes überein, welchem die im Norden Amerika's wohnenden Eskimo's angehören.

Ein Blick auf die Karte zeigt nicht nur den möglichen, sondern auch den leichten und oft gebrauchten Weg der Verbindung zwischen Asien und Amerika. Im Norden leitet die Behringsstraße, welche noch durch einige Inseln unterbrochen und den größten Theil des Jahres mit dichtem Eis bedeckt ist, die Jäger des tschuktschen Landes in den benachbarten Kontinent und weiter südlich bilden die aleutischen Inseln eine von der Natur gebaute Brücke der Uebersiedelung. Viele auffallende Aehnlichkeiten in der Sprache und in den Sitten und die unter den Völkern der neuen Welt weit verbreiteten Sagen machen es wahrscheinlich, daß die Bevölkerung Amerika's aus Asien eingewandert ist.

Zur Zeit der Entdeckung von Amerika standen die Völker dieses Erdtheiles, besonders die Einwohner der westindischen Inseln noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung, so daß die Spanier zweifelten, ob sie auch wirklich Menschen wären. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Inseln gewährte ihnen Mais und Maniakwurzel in Ueberfluß und zwang sie nicht zur Sorge für Kleidung und Wohnung. Große Thiere, die ihre Stärke und List hätten üben können, gab es dort nicht; daher waren die Amerikaner schwach, träg, großer und anhaltender Kraftäußerung unfähig und so zaghaft, daß ein europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte. Die Indianer kannten nicht die Zähmung nutzbarer Thiere und die Bearbeitung des Eisens. Ihr geistiger und sittlicher Zustand war ein sehr unentwickelter, die gesellschaftlichen Verhältnisse, das Band der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft, sehr lose und mangelhaft.

Viel gebildeter als die übrigen Völker waren die Mexikaner und die Peruaner. Nach den in Mexiko verbreiteten Sagen und den in den Tempeln aufgefundenen hieroglyphischen Gemälden waren nördliche und nordwestliche Stämme zu verschiedenen Zeiten in das Land eingewandert und hatten Gesittung und Künste unter den Wilden verbreitet. Die Azteken, der herrschende Stamm, waren um 1160 von ihren früheren Sitzen, nordwärts vom Meerbusen von Californien, aufgebrochen und nach Süden vorgedrungen. Sie hatten die Hauptstadt Mexiko gegründet, den Mittelpunkt ihres Reiches. Sie wurden damals von einer Anzahl adeliger Häuptlinge aristokratisch regiert; da sie sich aber gegen ihre Nachbarn schwach fühlten und größerer Einheit der Maßregeln zu bedürfen glaubten, so führten sie im Jahre 1352 das Königthum ein. Die Form des Reiches war der eines mittelalterlichen Feudalreiches ähnlich. Der Monarch war bei allem Glanze seines Thrones durch einen stolzen und mächtigen Adel eingeschränkt, welcher über das Volk eine drückende Herrschaft übte. Dreißig Häupter

vom ersten Rang geboten jeder über eine Zahl von etwa 100,000 Gemeinen; unter ihnen erhoben 3000 Edle des zweiten Ranges ihr immer noch stolzes Haupt. Ohne die Zustimmung des Adels konnte nichts Wichtiges geschehen. Sechs Wahlfürsten vergaben den Thron, zwar meistens an einen Sprößling des regierenden Hauses, aber doch nur an den, welcher ihnen der würdigste schien. Alle Edlen folgten im Kriege der Standarte des Reiches und zahlten dem Monarchen nach dem Umfange ihrer Ländereien eine größere oder kleinere Abgabe. Der Adel besaß seine Ländereien theils als volles Eigenthum, theils als verbunden mit einem Amte oder einer Würde nur zur Nutznießung. Dem König, dem Adel und der Priesterschaft gehörten die fruchtbarsten Ländereien. Das Volk, nach Bezirken eingetheilt, erhielt ein Stück Land zum gemeinschaftlichen Anbau. Es gab auch an die Scholle gebundene Leibeigene und Sklaven, die von ihren Herren ungestraft getödtet werden konnten. Das Reich hatte seine größte Ausdehnung erlangt zu der Zeit, als es von Cortez erobert wurde; allein die zuletzt unterworfenen Stämme trugen das Joch mit Unwillen, und dieser Unwille führte dem Cortez zahlreiche Verbündete zu.

Das mexikanische Reich war gut angebaut, und die Einwohner hatten bereits eine nicht geringe Stufe der Civilisation erlangt. Die zahlreichen und ansehnlichen Städte hatten steinerne Häuser, Thürme und Tempel. Die Hauptstadt Mexiko war auf einer Insel in einem See erbaut, durch drei Dämme mit dem festen Lande verbunden und hatte viele große, zum Theil prächtige Gebäude. Die Spanier schätzten die Zahl der Häuser auf 60,000. Die Bürger der Städte waren nach den verschiedenen Gewerben in verschiedene Klassen eingetheilt. Es gab Gerichte für bürgerliche und peinliche Fälle, Polizeianstalten, eine Art von Wasserleitungen, Straßen-Reinigung und Beleuchtung und regelmäßige Abgaben. Dagegen fanden sich auch noch viele Ueberreste der tiefsten Barbarei. Dahin gehören die kannibalische Wuth der Mexikaner im Kriege, das Verzehren des Fleisches der gefangenen Feinde, das Schlachten der eigenen Bürger bei der Begräbnißfeier der Häuptlinge und der furchtbare Gräuel der zahlreichen Menschenopfer. Eine der mäßigsten Angaben bestimmt die jährliche Zahl dieser unglücklichen Opfer, zu denen besonders Kriegsgefangene genommen wurden, auf zwanzigtausend. Die Mexikaner verehrten die Gestirne, besonders den Sonnengott, der auch Kriegsgott war und für dessen Söhne die Könige galten. Gemünztes Geld kannten die Mexikaner nicht; sie bedienten sich statt desselben der Kakaobohnen.

Auch in dem großen Reiche von Peru war, als es die Spanier betraten, die Civilisation bereits weit vorgeschritten. Der Ackerbau blühte und wurde an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert. Davon zeugen zwei große Wasserleitungen. Zwei treffliche Kunststraßen, jede an 500 Stunden lang, erleichterten den Verkehr. Die Peruaner hatten außer der großen und prächtigen Hauptstadt, Cuzco, nur kleinere Ortschaften und zerstreute Wohnungen. Die Paläste und Tempel waren groß und prächtig, die Privathäuser zweistockig, die Grabdenkmäler nach dem Range der Verstorbenen von verschiedener Größe. Eine steinerne Befestigungsmauer erstreckte sich 30 Meilen weit, selbst über die Cordilleren bis zum See Titicaca. Der

Fußboden im großen Sonnentempel zu Cuzco bestand aus Goldplatten, und über dem Hauptaltar erhob sich ein großes Sonnenbild von Gold; zu beiden Seiten dieser Sonne saßen auf goldenen Thronen die einbalsamirten Körper der verstorbenen Ynca's oder Könige. An den Tempel stieß ein Garten mit Springbrunnen und Bildsäulen aus Gold und Silber. Die Werkzeuge der Peruaner waren von Kupfer, und die Stelle der Schrift vertraten, freilich höchst kümmerlich, Knoten von farbigen Bändern (Quippo's).

Die peruanischen Sagen berichteten: Zu den noch rohen Bewohnern des Landes wäre vor Jahrhunderten Manco-Capac mit seiner Schwester und Gemahlin Mama-Ocollo, die Kinder der Sonne, gekommen, hätten die früher verehrten Bilder der Ungeheuer umgestürzt, der Sonne, der Quelle des Lichts und des Lebens, einen Tempel erbaut, die wohlthuende Gottheit durch Darbringung von Früchten und Erzeugnissen des Gewerbfleißes zu verehren gelehrt, die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet und durch politische Einrichtungen verbunden. Alle Einrichtungen und Gesetze Manco-Capacs und seiner Nachfolger, der Ynca's, dienten der Verbreitung menschlicher, milder Sitten; sie wurden im Namen der Sonne, des göttlichen Vaters der Ynca's, gegeben; sie zu übertreten war nicht bloß bürgerliches Verbrechen, sondern galt als Empörung gegen den Willen Gottes. Durch Ueberredung und Waffengewalt verbreiteten die Ynca's den Dienst der Sonne auch unter den entfernteren Stämmen. Allein die ursprünglich vielleicht väterliche Gewalt der Sonnen-Kinder artete in Despotie aus. Der Glaube an ihre Abstammung von der Gottheit sicherte ihnen völlige Unumschränktheit und den pünktlichsten Gehorsam. Der Wink des Monarchen war das höchste und einzige Gesetz, die geringste Uebertretung wurde mit Todesstrafe gebüßt, und ohne Weigern litt die Bevölkerung einer ganzen Provinz den Tod, wenn der Herrscher zürnte. Man nahte sich ihm nur mit Zittern und mit Geschenken. Die gräßlichste Strafe traf die Sonnenjungfrau, die ihr Gelübde gebrochen hatte, sowie ihren Verführer und ihre ganze Familie. Die Peruaner zerfielen in Adel, Freie und Knechte. Sie hatten keine Menschenopfer, und ihre Gemüthsart war sanft und mild; doch verzehrten sie noch rohes Fleisch und rohe Fische und sogar Erde.

Die Völker Amerika's traf nach der Entdeckung ein hartes Loos. Die Spanier machten ihre Ueberlegenheit an Klugheit und Kriegskunst als Anspruch der Herrschaft geltend und forderten Knechtsdienste, theils in den Plantagen, theils in den Schachten der gold- und silberreichen Gebirge. Das System, die Einwohner unter die Ansiedler zu vertheilen (repartimientos), führte zur Sklaverei derselben. Vergebens erklärte die Königin Isabella die Indianer für frei und gebot, deren Verwendung in den Minen nur gegen Bezahlung zuzulassen; dieser Befehl wurde nicht befolgt und die grausame Behandlung steigerte sich bis ins grenzenlose. Während man den an ein freies und arbeitsloses Leben gewöhnten Indianern Arbeiten zumuthete, welche die Kräfte des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, schlecht und unzureichend. Wenn die spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter Behandlung der Amerikaner.

dem Tisch herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch die Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. Acht Monate im Jahre sollten sie Dienste thun, die übrigen vier in ihre Heimath entlassen werden, aber viele erlagen schon vor dem Ablauf der Arbeitszeit, andere starben unterwegs vor Hunger, noch andere verschmachteten in der endlich erreichten Heimath, die sie wüst und öde fanden. Wenn die Indianer, durch so furchtbare Unmenschlichkeit empört, endlich zu den Waffen griffen, so erlagen sie bald im ungleichen Kampfe gegen die mit scharfen Schwertern, donnernden Feuerschlünden und schnellen Rossen versehenen Spanier und die zur Menschenjagd abgerichteten Hunde. Zu den Mordscenen des Krieges, zu den noch verheerenderen Wirkungen der Sklaverei gesellten sich Hunger und Seuchen. Diesen erlagen diejenigen, welche vor der Gewalt ihrer Peiniger in Wildnisse und Wälder flohen, besonders wüthete die von den Europäern nach Amerika gebrachte und in der Verpflanzung zehnmal furchtbarere Pest der Kinderpocken. So kam es, daß z. B. auf Hispaniola von einer Million Menschen, welche Kolumbus vorgefunden hatte, nach 15 Jahren kaum noch 60,000 übrig waren. Kein Wunder, daß die Spanier mit dem größten Abscheu von den Indianern betrachtet wurden. Als die Spanier Cuba erobert hatten, wurde ein Häuptling (Kazike), der sich tapfer gewehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Als er schon an den Brandpfahl gebunden war, wollte ihn ein Franziskaner noch zum Christenthum bekehren und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja," war die Antwort, „aber nur würdige und gute." „Die besten taugen nichts," rief der Kazike, „ich mag an keinem Orte sein, wo ich nur einem von dem verfluchten Geschlechte begegne."

Die Geistlichen und besonders die Dominikaner versuchten das Loos der Unglücklichen zu erleichtern; sie predigten unerschrocken gegen das System der Vertheilung und gegen die grausame Behandlung der Indianer. Allein die gemeine Habsucht der Kolonisten wußte es bei dem spanischen Hofe dahin zu bringen, daß die Dominikaner deshalb einen Verweis erhielten. Nichts desto weniger fuhren diese fort, die Menschenrechte der Unglücklichen zu vertheidigen, und vor allen that dieses mit edler Aufopferung sein ganzes Leben hindurch der treffliche Bartholomäus de las Casas. Da die Hauptfrage war, wer die Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn die arbeitsscheuen Indianer des Zwanges entbunden würden, so wurde der Vorschlag gemacht, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Da las Casas den Vorschlag billigte, so hat man ihn, jedoch mit Unrecht, für den Urheber desselben erklärt. Die Negersklaven zeigten sich wenig brauchbar in den Bergwerken, aber als gute Arbeiter in den Pflanzungen. Es wurde nun ein abscheulicher Menschenhandel mit der Küste von Afrika geführt, welcher länger als drei Jahrhunderte die Menschheit geschändet hat. Die spanische Regierung suchte wiederholt durch Gesetze der unmenschlichen Behandlung der Indianer zu steuern, allein die Ausführung dieser Gesetze hing von der Willkür der spanischen Behörden in Amerika ab. Auch half die endlich ausgesprochene Freiheit

der Indianer diesen nichts, da sie die als Eigenthum der Krone oder der Pflanzer betrachteten Ländereien nicht zurückerhielten und der Hunger sie wieder in vertragsmäßige Knechtschaft führte.

In einigen Ländern, wie in Mexico und Neugranada, hat sich die dahin geschwundene Bevölkerung im Verlauf der Jahrhunderte wieder vermehrt, in den meisten ist sie gering geblieben und weicht vor den eingewanderten Europäern immer mehr zurück und verschwindet. Auch die Bildung der eingebornen Amerikaner ist bei der fortwährenden Erniedrigung, in der die Unglücklichen schmachteten, nur wenig vorgeschritten. Ihr niedergedrückter Geist begriff die Lehren des Christenthums nicht, zu dessen Annahme man sie lockte oder zwang.

Aber nicht nur auf den Eingebornen, auch auf den Kolonisten lastete ein harter Druck einer engherzigen Politik. So wenig Ferdinand und Karl von Spanien zur Eroberung Amerika's beigetragen hatten, so betrachteten sie sich doch als die unumschränkten Herrn der neuen Welt, so weit diese entdeckt war. Jedes Grundstück, das seinen Eigenthümer verlor, oder dem Nutznießer entzogen wurde, ward als an die Krone heimgefallen betrachtet. Von der Ausbeute der Bergwerke mußte der fünfte, später der zwanzigste Theil, von den Plantagen eine verhältnißmäßige Abgabe entrichtet werden. Den letzteren wurde außerdem zu Gunsten der Kirche die Zehentlast aufgelegt. Was in den Kolonien erzeugt ward, durfte nur nach dem Mutterlande verführt werden. Man berechnet, daß von der zu 30 Millionen Piaster angeschlagenen jährlichen Ausbeute an Gold und Silber jährlich 15 Millionen nach Spanien gekommen sind. Die Erndten der Plantagen durften nur nach Spanien verführt, ja nur auf spanische Schiffe geladen werden. Um den spanischen Naturerzeugnissen und Manufakturwaren in den Kolonien einen vortheilhaften Marktplatz zu erhalten, mußten die Kolonien ihre Bedürfnisse aus Spanien beziehen, es wurde ihnen die Betreibung jedes größeren Gewerbszweiges untersagt, ja sogar verboten, Wein und Oel zu bauen, damit diese Produkte aus Spanien bezogen würden. Das Kolonialsystem.

Die spanischen Kolonien in Amerika waren demnach nicht nur Handels-Kolonien, sondern das Mutterland machte Anspruch auf das volle Eigenthum derselben; alle Pflanzer, die einfachen Kolonisten sowohl, als die Plantagenbesitzer und Bergwerksinhaber, alle wurden als Grundholden der Krone betrachtet. Portugal, welches nicht so viele Menschen aussenden konnte zum Anbau, suchte die weiten Länder, nach deren Schätzen es strebte, durch Handelsübergewicht sich zinsbar zu machen. Nur in Brasilien nahmen seine Kolonien die Natur der spanischen, als Plantagen- oder Bergbau-Kolonien an. Die portugiesische Macht in Ostindien ging bis auf wenige Trümmer durch die Holländer zu Grunde. Die Niederlassungen der Holländer und Engländer gingen nicht unmittelbar vom Staate, sondern von Handelscompagnien aus, denen von der Staatsgewalt das ausschließliche Handelsrecht ertheilt wurde. Auch die Dänen gründeten eine ostindische Gesellschaft und schlugen nach vergeblichem Bemühen, einen nordwestlichen Weg nach Indien zu finden, den Weg ums Kap der guten Hoffnung ein.

Die Folgen der Entdeckungen.

Die außerordentliche Erweiterung der Erdkunde war von dem Fortschritt aller verwandten Wissenschaften begleitet, die Schifffahrtskunde trat in ein neues Stadium. Man mußte jetzt die Küsten verlassen, das offene Meer halten, sich den Elementen Monate lang preisgeben, das Schiff dauerhafter und zweckmäßiger bauen und seinen Lauf mit Sicherheit leiten. Seitdem die Schifffahrt sich auf die offene See wagt und mit voller Triebkraft der Winde das Element befährt, das die schnellste und leichteste Verbindung zwischen entfernten Ländern gewährt, seitdem erst ist der Handel ein eigentlicher Welthandel geworden. Bisher war Küstenfahrt und Landhandel, jetzt weite Fahrt und Seehandel überwiegend. Jetzt, wo eine Gegenerde entdeckt war, hatte man ein Ziel für überseeische Reisen, und die direkte Wasserverbindung mit Ostindien brachte dieses vielbegehrte Land, dessen Handel bisher von der Vermittelung einer Zwischenhand abhängig war, zu direkter Theilnahme für alle seefahrenden Nationen. Die ungeheure Vermehrung in der Zufuhr tropischer Produkte führte ihren Verbrauch bis in die untern Klassen des Volkes, änderte vielfach die ganze Lebensweise und machte, was bisher Luxus war, zum Bedürfniß. Allein nicht nur die Quantität nahm zu, sondern es vermehrte sich auch die Zahl der eingeführten Waren. Indem man die indische Welt genauer kennen lernte, fand man eine Menge theils früher unbenutzter, theils ganz neuer Erzeugnisse, die sich vortrefflich für den Handel eigneten. Man kannte wohl Zucker, Reis und Sago, und die Italiener bezogen zu Zeiten kleine Sendungen derselben, allein diese Artikel waren von so großem Umfang und verhältnißmäßig geringem Werth, daß sie den langwierigen Transport zu Wasser und zu Lande und die mehrfache Umladung nicht verlohnten. Der Zucker, welchen die Mauren in Spanien und Sicilien bauten, kam nicht in den Handel. Honig war bisher allgemein üblich, um die Speisen zu versüßen. Jetzt dagegen nach Herstellung der ununterbrochenen Seefahrt zeigte sich bald der Nutzen, auch diese Produkte auf die europäischen Märkte zu schicken; die Tragfähigkeit der Schiffe nahm mehr und mehr zu, die Frachten fielen bei der steigenden Konkurrenz, und der Zucker wurde, nachdem die Kunst ihn zu raffiniren allgemeiner und vollkommner geworden war, eine Hauptladung der transatlantischen Schifffahrt, insbesondere als der Anbau des Zuckerrohrs so großen Aufschwung in den amerikanischen Kolonien gewonnen hatte, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Seitdem man in direkten Fahrten aus den Erzeugungsländern selbst die Waren holen konnte, wurden mehr und mehr die natürlichen Wege den künstlichen des indirekten Bezuges vorgezogen, und schon der Umstand, daß fast alle Seemächte Kolonien gründeten, mußte den Aktivhandel und die nationale Schifffahrt heben. Zugleich theilten sich die mannigfachen Verrichtungen des Handels schärfer von einander ab und fanden ihre besondere Vertretung, wie Import und Exportgeschäft, Bank- und Kommissionsgeschäft, Rhederei, Assekuranz, Warenhandel und Geldhandel. Jetzt entstanden dafür feste Einrichtungen, Gesetze und Gebräuche, während die Rechtsunsicherheit, Willkür und Kreditlosigkeit der früheren Zeiten dem Kaufmann den Gebrauch dieser Zwischenpersonen erschwert, wenn nicht ganz versagt

hatten. Früher hatte er alles auf eigenes Risiko übernehmen und die Ware nicht selten auf die fremden Märkte begleiten müssen.

Groß ist der Wechsel des Schauplatzes, auf welchem der Handel sich bewegte. Von den Phöniciern bis zu den Venetianern war das Mittelmeer nebst den Landwegen nach dem persischen und arabischen Meerbusen der enge Raum, auf welchem sich der internationale Verkehr bewegte. Das Mittelmeer sank jetzt zu einem Binnensee herab, dessen Verkehr nicht über seine natürlichen Grenzen reichte und dabei den Räubereien ausgesetzt war; seine Häfen verödeten und die glänzendsten Erscheinungen seines früheren Handels, wie Venedig und Genua, hatten bald nicht viel mehr als monumentale Bedeutung. Wurde auch Italien nicht unterjocht, wie Griechenland, doch welkte seine Blüthe und Macht dahin, als ihm die besten Quellen seines Lebens versiegten. In schöpferischer Lebensfülle entfalteten sich dagegen die Küstenländer des westlichen Europa. Der Westen Europa's wurde der Mittelpunkt, wo alle Strömungen des neuen Lebens ein- und ausliefen, und die offne Lage an dem Weltmeer, das die Länder jetzt ebenso verband als vordem trennte, gab ihm schnell einen Vorzug über den Osten.

Ein so gewaltiger Umschwung ist nicht bloß aus geographischen Ursachen, sondern auch aus politischen und gesellschaftlichen Einflüssen zu erklären. Im Mittelalter fehlte dem Volke das Bewußtsein ein Ganzes darzustellen; Fürst, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand sehen sich als koordinirte Gewalten an; das Recht des Einzelnen und des Standes galt mehr als das Recht der Gesammtheit. Die vielen Kriege der Fürsten waren mehr auf Begründung einer Hausmacht, als einer Nationalmacht berechnet. Die Unterthänigkeit unter das monarchische Oberhaupt ging nicht viel weiter, als auf Leistung von Kriegsdiensten und Abgaben. Alle übrigen Verrichtungen und Bestrebungen des öffentlichen Lebens blieben der Selbstbestimmung der Einzelnen überlassen. Daher ließ man auch den Handel, abgesehen von willkürlichen Beraubungen durch Sperren und Zölle, seine Wege gehen und seine Mittel zum Fortkommen wählen. Die Staatsgewalt war weit entfernt ihn auf die vorgeschriebene Bahn eines Regierungssystems zu zwingen. In den großen Monarchien Europa's kam der Gedanke, den Handel zum eigenen Staatszweck zu machen, das ganze Mittelalter hindurch nur in einzelnen schwachen Versuchen zum Vorschein. Man ließ einzelne Städte und Bündnisse frei gewähren, opferte denselben sogar gegen Abgaben und Zölle nicht selten den innern Markt und die inländische Production; diese nationalökonomische Hebel für Macht, Reichthum und Einkommen selbst auszubilden fehlte es den Fürsten an Einsicht, gutem Willen und Kraft. Die ganze Kunst der Staatswirthschaft ging nur dahin, für die Hofhaltung und Kriegführung möglichst viel Geld aufzubringen; man dachte nicht daran, daß man dazu auch die Steuerkraft des Volkes durch ein erhöhtes Einkommen befähigen müsse. Das Feudalwesen des Mittelalters war das unübersteiglichste Hinderniß für die Begründung einer wahren Staats- und Volkswirthschaft, es widerstrebte nicht nur einer Gleichstellung der Rechte, sondern auch einer Gleichstellung der Interessen, welche doch allein die verschiedenen Klassen und Stände einer Staats-Gesellschaft nach außen als National-Einheit darzustellen vermag. Außer Stand den Aufschwung der Städte zu verhindern, bekämpfte man

dieselben und suchte, statt sie in einer Gemeinschaft des Staatslebens und Wirkens zu vereinigen, sie vielmehr zu trennen und insbesondere von der Regierungsgewalt und dem Bündniß mit dem Landesherrn fernzuhalten.

Erst als nach langen und erbitterten Kämpfen die Gewalt der Landesherrn den Sieg über die Eigenmacht der großen Kronvasallen errang, als die Einheit der Staatsverwaltung das Regiment der Stände und Korporationen mehr und mehr auflöste, als das erwachende Nationalgefühl alle Glieder des Staates immermehr zu einem Ganzen verband, erst da wurde es dem Handel möglich, seine nationalökonomische Aufgabe zu erfüllen. Das sechzehnte Jahrhundert ist der Zeitraum, in welchem sich der große Wechsel des staatsbürgerlichen Lebens vollendet. Unverkennbar ist dabei in mehreren Ländern der Einfluß der Reformation, welche die Monarchie von dem Druck hierarchischer Fesseln löst, das todte Kirchenvermögen in die freie Güterbewegung hineinzieht, durch Aufhebung der Klöster, des Cölibats, der zahllosen Festtage und der durch Almosen beförderten Armuth die Arbeitskräfte des Volkes vermehrt und zur Anstrengung und Thätigkeit zwingt. Der katholische Glaube hört auf ein allgemeiner zu sein und die Spaltung in verschiedene Konfessionen trägt dazu bei das Nationalgefühl zu stärken und die politische Absperrung der Staaten zu befördern. Die Staatsinteressen verschmelzen sich jetzt zu einem Gesammtinteresse, und dieses suchte sich jetzt nach außen Geltung zu verschaffen; wo ihm nicht ein ebenbürtiges Ganzes auf gleich nationaler Grundlage entgegentrat, war der Sieg nicht zweifelhaft. Deshalb sanken die italienischen Freistaaten, der hansische Bund und alle Staaten, welche den mächtigen Hebel eines Nationallebens nicht zu schaffen verstanden.

Die größten und mächtigsten Nationalitäten bildeten sich im Westen Europa's: Spanien seit der Vereinigung Kastiliens mit Aragonien, Frankreich seit der unumschränkten Monarchie Ludwigs XI. und England seit der Thronbesteigung des Hauses Tudor. Nur mächtige und einige Staaten vermochten mit Erfolg in die neue Bahn der Entdeckungen und des überseeischen Handels einzutreten und den großen Anforderungen, welche der außerordentlich erweiterte Gesichtskreis verlangte, zu genügen. Indem das ganze Volk ein gemeinsames Interesse erkannte, mußte auch der Handel zur Nationalsache erhoben und seine Bedeutung unter den staatlichen Gesichtspunkt gestellt werden. Der bisher den Kaufleuten allein überlassene Gang des Handels wurde jetzt von der Regierung durch Gesetze und Anstalten geregelt, und die nationale Politik rief nationale Handelssysteme ins Leben.

Die scharfe Trennung der europäischen Nationen und die Bildung gleichzeitig zu Land und zu Wasser herrschender Großmächte rief zwischen ihnen einen regeren Wettkampf der materiellen Interessen hervor, als er zeither zwischen einzelnen Städten und Städtebündnissen bestanden hatte. Was bisher besonderer Zweck eines Standes, einer Korporation war, das wurde jetzt Gesammtzweck des Staates, und der Einzelne lernte sich als Glied eines höheren Ganzen fühlen. Jede Nation hielt sich für die berufene und strebte und schaffte für ihre Größe und Wohlfahrt. Der Widerstreit konnte nicht ausbleiben, der zu

allen Zeiten wache Handelsneid verstärkte sich jetzt durch die Gewalt des Nationalhasses, der eine Staat suchte dem andern durch Monopole entgegenzuwirken, man erklärte einander in merkantilischen Belagerungszustand, und die Zölle wurden Waffen des Angriffs und der Vertheidigung.

Das Hauptaugenmerk jedes Volkes war darauf gerichtet, möglichst eigenen und direkten Handel hervorzurufen. Der Handel der Hansen und der Italiener, nur auf individuelle Bereicherung bedacht, war außer Stand, die Bestrebungen der Privatleute im Interesse des Ganzen zu leiten und mußte unterliegen, sobald die Regierungen die nationalökonomische Bedeutung von Handel, Gewerbe und Schifffahrt zu würdigen und in ihnen die ergiebigste Quelle für eigene Macht und Größe und vermehrtes Einkommen erkennen lernten. Die Fürsten bewilligten Schutzmaßregeln der einheimischen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, weil sie durch Vermehrung der Steuerkraft ihrer Unterthanen mehr und sicherer zu gewinnen hofften, als wenn sie fortfuhren, die Unterthanen an die erdrückende Konkurrenz der Fremden zu verkaufen. Deswegen emancipirten sich England und die nordischen Reiche von der Hansa und die Früchte davon ließen nicht lange auf sich warten.

Das charakteristische Merkmal dieser Zeit ist das der Monopolisirung d. h. die Regierung behauptet eifersüchtig das Recht, die ganze Handels- und Industriebewegung des Landes durch Monopole zu regeln, welche sie gegen beträchtliche Kauf- oder Pachtsummen an Gesellschaften verleiht und bei welchen sie nicht selten sich ausbedingt, an dem Gewinn Theil zu nehmen. Die ganze Finanz- und Steuerverwaltung wird auf diesen Fuß eingerichtet, das Gewerbswesen liegt in den Banden der Zunftverfassung, und der auswärtige Handel kann nicht anders als auf Grund eines Privilegiums betrieben werden. Eine Menge kaufmännischer Gesellschaften wird gegründet. Ein Land ahmt das andere nach, der Geist der Zeit beherrscht alle, und erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bricht in Frankreich der Gedanke der freien Konkurrenz in einzelnen Versuchen hervor. Die Privilegirung großer Gesellschaften für den Betrieb des überseeischen Handels rechtfertigte sich zu einer Zeit, wo derselbe noch so neu, gewagt, beschwerlich und kostspielig war, daß er die Kräfte des Einzelnen überstieg. Es bedurfte weitläufiger Niederlassungen in den entdeckten Ländern, eines zahlreichen Personals, sogar bewaffneter Macht, um den Handel in seinen Anfängen zu befestigen. Dazu waren wieder außerordentliche Geldmittel nöthig, die der Gefahr des Verlustes ausgesetzt waren und keinen baldigen Gewinn versprachen. Nur vereinte Kräfte konnten hier ausreichen, und diese würden sich ohne Zugeständniß von besonderen Vorrechten und Privilegien nicht gefunden haben.

Ueber den Seehandel vernachlässigte man den Landhandel, man warf sich mit Eifer auf das Seewesen und baute Schiffe. Mit den Verbindungen im Binnenlande dagegen sah es in den meisten Ländern sehr übel aus, die natürlichen Wasserstraßen der Flüsse waren mit hohen Zöllen und anderen Lasten beschwert. Der Bau von Kanälen wurde zuerst von den Niederländern eifrig betrieben; in Frankreich wurden erst im Zeitalter Ludwigs XIV., in England um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in Deutschland von Friedrich dem

Großen, in Rußland von Peter dem Großen wichtige Kanalbauten ausgeführt. Die Anlage eigentlicher Kunststraßen und deren systematische Verzweigung über ein ganzes Land gehört erst der neusten Zeit an. Die Mangelhaftigkeit der Kommunikationsmittel machten sich auch bei dem Postwesen fühlbar, obgleich dasselbe jetzt eine feste und allgemeine Organisation erhielt. Ludwig XI. von Frankreich soll (1464) die Post zuerst als eine Staatsanstalt eingerichtet haben. Gewiß ist, daß sie seit dem sechzehnten Jahrhundert als ein Regal anerkannt und ein fiskalischer Zweck mit derselben verbunden wurde, während früher Städte, Korporationen, selbst Privatleute zur Beförderung ihrer Korrespondenz sich eigner Boten bedienten. In Deutschland wurde die Post als ein Reichslehn der Familie Thurn und Taxis verliehn. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Beförderung der Korrespondenz so ziemlich über ganz Europa verbreitet. Später erst ordnete sich die Postbeförderung der Passagiere. Die außerordentliche Entwickelung des Postwesens gehört erst der neusten Zeit an.

Die Erweiterung des Handels zum Welthandel vermehrte die geschäftlichen Verhältnisse, und es entstanden neue Einrichtungen. Das Seerecht und das Handelsrecht und zwar besonders das Wechselrecht bildeten sich aus. Das Institut der Versicherungen soll zuerst im vierzehnten Jahrhundert in Barcelona entstanden sein. Von da ist es nach Italien und den Niederlanden gelangt. Schnellen Aufschwung und weite Verbreitung fanden die Versicherungen, als die Schifffahrt sich über die Weltmeere ausdehnte und der große Warenhandel mehr und mehr auf die See überging. Auch das Bankwesen entsteht in dieser Zeit; die ersten Banken wurden in Genua und Venedig, später in Amsterdam und Hamburg gegründet.

Bei den anarchischen Zuständen des Mittelalters hatte der Handel um seine Existenz und Sicherheit zu kämpfen; der rheinische, der schwäbische Bund, die Hansa waren ursprünglich zu keinem andern Zwecke zusammengetreten, als zur gemeinschaftlichen Selbsthülfe gegen Gewalt und Unterdrückung. Mit dem Schwert in der Hand mußte der Kaufmann ausziehen, und das Handelsschiff mußte sich nicht selten in ein Kriegsschiff verwandeln. Im auswärtigen Handel herrschte die empörendste Willkür, der Fremde galt mit seiner Person und seinem Eigenthum als gute Beute; es gab keine allgemein anerkannten Rechtsverträge, die den friedlichen Verkehr der Völker bestimmten. Die Hansa hat vieles gebessert, zumal was Schifffahrt und Seehandel betrifft, aber nicht sowohl durch Verträge, als durch ihre Ueberlegenheit zur See und durch die Gewalt der Waffen.

Erst jetzt, wo die Vereinzelung der Stände aufhörte und ihr vielköpfiges Regiment sich unter den absoluten Willen eines Herrschers beugen mußte, wo auch der Handel das Interesse des Staates erregte und seine nationalökonomische Bedeutung erkannt wurde, erst jetzt gelangte der Verkehr der Völker auf einen festen Rechtsboden. Man schloß Verträge, in welchen der Schutz und die Sicherheit des Handels, der Person und des Eigenthums der Kaufleute ausdrücklich festgestellt wurden. Doch ging es langsam mit der Abschaffung verjährter Mißbräuche und Ungerechtigkeiten.

Einfluß der gesteigerten Handelsthätigkeit auf Ackerbau und Gewerbe.

Jetzt, wo mächtige, streng in sich abgeschlossene Nationalreiche auftraten, strebten alle produktiven Kräfte eines Volkes, die Anlagen seiner Kunstfertigkeit so gut wie die Erzeugnisse des Bodens nach möglichst gleicher Vertretung. Der Ackerbau lag freilich noch darnieder und war mit wenigen Ausnahmen noch weit zurück im Vergleich zum Handel und sogar im Vergleich zur Gewerbsthätigkeit. Die Unfreiheit des Bodens und der Arbeit, wie sie die Leibeigenschaft mit sich brachte, die Belastung von hundert dienenden Grundstücken zu Gunsten eines herrschaftlichen Gutes mit Frohnden und zahllosen Servituten standen dem Fortschritt des Ackerbaues entgegen. Dem Bauer fehlte das Interesse, und die gezwungene Arbeit brachte dem Gutsherrn wenig Nutzen. Man erzeugte nur, was man selbst verbrauchte, und auch dies nur in guten Jahren. — Weite Strecken blieben unangebaut. Mißernten waren häufig, Kriege verwüsteten die Felder, und die drückendsten Abgaben, Militärpflicht und Einquartirung wurden auf die ländliche Bevölkerung gewälzt, deren ganzer Erwerb oft nicht ausreichte alle die mannigfachen Steuern an den Grund- und Landesherrn zu zahlen. Der steuerfreie Adel benutzte seine Güter nur als Jagdrevier; für eine landwirthschaftliche Verwaltung derselben hatte er weder Sinn noch Kenntniß. So fehlte den Bauern das Beispiel jeder besonnenen Kultur von Seiten derer, die es hätten geben sollen. In den Ländern, welche der Reformation beigetreten waren, äußerte sich durch den Wegfall der vielen Festtage ein merklicher Einfluß auf die Vermehrung der Viehzucht, und in Folge davon hob sich hier und da der Ackerbau. Polen und die Länder an der Ostsee waren von der Natur so für den Ackerbau begünstigt, daß sie wenigstens Korn mit geringer Mühe erzeugten. Dem größeren Theil des südlichen Europa gab ein gütiger Himmel bei geringer Arbeit alles, was zur einfachen Lebensnahrung nöthig war, und in Italien hatten die zahlreichen Freistaaten auch von dem Boden die schwersten Fesseln abgelöst. Im allgemeinen wurde die Landwirthschaft noch am besten in der Nähe großer Städte betrieben, wo nach ihren Erzeugnissen größere Nachfrage war.

Besondere Auszeichnung verdienen schon in frühester Zeit England und die Niederlande. Ein öffentlicher Rechtszustand erleichterte das Loos des Landmannes, und der angesessene Adel fand frühzeitig Interesse an der Landwirthschaft. Auch die Gewerbsthätigkeit beschäftigte vielfach die Landwirthschaft. In England gelangte durch die große Ausfuhr von Wolle und den Bedarf der inländischen Fabriken die Schafzucht zu hoher Vollkommenheit. In den Niederlanden gedieh der Flachsbau und verbreitete sich von da in die deutschen Nachbarländer. Dagegen wurden Farbekräuter wie Waid, Kermes u. a., die sonst in manchen Theilen Deutschlands viel gebaut worden waren, durch die indischen und amerikanischen Färbestoffe fast ganz aus dem Handel verdrängt. Die Verarbeitung des Leders nahm zu und die inländische Viehzucht befriedigte nicht den durch Kriege gesteigerten Bedarf. Der Handel mußte also durch Lieferungen von auswärts helfen, anfangs aus den nordischen Reichen, später aus dem südlichen America. In Griechenland, Italien und Spanien waren Seide, Südfrüchte, Oel, in Frankreich Wein dem Boden dieser Länder eigenthümliche Produkte, welche von jeher in den Handel kamen und deren Absatz bei zunehmender Nachfrage sich vermehrte.

Je mehr die Bevölkerung Europa's in Folge der erwachenden Erwerbsthätigkeit und der zuströmenden Mittel und Kräfte anwuchs, desto wichtiger wurde die Frage, wie die tägliche Leibesnahrung auf eine möglichst zuverlässige und wohlfeile Weise zu befriedigen sei. Die Menschenmassen sammelten sich oft des Handels, der Industrie und der Schifffahrt wegen an Orten, wo die Natur nicht produktiv genug war, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Es wurden also Zufuhren von entfernten Orten nöthig, und der Getraidehandel wurde allmälig ein Hauptzweig des kaufmännischen Geschäftes und des internationalen Verkehrs. Zu geregeltem Betriebe gelangte der Getraidehandel erst in der nächsten Periode, und seine ganze Größe fällt erst in die neuste Zeit. Durch die Entdeckung von Amerika vermehrten sich die Geldmittel und die Gegenstände des Umtausches, und die an Zahl und Wohlhabenheit zumal in den Hauptstädten zunehmende Bevölkerung verlangte eine genügende Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Die Niederlande, Frankreich und Spanien waren die Länder, in welche die hauptsächlichste Getraideeinfuhr stattfand, erst später kam England dazu. Das ansehnlichste Geschäft führte Holland; Amsterdam war der vorzüglichste Handelsplatz.

Die Gewerbe entfalteten sich mächtig für den innern Bedarf der einzelnen Länder, und der Gewerbstand erlangte mehr und mehr neben dem Grundbesitz staatsbürgerliche Geltung. Allein die gewerblichen Zustände dieser Periode erreichen doch in keiner Weise einen so hohen Standpunkt, daß man, wie von einer kommerziellen, so auch von einer industriellen Weltherrschaft Europa's reden kann. Es bedrückt sie noch die Last des Zunftzwanges, der über seine engbegrenzte Sphäre hinaus nichts leisten kann, noch darf. Die niederländische Wollenmanufaktur behauptete den ersten Rang, dann folgte die Gewerbsthätigkeit Italiens in Seidenstoffen, Glaswaren, Luxusartikeln, Deutschlands in Leinwand und sogenannten Kurzwaren. Die Arbeit wurde mit Händen verrichtet. Die Zunftprivilegien untersagten die Verbindung von Arbeitsweisen, welche nicht streng im Zunftrecht begründet waren; die Arbeitstheilung konnte sich nur unvollkommen ausbilden; es war schwer, viel und wohlfeil zugleich zu produciren. Darum blieb der Absatz verhältnißmäßig gering, und Europa konnte nicht daran denken, den Handel mit andern Welttheilen, vornehmlich mit Indien, mit einer Einfuhr seiner Industrieerzeugnisse zu bestreiten.

Die Politik der großen Staaten schützte die einheimischen Erwerbszweige durch Monopole und suchte jede Konkurrenz möglichst auszuschließen. Prohibitivzölle sollten der Manufakturkraft zur Beherrschung des innern Marktes verhelfen. Die Entwickelung der nationalen Manufakturkraft ging indeß sehr langsam vorwärts. Man hatte Mühe, für den innern Markt und die Kolonien zu sorgen. Die Niederländer dagegen überließen ihre Manufakturen ihrer eigenen Kraft. Die europäische Industrie beschäftigte nur in geringem Grade den Welthandel, weil sie nicht wohlfeil und nicht genug producirte. Asien führte mehr Fabrikate nach Europa, als Europa nach Asien, und was Europa im Negerhandel an Afrika oder mittelst Zwang an seine transatlantischen Kolonien absetzte, war doch in keinem Betracht gegen die Summen, welche jetzt die europäischen Fabriken dem internationalen Handel zuführen. Noch hin-

derte der Innungszwang die Theilung und eben dadurch die Vervielfältigung der Kräfte; noch war die Handarbeit die vorherrschende Verrichtung, und in dieser vermochte der Europäer weder mit der Geschicklichkeit, noch mit der Billigkeit der Inder und Chinesen zu konkurriren. Nur die Maschine hat der europäischen Gewerbthätigkeit ihre unbestrittene Ueberlegenheit gegeben, so daß sie jetzt sämmtliche Märkte der Erde beherrscht. Erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigt sich der Anfang einer gänzlichen Umgestaltung des gewerblichen Betriebs durch Ausbildung des Fabrikprinzips, durch Umsturz der örtlichen Schranken des Handwerks und durch Einführung einer Industriemacht in den Welthandel.

2) Mittel- und Süd-Europa in den Zeiten Kaiser Maximilian's I.

In den westeuropäischen Staaten war beim Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit das Streben der Könige mit Glück gekrönt, die Macht der Krone zu heben und die Feudalaristokratie zu beschränken. In Portugal hielt Johann II. (1481—1495) mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung und brach die übermäßige Gewalt des hohen Adels. Auch verfolgte Johann mit Eifer den Plan, Portugals Macht und Handel an der Küste von Afrika auszudehnen. Er war es, der den kühnen Diaz aussandte. Sein Nachfolger Emanuel (1495—1521) verband mit der Festigkeit und dem Geist seines Vorgängers einen sanften, wohlwollenden Sinn. Große Freigebigkeit, Herablassung, Mäßigkeit, gute Anordnungen und Stiftungen und die Sorge für eine bessere Rechtspflege machten ihn seinen Unterthanen werth. Die glänzendste Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen in Asien. Unter Emanuel fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Alboquerque die Herrschaft der Portugiesen in Ostindien. Die Schätze Indiens flossen in Lissabon zusammen; hier mußten alle handelnden Völker die Erzeugnisse der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle kaufen. Portugals früher wenig bedeutender König empfing jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schach. Es war das goldene Zeitalter des portugiesischen Volkes. Eine allgemeine Begeisterung erfüllte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge hervorzuthun. Portugal unter Johann II. und Emanuel.

Die Geschichte von Spanien haben wir (Band II. S. 538) bis zur Eroberung von Granada erzählt. In demselben Jahr entdeckte Kolumbus für Ferdinand und Isabella einen neuen Erdtheil. Ferner erwarb Ferdinand durch thätige Theilnahme an den italienischen Hän- Spanien.

deln auch in Italien für Spanien eine ansehnliche Vergrößerung, wie wir später erzählen werden. Aber alle seine und seiner Gemahlin Besitzungen gingen nach seinem Tode an ein anderes Geschlecht über. Ferdinand und Isabella hatten nämlich einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Johann, starb schon 1497, im nächsten Jahre die älteste Tochter, Isabella, Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und im Jahre 1500 deren Sohn, Michael. Als vermuthliche Erbin der spanischen Länder war nun die zweite Tochter, die Infantin Johanne, zu betrachten, seit 1496 vermählt mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilians von Oestreich und der Maria von Burgund, dem als mütterliches Erbtheil die Niederlande zugefallen waren. Johanne gebar dem Erzherzoge außer vier Töchtern zwei Söhne, von welchen der ältere der nachherige Kaiser Karl V. war.

Nach Isabella's Tode (1504) fiel Castilien an Johanne, doch sollte Ferdinand nach der letztwilligen Verfügung Isabella's bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in diesem Königreiche haben. Allein der Erzherzog Philipp verlangte die Herrschaft für sich, und als er im Frühling 1506 nach Spanien kam, fielen ihm die Großen so zu, daß Ferdinand der Regentschaft entsagen mußte, und Philipp neben seiner Gemahlin als König anerkannt wurde. Philipp starb aber schon am 25. September 1506 und seine Gemahlin verfiel in Wahnsinn. Nun bewog der Kardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, die Stände von Castilien, den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Ferdinand starb 1516.

Frankreich. Karl VIII. Die Geschichte Frankreichs haben wir (Band II. S. 526) bis zum Tode Ludwigs **XI.** erzählt. Sein Sohn und Nachfolger **Karl VIII.** (1483—1498) war damals erst dreizehn Jahre alt. Er war klein, mager und bucklig, unter Weibern und gemeinen Leuten aufgewachsen, und seine Erziehung so vernachlässigt, daß er noch nicht fertig lesen konnte und sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten lassen mußte. Es war ihm, nach dem Willen des verstorbenen Königs, seine Schwester Anna, Gemahlin Peters von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, zur Seite gesetzt. Ludwig von Orleans widersprach dieser Verfügung, die ihn seiner Rechte als Prinz von Geblüt beraubte. Den hieraus entstandenen Zwist beizulegen, wurde (1484) eine Versammlung der Stände nach Tours berufen. Die Stände klagten über den Druck der Abgaben, welcher auf dem Volke lastete, über die Vernichtung des Handels und die Besetzung der Richterstellen, welche häufig an den Meistbietenden verkauft wurden. Die Regierung verhieß die Abstellung dieser und noch anderer Mißbräuche. Der König wurde für volljährig erklärt. Aber nach wie vor galt nur das Wort der Anna von Beaujeu, die mit starkem Geist den Bruder wie den Staatsrath beherrschte. Damit war der Herzog von Orleans, der Gemahl ihrer Schwester Johanna und der erste Prinz von Geblüt, unzufrieden; er entwarf den Plan, Anna zu verdrängen und sich an deren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, da er, im Fall der König kinderlos starb, der nächste Thronerbe war. Es kam zum Bürgerkriege. Aber der Herzog von Orleans wurde bei

St. Aubin (1488) geschlagen und gefangen und büßte drei Jahre lang im Thurme zu Bourges.

Im Jahre 1488 starb der Herzog von Bretagne, mit Hinterlassung einer Erbtochter, Anna. Diese war bereits mit dem nachherigen Kaiser Maximilian verlobt und wurde mit diesem 1491 zu Rennes durch Procuration vermählt. Frankreich gerieth dadurch in Gefahr, für immer eine seiner wichtigsten Provinzen zu verlieren und von zwei Seiten von dem habsburg-burgundischen Hause bedroht zu werden. Karl VIII. verwies deshalb die Erzherzogin Margareta, die Tochter Maximilians, von seinem Hofe, wo sie sich als seine Verlobte aufhielt, und zwang Anna von Bretagne, ihm die Hand zu reichen. Bei der Nachricht, daß Karl ihm seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die deutschen Stände waren zu keinem Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Der mit Maximilian verbündete König Heinrich VII. von England landete zwar mit einem Heere bei Calais, schloß aber, durch eine bedeutende Geldsumme gewonnen, Frieden mit Karl. Auch ein anderer Bundesgenosse Maximilians, Ferdinand der Katholische von Aragonien, wurde von Karl durch Abtretung der Landschaften Roussillon und Cerdagne versöhnt. Unter diesen Umständen schloß auch Maximilian mit Karl VIII. einen Vergleich zu Senlis 1493. Er entband Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter und erhielt die Grafschaften Burgund und Artois zurück, welche der Margareta als Brautschatz bestimmt gewesen waren.

Alle diese Verträge schloß Karl VIII. schon in der Absicht, um bei seinem Plane zur Eroberung des Königreichs Neapel die Hände frei zu haben. Bereits Ludwig XI. hatte sich die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel (Band II. S. 538) abtreten lassen. Karls jugendliches, von Ruhmbegierde erfülltes Gemüth brannte vor Ungeduld diese Ansprüche geltend zu machen. Von Neapel gedachte er nach Griechenland überzusetzen, die Türken aus Europa zu vertreiben und sich die griechische Kaiserkrone zu erringen. Von Griechenland aus wollte er dann das heilige Land erobern. Karls VIII. Zug nach Italien.

Italien zeichnete sich damals vor allen europäischen Ländern aus durch die Fortschritte der Civilisation, durch die Blüthe der Gewerbe, des Handels, der Künste, durch Wohlstand und Reichthum; aber die unsichere Stellung mehrerer Fürsten ihren Unterthanen gegenüber, die Grausamkeit und Wollust, durch die sie sich befleckten, die gegenseitige Eifersucht, der Haß und Neid der Staaten unter einander, die Künste der Arglist und des Truges, mit denen sie andere zu unterdrücken suchten, führten die Fremden in das Land, bereiteten ihm Verwüstung und theilweise den Verlust der Unabhängigkeit.

Ferdinand I. von Neapel (1458—1494) Band II. S. 538) herrschte mit so empörender Gewalt, daß er auf's äußerste gehaßt wurde. Noch Schlimmeres schien der Uebermuth seines Sohnes Alfons zu drohen. Eine Tochter Alfonsens, Isabella, war an den jungen Herzog Johann Galeazzo von Mailand, die andere, Beatrice, an dessen Oheim Ludwig Moro verheirathet. Dieser wollte die Jugend und Unerfahrenheit seines Neffen benutzen, um die Herzogskrone von

Mailand an sich zu reißen. Er hielt den jungen Herzog Ludwig wie in Gefangenschaft und ließ ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nur spärlich reichen, während er und seine Gemahlin in großem Glanz und Ueppigkeit lebten. Rührend und beweglich klagte Isabella ihrem Vater ihre Noth und Hülflosigkeit und bat um Rettung. Ludwig Moro ließ dem römischen Könige Maximilian die Hand seiner Nichte Blanca Maria nebst einer Mitgift von 400,000 Ducaten anbieten, wenn er ihn dagegen mit dem Herzogthum belehnen wollte. Maximilian nahm das Anerbieten an, obgleich die Ehe nicht für standesgemäß galt. Er versprach die Belehnung und ertheilte sie auch später. Dieses Verfahren kann darin eine Entschuldigung finden, daß die Besitznahme Mailands durch das Haus Sforza vom Kaiser und Reich nicht anerkannt war, und daß demnach das Reichsoberhaupt ein ihm beliebiges Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen konnte. Da aber Ludwig Moro vernahm, daß Peter von Medici, welcher 1492 seinem Vater Lorenzo in Florenz gefolgt war, sich zu seinem Untergange mit Neapel vereinigt habe, und da er von Maximilian nicht viel zu seinem Schutze erwartete, so glaubte er nur in einem Bunde mit Frankreich Schutz vor der Uebermacht der Gegner finden zu können. Seine Gesandten fanden am französischen Hofe einige neapolitanische Große, die vor Ferdinand geflohen waren und die wie die Gesandten Moro's den König Karl zur Eroberung Neapels ermunterten. Ihren vereinten Bemühungen gelang es leicht, den für diesen Plan ohnehin schwärmenden König völlig zu bestimmen. Ein Vertrag mit Ludwig Moro kam zu Stande, wie sehr auch einsichtige Männer das Unternehmen widerriethen.

Ferdinand von Neapel starb am 25. Januar 1494, und sein Sohn Alfons II. erneuerte die Verbindung mit Peter von Medici. Die Florentiner, welche Peter haßten, waren unwillig über diese Verbindung, da ihre Handelsverbindungen sich nach dem ganzen südlichen Frankreich erstreckten. Im Herbste 1494 ging Karl mit einem zahlreichen Heere über die Alpen. Bald nach seiner Ankunft in Italien starb Johann Galeazzo, wie man argwöhnte, an Gift, welches ihm sein Oheim beigebracht hatte. Ludwig Moro wurde in Mailand als Herzog anerkannt. Abgeordnete der Florentiner baten Karl sich nach Florenz zu begeben, deren Bewohner nur durch den störrischen Eigenwillen des Peter von Medici abgehalten worden wären, schon früher in einen Bund mit Frankreich zu treten. Dadurch erschreckt eilte Peter in das französische Lager und versprach Karl die Einräumung von Pisa und Livorno. Darüber waren wieder die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer ausbrach. Peter und seine Brüder flohen und wurden geächtet, ihr Palast, angefüllt mit Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Von Florenz zog Karl weiter gegen Rom. Auf dem päpstlichen Stuhl saß damals Alexander VI., ein schamloser Wüstling, dem Treue und Religion nur zum Gespött dienten und der durch Bestechung die päpstliche Würde erlangt hatte. Anfangs dachte der Papst daran, Rom zu vertheidigen; aber das Volk wollte keinen Kampf. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl bei Fackelschein in Rom ein, und von der Engelsburg herab sah der Papst dem prächtigen Einzuge des Königs zu. Es kam eine Einigung zwischen Karl und Alexander zu Stande und der letztere verpflichtete sich dem Könige drei Festungen zu öffnen.

Von Rom brach Karl gegen Neapel auf. Die neapolitanischen Barone schlossen sich ihm mit gewaffnetem Gefolge an; das Volk erregte Aufstände zu seinen Gunsten. Auf Alfons II. lastete das Bewußtsein seiner Uebelthaten, und von Gewissensqualen gefoltert legte er zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. die Regierung nieder und ging nach Sicilien. Ferdinand II. sammelte Truppen und versuchte Widerstand zu leisten, aber seine Truppen hielten dem Feind nicht Stand, und Karl zog am 22. Februar 1495 in Neapel ein. Ferdinand floh nach Sicilien.

Froh über die rasche Erwerbung Neapels feierte Karl VIII. mit seinen Kampfgenossen heitere Feste und Ritterspiele. In seinem Siegerstolze versäumte er es aber das Volk zu gewinnen. Nur Franzosen wurden an die Spitze der Regierung gestellt; unwürdige Günstlinge geboten herrisch über den hintangesetzten Adel Neapels; die Soldaten verführten die Weiber, mißhandelten die Männer und erlaubten sich Erpressungen und Ausschweifungen. Das Volk hatte Verminderung der Abgaben gehofft und sah sich nach wie vor zu Boden gedrückt; da bereute es die Untreue gegen das alte Königshaus; es regte sich Mitleid gegen den schuldlosen Ferdinand II. Die wunderbar schnelle Ausbreitung der französischen Macht hatte allgemeinen Schrecken erregt. Ludwig Moro, der Papst, die Venetianer, Ferdinand der Katholische und der römische König Maximilian schlossen am 31. März zu Venedig ein Bündniß gegen Karl. Dieser ließ die Hälfte seines Heeres zurück, mit der anderen zog er durch Italien heimwärts. Im Parmesanischen bei Fuornuovo stellte sich ihm ein überlegenes Heer von Mailändern und Venetianern entgegen, aber die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer behielt die Oberhand (6. Juli 1495), so daß Karl ungehindert seinen Weg fortsetzen konnte. Dem vertriebenen Ferdinand gelang es mit spanischer Unterstützung sein Königreich wieder zu erobern. Als er schon 1496 starb, ohne Kinder zu hinterlassen, folgte ihm sein Oheim Friedrich.

Florenz erhielt nach der Verbannung Peters von Medici seine unbeschränkte Freiheit wieder. Es wurde eine vollständige Demokratie eingerichtet, und die Seele und das leitende Haupt der demokratischen Partei war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der Dominikaner Hieronymus Savonarola. Er war 1452 zu Ferrara geboren und schon im drei und zwanzigsten Lebensjahre Mönch geworden. Durch große Geistesgaben, Liebe zu den Wissenschaften und einen streng religiösen Wandel hatte er eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auf den Wunsch von Lorenzo von Medici von den geistlichen Obern nach Florenz versetzt, wurde er 1490 Prior des Dominikanerklosters San Marco. Seine Predigten machten durch die Tiefe ihres Inhaltes und die hinreißende Kraft seiner Beredtsamkeit einen gewaltigen Eindruck. Die in Italien damals das christliche Leben ganz verdrängende Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die große Verderbniß der Geistlichkeit, die Gräuel der Kirche waren vorzüglich der Gegenstand seiner Strafreden. Er verkündigte die Verbesserung der christlichen Kirche an Haupt und Gliedern und die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit unter den Menschen, sowie eine patriarchalische Verfassung. Hieronymus Savonarola.

Er wollte eine Erneuerung des ganzen geistlichen wie politischen Lebens herbeiführen. Die Kirche wollte er jedoch nur in Hinsicht auf die Disciplin, die Hierarchie und die äußere Ordnung verbessern, nicht aber, wie Huß und Luther, die Lehre derselben ändern. Seine feurigen Predigten machten einen so gewaltigen Eindruck, daß die Florentiner ihren Wandel besserten, daß das freche Laster verschwand und das Leben einfacher wurde. Savonarola's Anhänger erhielten wegen ihrer von den Genüssen und Vergnügungen sich abwendenden Lebensweise den Beinamen der Mönchischen oder der Wimmerer, während die aristokratischen Gegner die Wüthenden und die jüngeren unter ihnen die schlechten Gesellen hießen. Savonarola war viele Jahre lang das Orakel des florentinischen Volkes. Er hatte das Erscheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien und eine große Züchtigung von ganz Italien prophezeiht. Als nun die Ankunft Karls VIII. wirklich erfolgte, kam Savonarola dadurch in den Ruf eines Propheten. Auch gegen das jedem Sittengesetz Hohn sprechende Leben des Papstes Alexander VI. und der Umgebung desselben trat Savonarola auf. Das Aergerniß des päpstlichen Hofes, die schamlose Lebensweise Alexanders VI., seiner Söhne und Töchter und ihrer Günstlinge und Geliebten erreichte einen so hohen Grad, daß die Schilderungen desselben Schauder und Entsetzen erregen.

Alexander VI. suchte anfangs den kühnen Redner auf dem Wege der Güte zum Schweigen zu bringen. Er bot Savonarola die Kardinalswürde an, aber dieser antwortete, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums. Hierauf erfolgte eine Vorladung nach Rom und das Verbot ferneren Predigens. Savonarola beachtete aber weder den einen noch den anderen Befehl. Seine Gegner machten darauf den Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden; aber durch die Entschlossenheit einiger seiner Anhänger wurde er unter wildem Getümmel, welches die Kirche erfüllte, geschirmt. Die Signoria benutzte den ärgerlichen Vorfall, ihm das Predigen zu untersagen; der Papst nahm davon Gelegenheit, den Bann über ihn auszusprechen. Savonarola enthielt sich nur einige Zeit des Predigens und betrat dann unter dem Schutze einer günstigen Signoria wieder die Kanzel. Durch das Ansehen, dessen der Dominikanermönch Savonarola sich erfreute, wurden die eifersüchtigen Franziskaner erbittert. Sie vereinigten sich daher mit den zahlreichen Feinden, die sich Savonarola als Demagog gemacht hatte, und waren dem Papste behülflich, den Schwärmer, welcher trotz seines streng ascetischen Lebens doch manches Wunderliche sagte und that, aus dem Wege zu räumen. In dem Streite der Dominikaner und der Franziskaner kam es endlich dahin, daß ein Anhänger Savonarola's und ein Franziskaner die Wahrheit ihrer Behauptungen durch die Feuerprobe darthun sollten. Bereits erhoben sich auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude zwei gewaltige Scheiterhaufen, durch welche die Mönche hindurchschreiten sollten; der Platz, die Fenster, die Dächer der Häuser waren vollgedrängt von Menschen, die auf das merkwürdige Schauspiel mit der größten Begierde harrten. Aber sie warteten vergebens, es erhoben sich über die Art des Verfahrens lange und heftige Streitigkeiten zwischen den Mönchen der beiden Orden, die Nacht kam heran, und die Signoria befahl, daß beide Parteien aus

einander gehen sollten. Von diesem Tage an verlor Savonarola an Ansehen. Er wurde schon, als er von der unterbliebenen Feuerprobe in sein Haus zurückkehrte, verhöhnt. Zwei Tage nachher wurde das Kloster San Marco erstürmt und Feuer an dasselbe gelegt, Savonarola gebunden nach dem Palaste der Signoria geführt, unter Mißhandlungen und Beschimpfungen derselben Menge, die ihn kurz vorher wie einen göttlichen Propheten verehrt hatte. Man setzte ein Gericht nieder, welches aus lauter Widersachern des Angeklagten bestand, folterte ihn, um Geständnisse zu erpressen, und verfälschte, da er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, das Protokoll über die Verhöre. Der Papst verurtheilte Savonarola als Ketzer, Kirchenstörer und Volksverführer und schickte zwei Beauftragte nach Florenz. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und die Signoria sprach das Urtheil, daß Savonarola mit zwei anderen Dominikanern erdrosselt und dann verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde am 23. Mai 1498 vollzogen. Die Menge war roh und gleichgültig, die Feinde Savonarola's jubelten, die Anhänger und Freunde desselben wurden noch lange mit Hohn und Spott verfolgt.

Ludwig XII. Eroberung Mailands durch die Franzosen u. Neapels durch die Spanier.

Karl VIII. war bis zu seinem Tod (1498) mit Plänen beschäftigt, wieder nach Italien zu ziehen. Da seine drei Söhne schon vor ihm gestorben waren, so folgte ihm der zunächst berechtigte Erbe, der Herzog Ludwig von Orleans, unter dem Namen Ludwig XII. (1498—1515). Dieser hatte sich bisher als einen leichtsinnigen und genußsüchtigen Fürsten gezeigt, jetzt traten seine Milde und Güte auf eine seinen Unterthanen so ersprießliche Weise hervor, daß er der Vater des Volkes genannt wurde. Ludwig verminderte die Abgaben, verhütete die Gewaltthätigkeiten und Räubereien der Soldaten, verbesserte das Gerichtswesen und traf noch andere gute Einrichtungen. Doch riefen auch ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht auf die Bahnen der damaligen schlechten Staatskünste, und besonders übte sein Günstling und erster Minister Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, einen nachtheiligen Einfluß auf ihn. Um das Herzogthum Bretagne, welches der Wittwe Karls VIII. gehörte, mit der Krone vereinigt zu erhalten, vermählte sich Ludwig mit der Wittwe seines Vorgängers, nachdem er sich von seiner Gemahlin Johanna, einer Tochter Ludwigs XI., hatte scheiden lassen.

Karl VIII. hatte der französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben, und seine Nachfolger verfolgten denselben Weg. Ludwigs XII. Großmutter, Valentine, war eine Tochter des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, und als Abkömmling derselben glaubte Ludwig gerechte Ansprüche auf das Herzogthum Mailand zu haben. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, die ihm Werbungen gestatteten; mit den Venetianern, denen er einen Theil des mailändischen Gebiets zu überlassen versprach; mit dem Herzog von Savoien, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte; endlich mit dem Papste Alexander VI., dessen Sohn Cäsar Borgia er zum Herzog von Valentinois ernannte. Im Sommer 1499 ging das französische Heer über die Alpen, die mailändischen

Befehlshaber übergaben die ihnen anvertrauten Festungen, und in zwanzig Tagen war das ganze Herzogthum Mailand erobert. Ludwig Moro floh, verlassen und verrathen, mit seinen Schätzen nach Tyrol zu Maximilian. Der Befehlshaber der Franzosen erregte aber durch seine Härte und Habsucht große Unzufriedenheit. Daher wurde Ludwig Moro, als er mit einem Heer von Burgundern und Schweizern im Februar 1500 im Mailändischen erschien, überall mit Freuden aufgenommen, und ein allgemeiner Aufstand brach aus. Die Franzosen mußten sich an die piemontesische Grenze zurückziehen. Sie erhielten aber ansehnliche Verstärkungen; die Schweizer Moro's bewiesen sich treulos und Ludwig Moro wurde gefangen genommen. Er wurde nach Frankreich gebracht und starb daselbst nach zehnjähriger Gefangenschaft.

Ludwig XII. gedachte nun auch Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Er schloß mit Ferdinand dem Katholischen zu Granada 1500 einen geheimen Vertrag, in welchem sie sich vereinigten, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu machen und sich nachher in den Besitz zu theilen. Friedrich von Neapel fürchtete nur den König von Frankreich und übergab dem Feldherrn Ferdinands, Gonsalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, sogar einige Festungen. Denn Gonsalvo stellte sich, als ob er ihm gegen die Franzosen beistehen wollte. Als das französische Heer 1501 im Neapolitanischen erschien, vermochte Friedrich nicht zu widerstehen und ergab sich. Er erhielt einen Aufenthalt in Frankreich und bis zu seinem Tod (1504) ein Jahrgeld. Sein Sohn Ferdinand wurde nach rühmlicher Vertheidigung von Tarent als Gefangener nach Spanien geschickt. In Neapel entstand bald Streit zwischen den Franzosen und den Spaniern, und durch die hinterlistige Politik Ferdinands, sowie durch die Tapferkeit seines Feldherrn Gonsalvo kam es dahin, daß 1504 nur traurige Reste des stattlichen französischen Heeres nach Frankreich zurückkehrten und Ludwig XII. durch einen auf drei Jahre geschlossenen Waffenstillstand den Spaniern Neapel überließ.

Alexander VI. und Cäsar Borgia.

Es herrschte damals in Italien eine große Sittenlosigkeit. Am ausgeartetsten zeigte sich der päpstliche Hof, und Alexander VI., der Statthalter Christi, erlaubte sich ungescheut die schändlichsten Laster und Verbrechen. Gleich ihm frevelten seine Söhne und seine berüchtigte Tochter Lukretia Borgia. Durch Lügen, Wortbruch, rohe Gewalt und Gift suchten sie ihre Herrschaft auszubreiten. Unter Alexanders VI. Söhnen war Cäsar Borgia des Vaters Liebling. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen, zugleich besaß er aber auch seines Vaters ungezähmte Wollust, Herrschbegier und grausame Rachsucht. Anfangs war Alexander sparsam mit Gunstbezeigungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia, das Bisthum Pampelona und wurde zum Kardinal erhoben. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte Alexander seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte eine Fürstenfamilie hervorgehen und für sie eine feste, auf alle Folgezeit vererbliche

Herrschaft in Italien gegründet werden. Für seinen ältesten Sohn **Johann** erlangte Alexander von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia. Er trennte dann die Stadt Benevent vom Kirchenstaate, machte aus derselben ein unabhängiges Herzogthum und beschenkte mit demselben seinen ältesten Sohn. Kurze Zeit nachher wurde Johann ermordet. Der allgemeine, durch Zeugen bestätigte Verdacht fiel auf seinen schändlichen Bruder Cäsar, den die Erhebung seines Bruders bis zur Wuth neidisch gemacht hatte. Cäsar verließ nun mit seines Vaters Bewilligung den geistlichen Stand, und wurde, seinem heißen Wunsche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrschaft für das Haus Borgia bestimmt. Die Unterstützung dieses Unternehmens hatte Ludwig XII. von Frankreich zugesagt, um von dem Papste die Erlaubniß zur Scheidung von der Königin Johanna zu erlangen. Zur **Bildung einer weltlichen Herrschaft für Cäsar Borgia** waren die Besitzungen der adligen Herrn und päpstlichen Vasallen in der Romagna und der Mark Ankona ausersehen. Diese Vasallen oder sogenannten päpstlichen Vicare waren fast unabhängige Fürsten geworden; gegen ihre Unterthanen übten sie die volle fürstliche Gewalt und mißbrauchten sie nicht selten. Doch hatte das Dasein vieler kleinen Fürsten neben einander auch manchen wohlthätigen Einfluß auf Leben und Bildung. An ihren Höfen wurden Künste und Wissenschaften geehrt; ein feiner geselliger Ton, Sinn für höheren Lebensgenuß verbreitete sich aus ihrer Nähe. Wer von dem einen dieser kleinen Gewaltherrn verfolgt wurde, der fand bei einem anderen Schutz.

Nach der Eroberung von Mailand durch die Franzosen entriß Cäsar, der von Ludwig zum Herzog von Valentinois ernannt worden war und mit französischen und schweizerischen Hülfstruppen unterstützt wurde, Imola, Forli, Pesaro, Rimini, Faenza, später auch Urbino und Camerino ihren Besitzern. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete der Sohn des heiligen Vaters; kein Alter, kein Geschlecht fand vor ihm Schonung. Um das Geld zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben zusammenzubringen, nahm der Papst zu jeder Art von Erpressung seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder es wurden nach ihrem Tode ihre Güter eingezogen. Erledigte Aemter wurden an den Meistbietenden verkauft. Man nahm auch zu Gewalt und Mord seine Zuflucht. Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst. Die Reichthümer, welche dieser auf so schändlichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Aber für so viele Frevel traf den Papst die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Kardinälen reichen lassen wollte. Durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das schuldige Haupt der Urheber zurück. Cäsars kräftige Natur widerstand dem Gifte, aber während seiner Krankheit zerrann seine Macht; das mit verruchten Freveln gewonnene Fürstenthum löste sich auf; eine Landschaft nach der andern fiel ab; der größte Theil der Romagna ging für ihn verloren.

Papst Julius II. Die Ligue von Cambray. Vertreibung der Franzosen aus Italien.

Der nach Alexander VI. zum Papste gewählte Pius III. starb schon nach einigen Wochen und es wurde nun der Kardinal Julian von Rovere zum Papst gewählt, der den Namen Julius II. annahm. Dieser besaß schon als Kardinal großes Ansehen. Er war ein großer hagerer Mann, mit feurigen Augen, grauem Haar und lang herabhängendem Bart. Er war wohlunterrichtet, besonders in der Geschichte, ein Freund der Gelehrten und Künstler, ein sparsamer Hauswirth, großmüthig gegen Geringere, gerecht gegen Jedermann, ungebeugt im Unglück und von unerschütterlich festem Charakter. Zwei Gegenstände waren es besonders, für die Julius II. während seiner ganzen Regierung mit der größten Klugheit und Beharrlichkeit wirkte, für die Wiedergewinnung des Kirchenstaates und die Vertreibung fremder Völker aus Italien. Ein geistlicher Papst war Julius II. freilich nicht; seine Neigung ging auf Krieg und Eroberung, aber nicht zu Gunsten seiner Verwandten, sondern des Staates der Kirche. Julius II. brachte die Vasallen der Kirche zum Gehorsam; aber die Venetianer, welche die nach Alexanders VI. Tode entstandenen Verwirrungen benutzten, um in der Romagna Eroberungen zu machen, achteten nicht auf seine Ermahnungen, sich nicht an Kirchengut zu vergreifen.

Die wachsende Macht Frankreichs in Italien machte den Papst besorgt und er forderte Maximilian auf, nach Italien zu kommen und in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Maximilian versammelte ein Heer und verlangte von Venedig den Durchzug. Der Senat antwortete aber, man würde ihn ehrenvoll empfangen, wenn er ohne Heer kommen wollte, den bewaffneten Durchzug könne man ihm nicht gestatten. Maximilian gab den Plan auf, nach Rom zu gehen, und nahm am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Er versuchte sich mit den Waffen an den Venetianern zu rächen, mußte aber bald mit der siegreichen Republik einen Waffenstillstand eingehen.

Gegenstand der allgemeinen Besorgniß der Hauptstaaten Europa's war damals die Ausbreitung der venetianischen Macht, da Venedig in der Lombardei auf Unkosten von Frankreich, so wie an der ganzen Südwestküste des Königreichs Neapel auf Unkosten Spaniens die wichtigsten Städte besetzt, der Kirche bedeutende Plätze geraubt und in Brescia, Bergamo und anderen Städten das Ansehen des deutschen Reiches vernichtet hatte. Es befand sich damals Venedig auf einem hohen Gipfel des Wohlstandes und der Macht. Seinem Handel, der Quelle seiner Reichthümer, drohten freilich durch die Seefahrten der Portugiesen empfindliche Verluste, aber diese waren damals noch sehr wenig fühlbar. Noch wurden durch Einfuhr und Ausfuhr der Waaren mehr als 3000 Schiffe beschäftigt und ungeheure Reichthümer gewonnen. Die Reichthümer der Bürger gaben der Republik Einkünfte, welche hinter denen des Königs von Frankreich nicht sehr zurückstanden. Venedig übertraf fast alle Staaten an Einheit und Festigkeit der Regierungsgrundsätze, an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, Ordnung des Staatshaushaltes, und bildete durch alles dieses eine Macht, deren Bedeutung weit über das Verhältniß seiner äußeren Ausdehnung hinausging. Die Fürsten waren von Neid und Eifersucht auf Venedig erfüllt.

Am 10. December 1508 unterzeichneten die Statthalterin der Niederlande Margareta im Namen ihres Vaters, des Kaisers Maximilian, und der Kardinal von Amboise im Namen seines Königs zu Cambray einen Vertrag, welchem zufolge diese Fürsten so wie der Papst und der König Ferdinand von Aragonien der Republik alle Gebiete abnehmen wollten, die nach ihrer Behauptung ihnen gebührten. Die Florentiner sollten zur Theilnahme am Raube dadurch gelockt werden, daß man ihnen Pisa versprach. Den Herzögen von Ferrara und Savoien, dem Markgrafen von Mantua und dem Könige von Ungarn wurde versprochen, daß auch sie alles, was von ihrem Gebiete abgerissen worden war, wieder an sich bringen dürften, wenn sie innerhalb eines Monats ihren Beitritt zum Bunde erklärten. Dieses Bündniß wird die Ligue von Cambray genannt.

Der Papst zögerte am längsten mit der Ratification des Bündnisses, ja er gab der Republik Kunde von demselben und erbot sich zurückzutreten und für die Auflösung des Bundes zu wirken, wenn die Republik ihm Faenza und Rimini herausgeben wollte. Aber Venedig hielt an dem Grundsatze fest, nie wieder zurückzugeben, was es einmal gewonnen, und der Antrag ward verworfen. Im Frühling 1509 begann Ludwig den Krieg gegen die Venetianer, während der Papst eine Bannbulle gegen sie erließ. Das venetianische Heer wurde bei Agnadello so geschlagen, daß Ludwig sehr bald sich in den Besitz alles dessen setzen konnte, was ihm der Vertrag verhieß, und die übrigen Verbündeten, die bisher noch gezögert hatten, sofort den Angriff begannen. Der Papst und Ferdinand nahmen die von ihnen angesprochenen Orte, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua diejenigen, welche die Republik ihren Vorfahren entrissen hatte. Das venetianische Heer wurde bis an die Lagunen zurückgedrängt, und in der Hauptstadt herrschten Schrecken und Bestürzung. Da entschloß sich die Regierung, die Städte und Gebiete des Festlandes des Eides der Treue zu entlassen. Zugleich suchte sie ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen und machte besonders dem Kaiser große Anerbietungen, welche dieser aber zurückwies. Maximilian konnte aus Mangel an Geld erst im Sommer 1509 den Angriff beginnen. Ohne Widerstand zu finden zog er in Verona, Vicenza und Padua ein; aber die Besetzung von Treviso wurde durch die Einwohner verhindert. Hierauf wurde auch Padua mit Hülfe der Bürger wieder von den Venetianern gewonnen. Das Volk in den abhängigen Landschaften wußte, daß sein Gedeihen mit dem see- und handelsmächtigen Venedig zusammenhing. Vergebens versuchte Maximilian Padua wieder zu nehmen; unmuthig entfernte er sich im Herbste aus dem Lager und aus Italien und entließ den größten Theil seines Heeres. Von den Bewohnern unterstützt gewannen die Venetianer viele ihnen abgenommene Orte wieder.

Der Papst hatte nur mit Widerwillen und nur zur Wiederherstellung des Kirchenstaates den Krieg gegen Venedig begonnen. Er haßte die Franzosen und wünschte sie aus Italien zu vertreiben. Julius II. und Ferdinand der Katholische waren nicht Willens gewesen, Venedig zu Grunde zu richten, weil sie diese Republik als Vormauer der Christenheit gegen die Türken und als diejenige Macht betrachteten, welche allein das Gleichgewicht in Italien erhalten und den Eroberungen der

Franzosen eine Schranke setzen könne. Julius II. und Ferdinand hatten jetzt von den Venetianern was sie verlangten und söhnten sich daher mit ihnen aus; der Papst sprach sie 1510 vom Banne los. Den Kaiser mit der Republik auszusöhnen gelang jedoch dem Papste nicht.

Von Maximilian und den Franzosen wurde der Krieg gegen Venedig unter großen Verwüstungen fortgesetzt. Durch Vermittelung des Walliser Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten, gelang es dem Papste mit den Schweizern, deren Bündniß mit Frankreich 1509 abgelaufen war, ein Bündniß auf fünf Jahre zum Schutze der Kirche zu Stande zu bringen. Als aber achttausend Eidgenossen in das Mailändische zogen, wurden sie zur Rückkehr genöthigt. Nun kam die Reihe angegriffen und bedrängt zu werden an den Papst. Ein von Ludwig nach Tours berufenes Concilium der französischen Geistlichkeit erklärte, daß der König in dem vorliegenden Falle berechtigt sei, gegen den Papst Krieg zu führen, und auf dem Reichstage zu Augsburg wurden dem Kaiser die Beschwerden der deutschen Nation wider den Papst und die römische Geistlichkeit übergeben. Indeß führte Julius an der Spitze seines Heeres den Krieg gegen die Franzosen. Im härtesten Winter (1510) belagerte er die Stadt Mirandola, nahm sie mit Sturm und zog, das Schwert in der Hand, triumphirend durch die Sturm-Lücke in dieselbe ein (Januar 1511). Ludwig und Maximilian waren bereits früher übereingekommen, ein allgemeines Concilium zur Verbesserung der Kirche zu bewirken. Fünf Kardinäle, die sich mit dem Papste entzweit hatten, schrieben nun (1511) ein Concil nach Pisa aus. Auch das Kriegsglück wandte dem Papste den Rücken; Bologna wurde ihm entrissen und das kolossale Standbild des Papstes, ein Meisterwerk Michel Angelo's, in eine Kanone umgegossen. Der Papst ließ jedoch den Muth nicht sinken. Er setzte der Berufung des Concils nach Pisa die eines in der Laterankirche zu Rom abzuhaltenden entgegen, und zwischen dem Papste, Ferdinand dem Katholischen und der Republik Venedig wurde ein Bündniß, die heilige Ligue, geschlossen, zu dem Zwecke, die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche zu erhalten, dem Papste Bologna und jedes andere ihm zustehende Lehen wieder zu verschaffen und jeden, der sich diesen Absichten widersetzen würde, aus Italien zu vertreiben. Damit war Ludwig XII. deutlich bezeichnet. Das pisanische Concil wurde zwar eröffnet, aber schon nach wenigen Tagen, weil die Mitglieder vom Volke beschimpft wurden, nach Mailand, dann nach Lyon verlegt, wo es spurlos verschwand.

Der Feldzug des Jahres 1512 begann nicht glücklich für die Ligue. Ein Angriff auf Bologna mißlang und in Brescia wurde von den Franzosen furchtbar gehaust. Es gelang dem Papste, auch den König Heinrich VIII. von England für die Ligue zu gewinnen und Maximilian zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstand mit Venedig zu bewegen. Doch halfen noch 5000 deutsche Landsknechte den Franzosen einen großen und höchst blutigen Sieg über das päpstlich-spanische Heer bei Ravenna erringen. Diese Niederlage erregte die größte Bestürzung in Rom. Doch der Sieg brachte den Franzosen nicht die erwarteten Früchte; denn der siegreiche Führer der Franzosen, da Gaston de Foix, war bei Ravenna zerfallen, und die Franzosen besaßen keinen Feldherrn, der Gaston ersetzen konnte. Als nun 20,000 Schweizer

durch Tyrol in das Venetianische zogen, sich hier mit einem Heere der Republik vereinigten und in das Mailändische eindrangen, räumten die Franzosen das ganze Herzogthum bis auf einige Schlösser, und auch Genua erhielt seine Unabhängigkeit wieder. So waren die Franzosen am Ende des Jahres 1512 aus Italien vertrieben. In Mailand setzten die Schweizer Maximilian Sforza, einen Sohn von Ludwig Moro, als Herzog ein. Auch für Florenz führte der Sieg der Ligue eine Veränderung herbei. Zwei Söhne des berühmten Lorenzo von Medici, der Kardinal Johann und Julian (Peter war gestorben) kehrten mit einigen Vettern zurück und erhielten bald wieder die Regierung der Republik in ihre Hände. — Der Papst Julius II. erlag 1513 einem Fieber. Zum Papste wurde der Kardinal Johannn von Medici gewählt, welcher sich Leo X. nannte.

Bereits am 24. März 1513 schloß Ludwig XII. zu Blois mit den Venetianern einen Bund, um das mailändische Gebiet unter sich zu theilen. Gegen diesen Bund vereinigten sich Ferdinand, Maximilian, Heinrich VIII. und der Papst zu einem Angriffe auf Frankreich. Zwar wurde fast das ganze mailändische Gebiet von dem französischen und venetianischen Heer erobert, aber nachdem dasselbe von den Schweizern bei Novara (1513) geschlagen worden war, verließen die Franzosen Italien wieder. Heinrich VIII. und Maximilian unternahmen es auch, Ludwig XII. in seinem eigenen Lande anzugreifen und besiegten ihn bei Guinegate (1513), welche Schlacht wegen der übereilten Flucht der französischen Reiterei das Sporengefecht genannt wurde. Ludwig XII. schloß nun Frieden mit seinen Feinden und starb am Neujahrstage 1515.

Franz I. Wiedereroberung Mailands.

Auf Ludwig XII. folgte auf dem Thron von Frankreich dessen nächster Verwandter, der Herzog Franz von Angouleme, als König Franz I. (1515—1547) genannt. Er war damals ein und zwanzig Jahre alt, ein großer, schöner Jüngling, von edlem, männlichen Ansehen, festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit; er war für alles Edle empfänglich, aber ruhmsüchtig, leichtsinnig, den Genüssen der Sinnlichkeit ergeben. Mit Eifer nahm er die von seinem Vorgänger begonnenen, auf die Wiedereroberung Mailands gerichteten Rüstungen auf. Die Eroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Thaten werden. Mit Venedig, mit dem jungen Erzherzog Karl und Heinrich VIII. schloß er Verträge. Dagegen bewog Matthäus Schinner, der Bischof von Sitten, die Schweizer zu Gunsten ihres Schützlings, des Herzogs von Mailand, mit Maximilian und Ferdinand einen Bund einzugehen, dem später auch Leo X. beitrat. Im August 1515 kam es bei Marignano zwischen den Schweizern und Franzosen zur Schlacht. Zwei Tage wurde von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gestritten. Endlich gewannen die Franzosen den Sieg, und das ankommende venetianische Heer vollendete die Niederlage der Schweizer, die seit diesem Tage nicht mehr für unüberwindlich galten. Maximilian Sforza, ein träger Fürst, verzweifelte an erfolgreicher Gegenwehr, trat sein Land gegen ein Jahrgehalt dem Sieger ab und verpflichtete sich seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Leo X. söhnte sich mit Franz I. aus. Maximilian unternahm einen erfolg-

losen Zug nach Italien, um den Franzosen Mailand zu entreißen. Als nach dem Tode Ferdinands des Katholischen dessen Enkel Karl mit Franz einen Freundschaftsvertrag einging, schloß auch Maximilian Frieden mit Frankreich und versprach Franz I. mit Mailand zu belehnen.

3) Maximilian I. und Karl V. Die Reformation.

Maximilian I. Wir haben die Geschichte Deutschlands im vorigen Bande (S. 507) bis zum Tode des Kaisers Friedrich III. erzählt. Durch den Tod seines Vaters wurde Maximilian I. (1493—1519), welcher bereits seit 1486 den Titel eines deutschen Königs geführt hatte, auf den Kaiserthron berufen. Er war ein schöner und stattlicher Herr, in Waffen jeder Art geübt und behielt bis in die späteren Jahre jugendliche Frische, Sinn für Recht, Treuherzigkeit im Verkehr und die Raschheit, mit welcher er zum Schwerte griff. Als Jüngling hatte er gegen Frankreich, gegen die Niederländer und gegen die Türken gefochten. Er liebte die Gefahr und suchte sie auf, wenn sie sich ihm im Kampfe nicht bot, in den Ritterspielen und im rastlosen Verfolgen des Wildes auf den Höhen der tyroler Alpen. Die Regierung Maximilians erregte große Hoffnungen, aber wenige sind in Erfüllung gegangen. Der Kaiser war zu hastig in allem seinen Thun; es fehlte ihm die besonnene Schätzung der Verhältnisse, die Geduld bei der Durchführung der gesteckten Aufgabe. In der Regel verdarb er die Ausführung seiner Pläne, theils durch den Leichtsinn, mit welchem er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete, theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem er oft Angriffe drohte, aber nichts zu ihrer Vollziehung that, oder von begonnenen Unternehmungen bei dem ersten Mißlingen wieder absprang. Maximilian verachtete das Geld; es diente ihm nur zur Vertheilung unter Diener und Kriegsgefährten. Schien eine Rüstung erforderlich, so mußte er mit kargen Ständen unterhandeln und mit unbedeutenden Mitteln das Außerordentliche zu erringen versuchen. Als Kaiser war Maximilian einer der ohnmächtigsten und ärmsten europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die meisten Einnahmen waren von seinen Vorgängern verschleudert worden. Maximilian hatte den Willen, Deutschland und das Kaiserthum aus der Ohnmacht wieder zu erheben; allein er wurde gelähmt in seiner edlen Gesinnung durch die Verhältnisse und die herrschende Denkart. Auch dachte er darauf, seine Stellung und Deutschlands Mittel zur Vergrößerung seiner Hausmacht zu benutzen, und das war gegen die Bedürfnisse und Anliegen der Deutschen. Er wollte mit den Kräften des Reiches Eroberungen machen, bevor im Innern Friede, Recht und Ordnung hergestellt war.

Daß das Letztere zuerst geschähe, forderten die Reichsstände. Seiner Stellung nach wollte und konnte Maximilian sich nicht von dem damals höchst belebten Schauplatze der europäischen Staatskunst zurückziehen; da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte und diese stets durch ein ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, so sah sich auch Maximilian immer mehr in diesen künstlichen Geweben verstrickt und zog gewöhnlich den Kürzeren. Er taugte nicht für eine bedächtige Zeit, die ihm täglich fremder wurde. Bei seinem offenen, ritterlichen Wesen blieb ihm die neu sich gestaltende Politik unverständlich. Häufig faßte ihn Mißmuth, daß alles so anders geworden sei, als in den Tagen seiner Jugend.

Als Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war und auf einem Reichstage zu Worms Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Errichtung eines allgemeinen und immer dauernden Landfriedens und eines Reichsgerichts wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedenstandes ward von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welch' einem heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen Fehden und Kämpfe befinde, war mit nicht mehr zurückzuweisender Stärke erwacht. Die Fürsten wollten Ordnung und eine bessere Reichseinrichtung, aber mächtiger wollten sie den Kaiser nicht machen, ihm nicht geben was er bedurfte; sie hätten sich selbst beschränken müssen, und es war eben damals die Zeit der Ausbildung ihrer Macht zur Landeshoheit. Deutschland war in seinen einzelnen Theilen mächtig und blühend; in keinem Lande gab es so viele reiche, von einer freiheitslustigen Bürgerschaft bewohnte Städte, nirgends so kriegerische Fürsten, einen so stattlichen Adel. Aber es fehlte die Einheit unter diesen Ständen; es mangelten durchgreifende Gesetze; es weigerten sich die Einzelnen zum Besten des großen Ganzen auch nur einen Theil ihrer Gerechtsame zu opfern. Bei jeder wirklichen oder scheinbaren Beeinträchtigung schritt der Beleidigte zur Selbsthülfe, weil er von den wenig umfassenden und noch schlechter gehandhabten Gesetzen keine Abhülfe der Beschwerden zu erwarten hatte. Die Zersplitterung jeder Art war der Grundschaden, die offenbare Ursache, daß man keinen gesicherten Rechtszustand hatte, den Türken nicht widerstehen, der römischen Zumuthungen und Erpressungen sich nicht erwehren, das geistliche Joch nicht abwerfen konnte, und der nationalen Einheit, dem Begehren des Volkes, stand das Sonderanliegen der Fürsten, ihre Macht dem Oberhaupte gegenüber zu erweitern, geradezu entgegen. Während in den meisten christlichen Staaten Europa's die königliche Gewalt in den letzten 50 Jahren fest begründet worden war, zeigte sie sich in Deutschland kraftlos. Zur Handhabung des Landfriedens hatte 1486 Kaiser Friedrich III. durch Stiftung des schwäbischen Bundes das Faustrecht zu beschränken gesucht (Band II. S. 507). Doch wurde dadurch nur für einen kleinen Theil Deutschlands die innere Ruhe gesichert. Als Maximilian die Hülfe der Stände zur Bekämpfung der Franzosen und der Türken begehrte, erwiederten die Stände, daß es zuvor der Gesetze zur Aufrechterhaltung der inneren Ruhe im Reiche bedürfe. Es zeigte sich auf diesem Reichstage die ganze Zerrissenheit Deutschlands. Der einzige

Mann, welcher für das Wohl des Reiches, die Sicherung ständischer Rechte, die Ehre des kaiserlichen Namens mit Nachdruck sprach, war der Reichskanzler, der Kurfürst Berthold von Mainz, geborener Graf von Hennegau. Als alle Stände Maximilian erklärten, ehe beständiges Gericht, Friede und Recht angeordnet wären, sei an keine Hülfe zu denken, gab er nach. Es wurde ein ewiger Landfriede geboten (1495). Niemand solle von nun an mehr den andern befehden, berauben oder beschädigen, niemand einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut jedem preisgegeben sein. Ueber die Beobachtung des Landfriedens solle das Reichskammergericht wachen; dieses solle aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern) bestehen; die Letzteren sollten zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte sein. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden. Nach der Einsetzung des Kammergerichts erhielt Maximilian auch eine geringe Beihülfe zum Zuge nach Italien. Er erschien jedoch zu spät, um gegen Karl VIII. zu kämpfen. Im Jahre 1499 führte Maximilian einen Krieg mit den Schweizern, mit welchen er theils als Herr seiner Erblande in Grenzstreitigkeiten, theils als Kaiser in Streit gerathen war, da die Schweizer den Eintritt in den schwäbischen Bund, die Anerkennung des Kammergerichts und die Zahlung des gemeinen Pfennigs verweigerten. Maximilian erwarb sich keine Lorbeeren, und die Eidgenossenschaft zeigte sich nach dem zu Basel 1499 geschlossenen Frieden noch matter als Mitglied des deutschen Reiches.

Der erste Kammerrichter, Graf Eitel Fritz von Zollern, dankte schon im ersten Jahre wieder ab. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Nachdruck zu geben, kamen nicht in Gang. Daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltenen Reichstag auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Einsetzung des immerwährenden Reichsraths (Reichsregiments) beschlossen. Der Reichsrath sollte aus 20 von den Ständen abgeordneten Beisitzern bestehen, sich jährlich unter abwechselndem Vorsitze eines Kurfürsten versammeln und nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen berathen und Beschlüsse fassen. Aber noch in demselben Jahre ging das Reichsregiment wieder ein; den Beisitzern wurde die Besoldung nicht gezahlt; die unteren Stände fürchteten die Herrschaft der oberen; Maximilian sah in dem Reichsrath die Vernichtung der kaiserlichen Gewalt. Unsicherheit und Fehdewesen dauerten fort. Als ob kein Landfriede verkündet worden wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht von München, und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Maximilian vermochte selbst mit den Waffen nicht seinem Rechtsspruche gegen den Pfalzgrafen Geltung zu verschaffen. Erst 1505 wurde der Streit durch einen Vertrag beendigt. Das Kammergericht wurde wieder hergestellt und um die Aussprüche des Gerichtes gegen mächtige Stände vollziehen zu können, wurde

1512 das Reich in zehn Kreise eingetheilt. Jedem Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Urtheile des Kammergerichts zustand. Die schweizerische Eidgenossenschaft und der Ordensstaat Preußen gehörten nicht zu dieser Kreiseintheilung und trennten sich vom deutschen Reiche. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des Königs Wladislav von Polen außer Verbindung mit Deutschland.

In Maximilians Zeit rang sich in Deutschland die fürstliche Gewalt mächtig empor und suchte die kleinen Herrn in Abhängigkeit zu bringen; die Ritterschaft fühlte sich von der Macht der Fürsten eingeengt, aber ihr fehlte Einigkeit, sie zersplitterte ihre Kräfte in Kämpfen mit den verhaßten Städten und beraubte von ihren Burgen herab die Warenzüge der Bürger. Dadurch wuchsen Gährung und Unzufriedenheit. Der hartgedrückte Landmann sann darauf, sich mit Gewalt eine ähnliche Freiheit wie die Schweizer zu erringen. Im Speierschen brach ein Aufstand der Bauern aus (1502), von seinem Abzeichen der Bundschuh, und einer im Wirtembergischen der arme Konrad genannt.

Maximilian war alt geworden; wehmüthig sah er auf eine thatenreiche Jugend zurück; noch einmal in der Schlacht bei Guinegate (1513) blitzte sein ritterlicher Sinn auf. In den letzten Jahren seines Lebens ward ein von ihm als Jüngling heiß genährter Wunsch wieder wach. An der Spitze der Christenheit wollte er einen Zug gegen die Ungläubigen unternehmen, nicht rasten, bis in Europa die Verächter des Kreuzes vertilgt wären. Er hielt deswegen 1518 einen Reichstag zu Augsburg, wo auch ein päpstlicher Legat diese wichtige Angelegenheit den Fürsten nachdrücklich empfahl. Der Antrag wurde aber abgelehnt. Eben so vergeblich war des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die römische Königskrone zu verschaffen. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian Augsburg und ging nach Tyrol. Auf dieser Reise starb er zu Wels in Oberöstreich, den 12. Januar 1519.

Nach dem Tode Maximilian's bewarben sich drei der mächtigsten Herrscher, die Könige von Spanien, Frankreich und England, um die erledigte Kaiserkrone. Die wenigsten Hoffnungen hatte und die geringste Thätigkeit zeigte Heinrich VIII. von England. Eifriger bemühten sich Franz I. von Frankreich und Karl I. von Spanien. Die französischen Gesandten sparten weder Geld noch Versprechungen, um die deutschen Fürsten zu gewinnen. Doch sträubte sich der alte Widerwille der Deutschen gegen Frankreich mehr gegen eine französische als eine spanische Oberhoheit. Karls Unterhändler wirkten geschickt und thätig; Karl war von väterlicher Seite ein Deutscher; seine Ahnen hatten bereits die Kaiserkrone getragen; von ihm erwartete man wegen der Lage der östreichischen Erblande Schutz gegen die Türken. Als sich im Juni 1519 die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt eingefunden hatten, richteten sich ihre Gedanken auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den die Zeitgenossen mit dem Beinamen des Weisen ehrten; aber dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen und stimmte nachdrücklich für Karl. Dieser wurde zum Kaiser gewählt und regierte als Karl V. von 1519 bis 1556. Zur Sicherung der Karl V.

deutschen Freiheit wurde eine sogenannte **Wahlcapitulation** ausgearbeitet und von dem Bevollmächtigten Karls angenommen und unterschrieben. Karl verpflichtete sich, keinen Reichstag außerhalb Deutschland zu halten, die Stände nicht vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden, sich in Reichsverhandlungen der deutschen oder lateinischen Sprache zu bedienen, keine fremden Truppen in das Reich zu bringen, außer zu seiner Vertheidigung, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, wieder ein Reichsregiment einzusetzen, Bündnisse in Sachen des Reiches mit Fremden nicht einzugehen und Reichskriege nicht zu führen ohne der Kurfürsten und der Stände Rath, diese ohne Noth nicht mit Reichstagen und Steuern zu beschweren und Steuern ohne die Kurfürsten nicht auszuschreiben, endlich alles, was der römische Hof gegen die Concordate der deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen. Ein Jahr nach seiner Wahl kam Karl V. nach Deutschland und wurde am 23. Oktober 1520 mit großer Feierlichkeit zu Aachen gekrönt. Seinen ersten Reichstag schrieb er auf den nächsten heiligen Dreikönigstag nach **Worms** aus. Dieses ist der durch Luther berühmt gewordene Reichstag. Wir wenden uns daher nun zu dem Anfang der Reformation.

Zustand der christlichen Kirche.

Die Hoffnung der christlichen Völker auf eine Reformation der Kirche, nach welcher die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts gestrebt hatten, war durch die Schlauheit der Päpste getäuscht worden. Die Päpste glaubten, daß jetzt der Stuhl ihrer Herrschaft fester als je gegründet sei. Unbezweifelt war noch das Recht der Päpste, in allen religiösen Dingen Gehorsam von den Königen wie von deren geringsten Unterthanen zu fordern. Nur erschüttert, doch nicht überwunden war die Vorstellung, nach welcher sie in dem mystischen, Himmel und und Erde, die Lebendigen und die Todten umfassenden Körper der Kirche die Stelle Christi einnahmen, und nach welcher Gott durch sie that, was sie thaten; nur erschüttert war ihr Anspruch, als Statthalter Gottes über den Königen aller Länder mit der Befugniß zu stehen, die Oberaufsicht über deren Regiment zu führen, Schiedsrichter zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu sein, sogar die Könige zu entsetzen. Die Kraft des päpstlichen Bannes und Interdicts war geringer geworden, hatte aber immer noch nicht aufgehört. Was der päpstliche Einfluß am Nachdruck der Gewaltmittel verloren hatte, ersetzte eine unwürdige, aber oft ebenso unwiderstehliche Politik. Noch immer wurde gesagt und geglaubt, der Papst habe selbst den Engeln im Himmel zu gebieten, sein und Gottes Gerichtshof sei derselbe. Mit weit größerem Rechte als der Kaiser wurde der Papst ein Herr der Welt genannt. Die Päpste waren Mitherrscher der Könige in deren Reichen vermöge ihrer Gewalt über das nur ihren Verfügungen unterworfene Kirchengut, vermöge ihrer Befugniß, auch ohne königliche Genehmigung Befehle an die Unterthanen zu erlassen. Ueberall galt, gleich dem bürgerlichen das geistliche Recht und die Päpste waren in ihrer Stellung zu den geistlichen Gerichten die höchsten und letzten Urtheiler. Die den Königen als mächtige Reichsstände gegenüberstehenden Bischöfe waren den Päpsten untergeben, und diesen gehorchte die das Volk beherrschende Geistlichkeit. **Allgemein war der Glaube an die Macht der Päpste** und allgemein die Ueber-

zeugung der Gelehrten und Ungelehrten, daß die päpstliche Oberherrschaft mit ihren im geistlichen Rechte enthaltenen Befugnissen und Ansprüchen auf der von Christus selbst eingesetzten, in ihren wesentlichen Bestandtheilen unveränderlichen Kirchenverfassung beruhe. „Weltliche Obrigkeit, sagt Luther, lag ganz und gar unter dem geistlichen Riesen und Tyrannen." Nur von Rom aus wurden die höheren kirchlichen Stellen besetzt; dorthin flossen die Schätze der Völker unter dem Namen von Annaten, Zehnten, Dispensationen, Indulgenzien.

Von keinem der damaligen Reiche gilt dies so sehr, so uneingeschränkt, als von dem der Deutschen. Schon der Name desselben und des Oberhauptes deutet darauf hin: römischer Kaiser, heiliges römisches Reich deutscher Nation. Der Name war nur ein Zeichen der Erniedrigung unter Rom. Die päpstliche Macht war im deutschen Reiche die erste und größte. Nach dem geistlichen Rechte und nach der herrschenden Meinung war die päpstliche Macht über der kaiserlichen. Sie war die stärkere schon durch das Bewußtsein des Sieges, welchen sie über das Kaiserthum errungen, und durch die Erinnerung an die Demüthigungen, zu welchen das letztere sich so oft hatte verstehen müssen. Der Papst stand an der Spitze einer kunstvoll gegliederten, gehorsamen Hierarchie, der Kaiser an der Spitze einer unlenksamen Aristokratie. Der Kaiser führte die Regierung des Reichs nur mit dem Beirath der Reichsstände, welche die wichtigsten Rechte des weltlichen Oberhauptes an sich gebracht hatten und fast alle wirkliche Gewalt besaßen. Unter den Reichsständen befand sich eine fast unübersehbare Menge von Geistlichen, welche zugleich Kirchen- und Landesfürsten waren. Ihnen gehörte der fünfte Theil des Grund und Bodens, sie waren eidlich verpflichtet, dem Reiche nur so weit Gehorsam zu leisten, als es sich mit dem Gehorsame gegen den Papst vertrug. Die Reichstage wurden unter der vereinten Autorität der Päpste und der Kaiser berufen und abgehalten, auch von den päpstlichen Legaten, selbst vor dem Eintreffen der kaiserlichen Abgeordneten, eröffnet. Die päpstlichen Legaten gaben den Reichsständen Weisungen, sprachen Rügen über sie aus. In keinem andern Lande standen die Geldmittel des Volkes den Päpsten so sehr und den Königen so wenig zu Gebot, als in Deutschland. Auf die Bildungsanstalten übten die Kaiser fast gar keinen Einfluß, die Kirchenhäupter dagegen den mächtigsten und durchgreifendsten. Keine andere Nation hatte so nachtheilige Concordate mit den Päpsten geschlossen, als es von Friedrich III. im Namen der Deutschen geschehen war, und bei keiner andern setzten sich die Päpste so oft und so ungescheut über die Bestimmungen derselben hinweg. Die Bischöfe und geistlichen Obern waren meistens ebenso unwissend wie die Priester und Mönche und gehorchten dem Papst. Sie waren zum größten Theil aus fürstlichen Häusern, und die weltlichen Interessen ihrer Familien gingen ihnen über alles. Klagten sie auch zuweilen über die päpstlichen Eingriffe, so verblendete sie der Mitgenuß der Herrschaft. Der Habsucht und dem Eigennutz des römischen Hofes opferten die Bischöfe das Wohl ihrer Sprengel auf. Es ist im Einzelnen gar nicht zu beschreiben oder zu berechnen, welche ungeheuren Summen die Päpste aus den deutschen Bisthümern zogen, wie sie durch immer neu ausgeschriebene Zehnten und Annaten, Jubeljahre und Ablässe das Land brandschatzten und aussogen. Alle

Klagen über Betrug und Räuberei des römischen Hofes waren vergeblich. Was man am römischen Hof erreichen wollte, konnte nur durch Geld erkauft werden.

Im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts bemühten sich die Reichsstände mehrfach, die päpstlichen Befugnisse und Ueberschreitungen einzuschränken, das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu ordnen, die Freiheit der Nation herzustellen und zu sichern; allein der Mangel einer kräftigen öffentlichen Macht vereitelte jede Bemühung. Wie früher die Fürsten sich vom Kaiser getrennt, sich mit dem Papste verbündet und dadurch die Schwäche des Kaiserthums hervorgerufen hatten, so war Friedrich III. mit dem Papste wider die Fürsten im geheimen und offenen Bunde, und auch Maximilian suchte das päpstliche Bündniß, um sich gegen die steigende Fürstenmacht zu behaupten. Die Päpste bemühten sich die Unordnung im Reiche zu erhalten; eine Umbildung des letzteren zu einem wahren Staat war unmöglich, wenn nicht die ganze Stellung der geistlichen Macht geändert, die Kirche nicht reformirt wurde. Zuerst mußte das Verhältniß des Papstthums und der Kirche zum Reiche geändert werden, und das konnte nicht ohne eine gänzliche Umwandlung der religiösen Begriffe, eine Erneuerung des kirchlichen Gesammtgeistes, eine kirchliche Reformation geschehen. Daher war es die Befreiung vom geistlichen Seelenzwange, die innerliche, die Geistesfreiheit, nach welcher Luther zuerst strebte, die er als christliche Freiheit dachte. Nur durch Erlangung derselben konnte der Einfluß der Hierarchie, der Einfluß des Papstthums gründlich zerstört werden.

Die Deutschen ertrugen die Verhältnisse, weil sie von Kindheit an und schon die Vorfahren in denselben gelebt hatten. Nach den Begriffen der Deutschen waren neben, ja über dem Reiche und dem Kaiserthume Kirche und Papstthum unauflöslich verbunden, beide nothwendige Voraussetzungen. Man sagte ihnen, das Kaiserthum sei an die Deutschen von den Päpsten übertragen worden, denen dafür als den wahren Begründern der Nationalgröße der größte Dank und die höchste Ehre gebühre und die als Statthalter Gottes in keinerlei irdischer Abhängigkeit ständen und über alles Irdische gesetzt wären, um den Hülfsbedürftigen zum sichern Anker, den Bösen zum Schrecken, der irdischen Herrschaft zur Reinigung und der Knechtschaft und dem Elende zum Troste zu dienen. Viele verächtliche und schändliche Päpste hatten der Idee des Papstthums Hohn gesprochen; aber dem Papstthume war die Ferne des Sitzes seiner Vertreter bei den Deutschen günstig. Nicht rasch und nicht vollständig verbreiteten sich die Gerüchte von den Gräueln der Päpste in Deutschland. Von der hinterlistigen Politik der Päpste vermochte sich das deutsche Volk keine rechte Vorstellung zu machen, die Frommen glaubten nicht an so ungeheure Frevel. Dann schieden sie auch die Päpste von dem Papstthume; es kam ihnen nicht in den Sinn das Papstthum zu verdammen, wenn die Päpste ihr Amt und ihren Beruf entweihten. Noch weiter waren sie entfernt, der Kirche die Mängel des Papstthums aufzubürden. Die Vorstellung vom Papstthume wirkte zugleich durch die Ferne der Päpste und durch unmittelbare Anschauung ihrer Macht. Ohne die Kirche und deren Gnadenmittel konnte man damals weder leben noch sterben. Die Kirche machte sich und ihre Uebermacht überall fühlbar, und die Ungehorsamen mußten sie

fürchten. Ueberall lebte man mitten in ihr und mit ihren zahlreichen Vertretern. Die Hierarchie ergänzte sich aus dem Volke und blieb durch tausend Bande mit ihm verbunden. Papstthum und Kirche erschienen als von Gott geordnete und zugleich als im Reiche durch Reichsgesetze und Herkommen begründete und berechtigte Gewalten. Die am festgesetzten Rechte haftenden Deutschen übersahen daher deren für das Reich schädliche Stellung.

Bei den Deutschen stand die Ehrfurcht vor dem Christenthume und der Kirche und deren Lehren und Einrichtungen, wie ihnen dieselben im Anfang überliefert worden waren und wie sich dieselben entwickelt hatten, unwandelbar fest. Die Erkenntniß des Unterschiedes, ja des Widerspruches der ursprünglichen Lehre Christi und eines Theils der Kirchendogmen, der ursprünglichen und der damaligen Kirche drang erst im sechzehnten Jahrhundert bei ihnen durch. Die römische Kirche galt den Deutschen für die allgemeine vom Erlöser gegründete, für das Christenthum; die äußerliche Einheit der Kirche erschien ihnen wie die Kirche selbst als göttliche Anordnung, und die Kirche vermochten sie nicht ohne das Papstthum zu denken. Daher konnten alle Kämpfe gegen die Uebergriffe der Hierarchie nicht zur Lossagung von der Kirche oder auch nur vom Papstthume führen. Alle Uebergriffe und Frevel der Päpste erschütterten die Anhänglichkeit der Deutschen an der Kirche nicht, und diese wieder hielt sie bei dem Papstthum fest. Das Aeußerste, zu dem sie vorschreiten konnten, war Anerkennung des Grundsatzes, daß allgemeine Kirchenversammlungen über den Päpsten ständen, allenfalls in sich auch ohne Papst die Kircheneinheit darstellten, das Recht besäßen, einen untauglichen Papst zu entsetzen und an seiner Statt einen andern zu ernennen.

Die Einheit des Glaubens, der Lehre, der Christenheit, wie man sie nun einmal begehrte, war von jeher vertreten worden durch das Papstthum. Die Volksthümlichkeit stand hinter der Christlichkeit im Bewußtsein der Nation zurück. Das gesammte geistige Leben hatte sich mit der Kirche so entwickelt, daß die Verknüpfung auch mit der verderbten Kirche noch immer die engste und eine freiwillige war. Das Papstthum hatte die Kirche vor dem Zerfallen in Sekten geschützt. Es hatte alles geistige Leben unter seine Aufsicht und oft beschränkende Leitung, aber auch gegen Barbarei und rohe Gewalt in Schutz genommen, geweckt und gepflegt. Den geistig Begabten und Strebenden wie den Niedern und Schwachen, der großen Masse des gedrückten Volkes erschien die Kirche als Wohlthäterin. Sie sorgte für geistige und leibliche Bedürfnisse in gesunden und kranken Tagen, verlieh oft allein Schutz; nicht selten die Freiheit. Bedrängte aller Art, Arme, Wittwen und Waisen waren der besonderen Fürsorge der Geistlichkeit anbefohlen. Besser befanden sich die gemeinen Freien unter dem Krummstabe, als unter den weltlichen Herren. Menschlicher und billiger pflegten Kirchen und Klöster ihre Leute zu behandeln. In vielen Fällen konnte der Unfreie allein durch Eintritt in den geistlichen Stand zur Freiheit gelangen. Oft fand das niedere Volk allein vor den geistlichen Gerichten Gerechtigkeit. Das geistliche Recht wurde und blieb volksthümlich wie die Kirche selbst, die dem geplagten Volke oft auch allein Ruhe verschaffte. Manches Tadelnswürdige, wie die Menge der Festtage, gereichte dem mit ungemessenen Diensten geplagten Volke zum

Gewinn. Die höheren Stände sonderten sich ab vom Volke, hielten dieses fern von den höchsten Würden, Ehren und Vortheilen der Gesellschaft. Die Kirche war das einzige Gebiet, auf welchem die Geringen und Armen ein behagliches und ehrenvolles Dasein erwarten konnten, das Verdienst den Lohn der höchsten Stellung, des umfassendsten Einflusses als ein erreichbares Ziel vor sich sah, gute Köpfe, strebsame Geister das offene Feld fanden zu Wirksamkeit, Ansehen und Bedeutung zu gelangen.

Das Ansehen des Papstthums befestigte sich grade in den Jahrzehnten, welche dem Zeitraume der großen Concilien folgten. Es waren Abneigungen zurückgeblieben, die Klagen und Rügen, das Verlangen nach Abstellung der Mißbräuche hörten nicht auf. Allein die Nation hatte die Verbesserung der Kirche im Großen und Ganzen aus den Augen verloren, sie war anderweit beschäftigt. Man hatte sich wieder mehr und mehr in leidenden Gehorsam gegen die Kirche ergeben, war entmuthigt, war es müde geworden, sich vergeblich um die Reformation der Kirche zu bemühen; man war gegen den hierarchischen Druck abgestumpft oder vergaß ihn, wie namentlich in den Städten, über Wohlstand, bürgerliche Freiheit, vielfachen und lebendigen Thätigkeiten und Strebungen auf anderen Seiten. Der Gedanke der Nothwendigkeit der Kircheneinheit und des Papstthums als ihres Schlußsteins hatte sich der Gemüther mit neuer Lebendigkeit bemächtigt.

Nachdem die Päpste durch ihre listige Staatskunst den Gefahren entgangen waren, mit welchen die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts den päpstlichen Stuhl bedroht hatten, glaubten sie, daß ihre Herrschaft fester als je gegründet sei. In dieser erträumten Sicherheit überließen sich die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Päpste mehr als je der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und zum Theil einem Wandel, der unter allen Verhältnissen tadelnswerth, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den schneidenden Gegensatz mit ihrer Bestimmung noch verabscheuungswürdiger erschien. Gerade die letzten Päpste vor dem Zeitpunkt der Glaubensverbesserung gingen über alle Grenzen der Unverschämtheit hinaus. Mit allen ihren Ausschweifungen und Lastern verschanzten sie sich hinter dem Grundsatz, daß man nur auf der Päpste Glauben, nicht auf deren Leben zu sehen habe. Ueber alles war erlaubt zu disputiren; man konnte die heiligsten Wahrheiten in Zweifel ziehen und leugnen, nur nicht die Gründe, auf welche des Papstes Macht und Ansehen gebaut war, oder diese aus der heiligen Schrift widerlegen. Als Oberhaupt der Kirche ging der Papst besonders darauf aus, allen Völkern ihren Nationalcharakter zu nehmen und ihnen sein geistliches Gepräge zu geben; er schonte und achtete von jeher nicht was jedem Volke an Gesetzen, Sitten und Gebräuchen eigenthümlich war; er hatte den Völkern ihre Landessprache genommen und die lateinische aufgedrungen; er forderte in geistlichen Dingen Gleichförmigkeit und gebot der Welt immer auf demselben Punkte stehen zu bleiben und auf das Vergangene zu sehen; er verhinderte die geschichtliche Ausbildung und Entwickelung der Völker, jeden Fortschritt auch in politischer und socialer Beziehung. Leo X., welcher von 1513 bis 1521 den päpstlichen Stuhl inne hatte, war ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter

Freund und Beförderer der schönen Künste, aber auch der sinnlichen Lust ergeben und von so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde als ein Mittel galt, prachtvoll und genußreich zu leben. Auch die hohe und niedere Geistlichkeit war von dem sittlichen Verderben ergriffen, und mit verhärteter Schamlosigkeit suchte sie ihr lastervolles Leben, Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischliche Sünden nicht einmal zu verbergen. Der hohe und niedere Klerus gefiel sich in weltlichen Genüssen; in glänzender Rüstung zogen Prälaten zur Schlacht, durchstreiften jagend die Wälder, ergötzten sich in verbotenen Spielen. Ebenso waren die Klöster in tiefen Verfall gerathen, sie waren Herbergen für einen überflüssigen Schwarm von Mönchen, die sich meistens nur durch Unwissenheit und Liederlichkeit, Schmutz und Müssiggang auszeichneten. Sie sammelten große Schätze an irdischen Gütern. Die meisten Priester waren höchst unwissend, selbst ihre Kenntniß der Bibel war sehr gering, unter tausend Geistlichen war kaum einer, der eine Universität auch nur gesehen hatte. Als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der hebräische und griechische Text der Bibel Gegenstand des Studiums wurde, entblödeten sich die Mönche nicht, dies als eine gefährliche Ketzerei zu verschreien. Man verbot, mit der Jugend in den Schulen die Bibel zu lesen, denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen und nur das römische, verdunkelte, mit äußeren Gebräuchen überladene Christenthum gelassen werden. In Italien, wo das Studium der alten Sprachen zuerst wieder erwachte, schwärmten die Gelehrten nur für Homer und Plato, Virgil und Cicero, sie nahmen mit der heidnischen Weisheit auch heidnische Gesinnung an und meinten, daß die christliche Religion für den großen Haufen gut genug sei. Die bildende Kunst widmete sich den hergebrachten kirchlichen Vorstellungen. Die wunderbaren, heiter-naiven, zierlichen Mutter-Gottes-Bilder jener Zeit zeigen, daß damals der Dienst der Maria sehr überhand nahm. Sonderbare Denkmale einer naiven und wundergläubigen Hingebung sind die Gebetbücher. Da giebt es Gebete, an welche ein Ablaß von 146 Tagen, ja von 80,000 Jahren geknüpft ist; einen besonders kräftigen Morgensegen hat ein Papst einem König von Cypern zugeschickt; wer das Gebet des ehrwürdigen Beda wiederholt, zu dessen Hülfe wird die Jungfrau Maria 30 Tage vor seinem Tode bereit sein. Eifrig sammelte man Reliquien. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen brachte deren in seiner Stiftskirche zu Wittenberg 5005 Partikeln zusammen, alle verwahrt in ganzen stehenden Figuren oder in zierlichen Behältnissen; die alle Jahr am Montag nach Misericordia dem gläubigen Volke gezeigt wurden. In Gegenwart der zum Reichstag versammelten Fürsten ward 1512 der Frohnaltar des Domes zu Trier eröffnet und in demselben „unsers lieben Herrn Jesu Christi ohnzertrennter Leibrock" gefunden. Der wunderthätigen Marienbilder gab es eine große Menge. An dem Grabe des Bischofs Benno von Meißen geschahen ohne Unterlaß Wunder: Rasende kamen zu Verstand, Bucklige wurden gerade, Pestbefallene gesund, ja eine Feuersbrunst zu Merseburg erlosch, als der Bischof den Namen Benno's ausrief; wer dagegen an der Gewalt und Heiligkeit Benno's zweifelte, der wurde von Unfällen heimgesucht. Aus den Keimen, welche frühere Jahrhunderte gepflanzt hatten, war ein eigenthümliches Gebilde emporgewachsen, in welchem sich geistliche

und weltliche Macht, zarte Hingebung und rohe Gewalt, Religion und Aberglaube verschlangen.

Der Ablaß. Einer der ärgsten Mißbräuche der damaligen Kirche war der Ablaßhandel. In der ältesten Kirche war der Ablaß die Erlassung der einem groben Sünder auferlegten Kirchenbuße. Nach und nach gestattete man, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wallfahrten und dergleichen an die Stelle der Büßung traten; auch erließen die Bischöfe denen einen Theil der Buße, welche zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Geld entrichteten. Die eingehenden Gelder aber verwandte die ältere Kirche nur für die Armen. Der Ablaß erhielt eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge den Theilnehmern einen vollkommenen Ablaß aller Sünden ertheilten. Nicht lange, so gaben die Päpste auch für andere Leistungen dem Ablaß dieselbe Ausdehnung. Die Kirche verstand unter den Strafen, welche sie erließ, nur die zeitlichen und verlangte von dem Sünder Reue und Besserung; aber der große Haufe bildete sich ein, daß er durch Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingungen auch allen göttlichen Strafen entgehe. Zur Begründung des Ablasses lehrten die Scholastiker, daß Christus und die Heiligen unendlich mehr Gutes gethan hätten, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen wären, und daß der Ueberschuß ihrer guten Werke einen Schatz bilde, über welchen dem Papste zum Besten der Sünder die Verfügung zustehe.

Mit der größten Feierlichkeit wurde die päpstliche Sündenvergebung angekündigt, als Bonifacius VIII. im Jahr 1300 zu Rom ein Ablaß- und Jubeljahr anordnete. Er erklärte, daß er allen, welche in diesem Jahre die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig besuchen würden, die allervollkommenste Vergebung der Sünden verleihe. Von der aus allen Ländern herbeiströmenden zahllosen Menge zogen der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so große Vortheile, daß schon 1350 jedes 50te, dann jedes 33te und endlich jedes 25te Jahr zum Jubeljahr bestimmt wurde. Alexander VI. erklärte, als er 1500 das Jubeljahr beging, daß der vollkommene Ablaß auch den Seelen im Fegfeuer zur Erlassung ihrer Sünden dienen solle, wenn für sie während des Jubeljahrs Almosen gespendet würde.

Die Vorläufer der Reformation. Zu keiner Zeit hat es in der Kirche an Männern gefehlt, welche kühn und freimüthig die herrschenden Mängel bekämpften. So haben wir früher Huß und Savanorola erwähnt. Ferner gehört hierher der stiller wirkende, das Ganze der Kirchenlehre umfassende Johann Wessel aus Gröningen (gestorben 1489). Luther sagte, er stimme so mit Wessel überein, daß es scheinen könne, er habe alles aus ihm geschöpft. Aber was bei Wessel Gesinnung blieb, wurde bei Luther zur großartigsten That. Der erwachte Forschungsgeist und die philosophische Gelehrsamkeit beförderten in Deutschland nicht wie in Italien eine heidnische Denkart, sondern gewannen einen großen Einfluß auf die Theologie. In Italien hatte man sich in die Welt des Alterthums vertieft, sich mit dem Glanz der schönen Künste umgeben und sich von den Zuständen der Gegenwart abgewendet. In Deutschland dagegen hatte das Studium des Alterthums vorzugsweise sittlich gewirkt, es war mit der religiösen

Mystik, mit der Sittenpredigt in Bund getreten, es hatte die Klarheit des Denkens gefördert, die sittliche Kraft der Besten gestählt, es hatte endlich auf die Quellen der christlichen Lehre, auf die heilige Schrift, zurückgeführt. In diesem Sinne wirkten die Männer, welche die Humanitätsstudien in Deutschland neubelebten, Rudolf Agricola, Konrad Celtes und besonders Johann Reuchlin. Der Letzte besaß die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Sprachforschers, des Alterthumskundigen, des Theologen und Rechtsgelehrten und war der Begründer des Studiums der hebräischen Sprache in Deutschland. Er gerieth mit den kölnischen Dominikanern in einen Streit über die Frage, ob alle Schriften der Juden zu verbrennen seien, der zu einem allgemeinen Kampfe zwischen dem Humanismus und dem mönchischem Obscurantismus wurde. In Niederdeutschland hatte Gerhard Groot (geb. zu Deventer 1340, gestorben 1384) einen Verein gestiftet, die Brüder des gemeinsamen Lebens, welcher für die Förderung des christlichen Lebens, die Verbreitung der Bildung und besonders für die Verbesserung des Jugendunterrichts segensreich wirkte. Die von der römischen Kirche verfolgten Sekten, bei denen der Same der reinen christlichen Lehre sich erhalten und gute Früchte getragen hatte, ließen nicht ab, die herrschende Kirche des öffentlichen und geheimen Verderbens anzuklagen und wiederholten fast ohne Unterlaß ihren Ruf nach einer gründlichen Verbesserung des Glaubens und Lebens. Die Mystiker, welche nach einem geistigen Gottesdienst und Heiligung des Herzens und Wandels strebten, nahmen ein Aergerniß an der Verweltlichung der Kirche und widersetzten sich dem geistlosen Mechanismus des äußern Gottesdienstes, dem Gepränge eines äußern Ceremoniendienstes.

Unter Friedrichs III. trostloser Regierung hatte das geistige Leben in Deutschland geruht; aber unter Maximilian I. brach ein neuer Geist sich Bahn. Man denke nur an die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die schnellste Verbreitung der Gedanken möglich machte, und an die unbeschränkte Preßfreiheit, welche damals noch den Völkern vergönnt war. Die Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Indien erweiterte den Gesichtskreis. Das Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft machte der herrschenden Scholastik und Geschmacklosigkeit ein Ende. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden mehrere Universitäten gestiftet, zu Ingolstadt, Freiburg, Basel, Tübingen, Mainz, Wittenberg und Frankfurt an der Oder. Der Kaiser selbst war dem neuen Geist der Zeit nicht abhold. Er förderte das Studium der Geschichte, ermunterte durch eine eigene Verordnung zum Studium des Lateinischen, ehrte die Humanisten durch Dichterkrönungen und stiftete an der tiefgesunkenen Universität Wien eine neue Fakultät für Poesie und Mathematik. Nach Wien berief er Konrad Celtes aus Franken, einen der tüchtigsten Humanisten seiner Zeit. In die neugestifteten Universitäten zu Tübingen (1477) und Wittenberg (1502) zog gleich bei ihrer Gründung der neuere bessere Geist ein. Zu Tübingen lehrte Johann Reuchlin; Wittenberg machte Reuchlins Schüler Philipp Melanchthon zum Sitz der klassischen Studien. Gelehrte Gesellschaften brachten die ausgezeichnetsten Gelehrten in Berührung und förderten deren Studien. Der aus langem Schlummer zu selbstbewußter Thätigkeit erwachte Geist der Nation zeigte sich zuerst in dem wissenschaftlichen

Leben und in der werdenden Literatur, welche sich nicht nur in gelehrter, sondern auch in volksthümlicher Richtung geltend machte. Die zahlreichen satirischen Schriften, wie z. B. das Narrenschiff von Sebastian Brandt, zeigen, daß der Drang des deutschen Volkes auf eine Umwandlung in den sittlichen und kirchlichen Verhältnissen gerichtet war. In der volksthümlichen Literatur machte sich der Volksgeist in naiver humoristischer Weise Luft und der gesunde Menschenverstand nahm die öffentlichen Zustände, die Mängel und Mißbräuche des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens zum Gegenstand seiner Beurtheilung. Es wurde in vielen Köpfen allmälig hell, und viele kluge Leute besprachen sich freimüthig und laut über die Gebrechen der Zeit. Immer allgemeiner verbreitete und offenbarte sich das Gefühl der geistigen Unbefriedigtheit und der Verachtung des Bestehenden. Als ein offener Kämpfer für Wahrheit und Recht, als ein Vorkämpfer der Reformatoren muß auch Ulrich von Hutten genannt werden. Er hatte, seit er aus dem Kloster entwichen war, den Kampf gegen Noth und Gefahr des Lebens kennen gelernt, ungebeugt bot er dem Haß und der Verfolgung, die ihm seine Freimüthigkeit zuzog, Trotz, seine Feder ward zum Schwert für des Vaterlandes Ehre und Freiheit. Manchen Streit hatte er schon durchgefochten; da ergriff ihn die Begeisterung für Luthers Sache, und er wagte den neuen Kampf gegen die päpstliche Curie. Zu den Männern, die durch geschickte Angriffe auf die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen Systeme empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, gehört auch der berühmte Erasmus von Rotterdam (geb. 1467). Er besaß bei einer großen Gelehrsamkeit eine seltene Gabe der Darstellung und bekämpfte bald mit strafendem Ernst, bald mit beißendem Spott die offenkundigen Uebel der Kirche, das ärgerliche Leben und die bejammernswerthe Unwissenheit der Geistlichkeit. Sein feiner Witz, gekleidet in die höchste Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks, schnellte tausende von treffenden Pfeilen auf die Hierarchie. Erasmus dachte auf das freisinnigste, besonders im Punkte der Religion. Er sprach auch freimüthig, so lange es keine Gefahr hatte, und so lange selbst die, deren Standesinteresse von seinem Witze getroffen wurde, mitlachten; aber er war kein edler Mensch, keiner Begeisterung, keines Opfers für andere, für sein Volk, für die Menschheit fähig. Dadurch, daß er der Wiedererwecker des klassischen Alterthums, und durch die Beförderung desselben, besonders auch durch seine korrekte Uebersetzung des neuen Testaments in's Lateinische, Vorläufer des anbrechenden Tages wurde, hat er ein unsterbliches Verdienst. Durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte abholden Erasmus wäre nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dieses große Werk war Luther vorbehalten. Diesen Mann wollen wir jetzt näher kennen lernen.

Luthers Leben bis zum Ablaßstreit. Martin Luther war der Sohn eines armen ehrlichen Bergmannes, Hans Luther; er war geboren zu Eisleben am 10. November 1483. Bald nachher bekam Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld und schlug seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an und trug ihn anfangs sogar auf seinen Armen dahin. Diese Zärtlichkeit war aber mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche Martin spä-

ter noch oft zurückdachte. Auch in der Schule wurde der Knabe von dem Schulmeister mit Härte behandelt. Im vierzehnten Jahre wurde Martin von seinem Vater nach Magdeburg in die lateinische Schule geschickt und, da er in dieser Stadt nur kümmerlichen Unterhalt fand, nach einem Jahre nach Eisenach, wo seine Mutter Verwandte hatte. Auch hier mußte er sein Brot mit Singen vor den Thüren verdienen, bis eine gutmüthige Frau sich seiner erbarmte und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus aufnahm. Das machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren.

In seinem 18. Jahr, 1501, bezog Martin Luther die Universität Erfurt. Er studirte die scholastische Philosophie, gegen welche er jedoch bald Widerwillen empfand, und hörte von den Klassikern besonders Cicero, Virgil und Livius erklären. Auf der Universitätsbibliothek sah er zum ersten Male eine Bibel, doch nur in der lateinischen Uebersetzung. Bei seinem Fleiß und der ärmlichen Kost schwanden seine körperlichen Kräfte; er kränkelte und sah blaß und mager aus. Nachdem er 1505 die philosophische Doctorwürde erhalten hatte, las er selbst Collegia über Aristoteles Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie. Auch beschäftigte er sich mit dem Studium der Rechte, worauf sein Vater bestand; doch war es ihm zuwider ein Rechtsgelehrter zu werden. Als sein Freund Alexis von bösen Buben ermordet und er selbst auf einer Reise von einem heftigen Gewitter überfallen wurde, gelobte er ein Mönch zu werden. Er trat in das zu Erfurt befindliche Kloster der Augustiner. Sein Vater war über diesen Schritt höchst unwillig und konnte sich lange nicht mit seinem Sohne und dessen Berufe aussöhnen. In dem Kloster mußte sich Luther den niedrigsten, ja schmutzigsten Diensten unterziehen, und wenn er studiren wollte, machte sich einer der Mönche ein Geschäft daraus ihn daran zu hindern. Nach zweijähriger Probezeit erhielt er 1507 die Priesterweihe.

Luthers Seele wurde von peinlichen Sorgen geplagt. Er sah in Gott nur den furchtbaren und strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war in das Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen; er lebte seinem neuen Berufe mit unverdrossener Geduld und der größten Strenge: aber die erwartete Ruhe blieb aus und bei der geringsten Regung einer Begierde quälte ihn das Gefühl der Sündhaftigkeit. Er suchte durch vermehrtes Fasten, Nachtwachen und Geißeln seiner Seligkeit gewiß zu werden. Es kamen Momente, wo die angstvolle Schwermuth Luther ganz darniederwarf. Als er sich einst ein paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie kannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an: unter der wohlbekannten Weise erwachte die mit sich selbst hadernde Seele zu gesundem Bewußtsein. Luthers körperliche Kräfte schwanden immer sichtbarer, so daß er bleich und abgezehrt als ein Gegenstand des allgemeinen Mitleids einherging.

In diesem Zustand fand ihn der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, Dr. Johann von Staupitz, ein gelehrter treff-

licher Mann, der nach Erfurt kam, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn mit weniger Strenge zu behandeln, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit und suchte ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. Seine Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luther's Gemüth, doch verfiel dieser, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines Innern und seine ihn quälenden Gedanken erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da ermahnte ihn ein alter Mönch, dem er die Unruhe seiner Seele eröffnete, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Dieses Wort und die öfteren Belehrungen Staupitzens zerstreuten die Nebel seines umdüsterten Geistes und gemarterten Gewissens. Staupitz schenkte ihm eine Bibel und ermahnte ihn zur Forschung in derselben und in den Schriften des Augustinus.

Im Jahre 1508 empfahl Staupitz Luthern dem Kurfürsten von Sachsen zum Lehrer auf der neuerrichteten Universität Wittenberg. So wurde Luther aus seiner Zelle in das öffentliche Leben gezogen, doch nahm er auch in Wittenberg seine Wohnung in dem dortigen Augustinerkloster. 1509 erhielt Luther das theologische Baccalaureat, welches ihm die Verpflichtung auferlegte, die heilige Schrift zu erklären. Auch ermunterte Staupitz Luthern zu predigen. Aller Einwendungen ungeachtet mußte er sich dazu entschließen und war in kurzem der beliebteste Prediger in der Stadt. Die kleinmüthigen Besorgnisse Luther's, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott trat an ihre Stelle. Die Bibel wurde ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit, und mit derselben suchte er auch das Volk bekannt zu machen. Der hypochondrische Mann wurde der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die frühere stumme Blödigkeit verwandelte sich in freimüthige beredte Offenheit. Selbst sein Aeußeres gewann an Männlichkeit. Er war ein großer Freund der Musik; Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch noch in seinen späteren Jahren seine liebste Ergötzung. Im Jahre 1510 unternahm Luther eine Reise nach Rom, vielleicht im Auftrage seines Ordens, noch wahrscheinlicher ist, daß die Reise eine aus Frömmigkeit unternommene Wallfahrt war. Denn Luther war damals noch mit der größten Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche erfüllt und in dem damaligen Kirchenglauben befangen. Mit heiliger Scheu näherte er sich dem Wohnsitz des Statthalters Christi, und mit der tiefsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen der heiligen Treppe hinan. Es gab keine Uebung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung und Andacht vollzogen hätte. Aber zu seiner Verwunderung gewahrte er das weltliche Treiben des päpstlichen Hofes, die Unwissenheit der Geistlichen, das geldsüchtige Handeln mit Gegenständen des Aberglaubens, die Verspottung alles Heiligen selbst von Priestern an heiliger Stätte, und enttäuscht und entsetzt verließ er Rom. Einige Zeit nach seiner Rückkehr (1512) wurde er auf Andringen von Staupitz, Doctor der Theologie, und nun legte

er sich auf die Ursprachen der Bibel um diese richtiger verstehen zu lernen.

Der verschwenderische Papst Leo X. hatte 1517 einen Ablaß ausgeschrieben, angeblich zum Bau der Peterskirche, in der That aber verwandte er das Geld nicht nur für sich, sondern auch zur Ausstattung seiner Schwester. Der Kurfürst Albrecht von Mainz übernahm die Generalpacht in seinen erzbischöflichen Provinzen Mainz und Magdeburg und ernannte den Dominikaner Tezel zu seinem Commissär. Dieser bot den Ablaß, in Sachsen mit großem Pomp umherziehend, mit der größten Gewissenlosigkeit und Unverschämtheit feil. Er hatte zwei große Kisten, in deren einer sich päpstliche Ablaßbriefe für alle möglichen, begangene und noch zu begehende, Sünden, in der andern das gelöste Geld befand. In allen Städten und Dörfern hielt er mit der größten Feierlichkeit und unter dem Geläute der Glocken seinen Einzug und bot seine Ware mit den unsinnigsten Großsprechereien feil. In seinen Predigten behauptete er, der Heiland habe dem Papste alle Macht übergeben und habe nun nichts mehr zu regieren; sein Kreuz mit des Papstes Wappen habe eben so viel Kraft als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegefeuer springe. Alle strömten herbei, um einen Ablaßbrief oder Beichtbrief zu kaufen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Zettel hin, auf welchem ihm Vergebung seiner Sünden oder die Erlösung seines Vaters oder seines Kinder aus dem Fegfeuer verheißen ward. Tezel hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, deren Ankauf die Erlaubniß verschaffte, in den Fasten Milch und Butter zu genießen. Die Preise der Ablaßbriefe waren nach den begangenen Sünden verschieden, auch wurden sie herabgesetzt, wenn der Handel in einer Stadt nicht mehr gehen wollte. Die mit so großer Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei erregte vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich darüber, daß ihre Unterthanen um das Ihrige betrogen und ihre Länder so schändlich ausgesogen würden. Besonders war Friedrich von Sachsen mit dem Ablaßhandel unzufrieden. Er hatte schon früher, als zu einer Unternehmung gegen die Türken ein Ablaß verkündigt wurde, das in seinem Lande zusammengebrachte Geld in seiner Hand behalten, mit dem Entschluß, es nur dann herauszugeben, wenn es zu einem Krieg gegen die Ungläubigen komme. Vergeblich hatten der Papst und auf des Papstes Anregung der Kaiser das Geld von ihm gefordert. Friedrich hatte das Geld, als alle Aussichten zu einem Türkenkrieg sich zerschlagen hatten, für seine Universität angewendet. Auch jetzt war er nicht geneigt eine solche Schatzung seiner Unterthanen zuzugeben. Als Tezel in den letzten Monaten des Jahres 1517 zu Jüterbogk sein Wesen trieb, liefen auch von Wittenberg aus die Leute schaarenweise dahin, um sich Ablaß zu holen. Als Luther an manchen seiner Beichtkinder den Schaden gewahrte, da sie auf die gekauften Beichtzettel hin von ihm absolvirt sein wollten, empörte ihn dies Unwesen so, daß er sie mit diesen Beichtzetteln abwies. Darüber ward Tezel zornig, predigte gegen Luther und ließ auf dem Markte zu Jüterbogk ein Feuer anzünden mit der Erklärung, daß er alle, die sich wider des Papstes Ablaß legen würden, als

Der Ablaßstreit. Cajetan. Miltiz.

Ketzer zu verbrennen den Befehl habe. Nun hielt es Luther für Pflicht, auf der Kanzel gegen den Ablaßhandel zu predigen. In dieser Predigt gab er noch zu, daß man niemandem wehren solle, Ablaß zu lösen, drang aber darauf, daß man die Christen durch gründlichere Belehrung über den wahren Ablaß von dem falschen abhalten solle. Auch schrieb Luther an die benachbarten Bischöfe und ersuchte sie, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er nach der damaligen Sitte der Gelehrten am Abend des 31. Oktober 1517 95 in lateinischer Sprache abgefaßte Theses oder theologische Streitsätze gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Luther wollte bloß eine Disputation in gelehrtem Kreise veranlassen, und das war weder etwas Ungewöhnliches, noch auch etwas außerordentlich Kühnes; auch erklärte er, jeden gegründeten Widerspruch bereitwillig annehmen zu wollen. In den Sätzen spricht sich die Gewißheit aus, daß nichts Aeußerliches dem Geiste helfen könne zu seiner Seligkeit, sondern allein der innere, lebendige Glaube; es spricht sich in denselben die Ueberzeugung aus, daß die Versöhnung mit Gott nicht mit Geld zu erkaufen sei. Ein hoher, von göttlichem Zorn durchdrungener Feuereifer giebt sich in denselben kund. Die 95 Sätze wurden das Signal zu einem Kampfe, der bald in helle Flammen ausbrach. Sie wurden schnell durch ganz Deutschland verbreitet, häufig gedruckt, abgeschrieben und übersetzt. Viele freuten sich und bewunderten den Muth des Mannes, der so etwas öffentlich zu sagen gewagt hatte. Die Gelehrten aber schwiegen, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit.

Luther war in dieser Zeit noch ganz befangen in dem damaligen Kirchenglauben und weit entfernt davon, das Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen. Nur in Beziehung auf den Ablaß, glaubte Luther, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sei es Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Tezel ließ Gegensätze wider Luthers Theses schreiben und auch andere Dominikaner griffen Luther in Schriften an. Dieser ward dadurch zu Antworten und unter anderm zu der Behauptung bewogen: wenn der Papst und die Kardinäle mit ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so sei Rom der Sitz des Antichrists. Bisher hatte Luther nur den Mißbrauch des Ablasses angegriffen; durch die vielen Gegenschriften wurde er zu einer näheren Untersuchung des päpstlichen Ablasses selbst veranlaßt. Er schrieb in lateinischer Sprache eine theologische Abhandlung, in welcher er unter Berufung auf die heilige Schrift die Ablaßlehre selbst angriff. Diese Schrift sandte er 1518 an den Papst mit einem Brief, in welchem er zwar mit Bescheidenheit, aber auch mit Freimuth und Zuversicht sich aussprach. Er stellte die Gebrechen der Kirche, die Verwerflichkeit des Ablasses und die überflüssigen guten Werke der Heiligen in das gebührende Licht. Noch ehe vielleicht sein Brief in Rom angekommen war, erhielt Luther eine Vorladung, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und sich daselbst zu verantworten. Luther weigerte sich nicht, vor unparteiischen, gelehrten und christlichen Richtern sich zu stellen, vor diesen seine Lehre zu vertheidigen und sich eines Bessern aus der heiligen Schrift belehren zu lassen; aber nach Rom zum Verhör sich zu begeben, lehnte er ab. Auch dem Kurfürsten Friedrich mißfiel das

Ansinnen des Papstes, besonders weil die Universität Wittenberg durch Luthers Ruf so schnell emporgekommen war. Aus Rücksicht auf den Kurfürsten geschah es, daß der Papst, welcher den ganzen Streit für eine geringe Mönchszänkerei hielt, dem **Kardinal Thomas de Vio aus Gaeta** (gewöhnlich Cajetan genannt), den Auftrag ertheilte, Luther zu verhören. So erhielt Luther einen zweiten Befehl sich vor Cajetan, welcher sich als päpstlicher Nuntius auf dem Reichstage zu Augsburg befand, zu stellen. Trotz mancher Warnungen begab sich **Luther nach Augsburg** und erschien im Anfange Oktobers 1518 vor dem Kardinal. Dieser faßte sich kurz, indem er forderte, Luther solle seine Irrthümer widerrufen, für immer von denselben abstehen und die Kirche nicht weiter beunruhigen. Luther dagegen begehrte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen würden, und berief sich auf die heilige Schrift, während der Kardinal nur Verordnungen der Päpste anführte. Der Kardinal zeigte bei der ganzen Verhandlung wenig Einsicht, aber große Keckheit; er wurde endlich so heftig, daß er Luther mit den Worten entließ: Geh hin und komme nicht wieder, Du wollest denn widerrufen. Am 16. Oktober setzte Luther vor Notar und Zeugen eine **Appellation** auf von dem übelunterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Seine Abreise geschah schnell und heimlich, weil seine Freunde um seine Sicherheit besorgt waren. Seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen aus der Stadt, setzten ihn auf ein gutes Pferd und gaben ihm einen Führer mit, der mit ihm in einem Tage acht Meilen auf Nürnberg zu ritt. Am 30. Oktober kam Luther glücklich in Wittenberg an.

Cajetan schrieb an den Kurfürsten und verlangte, dieser solle den Unruhstifter nach Rom ausliefern oder doch wenigstens aus seinem Lande jagen. Anfangs schwankte der Kurfürst; dann aber wies er das Ansinnen zurück und legte der Antwort eine in ruhigem Tone verfaßte Verantwortung Luthers bei. In Rom war man mit Cajetan sehr unzufrieden, und der **päpstliche Kammerherr von Miltitz**, von Geburt ein meißnischer Edelmann, wurde an den Kurfürsten gesandt, um demselben eine vom Papst geweihte goldene Rose zu überbringen, wie solche regierende Fürsten als besonderes Zeichen der päpstlichen Gnade geschenkt erhielten. Miltitz hatte zugleich den Auftrag den durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er hatte mit Luther im Januar 1519 eine **Unterredung zu Altenburg** und brachte ihn durch freundliches Zureden dahin, daß er versprach, von den streitigen Lehrsätzen zu schweigen, wenn auch seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden; ferner ehrerbietig an den Papst zu schreiben und endlich das Volk in einer Ansprache zum Gehorsam und zur Ehrerbietung gegen die römische Kirche zu ermahnen.

Miltitz glaubte, den Streit beigelegt zu haben, allein Luthers Gegner schwiegen nicht. Unter diesen trat besonders der **Doctor Eck**, Professor und Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, hervor. Er hatte gegen Luthers Thesen eine Schrift **Obelisken** geschrieben, und dieser eine Erwiederung unter dem Titel **Asterisken** herausgegeben. Eck war in den gelehrten Streitkämpfen jener Zeit schon auf acht Universitäten

Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle.

Sieger geblieben, und jetzt war zwischen ihm und einem Anhänger Luthers, dem Professor Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsort gewöhnlich Karlstadt genannt, eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet. Um auch Luther in den Streit zu ziehen, gab Eck dreizehn Sätze heraus, in welchem er Luthers vornehmste Lehren angriff. Da auch die Ehre der Universität Wittenberg auf dem Spiele stand, so konnte Luther nicht zurückbleiben. Entschlossen seine Sache selbst zu führen, betheiligte er sich an der am 27. Juli 1519 feierlich eröffneten Disputation zu Leipzig. Im Beisein des Herzogs Georg von Sachsen, des Herzogs Barnim von Pommern und vieler andern vornehmen Personen, deßgleichen vieler Professoren verschiedener Universitäten, vieler Studenten, deren allein aus Wittenberg 200 den Wagen Luther's begleitet hatten, und endlich vieler andern Zuhörer wurde 17 Tage lang über die wichtigsten Kirchenlehren gestritten. Sämmtliche Verhandlungen wurden von Notaren nachgeschrieben. In der ersten Woche disputirten Eck und Karlstadt über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Gnade, in der zweiten Woche Eck und Luther über den Primat des Papstes, über Fegefeuer, Buße und Ablaß, worauf in den letzten Tagen Eck und Karlstadt mit der Fortsetzung ihres Streites den Kampf beschlossen. Eck bewies große dialektische Gewandtheit und Gelehrsamkeit in dem kanonischen Recht und in den Kirchenvätern, Luther die ganze Kraft seiner Schriftkenntniß und Glaubensüberzeugung. In der Hitze des Streites wurde Luther zu Behauptungen fortgerissen, die ihn in den bestimmtesten Gegensatz zu dem Papst und der römischen Kirche brachten, indem er die Autorität des Papstes und der Concilien der Autorität der heiligen Schrift unterordnete und auch erklärte, daß unter Hussens Lehren einige echt christliche wären. Bei seinem ersten Auftreten hatte Luther die Unverschämtheit der Ablaßprediger, die päpstliche Instruktion für dieselben, die Satzungen der spätern Scholastik bekämpft, aber die Decrete der Päpste ausdrücklich festgehalten; dann hatte er auch diese verworfen, aber den Ausspruch eines Conciliums angerufen; jetzt sagte er sich auch von dieser letzten Autorität los; es blieb ihm nichts übrig, als die heilige Schrift. Der Eindruck der ganzen Verhandlung auf die Zuhörer war verschieden; je nach ihrer Stellung zur Sache schrieben sie Eck oder Luther den Sieg zu. Während Eck triumphirte und die Universitäten zur Verbrennung von Luthers Schriften und den Kurfürsten zum Einschreiten gegen die gefährliche Irrlehre aufforderte, suchte Luther seine bei der Disputation gethanen Aeußerungen durch eine eigene Schrift näher zu begründen. Seit der Leipziger Disputation fand die Sache Luthers immer mehr Anhang in allen Ständen und Schichten des deutschen Volkes und immermehr wurde die evangelische Freiheit die allgemeine Losung. Sehr zu Statten kam es Luther und seiner Sache, daß nach dem Tode Maximilian's der Kurfürst Friedrich das Reichsvicariat im nördlichen Deutschland führte.

Die Anhänger des Papstes suchten sich als die getreusten Verbündeten des römischen Stuhles zu bewähren und in Schriften die Allgewalt des Papstes rücksichtsloser zu erheben als jemals. Im folgenden Jahre reiste Eck nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde am 15. Juni 1520 eine Bulle ausgefertigt, in welcher 41 Sätze aus Luthers Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich bezeichnet

wurden, außerdem Luther, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, in den Bann gethan und jedermann bei Strafe des Bannes aufgefordert wurde, Luther nicht zu schützen, sondern nach Rom auszuliefern. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther von Miltitz bewegen, noch einmal an den Papst zu schreiben, um, wie Miltitz hoffte, die Sache in Güte beizulegen. Aber der höchst merkwürdige Brief zeigt, daß Luther selbst diese Hoffnung nicht hegte.

Dem aufgehenden Tage der evangelischen Freiheit jauchzte ein großer Theil des deutschen Volkes freudig entgegen. Zu den Anhängern Luthers gehörte der größte Theil des Bürgerstandes, endlich ein großer Theil des niedern Reichsadels. Der letztere war mit seiner beschränkten politischen Lage unzufrieden und trug sich mit Gedanken der Umwälzung zu der ihm Luther's Sache als Mittel dienen zu können schien. Zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, schrieben Luther, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sei, so solle er auf ihre Burgen kommen, wohl hundert vom Adel wären bereit, ihn ritterlich gegen seine Feinde zu beschützen. Luther antwortete: er wünsche nicht, daß man das Evangelium mit Blutvergießen vertheidige. Aber gehoben und getragen vom deutschen Volksgeist rüttelte er kühner an dem Joch der römischen Dienstbarkeit. In dieser Stimmung schrieb er 1520 sein treffliches Buch an den christlichen Adel deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, in welchem er die Nation aufforderte, das römische Joch abzuwerfen und dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die deutsche Kirche zu entziehen. Bald folgte die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, in welcher er die Mißbräuche und Irrthümer der römischen Kirche mit großer Klarheit und Geistesfreiheit darlegte.

Mit der Bekanntmachung der Bulle hatte Eck kein Glück. Man nahm sie fast überall mit Verachtung und Erbitterung auf. Die Studenten in Erfurt zerrissen die gedruckte Bulle; in Leipzig bewarf man sie mit Koth, und Eck entging nur durch die Flucht den Mißhandlungen der erbitterten Studenten. Hier und da verließen die Leute die Kirche, wenn die Bulle verlesen wurde; an anderen Orten wurde die Bekanntmachung verhindert oder von der Obrigkeit abgelehnt. Der Kurfürst von Sachsen, welchen zwei päpstliche Legaten mit der Forderung angingen, Luthers Schriften verbrennen zu lassen und ihn selbst gefangen nach Rom zu schicken, erwiederte, erst müsse Luther's Sache von unverdächtigen, frommen und gelehrten Leuten untersucht und Luther mit hinreichenden Gründen aus der heiligen Schrift überwunden werden. Ebenso ließ sich der berühmte Erasmus nicht bewegen, gegen Luther zu schreiben. Gegen den Kurfürsten von Sachsen äußerte Erasmus scherzend: Luthers größter Fehler bestehe darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe.

An einigen Orten, zu Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt waren Luthers Schriften verbrannt worden. Luther ließ sich dadurch zu einem kühnen Schritte hinreißen. Durch einen öffentlichen Anschlag beschied er die Mitglieder der Universität Wittenberg auf den 10. December 1520 um neun Uhr vor das Elsterthor. Daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaufen und legte das kanonische

Recht, die Verordnungen der Päpste und Ecks Schriften auf denselben. Dann ward der Scheiterhaufen angezündet und Luther warf die Verbannungsbulle in die Flammen, mit den Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! Durch diesen Schritt trat Luther feierlich und öffentlich aus der römischen Kirche.

Philipp Melanchthon. Ulrich von Hutten.

Der treueste Freund Luthers war Philipp Melanchthon. Er war 1497 zu Bretten in der Pfalz geboren, bezog schon im 13. Jahre die Universität Heidelberg, wurde zu Tübingen in seinem 17. Jahre Magister und war in seinem 20. Jahre ein durch seine Kenntniß in der alten Literatur, Geschichte und Philosophie berühmter Gelehrter. Seinen deutschen Namen Schwarzerd hatte Reuchlin, nach der Sitte der Zeit, in den griechischen Melanchthon verändert. Auf Reuchlin's Empfehlung wurde Melanchthon 1518 als Professor der griechischen Sprache an die Universität Wittenberg berufen. Mit ausgezeichneten Geistesgaben verband Melanchthon unermüdeten Fleiß, ruhige Besonnenheit, liebenswürdige Bescheidenheit und äußere Anmuth. Er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrags in einem ungewöhnlichen Grade und hatte oft 2000 Zuhörer. Luther und Melanchthon waren die innigsten Freunde. Ueber ihre beiderseitigen Gaben sagt Luther: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme austeuten, Dornen und Hecken weghauen. Die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Diese gerechte Anerkennung erwiederte Melanchthon mit einer Achtung, die an Verehrung grenzte. Sein Betragen gegen Luther war nachgebend und vorsichtig. Melanchthon's außerordentliche Thätigkeit, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner erregten gerechte Bewunderung. Das größte Verdienst Melanchthon's war, daß er die Wissenschaften, die damals gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßige Lehrbücher schrieb und für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Erst seit Melanchthon wurde die griechische Sprache im nördlichen Deutschland ordentlich betrieben.

Melanchthon hatte an der leipziger Disputation nur als Rathgeber und Gehülfe Theil genommen. Er widmete sich nun den theologischen Studien mit dem stillen Feuer, das ihm eigen war. Die Grundsätze, auf denen die protestantische Theologie beruht, rühren nicht minder von ihm her als von Luther. In einer kleinen Schrift zeigte er, man dürfe nicht die Schrift nach den Kirchenvätern auslegen, sondern müsse diese nach dem Sinne der heiligen Schrift verstehen. Was er von den Kirchenvätern gesagt hatte, wiederholte er von den Concilien: daß ihre Autorität dem Ansehn der Schrift gegenüber nichts bedeute. Immer eifriger vertiefte sich Melanchthon in die Schriften des neuen Testaments. Auch auf seinem Wege fand er, daß in den Lehren der bisherigen Theologie vieles enthalten sei, was nicht allein aus der Schrift nicht hergeleitet

werden könne, sondern ihr widerspreche, sich mit ihrem Sinne nicht vereinigen lasse.

Von den Geistern, die in Deutschland an der Bewegung in der gelehrten poetisch-philologischen Literatur Theil nahmen, war Melanchthon das Vorbild derjenigen, welche in ruhigem und mühevollem Studium neue Elemente der Bildung zu gewinnen und auszubreiten suchten, und welche mit den theologischen Bestrebungen Luthers die engste Verbindung geschlossen hatten. Neben den ruhigen Gelehrten tummelten sich aber fehdelustige Poeten; trotzig in ihrem Selbstgefühl, empört über den Widerstand, den man ihnen entgegensetzte, erfüllten sie die Welt mit dem Lärm ihres Krieges. Diese hatten sich im Anfange des lutherischen Streites, den sie als einen inneren Handel der Mönchsorden betrachteten, neutral verhalten. Jetzt aber, da derselbe eine so großartige, weitaussehende Natur entwickelte und allen ihren Sympathien entsprach, nahmen auch sie Partei. Ein Vordermann dieser Schaar trat jetzt, nicht anonym wie andere, sondern mit niedergelassenem Visir auf den Kampfplatz. Es war Ulrich von Hutten. Auch ihn berührte der Hauch des Geistes, welchen Luther in der Nation erweckt hätte; eine Aussicht that sich auf, gegen die alte bisherigen Erfolge nur wie ein Kinderspiel erschienen; seine ganze Ueberzeugung, alle Triebe seines Geistes und seiner Thatkraft waren davon ergriffen. Allenthalben predigte Hutten, Deutschland müsse Rom verlassen und zu seinen Bischöfen zurückkehren. Er hielt sich für bestimmt, diese Sache durchzusetzen, und weissagte, die Tyrannei von Rom werde nicht lange mehr dauern, schon sei die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt. Er fordert die Deutschen auf, nur Vertrauen zu ihren tapfern Anführern zu haben, nicht etwa in der Mitte des Streites zu ermatten; denn hindurch müsse man, hindurch, bei dieser günstigen Lage der Umstände, dieser guten Sache, diesen herrlichen Kräften. „Es lebe die Freiheit. Jacta est alea. Der Würfel ist gefallen, ich hab's gewagt.“

Der Reichstag zu Worms.

Im Januar 1521 wurde der Reichstag zu Worms mit ungewöhnlichem Glanze eröffnet. Zahlreich fanden sich Fürsten und Edle ein; von den Kurfürsten fehlte keiner. Das Reichsregiment, dessen Errichtung der Kaiser in der Wahlcapitulation gelobt hatte, erhielt eine bessere Verfassung; das verfallene Kammergericht wurde wieder hergestellt; doch erhielten auch jetzt noch die Städte keinen Antheil an demselben. Es wurde bestimmt, daß jeder den des Landfriedensbruches Ueberwiesenen solle verfolgen dürfen. Für den Römerzug wurden dem Kaiser 24,000 Mann verwilligt. Die bei dieser Gelegenheit entworfene Matrikel zur Vertheilung der Mannschaft auf die Stände wurde bei allen später ausgeschriebenen Römermonaten zum Grunde gelegt. Dann verglich sich Karl V. mit seinem jüngeren Bruder Ferdinand wegen der Erblande von Kaiser Maximilian dahin, daß er seinem Bruder die Herzogthümer Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain überließ und für sich, der als Erstgeborner die Niederlande besaß, die Grafschaft Tyrol und die vorderösterreichischen Lande im Elsaß und Schwaben behielt. Auch diesen Theil des großväterlichen Erbes trat er später an Ferdinand ab. Vorzugsweise nahm aber die Thätigkeit Karls auf dem Reichstage zu Worms in Anspruch die Ausgleichung der großen Fragen der Reli-

gion, welche, von Wittenberg aus angeregt, bereits in allen Gauen Deutschlands und schon weit über dieses hinaus die Aufmerksamkeit von Fürsten und Völkern fesselten.

Der Tod des Kaisers Maximilian und das Reichsvicariat des Kurfürsten Friederich hatten Luther Sicherheit verschafft, und dessen Wort fand in den verschiedensten Kreisen Deutschlands immer mehr Bekenner, Verbreiter, Beschützer. Nachdem der in der ersten Bulle gesetzte Termin abgelaufen war, erschien zu Anfang des Jahres 1521 eine zweite, in der nun der unbedingte Bann über Luther ausgesprochen wurde. Er und alle, die ihm anhängen, werden in derselben verdammte und verfluchte Leute genannt, die des ewigen Fluches und Interdictes schuldig, des Lasters der beleidigten Majestät theilhaftig wären. Die Wirkung dieser Bulle war noch viel schwächer, als die der ersten; das Verfahren gegen Luther empörte den Kurfürsten, welcher seinen Unterthan nicht dem gerechten Richter entzogen wissen wollte; es steigerte den Eifer Luthers, der immer kühner an dem Gebäude der päpstlichen Satzungen rüttelte. Nicht der Papst allein, lehrte er, vermöge die Schrift auszulegen; ihm komme die weltliche Macht nicht zu, weil das Reich Christi nicht von dieser Welt sei. Es müsse sich Deutschland nach dem Beispiele Frankreichs den Eingriffen Roms widersetzen, mit der Zahlung von Annaten und Palliengeldern innehalten. Es finde sich in der Schrift kein Beleg für das Klosterleben, für Dispensationen, Verehrung der Heiligen, Wallfahrten, Fasten und Cölibat. Es dürfe der Kelch den Laien nicht entzogen werden. Der alleinige Quell des Glaubens sei in der Bibel und den Kirchenvätern zu suchen, nicht in den päpstlichen Decretalien und in den Satzungen der Concilien.

Als der Kaiser nach Deutschland kam, wandte sich der Legat mit der Forderung an ihn, den Ketzer entweder zu bestrafen oder nach Rom auszuliefern. Die religiösen Bewegungen in Deutschland hatten für den Kaiser nicht nur an sich ein hohes Interesse, sondern auch deshalb, weil sie den Papst bedrohten und für sein Verhältniß zu dem römischen Hofe neue Gesichtspunkte, ja man kann wohl sagen neue Waffen darboten. Karl V. wußte, daß es zu einem Kampfe mit Frankreich kommen mußte, der hauptsächlich in Italien zu führen war, und es bildete für ihn die wichtigste Frage, ob er den Papst für sich haben würde oder nicht. Ferner stützte sich in Spanien die Regierung besonders auf die Inquisition. Die Cortes von Aragon hatten sich an den Papst gewendet und bei demselben einige Breven ausgewirkt, nach welchen die ganze Verfassung der Inquisition abgeändert werden sollte. Karl V. wünschte die Zurücknahme dieser Breven. Der Papst zeigte sich in jeder Beziehung willfährig und gefällig gegen den Kaiser, nur um diesen zu bestimmen, Luther zu verderben und dessen Anhänger zu unterdrücken. Aber Karl V. wollte Luther nicht ungehört verdammen lassen und begehrte vom Kurfürsten, daß er Luther mit auf den Reichstag zu Worms bringe, damit er vor gelehrten Männern seine Behauptungen rechtfertige. Der Kurfürst lehnte es anfangs ab, Luthern mitzunehmen, und ließ diesen fragen, ob er entschlossen sei mitzugehen. Darauf erwiederte Luther: wenn ihn der Kaiser berufe, zweifle er nicht, daß er von Gott berufen werde, und falls er nicht gesund kommen könnte, wolle er sich krank hinführen lassen. Fliehen werde er nicht, widerrufen aber viel weniger. Der päpst-

liche Legat widersetzte sich aus allen Kräften dem Verlangen des Kaisers, denn es schien der Ehre und den Rechten des römischen Stuhles entgegen, daß ein von ihm gerichteter Ketzer vor einer weltlichen Versammlung nochmals Gehör finden sollte. Auf den Kaiser machte es auch Eindruck, als er jetzt erst erfuhr, daß Luther bereits in des Papstes höchsten Bann gefallen sei. Er entschloß sich daher, das Verlangen der Reise Luthers nach Worms zurückzunehmen. Um so mehr war es aber nun dem Kurfürsten darum zu thun, und Luther wiederholte seine frühere Erklärung. Der Anhang des Papstes machte allerlei Pläne, um mit Luther auf dem Reichstage ohne Verhör zurechtzukommen und ihn mit der Hierarchie wieder auszusöhnen. Es hatte das den Erfolg, daß der Kaiser befahl, alle Bücher Luthers der Obrigkeit auszuliefern. Darauf erwiederten jedoch die Stände, der Befehl werde zu nichts helfen, da Luthers Lehre bereits in vielen Herzen eingewurzelt sei. Dagegen gaben die Stände den Rath, der Kaiser möchte bewirken, daß den Mißbräuchen abgeholfen würde, mit denen der römische Stuhl der deutschen Nation beschwerlich falle. Das genehmigte der Kaiser. Es wurde ein Ausschuß angeordnet, zu dem auch Geistliche zugezogen wurden, um die Beschwerden der deutschen Nation zusammenzustellen. Sie wurden, einhundert und eine an der Zahl, noch auf diesem Reichstage dem Kaiser übergeben. Es kam dadurch der traurige Zustand der deutschen Kirche recht zu Tage. Die meisten Beschwerden gingen gegen die päpstlichen Gelderpressungen und Eingriffe der Klerisei in die weltliche Gerichtsbarkeit, gegen die beständigen Ablaßsendungen, durch welche die armen Einfältigen verführt und mit Behändigkeit um ihre Baarschaft bethört würden. Im 28. Artikel wurde die Nothwendigkeit einer Reform ausgesprochen. Dagegen hatte der Papst kaum 14 Tage vorher aufs neue in seiner Weise über Luther Gericht gehalten. Er hatte Luthers Namen in die berüchtigte Nachtmahlsbulle unter die Ketzer aufgenommen, welche alljährlich zu Rom am grünen Donnerstag von neuem verflucht werden.

Durch kaiserliches Citationsschreiben vom 6. März wurde Luther binnen 21 Tagen in Worms zu erscheinen entboten, auch sein Geleitsbrief ausgefertigt. Von einem zu leistenden Widerruf war in demselben nicht die Rede. Kaspar Sturm in dem Amte eines Reichsherolbes mußte Luther geleiten und hatte dazu den Namen Deutschland erhalten. Den Reisewagen gab die Stadt Wittenberg, Herzog Johannes von Weimar Reisegeld. Die Reise von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich das Volk Luther zu sehen. Die Literaten zu Erfurt, der Rektor der Universität an der Spitze, ihrer 40 zu Pferde und noch viel mehr zu Fuß, gingen Luther zwei Meilen weit entgegen und begleiteten den Wagen; alle Straßen der Stadt, durch welche der Zug ging, waren von einer Menge Volkes belebt. Auch predigte Luther auf vieles Begehren im Augustinerkloster zu Erfurt. In Eisenach fühlte er sich unwohl, doch nach einem Aderlaß erleichtert, wenn auch anhaltend kränklich. Wenn er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, um den kühnen Mann zu sehen, der dem Papste sich zu widersetzen wage. Manche verhehlten ihm auch ihre Besorgnisse nicht, man werde ihn in Worms verbrennen, wie Huß in Konstanz. Je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen die schreckenden Gerüchte zu. Als er

schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen ihn zu warnen, doch ja nicht in die Stadt zu kommen. Luther aber gab die Antwort: ich werde kommen, und wären so viel Teufel in der Stadt, als Ziegeln auf den Dächern.

Am 16. April zog Luther ganz stattlich in Worms ein. Viele vom Adel waren ihm entgegengefahren, und als er Morgens 10 Uhr in die Stadt fuhr, war der Auflauf des Volks ungeheuer. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold, hinter dem Wagen folgte Justus Jonas, nachmaliger Propst zu Wittenberg, mit seinem Famulus. Am folgenden Tage Nachmittags 4 Uhr wurde Luther in die Reichsversammlung eingeführt; der Reichserbmarschall und der Herold gingen ihm voran. Man mußte ihn durch Gärten und Hinterhäuser führen und konnte doch kaum durch das Gedränge hindurch kommen. Man deckte die Dächer ab, um den Glaubenshelden zu sehen. An der Thür des Saales klopfte der berühmte Feldhauptmann Georg Frundsberg Luthern auf die Schulter und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Luther war bleich und abgemattet von der Krankheit und machte deshalb auf die Versammlung keinen vortheilhaften Eindruck. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde", soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Man hatte Luthers Schriften auf den Tisch gelegt. Der trierische Official Eck fragte ihn nun, ob er die daliegenden Bücher für die seinigen erkenne und ob er den Inhalt derselben widerrufen wolle. Da sagte der Doktor Schurf von Wittenberg, der Luthern gleichsam als Anwalt beigegeben war: man zeige die Bücher mit Namen an. Dieses geschah, und nun bejahte Luther die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus. Sie wurde ihm gewährt bis zum folgenden Tage. Am folgenden Tage wurde er wieder um 4 Uhr in die Reichsversammlung geführt; er mußte aber bis 6 Uhr unter großem Gedränge stehen und warten. Es brannten schon alle Fackeln im Saal, als er endlich vorgelassen wurde. Er sprach mit großer Ruhe und Geistesgegenwart, mit eben- so großer Bescheidenheit als Bestimmtheit, in einer langen Rede, und zwar zuerst in deutscher, dann wegen des Kaisers in lateinischer Sprache, daß er das, was er in seinen Büchern vom christlichen Glauben und von des Papstes Tyrannei geschrieben habe, nicht widerrufen könne; nur in Betreff der gegen Privatpersonen gerichteten Streitschriften müsse er frei bekennen, daß er oft heftiger gewesen sei, als es sich für einen Lehrer der Religion gezieme. Doch auch diese Schriften könne er nicht widerrufen, damit er nicht Ursach gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu vertheidigen und Gräuel und Wüthen anzurichten. „Darum bitte ich, sagte er, durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserl. Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedern Standes, er wolle Zeugniß geben, auch mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich des überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen und der erste sein, der meine Büchlein ins

Feuer werfen will." Der trierische Official entgegnete ihm, man sei nicht hier, um mit ihm zu disputiren; es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Wohl, erwiederte Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der Augenblick, in welchem Luther zu Worms vor Kaiser und Reich stand und sich so erklärte, gehört unstreitig zu den erhabensten und folgenreichsten der Kirchen- und Weltgeschichte. Luther verwirft den Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste und Concilien; auf sie allein zu bauen und zu vertrauen läßt er nicht zu, da sie so oft geirrt und sich selbst widersprechendes aufgestellt haben. Die Freiheit, der Autorität gegenüber, ist in Luthers Sinne nicht Verwerfung der Autorität überhaupt; nur das Recht der Prüfung behält er sich vor; er beruft sich selbst auf zweierlei Autorität, auf die heilige Schrift und die Vernunft. Schrift und Vernunft sollen nach Luther sich nicht einander ausschließen, sondern in eins zusammengehen. Die Freiheit des vernünftigen Forschens in der heiligen Schrift, der Grundsatz der Denk- und Glaubensfreiheit, ist seitdem die Grundlage der evangelischen Kirche gewesen und geblieben. Luther war der Glaubensheld, der mit der reinen christlichen Lehre zugleich das Recht des freien Geistes wiederherstellte und sich dadurch das größte Verdienst erwarb um die Welt und zunächst um sein deutsches Vaterland. Dieses wurde auch zu Worms von den deutschen Fürsten und Herrn und von dem Volke anerkannt. So lange er in Worms war, wurde er von Männern des Volkes und von Fürsten viel besucht. Landgraf Philipp zu Hessen sagte: habt ihr Recht, Herr Doktor, so helfe euch Gott. Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm einen Labetrunk einbecker Bier in einer silbernen Kanne. Der Kurfürst Friedrich sagte, als er aus der Versammlung kam, zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig."

Auf der päpstlichen Seite war der Haß und die Erbitterung gegen Luther sehr groß. Man versuchte noch durch Privatgespräche und amtliche Verhandlungen von Luther einen Widerruf zu erlangen; aber Luther setzte dem allen Gamaliels Ausspruch entgegen: ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so werdet ihrs nicht dämpfen. Einige Fürsten riethen, Luther für die Rückreise das freie Geleit zu verweigern; aber andere erklärten sich dagegen, und der Kaiser selbst verabscheute einen solchen Treubruch. Nachdem der Reichstag bereits aufgelöst, auch ein Theil der Stände schon abgereist war, versammelte der Kaiser die übrigen in seinen Zimmern und brachte ein **Edict** zu Stande, welches einer päpstlichen Bulle ähnlicher sah, als einem Reichsbeschluß. **Luther und seine Anhänger wurden für Ketzer erklärt**, Luthers Bücher verboten, und alle, die ihn

schützen würden, in dieselbe Strafe verdammt. Das wormser Edict machte im ersten Augenblick einen großen Eindruck. Es wurde allenthalben verkündigt, und hier und da wurden die Beichtväter von den Bischöfen angewiesen, niemanden zu absolviren, der sich lutherischer Meinungen schuldig mache. Allein sehr bald zeigte sich, wie wenig mit demselben erreicht war.

Luther auf der Wartburg. Die Unruhen in Wittenberg. Weitere Verbreitung der Reformation. Bibelübersetzung. Hadrian VI. Clemens VII.

Luther war bereits in Sicherheit, die er der Fürsorge seines Landesherrn, Friedrich's des Weisen, verdankte. Er hatte am 26. April Worms verlassen, von dem kaiserlichen Herold bis Friedberg im Hessischen begleitet. Auf der Weiterreise wurde er in der Nähe von Altenstein von fünf verkappten Reitern angehalten, aus dem Wagen gerissen, auf ein Pferd gesetzt und auf die Wartburg bei Eisenach gebracht. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch mit Büchern und Schreibmaterialien versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Bei den Leuten in der Nachbarschaft galt er für einen Staatsgefangenen und hieß der Junker Georg. Er trug ritterliche Kleidung und ließ sich den Bart wachsen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. In Deutschland verbreitete sich das Gerücht, Luther sei durch Mord aus dem Wege geräumt worden, und wurde von den meisten geglaubt.

Luther war in seiner Verborgenheit körperlich leidend und oft melancholisch und traurig, doch war er in seinem Berufe unermüdet thätig und schrieb unter andern das treffliche Büchlein von der Beichte, in welchem er die Ohrenbeichte verwarf, und das eben so wichtige von den Gelübden, welche er für unvereinbar mit dem Glauben und der Freiheit des Christen, mit der Liebe und menschlichen Vernunft erklärte. Er beschäftigte sich fleißig mit der griechischen und hebräischen Sprache, las die heilige Schrift in den Ursprachen und nahm sich vor, die ganze Bibel ins Deutsche zu übersetzen. Auch schrieb er Streitschriften gegen diejenigen, welche ihn angriffen oder in denen er Irrthümer der römischen Kirche bekämpfte. Dem Kurfürsten Albrecht von Mainz, welcher wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte, schrieb er: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, alle Gräuel Tezel's auf ihn schieben und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sei. Der Kurfürst wurde dadurch so erschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sei abgestellt. Zu seiner großen Freude erhielt Luther noch vor Ende des Jahres das erste Lehrbuch des gereinigten christlichen Glaubens von Philipp Melanchthon in lateinischer Sprache abgefaßt. Luther war über dieses Werk so erfreut, daß er es der heiligen Schrift gleichstellte. Die reine Lehre brach sich immermehr Bahn. Selbst die hier und da unternommene Verfolgung derselben trug dazu bei, das Licht des Evangeliums weiter zu verbreiten. Ein entscheidender Schritt war der der Augustinermönche von Meißen und Thüringen, welche ein Kapitel zu Wittenberg hielten und daselbst übereinkamen, nicht nur die Messe, sondern auch das Klosterleben aufzugeben. Auch wurde schon 1521 hier und da mit Aufhebung der priesterlichen Ehelosigkeit der Anfang gemacht. Luthers Schrift von den Gelübden trug nicht wenig dazu bei.

Die Universität Wittenberg wurde von dem kaiserlichen Edict so wenig berührt, als früher von der päpstlichen Bulle. Hier hatten die neuen Lehren bereits ein von der Persönlichkeit und unmittelbaren Theilnahme Luthers unabhängiges Leben gewonnen; die deutsche Jugend strömte herbei, sie in sich aufzunehmen. Luther's Grundsätze wurden auch, obgleich er abwesend war, in Vortrag und Schrift mit dem gleichen Eifer verfochten; die Hörsäle waren eben so voll. Als die Sorbonne sich gegen Luther erklärte, hielt sich Melanchthon nicht nur für verpflichtet, seinen abwesenden Freund zu vertheidigen, sondern er wagte es, der Universität zu Paris, auf deren Entscheidung in theologischen Fragen bisher die Welt gehorcht hatte, die Anklage zurückzugeben, die sie erhob, sie selbst des Abfalls von dem wahren Christenthume zu beschuldigen. Er trug kein Bedenken, die ganze auf den Universitäten herrschende Lehre, die Scholastik überhaupt, dem Inhalt der Schrift gegenüber für ketzerisch zu erklären.

Karlstadt, der auch gegen den Cölibat geschrieben hatte, trat in den Ehestand und machte absichtlich damit großes Aufsehen. Er traf auffallende Neuerungen im Gottesdienst, theilte das Abendmahl nicht nur in beiden Gestalten aus, sondern gab es den Genießenden auch in die Hand und ließ jedermann auch ohne Beichte zu. Die Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, alle Ceremonien des römischen Gottesdienstes abgeschafft und gegen Mönche thätlicher Unfug verübt. Noch schlimmer war die Schwärmerei, welche in derselben Zeit in Zwickau hervortrat. Ein Tuchmacher, Namens Nikolaus Storch, der sich unmittelbarer Eingebungen rühmte, stand dort an der Spitze eines Haufens von Menschen, die ihn gläubig verehrten. Diese Neuerer verwarfen besonders die Kindertaufe. Einige von ihnen kamen nach Wittenberg, wo ihre Gründe und Zweifel selbst Melanchthon irre machten und beunruhigten, Karlstadt aber in nähere Verbindung mit ihnen trat. Unter diesen Schwärmern befand sich auch der nachmals so berüchtigte Thomas Münzer. Das wilde, von Karlstadt angerichtete Wesen machte in Deutschland großes Aufsehen, Luther befürchtete davon die übelsten Folgen für die ganze Kirchenreformation und war überzeugt, nur seine Gegenwart in Wittenberg könne dem Uebel wirksam steuern. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, bis er an Ort und Stelle war. Trotz der Abmahnungen des Kurfürsten machte er sich auf den Weg und schrieb auf der Reise, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, an den edlen Fürsten einen Brief voll des heitersten Vertrauens, christlicher Glaubensfreudigkeit, Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit.

Am 7. März 1522 kam Luther nach Wittenberg und predigte acht Tage wider den Unfug, mit einer Kraft und Begeisterung, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Er tadelt das voreilige Zufahren in Abschaffung der Mißbräuche und Aeußerlichkeiten; er will zuerst den Irrthum berichtigt, durch Lehre und Unterricht den Grund des Glaubens in den Gemüthern gelegt wissen. „Summa Summarum, ruft er aus, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand, denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden."

Der Kaiser hatte Deutschland nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden und von da nach Spanien ge-

reist, wo er acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karl's war der Befestigung der Reformation sehr günstig, und diese verbreitete sich über Sachsen hinaus, besonders in den Städten. Aber auch an heftigen, erbitterten Gegnern fehlte es der Reformation nicht. Unter diese gehörte Herzog Georg von Sachsen. Auch an Heinrich VIII., König von England, hatte Luther einen heftigen Gegner. Der König hatte gegen Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft besonders zur Vertheidigung der sieben Sakramente, ein Buch geschrieben in der trüben scholastischen Manier, welche auf die Vermuthung führte, daß er nur seinen Namen dazu hergegeben habe. Luther behandelte in seiner Gegenschrift den König wie einen seiner verächtlichsten Gegner und fuhr mit großer Heftigkeit auf den König los. Es war das im Geschmack der Zeit, und auch der König hatte es nicht an Schmäh- und Schimpfreden fehlen lassen.

Luther's Augenmerk war von jetzt an vorzüglich darauf gerichtet, der kirchlichen Gemeinschaft, welche sich der päpstlichen Macht entzogen, eine festere Einrichtung zu geben. An Luther wandten sich die einzelnen Personen, die Magistrate der Städte, die Fürsten, um seinen Rath und Vorschlag zu vernehmen. Daneben arbeitete Luther fortwährend an der Uebersetzung der Bibel, die er schon auf der Wartburg angefangen hatte. Das Neue Testament kam 1522 heraus, und bald hernach die fünf Bücher Mosis. Die früheren Uebersetzungen sind mit der lutherischen gar nicht zu vergleichen. Zwei Haupteigenschaften mußten in einem Manne sich vereinigen, um dem heiligen Inhalt einen ihm entsprechenden Ausdruck zu geben — ein eben so christlicher, als nationaler Sinn. In beiden Beziehungen war Luther der Mann, der das große Werk auf sich nehmen konnte. Er bot dabei alles auf, was ihm in den noch nicht zahlreichen und brauchbaren Hülfsmitteln zugänglich war. Auch leisteten ihm Melanchthon, Cruciger, Bugenhagen, Justus Jonas und Aurogallus Beistand.

Nachdem 1521 Leo X. gestorben war, wählten die Kardinäle 1522 Hadrian VI. zum Papst. Dieser war nicht ohne Kenntnisse in der scholastischen Philosophie, ein heftiger Gegner der Lehren Luthers, dabei gutmüthig und ehrlich, doch beschränkten Geistes. Er verhehlte seine Absicht nicht, Hand an das Werk der Reformation, wenigstens des päpstlichen Hofes zu legen, wobei er jedoch bald den stärksten Widerstand erfuhr. Durch seinen Legaten ließ er dem 1522 zu Nürnberg zusammengekommenen Reichstage erklären; es habe eine geraume Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle stattgefunden, daher sei er entschlossen, vor allen Dingen den römischen Hof zu reformiren. Zugleich ließ er dem Reichstag ein Schreiben übergeben, in welchem Luther geschmäht und die Vollziehung des wormser Edictes wider Luther gefordert wurde. Diese lehnten die Stände ab, dagegen übergaben sie hundert Beschwerden, in denen des Papstes und der Klerisei Kunstgriffe, Geld zu fischen und Deutschland zu erschöpfen, das schandbare Leben der meisten Geistlichen nachgewiesen, die falschen Lehren, die menschlichen Satzungen für den Grund des Verderbens erklärt, ja zuletzt gesagt wurde: wenn solchen unleidlichen Uebelständen nicht bald abgeholfen würde, so würden sie sich selbst helfen. Dabei trugen die Stände auf ein allgemeines Concilium an. Gegen die von päpstlicher Seite beantragte

Censur erklärten sich die Stände nicht. Luther war mit den Bestimmungen der Reichsstände nicht unzufrieden. Auch das wollte er sich gefallen lassen, daß er nichts ausgehen lassen dürfe, es sei denn zuvor besehen, aber das lautere Wort Gottes, das solle und müsse ungebunden sein. Nun erklärte sich der päpstliche Legat in seinem Abschiedsschreiben gegen Censur und Concilium. Hadrian, welcher bereits 1523 starb, war den Römern verhaßt, weil er die eingerissenen Mißbräuche abstellen wollte und weil er die damals herrschende Begeisterung für das klassische Alterthum nicht theilte.

Auf diese Haltung des Reichstages war das Reichsregiment von großem Einfluß. Der Kaiser hatte dasselbe als Bedingung seiner Wahl bewilligen müssen; in Worms hatte man sich über die Einrichtung verständigt; in dem Herbst 1521 schritt man zur Ausführung. Die Kurfürsten und die Kreise wählten ihre Abgeordneten. Im Lauf des November wurde in Nürnberg zuerst das Reichsregiment, dann auch das Kammergericht eröffnet. Mancherlei wichtige Geschäfte kamen in Gang. Besonders ward auf eine Executionsordnung gedacht und man setzte fest, daß die Hauptleute der Kreise durch diese selbst gewählt werden sollten. Während der Kaiser und Franz I. von Frankreich ihre Eifersucht in den italienischen Krieg zu immer heftigeren Haß entflammten, hatte der Gewaltherr des osmanischen Reiches seine durch Christenhaß und Eroberungslust angefeuerten Kriegsschaaren daher gewälzt und das alte Bollwerk Belgrad in seine Hände gebracht. Mit Genehmigung des Kaisers wurde ein Theil der für den Romzug bewilligten Hülfe zur Unterstützung der Ungarn bestimmt. Es wurden umfassende Entwürfe zu einer vollständigern und stets bereiten Kriegsrüstung gemacht und berathen. Man suchte die Regierungsform zu befestigen. Man fühlte, wie mißlich es war, die Besoldung der Mitglieder des Gerichts und des Regiments auf Matricularanschläge zu gründen, die von Jahr zu Jahr bewilligt werden mußten und immer schwer beizutreiben waren. Es wurde deshalb der Entwurf gemacht, das ganze Gebiet des römischen Reiches deutscher Nation durch eine Zolllinie einzuschließen. Dieser Entwurf schloß die großartigsten Aussichten für die Zukunft von Deutschland in sich. Das Bewußtsein der Einheit des Reiches mußte dadurch belebt werden, und das gesammte Staatswesen hätte einen andern Charakter bekommen. Das Reichsregiment würde dadurch zu einer natürlichen und sichern Grundlage gelangt sein und hinreichende Kräfte zur Handhabung der Ordnung erlangt haben. Noch immer war kein Friede im Lande; alle Straßen waren unsicher; bei keinem Urtel, keinem Beschluß konnte man auf seine Ausführung rechnen. Jetzt aber würde die beschlossene Executionsordnung Leben gewonnen, das Regiment würde Mittel erlangt haben; die Hauptleute und Räthe in den Kreisen zu besolden und einiges Kriegsvolk aufzustellen. Das Reichsregiment hatte wirklich die Idee, eine kräftige centrale Gewalt zu errichten und ergriff mit den Ständen im Verein die dazu geeigneten Mittel. In dem Regiment bildete sich eine Luthern geneigte Partei, die zwar in jedem Vierteljahr durch den Eintritt neuer Mitglieder unsicher wurde, aber immer wieder die Oberhand erhielt und die Majorität ausmachte. Von dem Reichsregiment begünstigt konnte die religiöse Bewegung sich ungehindert entwickeln.

Das Reichsregiment.

Weitere Verbreitung von Luthers Lehre.

Seit dem standhaften Bekenntniß, das Luther zu Worms vor Kaiser und Reich abgelegt hatte, regte sich überall in Deutschland die Zuneigung zu dem gereinigten Glauben. Es war oft eine Ordensverbindung, welche den ersten Mittelpunkt für die entstehende Opposition bildete. Die thüringisch-meißnischen Augustiner hatten durch förmlichen Beschluß die Emancipation begonnen. Aber auch unter den entfernteren Augustiner-Conventen mögen wenige gewesen sein, in denen sich nicht verwandte Regungen hervorgewagt hätten. Nicht unterstützt von ihrem Orden, sondern vielmehr sich von demselben losreißend erhob sich eine ganze Anzahl Franciskaner, theils Gelehrte, theils Geister von tieferem religiösen Bedürfniß, welches sie im Kloster nicht befriedigt fanden. Es gab wohl keinen Orden, aus dem nicht Freunde der Neuerung hervorgegangen wären. Nicht aus Weltlust entzogen sie sich dem Klosterzwange, sondern aus einer tieferen Ueberzeugung. Viele gingen nicht von selbst, sie wurden verjagt; andern, an und für sich friedfertigen Gemüthern, verleiteten doch die entstehenden Zwistigkeiten den Aufenthalt in den engen Mauern. Den Bettelmönchen ekelte selbst vor ihrem Gewerbe.

Der allgemeinen Bewegung der Klostergeistlichkeit traten allenthalben Weltgeistliche von hohem und niederem Range zur Seite. Unter den Bischöfen erklärte sich wenigstens einer, Polenz von Samland, offen für Luther, bestieg zuweilen selbst die Kanzel zu Königsberg, sorgte aber hauptsächlich dafür, daß an vielen Orten seiner Diöces Prediger dieser Gesinnung angestellt wurden. Auch von den übrigen Bischöfen hielt man einige für günstig. An diese schlossen sich dann die Pröpste in den großen Städten an, und eine große Anzahl angestellter Priester im niedern und hauptsächlich im obern Deutschland erklärte sich im Sinne Luthers. Auch in der niedern Geistlichkeit war vielfach die Einsicht in das lautere Wort Gottes verbreitet, und nicht nur ältere Priester, sondern besonders die jüngern, welche von Luthern und Melanchthon zu Wittenberg unterrichtet waren, erklärten sich unverhohlen für die evangelische Wahrheit. Auch im Volke erwachte das Bewußtsein des unveräußerlichen Rechtes auf Glaubens- und Gewissensfreiheit.

In Goßlar wurde die Lehre zuerst in einer Kirche der Vorstadt, und als diese verschlossen worden war, auf dem Lindenplan verkündigt; ihre Anhänger bekamen den Namen Lindenbrüder. In Worms stellte man eine tragbare Kanzel außerhalb der Kirchenmauern auf. In Arnstadt hielt der Augustiner Caspar Güttel auf dem Marktplatz Predigten. Bei Danzig versammelte man sich auf einer Anhöhe um einen aus der Stadt verjagten Prediger. Fanden sich keine Geistlichen, so nahmen Laien das Wort. Unter den Augen des Doctor Eck zu Ingolstadt las ein begeisterter Webergesell die Schriften Luthers dem versammelten Haufen vor. Als man dort einen jungen Magister, Namens Seehofer, der nach Melanchthons Heften zu lehren begann, zum Widerruf nöthigte, erhob sich eine Dame zu seiner Vertheidigung, Argula von Staufen, vermählte Grumbach, die, von ihrem Vater auf Luthers Bücher hingewiesen, sich ganz nach deren Anweisung gebildet und in die heilige Schrift versenkt hatte. Sie forderte die gesammte Universität zu einer Disputation heraus; in der Kenntniß der Schrift glaubte sie ihr gewachsen zu sein; vor den Fürsten, in Gegenwart der Gemeine hoffte sie es zu bewähren. Ueberall trat die religiöse Ueberzeugung in Opposition gegen

die Jahrhunderte lang verehrten Formen des kirchlich-politischen Lebens, in welchen man jetzt nur noch den Widerspruch wahrnahm mit dem echten ursprünglichen Christenthum, nur den Dienst, der einer drückenden und verhaßten Gewalt durch sie geleistet wurde. Dieß konnte selten ohne Gefahr und Nachtheil, ohne Aufopferungen und Leiden für die Einzelnen geschehen, welche sich eben damit dem Haß und der Verfolgung von der anderen Seite aussetzten. Ueberall war der Uebergang zum gereinigten Bekenntniß mit dem größten Nothstande und Widerstande verbunden.

In den Niederlanden brach 1523 eine heftige Verfolgung aus, in der zwei junge Augustiner von Antwerpen zu Brüssel zum Scheiterhaufen verdammt und verbrannt wurden. In Schwaben wüthete 1524 ein wahnsinniger Ketzermeister. Im Elsaß wurde mit Hinrichtungen gegen die Evangelischen verfahren. Enthauptungen und Scheiterhaufen wegen evangelischer Ketzerei kamen vor in Wien, Ofen, Prag. Es gab in Deutschland nur einen Punkt, wo keine Verfolgung stattfand, das Kurfürstenthum Sachsen.

Daher geschah es, daß alle, welche anderwärts flüchtig geworden waren, sich hierher zurückzogen, wo ihnen keine geistliche Gewalt zu nahe kommen konnte. Viele sehen wir aus allen Theilen von Deutschland hier ankommen, eine Freistatt, selbst auf einige Zeit eine Anstellung finden, und dann durch den Umgang mit Luther und Melanchthon in ihrer Ueberzeugung befestigt von hier wieder ausgehen. Wittenberg erschien als der Mittelpunkt der gesammten Bewegung. Da noch kein Kirchenregiment im evangelischen Sinne vorhanden war und man wenigstens für die Kirche jedes einzelnen Landes eine allgemeine Ordnung anstrebte, so war es natürlich, daß man sich von allen Seiten an Luther wandte und von ihm, der das Verderben nachgewiesen, auch Rathschläge zu besserer Einrichtung begehrte. Dadurch wurde es erst möglich, daß in den Bestrebungen eine gewisse Einheit obwaltete, in denselben ein gemeinsamer Fortschritt zu bemerken ist. Auch für die Entwickelung der Universität Wittenberg war der Zutritt der fremden Elemente von großem Werth. Die Universität erhielt den Charakter einer vaterländischen Vereinigung; aus allen deutschen Landen kamen die Lehrer und Zuhörer und gingen von da wieder nach allen Seiten hin aus.

Eine eben so wichtige Metropole bildete Wittenberg für die Literatur. Erst mit dieser Bewegung kam die deutsche populäre Literatur zu allgemeiner Aufnahme und Wirksamkeit. Bis zum Jahr 1518 waren ihre Erzeugnisse nicht zahlreich; aber gewaltig steigt die Anzahl seit Luther's Auftreten. Im Jahr 1518 finden wir deren 71, 1519 111, 1520 208, 1521 211, 1522 347, 1523 498 verzeichnet. Die meisten erschienen in Wittenberg, und Luther war der bedeutendste Autor. Wir finden unter seinem Namen 1518 20, 1519 50, 1520 133, 1521 etwa 40, 1522 130, 1523 183 neue Drucke. Selbstherrschender, gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation. Auch hat wohl keiner die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden treuherzigen Menschenverstand mit so viel echtem Geist, Schwung und Genius vereinigt. Anfangs führte Luther allein das Wort; seit 1521 betheiligten sich auch seine Jünger, Freunde und Nebenbuhler. Im

Jahre 1523 gehören außer Luthers Schriften noch 215 der Neuerung an; entschieden katholische Schriften lassen sich nur 20 zählen.

Auch die Kunst diente den neuen Ideen. Das Glück wollte, daß einer der größten Meister dieser Zeit, Lucas Kranach, zu Wittenberg seine Wohnung nahm, und hier in ununterbrochenem vertrauten Umgang mit Luther sich mit den reformatorischen Gesinnungen durchdrang; sein Talent ihrer Darstellung widmete. Zuweilen trat er mit kleinen Werken selbst in die Schlachtreihen, z. B. mit dem Passional Christi und Antichristi; in welchem die Gegensätze der Niedrigkeit und Demuth des Stifters und der Pracht seines Statthalters vor das Auge gebracht werden. Die gesammte Entwickelung des deutschen Geistes stand mit den neuen Ideen im Bunde; wie in den populären, so ging es in den gelehrten Zweigen der geistigen Thätigkeit. Es schien als würde die theologische Richtung alle andern unterdrücken. Erasmus klagte, man wolle nichts mehr lesen und kaufen; als die Schriften für oder wider Luther; er fürchtete schon, daß die kaum gegründeten humanistischen Studien einer neuen Scholastik unterliegen würden. Die Mißachtung, in welche der Klerus gerieth, wirkte auf die Studien im Allgemeinen zurück; das Sprüchwort: die Gelehrten die Verkehrten, wurde häufig gebraucht; die Eltern trugen Bedenken ihre Kinder den Studien zu widmen, die nur eine zweifelhafte Aussicht darboten. Das waren jedoch nur vorübergehende Verirrungen. Luther erließ 1524 ein Sendschreiben „an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen." Er meint vorzüglich Schulen für künftige Geistliche, denn nur durch das Studium der Sprachen lasse sich das Evangelium festhalten. Jedoch bleibt er dabei nicht stehen; er tadelt, daß die Schulen so ganz auf den geistlichen Stand berechnet werden; seine Absicht ist, sie von dieser engen Bestimmung loszureißen, einen weltlichen Gelehrtenstand zu gründen. Er dringt darauf, daß man Bibliotheken errichte, nicht allein für die Ausgaben der heiligen Bücher, sondern auch für Oratoren und Poeten, Bücher von den freien Künsten, Rechts- und Arzneibücher, Chroniken und Historien, „denn die seien nütze, Gottes Wunder und Werke zu sehen." Luther faßt bereits die Pflege der Wissenschaften getrennt von der Kirche ins Auge. Der unermüdliche Melanchthon stand ihm mit lebendiger Thätigkeit zur Seite. Aus der Schule Melanchthons gingen Lehrer hervor, welche die deutschen Schulen zu gründen unternahmen. Besonders ist Valentin Trotzendorf merkwürdig, der 1523 von Wittenberg nach Goldberg in Schlesien berufen wurde.

Faßt man das alles zusammen, so sieht man, daß es sich nicht allein um das kirchliche Dogma handelte; es bildete sich ein System von Bestrebungen und Gedanken aus, von eigenthümlichem Geist und großem, eine neue Welt in sich tragenden Inhalt. — Die reine, christliche Lehre drang allmälig über die Grenzen Deutschlands; so nach Dänemark, über Straßburg hinaus in die Thäler von Savoien, wie andererseits nach Livland.

Franz von Sickingen. Befiegung der Ritterschaft.

Zwei große Ideen beschäftigten den Geist des deutschen Volkes, die eine einer nationalen, ständischen und starken Regierung, die andre einer Erneuerung und Verjüngung der religiösen Zustände. Beide Ideen hatten

jetzt durch das eingesetzte Reichsregiment und die begonnene Kirchenverbesserung eine gewisse Geltung empfangen, sie berührten, unterstützten einander und schienen eine politisch und geistig gleich bedeutende Zukunft zu versprechen. Allein das Regiment ließ erst in der Zukunft eine starke und nachdrückliche Regierung erwarten, die doch nicht von allen gewünscht wurde; für den Augenblick war es noch schwach, es fehlte ihm an aller executiven Gewalt. Der Landfriede wurde nicht gehalten; alle Straßen des Reiches waren unsicher.

Franz von Sickingen, geboren 1481, war durch Erbschaft in den Besitz vieler stattlichen Burgen gekommen. Bedrängte und Verfolgte fanden bei ihm Schutz; Sickingens Burg nannte man die Herberge der Gerechtigkeit; Sickingen scheute auch des Kaisers Ungnade nicht, wenn er als Anwalt vertriebener Bürger den Kampf unternahm. Dem muthigen Kämpfer folgte die Ritterschaft von Franken und am Rheinstrom gern in den Streit. Bei Sickingen fand Ulrich von Hutten Schutz.

Beide Männer begegneten sich in ihrem Hasse gegen die Geistlichkeit, in ihrem Streben nach Freiheit, in dem ritterlichen Muth und dem Haß gegen die Gewalt der Fürsten. Zwei Bestrebungen füllten die Seele von Franz von Sickingen, erstens mit Wort und That für die evangelische Lehre zu ringen, zweitens der deutschen Ritterschaft die Stellung wieder zu verschaffen, aus welcher sie durch die Macht der Fürsten verdrängt war. Die wachsende Fürstenmacht engte die kleinen Selbstherren auf ihren Burgen ein; die Tausende von kleinen Königen im Reich sollten alle unter ein paar Fürstenhüte gebracht werden, und sie achteten sich doch so frei und so gut wie diese Fürsten, die ihre Freiheit beschränken und Gehorsam von ihnen erzwingen wollten. Bei dieser Ansicht ihrer Stellung mußte es sie verletzen, daß das Verbot der Selbsthülfe nur gegen den niedern Adel, nicht auch gegen die Fürsten geltend gemacht wurde; es mußte sie dieses auch deshalb verletzen, weil auf dem Rechtsweg gegen Eingriffe von Seiten der Fürsten der arme Adelige kein Recht bekommen konnte. Die Fürsten suchten die kleineren Vasallen des Reiches unter ihre Herrschaft zu beugen. Dem beschloß Franz von Sickingen entgegenzuwirken, als er mit der Ritterschaft des Oberrheins 1522 zu Landau die Gründung eines Vereins berieth und man sich dort zum Schutz der Reichsverfassung und der jungen Kirche bereit erklärte. Ein großer Theil der Ritterschaft in dem ganzen Reich war für Sickingen und regte sich, um ihn zu unterstützen. Sie hegten den Gedanken, die alten Grundlagen der Unabhängigkeit des Adels zu befestigen, sich der Territorialherrschaft geistlicher und weltlicher Fürsten zu entledigen, der neuen religiösen Ueberzeugung Bahn zu brechen. Auch an die Unterstützung Luthers, dem er früher oft seinen Schutz angeboten, dachte Sickingen. Aber Luther hatte den großen Sinn, sich von allen politischen Verbindungen fern zu halten, keine Gewalt versuchen, einzig der Macht der Lehre vertrauen zu wollen.

Der Kurfürst von Trier hatte Sickingens Haß erregt durch seine Feindschaft gegen den freien Geist der Ritterschaft, durch seine Verfolgung der evangelischen Lehre und weil er von Frankreich bestochen auf dem Wahltage zu Frankfurt gegen die deutsche Ehre gesprochen hatte. Mit bedeutender Heeresmacht belagerte Sickingen 1522 Trier; er rechnete darauf, daß seine Freunde zu ihm stoßen würden; in seinem Lager sprach

man davon, daß er in kurzem Kurfürst sein würde, ja vielleicht noch mehr als das. Das ganze Reich wendete seine Augen dahin. Die Abmahnungen des Reichsregiments machten auf Sickingen wenig Eindruck. Er entgegnete, er selber gedenke eine neue Ordnung im Reiche einzuführen. Trier wurde tapfer vertheidigt und die Freunde Sickingens vom Zuge abgehalten. Dagegen zogen der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen Trier zu Hülfe. Sickingen mußte von Trier abziehen. Die drei Fürsten, Repräsentanten der gefährdeten fürstlichen Gewalt, bekamen jetzt die Oberhand über die empörte Ritterschaft und deren Anführer. Sie griffen dessen vermeinte Verbündete an, deren Schuld nicht immer nachgewiesen war, und nahmen deren Burgen ein. Früher hatte das Reichsregiment Sickingen in die Acht erklärt; jetzt nahmen dessen Gegner eine trotzige, dem Regiment gefährliche Haltung an. Wie die Unternehmungen Sickingens, die Gährungen des fränkischen Adels nicht durch das Regiment unterdrückt worden waren, sondern durch die Uebermacht und Kriegsgewalt der Nachbarn, so setzten diese auch den Kampf nach ihrem eigenen Interesse fort, ohne viel Rücksicht auf die höchste Gewalt im Reiche. Sickingen wurde in seiner Burg Landstuhl von den Fürsten belagert und starb an einer empfangenen Wunde 1523. Die Eroberung von Landstuhl war ein Sieg des Fürstenthums über das Ritterthum, des Geschützes über die Burgen, der neuen Zeit über die alte. Als Sickingen gefallen war, erhob sich der schwäbische Bund und brach die Burgen der fränkischen Ritter, welche gegen den Landfrieden gefrevelt hatten. Es war eine allgemeine Niederlage der unabhängigen Ritterschaft. Eben indem sie von religiösem Feuer ergriffen, sich eine neue Bahn zu eröffnen gedachte, wurde ihre Macht auf immer gebrochen. Es war ein Glück für Luther, daß er mit der Ritterschaft nicht in engeren Bund getreten war. Die Ungunst dieses Geschickes würde auch ihn und seine Lehre betroffen haben.

Der Reichstag zu Nürnberg 1524.

Unter diesen Umständen hätte es höchst einflußreich werden müssen, wenn jener Zoll, durch welchen dem Regiment eine bei weitem größere Macht zufallen mußte, eingerichtet worden wäre. Die Einrichtung schien nicht zweifelhaft, die Stände hatten den Zoll beschlossen, der Kaiser schon im voraus seine Zustimmung gegeben. Allein die Städte glaubten sich durch den Zoll verletzt und benachtheiligt; sie waren entschlossen, sich in diese Einrichtung nicht gutwillig zu ergeben. Sie hatten auch noch manche andere Beschwerde und beschlossen daher wegen ihrer Beschwerden eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien zu senden. Hier kam es zwischen den Städten und dem kaiserlichen Hofe zu einer Vereinbarung gegen den bisherigen Gang der Reichsverwaltung überhaupt, besonders aber gegen das Regiment. Auf dem 1524 zu Nürnberg gehaltenen Reichstag wurde dann auch eine Aenderung des Regiments beschlossen. Da nun die Mitglieder des bisherigen Collegiums, welche ihre Pflicht sehr ernstlich genommen und wirklich zu regieren angefangen hatten, abgesetzt wurden, ohne daß man ihnen irgend eine der Rede werthe Verschuldung hätte nachweisen können, so konnten deren Nachfolger keinen Muth und keine Selbständigkeit haben. Es zeigte sich auf's neue, daß die mächtigen Stände, welche das Reich ausmachten, von einem Mittelpunkte aus nicht zu regieren waren.

Das bisherige Regiment hatte die religiöse Neuerung begünstigt; es fragte sich nun, ob die Stände, die das Regiment fallen ließen, auch der religiösen Neuerung Ungunst beweisen würden. Da zeigte sich aber das Gegentheil. Nach Hadrian VI. hatte der Kardinal Julius von Medici als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl eingenommen. Er war ein wohlunterrichteter, scharfsinniger, gewandter Mann, er war entschlossen, die päpstlichen Vorrechte aufrecht zu erhalten und sich um eine Reform nicht ernstlich zu kümmern. Er ließ den Antrag wegen Vollziehung des wormser Edictes auf dem Reichstage wiederholen; die Stände erklärten aber, daß sie sich dem Edict gemäß halten wollten, so viel ihnen möglich wäre. Auch wurde beschlossen, auf einer im nächsten Jahr zu Speier zu haltenden Reichsversammlung sich ausschließend mit der Berathung der religiösen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Die der Neuerung Zugethanen hatten sich bisher immer der verfassungsmäßigen Regierung untergeordnet; unter dem Schutz und Vorgang derselben hofften sie zu einer den Bedürfnissen der Nation und den Forderungen des Evangeliums zugleich entsprechenden Umbildung der geistlichen Einrichtungen zu gelangen. Die Majorität des Regiments wirkte in diesem Sinne auf die Stände. Allen Bemühungen und der mannigfachen anderweiten Verwirrung zum Trotz bildete sich auch in der Reichsversammlung eine der Neuerung geneigte Mehrheit. Auf der nach Speier anberaumten Versammlung ließ sich abermals eine evangelische Majorität erwarten. Die Nation mußte sich, wollte sie bestehen, der römischen Eingriffe erwehren; die religiöse Bewegung konnte nicht mehr erstickt, sie konnte nur noch geleitet werden. Eben dazu war die Reichsversammlung bestimmt. Es war aber sehr natürlich, daß sich ihr der römische Stuhl widersetzte. So bedeutend die Aussicht war, welche sie der deutschen Nation darbot, eben so gefährlich und verderblich mußte sie in Rom erscheinen. Die römische Curie beschloß, sich der Versammlung in Speier zu widersetzen. Sie hatte bereits dafür gesorgt, daß sie auf Verbündete in Deutschland rechnen konnte: eins der mächtigsten Fürstenhäuser, die Herzöge von Baiern, hatte sie durch mancherlei Zugeständnisse gewonnen. Auch der Erzherzog Ferdinand war in ein engeres Verhältniß zu dem römischen Stuhle getreten und hatte sich von demselben zum Behuf seiner Vertheidigung gegen die Türken den dritten Theil aller geistlichen Einkünfte bewilligen lassen. Auch versäumte man in Rom nicht, neben den weltlichen Fürsten auch die einflußreichsten geistlichen Fürsten zu bearbeiten. So gelang es dem päpstlichen Stuhl, in den Ständen wieder eine Partei für sich zu gewinnen; allein auf dem Reichstage konnte diese nicht durchdringen. Daher brachte der päpstliche Legat Campeggio eine Versammlung der Anhänger Roms in Vorschlag. Ende Juni 1524 fand die Zusammenkunft zu Regensburg statt. Die Herzöge von Baiern, der Erzherzog Ferdinand, der Legat, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Trient und der Administrator von Regensburg waren persönlich zugegen; durch Abgeordnete vertreten waren die Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Speier, Straßburg, Constanz, Basel, Freising, Passau und Brixen. Man beschloß, die Prediger für die Erklärung der schwierigeren Stellen der Schrift an die lateinischen Kirchenväter zu weisen; Ambrosius, Hieronymus, Gregorius und Augustin wurden namhaft gemacht. Es lag hierin ein Ge-

genfoß gegen Luther und die Majorität der Reichsstände. Man beschloß ferner den Gottesdienst nach der Weise der Väter ungeändert aufrecht zu erhalten. Den Einfluß Luthers suchte man für die Zukunft unmöglich zu machen. Dessen Bücher wurden aufs neue verboten. Allen Unterthanen der vereinigten Fürsten wurde die Universität Wittenberg bei schweren Strafen, sogar dem Verluste des Erbtheils, untersagt. Auch die Mißbräuche, die eine so allgemeine Gährung veranlaßt hatten, war man abzustellen bedacht. Alle Erpressungen der niedern Geistlichkeit, die das gemeine Volk so schwierig machten, wurden aufgehoben; die Verhältnisse der Pfarrer zu ihren Gemeinden sollten geordnet; die Festtage vermindert werden. Man verpflichtete sich zu sorgfältigerer Berücksichtigung persönlicher Würdigkeit bei der Anstellung der Geistlichen. Die Prediger wurden zu größerem Ernst, zur Verminderung aller Mährchen und unhaltbaren Behauptungen, die Priester zu sittlichem, unsträflichem Wandel angewiesen. Es waren diese Beschlüsse die erste Wirkung der Reformationsbewegung auf die innere Erneuerung des Katholicismus. Worüber in Speier unter dem Gesichtspunkte der nationalen Einheit und ihrer Bedürfnisse zu Rathe gegangen, Beschluß gefaßt werden sollte, darüber setzten hier die vereinigten Gewalten einseitige Maßregeln fest. Aber eben dadurch riß man sich los von der großen freien Entwickelung, in der die deutsche Nation begriffen war. Man versäumte in Rom nichts um den Kaiser zu gewinnen, und dieser verbot bei Vermeidung des Verbrechens der beleidigten Majestät, Acht und Oberacht die Versammlung in Speier. Die deutschen Fürsten waren zum Theil unzufrieden mit dem Kaiser und uneinig unter einander. Die Einheit der Reichsregierung, welche mehr auf einem vertraulichen Verständniß der vorherrschenden Fürsten, als auf Einrichtungen beruhte, löste sich ganz auf. In den durch die regensburger Beschlüsse vereinigten Gebieten begann die Verfolgung, bald blieb man bei unblutigen Maßregeln stehen, bald schritt man auch zu den grausamsten Executionen. Dagegen that man auch auf der anderen Seite entschiedene Schritte. Die Städte beschlossen zuerst auf einem Städtetag zu Speier, daß von ihren Predigern nichts als das Evangelium gepredigt werden solle, dann auf einem Tag zu Ulm, sich gegen jeden Versuch zur Ausführung des wormser Edictes einander zu Hülfe zu kommen. Zu den Städten gesellte sich auch ein Theil der Grafen und Herrn, und auch eine Anzahl Fürsten erklärte sich auf eine dem regensburger Bündniß entgegengesetzte Weise. Markgraf Casimir von Brandenburg kam mit seinen Ständen überein, daß nur das heilige Evangelium und Gotteswort alten und neuen Testamentes nach rechtem wahren Verstand lauter und rein gepredigt werden solle. Landgraf Philipp von Hessen, welcher sich immer mehr in die eigenthümlichen Ansichten der neuen Lehre vertiefte, erklärte, er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, als von Gottes Wort weichen. Eine Hinneigung zur neuen Lehre zeigten auch der Kurfürst von der Pfalz, der vertriebene Herzog von Wirtemberg, Herzog Ernst von Lüneburg, König Friedrich I. von Dänemark, und endlich auch ein mächtiger geistlicher Fürst, der Hochmeister Albrecht von Preußen.

Der auf dem Bauernstand lastende Druck.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte die Ungerechtigkeit Lasten und Leistungen ohne Zahl auf das Volk gehäuft. Adel und Geist-

lichkeit hatten alles aufgeboten das Volk in Knechtschaft herabzudrücken. Ganze Flecken, die einst fast lauter freie Männer zu Bewohnern gehabt hatten, waren nach und nach in Leibeigenschaft gerathen. Der Leibeigene war ganz der Willkür des Herrn hingegeben, er war eine Sache, über die der Herr nach Belieben verfügte; nur ihn zu tödten, hatte der Herr nicht das Recht. Am Herrenhofe hatte der Leibeigene alles zu thun, was ihm das Gutdünken des Herrn aufbürdete; erhielt er ein Grundstück, so mußte er meist drei Tage wöchentlich für den Gutsherrn auf dessen Gütern arbeiten, die drei andern Tage der Woche hatte er für sich, um sein Grundstück zu bearbeiten. Der Herr aber wählte meist die guten Tage für sich, und manchmal wurde der Leibeigne, wenn es gerade die günstigste Zeit für die Feldarbeiten war, so lange Tag für Tag in der Woche auf den Gütern des Gutsherrn beschäftigt, daß ihm nur ein Tag in der Woche für sich übrig blieb. Die Leibeigenschaft war bald härter, bald milder, nach der Verschiedenheit der Provinzen und der Herrn. Starb der Gutsinhaber, so nahm der Gutsherr das beste Kleid, oder das beste Stück Vieh, oder eine entsprechende Geldsumme. Das hieß der Sterbefall, Todfall, Hauptrecht oder Besthaupt. Der Erbe des Gutes, oder der, welchem es neu verliehen wurde, mußte ebenfalls dem Gutsherrn eine Natural- oder Geldabgabe entrichten. Dazu kamen Zinse in Naturalien und Geld. Manche Güter mußten den vierten oder sechsten, manche den zehnten Theil an die Kirche, und außerdem noch den neunten an den Landesherrn abgeben. Eine große Rolle unter allerlei Namen spielten die zu verschiedenen Jahreszeiten den Gutsherrn abzuliefernden Hühner; da gab es Fastnachthühner, Halshühner, Haupthühner, Leibhühner, zum Zeichen der Abhängigkeit. Wurde Geld dafür entrichtet, so hieß es Leibgeld, Leibbede, Leibschilling, Leibpfennig, Leibzins. Für die Erlaubniß im Walde zu grasen, Leseholz zu sammeln, Laub und Streue zu suchen, zu weiden, für jeden mündig gewordenen Sohn bis zu seiner Verheirathung mußte wieder eine Menge Hühner dem Gutsherrn gegeben werden. Da gab es Gauhühner, Heerdhühner, Rauchhühner, Vogthühner, Holzhühner, Laubhühner, Weidhühner, Bubenhühner u. s. w. Dazu kam der kleine und der große Zehent und der Blutzehent. Der große Zehent begriff alles, was in Weiden gebunden wird, auch den Wein- und Heuzehent, der kleine Zehent alle andern Früchte. Der Blutzehent mußte geliefert werden an Fohlen, Kälbern, Lämmern, Böcken, Schweinen, Gänsen, Hühnern und Bienen. Dazu kamen die Frohnen, in allerlei Gestalt und Namen, Jagdfrohnen, Forstfrohnen, Baufrohnen, Wachfrohnen, Frohnen zum Bau auf Burgen und zur Fortschaffung des Kriegsgeräths u. s. w. Diese Frohnen mußten entweder unentgeltlich oder um einen ganz geringen Tagelohn geleistet werden. Dann kamen Zwangs- und Bannrechte und die Beden oder Geldsteuern. Die geistlichen und weltlichen Herrn häuften Steuern auf Steuern. Da mußte das arme Volk zahlen und immer wieder zahlen, bei jeder unnützen Fehde, oder wenn der Kaiser zum Besuch kam, wenn ein gnädiges Fräulein ausgestattet, wenn der gnädige Herr aus der Gefangenschaft ausgelöst, wenn der Junker wehrhaft gemacht werden sollte. Zu allen diesen Lasten kamen nun auch noch später die Reichssteuern, der sogenannte gemeine Pfennig, welche für die Unterthanen um so drückender waren,

da die Herrn die Reichssteuer zugleich zu einer Erwerbsquelle für sich machten, indem sie mehr als ihnen vom Kaiser angesetzt war, auf das Volk umlegten. Wenn die Landesherren auf den Landtagen die Stände um ihre Beihülfe ersuchten, so mußten sie sich meistens damit begnügen, daß die Prälaten und die Ritterschaft die Einziehung der Steuern von ihren eigenen Leuten und Meiern verwilligten, und daß die Städte eine bestimmte Summe übernahmen. Denn die Geistlichkeit hüllte sich in dem weiten Mantel ihrer Immunitätsrechte; der Adel verschanzte sich hinter seine Privilegien und behielt seine Ritterhufen steuerfrei; die Städte endlich hatten sich gleichfalls Rechte zu erwerben gewußt. Unter den Händen des Adels und der Geistlichkeit starb die Freiheit des Volkes langsam dahin; nicht aber die Erinnerung an die alte freie Zeit. Niedergedrückt von der doppelten Despotie der Willkür und des Gesetzes (denn die Ungerechtigkeit war in Rechtsform gebracht), abgerichtet nur zum Dienst und zum Nutzen, arbeitete der gemeine Mann im sauern Schweiße seines Angesichts, ohne die Früchte seiner Anstrengung zu genießen, duldete Schmach und Mißhandlung und bittern Hunger, während die, welche sich zu Herrn aufgeworfen hatten, in ihren Schlössern, Bischofspalästen und Abteien schwelgten.

Der harte Druck, unter welchem die Landleute seufzten, hatte im Mittelalter wiederholt bedenkliche Empörungen derselben veranlaßt. Aber keiner dieser Stürme brachte diejenigen, welche von denselben bedroht wurden, zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Auf der Seite der Herrn waren selbst die besseren so verstockt, daß sie die Ursache von den Aufständen der Bauern in dem zu großen Wohlstande und Wohlbehagen des Volkes fanden. Unbekümmert, wie um einen Windstoß, wenn er vorübergegangen ist, verweigerten sie nicht nur hartnäckig jede Erleichterung, so gerecht, so leicht erfüllbar auch deren Forderung war, sondern sie erschwerten geflissentlich überall das Joch. Keuchend unter ihrer Geißel sollte das arme Volk den Muthwillen vergessen. Gefühllos wurde der Landmann niedergetreten. Damit sich wenige Individuen wohl sein lassen konnten, befand sich der größte und wackerste Theil der Nation in unaussprechlichem Elend. Die Früchte des sauern ländlichen Schweißes wurden alle auf die Schlösser und in die Klöster gebracht. Soviel auch der Landmann in die immer offenen Hände der Edelleute und der Priester lieferte, es genügte der Habsucht und dem maßlosen Bedürfnisse derselben nicht.

Wäre auch kein anderes Zeichen von der Schlechtigkeit des damaligen Reichszustandes vorhanden, das Elend, die Zertretenheit des Landvolkes zeugte laut wider denselben. Wo der Nährstand hungert, sittlich und materiell elend ist, da ist die Verfassung im Argen. Das organische Leben des deutschen Reiches war seit Jahrhunderten gestört. Der allgemeine Staatsverband war aufgelöst in eine unabsehliche Zahl von Feudalherrn. Diese befehdeten sich nicht nur unaufhörlich und es suchte einer über die anderen sich zu erheben, sondern sie unterjochten auch die Freiheit des Volkes und saugten den Unterjochten das Blut aus. Die geistigen Grundlagen, auf denen das Reich gegründet war, Religion und Recht, waren so gut wie nicht mehr. Allgemein war das Gefühl, daß eine Reformation des Staates und der Kirche Noth thue. Es kam auch zu politischen und kirchlichen Refor-

mationsentwürfen, selbst des armen Volkes wurde gedacht, der Bedrückungen der Hörigen und Leibeigenen als einer Sünde wider Gott und Menschen; aber es blieb bei schönen Worten und Entwürfen. Die Zeit der großen Kaiser war vorüber, und es zeigte sich handgreiflich, daß die Kraft und der Glanz der Krone wesentlich von dem ausgeht, der sie trägt. Das Kaiserthum war jetzt mehr ein Titel als eine Macht. Es hatte sich so oft, besonders den Anmaßungen des Papstthums gegenüber, seiner Stellung unwürdig gezeigt, daß es in der öffentlichen Meinung tief gesunken war.

Die mächtigeren Vasallen, ja jeder kleine Feudalherr wagte und vermochte die kräftige Ausübung der Staatsgewalt zu hindern und zu umgehen. Hier waren selbständige Fürsten, welchen es bei der Ohnmacht der Kaiser leicht geworden war, ihre Fürstenthümer erblich und immer größer zu machen; dort eine unabsehliche Reihe von Grafen und Baronen, welche nicht die Macht, aber das Selbstgefühl der Fürsten hatten; ferner eine trotzige, auf ihre Genossenschaften, auf ihre Felsenburgen und ihre Faust pochende Ritterschaft, die sich großentheils um die Fürsten nichts, um den Kaiser nur ihren Worten nach, in der That aber auch nichts kümmerte. Ihnen allen gegenüber standen die mauerumgürteten Städte, welche durch Kauf und Kampf, durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch Eintracht und Tapferkeit dem Adel immer mehr Land abgewonnen hatten. Von großer Bedeutung für den Sieg der Volkssache waren die ewigen Kämpfe dieser Städte gegen die Herrn auf den Burgen, den Fürstenschlössern und Prälatensitzen. Vermochte das Bürgerthum das Herrenthum auch nicht ganz zu überwinden, so brach es doch in langsam aufreibendem Kampfe die beste Kraft des Adels.

Aber auch diese Kämpfe vermehrten die Unordnung im Reiche und das Elend des Landvolks. Dem armen Landmann verzehrten, raubten und zerstörten die rohen Kriegsleute der Städte, der noch rohere Landadel und dessen räuberische Knechte das Wenige, welches ihm seine Lehens- und Leibherrn gelassen hatten. Ueber das platte Land des ganzen Reiches hin wüthete Fehde an Fehde, hier unter einer Art von Rechtstitel, dort als Raubritterthum. Denn mancher Ritter hielt es seines Adels nicht unwürdig, sich systematisch auf das Räuberhandwerk zu legen, und unter Tausenden dieser Straßenräuber erreichte der Strick oder das Rad des Nachrichters kaum einen. Kein Jahr ging über eine Gegend hin, ja fast kein Monat, ohne eine Plünderung, eine Verwüstung. Denn von was sollten die Adeligen, die sich sehr vermehrt hatten, die sich des Ackerbaus und eines friedlichen Gewerbes schämten, die oft nichts besaßen als ein Haus auf einem Felsen und ein Stück Weinberg oder Acker, von was sollten sie ihr Leben fristen, wenn nicht auf Kosten des fleißigen Bürgers und Landmanns, von Raub und Streifereien? Hundert Ortschaften gingen oft in einer Fehde in Flammen auf. Von jedem Theil wurden die Dörfer des andern überfallen, geplündert, Früchte und Vieh hinweggeschleppt, die Bauern todtgeschlagen oder in die Burgverließe geworfen und gemartert, bis sie sich loskauften oder umkamen. Gab es keine größere Fehde, so begnügten sich die Ritter mit dem Wegelagern, mit dem Niederwerfen von Bürgern und Bauern, nach Art gemeiner Straßenräuber, mit der Brandschatzung abgelegener Weiler und

Höfe, und dem Raub von Wein, Getraide oder Vieh, und ehe der Landmann sich zur Wehre setzen konnte, war der adelige Räuber in einem seiner Schlupfwinkel zwischen Wald und Felsen, hinter Gräben und Mauern verschwunden. Diesem Faust- und Fehderecht, diesem Raub- und Stegreifritterthum suchten zwar die Kaiser durch Landfriedensgesetze zu begegnen, und auch der Papst bedrohte den Bruch des Landfriedens, auf den die weltliche Acht gesetzt war, mit den schwersten kirchlichen Strafen. Aber der Adel fürchtete sich vor den letzteren längst nicht mehr, und das heilige römische Reich hatte keine Macht. Daher ging es, trotz des Landfriedens fort wie vor demselben. Nur die Städte wußten ihn nachdrücklich zu handhaben; sobald ein adeliger Räuber in ihre Hände fiel, wurde er dem Nachrichter übergeben, geköpft, gehenkt oder gerädert. Die Fehden waren nicht bloß zahllos, sondern manche zog sich durch ein Menschenalter, ja ein halbes Jahrhundert hin. Höchst selten kam es zu einer offenen Feldschlacht, ewige Streifereien und Ueberfälle der Leute auf dem flachen Lande und den Landstraßen waren der Kreis, in dem sich die Heldenthaten der edeln Krieger bewegten. Da waren es die Bauern, auf welche das ganze Verderben dieses Unwesens fiel. Das Volk war stumm; durch die blutigen Lektionen hatte es gelernt zu dulden und zu schweigen. Auf dem ganzen platten Lande barg aber diese Stille einen allgemeinen Kummer, eine heiße Verbitterung, einen Geist des trübsten Mißmuthes. Nicht alle Bauern schleppten sich, stumpf und dumpf, im Joche hin. Wohl hatte die lange und immer größere Knechtschaft sie wüst und roh gemacht; aber nicht alle trugen ihr Leiden in Geduld. Neben den gleichgültig Duldenden gab es manchen Bauern, welcher dachte, unzählige, welche erbittert waren und in welchen es gährte. Das deutsche Volk hatte ebenso das Gefühl der Ungerechtigkeit, die es jetzt litt, als die Erinnerung an die alte Freiheit. Waren auch viele Versuche mißlungen, so hatte doch der Volksgeist nicht lauter Niederlagen, sondern auch glänzende Siege aufzuweisen. An den nördlichen Küsten des deutschen Bodens, wie im Süden am Fuß der Alpen blühte ein frisches, reges Volksleben. Auch hatten da und dort einzelne Landleute ihre Freiheit erhalten.

Der Druck der Landleute wurde schlimmer, je mehr der Luxus stieg und die Befriedigung seiner Bedürfnisse forderte. In den geistlichen Herrensitzen war der Luxus alt hergebracht, besonders soweit er Essen und Trinken betraf. In den Burgen und Schlössern des Adels war der Luxus bis zum letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts wenig oder nicht gekannt. In den älteren Zeiten waren die Bedürfnisse und der Haushalt des Adels, selbst der der Fürsten, einfach. Der Schmaus des Ritters war nicht lecker, selbstgejagtes Wildbret, ein Käse, ein Hering. Gepfeffertes Kuheuter und Rindszunge waren ein seltenes Festmahl. Volle Humpen mit Landwein oder Bier waren dem Ritter bei der Hausmannskost die Hauptsache. Die Küchen- und Hausbedürfnisse lieferten die Güter. Die Frauen spannen den Flachs und die Wolle, welche von den Hintersassen abgegeben wurden, nähten und stickten die Kleidung. Und schon diese Lebensart kostete nicht wenig; denn theuer war die Rüstung aus glänzendem Metall, theuer waren die Streitrosse bei der noch geringen Pferdezucht, theuer der Wein bei dem verhältnißmäßig unbedeutenden Weinbau. Jetzt aber sah der Edle und die Edelfrau in

den Städten einen Luxus, welcher die Eifersucht reizte. Mit der steigenden Wohlhabenheit, der natürlichen Folge regen Handels und Gewerbes, war auch der Luxus in den Städten gestiegen; Märkte, Reichs- und Fürstentage brachten einen größeren Geldumlauf und Gelegenheit und Reiz den bürgerlichen Reichthum zu zeigen. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr, was man von dem Kleiderluxus in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts liest. Den reißenden Fortschritten des Kleiderluxus zu steuern, sahen sich die Magistrate mancher Städte zu besonderen Kleiderordnungen veranlaßt. Aber gerade aus dem, was diese Kleiderordnungen den Frauen erlauben, wird es erst recht klar, wie sehr die Kleiderpracht ins Abenteuerliche ging. Wie in der Kleidung, so war bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenfeiern der Luxus ausschweifend, überall großes Gepränge. Die Schmausereien dauerten bei Hochzeiten Wochen lang; und man suchte ihren Glanz besonders in der großen Zahl der geladenen Gäste.

Das Prächtige und Wohlhäbige, welches sich überall in den städtischen Haushaltungen und im öffentlichen Leben zeigte, verdroß den Adel und machte die Edeldame eifersüchtig. Wenn der Ritter die städtischen Festlichkeiten als Gast besuchte, wenn die Edeldame bei den Turnieren auf den golddurchwirkten Teppichen saß, welche der bürgerliche Rath den edlen Zuschauerinnen unterbreitete, wenn sie die köstliche Garderobe der ehrbaren Frauen und Jungfrauen um sich her sah, so konnte und wollte sie nicht hinter denselben zurückbleiben. Die Edeldamen suchten in köstlichen Stoffen und Geschmeide vor den bürgerlichen Frauen sich auszuzeichnen. Die Bürger konnten zu ihrem Luxus die Frucht ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit, den Gewinn ihrer Betriebsamkeit verwenden; aber woher sollte bei dem Adel das Geld dazu kommen? Der Bürger hatte Geld und Gut, der Adelige in der Regel nichts als Güter. Der größte Theil seines Vermögens bestand in liegenden Gütern, Häusern, Hofraithen, welche an Bauern verliehen waren und von denen der Adelige gewisse Zinsen bezog. Nun aber kostete ein gewöhnliches Frauenkleid 9 bis 10 Gulden während der Morgen Land für 2 bis 3 Gulden, 83 Morgen guter Boden, steuer- und zehntfrei, für 400 Gulden verkauft wurden. In solchem Mißverhältnisse waren die Preise der Luxusartikel und die Preise des Bodens und der Bodenerzeugnisse. Und doch war die Kleiderpracht nur ein Theil des allgemeinen Luxus. Es war die Zeit, wo der Handel die Genüsse und Stoffe aller Länder in das Reich hereinführte, wo die Gewerbe und die Kunst der deutschen Städte Erzeugnisse aller Art hervorbrachten.

In Folge der burgundischen Heirath Maximilians und im Gefolge Karls V. kamen viele reiche Niederländer und stolze Spanier mit ihrer Pracht und Prachtliebe nach Deutschland. Nie hatte man solchen Glanz in Deutschland gesehen, wie der war, mit welchem diese niederländischen und spanischen Herrn auf den Reichstagen und bei anderen Gelegenheiten auftraten. Der kaiserliche Hofhalt wurde aufs glänzendste eingerichtet. Das Vorbild des kaiserlichen Hofes ahmten die Fürsten nach, und den fremden Grafen und Herrn wollten die deutschen nicht nachstehen. Das alles forderte große Anstrengungen; die gewöhnlichen Mittel und Einkünfte reichten nicht aus, und die Finanzen

der meisten Herrn standen nicht glänzend. Einzelne hohe Häuser hatten durch Schenkungen an Klöster und Kirchen ihren Grundbesitz vermindert. Am meisten aber trug zum Ruin des adeligen Vermögens die schlechte Bewirthschaftung der Güter bei. Der Adel vernachlässigte die Landwirthschaft, und darum waren auch seine Finanzen selten in Ordnung. Selbst große Güter warfen dem Grundherrn nur geringes Einkommen ab. Immer wiederkehrender Mangel an baarem Gelde war die nothwendige Folge davon. Der Adelige aber, der Geld bedurfte, fiel in schlimme Hände, mochte er bei Juden, Klöstern oder Bürgern Anleihen machen. Zehn, funfzehn, ja zwanzig Procent mußte er zahlen, trotz aller Sicherheit des Unterpfandes. Ausstattungen von Töchtern, Ausrüstungen von Söhnen, Feldzüge und Turniere, festliche Gelegenheiten machten auch für den sparsamen adeligen Hausvater größeren Aufwand nothwendig. Mancher Adlige hielt sogar Verschwendung für eine Ehrensache.

Das Schießpulver zehrte auf mancherlei Weise am Vermögen des Adels. Eine Burg hatte jetzt festere Mauern, kostspielige Geschütze und Büchsenmeister nöthig, und ein Schloß wurde durch die Karthaunen leicht zusammengeschossen, das früher für unbezwinglich galt. Das Schießpulver veränderte das Kriegswesen, indem es dem Fußvolk den Vorzug vor der Reiterei verschaffte. Der Kriegsdienst um Sold war ein Hauptverdienst des Adels gewesen. Das aus Bauern geworbene Fußvolk, der Landsknecht, diente weit wohlfeiler als der Ritter. Auch minderten die strengen Landfriedensgesetze, welche seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts oft recht nachdrücklich vollzogen wurden, das Fehdewesen und das ritterliche Gewerbe, sich wegelagernd an reichen Städten zu erholen, und das faustrechtliche Beutemachen. Der Fürstendienst am Hofe kostete dem Adel meistens mehr, als er eintrug.

Nur zweierlei blieb dem Adel zu ergreifen, um die Ausfälle redlich zu decken, die Landwirthschaft und die Wissenschaften, zu welchen beiden aber wenige sich wandten. Wollten nämlich die Adeligen die Vogteien, die sie bisher inne gehabt hatten, ihre Sitze als Räthe an den Fürstenhöfen und am Kaiserhof, ferner behalten, so mußten sie studiren. Denn die Fürsten fingen theilweise an, die Doktoren, die wissenschaftlich Gebildeten, bei der Wahl ihrer Räthe vorzuziehen und nur solchen Gehalt zu geben. Das brachte wirklich hier und da einige Adelige zur Einsicht, daß es an der Zeit sei, ihrem Rang und ihrer Stellung eine geistige Unterlage oder Stütze zu geben, und rühmlich zeichneten sich einzelne durch tüchtigen Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten aus. Viele verzehrten freilich nur ihr Geld auf den Universitäten und z. B. Albert Rechberg ließ sich vor seinem Weggang von Tübingen bezeugen, daß er nichts Lateinisches mit sich forttrage.

Mitten unter diesem Versiegen alter Erwerbsquellen und das Hervorbrechen neuer Bedürfnisse und Ausgaben drang, alles mit sich fortreißend, ein Luxus herein, eine Prachtliebe und Genußsucht, wie sie vorher nie gekannt oder erhört war. Da konnte es nicht anders kommen, als daß man immer weiter und weiter hinabdrückte und erpreßte, nicht mehr um der Hab- und Herrschsucht, sondern um dem unmäßigen Aufwand zu genügen. Die Fürsten griffen, um ihre Bedürfnisse zu decken, in die Kassen der Klöster, die Klöster erholten sich wieder an

ihren Unterthanen, und sah der Adel die Fürsten und Prälaten so verfahren, warum sollte er nicht das Gleiche thun? Es wurde „des Schindens und Schabens kein Ende." Der Adel konnte noch sehr willkürlich gegen die Bauern verfahren, er war noch nicht den Fürsten unterthan; der Hörige und Leibeigene war die preisgegebene Beute seines Herrn, und die Freien drückte man in das gleiche Verhältniß herab. Unheilvoll für den gemeinen Mann war das Aufkommen des römischen Rechtes. Seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts entschieden an den fürstlichen Gerichtshöfen Doktoren nach römischem Recht. Diese, unwissend im alten deutschen Recht, verwechselten Einheimisches und Fremdes und verwandelten durch ihre Sprüche den freien Zustand Einzelner und ganzer Gemeinden in einen unfreien.

Von mancherlei Verhältnissen unterstützt vermehrten die Herrn die Dienste und Abgaben, welche ihnen der gemeine Mann leisten mußte, und forderten dieselben auf eine Art ein, welche die Bauern noch mehr erbitterte, als der Dienst und die Abgaben selbst. Die Masse der Herrn war roh, nur dem Waffenhandwerk, der Jagd, den Trinkgelagen ergeben, für die meisten gab es keine anderen verständlichen Briefe, als die Spielkarten, die sie auch so nannten. Wo aber sollte der Bauer Hülfe suchen wider die Willkür solchen Druckes? In den Gerichtshöfen saßen Edle und Doktoren. Die Juristen wandten ihr römisches Recht, die adligen Herrn den Grundsatz gegen die Bauern an, daß man in zweifelhaften Fällen immer für den Grundherrn und gegen den Bauer entscheiden müsse. Erst auf dem Reichstage zu Augsburg (1500) wurde festgesetzt, daß auch die Bauern das Recht gegen Fürsten und Fürstenmäßige üben dürften, wie es die Stände des Reiches übten. Aber es handelte sich hier nur von Klagen gegen den Fürsten, welchen der klagende Bauer nicht unterthan war; daß der arme Mann auch gegen seine eigene Herrschaft zu klagen befugt sei, darüber wurde nichts bestimmt. Wehe dem armen Mann, der auch nur mit einem Herrn, dem er nicht unterthan war, in einen Rechtsstreit kam!

Die Umwandlung, welche das Kriegswesen erlitten hatte, wurde drückend für die Unterthanen. Die Reichsstände legten die Kosten der Landsknechte, des Kriegsgeräths auf die Unterthanen; das schwere Geschütz erforderte mehr Frohnfuhren und schwerere Dienstleistungen. Den armen Mann auf dem Lande plagten nicht nur die Herrn auf den Burgen, sondern er hatte auch von dem Landsknechte im Frieden wie im Kriege sehr zu leiden. Zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wuchs der Druck über alle Maßen, welchen die Herrn sich gegen die Bauerschaften erlaubten. Eine neue Last um die andere wurde dem armen Manne auferlegt. Während er dem Erliegen nahe war und nicht Brot hatte sich satt zu essen, sah er die edeln Herrn in Scharlach prangen und stolziren und die Heere von Mönchen von seinem sauren Schweiß prassen und schwelgen.

Bei den früheren Bewegungen des gemeinen Mannes waren in der politischen Aufregung religiöse Kräfte mit thätig gewesen. Die Empörungen im Rheinlande und in Schwaben, der von seinem Abzeichen der Bundschuh genannte Aufstand, welcher 1502 im Speierschen ausbrach, sowie der arme Konrad (1514) im Wirtembergischen waren

Einfluß der Reformation auf den Bauernkrieg.

durch Ströme von Blut gedämpft worden. Der Brand lief aber unter dem Boden fort, von den Regierungen mehr gespürt, als gewußt, mehr gefürchtet, als erkannt. Da trat ein Ereigniß ein, das Oel in das Feuer goß und durch welches das religiöse Element, das von Anfang an die politischen Strebungen durchzog, zum überwiegenden wurde. Luther war aufgetreten und hatte seinen Samen gestreut in das zubereitete Feld. Viele Furchen hatten die Bestrebungen der gelehrten wie der populären Literatur für ihn gezogen, viele die Kirche selbst durch unwürdiges Leben der Geistlichen, die meisten aber das Aussaugungssystem der geistlichen und weltlichen Herrn.

So hoch man auch das Wirken und die Macht des Geistes auf das Volk anschlagen muß, so darf man doch nicht verkennen, daß das Materielle auf die Masse tiefer geht, als das Geistige, und so wehe es dem Bauer thut, wenn er der geistigen Speise in der Kirche entbehren soll, so thut es ihm doch noch weher, und macht ihn zu Neuerungen geneigter, wenn er kein Brot in der Tischlade hat, wenn er physisch hungert.

Es ist gewiß richtig, daß die Gelderpressungen, die Betrügereien und Räubereien des römischen Hofes und der geistlichen Herrn überhaupt, sowie die Weigerungen der Geistlichkeit, an irgend einer Steuer oder Last mitzutragen, das Volk sehr aufgebracht, empfindlich berührt und zur Reformation mit fortgezogen haben. Die Schaamlosigkeit, die schmutzige Dreistigkeit, mit welcher der Ablaßkram getrieben wurde, mußte auffallen, zum Denken und Zweifeln führen, erbittern, zum Widerstande herausfordern. Das Volk mußte zu der Ueberzeugung kommen, daß die Geistlichen keine Religion mehr hätten, als den weltlichen Nutzen, der aus allem Geld machen wolle. Denn während der gemeine Mann so viel tragen und leisten mußte, sperrte sich die gesammte Geistlichkeit gegen jede Theilnahme an den allgemeinen Lasten, gegen jede Auflage. Sie behauptete, das geistliche und weltliche Recht und die heilige Schrift verbiete, sie mit Steuern und Abgaben zu beschweren, griff ohne Scheu dem gemeinen Mann in seinen Brotverdienst, trieb Schenkwirthschaft, Warenhandel aller Art u. s. w. Längst trug die geistliche Macht viele Keime der Auflösung in sich. Es fehlte nur an einem Helden, der, kühn und gewaltig, das letzte Hinderniß abwälzte, an dem rechten Manne zur rechten Zeit. Es war viel geschehen, viel vorgearbeitet. Viele bedeutende Talente arbeiteten auch in diesen letzten Tagen an der Befreiung des Geistes, aber um die Bemühungen zum Ziele zu führen, bedurfte es eines Mannes, dessen Genius eben so groß war als sein Muth. Das war Luther, der Sohn des Bergmannes.

Die neue Zeit ging hervor, als Morgenröthe brach sich in dem dunklen Gewölke das Licht der Sonne, ein scharfer Wind begleitete den Anbruch des Tages. Es hatte die Stunde geschlagen, alle seit Jahrhunderten ausgearbeiteten Minen entzündete auf einmal derselbe Lichtstrahl, sie flogen auf. Wie Luther sich von den Zeitverhältnissen unterstützt sah, so war er es von allen hervorleuchtenden Talenten. Gestützt auf alles Vergangene, das letzte Glied einer von Geschlecht zu Geschlecht herabgehenden geistigen Kette, an der Spitze der Bewegung der Zeit, jubelnd begrüßt von der Nation als der Mann der Verheißung, als der

Mann Gottes und des Volkes, stand Luther bald da als eine selbständige Macht gewaffnet gegen die Gewalten des Alten. Fand er viele Gegner, die ihn bekämpften, so war die Zahl derer, die mit ihm für das Neue arbeiteten, doch überwiegend; es waren alle Freunde der Wissenschaft, alle älteren und jüngeren Geister mit ihm, ja er hatte die Nation zum Rückhalt. Was andere bisher nur im gelehrten Kreise verlauten ließen, das sprach Luther frei und kühn vor dem Volke aus, und zwar mit aller Gewalt des deutschen Wortes, wie es nie gehört worden war; er ließ sein Licht leuchten vor der Welt; was er in seiner Zelle erforschte, das machte er zum Tagesgespräch im Salon und in der Bauernhütte, an der fürstlichen Tafel und in der Schenkstube. „Weil alle Bischöfe und Doktoren stille schwiegen, und niemand der Katze die Schellen umbinden wollte, so war der Luther ein Doktor gerühmt, daß doch einmal Einer gekommen wäre, der drein griff.“ Der Same ging tausendfältig auf; wenige Jahre, und Luther konnte mit Recht sprechen: „der Damm hat ein Loch bekommen, und es stehet nicht bei uns, die ausbrechende Fluth aufzuhalten.“

Luther stand hauptsächlich auf dem religiösen Standpunkt, aber die Reformation mußte auch von tiefgreifendem politischen Einfluß sein. Luther sprach das herrliche evangelische Wort, daß alle Christen ein priesterlich Volk sind, jeder eine religiöse Persönlichkeit mit dem Recht und der Pflicht, seine Kräfte zum Gemeinwohl zu gebrauchen. Man hatte die Völker lange in geistiger, besonders in religiöser Unmündigkeit gehalten. Weil man die heilige Urkunde, die Bibel, den Menschen zu entziehen gewußt hatte, war es leicht, sich für die Grundsätze des Despotismus auf die heiligen Schriften zu berufen, als wären sie aus diesen geschöpft und von diesen geboten. Luther gab dem Volke die Bibel wieder in die Hand; es konnte jetzt selbst sich aus derselben unterrichten, vergleichen, seine Schlüsse ziehen. Die Bibel wurde Volksbuch. Die Lehre Christi verlangt Herstellung und Anerkennung des Bildes Gottes im Menschen, Anerkennung der Rechte und Ansprüche, die damit verknüpft sind; den Menschen aber als Lastthier, als Sache behandeln, wie hieße das, das Ebenbild Gottes im Menschen anerkennen. So war der erste große Schritt zur Emancipation gethan. Die Menschen hatten zu denken angefangen, und man mußte glauben, daß sie nicht bei einem stehen bleiben, sondern alle Verhältnisse in den Kreis ihres Denkens ziehen würden.

Eine Masse Flugschriften bearbeitete fortwährend in den Jahren 1521—1524 in revolutionärem Sinne das Volk, deren Inhalt fast immer auf den Schluß einer derselben hinauslief: „Es wird nicht mehr so gehen, wie bisher; des Spiels ist zu viel, Bürger und Bauern sind desselben überdrüssig; alles muß sich ändern.“ Weit mehr wirkte der mündliche Vortrag der Prediger oder Prädikanten. Wie die Apostel wanderten sie von Ort zu Ort, Männer aus allen Ständen, gelehrte und ungelehrte. Diese wandernden Prediger gehörten in der Regel der demokratischen Richtung an. Ihr Ziel war nichts geringeres, als die Gründung einer neuen christlichen Republik. In ihren Predigten beleuchteten sie die Zustände des Volkes wie die kirchlichen Streitfragen des Tages mit Bibelsprüchen. Die schonungslose Kritik der Sitten der weltlichen und geistlichen Großen war das Lieblingsthema. Nichts hörte

aber die Masse lieber als das Geschrei wider die Reichen und Gewaltigen. Die Funken, welche diese Prädikanten in den bereits angesammelten politischen und religiösen Brandstoff warfen, mußten ein großes Feuer anzünden. Das in langer Knechtschaft verwilderte Volk, in dem die Erinnerung der alten Freiheit und Gerechtsame nie ganz erloschen war, das sich wehrhaft fühlte wie die Herren, und das man mit Haß und Rache aufgesäugt hatte, mußte zuletzt in wilder Empörung auflodern, wenn die Regierenden auf seine Stimme gar nicht hören wollten, es aufs äußerste trieben. Gingen die herrschenden Gewalten in ihrem verderblichen System soweit, dem Volke neue Wunden zu schlagen, statt die alten zu heilen, so war es natürlich, daß das Volk sich wider seine Bedrücker auflehnte.

Luther lehrte von christlicher Freiheit, und das durch bürgerliche Lasten zu Boden gedrückte Volk suchte politische Freiheit, und je weniger klare Begriffe es von beiden hatte, desto leichter wurde es von blinder Leidenschaft hingerissen und von fanatischen Schwärmern aufgeregt. Daß das Volk die religiöse Freiheit auch auf die politische anzuwenden geneigt wurde, davon lag die Schuld an der Geistlichkeit und den Obrigkeiten, welche der neuen Lehre einen beharrlichen Widerstand entgegensetzten und deren Anhänger aufs heftigste verfolgten. Die Geistlichkeit klagte, daß, wenn die gottesdienstlichen Gebräuche nicht mehr beobachtet und der geistlichen Obrigkeit der Gehorsam aufgesagt werde, daraus Empörungen gegen weltliche Obrigkeit und Blutvergießen entstehen würden. Was konnte aber der Lehre Luthers hinderlicher sein, als wenn diese Prophezeihungen seiner Gegner durch den Erfolg gerechtfertigt schienen? Dies sah Luther sehr wohl ein und deshalb schrieb er seine „treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung". In dieser Schrift sagt er: „durch Menschenhand oder Aufruhr werde das Papstthum und der geistliche Stand nicht zerstört. Die weltliche Obrigkeit und der Adel, ein jeder Fürst und Herr in seinem Lande sollten aus Pflicht ihrer ordentlichen Gewalt dazu thun; aber dem gemeinen Manne sei sein Gemüth zu stillen, und zu sagen, daß er sich enthalte auch der Begierden und Worte, so zum Aufruhr sich lenken, und zur Sache nichts fürnehmen ohne Befehl der Obrigkeit. — Aufruhr bringt nimmermehr die Besserung, die man damit sucht. Denn Aufruhr hat keine Vernunft und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen, denn über die Schuldigen. Drum ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er auch immer haben mag. — Aufruhr ist von Gott verboten. Niemand kann sein eigener Richter sein. — Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr, sie habens nicht von mir gelernt. Daß aber Etliche solches thun und sich unsres Namens rühmen, was können wir dazu? — Der Teufel möchte jetzt gerne, daß ein leiblicher Aufruhr würde, damit der geistliche Aufruhr zu Schanden und verhindert würde." —

Die Reformation verbreitete die Idee der Freiheit; sie erweckte bisher unbekannte Gefühle, Erwartungen und Hoffnungen; sie machte freies Forschen über alles, was dem Menschen bisher heilig war, zu einem Lieblingsgeschäfte, ja zu einem Bedürfnisse; sie erleichterte durch die Furchtlosigkeit, mit der man Religionswahrheiten und Religionsgebräuche untersuchte, die Anwendung dieser furchtlosen Untersuchung auch auf

das bürgerliche Herkommen und auf bürgerliche Rechte; sie lehrte den Menschen seinen Werth besser kennen, als bisher; also auch das Unrecht lebhafter empfinden, als bisher; sie erweckte den Feuereifer, der in Schriften und Liedern flammte, an denen sich der gemeine Mann ergötzte. Ohne den schon lange bestandenen Druck hätte die Reformation diese Ausbrüche nicht veranlaßt; aber ohne die Reformation hätte auch der schon lange vorhandene Druck diese allgemeine Empörung nicht hervorgebracht.

Der Bauernkrieg.

Gemacht hat die Reformation den Bauernkrieg nicht; das Gewitter hatte sich vorher aus den tausend materiellen Bedrückungen gebildet, und sie stand schon da, die Wolke mit ihren rächerischen Blitzen, als Luther und seine Geistesgenossen auftraten; die Reformation wurde nur der Sturm, der die Wetterwolke trieb, zu plötzlichem Ausbruch, und so weit hin über viele Lande. Der fürchterliche Druck, der auf dem Volke lastete, hatte schon lange vor der Reformation Aufstände veranlaßt und eine allgemeine Empörung vorbereitet. Die Aufstände in früheren Jahren waren nur einzeln, nur da und dort, von einander durch Zeit und Ort getrennt, ausgebrochen; im Jahr 1525 aber standen wie auf einen Schlag alle Länder von den Vogesen bis zu den Karpathen, von den Quellen der Donau und des Rheins bis zur Ostsee in Flammen. Die erste Bewegung fand in den Gegenden statt, in denen sich schon früher die meisten Regungen gezeigt hatten, dort wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem obern Rheinthale scheidet. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung aus in Schwaben, in Franken, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münsterschen. Auch in den Städten gährte es, hier und da brachen Tumulte aus, doch wurden sie nirgends Mittelpunkte und Stützen für den Aufruhr, wenn auch in einigen den Bauern mancher Vorschub geleistet wurde. Die Rotten wuchsen schnell zu großen Heeren an. Der Aufstand wüthete mit Verwüstung und Zerstörung. Weit und breit wurden Burgen, Klöster und Priestersitze geplündert und in Brand gesteckt. Es erschien ein Manifest der Bauern, welches unter dem Namen der zwölf Artikel der Bauerschaft eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt und wahrscheinlich von einem ihrer Prediger aufgesetzt war. Sie forderten in demselben das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst einzusetzen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und an der Benutzung der Waldungen; Milderung der Abgaben und Frohnen; unpartheische Gerechtigkeitspflege u. s. w. Ueber alles solle gütlich verhandelt werden, ohne jemandem sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Punkte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und mit dem Scheine großer Mäßigung abgefaßt. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz sandte die Artikel nach Wittenberg und verlangte Melanchthon's Gutachten. Dieser sprach, seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt abholden Natur gemäß, über dieselben seinen Unwillen in starken Worten aus. Luther war von den Bauern selbst aufgefordert worden, sich über ihre Angelegenheit zu

erklären. Er gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er beiden Parteien, dem Fürsten und den Bauern, ihr Unrecht vorhielt und zum Frieden ermahnte.

Die Bauern begannen in der Regel damit, daß sie die Fasten brachen; ein Gelag ward veranstaltet, bei dem der Beredteste und Unzufriedenste das Wort führte; die zwölf Artikel wurden hervorgezogen, gelesen und gebilligt; ein Anführer ward ernannt, die Sturmglocke gezogen. So brach der Aufruhr los, der fast allenthalben damit anfing, daß man sich eines Mehlvorrathes, eines Weinkellers bemächtigte, oder einen herrschaftlichen Teich ausfischte. Einzeln wären diese Bewegungen leicht zu ersticken gewesen; ihre Wiederholung an so vielen Orten gab ihnen Kraft. Von den vielen Gräueln des Bauernkrieges erwähnen wir nur als Beispiel die Einnahme von Weinsberg. Die Bauern jagten alle gefangenen Ritter und Knechte und den Anführer derselben, den Grafen Ludwig von Helfenstein unter Trommelschall durch die Spieße. Es war dies eine alte Strafe, welche gegen ehrlose Knechte angewandt wurde. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, den Unmenschen zu Füßen, vergebens suchte sie dieselben durch das Emporhalten ihres zweijährigen Knaben zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls arg gemißhandelt. Ein Pfeifer, Melchior Nonnenmacher, der früher in des Grafen Gunst gestanden hatte, riß diesem den Hut vom Kopfe und setzte ihn auf. Er schritt bis vor die Gasse der Bauern vor dem Grafen her und blies lustig die Zinke. Noch die Leichname wurden verhöhnt und mißhandelt. Bei der Nachricht von dieser Würgerscene erglühte Luther von Unwillen und schrieb eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit großer Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte: „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir. — Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und der sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Die Bauern in Franken faßten Pläne zu einer Reformation des Reiches. In Heilbronn sollte eine gemeinschaftliche Kanzlei für alle Haufen, eine Art von Regierung eingerichtet werden. Die Massen sollten nach Hause an ihr Tagewerk gehen, nur ein Aufgebot sollte im Felde bleiben, um die noch Unüberwundenen zur Annahme der zwölf Artikel zu nöthigen. Man dachte an eine definitive Einrichtung. Die Bauern sollten von allen drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften befreit werden. Man wollte zu einer allgemeinen Säcularisation der geistlichen Güter schreiten. Dadurch hätte man die Möglichkeit erhalten, die weltlichen Herrn zu entschädigen. Alle Zölle sollten aufhören, nur im zehnten Jahr sollte man eine Steuer zu bezahlen haben, für den römischen Kaiser. Die Gerichte sollten umgestaltet werden. Besonders die Doktoren des römischen Rechtes waren

den Bauern verhaßt; sie sollten zu keinem Gericht zugelassen werden. Alle Stände sollten zu ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgeführt werden; die Geistlichen nur die Hüter ihrer Gemeinde sein; Fürsten und Ritter sich den Schutz der Schwachen angelegen sein lassen und sich brüderlich halten; nur eine Münze sollte gelten; man wollte gleiches Maß und Gewicht einführen.

Die Haufen der Bauern waren zusammengelaufenes Volk ohne alle Mannszucht und waren deshalb einem wohlgeordneten, eingeübten Heere wenig furchtbar. Ein solches brachte der schwäbische Bund gegen sie auf. Den Oberbefehl über dasselbe führte Georg Truchseß von Waldburg, ein tapferer, aber rauher und harter Krieger. Er zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen und schloß mit einem Haufen einen Vertrag, daß die Bauern auseinandergeben und über ihre Beschwerden von beiden Parteien gewählte Schiedsrichter entscheiden sollten. Der Vertrag hatte jedoch die gehoffte Ruhe nicht zurFolge.

Ein zahlreicher Haufe drang in's Würzburgische ein, und ganz Franken erhob sich. Dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere. Auch Götz von Berlichingen wurde genöthigt, ein Führer der Bauern zu werden; aber er verhehlte ihnen nicht, daß ihm ihr wildes Treiben mißfalle, und als vier Wochen, für die er sich verpflichtet hatte, verflossen waren, verließ er sie. Die Bauern nahmen Würzburg ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem brach sich ihre Kraft. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben entscheidend aufs Haupt geschlagen und rückte nach Franken vor, wo er sich mit dem Heere des Kurfürsten von der Pfalz vereinigte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen besiegt, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr unterdrückt. Auch in anderen Gegenden mußten die Bauern der geordneten Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet.

An der Spitze des Volksaufstandes in Thüringen stand ein Geistlicher, Thomas Münzer, der schon unter den zwickauer Wiedertäufern eine Rolle gespielt hatte. Er erklärte Luther's Reformation für unzulänglich, rühmte sich göttlicher Eingebungen, und daß ihm befohlen sei, das weltliche Regiment zu ändern. Er war bereits aus mehreren Städten vertrieben worden, als er in der Reichsstadt Mühlhausen einen großen Anhang fand. Der dortige Stadtrath wurde abgesetzt und ein neuer aus Münzers Anhängern bestellt. Die Mönche, Stiftsherrn und Johanniter mußten die Stadt verlassen. Dann zog Münzer mit seinem Anhang aus, um die Revolution durch das ganze Land zu verbreiten. Die Kirchen, Klöster und Schlösser wurden geplündert und verwüstet. In Thüringen, in vielen Gegenden Obersachsen's, in Hessen und Braunschweig erhoben sich die Bauern. Der junge Landgraf Philipp von Hessen wurde zuerst des Aufstandes in seinem Lande Meister. Dann zog er den benachbarten Fürsten, den Herzögen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig und den Grafen von Mansfeld zu Hülfe. Mit einer ausgesuchten Mannschaft brachen sie gegen Münzer auf. Sie trafen ihn bei Frankenhausen, wo er sich mit ohngefähr 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte. Die Fürsten boten den Bauern Gnade an, wenn sie sich ergeben und Münzer und ihre Hauptleute ausliefern würden. Münzer wußte aber die Auslieferung zu verhindern. Die

Schlacht wurde von den Fürsten mit leichter Mühe gewonnen, gegen 5000 Bauern niedergemacht. Münzer entkam nach Frankenhausen und verbarg sich auf dem Boden eines Hauses; er wurde aber entdeckt, gefoltert und enthauptet.

Die Sieger verübten zur Vergeltung große Grausamkeiten. In Franken hatte an der Härte, den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte, vorzüglich der schwäbische Bund großen Antheil. Aber auch von den Fürsten gingen manche mit ihren Unterthanen nicht besser um. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ 59 Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst von Trier und der Bischof von Würzburg durchzogen mit Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, als schon alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen. Der Zustand der Bauern verschlimmerte sich. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, die Freiheiten, die es noch besessen hatte.

Das torgauer Bündniß. Der Reichstag zu Speier. Gestaltung des neuen Kirchenthums.

Zur Bekämpfung des Bauernaufstandes hatten sich die Fürsten beider religiösen Richtungen vereinigt; nach der Unterdrückung desselben trat die Spaltung wieder schroffer hervor. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, die Gegner der Reformation in Deutschland, hielten zu Dessau mit einigen gleichgesinnten Fürsten Berathungen, von denen sich die Evangelischen nichts Gutes versprachen. Da nun auch ein Ausschreiben des Kaisers erschien, in welchem auf Unterdrückung der schädlichen Religionsneuerungen hingewiesen wurde, so schlossen der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen und der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (dessen Bruder, Friedrich der Weise, war 1525 gestorben) zu Torgau ein Bündniß, des Inhalts, daß sie, (weil durch die Geistlichen und deren Anhänger eine Verbindung errichtet worden sei, um die alten unchristlichen Mißbräuche aufrecht zu erhalten) einander gegen einen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald traten noch einige Fürsten und die Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Die verbündeten Fürsten setzten auf dem Reichstage zu Speier 1526 den Beschluß durch, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffe. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen schnelleren und leichteren Fortgang. Indem die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten oder anders gestalteten, griff dieses so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens brach die Macht der Hierarchie; mit der Verwerfung der Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen mußte auch der Gottesdienst verändert werden; und mit der Lehre Luthers, daß nicht in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sei, mußte sich das christliche Leben anders gestalten. Die Messe

wurde abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt, den Geistlichen die Ehe gestattet; die Klostergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Festtage vermindert; auf das Predigen und den bisher vernachlässigten Volksunterricht legten die Evangelischen einen großen Nachdruck. In den Ländern, in welchen die Reformation eingeführt wurde, kam die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren. In dem Kurfürstenthum Sachsen wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften angeordnet. In Hessen hielt Philipp der Großmüthige 1526 eine Landessynode, auf welcher die Kirchenreformation festgesetzt wurde; ein Jahr darauf stiftete Philipp die Universität zu Marburg. Am merkwürdigsten war, daß ein ganzer geistlicher Staat in einen weltlichen verwandelt (säcularisirt) wurde. Dieses geschah in dem Ordenslande Preußen, welches im thorner Frieden 1466 (Bd. II. S. 543) seine Selbständigkeit an Polen verloren hatte. Der Hochmeister des Ordens, der Markgraf Albrecht von der fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses, sah in Deutschland die Anfänge der Kirchenverbesserung und beschloß, von Luther persönlich dazu aufgefordert, auch Preußen für dieselbe zu eröffnen. Sie fand dort einen fruchtbaren Boden und verbreitete sich schnell. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrschaft des Ordens ein Ende zu machen und sich 1525 zu Krakau zum weltlichen Herzog von Preußen, als Vasall der Krone Polen zu erklären.

Zur Ausbreitung der Reformation wirkte nichts so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther 1532 vollendete. Luther legte 1524 seine Mönchskutte ab und trug hinfort einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war. Diese Farbe ist dann die der amtlichen Kleidung der evangelischen Geistlichen geblieben. Am 13. Juni 1525 vermählte sich Luther mit dem Fräulein Katharina von Bora, die mit acht andern Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war. 1527 unternahm Luther mit Melanchthon die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die einige Jahre dauerte. Nach Beendigung derselben setzte Melanchthon einen Unterricht für die Pfarrherren auf. Dieser enthält eine Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen und wie der Unterricht einzurichten sei. Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten. Das ist der berühmte Katechismus Lutheri. Einen Auszug desselben, den kleinen Katechismus, bestimmte er für die Kinder.

Von Bedeutung wurde eine im Schooße der neuen Kirche sich entwickelnde Meinungsverschiedenheit über die Lehre vom Abendmahle. Luther behauptete die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls. Dagegen lehrte Karlstadt, daß der Zweck der Abendmahlsfeier nur eine Erinnerung an den Tod des Erlösers sei, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Seine Meinung fand aber Anhänger unter den Theologen in Oberdeutschland, dagegen vertheidigte Luther die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein

ganzes Leben hindurch der entschiedenste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sacramentirer belegte.

Die Reformation in der Schweiz. Ohngefähr in derselben Zeit, in welcher Luther in Sachsen auftrat, geschahen in der Schweiz durch Ulrich Zwingli ähnliche Angriffe auf das alte Kirchenthum. Zwingli (geb. 1484) hatte die Schulen zu Basel und Bern und dann die Universität in Wien besucht. Er erhielt eine Lehrerstelle in Basel, wo er von dem durch seine freie theologische Richtung berühmten Thomas Wittenbach tiefer in das Studium der Klassiker eingeführt wurde. 1506 ward Zwingli zum Priester geweiht und Prediger zu Glarus und nach zehn Jahren Pfarrer zu Einsiedeln im Kanton Schwyz. Hier fand er unter den Mönchen des Klosters einige gleichgesinnte Freunde, und der Abt erließ den Klosterfrauen das Mettensingen und gab ihnen die Erlaubniß zu heirathen. Auch in der Schweiz herrschte große Unzufriedenheit über den Verfall des geistlichen Standes, und der Glaube an die Heiligkeit des päpstlichen Stuhles war auf den italienischen Zügen der Schweizer gewaltig erschüttert worden. Zwingli bat den Bischof Hugo von Kostniß und den Kardinal Schinner um Reinigung der Kirche, erlangte aber nur allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich Zwingli, als er 1518 als Pfarrer nach Zürich berufen wurde. Er fing an seinen Zuhörern das ganze neue Testament in zusammenhängenden Homilien zu erklären. Er lehrte, man solle sich allein an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entschiede. Als ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz auftrat, eiferte Zwingli gegen diesen Unfug. Während Luther durch Reinigung des Glaubens auf die Umgestaltung des sittlichen Lebens zu wirken strebte, wollte Zwingli und seine Genossen zunächst die Sitten bessern. Sie griffen die politischen Mißbräuche nicht weniger an, als die kirchlichen, sie eiferten gegen das Reislaufen und die Jahrgelder. Luther betrachtete den Prediger als Diener Gottes und dessen Amt als göttliche Einsetzung; Zwingli ging in seiner republikanischen Gesinnung darauf aus, durch völlige Umstoßung des Bestehenden die Kirche auf die Idee der Gemeinde zu gründen, als deren Diener er den Prediger betrachtete. Zwingli's Lehre bildete sich ziemlich übereinstimmend mit der Luther's aus, die Abweichung in der Lehre vom Abendmahl war die bedeutendste. Zwingli wollte die Einsetzungsworte bildlich verstanden wissen und übersetzte nicht das ist, sondern das bedeutet, Luther hingegen behauptete eine unmittelbare Gegenwart des verklärten Körpers Christi. Mit den Anhängern des alten Kirchenglaubens gerieth Zwingli in Streit, und es fanden mehrere Religionsgespräche statt. In Zürich wurden 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft und Zwingli verheirathete sich. Zu Basel machte die Reformation durch Oecolampadius (Hausschein), einen Freund Zwingli's, Fortschritte. Die beiden mächtigsten aristokratischen Kantone, Zürich und Bern, nahmen die Reformation an und schlossen ein Bündniß, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Dagegen schlossen die katholischen Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen, jedoch auch wieder zur Versöhnung.

Aber 1531 griffen die fünf katholischen Kantone Zürich an und siegten in der Schlacht bei Kappel, in welcher auch Zwingli getödtet wurde. Durch den bald nachher geschlossenen Frieden erhielt die Reformation in der deutschen Schweiz die Grenzen, in denen sie später geblieben ist.

Die Protestation zu Speier. Das Religionsgespräch zu Marburg.

Auf dem Reichstage zu Speier 1529 brachten es die Katholischen durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue Lehre schon eingeführt sei, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen aber an dem wormser Edict festhalten sollten. Da hierdurch die fernere Ausbreitung der evangelischen Lehre für gesetzwidrig erklärt wurde, so reichten die evangelischen Stände eine Protestation gegen den Beschluß ein, von welcher sie seitdem den Namen Protestanten erhalten haben. Der Landgraf von Hessen betrieb, um für jeden Fall in guter Verfassung zu sein, eine Verbindung aller evangelischen Stände, diese aber scheiterte an dem Zwiespalt, der über das Abendmahl stattfand. Die wittenberger Theologen nahmen ihren Landesherrn gegen das Bündniß ein, weil die oberländischen, der Lehre Zwingli's ergebenen Städte an demselben Theil nehmen sollten. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß und veranstaltete ein Religionsgespräch zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren anderen seiner Anhänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen begleitet. Am 2. Oktober 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, sie führten jedoch nicht zu dem gewünschten Erfolge. Es wurde nur beschlossen, daß die Streitschriften aufhören sollten.

Krieg mit den Türken. Ferdinand König von Ungarn.

In dieser Zeit drohte Deutschland von den Türken große Gefahr. Nach dem Tode Mahommed's II., der seinen Thron 1453 nach Constantinopel versetzt hatte, spielten die Türken als Eroberer lange eine glänzende Rolle. Der grausame Selim I. (1512—1520) unterwarf den größten Theil Kurdistan's und Mesopotamien's, Syrien und Aegypten. Sein Sohn Soliman I. der Prächtige, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeiste und hohem Muthe, griff Rhodus an, den Sitz des Johanniterordens, und zwang den Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam nach der heldenmüthigsten Vertheidigung zum Abzuge (1522). Kaiser Karl räumte später den Rittern Malta ein. Mit einem zahlreichen Heere drang Soliman nach Ungarn. Der König Ludwig II. ging ihm mit geringen Streitkräften entgegen. Bei Mohacs wurde 1526 das ungarische Heer vernichtet; der fliehende König versank in einen Morast, wo er erstickte. Eine Partei der Ungarn wählte den Woywoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, zum König, eine andere den Erzherzog Ferdinand, den schon vorher die böhmischen Stände zum König erhoben hatten. Als 1527 Ferdinand mit deutschen Kriegern nach Ungarn kam, mußte Zapolya sich nach Siebenbürgen zurückziehen. Er fand aber Hülfe bei dem gewaltigen Soliman. Dieser drang 1529 mit großer Heeresmacht in Ungarn ein, eroberte Ofen und erschien vor Wien. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; aber alle Anstrengungen der Türken scheiterten an dem Heldenmuthe der Besatzung.

Mangel an Lebensmitteln und das Murren seiner Truppen bewogen Soliman die Belagerung aufzuheben. Zapolya und Ferdinand führten nun einen für sie nutzlosen, für Ungarn außerordentlich verheerenden Krieg.

Erster und zweiter Krieg zwischen Karl V. und Franz I.

Während Deutschland von den kirchlichen Bewegungen erfüllt war und von Südosten her die Türken andrängten, war der Kaiser fast unablässig durch seinen Nebenbuhler Franz I. von Frankreich beschäftigt. Franz hatte seine Laufbahn im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit begonnen, herrschte aber bald nur nach Launen und Willkür und seine aus Ehrgeiz und Vergrößerungssucht begonnenen Unternehmungen blieben durch Fahrlässigkeit und Mangel an Nachdruck erfolglos. Karl hingegen war so bedächtig, besonnen und fest, wie Franz sorglos, leichtfertig und schwankend. Zu der gegenseitigen Eifersucht und Feindschaft waren mannigfaltige Gründe vorhanden. Karl machte Ansprüche auf das von Ludwig XII. als eröffnetes Lehn eingezogene Herzogthum Burgund, Franz dagegen verlangte den von Ferdinand dem Katholischen seinem Vorgänger entrissenen Theil von Neapel; Karl sah mit Unmuth die Franzosen im Besitze von Mailand, Franz verlangte die Wiedereinsetzung der Erben Johann's d'Albret, Königs von Navarra, dem Ferdinand der Katholische den spanischen Theil seines Landes genommen hatte. Außer manchen andern Ursachen zu gegenseitiger Erbitterung hatte auch der Groll über die fehlgeschlagene Bewerbung um den Kaiserthron einen tiefen Stachel in Franzen's Seele gedrückt. An Macht waren die beiden Fürsten einander nicht sehr ungleich. Denn obgleich Karl weit größere Gebiete beherrschte als Franz, so standen doch dem letzteren bei seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das abgeschlossene Frankreich größere Hülfsmittel zu Gebote, während Karl nur eine beschränkte Gewalt über seine zerstreuten Länder ausübte. Mit dem Kaiser verband sich Heinrich VIII. von England, da Karl dessen Minister, den Kardinal Wolsey durch die eröffnete Aussicht auf die päpstliche Krone zu gewinnen wußte, und der Papst Leo X., welcher den Einfluß der Franzosen in Italien zu brechen wünschte.

Der erste Krieg zwischen Karl V. und Franz I. (1521—1526) wurde hauptsächlich in Italien geführt. Der französische Statthalter Mailands, der Marschall Lautrec, sah sich zum Aufgeben der wichtigsten Plätze und nach der Niederlage bei Bicocca (1522) zu gänzlichem Verlassen Italiens genöthigt. Wichtig für den Kaiser war es, daß 1523 der Herzog Karl von Bourbon, der erste Prinz von Geblüt, zu ihm übertrat. 1524 wurde das französische Heer unter Bonnivet nach der Niederlage an der Sesia wiederum zum Rückzug genöthigt. Die Franzosen waren nun völlig aus Italien vertrieben, und in Mailand ward Franz II. Sforza als Herzog eingesetzt. Aber Karls Einfall in die Provence und die Belagerung von Marseille gelangen nicht. Franz I. folgte dem feindlichen Heere nach Italien, eroberte Mailand und belagerte Pavia. Hier aber wurde er von dem durch deutsche Truppen verstärkten kaiserlichen Heere geschlagen und gefangen (1525). Zu Madrid wurde am 14. Januar 1526 der Friede geschlossen. Franz I. trat das Herzogthum Burgund ab; er begab sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua und der Souverainität über Flandern und Artois; er versprach den Herzog von

Bourbon in alle seine Güter wieder einzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und 200,000 Thaler zu zahlen und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen. Franz versprach mit einem Eide alle diese Bedingungen zu erfüllen; er hatte aber bereits vorher von seinen Räthen eine Protestation aufsetzen lassen und ließ sich vom Papste seines Eides entbinden.

Der König Franz war entschlossen den madrider Vertrag nicht zu halten. Daher schlossen Franz I., der Papst, der Herzog Franz von Mailand und die Republik Venedig 1526 zu Cognac ein Bündniß, die heilige Liga genannt. Karl von Bourbon hatte das Schloß von Mailand zur Uebergabe gezwungen; er vermochte aber nicht sein durch deutsche Landsknechte verstärktes Heer auf mailändischem Boden zu erhalten und unternahm es deshalb dasselbe in den Kirchenstaat zu führen. Zwar fiel Bourbon bei der Erstürmung Roms (1527), aber das Heer drang ein und verübte alles, wozu Rachsucht, Geiz, Religionshaß und Wollust den Menschen treiben können, bis der mit dreizehn Kardinälen in die Engelsburg geflüchtete Papst 400,000 Dukaten und die Einräumung aller festen Plätze im Kirchenstaate versprach. Im Jahre 1528 drang ein französisches Heer unter Lautrec ins Neapolitanische ein und belagerte die Hauptstadt. Da beging Franz die Thorheit den Genuesen Andreas Doria, der in französische Dienste getreten war, zurückzusetzen und zu kränken. Doria knüpfte mit dem Kaiser Unterhandlungen an und trat unter der Bedingung, daß Genua als unabhängiger Freistaat anerkannt werde, in dessen Dienste. Das französische Heer vor Neapel wurde durch Krankheit, Mangel und das Schwert der Feinde aufgerieben. Franz sehnte sich nach Frieden, ebenso der Kaiser, dem das Vordringen der Türken in Ungarn, so wie die Sprache und Haltung der deutschen Protestanten auf dem Reichstage zu Speier viele Sorge machten. Daher kam der Friede zu Cambray 1529 zu Stande, in welchem Franz Burgund behielt, aber Italien ganz aufgab. 1530 wurde Karl V. in Bologna von dem Papste zum König von Italien und zum Kaiser gekrönt. Es war dieses die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papste vollzogen worden ist. Die Verhältnisse zwischen den Staaten Italiens wurden von Karl V. geordnet und geschlichtet, in Florenz die vertriebenen Mediceer wieder eingesetzt, Alexander von Medici von dem Kaiser zum erblichen Haupte von Florenz, von der Partei seines Hauses aber zum Herzog ernannt 1530.

Bereits von Bologna aus hatte der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Es fand sich eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein. Am 25. Juni 1530 ließen die protestantischen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens, die augsburgische Confession, vorlesen und überreichen. Es war von Melanchthon mit ausgezeichneter Einfachheit, Klarheit und Mäßigung verfaßt. Der Kaiser ließ von katholischen Theologen eine Widerlegung (refutatio) der protestantischen Confession abfassen. Diese fiel sehr kläglich und ungeschickt aus. Am Schlusse derselben hieß es, der Kaiser hoffe, die Protestanten würden nun wieder in allen Stücken mit der römisch-katholischen Kirche übereinstimmen, sonst würde er sich als

Reichstag zu Augsburg. Augsburgisches Glaubensbekenntniß.

oberster Vogt dieser Kirche genöthigt sehen, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Protestanten aber ließen von Melanchthon eine Gegenschrift aufsetzen, die Apologie der Confession. Eine von einem engern Ausschuß beider Parteien geführte Unterhandlung, um eine Ausgleichung zu bewirken, hatte keinen Erfolg. In dem Reichstagsabschied wurden alle Neuerungen, die in den letzten Jahren in Deutschland überhand genommen, verdammt, und verordnet, daß sie wieder aufgehoben werden sollten; die Ungehorsamen würden in die Acht erklärt werden. Das waren die Früchte des Reichstages, der fünf Monate gedauert und von welchem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der Bruch entschieden. Auch der wegen der Abendmahlsfeier unter den Protestanten ausgebrochene Zwiespalt war auf dem Reichstage zum Vorschein gekommen. Denn wegen dieses Punktes ließ man die Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau nicht an dem Glaubensbekenntniß Theil nehmen, und sie übergaben ein besonderes, nur in dem Artikel vom Abendmahl um einige Worte abweichendes Bekenntniß, das vierstädtische (confessio tetrapolitana) genannt.

Von Augsburg reiste der Kaiser nach Köln, wo am 5. Januar 1531 sein Bruder Ferdinand zum römischen König erwählt wurde. Gegen diese Wahl ließ der Kurfürst von Sachsen durch seinen Sohn eine Protestation einreichen. Am 11. Januar wurde Ferdinand zu Aachen mit großer Feierlichkeit gekrönt.

Der schmalkaldische Bund und der nürnberger Friede.

Der Kurfürst von Sachsen berief im December 1530 seine lutherisch gesinnten Bundesgenossen zu einer Unterredung nach Schmalkalden, um die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr zu begegnen sei. Auch Luther erklärte jetzt, daß er unter den gegenwärtigen Umständen einen Vertheidigungskrieg für Nothwehr und für erlaubt halte. Es kam noch kein Bund zu Stande, sondern es geschahen nur einige vorbereitende Schritte. Es wurde eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt und an alle auswärtige Höfe, besonders den französischen und englischen, gesandt. Bei einer zweiten im Februar 1531 zu Schmalkalden gehaltenen Versammlung schlossen der Kurfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, drei Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und elf Reichsstädte ein Bündniß. Sie verbanden sich, einander beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten.

Wegen eines drohenden Türkenkrieges wünschte der Kaiser die Religionssache vorläufig beigelegt zu sehen. Es wurden Unterhandlungen zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet und am 23. Juni 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede geschlossen, des Inhalts, daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concilium zwischen dem Kaiser und den Ständen Friede sein solle; auch seien bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Bald nachher, am 16. August 1532 starb Johann der Standhafte, und es folgte ihm sein Sohn Johann Friedrich in der Regierung. Der Kaiser unternahm, von 24,000 Mann Reichstruppen unterstützt, einen Kriegszug gegen Soliman, der mit 200,000 Mann in Ungarn eingefallen war. Die Türken zogen sich, nachdem sie bei dem schlecht befestigten Ort Güns einen tapferen Widerstand

erfahren hatten, unverrichteter Sache wieder zurück. Der Kaiser begab sich darauf nach Italien, und hier versprach ihm der Papst bei einer Zusammenkunft in Bologna, daß binnen Jahresfrist ein Concilium gehalten werden solle. Gegen mehrere Artikel in den vom Papste aufgestellten Grundlagen erhoben aber die protestantischen Theologen im Namen der Fürsten Widerspruch, und deshalb hielt sich der Papst seines Versprechens erledigt.

Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg.

In Deutschland geriethen die Protestanten nach dem nürnberger Frieden mit dem Reichskammergericht in Streit, weil dieses die gegen die Protestanten anhängig gemachten Processe nicht einstellen wollte. Der Sache des Protestantismus leistete der Landgraf von Hessen einen ungemeinen Vorschub durch Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg. Dieser, ein sehr verschwenderischer und leidenschaftlicher Fürst, welcher sogar seine Gemahlin gemißhandelt hatte, war von dem schwäbischen Bunde aus seinem Lande vertrieben worden, als er 1519 eine Stadt dieses Bundes, die alte Reichsstadt Reutlingen, überfallen und zu einer würtembergischen Landstadt gemacht hatte. Das Herzogthum, auf welchem schwere Schulden hafteten, hatte der Bund für eine mäßige Summe dem Kaiser Karl V. und dieser mit den östreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand überlassen. Der abgesetzte Herzog irrte umher und suchte Hülfe für seine Wiedereinsetzung zu gewinnen. Als sich 1533 der schwäbische Bund auflöste, übernahm es der Landgraf, Ulrich wieder einzusetzen. Er erhielt Hülfsgelder vom König Franz von Frankreich, brachte gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf und rückte rasch in Würtemberg ein. Der kaiserliche Statthalter wurde am 13. Mai 1534 bei Lauffen geschlagen und Ulrich wieder eingesetzt. Er gewann die Liebe seiner Unterthanen wieder und die Reformation wurde im Lande eingeführt. In einem zu Kadan in Böhmen geschlossenen Vertrag trat Ferdinand das Herzogthum wieder an Ulrich ab. Zugleich erkannte Johann Friedrich von Sachsen Ferdinanden als römischen König an, und dieser versprach im Namen des Kaisers, daß das Kammergericht sich des rechtlichen Verfahrens in Religionssachen gegen die Theilnehmer des nürnberger Friedens enthalten sollte.

Die Wiedertäufer in Münster.

In Münster, in Westphalen, hatte sich seit dem Bauernkriege ein unruhiger Geist unter den Bürgern erhalten, und es war zu einem Streit der Bürger mit dem Bischof und dem Domkapitel gekommen. Bald nachher begann ein Prediger, Namens Rottmann, die Grundsätze der Reformation in Münster zu verbreiten; das Domkapitel mit seinen Anhängern verließ die Stadt und in den Kirchen wurde der neue Gottesdienst eingeführt. Der Bischof schloß 1533 einen Vergleich mit den Bürgern, er gestattete in den sechs Pfarrkirchen die evangelische Predigt während die Domkirche dem Kapitel verblieb, und kehrte mit dem Domkapitel wieder in die Stadt zurück. Da brachen neue und weit größere Unruhen aus. Die Wiedertäufer hatten sich nach ihrer Unterdrückung in Sachsen nach den Niederlanden begeben. Von da kamen einzelne nach Westphalen und auch nach Münster. Unter diesen Schwärmern traten besonders Johann Bockhold, ein Schneider von

Leyden, und Johann Matthiesen, ein Bäcker von Harlem, hervor. Als sie durch ihre Weissagungen das Volk aufregten, wurden sie aus der Stadt gewiesen. Allein sie kehrten zurück, verstärkten durch ihre schwärmerischen Reden ihre Partei und brachten auch den Prediger Rottmann auf ihre Seite. Der Pöbel wurde durch ihre Reden und Prophezeihungen von Schwärmerei hingerissen und ließ sich taufen; viele thaten das aus Furcht, um nicht gemißhandelt zu werden. Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt so mit schwärmerischem Gesindel angefüllt, daß die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte wählten, die abscheulichsten Gräuel und Frevel begingen und mehrere Tausende der Bewohner, welche sich nicht taufen lassen wollten, im hülflosesten Zustande unter Wuthgeschrei und Prügeln aus der Stadt trieben. Der Bischof, die Domherrn und viele Wohlhabenden hatten bereits die Stadt verlassen. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein jeder solle sein Gold und Silber ausliefern, auch kein Buch, als die Bibel, behalten. Jede Widerrede wurde mit dem Tode bestraft. Als sich der Bischof mit einem Heere vor der Stadt lagerte, ward Matthiesen, der sich rühmte, den Feind allein besiegen zu können, und mit seiner Pike aus der Stadt zog, getödtet, und nun trat Bockhold an die Spitze der unsinnigen Rotte. Er verkündigte, es sei ihm von Gott befohlen, Matthiesen's Wittwe (eine schöne Frau) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Ein anderer Prophet gab vor, es sei der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann Bockhold den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl David's wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet und das Reich den Frommen in die Hände gegeben werden. Bockhold übernahm nun selbst mit einigen Räthen das Richteramt und stolzirte in königlichem Schmuck und mit einem großen Gefolge einher. Er führte die Vielweiberei ein und nahm selbst vierzehn Frauen. Auch sandte er acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte seinem Scepter zu unterwerfen. Diese Abgesandten wurden aber bis auf einen als Aufruhrstifter getödtet.

Der Zug Philipps von Hessen gegen Würtemberg hatte bisher die deutschen Fürsten an der Unterstützung des Bischofs von Münster verhindert. Nach dem Vertrage zu Kadan sandten Philipp, Johann Friedrich von Sachsen und Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ihre Schaaren dem Bischof zu Hülfe. Der Hunger in der Stadt erreichte den höchsten Grad, und Bockhold verdoppelte den Schrecken, um sein Ansehen zu behaupten. Da entflohen zwei Bürger aus der Stadt und zeigten den Belagerern eine Stelle, wo der Wall leicht erstiegen werden konnte. In der Nacht nach dem 24. Juni 1535 drangen einige hundert Mann in die Stadt ein und öffneten den anderen ein Thor. Eine Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten preisgegeben, dann in mehreren Städten zur Schau herumgeführt und endlich am 23. Januar 1536 zu Münster grausam hingerichtet. Die Stadt Münster verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf.

Karl's V. Zug nach Tunis.

Im Jahre 1535 unternahm der Kaiser einen **Zug gegen Tunis**. Schon lange waren die Häfen von Nordafrika Schlupfwinkel für Korsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten, aber seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurden diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und geschickte Leitung immer furchtbarer. Es geschah dieses durch zwei Brüder **Horuk** und **Chaireddin Barbarossa** aus Lesbos. Horuk fand bei dem Könige von Algier gute Aufnahme, ließ diesen aber heimlich ermorden und bemächtigte sich des Thrones (1516). Als Horuk im Kampfe gefallen war (1518), bemächtigte sich Chaireddin der Herrschaft von Algier und begab sich, um sich zu behaupten, unter den Schutz des türkischen Großherrn. Er verbreitete seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis Tunis, eroberte mit einer türkischen Flotte auch Tunis und vertrieb den Herrscher von Tunis **Mulei Hassan**. Dieser rief die Hülfe des Kaisers Karl an. Von Cagliari auf Sardinien ging im Juli 1535 eine Macht von 30,000 Mann auf 500 Schiffen unter Segel. Die Flotte befehligte **Andreas Doria**, welcher zur See den Chaireddin bereits glücklich bekämpft hatte. Die Räuber vertheidigten sich, als Karl gelandet war, Wochen lang hartnäckig, bis endlich die in der Citadelle von Tunis eingeschlossenen Christensklaven eine augenblickliche Entfernung Chaireddin's benutzten und sich derselben bemächtigten. Chaireddin entfloh, Karl aber erstürmte die Stadt. Tunis wurde zwei Tage lang grausam geplündert; 30,000 Einwohner fanden den Tod und 10,000 wurden in die Sklaverei geschleppt. Mulei Hassan wurde wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber er mußte einen jährlichen Tribut versprechen und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Schon im August schiffte sich der Kaiser wieder nach Europa ein.

Dritter Krieg zwischen Karl V. und Franz I. 1536—1538. Karls Unternehmung gegen Algier. Vierter Krieg zwischen Karl und Franz 1542—1544.

Der König Franz I. suchte seine frühere Stellung in Italien wieder zu gewinnen. Als der Herzog Franz Sforza von Mailand 1535 gestorben war und Karl V. Mailand als ein eröffnetes Lehen in Besitz nehmen ließ, begehrte Franz I. nicht nur vom Kaiser für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, die Belehnung, sondern vertrieb auch den Herzog von Savoien, den Schwager des Kaisers, aus dessen Lande. Franz wollte für den Verlust von Mailand und Genua ein politisch-militärisches Gegengewicht an sich bringen oder wenigstens bei dem engen Verhältniß, in welchem das Haus Savoien zu dem Kaiser stand, nicht von dieser Seite gefährdet sein. Karl unternahm 1536 einen Einfall in die Provence, sein Heer kam aber durch Mangel und Krankheiten in die mißlichste Lage und wurde zum Rückzug genöthigt. Franz I. schloß ein Bündniß mit Soliman und dieser sandte 1537 mit siebzig Galeeren Chaireddin Barbarossa, welcher in der Nähe von Otranto landete. Franz I. fiel mit einem Heere in Artois ein. Durch Vermittelung des Papstes Paul III. wurde 1538 zu **Nizza** ein **zehnjähriger Waffenstillstand** geschlossen.

Durch die Eroberung von Tunis gereizt und durch Franz I. ermuntert fiel Soliman 1537 in Ungarn ein, während Chaireddin Apulien verheerte. Da Chaireddin's Raubzüge von Jahr zu Jahr schlimmer wurden und dem spanischen und italienischen Handel großen Schaden zufügten und Chaireddin sogar Gibraltar überfiel, so beschloß Karl einen

Zug nach Algier, dessen Herr Chaireddin noch geblieben war. Im Herbste 1541 schiffte sich Karl mit einem auserlesenen Heere auf den balearischen Inseln ein, obgleich Andreas Doria ihn wegen der Herbststürme warnte. Am 20. Oktober erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen ans Land. Aber ehe ihr Geschütz, die Zelte und der übrige Kriegsbedarf ans Land geschafft werden konnten, erhob sich ein furchtbarer Sturm, begleitet von dem schauerlichsten Platzregen; 15 Kriegsschiffe und 140 Lastschiffe mit 8000 Menschen sanken in den Abgrund des Meeres. Der Rest der Flotte konnte erst in bedeutender Entfernung von dem Landungsplatze sichern Ankergrund finden, und das Heer gelangte, unablässig von den Feinden verfolgt, in einem Zustande gänzlicher Auflösung an den Ankerplatz der Flotte. Karl mußte es für Gewinn halten, die traurigen Ueberreste wieder einschiffen zu können.

Als Johann Zapolya 1540 starb, suchte sich Ferdinand in den Besitz von Ungarn zu setzen. Allein Soliman erklärte, den kurz vor Zapolya's Tode gebornen Sohn desselben schützen zu wollen, drang in Ungarn ein und nahm Ofen. Mit Mühe erlangte Ferdinand auf dem Reichstage zu Speier 1542 eine geringe Hülfe gegen die Türken.

Franz I. hielt Karl's Macht durch den vor Algier erlittenen Verlust für so geschwächt, daß er beschloß, noch einmal den Krieg zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit Soliman und machte große Rüstungen. Zum Vorwande, den Waffenstillstand von Nizza zu brechen, diente ihm die Ermordung zweier Gesandten, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische schleichen wollten, der eine nach Venedig, der andere nach Constantinopel. Der Statthalter von Mailand befahl, ihnen ihre Papiere zu nehmen, und da sie sich zur Wehre setzten, wurden sie im Handgemenge getödtet (1541). Franz klagte laut über Verletzung des Völkerrechts und begann seinen vierten Krieg gegen den Kaiser (1542—1544). Im Frühjahr 1542 eröffnete Franz die Feindseligkeiten; fünf Heere griffen den Kaiser auf verschiedenen Punkten an. Eine türkische Flotte unter Barbarossa plünderte 1543 die neapolitanischen Küsten und eroberte in Gemeinschaft mit den Franzosen Nizza. Dagegen verband sich Heinrich VIII. mit dem Kaiser. Der Herzog Wilhelm von Cleve, welcher mit dem Kaiser wegen der Erbschaft von Geldern in Streit war und sich mit dem Könige von Frankreich verbunden hatte, wurde von Karl zur Unterwerfung gebracht. Auf dem Reichstage zu Speier (1544) wurde den Protestanten die Verlängerung des Friedestandes bis zur Vergleichung über die Religion gewährt und dagegen dem Kaiser ein Heer gegen die Franzosen und Türken bewilligt. In der Schlacht bei Cerisolles in Italien (1544) wurde das kaiserliche Heer gänzlich geschlagen. Aber in der Champagne drang Karl auf der Straße nach Paris vor; Heinrich VIII. zog von Norden her in derselben Richtung; Paris erwartete, bald den Feind vor seinen Thoren zu sehen. Da machte Franz I. Friedensvorschläge, und zu Crespy wurde im September 1544 der Friede geschlossen. Franz I. gab Savoien zurück und verzichtete auf Neapel, Karl auf Burgund. Der zweite Sohn von Franz, der Herzog von Orlans, sollte sich mit einer Tochter des Kaisers oder des Königs Ferdinand vermählen und Mailand oder die Niederlande erhalten. Der Tod des Herzogs von Orleans (1545) hinderte die Ausführung dieser Bestimmung.

Der glänzende Erfolg, den der würtembergische Zug gehabt hatte, gab den deutschen Protestanten eine siegreiche Haltung, und ihre Lehre breitete sich immer mehr aus. Der schmalkaldische Bund wurde 1535 erneuert und die Herzöge von Pommern und Würtemberg und andere indeß zur lutherischen Kirche übergetretene Stände in denselben aufgenommen. Um den Fortschritten der Reformation ein Gegengewicht zu geben, stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein eifriger Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Bund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher, Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung sein sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten angegriffen würde. Da aber der König Ferdinand der Hülfe des Reiches gegen die Türken bedurfte, so wurde 1539 ein Friede auf funfzehn Monate geschlossen, welcher beiden Theilen die Erweiterung ihres Bundes untersagte. Doch wurde die Reformation in Braunschweig, Hamburg und Lübeck, im Herzogthum Sachsen nach dem Tode des Herzogs Georg, in Brandenburg nach dem Tode des Kurfürsten Joachim I. eingeführt. Der Kurfürst Albrecht von Mainz konnte die Reformation in seinen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt nicht verhindern, und der Kurfürst von Köln dachte auf eine Kirchenreformation im Sinne der neuen Lehre. Der Kaiser hoffte immer noch eine Beseitigung der Spaltung der Kirche. Es wurden Religionsgespräche zu Leipzig, zu Speier, zu Hagenau, zu Worms und zu Regensburg während des Reichstages (1541) gehalten. Da aber keine Vereinigung erreicht wurde, so gewährte der Kaiser den Religionsfrieden bis zu dem allgemeinen Concile. Wachsende Spannung in Deutschland.

Unter den deutschen katholischen Fürsten war damals keiner, der die evangelische Religion mit mehr Haß und Erbitterung verfolgte, als Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Als dieser die Städte Braunschweig und Goslar, beide Glieder des schmalkaldischen Bundes, hart bedrängte, rüstete der schmalkaldische Bund ein Heer und trieb den Herzog aus dem Lande. Die protestantischen Fürsten behielten das Land in Besitz und richteten den Gottesdienst nach lutherischer Weise ein (1542). Als später der Herzog Heinrich mit französischen Hülfsgeldern ein Heer warb und in sein Land zurückkehrte, wurde er von dem Landgraf Philipp von Hessen 1545 bei Nordheim, geschlagen, gefangen genommen und auf die Festung Ziegenhain gebracht.

Am 13. December 1545 wurde vom Papst Paul III. das viel verheißene Concil zu Trient eröffnet. Die Protestanten verweigerten aber dessen Beschickung und verlangten ein Concilium deutscher Nation. Auch fanden sich die schmalkaldischen Bundesgenossen nicht auf dem Reichstage ein, welchen der Kaiser 1546 nach Regensburg berufen hatte. In dieser doppelten Weigerung sah Karl V. eine Auflehnung gegen seinen kaiserlichen Willen. Die Vereinigung der Protestanten zu trennen und durch ein gehorsames Deutschland seine Macht zu vergrößern, mußte ihm um so mehr eine nöthige Aufgabe erscheinen, da er mit Frankreich und der Pforte jetzt Frieden geschlossen hatte und seine gesammten Streitkräfte gegen die Protestanten wenden konnte. Mit dem Papst ging der Kaiser ein Bündniß ein und versprach, die Protestanten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zurückzubringen. Dagegen versprach der Papst, den Kaiser mit Truppen und Geld zu unterstützen. Dem Kaiser war es darum zu thun, das kaiserliche Ansehen im Reiche,

nicht aber das Pfaffenthum um jeden Preis wiederherzustellen; er wollte das monarchische Princip der kaiserlichen Regierung gegen das anarchische der Fürsten und der Städte aufrecht erhalten. Um den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten. Dagegen machte der Papst sein Bündniß mit dem Kaiser bekannt und erließ eine Bulle, in welcher er allen den reichsten Ablaß versprach, die den Krieg zur Ausrottung der verstockten Ketzer durch Gebete, Fasten und Almosen unterstützen würden.

Luthers Tod. Noch ehe der Krieg ausbrach, war Luther von dem irdischen Schauplatz geschieden. Luther war in der ganzen Zeit nie müssig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die 22 Folianten seiner Schriften bezeugen seinen außerordentlichen Fleiß, und außerdem verwandte er nicht nur viele Zeit auf Predigen, akademische Vorträge und Reisen, sondern war auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt. Bei allen seinen Leiden behielt er stets die vollkommenste Fassung. Aus seinem großen Vertrauen auf Gott floß die heitere Laune, durch welche der viel geplagte Mann alles um sich her erheiterte. Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer mäßigen Mahlzeit, bei denen seine Freunde seinen Witz nicht genug bewundern konnten, erheiterte oft die Musik sein Herz. Zu politisch-religiösen Verhandlungen und zu Religionsgesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil sie von Melanchthon's sanftem Sinne mehr erwarteten. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo, nach seinem Ausdruck, die Bindaxt nöthig war. Luther starb am 18. Februar 1546 zu Eisleben, wohin er sich begeben hatte, um eine Streitigkeit zwischen den Grafen von Mansfeld zu schlichten. Er wurde am 22. Februar in der Schloßkirche zu Wittenberg feierlich beigesetzt. Er hinterließ eine Wittwe und drei Söhne.

Der schmalkaldische Krieg. Indem der Kaiser den drohenden Krieg nicht als einen religiösen, sondern als einen politischen darstellte, gelang es ihm sogar einige protestantische Fürsten für sich zu gewinnen, den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Baireuth.

Der Herzog Moritz von Sachsen, albertinischer Linie, war 1541, als ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt und hatte, ohne jedoch dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, den lutherischen Glauben in seinem Lande befördert. Er besaß einen feinen Verstand, große Geistesgegenwart und einen feurigen Ehrgeiz. Bald nach dem Antritt der Regierung war Moritz mit seinem Vetter, dem Kurfürst Johann Friedrich, wegen des Städtchens Wurzen in Streit gerathen, dieser aber gütlich beigelegt worden. Moritz hatte sich in dem Kriege gegen die Türken (1542) und gegen Frankreich (1544) ausgezeichnet und galt für einen Liebling des Kaisers. Er schloß mit diesem ein geheimes Bündniß, als dieser wider die schmalkaldischen Genossen rüstete. Der Kaiser übertrug ihm das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifte bei der alten Religion bleiben sollten. Es

scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß Moritz zu diesem Verständniß durch die Aussicht verlockt wurde, durch Theilnahme am Kriege sein Land auf Kosten seines Vetters zu vergrößern. Arglos vertraute ihm der Kurfürst Johann Friedrich, als er gegen den Kaiser an die Donau zog, die Beschützung seines Landes.

Auf dem Reichstage zu Regensburg ließ der Kaiser den Protestanten, als sie nach dem Zweck seiner Rüstungen frugen, erwiedern: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten, ohne Abschied zu nehmen, die Fürsten rüsteten sich in größter Eile, und die lutherischen Prediger forderten von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

Der Kaiser war noch in Regensburg und hatte nur ohngefähr 700 Reiter und 8000 Deutsche und Spanier an sich gezogen, als die Protestanten bereits von allen Seiten her ihre Truppen in Bewegung setzten. Die Kriegsmacht der oberländischen Städte war Sebastian Schärtlin, einem entschlossenen und umsichtigen Führer, anvertraut. Schärtlin sah, daß es darauf ankomme, die Vereinigung des Kaisers mit frischen Truppen zu verhindern und dann diesen selbst anzugreifen. Er wollte zuerst einige tausend Mann überfallen, welche der Kaiser in Schwaben hatte werben lassen; aber diese entkamen in's Baierische, und die Bundesräthe zu Ulm verboten, im Gebiete der Herzöge von Baiern Feindseligkeiten auszuüben. Darauf wollte Schärtlin den Zug der päpstlichen Truppen verhindern, drang in Tyrol ein und übertrumpelte die ehrenberger Klause, ein festes Schloß, welches den ganzen Paß beherrschte. Aber ein Bote brachte ihm den Befehl, er solle sich schleunigst aus Tyrol zurückziehen, um den König Ferdinand nicht zu reizen, mit dem man nicht im Kriege sei. Schärtlin zog sich zurück und vereinigte sich mit den würtembergischen Schaaren unter Hans von Heydeck. Schärtlin machte nun den Vorschlag, den Kaiser in Regensburg zu überfallen, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könnte. Aber auch dies ward verworfen.

Unterdessen hatten der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Schreiben an den Kaiser und ein öffentliches Manifest erlassen, in denen sie ihre Maßregeln rechtfertigten. Karl beantwortete beide Schriften, indem er beide Fürsten in die Acht erklärte. Nachdem diese sich bei Donauwerth mit Schärtlin vereinigt hatten, waren sie 60 bis 70,000 Mann stark. Karl zog deshalb nach Landshut, um sich dort zu verschanzen. Anstatt den Kaiser anzugreifen, schickten die protestantischen Fürsten diesem abermals einen Fehdebrief. Indem sie unthätig bei Donauwerth lagen, vereinigten sich 18,000 Mann spanischer und italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser nahm nun seine frühere Stellung bei Regensburg wieder ein und zog dann die Donau hinauf nach Ingolstadt. Die Evangelischen zogen ihm nach, und es kam endlich auf Schärtlin's Andringen zu einer Beschießung des kaiserlichen Lagers, aber es unterblieb der erwartete Angriff. Der Kaiser verstärkte sich durch neue Truppen aus den Niederlanden bis auf 50,000 Mann und bedrohte die schwäbischen Reichsstädte. Die Evangelischen zogen

ihm immer nach, versäumten aber mehrere gute Gelegenheiten, ihn anzugreifen und geriethen unter einander in immer größere Uneinigkeit. Unterdeß kam der Winter heran, die Soldaten wurden mißmuthig und begannen zu entlaufen. Die schwäbischen Bundesstädte waren aufgebracht, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag und die Fürsten nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, dessen Heer durch Mangel, Seuchen und Kälte nicht weniger litt, als das der Verbündeten, hatte noch die Freude, daß diese ihn um Frieden baten. Er ließ ihnen erwiedern: er wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten ihm auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen die evangelischen Fürsten, den Kriegsschauplatz zu verlassen, und zogen sich in ihre Länder zurück. Auf diesen Entschluß wirkte auch die Nachricht ein, daß der Herzog Moritz im Auftrag des Kaisers die Acht an dem Kurfürsten vollzogen und dessen Land besetzt habe.

Die süddeutschen evangelischen Städte mußten ihre Theilnahme an dem Kriege hart büßen; Augsburg, Ulm, Frankfurt und viele andere Städte mußten dem Kaiser sehr bedeutende Summen bezahlen, einen Theil ihrer Geschütze ausliefern und kaiserliche Besatzungen aufnehmen. Der Herzog Ulrich von Württemberg mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden zahlen und ihm drei Festungen einräumen. Der Kurfürst Hermann von Köln, welchen der Papst für abgesetzt erklärt hatte und dem jetzt der Kaiser eine Commission in's Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, gab sein Erzstift auf und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger schaffte alle eingeführten Religions-Neuerungen ab.

Der Kurfürst von Sachsen eroberte nicht nur sein Land wieder, sondern besetzte auch bis auf Dresden, Leipzig und Pirna das Land des Herzogs Moritz. Denn diesem vermochte der König Ferdinand den versprochenen Beistand nicht zu leisten, da sich in Böhmen utraquistische Bewegungen zeigten und von den böhmischen Ständen die Kriegshülfe gegen Johann Friedrich verweigert wurde. Der Kaiser hatte sich in Ulm von den Mühseligkeiten des Winterfeldzuges erholt und brach im Anfange des Jahres 1547 nach Nürnberg auf. Er wünschte den Krieg bald zu endigen und zog deshalb in größter Stille und Eile nach Eger, wo auch Ferdinand und Moritz zu ihm kamen. Von hier rückte er in Eilmärschen an die Elbe, in die Nähe von Meißen. Der Kurfürst ließ die Brücke bei Meißen abbrechen und zog auf dem rechten Ufer der Elbe nach dem Städtchen Mühlberg; der Kaiser folgte ihm, bis er Mühlberg schräg gegenüber stand. Ein junger Bauer, welchem die Kurfürstlichen zwei Pferde mitgenommen hatten, wies den Kaiserlichen eine Furt, und der Uebergang gelang. Es war ein Sonntag, und der Kurfürst, welcher das kaiserliche Heer nicht so nahe glaubte, wohnte dem Gottesdienst bei. Nach demselben suchte er mit seinem Heere so schnell als möglich Wittenberg zu erreichen. Aber drei Stunden von dem Uebergangsorte, auf der lochauer Heide, zwang ihn das feindliche Heer zur Schlacht. Der Kurfürst wurde besiegt und selbst verwundet und gefangen (24. April 1547). Nach einer Rast von zwei Tagen zog der Kaiser nach Torgau, welches sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Die Stadt war so fest, daß eine Belagerung die größten

Schwierigkeiten darbot. Daher ließ der Kaiser den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich sich weigerte, wurde er von einem Gericht, an dessen Spitze der Herzog Alba stand, zum Tode verurtheilt. Es kam jedoch am 19. Mai die wittenberger Capitulation zu Stande: Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde verzichten und sollte des Kaisers Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder und die Kurwürde sollten dem Herzog Moritz überlassen werden; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von 50,000 meißnischen Gulden lassen und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging die Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie über.

Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das Geschick seines unglücklichen Bundesgenossen. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als einen leidlichen Vertrag mit dem Kaiser. Einen solchen suchte er durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg und den Kurfürsten Moritz, seinen Schwiegersohn, zu erhalten. Der Kaiser ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser 150,000 Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhain schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Die Vermittler fügten noch das Versprechen hinzu, daß der Landgraf weiter weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle, und versprachen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart die Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch zur Annahme derselben. Zu Halle fand am 19. Juni die Unterwerfung statt. Während der Landgraf vor dem Throne des Kaisers kniete, las sein Kanzler, der hinter ihm kniete, die Abbitte ab. Während des Vorlesens soll der Landgraf höhnisch gelächelt und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner niederländischen Mundart gesagt haben: „Wart ick will dir lachen lehren.“ Nachdem der Landgraf bei dem Herzog Alba zu Abend gegessen hatte, wurde er verhaftet. Auf die Vorstellungen der beiden Kurfürsten Moritz und Joachim entgegnete der Kaiser, er habe nur versprochen, den Landgrafen nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen. Es ist ungewiß, ob die beiden Kurfürsten den Willen des Kaisers vorher nicht genau erforscht haben, oder von den Räthen des Kaisers vorsätzlich hintergangen worden sind. Die beiden Gefangenen mußten dem Kaiser folgen. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig; dagegen erfuhr der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft. Doch blieb sein Land seinen Söhnen.

Der Kaiser erwartete die Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten von der Kirchenversammlung, welche seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt. Der Papst Paul III. aber war unwillig, daß der Kaiser nach seinem Siege keine Anstalten traf, die Ueberwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, und rief Das Interim.

die dem Kaiser gestellten Hülfstruppen zurück. Als nun die päpstlichen Legaten eine im März 1547 in Trident ausbrechende ansteckende Krankheit benutzten und das Concil nach Bologna verlegten, glaubte der Kaiser, daß ihn die päpstliche Curie hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Er war bemüht, eine einstweilige Beilegung der Religionsstreitigkeiten bis zum Schlusse des Concils zu Stande zu bringen und ließ von zwei katholischen Geistlichen und dem Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola, eine Religionsvorschrift, das augsburger Interim genannt, ausarbeiten. Der Inhalt desselben lief auf eine durch Wendungen und Ausdrücke versteckte Billigung der katholischen Lehren hinaus. Als das Interim auf dem Reichstage zu Augsburg am 15. Mai 1548 verlesen worden war, übergab der Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen dagegen, und andere Fürsten, so auch der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich, verweigerten die Annahme desselben. Die Protestanten nahmen das Interim mit Verachtung und Hohn auf, und auch die Katholiken waren unzufrieden mit demselben, obgleich es der Kaiser auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen wollte. Nachdem der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg noch die Belehnung Moritzen's mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen hatte, hielt er sich fast zwei Jahre in den Niederlanden auf und ließ hier seinem Sohne Philipp, als seinem künftigen Nachfolger, huldigen. Deutschland war während des Kaisers Abwesenheit voll Bewegungen wegen des Interims. Die süddeutschen Städte, die meisten protestantischen Gebiete des Rheinlandes, Westphalens und Frankens mußten dasselbe annehmen, dagegen wurde es in Norddeutschland allgemein verworfen. Der Kurfürst Moritz ließ für Kursachsen eine neue Religionsordnung, das leipziger Interim genannt, ausarbeiten. Der Mittelpunkt des Widerstandes wider das Interim wurde die reichsfreie und reiche Stadt Magdeburg, deren Bürger die wegen ihres Eifers wider das Interim vertriebenen lutherischen Prediger aufnahmen. Von Magdeburg aus wurde eine Menge von Streitschriften wider das Interim verbreitet. Der deshalb erzürnte Kaiser hatte schon 1549 von Brüssel aus Magdeburg in die Acht erklärt und übertrug auf einem neuen Reichstag zu Augsburg 1550 dem Kurfürsten Moritz die Vollstreckung der Acht. Auf diesem Reichstage zu Augsburg bemühte sich auch der Kaiser seinem Sohn Philipp dereinst die römische Kaiserwürde zu verschaffen. Das stolze, zurückhaltende, finstere Wesen Philipps machte aber einen so widerlichen Eindruck, daß Karl die Hoffnung aufgab, seinen Plan durchzusetzen. Im Spätjahr 1551 begab sich der Kaiser von Augsburg nach Innsbruck, um der Kirchenversammlung nahe zu sein, die der Papst Julius III., der Nachfolger von Paul III., zu Trident am 31. August 1551 wieder hatte eröffnen lassen.

Moritz erzwingt den passauer Vertrag. Karl's letzter Krieg gegen Frankreich. Moritzens Tod.

Der Landgraf von Hessen war noch immer der Gefangene des Kaisers, ja er wurde nach einem Fluchtversuch fast wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen, vorzüglich kränkte sie Moritz, der seine Ehre und seine Freiheit für die seines Schwiegervaters verpfändet und wiederholt den Kaiser um dessen Freilassung gebeten hatte. Von dem Concil zu Trident befürchtete man Maßregeln gegen den

evangelischen Glauben, und durch des Kaisers Uebermacht sah Moritz des Reiches und damit seine eigene Unabhängigkeit bedroht. So entwickelte sich in Moritz der Gedanke, die Waffen, die er bisher für den Kaiser geführt hatte, jetzt gegen diesen zu brauchen. Die übernommene Belagerung Magdeburgs gab ihm Gelegenheit, Truppen unter den Waffen zu haben. Verderblich für das Reich war es, daß Moritz am 5. Oktober 1551 zu Friedewalde mit dem König Heinrich II. von Frankreich einen Vertrag schloß. In diesem gestattete er dem Könige in seinem und im Namen des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen die zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen; dagegen machte sich Heinrich anheischig, die Fürsten in ihrem Kriege zu unterstützen. Die Belagerung von Magdeburg zog Moritz absichtlich in die Länge und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, welche ihr den Worten nach völlige Unterwerfung auferlegte, der That nach einen sehr guten Frieden gewährte. Den Kaiser wußte Moritz so zu täuschen und so sicher zu machen, daß dieser die an ihn ergangenen Warnungen nicht beachtete. Zu dem Zutrauen, welches der Kaiser zu der deutschen Treue hegte, kam bei ihm und seinen Räthen auch die Vorstellung, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz rasch seine Truppen zusammen und rückte mit ihnen nach Franken vor. Hier stießen hessische Truppen zu den seinigen, und bald darauf vereinigte sich auch Albrecht von Brandenburg-Kulmbach mit ihm. Während sie eiligst nach Oberdeutschland zogen, verbreiteten sie im ganzen Reiche Manifeste, in denen sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg. Von da ging er nach Ulm. Der Kaiser war in einer schlimmen Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungarn, theils nach Italien entlassen, und an Gelde fehlte es ihm gänzlich. Auch war Heinrich II. von Frankreich in Lothringen eingefallen und hatte Toul, Verdun und Metz besetzt. Der Kaiser beauftragte seinen Bruder Ferdinand mit der Unterhandlung. Moritz und Ferdinand verabredeten zu Linz eine Zusammenkunft zu Passau am 26. Mai. Zu dieser wurden auch viele andere Reichsfürsten eingeladen. Die Zwischenzeit gedachte Moritz noch zu benutzen, um den Kaiser in Innsbruck zu überfallen. Er drang in Tyrol ein, besetzte die ehrenberger Klause und stand nur noch zwei Tagereisen von Innsbruck, als er durch eine Meuterei in seinem Heere einen Tag aufgehalten wurde. Als er am 23. Mai in Innsbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr. Dieser war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter nach Trident zu entflohen. Sein Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Uebrigen zu Pferde und zu Fuß. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Gebirgen den Weg erleuchten müssen. Johann Friedrich von Sachsen war der Haft entlassen worden. In Trident war das Concil beim Ausbruche des Krieges auseinander gegangen. Der Kaiser kam nicht dahin, sondern wandte sich unterwegs nach Villach in Kärnthen.

In Passau kam es nach mannigfachen Unterhandlungen am 2. August 1552 zu einem Vertrag. Nach demselben erhielt der Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die hallische Capitulation zu

halten und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden. Das Kammergericht sollte beiden Religionsparteien mit gleicher Gerechtigkeit dienen; auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können. Allen in den Aufstand gegen den Kaiser verflochtenen Personen sollte verziehen und denen, die wegen des schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen sein. In einem Nebenvertrage war noch hinzugefügt, daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch wenn kein Religionsvertrag zu Stande gebracht würde. Dies war es, was dem passauer Vertrag seine große Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensschlüsse von einer künftigen Vereinigung über die Religion abhängig gemacht worden waren.

Johann Friedrich kehrte mit Lukas Kranach, der seinen Fürsten in die Gefangenschaft begleitet hatte, nach Weimar zurück, wo seit fünf Jahren seine Gemahlin Sibylle Wittwengewand getragen hatte. In Jena fand er eine durch seine Söhne gestiftete, rasch aufblühende Universität. Johann Friedrich starb 1554 mit der Ergebung und dem schönen frommen Sinn, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten. Karl's sehnlichstes Verlangen war, die Franzosen wieder aus Lothringen zu vertreiben. Mit 66,000 Mann belagerte er im Herbste 1552 Metz, aber er vermochte nicht es zu erobern. In den Niederlanden wurde der Krieg gegen Frankreich fortgesetzt und endete mit dem Waffenstillstande zu Vaucelles 1556. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte den passauer Vertrag nicht anerkannt und gegen die katholischen Reichsstände den Krieg fortgesetzt. Aufgefordert von dem Kaiser vereinigten sich der Kurfürst Moritz und der Landgraf Philipp mit einigen anderen Reichsständen und besiegten Albrecht bei Sievershausen auf der lüneburger Haide (1553). Moritz wurde tödtlich verwundet und starb zwei Tage nach der Schlacht. Albrecht aber wurde nochmals geschlagen und floh nach Frankreich. Von da kehrte er später zurück und starb 1557 zu Pforzheim.

Der augsburger Religionsfriede. Karl's V. Abdankung und Tod.

Der nach dem Vertrage zu Passau innerhalb sechs Monaten auszuschreibende Reichstag wurde erst 1555 zu Augsburg gehalten. Hier erschien statt des Kaisers dessen Bruder Ferdinand und bemühte sich eifrig den Frieden herzustellen. Durch Sanftmuth und weise Festigkeit löste Ferdinand die schwere Aufgabe, und der Religionsfriede zu Augsburg wurde geschlossen. Den Bekennern der augsburgischen Confession (die Reformirten wurden nicht erwähnt) wurde völlig gleiche und ungestörte Freiheit mit den Katholiken zugestanden, doch das Recht zu reformiren nur den Reichsständen gewährt. Jede Regierung, welche nur eine Religion dulden wolle, solle den Anhängern der andern erlauben, ohne Abzugsgelder und ohne irgend eine Schmälerung auszuwandern. Im Reichskammergericht sollten sowohl Protestanten als Katholiken sitzen. Klöster und Stifte, welche bereits vor dem Vertrage von Passau eingezogen wären, sollten säcularisirt bleiben. Ein heftiger Streit entstand, als die Protestanten verlangten, es solle mit ausdrücklichen Worten auch den geistlichen Ständen dasselbe Recht des Religionswechsels zugestanden werden, welches den weltlichen Ständen eingeräumt worden war. Es wurde der geistliche Vorbehalt in das Friedens-

instrument mit aufgenommen, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände über denselben nicht hätten vereinigen können. Dieser sogenannte geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) lautete: daß, wo ein Erzbischof, Bischof und Prälat oder ein anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum oder andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, seiner Ehre unnachtheilig, verlassen solle.

Vergeblich hatte sich Karl V. bemüht, die deutschen Fürsten zur Wahl seines Sohnes Philipp, seinen Bruder Ferdinand zum Zurücktreten zu dessen Gunsten zu bewegen. Vergeblich hatte er gestrebt, die Trennung in der Kirche zu verhindern, die kaiserliche Macht in Deutschland unumschränkter zu machen und durch Schwächung Frankreichs die Uebermacht des habsburgischen Hauses in Europa zu sichern. Karl V. litt in den letzten Jahren seines Lebens am Podogra und an einer tiefen Melancholie, welche oft kurze Zeit hindurch ein Irresein erzeugte und vielleicht ein trauriges Erbtheil seiner unglücklichen Mutter war. Es bekümmerte Karl V., daß während körperliche Schwäche ihn aufs Lager warf, in Heinrich II. ein jugendlich-kräftiger Nebenbuhler ihm entgegentrat. Karl hatte sich keine Ruhe im Leben gegönnt, hatte unablässig gerungen; jetzt schlugen die verwickelten Geschäfte über ihn zusammen, und er fühlte, daß das ihm gesetzte Lebensziel die Vollendung derselben nicht gestatte. Da faßte ihn ein trübes Sinnen; Schwermuth umnachtete das Leben seines Geistes. Er glaubte die Stimme seiner ihn rufenden Mutter zu hören, wenn er in einem einsamen Gemach Trost im Gebet suchte. Nur in der tiefsten Abgeschiedenheit von der Welt meinte er die verlorene Ruhe wieder finden zu können. So lange hatte er für seine Völker und für glühenden Ehrgeiz gelebt; jetzt fühlte er das Bedürfniß, seinem Gott zu leben, sich selbst anzugehören. Dazu kam vielleicht noch ein anderer Grund. Karl kannte die im Finstern brütende Ehrsucht seines Sohnes Philipp. Vielleicht wollte er seinem Sohn durch seine Abdankung ein großes Verbrechen ersparen.

Schon 1554 hatte er seinem Sohne Philipp die italienischen Besitzungen abgetreten; am 25. Oktober 1555 übergab er ihm zu Brüssel die Niederlande; im Januar 1556 geschah zu Brüssel die Abtretung von Spanien und am 7. September desselben Jahres empfingen die deutschen Stände zu Frankfurt den Verzicht auf die Kaiserkrone. Neben dem Hieronymitenkloster St. Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, hatte er sich ein Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage. Von wenigen Freunden umgeben pflegte er die Blumen im Garten, sang mit büßenden Mönchen, beschäftigte sich mit allerlei künstlichen und mechanischen Zusammensetzungen und las in den Schriften der Kirchenväter, am liebsten in denen des Augustinus. Sein Geist wurde immer ernster, nur nach dem Jenseits richtete sich sein Blick. Er kam in dieser düsteren Stimmung auf den Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüste aufrichten und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der

heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt hervorrufen mußte, erlag sein siecher Körper. Karl V. starb am 21. September 1558.

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann mit blondem Haar und blauen Augen. Er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen und hatte seinen Körper zur Ertragung von Beschwerden abgehärtet. In seinem Gesicht spiegelte sich selten der Frohsinn ab, dagegen verriethen seine Züge angestrengtes, scharfes Denken. Aber freundlich verkehrte er mit den Fürsten, herablassend und leutselig mit den Edlen. Groß war Karl's Mäßigkeit, noch größer seine Thätigkeit. Fremde Gesandten hörte er selbst, und von den wichtigsten Angelegenheiten waren selbst seine vertrautesten Räthe nicht immer unterrichtet. Anfangs überließ er seinen Feldherrn die Führung der Heere; dann stellte er sich selbst an die Spitze derselben. Langsam in seinen Berathungen ermaß er mit scharfem Auge die Zukunft. Auch die kleinsten Umstände pflegte er zu berücksichtigen. War er zur Klarheit in seinen Ansichten gelangt, so vermochte nichts seinen Willen zu erschüttern bis das Ziel erreicht war. Karl haßte die Schmeichler, sah gern Künstler und Gelehrte um sich und belohnte seine Kriegsobersten reichlich. Die Menschen durchschaute er bis in die geheimsten Falten ihres Geistes; daher die kluge Wahl seiner Räthe, Gesandten, Feldherrn und Statthalter. Zwischen den Unterthanen seiner vielen Reiche machte Karl keinen Unterschied. Er hielt es für seine Pflicht, dem beunruhigten und gespalteten Deutschland Friede und Einigkeit, und der gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehen zu geben. Gegen die Religion war er keineswegs gleichgültig, aber der frische und kühne Glaubenseifer, der in seiner Zeit die Gemüther ergriff, war ihm fremd. Er war nicht geneigt, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit welcher sich der römische Hof gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen.

---

4) Die Angelegenheiten der christlichen Kirche. Die deutsche Geschichte von Karl V. bis Rudolf II.

Die Jesuiten.

Zu der Zeit, als Karl V. aus dem Leben schied, hatte sich der Protestantismus nicht nur über Deutschland, die Schweiz und Preußen verbreitet, sondern er war auch in den scandinavischen Reichen zur Herrschaft gelangt, hatte sich in England, wenn auch für kurze Zeit durch Verfolgungen zurückgedrängt, bald wieder siegreich erhoben, war in die Niederlande, in Polen und Ungarn eingedrungen und hatte in Frankreich Wurzel gefaßt. Geräuschloser, aber darum nicht unbedeutend trat die Reformation in Italien, Spanien und Portugal auf, wurde aber in diesen Ländern durch die Wirksamkeit der Jesuiten und die Inquisition

wieder unterdrückt. Die römische Kirche sah sich in allen Landen bedroht und setzte zu ihrer Erhaltung und zur Bekämpfung des mächtigen Feindes alle ihre Kräfte und Waffen in Bewegung. Die Reformation zeigte ihre Wirkung auch in den katholischen Ländern, wo sich überall das Verhältniß der fürstlichen und der päpstlichen Gewalt änderte. Das Papstthum konnte sich nicht mehr auf die katholischen Fürsten, auch nicht auf die Mönchsorden verlassen. Das hatten schon viele hochstehende Männer in Italien gefühlt und durch Erneuerung alter und die Gründung neuer Mönchsorden zu helfen gesucht. Doch reichten alle diese Versuche nicht hin, das tief erschütterte Papstthum zu stützen. Dasselbe fand aber jetzt eine zuverlässige Stütze in dem von dem Spanier Ignaz Loyola gestifteten Jesuitenorden.

Ignaz von Loyola (wahrscheinlich 1491 geboren) war der Sohn eines Edelmannes in der spanischen Provinz Guipuzcoa. Er war zuerst Edelknabe am Hofe Ferdinand's und Isabellens und zeichnete sich 1521 bei der tapferen Vertheidigung von Pampelona aus. Er wurde bei dieser Gelegenheit an beiden Beinen so verwundet, daß er trotz der schmerzhaftesten Operationen zu fernerem Kriegsdienst untauglich wurde und, angeregt durch Heiligenlegenden, die er während seiner Krankheit mit glühender Hingebung las, sich der geistlichen Ritterschaft zu widmen beschloß. Er hing Schwert und Dolch in einer Kirche auf, vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick und zog bettelnd von Dorf zu Dorf. In diesem Zustande geistiger Aufregung glaubte er die seltsamsten Erscheinungen zu sehen, deren er sich als göttlicher Offenbarungen rühmte. Durch übertriebene Strenge gegen sich selbst steigerte er diese Schwärmerei immer mehr. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je ähnlicher sein Aeußeres einem Abgeschiedenen wurde, desto heiliger kam er sich vor. Zu Barcelona schiffte er sich 1523 nach Italien ein und von da begab er sich nach Palästina. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten wegen ihrer gottlosen Reden, mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, als er Jerusalem erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Als er aber dem Provincial der Franziskaner seinen Vorsatz eröffnete, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, schien diesem Loyola's schwärmerischer, durch keine theologische Bildung geläuterter Eifer so bedenklich, daß er ihn zur Rückkehr nach Spanien nöthigte.

In Barcelona begann Loyola 1524 die Erlernung der lateinischen Grammatik und ging nach zwei Jahren auf die Universität Alcala. Als er den Kindern auf der Gasse den christlichen Glauben erklärte und durch phantastische Lehren der Inquisition Anstoß gab, gerieth er in eine Untersuchung und wurde nur unter der Bedingung seiner Haft entlassen, daß er sich alles Unterrichts in der Religion enthalte, bis er vier Jahre Theologie studirt haben würde. Er begab sich nun auf die Universität Salamanca und 1528 nach Paris, wo er 1534 die philosophische Magisterwürde erlangte. In Paris reifte auch sein lange gehegter Plan, eine geistliche Gesellschaft zu gründen. War ihm auch

sein Vorhaben noch nicht klar, so warb er doch im voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadillo und Simon Rodriguez, und ein Savoiarde Peter Le Fevre. In einem unterirdischen Gewölbe der Frauenkirche auf dem Montmartre bei Paris ließ sie Loyola am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen und mit ihm nach Palästina zu reisen, wenn sie aber dahin nicht kommen oder dort nicht bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papst zu Füßen zu werfen und ihn zu bitten, daß er nach seinem Gefallen über sie verfüge. In Paris suchte Loyola auch dadurch sich Geltung zu verschaffen, daß er als unberufener Scherge der Ketzergerichte Kundschaft über vermuthliche Ketzer einzog und dieselben der Inquisition anzeigte, die dann mit aller Strenge gegen sie verfuhr.

Um sein Vaterland noch einmal wiederzusehen, trennte sich Loyola im Herbst 1535 von seinen Freunden und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle. Hier vereinigten sie sich im Januar 1537 wieder und blieben bis zum Frühjahr. Sie beschäftigten sich mit der Bekehrung ruchloser Menschen, mit dem Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigten und mit der Verpflegung von Kranken im dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung bewiesen. Ein zwischen den Venetianern und den Türken ausgebrochener Krieg hinderte die Ueberfahrt nach Palästina, und die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich in die Städte Oberitaliens und fanden überall Zulauf und Beifall. Loyola begab sich mit Lainez und Le Fevre nach Rom. Hier wurde die Form der neuen Gesellschaft allmälig festgestellt. Den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams wurde noch ein viertes hinzugefügt, das des unbedingten Gehorsams gegen den Papst, namentlich wenn dieser sie zur Bekehrung von Heiden oder Ketzern aussenden würde. Dem Papste entgingen die außerordentlichen Vortheile nicht, welche dem römischen Stuhle von einer solchen seinem Dienste sich ganz weihenden Genossenschaft erwachsen würden. Daher bestätigte er sie am 27. Sept. 1540 als Gesellschaft Jesu. Ihr erstes Haupt oder General war Loyola, welcher 1556 starb. Rom wurde Sitz des Generals. Die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte wurden bald außerordentlich erhöht und erweitert, so daß schon 1561 der Gesellschaft Jesu sämmtliche Vorrechte und Freiheiten aller übrigen Mönchsorden ertheilt waren.

Seine innere Gliederung und die Richtung nach außen erhielt der Orden besonders durch den zweiten General, Lainez, und den fünften, Aquaviva. Der höchste Zweck des Ordens war die Herrschaft des Papstthums, aber die Hauptstütze desselben sollte der Jesuitenorden sein. Gut und recht sollte sein was dem Orden nützte. Dem Worte nach geschah alles zur Ehre Gottes, nach dem Sinne aber für den General und den Zweck des Ordens. Die Ketzer sollten zu der katholischen Kirche zurückgeführt, die Ungläubigen bekehrt werden. Die Einrichtung des Ordens zeigt die Verbindung von Herrschsucht und von blindem Gehorsam, von wissenschaftlicher Aufklärung und von Verleugnung des Verstandes, von Fanatismus und von Verschmitztheit. Der blindeste

Gehorsam herrschte im Orden, der zwangvollste Despotismus in der Leitung der Oberen; des Generals Wort galt gleich dem Gebot einer übermenschlichen Macht. Die Persönlichkeit der Einzelnen wurde gleichsam aufgelöst und in die Gesammtheit verschmolzen; einerlei Richtung des Willens, einerlei Rede; nirgends Grübeln über das warum, nirgends Widerspruch. Im Namen des Ordens konnte sogar die Begehung von Todsünden geboten werden und keine Weigerung durfte stattfinden. Alle Glieder des Ordens sind in vier Klassen eingetheilt, in die Novizen, die Scholastiker, die Coadjutoren und die Professen. Dem General zur Seite stehen vier Assistenten; unmittelbar unter ihm die Superioren der Provinzen und die Rektoren der Bezirke. Die Beförderung von einer Stufe zur anderen war der Willkür des Generals überlassen; ein Recht zur Beförderung gab es nicht. Jeder Einzelne hatte seinen Aufpasser; einer wurde durch den andern belauert und angegeben. Alle acht Tage mußten die Jüngeren beichten und wurden gewöhnt, auch die geheimsten Gedanken zu offenbaren. Die Furcht, den alles erforschenden Spähern doch nichts geheim halten zu können, löste die Zunge und schloß das Innerste der Herzen auf. Alle Glieder hingen zusammen wie ein unauflöslich in einander verschlungenes Gewebe, dessen äußerste Fäden der General in der Hand hielt. An diesen gingen aus allen Gegenden der Welt zu bestimmten Zeiten Berichte über die Jesuiten aller Grade ein.

Andere Mönchsorden waren gestiftet worden, um Zurückgezogenheit aus dem Leben zu gewähren, die Gesellschaft Jesu, um nach allen Richtungen, über alle Zonen hin ins Leben einzugreifen und sich dessen zu bemächtigen. Unter tausend Gestalten drangen sich die Jesuiten dem Leben auf; ihr Verkehr umfaßte Bettler und Könige. Darum hatten sie keine Klöster mit strenger Clausur, keine zurückschreckenden Mönchskutten, sondern eine gefällige Ordenstracht. Hier erschienen sie auf den Gassen als Lehrer der Jugend; dort als Bußprediger oder als Anführer entmenschter Banden, welche die Ketzer in ihren friedlichen Wohnungen aufsuchten; dort als Glaubensboten bei den Heiden oder als Handelsleute; dort als Beichtväter der Fürsten, aber auch als die geschicktesten politischen Unterhändler. Die drei Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit waren der Jugendunterricht, die Seelsorge im Beichtstuhl und die Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen. Die auf den Jugendunterricht verwendete Mühe belohnte sich bald reichlich, da das Schulwesen der Katholiken ganz im Argen lag. Bald glaubte die katholische Christenheit mit jesuitischer Gelehrsamkeit der protestantischen die Spitze bieten zu können, und in der That wich von den Protestanten auf länger als ein Jahrhundert der Geist fruchtbarer Wissenschaftlichkeit. Doch war bei den Jesuiten echte Gediegenheit der Wissenschaft nicht zu finden. Der Geist wurde unter Zügel und Gebiß gehalten und das Wissen von seiner fruchtbaren und erleuchtenden Wirksamkeit für das Leben möglichst abgewandt. Die Schulen der Jesuiten täuschten durch prunkenden Schein; zu diesen anlockenden Leistungen gehörten z. B. theatralische Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Die Schule bot Gelegenheit, Zöglinge für den Orden zu gewinnen. Wenn die Jesuiten ihre Netze auswarfen, so gelang es dem Umgarnten selten, sich loszumachen. Sie sahen bei ihrem Streben, Novizen zu gewinnen, nicht bloß auf körperliche und

geistige Gaben, sondern auch auf vornehme Geburt und Reichthum. Denn der Novize mußte seine Güter und Erbansprüche an den Orden abtreten.

Eine furchtbare Macht erlangten die Jesuiten bei den Fürsten und in der Masse des Volkes durch die Seesorge als Beichtväter und als Anführer zu Bußübungen. Den Fürsten waren sie willkommen wegen der Gefälligkeit ihrer äußeren Bildung und noch mehr wegen der Gefälligkeit ihrer Moral, die niemals ein bewegtes Gewissen im Stiche ließ und Beruhigung gewährte für begangene oder beabsichtigte böse Thaten. Auf das Volk erlangten die Jesuiten einen großen Einfluß nicht bloß durch das wichtige Vorrecht, überall Beichte hören und absolviren zu können, jedem Pfarrer in den Beruf eingreifen zu dürfen, sondern auch durch Stiftung von Brüderschaften zu Bußübungen und durch theilweise Aufnahme von Profanen in den Orden, die deshalb ihre weltlichen Verhältnisse nicht aufgaben.

In der Bekehrung der Ungläubigen und Ketzer bewiesen die Jesuiten eine beispiellose und staunenswürdige Thätigkeit. Xaver kam 1542 im portugiesischen Indien an und begann sogleich sein Bekehrungswerk. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren die Jesuiten über vier Welttheile verbreitet. Gegen die Reformation traten die Jesuiten sogleich nach der Bestätigung des Ordens auf. Wo der Orden Loyola's Fuß faßte, erfolgte die Unterdrückung der evangelischen Lehre. Als Loyola den Papst um Bestätigung des Ordens bat, hatte er nur 10 Schüler, im achtzehnten Jahrhundert hatte der Orden einmal 22,589 Mitglieder. Unzählig waren die durch verschiedene Brüderschaften und geheime Gelübde mit dem Orden verbundenen Halbbrüder. Unermeßlich waren die Reichthümer des Ordens, die er theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der indischen und amerikanischen Missionäre verdankte.

Das tridentinische Concil.

Mit der Bestätigung des Jesuitenordens beginnt in Italien die katholische Reaktion. Paul III. setzte 1542 ein höchstes Tribunal der Inquisition ein, und nun wurden die Bekenner der reformatorischen Lehren mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt und hingerichtet. Das tridentinische Concil war 1545 eröffnet und 1549 aufgelöst, dann 1551 wieder eröffnet und bei der Annäherung des Kurfürsten Moritz 1552 wieder vertagt worden. Es begann 1562 seine Sitzungen wieder und schloß sie gänzlich 1563. Es gab verschiedene Verordnungen zur Verbesserung der Sitten- und Kirchenzucht, that aber der päpstlichen Macht und der Hierarchie durch die gefaßten Beschlüsse keinen Abbruch; das Cölibat, der Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, die Fasten, die Lehre vom Fegefeuer, der Ablaß u. s. w. wurden festgehalten und überhaupt die Lehren der katholischen Kirche noch strenger ausgebildet, die Kluft zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche wurde durch die wiederholt über den Protestantismus ausgesprochenen Verfluchungen erweitert und der Vertilgungskrieg gegen die Nichtpäpstlichen angekündigt. Die Protestanten verwarfen die Beschlüsse des Concils gänzlich; aber auch in den meisten katholischen Ländern wurde die Annahme derselben verweigert.

Calvin. Die reformirte Kirche.

Während die katholische Kirche durch das tridentiner Concil und die Stiftung des Jesuitenordens von neuem gestärkt und zum Kampfe gerüstet worden war, dauerte bei den Evangelischen nicht blos der Streit der Lutheraner und Reformirten fort, sondern es zerfielen auch die Anhänger der augsburgischen Confession in zwei sich bekämpfende Parteien. Bald nach Zwingli's Tode trat in Genf Calvin als Reformator auf.

Jean Chauvin (latinisirt Calvinus) war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Er wurde nach Paris auf ein Collegium geschickt und zeichnete sich durch Fleiß, Lebhaftigkeit und Gewandtheit aus. In seinem zwölften Jahre erhielt er eine Pfründe, in seinem achtzehnten eine Pfarrstelle. Als er durch einen gelehrten Verwandten mit der Bibel und den Lehren der Reformatoren bekannt gemacht worden war, begann sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems zu wanken. Er legte seine Stelle nieder und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren. Auf der Akademie zu Bourges, wo er sich unter dem berühmten Rechtslehrer Andreas Alciatus weiter ausbilden wollte, wurde er mit einem jungen Deutschen, Wolmar, bekannt, der daselbst als Professor der griechischen Sprache angestellt war. Von diesem wurde er für das Studium der griechischen Sprache und des neuen Testaments gewonnen. In Paris, wohin er sich nach dem Tode seines Vaters begab, entschied er sich für die Lehren der deutschen Reformatoren, und wurde von dem Verlangen ergriffen, als Verbreiter derselben aufzutreten. Die Reformation hatte bereits in ganz Frankreich begeisterte Anhänger. Ihnen schloß Calvin sich an und erbaute sie in den geheimen Zusammenkünften durch Reden. Vor den Verfolgungen, welche die Protestanten in Frankreich erduldeten, entfloh er aus Paris und aus Frankreich. Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre ganz verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner und Lehrer, begann das Studium der hebräischen Sprache und schrieb (1535) seinen berühmten „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis). Es enthält dieses Buch ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von Calvin aufgestellten Lehrbegriff.

Calvin unternahm 1536 eine Reise nach Italien, mußte aber bald wieder vor der Inquisition aus Italien entfliehen. Er kam im August 1536 nach Genf, wo die neue Lehre durch Wilhelm Farel und Peter Viret verbreitet und die Reformation 1535 durch obrigkeitlichen Befehl eingeführt worden war. Auf die dringenden Bitten Farel's blieb Calvin in Genf und wurde als Prediger angestellt. Seine Predigten fanden großen Beifall; er schrieb einen kleinen und größeren Katechismus, hielt fleißig Disputationen und machte häufig Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinden in ihrer Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten. Zwistigkeiten zwischen den Genfern und Bernern über Kirchengebräuche wurden von einer Synode zu Lausanne zu Gunsten der Berner entschieden. Der genfer Rath wollte sich fügen, Calvin aber, Farel und ein dritter Prediger, Corauld, widersetzten sich. Da sich nun Calvin und seine Freunde durch ihre strenge Sittenzucht in dem lebenslustigen Genf viele Feinde gemacht hatten, so entschied ein Volksbeschluß, daß sie die Stadt verlassen sollten (1538). Calvin begab sich nach Straßburg und wurde

hier Prediger der reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität. Auch hier wirkte er eifrig für Erkenntniß des Christenthums und eine strenge Kirchenzucht und erwarb sich große Achtung. Von Straßburg aus wohnte er den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg bei und kam dadurch mit Melanchthon in nähere Verbindung. In Genf erhielt die calvinische Partei wieder die Oberhand, und Calvin wurde mehrmals ersucht zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen. Erst 1541 kehrte er auf einmüthiges Bitten des genfer Rathes und der Bürgerschaft nach Genf zurück und behielt von dieser Zeit an den größten Einfluß auf Genf's Kirchen- und Staatsregierung.

Wie Calvin die gemäßigte Demokratie für die beste Verfassung hielt, so richtete er auch in der Kirche die Presbyterialverfassung ein, bei welcher die Gemeinde durch Aelteste oder gewählte Vorsteher ihre Angelegenheiten ordnete. Außerdem bestand noch ein aus 12 weltlichen und 6 geistlichen Mitgliedern zusammengesetztes Consistorium, welches ein Sittengericht war. Denn Verbesserung der Sitten hielt Calvin für einen wesentlichen Theil der Reformation. Seinen strengen Anordnungen und Beschränkungen arbeitete zwar die Partei der Libertinen entgegen; aber seine ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit mußten auch seine heftigsten Gegner bewundern. In seinem Eifer für Sittenreinheit scheute er kein Ansehn der Person. Er handelte seiner innigen Ueberzeugung gemäß, daß die Diener des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht nehmen dürften, sobald es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Bösen zu wehren.

Dieselbe Strenge bewies Calvin auch in der Bewahrung der Kirchenlehre und scheute sich nicht die Todesstrafe der Ketzer zu vertheidigen. Der Spanier Michael Servet, welcher Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde studirt hatte und sich viel mit theologischen Untersuchungen beschäftigte, hatte sich durch ein Buch gegen die Dreieinigkeit bei Protestanten und Katholiken verhaßt gemacht. Er schrieb 1553 anonym ein Buch unter dem Titel: Wiederherstellung des Christenthums. Das Buch machte Aufsehen und wurde überall von der Geistlichkeit verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sei, und dieser wurde zu Vienne ins Gefängniß gesetzt. Er entsprang aber und kam auf der Flucht nach Genf. Hier ließ ihn die Obrigkeit, auf Calvin's Antrieb, in das Gefängniß bringen. Vergebens bemühte sich Calvin ihn von seinem Irrthum zu bekehren. Servet beharrte auf seiner Meinung und wurde nach Einholung eines Gutachtens der übrigen reformirten Gemeinden der Schweiz zum Feuertode verurtheilt und verbrannt (1553). Nicht wenige Reformirte waren mit diesem Verfahren unzufrieden; der sonst so milde Melanchthon aber schrieb an Calvin, er trete seinem Urtheile bei, und die Obrigkeit zu Genf habe recht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer habe hinrichten lassen.

Calvin brachte es 1558 dahin, daß in Genf ein Gymnasium errichtet wurde, aus dem bald eine Universität hervorging. Eine Menge Studirender wurden durch Calvin's Ruf nach Genf gelockt, und dieses wurde der Hauptsitz der reformirten Lehre. Mit Zwingli's Anhängern in Zürich hatte sich Calvin 1549 soweit vereinigt, daß sie keine getrennte Kirche bildeten und beide unter dem Namen der Reformirten,

den Lutheranern gegenüber, den zweiten Hauptteil der Protestanten ausmachten. Calvin starb 1564 im fünfundfunfzigsten Lebensjahre.

Spaltungen in der lutherischen Kirche.

Die reformirten Kirchen der Schweiz bestanden im ganzen sechzehnten Jahrhundert ohne öffentlichen Kirchenstreit neben einander. Dagegen erhob sich unter den Theologen der lutherischen Kirche nach dem Tode ihres Stifters eine Partei, die mit Aengstlichkeit über den Buchstaben seiner Lehre wachte und die Abweichenden mit zelotischer Heftigkeit angriff und verketzerte. An der Spitze der strenglutherischen Partei stand Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus genannt. Er wurde von Herzog Johann Friedrich dem Mittleren, dem Sohn des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, an die Universität Jena berufen, um als Vertheidiger des unverfälschten Lutherthums gegen Wittenberg, wo Melanchthon und dessen Anhänger lehrten, zu dienen. Den Angriffen, die von Jena erfolgten, wurde von Wittenberg und Leipzig begegnet, und so war zwischen diesen Universitäten Zank und Hader. Die strengen Lutheraner waren gegen den nach Versöhnung strebenden Melanchthon besonders deshalb so aufgebracht, weil er sich in der Abendmahlslehre den schweizerischen Reformatoren genähert hatte. Vergebens bemühten sich die evangelischen Fürsten diesen der lutherischen Kirche Gefahr drohenden Händeln der Theologen ein Ende zu machen, indem sie auf einer Versammlung zu Frankfurt 1558 eine von Melanchthon entworfene vermittelnde Erklärung über vier streitige Punkte abgaben, den frankfurter Receß. Auch eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten, welche 1561 zu Naumburg gehalten wurde, war fruchtlos. Die vielen unverdienten Kränkungen und Schmähungen verbitterten die letzten Jahre des edlen Melanchthon. Er starb im vierundsechzigsten Lebensjahre 1560 zu Wittenberg. Die Heftigkeit der strengen Lutheraner trug dazu bei, der Lehre Calvin's viele Anhänger in Deutschland zu verschaffen. Auch der Kurfürst von der Pfalz Friedrich III. (1559—1574) trat zur reformirten Kirche über. Er ließ von einigen Theologen eine Bekenntniß- und Lehrschrift, den heidelberger Katechismus, entwerfen (1563), welche in der reformirten Kirche fast allgemeinen Beifall gefunden hat.

Reformation und Reaction.

Die Richtung dieses Zeitraumes läßt sich mit den Worten Reformation und Reaction zusammenfassen. Die Reformation wurde von den Deutschen mit ihrem tiefen Gemüth aufgenommen; bedächtige Prüfung gab das Bewußtsein rechten Beginnens; deutsch war auch die Zähigkeit in der Behauptung der Ergebnisse der Prüfung; eine Verirrung aber war die Streitsucht, der Verfolgungseifer, die Verhärtung der Gemüther. Der Geist der Reaction war nicht deutsch; er kam aus Spanien und Italien; er kam mit Loyola's Jüngern und den Beschlüssen des Concils von Trident. Der Wahlspruch der Reaction hieß: keine Zugeständnisse, Feststehen im neubefestigten und nicht gebesserten Kirchensystem, Wiedergewinn oder Unterdrückung der Abtrünnigen. Die Katholiken übertrafen die Evangelischen in Beharrlichkeit, in der Sucht Proselyten zu machen und mit List und Gewalt der neuen Kirche Abbruch zu thun und sie, wo möglich, ganz und gar zu beseitigen. Die Entartung der evangelischen Theologie bahnte den Widersachern den Weg. Einseitigkeit

der Forschung, Starrsinn und Spitzfindigkeit führten zu Hader und Lieblosigkeit, und die evangelische Glaubenslehre verlor ihre gewinnende befruchtende Kraft.

Die Reformation bekämpfte mit den schärfsten Waffen die Frivolität, Unzüchtigkeit, Possenreißerei, den Glauben an die Verdienstlichkeit nichtiger Gebräuche und an die bequeme Weise durch Ablaß ruchloses Sinnen und Thun gut zu machen. Das sittliche Gefühl der Völker kam der Lehre der Reformatoren entgegen und bereitete ihr den Weg. Die katholische Kirche war bei ihrem Widerstreben gegen die Reformation nicht ohne sittlichen Ernst und erkannte, daß es der Herstellung der Sittlichkeit bedürfe, um das alte Kirchengebäude zu stützen. Aber das Bemühen, eine strengere Sittenzucht herzustellen, verlor von seiner Löblichkeit, weil das Streben nach Kirchenherrschaft dabei zu Grunde lag und die Verbreitung der Sittlichkeit und Frömmigkeit bei Laien und Geistlichen nicht um ihrer selbst willen, sondern mit einer gewissen Berechnung betrieben wurde. Auch vermochte die alte Kirche nicht, sich von der hergebrachten Ascetik, vom Cölibat, von den unnatürlichen Anforderungen an die menschliche Natur loszumachen. Als die Jesuiten die Bannerträger des Papstthums zum Angriffe wurden, brachte der Fanatismus die Sittlichkeit ganz aus dem Gleise, und tückische Grausamkeit, Inquisition, Tortur, Scheiterhaufen, Verschwörung, Bartholomäusnacht, Meuchelmord an Königen und Fürsten wurden von Päpsten vorbereitet und gebilligt.

Nach dem Glaubensbekenntnisse läßt sich eine Scheidungslinie durch das sittliche Leben der europäischen Völker ziehen, und da muß das Uebergewicht der Sittlichkeit den Völkern des nördlichen Europa, die sich zur evangelischen Kirche bekannten, zuerkannt werden. Regsamkeit des Verstandes, Fülle des Gemüthes und Fleiß der Hände finden sich im evangelischen Norden; Herrschaft der Sinnenlust, Befangenheit der Vernunft, Scheu vor ernster dauernder Arbeit bei dem katholischen Südeuropäer. Doch nicht der Kirche allein ist diese Gestaltung des sittlichen Lebens zuzuschreiben; das angestammte Volksthum wirkte dabei mit. Der Italiener besaß Arglist und Wollust, der Spanier Stolz und Grausamkeit, der Franzose Frivolität und Hoffärtigkeit, der Deutsche Gemüthlichkeit und Derbheit, der Engländer und Niederländer Stetigkeit und Kälte, der Skandinavier treugläubige Einfachheit, der Pole, Böhme und Ungar Leidenschaftlichkeit ohne Tiefe der Empfindung und echt sittlichen Gehalt.

Ferdinand I. Obgleich Karl V. schon 1556 die Regierung des deutschen Reiches niedergelegt hatte, erfolgte doch die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst 1558 auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt. Der Papst Paul IV. wollte Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne; er bewirkte aber dadurch nur, daß der Kaiser die Krönung in Rom verschmähte und keiner der folgenden Kaiser den Römerzug zur Krönung that. Ferdinand I. (1556—1564) war von ganzer Seele Katholik und nicht völlig frei von dem Einflusse der Jesuiten; aber die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung gemacht hatte, hatten ihn Mäßigung gelehrt. Der Religionsfriede war

nun zwar geschlossen, aber ein gegenseitiges Vertrauen hatte sich durch ihn nicht eingestellt. An Orten, wo Lutheraner und Protestanten zusammenlebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche die stärkere war, bedrückte die andere bei jeder Gelegenheit. Ferdinand gab sich mit wohlwollendem Sinne alle Mühe, den Religionsfrieden zu erhalten. Sein leutseliges, zuvorkommendes Benehmen, seine Milde gewann ihm das Vertrauen der Stände. Auch in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, enthielt er sich gewaltsamer Schritte. Er bedurfte des Beistandes seiner Stände, besonders gegen die Türken und bewies sich auch deshalb in Glaubenssachen nachsichtig. Bis an sein Ende gab er die Hoffnung nicht auf, durch die von ihm angestrebte Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe die Kluft der Religionstrennung, wo nicht zu beseitigen, doch zu mindern. Ferdinand I. starb 1564. Von seinen Söhnen überließ er dem Erstgebornen, Maximilian, Ungarn, Böhmen und Oestreich, Ferdinand erhielt Tyrol und Vorderöstreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnthen und Krain.

Maximilian II. (1564—1576) war ein milder und menschenfreundlicher Fürst, mit großen Gaben verband er einen edlen Eifer für seinen wichtigen Beruf. Der evangelischen Lehre war er so zugethan, daß man von ihm den Uebertritt zum Protestantismus erwartete. Auch in seinen Erbstaaten handelte Maximilian gegen die Protestanten im Geiste edler Duldung und gestattete den evangelischen Gottesdienst. Außer dem Kaiserhause und den Herzögen von Baiern und Cleve waren die mächtigern deutschen Fürsten nun sämmtlich protestantisch. Auch in den Domkapiteln saßen viele protestantisch Gesinnte und es wurden deshalb bei Erledigungen zuweilen evangelische Bischöfe gewählt. Allein bereits zu Ferdinand's I. Zeiten hatten sich die Jesuiten in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit ausgebreitet. In kurzer Zeit hatten sie in Oestreich, Böhmen, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Collegien und Seminarien. Durch die Jesuiten wurden nicht nur die Katholiken bei dem alten Glauben festgehalten, sondern auch viele Protestanten zur alten Kirche zurückgeführt. Maximilian. Die grumbachischen Händel.

Nach Maximilian's Regierungsantritt brach auch der Krieg mit den Türken wieder aus. Maximilian und der greise Soliman rückten 1566 mit großer Heeresmacht in Ungarn ein; doch kam es zu keinem entscheidenden Treffen. Die Türken belagerten Sziget, welches der Graf Zrini mit heldenmüthiger Tapferkeit vertheidigte. Zrini starb den schönsten Heldentod und überließ den Türken nur einen Schutthaufen. Soliman war einige Tage vor dem Falle Sziget's gestorben. Im nächsten Jahre wurde ein Friede geschlossen; Maximilian blieb im Besitze dessen, was er in Ungarn inne hatte, mußte aber dem Sultan jährlich ein Geschenk von 30,000 Dukaten senden. Unter Maximilian's Regierung stürmte noch einmal der entzügelte Geist des Fehdelebens durch Deutschland. Der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach war mit dem Bischof von Würzburg in Streit gerathen und wollte diesen bei einem Austritt gefangen nehmen lassen. Der Ueberfallene wurde aber durch die Kugel eines Reiters getödtet. Der wegen dieser Gewaltthat sammt seinen Genossen mit der Acht belegte Grumbach fand Auf-

nahme und Unterstützung bei dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen. Er wußte diesem vorzuspiegeln, daß er ihm wieder zu den Ländern und der Kurwürde seines Vaters verhelfen könne. Der Herzog überließ sich diesen Täuschungen um so mehr, da es dem schlauen Grumbach gelang, selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen. Im Vertrauen auf diesen Schutz warb Grumbach Reiter und überfiel und plünderte Würzburg (1563). Da trotz aller Abmahnungen und Befehle des Kaisers der Herzog Johann Friedrich sich nicht bewegen ließ den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, so wurde die Acht auch gegen den Herzog ausgesprochen und dem Kurfürsten August von Sachsen die Vollstreckung der Acht übertragen. Mit 40,000 Mann zog August vor Gotha, am Christfest 1566, und berannte es, bis Bürger und Soldknechte, des Kampfes müde, sich Grumbachs und des Kanzlers Brück bemächtigten und dem Kurfürsten die Thore öffneten, am 13. April 1567. Grumbach und Brück wurden vor den Thoren der Stadt geviertheilt; der Herzog als Gefangener nach Wien abgeführt und 28 Jahre, bis zu seinem Tode, in strenger Haft gehalten. Das Land wurde dem jüngeren Bruder des Herzogs, Johann Wilhelm übergeben, und erst 1570 erhielten es die beiden Söhne Johann Friedrichs zurück.

Rudolf II. Rudolf II. (1576—1612) war schon bei Lebzeiten seines Vaters Maximilian zum römischen König gewählt und gekrönt worden. Er hatte längere Zeit in Spanien am Hofe Philipps II. gelebt, und das mag zu der trägen Gleichgültigkeit etwas beigetragen haben, mit der er die Geschäfte betrieb. Der unduldsame Geist Philipps war auf ihn übergegangen; Jesuiten leiteten alle seine Schritte und waren schuld an der feindseligen Gesinnung, welche Rudolf gegen die Protestanten stets zeigte. Er war von Natur sorglos, ohne Kraft zum Wollen und zum Handeln und überließ die Regierung seinen Räthen und Günstlingen. Die Wissenschaften gingen Rudolf über alles. Er begrub sich in die Einsamkeit des prächtigen Schlosses zum Hradschin, zwischen Retorten und Globen, Schriften und Zirkeln. Dort besprach er mit Tycho de Brahe, später mit Keppler den Gang der Gestirne; mit ihnen arbeitete er halbe Nächte hindurch, um Reichsgeschäfte unbekümmert. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder in seine Sternwarte hörte er auf die Weisheit derer, die ihn um sein Geld brachten, unter dem Vorgeben ihn solches kochen zu lehren, und indem er die Zukunft zu enthüllen trachtete, vergaß er die Gegenwart. Er war ein Freund der Naturgeschichte und der Gartenkunst; er wandte große Summen auf schöne Gemälde, Gemmen, Statuen und Alterthümer. Auch war er ein großer Pferdekenner und ging stundenlang in seinen Ställen auf und ab. Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte, mischte sich unter das Stallgesinde, um Gehör zu bekommen. Das gewaltige Rauschen der Zeit, die ernster und ernster ihn mahnte, verstand Rudolf nicht. Er alterte freudelos zwischen seinen Schätzen, ohne Weib, ohne Freund, ohne Beruhigung in der Brust.

Als Rudolf II. den Kaiserthron bestieg, herrschte in Deutschland die protestantische Lehre vor; sie galt in Ober- wie in Niedersachsen, war in Westphalen verbreitet, überwog in Fulda, in Würzburg und am Rhein

und breitete sich in Baiern, in den Alpen von Steier und in Ungarn aus. Der größere Theil des Adels und der Bürgerschaft von Oestreich war dem evangelischen Glauben zugethan; ersterem hatte Maximilian die freie Ausübung des Gottesdienstes verstattet, und Rudolf II. hatte sich genöthigt gesehen, die von seinem Vater ertheilte Vergünstigung zu bestätigen. Jeder Widerstand schien vor der neuen Lehre zu schwinden, als theils der Haß, in welchem die Anhänger derselben gegen einander entbrannten, theils der durch Einheit erstarkte Geist, welcher die katholische Kirche noch einmal ergriff, und die Thätigkeit der Jünger Loyola's der Verbreitung der evangelischen Lehre nicht nur Schranken setzte, sondern sie mit überraschender Schnelligkeit fast überall zurückdrängte.

Der Zwiespalt zwischen den Bekennern der augsburgischen Confession und den Schülern Calvins zehrte wie eine Krankheit an der jungen Kirche. Aus ihrer Mitte erstand kein großer, mit Allgewalt gebietender Geist, der gleich einem Luther die geschiedenen Kräfte hätte vereinigen und begeistern können. Statt des aus Liebe erwachsenden Glaubens waltete eine kalte Gelehrsamkeit vor, ein liebloses Hadern um einzelne Lehrsätze, ein Verfluchen und Verdammen. Bald herrschten nur die Hofprediger bei protestantischen Fürsten und wenn die jesuitischen Beichtiger bittern Tadel verdienen, die, weit über den geistlichen Beruf hinaus, die Herzen ihrer Herrn leiteten, so trifft derselbe Vorwurf protestantische Gewissensräthe, die Habsucht trieb oder vermessener Ehrgeiz blendete. Man fühlte das Bedürfniß größerer Einheit, man glaubte, diese durch ein neues symbolisches Buch erreichen zu können, zu welchem sich alle Geistlichen bekennen sollten. Auf einer Zusammenkunft theologischer Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg (1577) wurde nach dem Entwurfe des gelehrten Tübingers Jakob Andreä eine Bekenntnißschrift zu Stande gebracht, welche den Namen der Eintrachtsformel (formula concordiae) führt. Sie wurde von Kursachsen, Kurpfalz, Kurbrandenburg und vielen Reichsständen unterschrieben; aber viele lutherische Stände verweigerten den Beitritt, und die eifrig gesuchte Eintracht wurde nicht erreicht.

Während der Protestantismus durch Hader seiner Fürsten und Gelehrten zu altern schien, hatte von neuem Leben und Bewegung die katholische Kirche durchdrungen. Bereits war in vielen Gegenden Deutschlands der Grund zu einer durchgreifenden Reaktion hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse gelegt. In Wien und andern östreichischen Städten wurde der evangelische Gottesdienst gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Auch Zwangsmittel wurden angewandt die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen, und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen so nicht verfahren konnte, wurde doch ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Aemter in der Landesverwaltung, die schon fast allein in ihren Händen waren, allmälig nur mit Katholiken besetzt wurden. An die Hochschule zu Ingolstadt waren von Rom drei Jesuiten gesendet worden. Unter diesen befand sich Peter Canisius, der erste deutsche Jesuit. Er schrieb einen katholischen Katechismus, um den Luthers zu verdunkeln. In Ingolstadt wurde 1556 ein Kollegium der Jesuiten gegründet. Wie der Abfall von Rom von Wittenberg ausgegangen war, so wurde die alte Kirche von Ingolstadt aus auf's neue begründet. Von

Ingolstadt aus erfolgte die Verbreitung der Jesuiten und damit der römischen Kirchengewalt durch ganz Baiern, während der Orden von Wien aus nach Prag, dann in Ungarn, Olmütz und Brünn sich ausdehnte, von Köln aus das ganze Rheinland bis Trier und Speier umfaßte, von Würzburg aus Franken und Fulda umspann. Wo der Orden Loyola's fußte, erfolgte auch die Unterdrückung der evangelischen Kirche. Auch ein deutscher Reichsfürst unterlag den Angriffen der katholischen Kirche. Der Kurfürst von Köln, Gebhard, Truchseß von Waldburg, trat öffentlich zur reformirten Lehre über und vermählte sich mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld. Gebhard hielt die Einführung der Reformation in seinem Lande für eine leicht zu lösende Aufgabe, da der Dompropst, mehrere Kapitularen, der größte Theil des Adels und eine große Anzahl der Bürger von Köln dem protestantischen Glauben ergeben waren. Allein der Papst erklärte Gebhard für abgesetzt und sprach den Bann über ihn aus. Das Domkapitel wählte den Herzog Ernst von Baiern, Bischof von Freisingen, zum Erzbischof, und dieser nahm mit einem Heere die kurfürstlichen Städte und Schlösser ein, und der abgesetzte Kurfürst begab sich mit seiner Gemahlin nach Straßburg (1584). Auch zu Straßburg trugen die Katholischen bei einer streitigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In Aachen führten Streitigkeiten zwischen den Protestanten und den Katholiken dahin, daß die Acht gegen die Protestanten ausgesprochen und die evangelischen Prediger und viele protestantische Bürger aus der Stadt vertrieben wurden (1598). Wie in Baiern, Franken, Westphalen und am Rhein, so trat auch in den östreichischen Erblanden die Reaktion mächtig auf. Unter Erzherzog Karl, dem Sohn des Kaisers Ferdinand I., hatte der evangelische Glaube in Steiermark, Kärnthen und Krain so entschieden die Oberhand, daß sich in mancher Landschaft kaum ein katholischer Geistlicher blicken lassen durfte, ohne der öffentlichen Verspottung ausgesetzt zu sein. Als der Erzherzog Ferdinand, Karl's Sohn, 1596 die Regierung übernahm, zählte er in seiner Hauptstadt Grätz nur drei Katholiken. Ferdinand war mit dem um fünf Jahre älteren Maximilian von Baiern in Ingolstadt von Jesuiten gebildet worden. Bei seiner Huldigung verweigerte er die Bestätigung der von seinem Vater ertheilten Glaubensfreiheit, er pilgerte nach Loretto und schwur zu den Füßen des Papstes, das verlorene Ansehn der römischen Kirche wieder herzustellen. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Grätz (1598) begann Ferdinand die Reformation seiner protestantischen Landeskinder. Als die Stände dem Befehle, innerhalb 14 Tagen alle evangelischen Prediger und Schullehrer über die Grenze zu schaffen, nicht entsprachen, verbot Ferdinand die evangelische Lehre bei Androhung der Todesstrafe. Am 28. September 1598 mußten alle Evangelischen Grätz verlassen; von bewaffneten Knechten gefolgt, zog eine Commission von Landschaft zu Landschaft; die neuerbauten Kirchen wurden eingerissen, Bibelübersetzungen verbrannt, Kapuziner aus Italien berufen. Fünf Jahre nach Ferdinands Rückkehr von Rom zählte man in Steiermark 40,000 Katholiken. Staunend sah man in Oestreich den Erfolg des jungen Fürsten. Durch dieses Beispiel gelockt, begann auch Melchior Klesel, Bischof von Wien, zu reformiren; ihm schloß der Erzherzog Matthias sich an, welcher als Statthalter den östreichischen Landen vorstand. Doch mußte der

letztere sich mit der Schließung einzelner Kirchen begnügen; denn der protestantische Adel Oestreichs stand ihm zu mächtig gegenüber.

Der Sieg des Katholicismus schien in ganz Deutschland gewiß; nicht die Noth der Glaubensgenossen, nicht die ihnen selbst immer drohender nahende Gefahr weckte die evangelischen Fürsten. Als Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz sich in Heilbronn mit mehreren protestantischen Fürsten dahin vereinigte, dem Kaiser keine Unterstützung für den Türkenkrieg zukommen zu lassen, bevor er nicht den vielen Beschwerden wegen der Religion abgeholfen habe, trat der Kurfürst von Sachsen der Einigung nicht bei und war sogar erbittert auf den Kurfürsten von der Pfalz, weil dieser sich die Leitung der protestantischen Angelegenheiten angemaßt habe. Auf der anderen Seite schien die Persönlichkeit des Kaisers keineswegs geeignet, den Sieg des Katholicismus nach allen Seiten zu verfolgen.

Von allen Ländern Rudolf's litt durch dessen träge Sorglosigkeit Ungarn am meisten. Rudolf besuchte keinen Landtag, gab auf eingesandte Beschwerden oder Anfragen keine Entschließung, und seine Truppen begingen ungestraft Plünderungen und Ausschweifungen. Kurze Zeit nach Rudolf's Thronbesteigung war der Krieg mit den Türken wieder ausgebrochen und wüthete gegen zwanzig Jahre. Dazu kam, daß Rudolf den in Ungarn verbreiteten Protestantismus mit Gewalt zu unterdrücken suchte. Einer der angesehensten ungarischen Edelleute, Stephan Bocskai, reiste nach Prag, um dem Kaiser die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, er wurde aber nicht einmal vorgelassen. Voll Zorn rief nun Bocskai alle Ungarn zur Vertheidigung ihrer Freiheiten und ihres Glaubens auf (1604) und war in kurzer Zeit Meister von Siebenbürgen und Oberungarn. Nun hielten die östreichischen Erzherzöge eine Zusammenkunft und erklärten des Kaisers Bruder, Matthias, zum Haupte ihres Hauses (1606). Bald darauf schloß Matthias Friede mit Bocskai, in welchem dieser Siebenbürgen und einige ungarische Comitate erhielt, und den Protestanten in Ungarn freie Religionsausübung zugesichert wurde. Auch mit den Türken kam ein Friede zu Stande. Aber Rudolf bestätigte beide Verträge nicht und reizte dadurch den Matthias. Dieser gewann die 1608 von ihm versammelten östreichischen und ungarischen Stände und schloß mit ihnen einen Bund, daß sie sich denen widersetzen würden, welche gegen jene beiden Friedensschlüsse handeln würden. Matthias rückte mit 25,000 Mann in Böhmen ein, und Rudolf sah sich genöthigt ihm Oestreich ob und unter der Ens, das ganze Königreich Ungarn und die Verwaltung von Mähren abzutreten und die Anwartschaft auf Böhmen zu ertheilen.

Als diese theilweise Entthronung des Kaisers geschah, waren die protestantischen Reichsstände gerade sehr aufgebracht über die Behandlung, welche die schwäbische Reichsstadt Donauwerth von Maximilian von Baiern erfahren hatte. Maximilian hatte seine Bildung in Ingolstadt unter der Leitung der Jesuiten erhalten. Durch diese war ihm bitterer Haß gegen alle Ketzer und ein brennender Eifer, dem Katholicismus so viel als möglich von dem verlornen Boden wieder zu gewinnen, eingeflößt worden. Maximilian besaß vielen Verstand, Thatkraft und Charakterfestigkeit, er hob Baierns Staatskräfte und Kriegswesen außerordentlich, begünstigte Handel und Gewerbe, hielt mit Strenge

auf das Recht, wachte über Sicherheit der Straßen, weckte den Bergbau, gründete Schulen. Er war ein ernster, hochstrebender Mann, wußte sich aber dem Netze schlauer Priester nicht zu entwinden. Die schlagfertige Stellung, welche er zu Gunsten des Katholicismus einnahm, zeigte er zuerst gegen die reichsunmittelbare Stadt Donauwerth. In dieser war der größte Theil der Einwohner längst protestantisch. Nur ein Mönchskloster hatte sich erhalten, es war diesem aber seit dem Religionsfrieden nicht gestattet öffentliche Umzüge zu halten. Demohngeachtet hielten die Mönche 1605 einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Der Rath begnügte sich mit der Verwahrung seines Rechts; dennoch verklagte ihn der Bischof von Augsburg beim Reichshofrath, und dieser erklärte die Stadt für straffällig. Dadurch ermuthigt, stellte der Abt eine zweite Procession an. Diese störte der Pöbel, trat die Fahnen in den Koth und trieb die Mönche in das Kloster zurück. Auf die wiederholten Vorstellungen des Herzogs Maximilian wurde die Acht gegen Donauwerth ausgesprochen und die Vollstreckung derselben Maximilian übertragen, obgleich die Stadt zum schwäbischen Kreise gehörte. Maximilian besetzte mit seinen Truppen die Stadt; die protestantischen Prediger wurden vertrieben und der Katholicismus wieder hergestellt. Die Stadt verlor ihre Reichsfreiheit und blieb unter bairischer Landeshoheit, da sie Maximilian bis zur Ersetzung der Kriegskosten behielt.

Die Protestanten erkannten die Gefahr, die ihnen die weitere Durchführung eines solchen Systems drohte. Schon früher waren auf Betrieb des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz Verabredungen über ein Bündniß getroffen worden. Als nun ein in der ersten Aufregung über die Wegnahme von Donauwerth gehaltener Reichstag fruchtlos aus einander gegangen war, schlossen die protestantischen Fürsten 1608 in der aufgehobenen Benediktinerabtei A h a u s e n im Anspachischen unter dem Namen der Union einen Bund für die Dauer von 10 Jahren, welcher gegenseitigen Schutz und die Aufrechterhaltung der Reichsfreiheit bezweckte. Abgelehnt wurde der Beitritt zum Bunde von K u r s a c h s e n.

Als Matthias aus Böhmen, wo er dem Kaiser die ungarische Krone abgedrungen hatte, nach Oestreich zurückkam, forderten die dortigen protestantischen Stände Abstellung ihrer Beschwerden und freie Religionsübung. Matthias war den Protestanten keineswegs geneigt und hatte sich derselben nur zur Durchführung seiner ehrgeizigen Absichten bedient. Er ließ sich aber endlich doch bewegen, den e v a n g e l i s c h e n S t ä n d e n Oestreichs am 21. Februar 1609 von neuem die f r e i e A u s ü b u n g d e r R e l i g i o n zu bewilligen. Es geschah dies aber in so unbestimmten Ausdrücken, daß bald wieder reicher Stoff zu klagen vorhanden war. Nun forderten auch in B ö h m e n die protestantischen Stände Religionsfreiheit. Durch deren drohende Haltung erschreckt unterschrieb Rudolf am 11. Juli 1609 den M a j e s t ä t s b r i e f. Durch denselben erhielten die Nichtkatholischen Religionsfreiheit nach dem augsburgischen Glaubensbensbekenntniß, das Recht Kirchen und Schulen zu bauen und Defensoren oder Glaubensbeschützer zu erwählen, deren Bestätigung jedoch vom Könige abhängen sollte. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch den S c h l e s i e r n gewährt. Die Union schickte eine Gesandtschaft nach Prag, an deren Spitze als unerschrockener, talentvoller Wortführer C h r i s t i a n v o n A n h a l t stand; sie klagte dem Kaiser die an Donauwerth verübte

Gewalt, die Parteilichkeit des katholischen Reichshofraths. Der Kaiser erschrak; so kühn hatte lange niemand mit ihm gesprochen; aber nach langem Zögern gab er einen ungenügenden Bescheid.

Die Union von Ahausen veranlaßte die katholischen Stände zu einer ähnlichen Vereinigung. Da sich nicht erwarten ließ, daß der unthätige Kaiser sich seines Ansehens zum Schutze der römischen Lehre bedienen werde, so fühlte Maximilian von Baiern in sich den Beruf zum Schirmherrn der katholischen Kirche. Es gelang ihm, zu München am 10. Juli 1609 zwischen den Ständen von Baiern, Franken und Schwaben ein auf gemeinschaftliche Vertheidigung gerichtetes katholisches Bündniß zu bilden. Die Liga wurde auf neun Jahre unterzeichnet und Maximilian zum Obersten ernannt. Schon im August traten die drei geistlichen Kurfürsten bei. Es wurden die monatlichen Geldbeiträge festgesetzt und die Stellung von Knechten, Reitern und Geschütz angeordnet. Auch nach Spanien und Italien wurden Gesandte geschickt, um Hülfe an Geld und Soldaten zu erhalten; aber nur Philipp III. von Spanien erklärte sich bereit, seine Glaubensgenossen durch Geld zur Errichtung von zwei Regimentern zu Fuß und einem zu Roß zu unterstützen. Zum Oberfeldherrn des Bundesheeres wurde Johann Tserclaes, Graf von Tilly, ernannt. Er war von Jesuiten unterrichtet worden und früher für den geistlichen Stand bestimmt gewesen; er hatte aber die Schulweisheit mit dem Lagerleben vertauscht und für Spanien gegen die Niederländer und in Ungarn gegen die Türken gefochten.

In dieser Zeit wachsender Bewegung erlosch mit Johann Wilhelm der Mannsstamm der Herzöge von Jülich, Cleve und Berg. Eine ganze Reihe deutscher Fürsten machten Ansprüche an die Hinterlassenschaft, besonders die Fürsten der beiden sächsischen Linien, Brandenburg und Pfalz-Neuburg. Während Sachsen zu rechtlichen Erörterungen seiner Ansprüche schritt, nahmen Brandenburg und Neuburg von dem erledigten Lande Besitz und vereinigten sich, die Huldigung gemeinschaftlich in Düsseldorf anzunehmen. Diesem Verfahren widersprach der Kaiser, erklärte, die Erbschaft Johann Wilhelms als ein heimgefallenes Lehen einziehen zu wollen und sandte den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, mit einem Heere nach dem Niederrheine. Sobald sich dieser in den Besitz von Jülich gesetzt und den Beistand der Liga angerufen hatte, trat die Union zum Schutze ihrer Glaubensverwandten zusammen und schloß einen Bund mit Heinrich IV. von Frankreich. Die Hoffnungen, welche die Union auf dieses Bündniß gesetzt hatte, gingen wegen der Ermordung Heinrichs IV. nicht ganz in Erfüllung. Doch erschien der Marschall de la Chatre mit 12,000 Mann, vereinigte sich mit den unter Moritz von Oranien heranziehenden Holländern, zwang die Feste Jülich zur Uebergabe und überließ sie den Statthaltern von Brandenburg und Neuburg.

Den Kaiser trafen noch in seinen letzten Lebensjahren bittere Kränkungen. Voll Haß gegen Matthias, der ihn zur Abtretung der schönsten Erblande gezwungen und sich zum Oberhaupte des Hauses Oestreich aufgeworfen hatte, suchte der Kaiser dem Erzherzoge Leopold die Nachfolge in Böhmen zuzuwenden. Leopold fiel mit 16,000 Mann, die er zu diesem Zwecke in seinem Hochstifte Passau vereinigt hatte, in Böhmen ein, besetzte Budweis und sogar einen Theil von Prag. Da erschien,

von den Direktoren zu Hülfe gerufen, Matthias mit einem Heere vor Prag, besetzte dasselbe und berief den Landtag dahin zusammen. Nur der Hradschin blieb dem Kaiser. Alle verließen den hülflosen alten Mann. Selbst seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Um einer schimpflichen Absetzung von Seiten seiner Stände zu entgehen, verzichtete Rudolf zu Gunsten seines Bruders auf Böhmen, Schlesien und die Lausitz. In der Schloßkirche zu Prag empfing Matthias die Krone von Böhmen gegen Angelobung, die Freiheiten der Stände nicht zu beeinträchtigen; dann wurde ihm in Breslau gehuldigt, nach vorangegangener Bestätigung der Privilegien. Tief gebeugt, auf ein Jahrgehalt von 300,000 Gulden und einige Herrschaften beschränkt, schloß sich der länderlose Kaiser auf dem Hradschin ein. Auf einem Kurfürstentage zu Nürnberg ließ er die Kurfürsten um eine Geldunterstützung bitten. Die Kurfürsten drangen auf die Wahl eines römischen Königs, sie beraumten bereits einen Wahltag in Frankfurt an; da rief der Tod den Kaiser in dessen sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatze ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

5) Das deutsche Reich der neueren Zeit. Der Handel, die Literatur und Kunst der Deutschen.

Der Kaiser, die Reichsbeamten, die Kurfürsten, die Kaiserwahl.

Die Königs- und Kaiserkrone wurde noch immer durch Wahl verliehen; allein politische Gründe bewirkten, daß man fast immer den Sohn zum Nachfolger erwählte. Von 1438 an blieb die Kaiserwürde, eine kurze Unterbrechung bei Karl VII. (1742—1745) abgerechnet, beim Hause Oestreich. In der dadurch herbeigeführten schwierigen Aufgabe, gleichzeitig neben einander die Interessen des Reiches und die des Hauses zu wahren, neigte unvermerkt die Wagschale zu letzteren hin. Der Kaiser galt zwar der Theorie nach noch als das Reichsoberhaupt, und seine Majestät wurde durch Insignien und Ceremoniel möglichst bewahrt. Allein seine wirkliche Macht war durch das übermäßige Ansehen der Reichsstände außerordentlich beschränkt, und die kaiserlichen Rechte entweder durch die vielen Verleihungen an Reichsstände gekommen oder der Kaiser doch bei deren Ausübung an die Mitwirkung der Fürsten gebunden. Das Nähere wurde durch die bei jeder Kaiserwahl vorgelegte und beschworene Wahlcapitulation festgesetzt. Eine solche wurde von den Kurfürsten zuerst bei der Wahl Karls V. 1519 entworfen. Die Reichsgesetzgebung war an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden, dagegen war dem Kaiser überlassen die Verleihung von Privilegien, Standeserhöhungen und Titeln, die Bestätigung von Universitäten mit dem Rechte

akademische Grade zu ertheilen, die Ernennung kaiserlicher Notarien. Auch die Verhängung der Reichsacht stand noch eine Zeitlang dem Kaiser allein zu. Nach den Wahlcapitulationen sollte der Kaiser innerhalb der Grenzen von Deutschland residiren, auch die oberen Hofämter, als die des Obristhofmeisters, Kämmerers, Hofmarschalls, Hatschier- und Leibgardehauptmanns, mit geborenen Deutschen von angemessener Abkunft besetzt werden. Die Erzämter kamen nur bei der Königskrönung vor. Doch wurden die kaiserlichen Hofbeamten noch gewissermaßen als Substituten der Erzbeamten angesehen. Die Residenz der Kaiser war nun dem Herkommen nach in Wien.

An der Spitze der Reichsgeschäfte stand wie ehemals der Kurfürst von Mainz als Reichskanzler. Er wurde jedoch am kaiserlichen Hof durch den Reichsvicekanzler vertreten, welcher der eigentliche Minister des Kaisers war. In wichtigen Fällen berieth sich der Kaiser nach Art der anderen Fürsten mit angesehenen Herren und Rechtsgelehrten an seinem Hofe unter dem Vorsitze des Vicekanzlers. Maximilian I. richtete 1501 einen stehenden kaiserlichen Hofrath ein, für die Sachen des Reiches und der östreichischen Erblande. Ferdinand I. trennte 1559 die Reichssachen von den Angelegenheiten der Erblande und wies dem Hofrath nur Reichssachen zu. Der nunmehrige Reichshofrath hatte die doppelte Eigenschaft eines kaiserlichen Rathes in Reichssachen und die eines den Kaiser vertretenden Gerichtshofes, da der Kaiser die Quelle aller Gerichtsbarkeit im Reiche blieb und neben dem Kammergericht noch an ihn Rechtssachen gebracht werden konnten. Neben dem Reichshofrath hatte der Kaiser noch seinen geheimen Rath, den er nicht bloß in Sachen der Erbstaaten, sondern auch des Reiches zu Rathe zog. Für einige untergeordnete kaiserliche Hoheitsrechte wurden vom Kaiser an verschiedenen Orten des Reiches Hofpfalzgrafen (comites sacri palatii) ernannt, welche namentlich Doctoren, Licentiaten, gekrönte Dichter, kaiserliche Notarien creiren, unebeliche Kinder legitimiren und das Recht der Volljährigkeit ertheilen konnten.

Durch die Stellung, welche die Kurfürsten als die ausschließlichen Wahlherrn eingenommen hatten, wurde deren Ansehen weit über das der übrigen Reichsstände erhöht, so daß zu allen einigermaßen wichtigen Reichshandlungen des Kaisers deren Rath und Zustimmung erforderlich war. Die Eifersucht der übrigen Reichsstände führte aber beim westphälischen Frieden zu der Bestimmung, daß die meisten Reichsgeschäfte mit Zuziehung sämmtlicher Reichsstände abgemacht werden sollten. Mit den vier weltlichen Kurwürden waren auch noch die vier Erzämter verbunden, von denen drei bei feierlichen Aufzügen die Reichsinsignien, das Schwert, den Reichsapfel und das Scepter, vortrugen.

Die Wahl des Kaisers geschah zu Frankfurt. Die Kurfürsten mußten sich zu dem vom Kurerzkanzler bestimmten Tage in Person einfinden oder Botschafter senden. Die Krönung zum Könige geschah noch bei Karl V. zu Aachen, seit Ferdinand I. (1558) aber am Wahlorte selbst, wohin die Reichskleinodien aus Aachen und aus Nürnberg gebracht wurden. Die Krönung zum römischen Kaiser und zum Könige der Lombardei geschah zum leztenmal bei Karl V. 1530. Seine Nachfolger nannten sich nun: erwählte römische Kaiser.

Die Reichsstände, die Reichstage, die Kreiseinrichtung.

Die Reichsstände d. h. diejenigen, welche Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten, waren nach bestimmten Klassen unterschieden. Die vornehmsten waren die drei geistlichen und die weltlichen Kurfürsten. Dann kamen die geistlichen und die weltlichen Fürsten, die Grafen und die Abgeordneten der Reichsstädte. Der Verband der Reichsstände mit dem Kaiser beruhte noch immer auf dem Lehnsnexus. Die Belehnung der Kurfürsten und Fürsten geschah vom Throne herab durch den Kaiser selbst, insgemein aber nur an Bevollmächtigte, die der Vasall schickte. Die Belehnung geschah nicht mehr mit Fahne und Scepter, sondern nach geleistetem Lehnseide wurde der Knopf des entblößten Schwertes zum Kusse dargereicht, auch bei den geistlichen Fürsten. Bei den geringeren Reichslehen bestand die Belehnung in der Ablegung des Lehnseides vor dem Reichshofrathe bei offenen Thüren.

In der Organisation des Reichstages traten große Veränderungen ein. Die hervorragende Stellung der Kurfürsten führte im funfzehnten Jahrhundert dahin, daß dieselben nach Vorlegung der kaiserlichen Proposition zu einer abgesonderten Berathung und Beschlußnahme darüber zusammentraten. Sie wurden so zu einem besonderen Collegium, in welchem Kurmainz den Vorsitz führte. Die übrigen Fürsten und Herren constituirten sich ebenfalls zu einem eigenen Collegium; ebenso machten es die Reichsstädte, so daß seit dem funfzehnten Jahrhundert am Reichstage die Eintheilung in drei Collegia aufkam.

Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erschienen die Kaiser sowie die übrigen Stände bei den Reichstagen nicht selten in Person. Nachdem aber der 1663 zu Regensburg eröffnete Reichstag sich sehr in die Länge gezogen hatte und zuletzt permanent geworden war, ließen sie sich insgesammt durch Gesandte vertreten. Dadurch wurde der Geschäftsgang noch viel schleppender und die Ceremonialstreitigkeiten noch häufiger. Der Kaiser setzte einen Fürsten zum Principalcommissarius, der ihn repräsentirte, und ordnete ihm einen staatsrechtskundigen Commissarius bei. Das allgemeine Direktorium führte der Reichserzkanzler. In Religionssachen sollte ein Beschluß der Majorität die Minorität nicht binden. Zur Wahrung der Religionsinteressen bildete die Gesammtheit der katholischen und die der evangelischen Reichsstände am Reichstage und im Reiche jede eine eigene Vereinigung (Corpus), jene unter dem Direktorium von Kurmainz, diese unter dem von Kursachsen. Zu wichtigen, verwickelten oder geheimen Geschäften wurden nach Umständen vom Reichstag Reichsdeputationen niedergesetzt.

Ein Uebelstand in der Reichsverfassung war die große Zahl der Reichsglieder, die zu einer geordneten Thätigkeit schwer zu vereinigen waren. Um dieses zu verbessern, wurde die Kreiseinrichtung benutzt. In jedem Kreise sollte ein Hauptmann oder Oberster mit zugeordneten Räthen erwählt werden, die unter Mitwirkung der Reichsstände ihres Kreises für die Vollstreckung der Urtheile des Reichskammergerichts und die Handhabung des Landfriedens zu sorgen hätten. Auch das Reichsexecutionswesen wurde nach Kreisen genau geordnet, den Ständen jedes Kreises auferlegt, nach Maßgabe der Reichsmatrikel ihr Contingent an Kriegsvolk bereit zu halten, sowie auch für gemeinsames Geschütz zu sorgen, den Ständen wurde gestattet, zu den Kosten der Kriegshülfe auf ihre Unterthanen Steuern umzulegen. Auch wurden den Kreistagen noch

andere Geschäfte zugewiesen, namentlich die Aufsicht über das Münzwesen, die Obhut gegen Erhöhung oder Anlegung neuer Zölle, die Vorberathung wichtiger Reichstagssachen.

Die Reichskriegsverfassung.

Das Reichsheer bestand aus den Contingenten der Reichsstände; der Kaiser als solcher unterhielt keine Truppen. Ueber die Größe des von jedem Reichsstande zu stellenden Contingentes wurden je nach Bedürfniß wechselnde Anschläge gemacht. Jeder Kreis hatte seine Kreisgeneralität und besondere Operationskasse. Für Sold, Kleidung und Unterhalt hatte auch im Kriege jeder Reichsstand in Beziehung auf sein Contingent zu sorgen. Die Schwäche der Reichsarmee lag in der Zusammensetzung aus kleinen Contingenten, die schlecht ausgerüstet, schlecht eingeübt, ohne gemeinsame Verpflegungsanstalten, von unbekannten Offizieren befehligt und durch keinen gemeinsamen Geist verbunden waren. Unter diesen Umständen war es ein Vortheil, daß der Kaiser zu einem Reichskrieg insgemein eine besondere Truppenmacht aus seinen Erbstaaten stellte.

Die Art, wie ein Reichsstand sein Contingent aufbrachte, war diesem überlassen. Man griff immer mehr zu dem Mittel, sein Contingent durch Söldner zu stellen, die für eine bestimmte Zeit geworben und dann wieder entlassen wurden. Es bildeten sich für den Fußdienst Schaaren von Landsknechten, die gegen Sold für jeden zu haben waren. Die Reiterei aber warb man größtentheils aus Rittersleuten, die aus Kriegslust oder zu ihrem Unterhalt mit einer gewissen Zahl von Knechten gegen Sold in Dienst traten. Bald trat das System stehender Heere ein. Zu einem Reichskrieg gehörte ein Beschluß des Reichstages; die Kriegserklärung aber erließ der Kaiser in seinem Namen.

Die Reichseinkünfte, das Reichspolizeiwesen.

Die Einkünfte des Reiches waren sehr zusammengeschmolzen. Die Reichsgüter und Regalien waren als Lehen vergeben; die Einlösung der an Reichsstände verpfändeten Reichsgüter war dem Kaiser fast unmöglich gemacht. Als Einkünfte, die der Kaiser bezog, kamen nur noch vor: der jährliche Tribut aus einigen Reichsstädten, der Opferpfennig der frankfurter und wormser Juden, die Subsidien der Reichsritterschaft bei einem Reichskriege, mehrere Einnahmen aus Italien und einiges Andere. Für vorübergehende außerordentliche Bedürfnisse waren jedoch Reichssteuern aufgekommen. Die Erhebung derselben setzte jederzeit eine Bewilligung des Reichstags voraus,

Ueber den Schutz des Landfriedens und der Landessicherheit, die besonders durch die Schaaren herrenloser umherziehender Söldner bedroht war, wurde eine ausführliche Verordnung erlassen. Ueber die Ehrbarkeit des Lebens und der Sitten und was sonst das gemeine Wohl anging, namentlich über den Luxus der Kleidertracht, über Pfeifer, Schalksnarren, Bettler, Zigeuner, Zutrinker, Gotteslästerer und Schwörer wurden Bestimmungen gegeben. Später kamen Bestimmungen über Duelle, über Handwerksmißbräuche, über eine allgemeine Getraidesperre dazu. Ueber das Bücherwesen und die Censur wurden die ersten Verordnungen durch die Heftigkeit der Religionshändel veranlaßt. Für den Verkehr wurde das um 1516 unter der Leitung der Herren von Taxis beginnende, zunächst nur für die Verbindung zwischen den burgundischen Ländern und

Wien bestimmte kaiserliche Postwesen wichtig, welches allmälig zu einer Anstalt für das Reich erweitert wurde. Daneben wurden später auch landesherrliche Posten eingerichtet. Die Reichspolizei erstreckte sich auch auf das Münzwesen. Das Recht Münzen zu schlagen galt zwar noch immer als ein kaiserliches Reservatrecht; allein der That nach stand es fast allen Reichsständen zu. Die großen Verschiedenheiten der Münzsorten veranlaßten Bestimmungen über Feingehalt und Schwere der Münzen.

Die Gebiete der Reichsstände.

Die Gewalt der Reichsstände in ihren besonderen Gebieten erstarkte so, daß sie, die geringe Unterordnung unter den Kaiser und das Reich abgerechnet, die volle Herrschaft und Regierungsgewalt in sich schloß, und daß für dieselbe die Bezeichnung Landeshoheit aufkam. In Folge der Glaubensspaltung wurde den protestantischen Ständen in der Fürsorge für das neue Kirchen- und Schulwesen noch ein neuer tief eingreifender Zweig der Gesetzgebung und Verwaltung zugeführt. Durch den westphälischen Frieden erhielten die Reichsstände auch das Recht mit auswärtigen Mächten zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, nur unbeschadet des Kaisers und des Reiches, Bündnisse einzugehen, daher selbst Krieg und Frieden so wie ähnliche Verträge zu schließen und Gesandte abzuordnen.

Die Erblichkeit der Grafschaften und Herzogthümer hatte deren Begriff als Reichsämter nicht aufgehoben und demgemäß blieb auch die Untheilbarkeit derselben Grundsatz. Nur einer der Söhne erbte das Amt, wobei der Wille des Vaters, die Wahl des Kaisers, häufig auch die Erstgeburt entschied. Nur wenn der Vater mehrere Reichsämter besaß, konnte er dieselben bei seinem Tode trennen und unter seine Söhne vertheilen, wobei gewöhnlich der älteste das Hauptamt erhielt. Je mehr aber der Charakter des Amtes in den Hintergrund trat und das zu demselben gehörende Territorium wie eine Hausbesitzung angesehen wurde, drängte sich das Gefühl vor, alle Söhne an derselben Theil nehmen zu lassen. Es wurde nun in verschiedenen Formen eine Gemeinschaft der Regierung oder Nutzung, zuletzt geradezu eine Theilung unter die Söhne üblich. Diese fortgesetzten Theilungen führten aber die fürstlichen Häuser der Verarmung, die Territorien der Zersplitterung und Deutschland dem unheilvollsten Zustand entgegen. Einzelne Fürsten bestimmten daher schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch Hausgesetze die Untheilbarkeit ihrer Besitzungen. Im sechzehnten, dann hauptsächlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde in allen reichsständischen Häusern die Vererbung nach der Primogenitur eingeführt.

Mit dem landesherrlichen Ansehen stieg auch der Glanz des fürstlichen Hofhaltes und es riß dabei zuweilen übermäßige Pracht und Verschwendung ein. Der Hofdienst wurde nicht mehr durch Ministerialen, sondern durch besoldete Hofbeamte aus der Ritterschaft versehen. Die alten Hofämter lebten nur noch als Titel und Erblehen bei gewissen ritterschaftlichen Familien fort; wirkliche Hofdienste waren aber mit denselben nicht verbunden, außer etwa bei festlichen Gelegenheiten.

Es wurden noch Land- oder Rittertage gehalten, auf welchen von den Prälaten, Grafen, Herren und der Ritterschaft wichtige Rechtssachen entschieden, Landesangelegenheiten berathen und neue Landesord-

nungen genehmigt wurden. Eine besondere Wichtigkeit erlangten dieselben dadurch, daß die Landesherren von der aus mehreren Ursachen steigenden Finanznoth gedrängt die Geistlichkeit und Ritterschaft häufig um Bewilligung einer Nothbede von ihren Hintersassen angingen. Auch Abgeordnete der Städte wurden nun zur Berathung gezogen, da diese viel aufbringen konnten, und mit ihnen über Steuern schon früher besonders verhandelt wurde. Die Stände, wenn auch insgemein zur Hülfe willig, unterließen selten, sich für dieselbe mancherlei Privilegien auszubedingen; sie schlossen sogar, als die Ansinnen zu häufig kamen, unter einander zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten Bündnisse, constituirten sich dem Landesherrn gegenüber zu einer das Landesinteresse wahrenden Corporation und verhandelten mit demselben in dieser Eigenschaft. Sie theilten sich gewöhnlich in drei Curien: Geistlichkeit, Ritterschaft und Städte; hier und da kamen auch Abgeordnete des Bauernstandes hinzu. Jeder Stand berathschlagte und beschloß für sich, und man suchte sich durch gegenseitige Verhandlungen oder durch Vermittelung des Landesherrn zu einem gemeinsamen Schluß zu vereinigen. So erlangten die Landstände die Mitwirkung bei der Besteuerung, bei neuen Gesetzen, Kriegserklärungen, Bündnissen; die Mitaufsicht bei der Verwendung der Steuern und selbst eine abgesonderte Landschaftskasse; die Wahrung der Landeswohlfahrt, insbesondere gegen Veräußerung, Theilung, Verpfändung; den Schutz der Personen und des Grundeigenthums; das Recht der Beschwerde und selbst die Befugniß sich aus eigenem Antrieb zu versammeln und sich Eingriffen in ihre Rechte und Freiheiten zu widersetzen. Seit dem siebzehnten Jahrhundert fing aber für sie durch die Fortschritte der Alleinherrschaft und die Theorieen der Publicisten eine ungünstige Zeit an. Sie wurden beschränkt, nicht mehr einberufen, in Schattenbilder verwandelt.

Das Territorialkriegswesen beruhte auf dem Lehndienst der Ritterschaft, der Landfolge, welche die Städte und das Landvolk kraft der alten Heerbannspflicht zu leisten hatten und auf den für den einzelnen Fall geworbenen Reitern und Fußknechten. Die Lehnsritterschaft war beschwerlich, kostspielig und immer weniger brauchbar. Die Landfolge wurde für die Landesvertheidigung organisirt und eingeübt und aus den jüngeren Leuten ein Ausschuß als Landmiliz gebildet; allein für entferntere Kriege war sie nicht geeignet. Das Wichtigste blieben daher die geworbenen Söldner. Dieses führte dann weiter dahin, daß Maximilian I. für seine Erblande ein stehendes, auch in Friedenszeiten zusammenbleibendes Fußvolk errichtete. Dieses ahmten andere Reichsstände nach. Nach dem dreißigjährigen Kriege behielt man einen Theil der Truppen bei und ergänzte sie durch Werbung und durch Aushebung aus den dienstfähigen Unterthanen der niederen Stände. Der Ritterdienst kam durch die Reiterregimenter und die veränderten Kriegsverhältnisse gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ganz außer Gebrauch.

Die landesherrlichen Einkünfte flossen aus den Kammergütern, Beden und Steuern und aus den vielfach erweiterten Regalien. Die schlechte Finanzverwaltung, der steigende Luxus, die Kosten des veränderten Kriegswesens führten aber dazu, daß die Landesherren häufig Geld gegen hohe Zinsen aufnahmen und Zölle oder Stücke des Territoriums verpfändeten oder mit Vorbehalt der Wiedereinlösung verkauften.

Sie machten dann das herkömmliche Recht geltend, die Stände um eine außerordentliche Beihülfe anzugehen, wobei diese aber auch ihr Recht behaupteten, das Bedürfniß zu untersuchen, über die geeignetste Art der Vertheilung und Erhebung zu unterhandeln und ihre Rechte und Freiheiten zu wahren. Hieraus ging seit dem fünfzehnten Jahrhundert der Grundsatz hervor, daß die Einführung neuer oder die Erhöhung bestehender Steuern an den Beirath oder gar die Bewilligung der Landstände gebunden sei. Die Geistlichkeit und die Ritterschaft suchten auch als Landstände ihre alte Steuerfreiheit möglichst festzuhalten oder noch zu erweitern.

Auf die Pflege der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt wendeten die Landesherren eine größere Sorgfalt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert wurden Verordnungen erlassen, welche die Sicherheits-, Fremden-, Wege-, Markt- und Gewerbepolizei zum Gegenstand hatten. Die Päße wurden eingeführt. Die gerichtlich gestraften Verbrecher wurden unter strenge Aufsicht gestellt. Auch von der Sittenzucht, der Beobachtung der Sonntagsfeier, dem Aufwand bei Hochzeiten, Kirchmessen und Kindtaufen, der Kleidertracht bis zur Länge der Schleppen bei der Weiberkleidung wurde in Landesordnungen gehandelt. Schulen, Armen-, und Krankenhäuser waren noch größtentheils in der Hand der Stifte, Klöster und frommen Stiftungen. Doch wurden in einzelnen Städten schon im vierzehnten Jahrhundert Stadtschulen, dann höhere Schulen gegründet. Großes thaten die Landesherren durch Gründung von Universitäten. Von 1348 — 1506 wurden die Universitäten Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock, Löwen, Mainz, Greifswalde, Basel, Freiburg, Trier, Ingolstadt, Tübingen, Wittenberg, Frankfurt an der Oder gegründet. Zur Ertheilung akademischer Würden und anderer Ehrenrechte war ein Privilegium des Papstes und des Kaisers erforderlich.

Die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, die Reichsdörfer.

Die Reichsstädte waren den Landesherren in Beziehung auf die Reichsstandschaft und die anderen Hoheitsrechte ganz gleich geworden. Die Landeshoheit stand der Stadt als Ganzes, die Ausübung aber nach Maßgabe der Verfassung dem Magistrate zu. Doch wurde über dessen Verhältniß zur Bürgerschaft noch viel gestritten. Der Magistrat bestand aus Bürgermeister und Rath, oder aus Schultheiß und Schöffen. Das Einzelne, das Verhältniß des inneren und äußeren Rathes, die Stellung der Patricier war fast bei jeder Stadt anders. Ueber die nächtlichen Sicherheitsanstalten, die Reinlichkeit der Straßen, den Luxus der Kleidertracht und Gelage gab es schon früh Rathsverordnungen. Auch für die Gesundheits- und Armenpflege regte sich früh einige Thätigkeit.

Es gab auch Glieder des Reiches, welche reichsunmittelbar, aber doch keine Reichsstände waren. In dieser Lage befand sich die **Reichsritterschaft**. Diese entstand dadurch, daß im vierzehnten Jahrhundert, wo die Landeshoheit noch nicht vollständig ausgebildet war, ein großer Theil der Ritterschaft, besonders in Schwaben, Franken und am Rhein unter einander in feste Verbindungen trat und sich dadurch von der Landeshoheit unabhängig in einem unmittelbaren Verhältniß zum Kaiser und Reich behauptete. Vom Kaiser begünstigt bildeten sie ihre Einigung immer bestimmter aus und erlangten durch kaiserliche Privilegien nach

und nach die Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit für ihre Personen und Besitzungen, die volle Gerichtsbarkeit, das Besteuerungsrecht ihrer Unterthanen und überhaupt alle Rechte der Landeshoheit. Die schwäbische Ritterschaft gab sich 1560 eine Ritterordnung, eben so später die fränkische und die rheinische. Jeder dieser drei Ritterkreise theilte sich in Kantons. Die Direktion eines Kantons hatte ein Ritterhauptmann mit den ihm beigeordneten Räthen. Aus allen drei Kreisen kamen jährlich Abgeordnete auf Correspondenztagen zusammen, wo das Direktorium unter den Direktoren der Kreise wechselte.

Zu den Gliedern des Reiches, die unmittelbar, aber ohne Reichsstandschaft waren, gehörten auch gewisse Dörfer, Flecken und freie Landgemeinden. Sie waren theils Ueberreste ehemaliger Reichsgüter, theils Güter ausgestorbener Familien, die nicht wieder zu Lehn gegeben worden waren. Sie standen unter dem Kaiser und regierten sich durch ihre selbstgewählten Obrigkeiten. Solcher Reichsdörfer lassen sich aus Urkunden an 120 nachweisen. Die fünf letzten Reichsdörfer wurden 1803 mediatisirt.

Das Recht beruhte auf den Gesetzen der Kaiser und den Gewohnheiten des Reiches, die hauptsächlich durch die Sentenzen und Weisthümer des Reichshofes bezeugt waren. Beides wurde unter dem Ausdrucke, gemeine Rechte und gute Gewohnheit oder schlechthin Reichsrecht zusammengefaßt. Die Reichsgesetze insbesondere bezeichnete man als kaiserliches und geschriebenes Recht, gemeines Reichsrecht. Schon früh kam aber das kanonische Recht hinzu. Allmälig fanden dann auch durch das Ansehen der Schule von Bologna die Sammlungen Justinians und mit ihnen das longobardische Lehnrechtsbuch immer mehr Eingang und wurden ebenfalls Kaiserrecht genannt. Zur Zeit der Kammergerichtsordnung von 1495, welche die Hälfte des Gerichts mit Doctoren der Rechte zu besetzen und die Beisitzer auf des Reiches gemeine Rechte und die Gewohnheiten der Fürstenthümer zu vereiden vorschrieb, war unter diesen das römische Recht ganz entschieden mit begriffen. Das römische Recht erlangte durch den Einfluß der Universitäten und des Reichskammergerichts, durch seine Reichhaltigkeit und Ausbildung ein so einseitiges Uebergewicht, daß man ohne allen historischen Takt selbst das deutsche Recht aus den fremden Rechten erklärte und letztere auf deutsche Rechtsverhältnisse in der verkehrtesten Weise anwandte. Das Recht.

Die fortschreitende Entwicklung aller Territorialverhältnisse gab die Anregung, das Recht auch auf dem Wege der Gesetzgebung weiter auszubilden. Es geschah dieses zuerst in den Städten, wo der Rath sich schon früh mit der Sammlung des Stadtrechts befaßt hatte. So entstanden verbesserte und vermehrte Stadtrechte. In den einzelnen Ländern erschienen im funfzehnten Jahrhundert unter Mitwirkung der Landstände Landesordnungen, die sich aber zunächst nur mit Polizeisachen und Aehnlichem befaßten. Auch ließen die Landesherren über das bürgerliche Recht Statuten oder Landrechte abfassen, wobei von den damit beauftragten Doctoren römisches Recht eingemischt wurde.

Während der Verwirrungen des funfzehnten Jahrhunderts wurde von den Fürsten wiederholt ein ordentlich besetztes kaiserliches Hofgericht Die Reichsjustiz und die Territorialgerichte.

verlangt und endlich auch von Friedrich III. 1471 ein Kammergericht angeordnet. Hieran schloß sich die Einsetzung des kaiserlichen und Reichskammergerichts 1495. Dieses wurde zu Frankfurt eröffnet, dann bald da, bald dort gehalten und nach einiger Unterbrechung 1693 zu Wetzlar wieder eröffnet, wo es auch bis zuletzt geblieben ist. Ein anderes Organ der obersten Reichsjustiz war der Reichshofrath. Zu den Einrichtungen der Reichsjustiz gehörten auch die Austräge. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert führte die Kraftlosigkeit der Reichsgerichte und der Freiheitsgeist der Reichsstände dieselben dahin, ihre Streitigkeiten unter einander insgemein durch Schiedsrichter austragen zu lassen. Dieses wurde in den vertragsmäßig errichteten Landfrieden, häufig auch bei Eingehung anderer Verträge im voraus festgesetzt.

In den einzelnen deutschen Ländern wurden durch den Einfluß der fremden Rechte, mit denen man ohne wissenschaftliche Bildung nicht fertig werden konnte, und nach dem Vorbilde des Reichskammergerichts die Hofgerichte zu geschlossenen Collegien und in diesen die ritterliche und gelehrte Bank unterschieden. Neben den Hofgerichten stand in manchen Territorien den Landständen noch nach Art der alten Landesversammlungen eine Gerichtsbarkeit zu. Die Landgerichte, deren Einrichtung in die Zeit nicht mehr paßte, wurden meistens aufgehoben und ihre Geschäfte an das Hofgericht gezogen. Auch bei den Centgerichten oder Aemtern wurden die Schöffen nach und nach abgeschafft und durch einen Amtmann mit einem Actuar ersetzt, die peinliche Gerichtsbarkeit ihnen aber genommen und dem Landgericht oder Hofgericht übertragen. Häufig wandte man sich noch wie ehemals an den Landesherrn selbst, der dann die Sache nicht dem Hofgericht zuwies, sondern sich selbst damit befaßte. Er that dieses mit seinen Räthen unter seinem oder des Kanzlers Vorsitz. Es gab außerdem noch mancherlei Arten von Gerichten.

Der Handel. Wir haben früher (Band II. S. 494) von der deutschen Hanse gesprochen und deren bedeutenden Handel in den nordischen Reichen, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, und in den westlichen, namentlich in England und den Niederlanden, geschildert. Der inländische Handel mit dem deutschen Vaterlande war gering und nicht in Verhältniß mit der Bedeutung des auswärtigen Handels. Während der auswärtige Handel der Hansen den Ackerbau fremder Staaten hob, blieb der deutsche Ackerbau zurück; statt im eignen Lande eine Industriekraft zu schaffen und von dieser den Ausfuhrhandel zu nähren, zogen sie es vor, Fabrikate auf flandrischen Märkten zu kaufen. Sie kauften die Waren da, wo sie am wohlfeilsten waren, und verkauften sie da, wo sie am besten zu verwerthen waren. Der hansische Handel beruhte auf Monopolen und verfolgte rein kaufmännische, nicht national-ökonomische Zwecke, er strebte nach Bereicherung Einzelner, nicht des Vaterlandes. Nicht der Bund allein trug davon die Schuld, sondern auch die damaligen Verhältnisse und ganz besonders die Zustände in Deutschland. Der Kaiser und das Reich begriffen die nationale Bestimmung der Hansa nicht und waren nicht geneigt, sie zu unterstützen. Die Hansa ist in Deutschland officiell nie anerkannt worden. Jede Hansestadt ging für sich Verträge mit den Landesherrn und Nachbarn ein, wie Zeit und Umstände eben günstig waren. Die Landesherren, welche vom Handel

und von den Künsten friedlichen Erwerbes keinen Begriff hatten, waren die Feinde der sich allmälig bereichernden Städte und widersetzten sich jedem Binnenverkehr, welchen die Städte einrichten wollten. Diese Hindernisse wirkten dahin, daß zunächst die dem Meer nah gelegenen Städte ihr Augenmerk nach fremden Ländern und fremden Märkten richteten, wo sich ihrer Handelsthätigkeit ein ergiebiges Feld öffnete. Trotzdem hat ein innerer Handel bestanden, wenn auch von geringerem Umfang, als der auswärtige. Die deutschen Städte, welche nach und nach dem Bunde beitraten, gewährten einander einen freien wechselseitigen Verkehr und sonstige Erleichterungen. Sie sorgten für Herstellung besserer Straßen, besonders für Anlage von Kanälen. Der hansische Verkehr drang gewiß so weit in das Innere Deutschlands als die dem Bund angehörigen Städte lagen, also nach Sachsen und Thüringen, wo Erfurt, Zerbst und Magdeburg die Handelsplätze bildeten. Nach Polen, Lithauen, Schlesien, Böhmen und Ungarn gelangte man durch Vermittlung von Frankfurt, Breslau und Krakau. Köln und die westphälischen Städte herrschten am Rhein. Mit Oberdeutschland scheint der Verkehr nie bedeutend gewesen zu sein, indem die dortigen Städte mit eigner Kraft ihre Handelswege östlich nach Ungarn, westlich nach den Niederlanden, südlich nach Italien einschlugen. Der hansische Handel mit deutschen Fabrikaten und deutschen Bodenprodukten war dem mit ausländischen Erzeugnissen untergeordnet. Außer groben Tuchen mögen Metallarbeiten, besonders Gußsachen zum Absatz in fremde Gegenden gefertigt worden sein. Beträchtlich war die Versendung von Bier nach den nordischen Ländern. Von den Ostseehäfen wurde Getraide ausgeführt. Köln und die andern Hansestädte des Niederrheins versendeten Rhein- und Moselweine in die Fremde ebenso Leinwand aus Westphalen, während die sächsische Leinwand meist über die nordöstlichen Städte ausgeführt wurde. Auch Färbestoffe wie Safran und Waid, Handelsgewächse wie Senf und Hopfen, Bergbauprodukte, westphälische Eisenwaaren und die sogenannten Nürnberger Artikel sind bisweilen von den Hansen auf auswärtige Märkte verführt worden. Doch wie groß oder gering man auch den inneren Verkehr annehmen mag, die Handelsherrschaft des Bundes beruhte einzig und allein auf dem bedeutenden Zwischenhandel zwischen entfernten fremden Ländern. Die Herrschaft in den nordischen Reichen und die Begünstigungen im Westen setzten die Hansen in den Besitz eines Verkehrs, welcher ihnen daselbst ausschließlich zustand. Die See war mehr das Element ihrer Größe, als das Land. Sie haben den Schiffsbau, wenn auch nicht vervollkommnet, doch thätiger betrieben, als irgend ein andres Volk des Nordens. Zum Schutz ihres auswärtigen Handelsmonopols hatten sie sehr zweckentsprechende Statuten. Für die Sicherheit des Seehandels haben die Hansen die rühmlichsten Anstrengungen gemacht.

Den Untergang des Bundes bewirkten innere und äußere Ursachen. Von Innen waren dem Bunde die Gebrechen seiner Verfassung nachtheilig. Bei der Eifersucht jeder Stadt auf ihre Freiheit und ihr eignes Interesse konnte eine unabhängige und energische Centralgewalt sich nicht ausbilden. Wenn trotz der beinahe anarchischen Verfassung der Bund zu so außerordentlichen Erfolgen gelangte, so erklärt sich dies einmal dadurch, daß bisweilen ein besserer Geist durchbrach und das eintretende Interesse aller die gemeinschaftlichen Zwecke mit Glück verfolgen ließ,

sodann aber auch dadurch, daß die übrigen europäischen Gemeinwesen an nicht minder großen Gebrechen litten, und daß die Anarchie der Feudalstaaten noch einen weit elenderen Zustand darbot. Als sich aber festere Staatsverhältnisse entwickelten, mußte die hansische Bundesverfassung, welche unverändert blieb, in ihrer Nichtigkeit zusammenbrechen. Noch nachtheiliger wirkten die äußeren Ursachen. Die Fürsten fanden in der Besteurung ihrer Unterthanen ein ergiebigeres Mittel zur Befriedigung neuer, stets wachsender Bedürfnisse, als in den Zöllen, welche bisher die Hansen für ihre Privilegien gezahlt hatten. Die Steuerkraft des Volkes konnte aber nur dann angestrengt werden, wenn man ihm die zeither verstopften Quellen des Erwerbes öffnete. Und dies geschah nicht sowohl durch Freigebung des Handels auf gleichem Fuß mit den Fremden, sondern durch Begünstigung der Unterthanen auf Kosten der ersteren. Die großen Entdeckungsreisen nach Indien und Amerika hatten den Meeren gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet und die Schifffahrt mannigfach vervollkommnet. Regierungen, welche vorher dieselbe ganz vernachlässigt hatten, begriffen ihre Bedeutung, sie ermunterten den Seehandel ihrer Unterthanen und rüsteten mächtige Flotten aus, um ihn zu schützen und vorwärts zu bringen. Es bildeten sich zu Wasser und zu Land herrschende Großmächte, welche sich im Weltkampf der materiellen Interessen entgegenzuwirken suchten und einander in merkantilischen Belagerungszustand erklärten (S. 30). Sobald die Regierungen die national-ökonomische Bedeutung von Handel, Gewerbe und Schifffahrt zu würdigen verstanden, mußten die nur auf individuelle Bereicherung bedachten Hansen unterliegen.

Inmitten der neu aufwachsenden Zeit versäumten es die Hansen, eine große nationale Politik einzuschlagen und ihren lockeren städtischen Bund in eine einheitliche, unabhängige, geographisch und politisch eng verbundene Handelsrepublik, wie später die holländische, umzubilden, welche allein im Stande gewesen wäre, der kraftvolleren Ausbildung der europäischen Staaten ebenbürtig zu begegnen. Freilich entzog ihnen die seit der Reformation überhand nehmende Auflösung, Uneinigkeit und Schwäche des deutschen Reiches den Boden, auf welchem sie allein den nationalen Umbau ihres Bundes hätten bewerkstelligen können. Einfluß und Ansehen des Kaisers sanken zum Schattenbild herab, es fand sich kein Kaiser, welcher den politisch-nationalen Gedanken der Hansa zu fassen vermochte; die einzelnen Landesherren kannten kein höheres Ziel, als Vermehrung ihrer Hausmacht und Souverainität. Religionskriege zerrissen noch das letzte Band, die Fremden wurden Schiedsrichter der deutschen Geschicke. Bei ihrem einseitigen Streben nach materiellem Reichthum, nach nichts als Handelsvortheilen hatten die hansischen Städte die Beförderung ihrer politischen Interessen vernachlässigt. So lange sie in Blüthe standen, schienen sie Deutschland gar nicht angehören zu wollen, als aber die Blüthe zu welken anfing, da erfuhren sie die Vergeltung; des Kaisers und des Reiches Ohnmacht konnte sie nicht retten, und ihr Bemühn, bei dem deutschen Reichstag ihren Handel als eine Nationalangelegenheit geltend zu machen, waren vergeblich. Die einzelnen Landesherren, welche von jeher ihre Feinde waren, verfuhren immer rücksichtsloser gegen die Schwachen. Sie bemächtigten sich verschiedener Binnenstädte, beraubten sie ihrer Privilegien und rissen so ein Glied

nach dem andern vom Bunde los. Andere Städte gingen Deutschland ganz verloren und wurden fremder Herrschaft unterworfen, wie der westliche und nordöstliche Theil. Die Landesherren besaßen Gewalt genug, um den Städten ihre Kommunalfreiheiten zu rauben, nicht aber, um deren Handelsgerechtsame gegen Fremde zu behaupten.

Länger als die Landstädte erhielten sich die Seestädte. Die ersten Symptome des Verfalls der Hansa äußerten sich bereits um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, als durch das Anwachsen des burgundischen Hauses das Band fast gelöst wurde, welches die Niederlande an Deutschland geknüpft hatte, und die angesehensten Städte in Preußen sich der polnischen Hoheit ergaben. Je mehr der Hansabund sich lockerte, desto geringer wurden die Mittel, über die er zu verfügen hatte. Nirgends fühlte er diese Abnahme empfindlicher als auf der See. Hier, wo er zeither fast ausschließend geherrscht hatte, sah er sich von Nebenbuhlern bedrängt und zuletzt verdrängt; er mußte die Flagge streichen vor den zahlreichen und kühnen Wimpeln des niederländischen Freistaates; er mußte zusehen, wie Elisabet von England 60 hansische Schiffe mit Embargo belegte und mit höhnischer Verachtung seine Vorstellungen zurückwies; ja sogar mit Dänemarks und Schwedens Marine konnte er den ungleichen Kampf nicht mehr eingehen.

Indem die Hansen so die Herrschaft zur See verloren, mußte ihre Handelsmacht sinken. Die sich jetzt erhebenden Staaten suchten sich für die Abhängigkeit, in der sie von den Hansen so lange gehalten worden waren, auf jede Weise zu rächen und legten dem hansischen Handel alle möglichen Hindernisse in den Weg, sie schlossen seine Faktoreien, sie entzogen ihm nach und nach alle Vorrechte und wendeten sie den eigenen Unterthanen zu, Skandinavien begünstigte die Holländer, Rußland die Engländer, nur um der Hansa zu schaden und sie zu vernichten. Den letzten Ausschlag gab die Veränderung des Handels, welche mit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien entstand. Der altgewohnte Mechanismus des hansischen Verkehrs paßte nicht mehr in die neue Zeit. Durch jene Entdeckungen wurden die seefahrenden Völker des Westens an Kenntnissen und Mitteln so bereichert, daß sie sich mehr und mehr von der Zwischenhand der Hansen befreiten und auch nach dem Nordosten Europas ihren eignen und aktiven Handel einrichteten. Der Handel kam an andere Länder, und mit den neuen Waaren änderte sich die Methode seiner Betreibung. Mit dem Monopol des Zwischenhandels versiegte die Hauptquelle des Reichthums und der Macht der Hansa und daneben nahmen manche andere Zweige der einheimischen Industrie, die Fischereien, die Rhederei und der Schiffsbau, langsam ab. Geräuschlos, wie sie entstanden, löste sich die Hansa auf (1669). Auf dem letzten Hansatage erschienen nur noch sechs Städte, Hamburg, Lübeck, Bremen, Danzig, Braunschweig und Köln; die beiden letzteren traten bald zurück, und die ersteren drei Städte haben nur den Namen, nicht die Sache auf unsere Zeiten fortgesetzt.

Hamburg und Bremen fanden bei ihrer Lage an der Nordsee für den Verlust im Osten vortheilhaften Ersatz im Westen. Sie hatten zwar auch unter der Verfolgung der Hansa durch die Königin Elisabet zu leiden, aber sie wußten für sich als einzelne Städte, oft mit Verkürzung des Bundes, ihrem Handel gerade in England nicht unwichtige Begün-

stigungen zuzuwenden. Damals knüpfte Hamburg das enge Band, das es seitdem mit England verbindet. Englische Kaufleute ließen sich in Hamburg nieder und dieses wurde der Hauptthandelsplatz englischer Ein- und Ausfuhren auf dem Kontinent. Hamburg nahm als Kommandite Antheil an den Gewinnen, welchen die Erweiterung des englischen Geschäftskreises England eintrug. Auch vermittelte Hamburg den geringen Handel, welchen damals Nord- und Mitteldeutschland nach außen führen konnten.

Die oberdeutschen Städte, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Memmingen, waren durch ihre Gewerbsthätigkeit und durch ihren Verkehr früher mit dem griechischen Kaiserthum, später mit den italienischen Freistaaten reich geworden. Als aber der indische Handel von den zeitherigen Landwegen auf die Seefahrt, und der europäische Markt der indischen Produkte von Venedig nach Lissabon überging, als die Türken ihre Herrschaft über die unteren Donauländer ausbreiteten, Ungarn mit fortdauernden Einfällen schreckten und den Verkehr auf der Wasserstraße der Donau fast vernichteten, da wurde den oberdeutschen Städten das Fundament untergraben, auf dem sie ihre Stellung im europäischen Zwischenhandel genommen hatten. Natürlich hörte nicht alles auf einmal auf, eine kunstfertige Industrie erhielt sich noch lange in den Reichsstädten von Schwaben und Franken, vorzüglich in Nürnberg, und die großen Reichthümer, welche einzelne Häuser gesammelt hatten, blieben in Handels-, besonders in Geld- und Wechselgeschäften noch geraume Zeit verwendet. Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war für diese Städte noch eine ergiebige Periode, sie benutzten mit bestem Erfolg den Weltmarkt in den Niederlanden, und erst mit dem Fall Antwerpens trat der unglückliche Umschwung ein. Die steigende Bedeutung Amsterdams und des holländischen Weltmarktes wurde, was man sagt, der Nagel zum Sarge der deutschen Handelsgröße. Der Rhein, dann auch die Schelde wurde den Deutschen gesperrt, und ein willkürliches System von Zöllen und Abgaben errichtet.

Der verminderte Verkehr nach außen beschränkte auch den inneren Handel und die Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland. Dazu kamen die ununterbrochenen Kriege, die Religionsstreitigkeiten und Verfolgungen und die unter den verschiedensten Namen errichteten Zölle, welche die kleinen Fürsten als ein Hoheitsrecht in Anspruch nahmen. Die alten Stapelplätze im Innern, Erfurt und Braunschweig, verloren ihre Bedeutung. Nur Frankfurt am Main und Leipzig hielten sich durch ihre Messen aufrecht, Frankfurt durch seine Verbindung mit dem immer kräftiger aufstrebenden Holland, Leipzig als der geeignetste Platz für die Handelsverbindung zwischen Nordosten und Südosten. Im Allgemeinen gerieth seit der Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg Deutschlands Gewerbe und Handel in Verfall. Doch in einzelnen Gegenden zeigte sich von Seiten der Regierung Pflege und Verständniß staats- und volkswirthschaftlicher Interessen. Brandenburg suchte seinen inneren Handel zu beleben und die Tuchfabrikation zu erhalten und zu fördern. Noch mehr geschah in Sachsen für Industrie, Landwirthschaft und Bergbau.

Auffallend in den Gewerben ist die Abnahme der deutschen Tuchfabrikation, welche in groben und mittleren Sorten sehr schwunghaft

betrieben worden war. Die Konkurrenz der niederländischen und englischen Tuche wurde immer drückender. Dagegen wurde die Linnenindustrie in diesem Zeitraum Deutschlands blühendstes und ergiebigstes Gewerbe. Die Leinwand wurde für den in tropischen Ländern angesiedelten Europäer ein unabweisbares Bedürfniß. Holland allein konnte dasselbe nicht mehr befriedigen und holte daher die Ware aus Deutschland. Flüchtlinge aus Flandern und Brabant hatten in Westphalen bessere Weisen den Flachs zu bauen und zu brechen eingeführt. Von da verbreitete sich der Fortschritt nach Sachsen, Böhmen und Schlesien, welches bald das Hauptland der Linnenindustrie wurde. Für die Ausfuhr arbeiteten die Metall- und Waffenfabriken im südlichen Westphalen und in Thüringen. Nürnberg blieb in seinen Kurzwaren ohne Nebenbuhler, obgleich sein Handel sowie die Spedition zwischen dem Norden und Süden abnahmen und seine sonst lebhaften Verbindungen mit Frankreich mehr und mehr an Frankfurt übergingen. Die Verfertigung feiner Stoffe und Luxusartikel, wie Gold- und Silbersachen, Schmuck, in Erz gegossene Gefäße, Holzschnitzereien u. s. w., welche in den oberdeutschen Städten kunstreich betrieben worden war, wurde durch die in diesen Gegenständen erhöhte Industrie der Franzosen und Holländer in den Hintergrund gedrängt. Denn Deutschlands Fürsten und Adel fingen an, die vaterländischen Erzeugnisse gering zu schätzen und die Befriedigung ihres Luxus im Ausland zu suchen.

Die deutsche Landwirthschaft ersetzte nicht die Verluste, welche Handel und Gewerbe erlitten. Das Feudalwesen lastete auf der Bodenfläche des deutschen Reiches. Die Heere der Landsknechte entzogen dem Landbau arbeitende Hände, und die Chroniken berichten von öfterer Hungersnoth im sechzehnten Jahrhundert. Zu dem Verfall der Wollenmanufakturen trug auch der klägliche Zustand bei, in welchem sich die meisten Schäfereien befanden. Mit der Viehzucht sah es noch am besten in den niederdeutschen Küstenländern aus. Auch der deutsche Bergbau ging seit der Entdeckung Amerikas zurück. Die Einfuhr aus der neuen Welt drückte den Werth der edlen Metalle, und die Kosten der Gewinnung wurden zu theuer.

Die deutsche Volksthümlichkeit und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stände.

Aus dem Kirchenstreite ging Deutschland zerspalten und geschwächt hervor; das schadete dem Volksthum und dem Selbstgefühl der Deutschen. Deutsche Art erhielt sich mehr bei den Evangelischen, als bei den Katholiken. Der Geist der Kirche war mächtiger als das deutsche Nationalgefühl, auch schadete diesem die Verbindung der Katholiken mit Spanien und der Protestanten mit Frankreich. Das deutsche Volk trennte sich durch den Kirchenstreit in Anhänger des alten und des neuen Glaubens, die letzteren zerfielen mit einander, der Deutsche bekämpfte mit bitterem Haß den Deutschen, das vaterländische Gefühl verkehrte sich in kirchliche Streitsucht, und Deutschland drohte in dem fürchterlichen dreißigjährigen Krieg in Schutt und Trümmern zusammenzustürzen. Aus der Verwüstung dieses Krieges ging kein kräftiges und stolzes Volk hervor; das deutsche Volk hatte Schaden genommen an seinem Heiligsten, an Eintracht und Vertrauen, es war mit Ausländerei in Sitte und Sprache geimpft, es hatte seinen Humor, seinen Gesang eingebüßt, seine Sprache in ein buntscheckiges Gemisch verkehren lassen. Die Fülle des Erwerbs und Wohlstandes, die frohe Thätigkeit eines zahlreichen selbstän-

digen Bürgerstandes, die Freude an Wehr und Waffen, das Selbstgefühl und das Bewußtsein der Ueberlegenheit über die Fremden war dahin. Dagegen dauerten die alten Untugenden fort, die Völlerei, die Derbheit in der Rede, die Unbeholfenheit im Benehmen.

Die Fürstenmacht ward während dieses Zeitraums in den Ländern der Reformation sowohl als der Reaction, durch den Kampf für und gegen das Papstthum, ungemein erweitert. Bieder und leutselig im Verkehr mit dem Volke, einfach in der Lebensweise, nicht zurückstoßend in der öffentlichen Erscheinung zu sein, war eine nationale Erbtugend der deutschen Fürsten, die der steigende Fürstenstolz und die Hoffärtigkeit nicht ganz zu verdrängen im Stande waren. Theologische Bildung besaßen evangelische und katholische Fürsten. Die Erziehung der Prinzen hatte besonders ritterliche, sprachliche und theologische Tüchtigkeit zum Gegenstande. In manchen Fürsten regte sich das Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren einbrachte. Der Troß der fürstlichen Diener füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer so an, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten. Ein Herzog von Würtemberg erschien einmal mit einem Gefolge von 700 Pferden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Hofhaltung vieler Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die auch täglich im Schlosse gespeist wurden. Dies verursachte besonders bei feierlichen Gelegenheiten ganz ungeheure Ausgaben. Der deutsche Adel hatte mit den Fürsten Neigungen zu Jagd und Trinkgelagen gemein, befreundete sich auch mit der Theologie, entfremdete sich aber mehr als vordem den Waffen. Es gab nicht oft mehr Turniere mit scharfem Rennen, sondern Ringelstechen, zierliche Kunstreitereien, Karussels und dergleichen. Die Erziehung an den Höfen war der Selbständigkeit des ritterlichen Wesens nicht förderlich. Die Bürgerschaften waren vor allen von der großartigen Erhebung der Reformation ergriffen; bald aber kam bei ihnen das deutsche Wesen ins Stocken; die rege Bewegung des gewerblichen Verkehrs ließ nach; dadurch wurde die Behaglichkeit verkümmert; der Ernst der Reformation störte den Humor, die studirten Rathmänner das altväterliche Recht, der schmalkaldische Krieg schlug die oberdeutschen Städte mit Trübsal, die theologische Polemik verbitterte die Stimmung, der dreißigjährige Krieg zehrte das Mark des Bürgerthums auf. Herrschsüchtige Patricier mit leeren Kasten, im Bannrechte der Zünfte verstockte Handwerker mit verrosteten Waffen dauerten bis in die folgende Zeit fort. Der deutsche Bauer erscheint nur einmal auf dem Vordergrunde der Bühne; er frevelte noch mehr in Sättigung der Eß- und Trinklust und des Dranges zu lärmen und zu verwüsten, als in Blutgier und Wollust; mit der Unterdrückung des Aufstandes wurde dem Bauer der Muth gebrochen. Von den Theologen hatten Hunderte mit Melanchthon die Sanftmuth und den Geist christlicher Liebe gemein; Tausende aber ahmten Luthers Strenge und Eifer nach; in unreinen Geistern erhitzte irdische Berechnung den theologischen Eifer. Der deutsche Jurist wurde ein Muster deutscher Langsamkeit und Schwerfälligkeit; er vertritt in seinem Stil die Sprachmengerei, in seinem Criminalverfahren die Barbarei der Unvernunft.

Ueber den Unfug der deutschen **Studenten** wird vielfach Klage geführt. Die Bewegungen der Reformation, deren thätigste Werkzeuge sie waren, weckten den Geist unruhigen Treibens; die hohe Geltung studirter Beamten steigerte das Selbstgefühl. Die akademische Jugend bewahrte von dem Muthwillen und der Rohheit früherer Zeit mehr als ein anderer Stand; der Ehrenzweikampf wurde durch die Menge studirender Edelleute allgemein. Der Pennalismus kam gegen 1600 auf und artete oft bis zur Bestialität aus.

Der ewige Landfriede hob das Uebel des Fehde- und Faustrechts nicht so schnell, daß man nicht Ursache zu dem Sprichwort gehabt hätte, es sei dem Landfrieden nicht zu trauen. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dienten Deutsche, wie die Schweizer, zu Tausenden anderen Nationen um Sold. Wenn sie ihren Sold richtig erhielten, konnte man auf ihre Treue sicher rechnen. Im Mittelalter war die schwere Reiterei, deren Kern die Ritterschaft war, die Hauptwaffe der Deutschen; das im sechzehnten Jahrhundert unter dem Namen der **Landsknechte** so berühmt gewordene Fußvolk ist eine Schöpfung Kaiser Maximilians I. Viele Landsknechte nahmen ihre Weiber mit zu Felde, und diese und die Schwärme liederlicher Frauenzimmer und dienstbarer Buben bildeten einen zahlreichen Troß. Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. In Feindes Land legte man es oft auf ein planmäßiges Zerstören an, und es gab Brandmeister, die das Anzünden der Wohnungen zu besorgen hatten.

Für die Bildung der neueren Zeit ist die Erfindung und schnelle Verbreitung der **Buchdruckerkunst** höchst wichtig geworden. Die Bewegung, welche die Reformation in Deutschland veranlaßte, hängt mit der Verbreitung der Buchdruckerkunst genau zusammen. Anfangs wurde die Buchdruckerkunst als Geheimniß behandelt, bald aber wurde dasselbe entdeckt und in vielen Städten Deutschlands, Hollands und der Schweiz Druckereien errichtet. Zwei pariser Professoren setzten es bei ihrer Facultät durch, daß drei Buchdrucker aus Mainz nach Paris berufen wurden, um daselbst eine Druckerei zu gründen. Auch auf die Verbreitung des in Italien erwachten neuen geistigen Lebens hatte die deutsche Erfindung einen großen Einfluß. Zwei Deutsche, Schweinheim und Pannarz, welche in Rom Druckereien anlegten, rühmten sich schon 1475, daß sie 12,475 Abdrücke von verschiedenen Werken gemacht hätten. Bald wurden auch in Mailand, Venedig und fast in allen übrigen italienischen Städten durch Deutsche und durch Italiener Druckereien errichtet. Unter den Buchdruckern jener Zeit zeichnet sich **Aldus Manutius** aus durch seine Gelehrsamkeit und sein Streben, den Text der Alten wieder herzustellen. Die gelehrte Bildung.

Wollen wir uns ein Bild von der gelehrten Bildung der Deutschen vor der Wirksamkeit der Humanisten machen, so sind die Epistolae obscurorum virorum die beste Quelle. Man besaß eine große Anzahl grammatikalischer und lexikalischer Schulbücher, aber diese leiteten weniger zur grammatikalischen und stilistischen Correktheit an, als zu unfruchtbaren Untersuchungen über die Sprachformation, über Wortstämme und Ableitung. Magister leitete man ab von magis und ter, quia magister ter magis debet scire quam simplex persona, Presbyter heißt ein

Mann, qui praeberet suis iter, Mavors galt für quasi mares vorans. Man behandelte das Latein als lebende Sprache und die lateinische Sprache wurde gleichsam ein einziger Germanismus. Man führte unus als Artikel ein und quod verdrängte den Accusat. cum Infinit. und meistens auch das ut. Redensarten und Perioden wurden deutsch, ja selbst die Rection der Casus emancipirte sich von der Grammatik. Eine Anzahl barbarischer Wörter ward eingeführt. Mit dieser Bildung stimmen auch die philosophischen und theologischen Fragen überein, welche aufgeworfen wurden. Ein Magister verschluckt ein bebrütetes Ei, sonst ohne Schaden, doch es war Fasttag und ein pullaster schien ihm ein sündliches Gericht. Man frug, ob die Menschen bei der Auferstehung alle ein gleiches Alter und eine gleiche körperliche Gestalt haben würden; ob Gott etwas Geschehenes ungeschehen machen könne u. s. w. Man besaß zwar die vorzüglichsten römischen Autoren, aber man fand es bequemer, lateinische Verse zu machen, als zu lesen. Nur Ovid und dessen Ars amandi fanden Gnade. Zum Versemachen brauchte man keine weitere Vorbildung, als einige Uebung im Scandiren. Die Episteln erzählen: bekannte jemand, daß er den Virgil gelesen, so mußte er einige Tage fasten und sieben Bußpsalmen beten; ein Examinandus sei abgewiesen worden, weil er an einem Feiertage im Terenz geblättert. Und welche Früchte trug diese Verwilderung des Geistes für die Sitten! Auf den Universitäten saßen Magister und Studenten die Nächte hindurch bei der Bierkanne. Man lärmte und disputirte, man brüllte halblateinische Zotenlieder, man erquickte sich an schamlosen Anekdoten, man wetteiferte mit den Pfaffen in der Verführung der Weiber. Non sum angelus und Deus est misericors war die Antwort für das Gewissen und den polternden Bußprediger. Dies war im allgemeinen der Zustand der Gelehrsamkeit, dies der Charakter des Standes, welcher den Laien zu der Weihe und Würde der Wissenschaft erziehen sollte.

Schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts war eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Männer bemüht, das Studium der alten Klassiker, welches in Italien mit großem Eifer betrieben wurde (Bd. II. S. 557), unter den Deutschen zu verbreiten. Nikolaus Cusanus wurde in Italien mit dem griechischen Text des Aristoteles bekannt, während man bis dahin in Deutschland nur den arabisch-lateinischen kannte. Er war ein guter Kenner des römischen Rechts, ein kritischer Forscher in der Geschichte und Theologie und trieb auch Mathematik und Geographie auf eine ganz andere Weise als es bisher in den Klöstern geschehen war. Georg Purbach oder Peurbach weckte in Deutschland den Eifer für Mathematik und Astronomie. Sein Schüler Johann Müller, nach seiner Vaterstadt Königsberg Regiomontanus genannt, war einer der Ersten, welche in Deutschland das Studium der alten Sprachen und der alten Literatur mit dem der realen und praktischen Wissenschaften verbreiteten. Er war ein ausgezeichneter Astronom und verfertigte auch brauchbare Instrumente.

Dagegen suchten Johann Wessel, Wimpfelius und Hegius durch die Predigt einer Religion des Herzens die Deutschen für die religiös-moralische und klassische Bildung zu gewinnen. Sie kämpften für die Bildung des Verstandes und Herzens gegen das bisherige Gedächtnißwesen und die mechanisch eingeübte dialektische Fertigkeit. Gegen das

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts machte Johann von Dalberg als pfälzischer Kanzler die Universität Heidelberg zum Sammelplatz der in Italien für die neue Bildung und Literatur gewonnenen Männer. Er zog ausgezeichnete Gelehrte nach Heidelberg und stiftete nach Art der italienischen Akademien die sogenannte rheinische Gesellschaft. Unter den Männern, welche sich an Dalberg anschlossen, muß namentlich Rudolf Agricola erwähnt werden. Er hat besonders die Methode und Erziehungskunst studirt und galt im sechzehnten Jahrhundert für einen Mann, der neben Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin und Philipp Melanchthon für die Reformation der Schulen und des nach Luthers Zeit durch die Protestanten verbreiteten Studiums der Humanitäts-Wissenschaften das Meiste geleistet hat. Auch Konrad Celtes ist wegen der von ihm in den verschiedensten Gegenden von Deutschland angeregten neuen geistigen Bestrebungen merkwürdig.

Während die Beschäftigung mit der Wissenschaft und Kunst der Alten in Italien ein Zeitvertreib der Vornehmen und Reichen war und in Frankreich die königliche Freigebigkeit in Anspruch nahm, erleichterte sie in Deutschland den gedrückten edlen Seelen ihre Armuth. Das Grübeln, das Sammeln und die Freude am stillen Forschen haben dem deutschen Volke oft den Spott seiner Nachbarn zugezogen; aber die Geistlichen und Schullehrer dieser Zeit fanden in den Studien selbst ihre Befriedigung und machten nicht Ansprüche, welche nicht hätten befriedigt werden können, ohne das Volk zu bedrücken. Ist doch Luther nach Augsburg zum Kardinal Cajetan, vor welchem er dort in einem geliehenen Kleide erschien, zu Fuß und nach Worms in einer Art Bauernkarren gereist. Auch Melanchthon, der durch seinen Vetter Reuchlin den höheren und reicheren Klassen angehörte, machte bei seinem ersten Auftreten in Wittenberg durch seine dürftige und unansehnliche Erscheinung sogar auf Luther einen sehr unangenehmen Eindruck. Die deutschen Gelehrten wollten nicht, wie die Italiens und Frankreichs, große und glänzende, den Staat belastende Anstalten gründen; sie wollten vielmehr durch gelehrte Schulen die geistige und sittliche Bildung unter dem Mittelstande und durch diesen im Volke verbreiten. Dies ist gelungen, und Deutschland zeichnet sich vor allen Ländern Europa's dadurch aus, daß auch der Geringste und Aermste zur höchsten Bildung gelangen kann. Wir erhielten keine vornehmen Akademien; aber Gymnasien und Volksschulen, welche sich wie ein Netz über Deutschland ausbreiteten, sind das segensreiche, wenngleich minder glänzende Ergebniß von der Thätigkeit der Humanisten. In Deutschland galt es nicht, wie in Italien, eine gebildete Aristokratie zu idealem Aufschwunge fortzureißen, sondern vermittelst der neuen Bildung das tiefgesunkene Volk zu erheben. Die italienischen Humanisten glaubten, mit Plato über dem Christenthume zu stehen, sie waren eitel genug, auch die Scheinweisheit und die sittlichen Gebrechen des Alterthums anzunehmen. In Deutschland führte die gewonnene Einsicht zur Prüfung alles dessen, was bis dahin dem Menschen seine heiligsten Güter entzogen hatte. Man lernte zunächst nicht des Homer, sondern der Bibel wegen Griechisch und gab dem Hebräischen gleiche Geltung. Tübingen, Wittenberg, Heidelberg und Prag waren im sechzehnten Jahrhundert nach einander die Hauptsitze und Pflanzschulen deutscher Wissenschaft, und wie für die Religionsstreitigkeiten, so sind auch für die Bildung des deutschen Volkes

Luther und Melanchthon die Hauptpersonen. Bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts waren es die protestantischen Gelehrten allein, welche die allgemeine Bildung Deutschlands zu fördern sich bemühten; erst dann versuchten es auch die Jesuiten, in ihrem Sinne und unter ihren Glaubensgenossen Eifer für die Wissenschaft zu erwecken. Der Orden der Jesuiten erlangte gerade dadurch eine größere Bedeutung, daß er, das Bedürfniß der Zeit in Bezug auf höhere Bildung anerkennend, nicht den Protestanten das Verdienst um die Schulen und Wissenschaften überlassen wollte, sondern ebenfalls Schulen gründete. Melanchthons Schulen erhielten gerade zu der Zeit, als die Jesuiten die ihrigen errichteten, einen tödtlichen Stoß, weil die eifrigen Lutheraner die Anhänger Melanchthons als halbe Reformirte und Krypto-Calvinisten verfolgten und durch die Regierungen den Deutschen eine neue dogmatische Scholastik und steifes Formelwesen aufzwangen (S. 125).

Melanchthons Lehrer Stöffler war der Gründer der mathematischen Schule in Tübingen. Er wandte die Arbeiten, welche Peurbach und Regiomontanus nur für Astronomen gemacht hatten, für das Volk an, indem er das, was die Astronomen Ephemeriden nannten, zum Kalender machte. Seine Kalender der ersten 32 Jahre des sechzehnten Jahrhunderts wurden in ganz Europa als eine willkommene Erscheinung begrüßt. Stöffler war zugleich ein geschickter Mechanikus und hielt zu Tübingen stark besuchte Vorlesungen über Mathematik, Astronomie und mathematische und physische Geographie. Stöfflers Schüler war Sebastian Münster, welcher nachher von Basel aus für die Geographie ebenso wirkte, wie sein Studiengenosse Melanchthon von Wittenberg aus für die Einführung der Mathematik in die Schulen. Was Stöffler für die mathematischen und geographischen Wissenschaften leistete, thaten Bebel für die lateinische Sprache, Reuchlin für das Hebräische und Griechische. Mit Melanchthon arbeitete Oekolampadius gemeinschaftlich für die Verbreitung und Vervollkommnung der Hülfsmittel des Griechischen.

Nachdem Melanchthon sich bereits in Tübingen in den alten Sprachen, in den mathematischen Wissenschaften, in der Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit ausgezeichnet hatte, wurde er 1518 nach Wittenberg berufen. Gleich in seiner Antrittsrede sprach er von dem, was er sich zum Ziel seines Lebens gemacht hatte, von der Verwandlung der höheren und niederen Schulen Deutschlands in Anstalten für die Bildung zur Humanität (de corrigendis studiis). Die Reinigung aller Wissenschaften und Unterrichtsweisen auf hohen und niederen Schulen vermittelst eines zweckmäßigen Studiums der Alten und einer gesunden Philosophie hatte sich Melanchthon zur Aufgabe gestellt. Daß er dieses Ziel erreicht hat, erkannten seine Zeitgenossen an, indem sie ihn den Lehrer aller Deutschen (praeceptor Germaniae) nannten. Neben Melanchthon suchten Eobanus Hessus, welcher zu Nürnberg und Erfurt lehrte, der Pfälzer Camerarius, Holzmann oder Xylander, die beiden Brüder Lotichius das Dunkel der deutschen Schulen zu erhellen.

In dem Streite über die Rechte der Kirche und über die Ueberlieferungen in derselben beschlossen die Protestanten, die Resultate ihrer Forschungen über die früheren Jahrhunderte des Christenthums in einem großen Werke niederzulegen, welches, weil der Sitz der Redaction zuerst

in Magdeburg war, Centuriae Magdeburgenses genannt wurde. Um Geschichte mit Geschichte zu bekämpfen schrieb der Kardinal Baronius Jahrbücher der päpstlichen Kirche (Annales) und der Mönch Pagi eine mehrere Folianten füllende Kritik von Baronius Werke. Ein sehr schätzbares Werk ist die Geschichte des tridentinischen Concils von Fra Paolo Sarpi.

Alle Astronomen des Mittelalters hatten an dem System des Ptolemäus festgehalten, nach welchem die Erde der Mittelpunkt unseres Planetensystems ist. Ein Deutscher, Copernikus aus Thorn in Preußen (1473—1543) erklärte durch die Hypothese, daß die Erde sich um die Sonne bewege, alle Bewegungen der Himmelskörper auf eine einfache und natürliche Weise. Der Däne Tycho de Brahe, welcher zuletzt bei Kaiser Rudolf II. lebte und sich um die Universität Prag Verdienste erwarb, suchte einen Mittelweg zwischen den Hypothesen des Ptolemäus und Copernikus. Dagegen billigte Johann Keppler, aus Weil in Würtemberg (1571—1630) das copernikanische System und entdeckte die Gesetze des Laufs der Planeten und deren Trabanten, auf welche die ganze neue Theorie des Laufs der Weltkörper sich gründet.

Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürich (gest. 1565) mit unermüdlichem Forschungsgeiste die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er die Chemie bearbeitete und sie auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade, daß er zugleich ein Schwärmer und Großsprecher war. Ueberhaupt war das Zeitalter dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu überschreiten. Melanchthon selbst stellte Horoskope und unternahm nichts Wichtiges, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten hofften den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung Gold zu machen, sondern auch die, sich eine ewige Jugend zu verschaffen, enthalten sollte. Eine traurige Wirkung des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechzehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen.

Indem wir uns zu der deutschen Literatur wenden, haben wir zuerst die Entstehung der neuhochdeutschen Sprache zu erwähnen. Mit dem Verblühen der höfischen Kunstpoesie hatte auch das Mittelhochdeutsche seine Bedeutung als Sprache der Poesie verloren und es hatten die landschaftlichen Dialekte wieder Geltung erhalten. Für wissenschaftliche Werke behauptete die lateinische Sprache ihr altes, durch den erwachten Eifer für die humanistischen Studien neu befestigtes Ansehen. Wer deutsch schrieb, bediente sich der Mundart der Landschaft, in welcher er aufgewachsen war. In der Gegend südlich vom Harz berührten sich die Mundarten des südlichen und des nördlichen Deutschland. Daß diese Gegend die Wiege der Reformation wurde, das veranlaßte die Ausbildung des Neuhochdeutschen. Luther hat diese neue Sprache mit wahrhaft genialer Kraft zu Stande gebracht; er bildete die Sprache des Volkes zur Schriftsprache aus und drückte ihr die Kraft seines Geistes, die Wärme seines Gemüths auf. Durch Luthers Bibelübersetzung erlangte das Neuhochdeutsche zuerst in den deutsch-protestantischen Ländern, dann durch den fortdauernden Vorrang der Protestanten in Wissen-

Deutsche Literatur.

schaft und Poesie auch in den katholischen Ländern allgemeine Geltung als Büchersprache, und so ist das Neuhochdeutsche noch heute die Sprache des deutschen Geistes.

Im dreizehnten Jahrhundert erlangte die Kunstpoesie ein Uebergewicht über die Volkspoesie, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert verfielen Volks- und Kunstpoesie. Die deutsche Welt war abgestumpft gegen die edlen Genüsse, welche die Poesie der früheren Jahrhunderte ihr darbot. Das sechzehnte Jahrhundert hat das unverständlich Gewordene gänzlich beseitigt und langer Vergessenheit preisgegeben. Vom Nibelungenlied und von der Gudrun wußte im sechzehnten Jahrhundert fast niemand ein Wort; das Heldenbuch wurde zwar noch mehreremale gedruckt, aber bei allen Gelehrten galt es für eine wunderliche Antiquität, für ein Altweiberbuch. Dagegen entstand im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eine neue volksmäßige Poesie (Bd. II. S. 560), der alten an Umfang und Tiefe nicht vergleichbar, aber doch frisch und kräftig. Diese neue Volkspoesie und Volksliteratur gelangt im sechzehnten Jahrhundert rasch zu voller Blüte (S. 79). Aber auch diese neue Volksliteratur kann sich der Herrschaft der eindringenden Gelehrsamkeit, der immer schärfer hervortretenden Scheidung zwischen Gelehrten und Ungelehrten gegenüber nicht behaupten. Von allen Seiten angefochten und eingeengt wird sie zuletzt von der Gelehrsamkeit völlig erdrückt und an die Stelle derselben tritt mit Martin Opitz im siebzehnten Jahrhundert die gelehrte Poesie der modernen Zeit. Die griechisch-römische Philologie wurde im sechzehnten Jahrhundert mit einem Eifer betrieben, welcher Bewunderung erregt; aber die Beschäftigung mit der alten Literatur übte im sechzehnten Jahrhundert noch keinen Einfluß auf die deutsche Poesie. Die Gelehrten betrachteten das Volk als eine armselige rohe Masse und verachteten die Poesie des Volks; die Bezeichnung „ein deutscher Poet" galt im sechzehnten Jahrhundert als eine Art Schimpfwort. Erst im Laufe von drei Jahrhunderten erfolgte die Verschmelzung des Einheimischen und des Fremden und das Resultat war unsere zweite klassische Dichterperiode. Im sechzehnten Jahrhundert sang die Poesie des Volks, unbekümmert um die Verachtung der Gelehrten und der höheren Stände, in heiterster Unbefangenheit, selbstvergnügt ihre Weisen, reimte neckisch und zügellos ihre Schwänke und ließ in fröhlicher Lust und Laune ihre Possen ausgehen in die Welt. Selbst die religiöse und kirchliche Spaltung, welche zwischen Süd- und Norddeutschland eintrat, störte die Volkspoesie nicht. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt auch auf dem Gebiete der Dichtung die geistige Gemeinschaft zwischen den Gliedern der nunmehr getrennten Kirchen sich zu lösen; das Uebergewicht der poetischen Kraft neigt sich auf die Seite der Protestanten, und Norddeutschland ist der fast ausschließliche Boden, auf welchem die deutsche Poesie, ja die deutsche Literatur wächst und blüht.

Zwei Jahrhunderte hatte der Verfall der ritterlichen Kultur und aller Zustände, die von ihr getragen waren, gedauert; aber dieser Zeitraum gewährt zugleich den Anblick der größten Anstrengungen nach den Grundlagen eines neuen Lebens. Das Ritterthum bildete eine Genossenschaft, die sich zwar unter die Herrschaft sittlicher Ideen stellte, aber zugleich sich zunftmäßig abschloß. Die Ahnungen des Gemüths, auf welchen die Bildung der Vergangenheit beruhte, bedurften einer Läuterung. Das

schützende Gesetz mußte sich weiter ausdehnen. Man erhob sich zu dem Begriffe des Bürgers, in dem alle Mitglieder des Staates aufgingen. Damit waren die alten Zustände unvereinbar. Die Erfindung des Pulvers, des Bücherdruckes, die Erneuerung der Wissenschaften, der Fall von Konstantinopel, die Entdeckungen der Seefahrer u. s. w., alles dieses trieb zu einer rastlosen Thätigkeit. Durch alles dieses ward das Ritterthum in den Grundbedingungen seines Bestehens angegriffen. Die Intelligenz tritt an die Spitze der Kultur und des Lebens. Nicht die Dichtkunst war das Bedürfniß der Zeit; die Reform mußte den Weg der Erkenntniß, der Wissenschaft einschlagen. Dies rief die Jahrhunderte der Prosa hervor, und die eleganten Verse der Humanisten sind das Wenigste, mit dem sie für die deutsche Literatur wirkten; ihr wahres Verdienst bestand in ihrer Betheiligung an der Reformation in Wissenschaft, Staat und Kirche. Zwar werden gerade jetzt auch neue Dichtungsgattungen ausgebildet, aber dieses sind die mannigfachen Sprößlinge der didaktischen Poesie, und eben diese treten mit der Prosa hervor. Wie immer, wenn eine neue Zeit mit der alten in Kampf geräth, blüht die Satire mächtig empor.

Die Bildung der deutschen Prosa ist Luthers Werk. In Folge der Bibel-Uebersetzung Luthers hat ein deutscher Dialekt die übrigen aus der Literatur verdrängt und die Nation ein Buch voll Muster der Behandlung aller Gattungen der Poesie und Prosa erhalten. Luther schuf für den protestantischen Theil der Nation, da für diesen seine Bibel ein Volksbuch wurde, eine Sprache und eine Art geistlicher Bildung, welche man bei den Anhängern des alten Glaubens nicht findet, da bei diesen ein jeder in seinem nicht ausgebildeten Dialekt oder in der Sprache seiner Kirche schrieb. Luthers Streit- und Flugschriften wirkten auf das ganze Volk. Seine Predigtsammlungen, seine Einleitungen und Auslegungen biblischer Bücher, seine Trostschriften und seine Briefe sind Denkmäler von der rastlosen Thätigkeit des großen Mannes, den die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur eben so an die Spitze einer neuen Periode stellt, wie die Geschichte der Nation und der Kirche. Die Folge der Reformation für die Literatur war, daß sie vorzugsweise eine theologisch-didaktische und theologisch-polemische wurde. Die Predigt erhielt durch Luther eine viel größere Bedeutung für den Gottesdienst. Aus der nächsten Zeit vor Luther ist Johann Geiler, genannt von Keisersberg, als Prediger und Verfasser von Erbauungsbüchern zu nennen. Er war Prediger zu Straßburg und schrieb im elsasser Dialekt. Sein Stil ist herzlich und kräftig, volksmäßig und derb. Die Predigt der Reformationszeit wurde gehoben von der Glaubensinnigkeit und Begeisterung der Zeit. Luther gab treffliche Muster, und selbst die besseren Prediger seiner Zeit blieben hinter ihm zurück. Nach Luther sank die Predigt, da der freie protestantische Geist dem Sektengeist und der Streitsucht der Theologen wich. Ueber diese Polemik erhob sich Johann Arndt (1555—1621), dessen „Vier Bücher vom wahren Christenthum" in Zeiten, wo das religiöse Leben durch den übertriebenen Eifer der Orthodoxie erstarrte, für Tröstung und Erhebung der Gemüther trefflich gewirkt haben. Gelehrte Werke in deutscher Sprache erregten ein Vorurtheil gegen ihren Verfasser und gegen ihren Gehalt. Nur für das Volk bestimmte Schriften wie die Auslegungen deutscher Sprichwörter von Johann Agricola und ein ähnliches Werk von dem Wiedertäufer

Sebastian Frank wurden in deutscher Sprache geschrieben. Die deutsche Sprache in wissenschaftlichen Werken zu gebrauchen, wurden nur einzelne Versuche gemacht. Der große Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg (1471—1528) schrieb: Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit, und vier Bücher von menschlicher Proportion. Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim schrieb einen Theil seiner medicinischen Schriften und der begabte Schuhmacher Jakob Böhme zu Görlitz (1575—1624) seine religiös-philosophischen Bücher in deutscher Sprache. Die Geschichtschreibung nahm im Zeitalter der Reformation einen bedeutenden Aufschwung. Die gelehrten Humanisten, wie Sleidanus, bedienten sich der lateinischen Sprache. Doch Chroniken wurden immer häufiger in deutscher Sprache geschrieben. Ausgezeichnet durch Forschung und naiven und freimüthigen Ton sind die bayerische Chronik und die Chronica vom Ursprunge der alten Deutschen von Johann Turnmayr von Abensberg (Aventinus). In ganz Deutschland verbreitet waren zu ihrer Zeit die Weltchronik und die deutsche Chronik des von Luther und Melanchthon bekämpften Wiedertäufers und Mystikers Sebastian Frank. Von den übrigen zahlreichen Chroniken verdient besonders die der Schweiz von Aegidius Tschudi Erwähnung.

Das alte Kunstepos erlischt im sechzehnten Jahrhundert in seinen letzten kaum noch emporglimmenden Funken; auch die poetischen Erzählungen fließen jetzt sparsam. Der fruchtbarste, volksmäßigste und launigste Erzähler ist der nürnberger Schuhmacher und Meistersänger Hans Sachs (1494—1576). Er entfaltet seine Eigenthümlichkeit am vortheilhaftesten in der Erzählung, der ernsthaften und scherzhaften, von denen er jene „Histori und Geschicht", diese „Fabeln und gute Schwenk" benennt. Als Dichter ist er kein schöpferisches Ingenium, sondern nur ein glücklich begabtes Talent, in der Auffassung des Gegebenen schnell und sicher, in der Darstellung leicht und ungezwungen, dabei von heiterer Laune und höchst ergötzlichem Humor. Am hervorstechendsten zeigen sich diese guten Eigenschaften in seinen weltlichen Erzählungen und in seinen Dramen, weit weniger in seinen geistlichen Dichtungen und in seinen Meistergesängen, in denen er sich von den übrigen Meistersängern nicht besonders unterscheidet. Hans Sachs zeigt die Theilnahme der Bürger an der damaligen literarischen und ästhetischen Bildung, was sie durch Vermittelung der Humanisten von der alten Literatur an geistiger Aufklärung, an sittlicher Festigkeit, an geschichtlichen Kenntnissen, praktischer Verständigkeit und poetischen Anschauungen erhielten. In seinen Schriften besitzen wir ein umfassendes Bild der geistigen Erhebung, für welche sich der ganze Bürgerstand empfänglich zeigte. Die Gedichte von Hans Sachs enthalten einen Schatz von Lebensweisheit; die Gesundheit des Sinnes und Gefühls, welche ihn selbst veredelt, treibt ihn an, auf die Veredlung seiner Zeitgenossen hinzuwirken. Dem Reiche und den Ständen, Geistlichen und Laien, allen Volksklassen, Männern und Frauen, dem Alter und der Jugend ruft Hans Sachs zu: ist irgend eine Tugend, irgend ein Lob, dem jaget nach. Vornehmlich hält er den Blick auf dem häuslichen Leben fest. Hier weiß er den Segen der stillen Eintracht, des Fleißes und der Ordnung, des weisen Regiments über Kinder und Gesinde recht anschaulich darzustellen. Die echte Humanität, welche er in sich trug, hat er nicht nur aus der vertrauteren Bekanntschaft mit der

alten Welt, sondern auch aus der Bibel geschöpft, welche seit der Reformation ihre sittliche Macht zu entfalten begann. Die sittliche Lebensbetrachtung hat bei Hans Sachs freilich oft mehr Breite als Tiefe; er beurtheilt nicht selten die bedeutendsten Ereignisse und Personen nach dem kleinsten Maßstabe der Hausmoral. Dennoch steht er in dem Strudel des Weltlebens fest in dem Frieden seiner schönen Stadt, seines Hauses, seines Herzens. Während Andere verbittert und ungestüm toben und wüthen, betrachtet er mit klarem Blick und überlegener Besonnenheit die tolle Wirthschaft, ohne an der Welt irre zu werden. Er deckt mit Luther die Entartung des Pfaffenthums auf und die Mißbräuche des alten Götzendienstes, er streitet mit Hutten für die Rechte des Menschen und des Volkes. Er überblickt den Verfall des Reiches, das Verderben aller Stände, die Raubsucht des Adels und der Geistlichen, die Ränke der Juristen, die Frechheit der Soldaten. Er sieht den Bürger dem Truge und der Ueppigkeit verfallen. Der Bauer, ehemals schlicht und fromm, ist nun durchtrieben und ungehorsam. Tag für Tag forscht Hans Sachs in den Schriften, um dem Volke eine Reihe herrlicher Lebensbilder vorzuführen, um die Frevel der Zuchtlosigkeit zu strafen und ihr Ende zu zeigen.

Das Thierepos erhielt sich in diesem Jahrhundert im Beifall der Zeitgenossen, es wurde aber, da die deutsche Literatur eine didaktische Richtung nahm, als Satire aufgefaßt und in diese umgedeutet. Aus dem Thierepos entwickelte sich eine neue Dichtungsgattung, das allegorisch-satirische Thiergedicht. Das bedeutendste Gedicht dieser Art ist der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen. Der Verfasser beabsichtigte eine Art Weltspiegel und bearbeitete zu diesem Zwecke die homerische Batrachomyomachie. An das Thierepos schloß sich die Fabeldichtung an, welche besonders von Erasmus Alberus und Burkard Waldis bearbeitet wurde. Der Lehrgedichte giebt es in dieser Zeit eine große Anzahl. Die besten sind das Ehezuchtbüchlein und die Anmahnung zu christlicher Kinderzucht von Johann Fischart und die lautere Wahrheit von Bartholomäus Ringwald. Die am meisten charakteristische Erscheinung dieses Zeitraums ist die Satire. Der Chorführer ist der Straßburger Sebastian Brant, dessen 1494 erschienenes Narrenschiff den Ton anschlug, welcher das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurchklingt. An schneidendem Witz und an satirischer Schärfe, aber auch an Rücksichtslosigkeit und Derbheit war ihm noch überlegen der Franziskaner Thomas Murner. Das größte satirische Talent war Johann Fischart, ebenfalls wie Brant und Murner aus Straßburg. Er schrieb seine Satiren in Poesie und Prosa, erlangte aber seine Bedeutung und Größe in der Prosa. Mit unerschöpflicher Laune geißelte er die Thorheiten seiner Zeit und der Menschen überhaupt: die Gleißnerei des Pfaffenthums und des Hoflebens, die Verkehrtheiten der einzelnen Stände, die Schwächen des weiblichen Geschlechts, die Thorheiten der Wahrsager und Zeichendeuter. Er durchbricht die Schranken der Sprache und des Anstandes, aber eine biedere Gesinnung bildet die Grundlage seiner derben volksmäßigen Satire.

Die Lyrik dieser Periode zeigt die beiden, bereits (Band II. S. 559 und 560) geschilderten Erscheinungen, den Meistergesang in seiner ehrbaren, aber steifen und unheilbaren Verknöcherung, und das Volkslied,

welches in der vorigen Periode sich entwickelt, in dieser blüht und wieder sinkt. Die Formen des Meistergesangs waren streng, aber schwerfällig und geschmacklos. Die Regeln der Tabulatur beschränkten sich auf grammatische und mechanische Correktheit. Der Versaccent wurde nicht beachtet. Der Inhalt war ohne Poesie, die Meistergesänge welke Litaneien. Die Vorzüge des Volksliedes bestehen in dem tiefen und naturwahren Gefühl und in der lebendigen Plastik, aber es fehlt ihm der Standpunkt einer höheren Lebensbetrachtung. Mag nun darin zum Theil seine liebliche Naivität bestehen, so schließt es sich doch dadurch streng von den höheren Gattungen der Kunstpoesie aus. Das deutsche Volkslied war nur das Lied der unteren Stände. Die höhere Bildung konnte ihm keine Vorzüge mittheilen, ohne es zu verderben. Auf das Volkslied übten die Fortschritte der Wissenschaft keinen Einfluß. Das bedeutendste, großartigste Erzeugniß der Lyrik des sechzehnten Jahrhunderts ist das evangelische Kirchenlied; dieses ist das lebendigste Zeugniß für den lebendigen Glauben der evangelischen Kirche. Die Reformation spricht in dem Kirchenlied ihr Bekenntniß klar und unerschrocken aus und vertheidigt dasselbe mit frohem Siegesmuthe gegen alle Anfechtung der Papisten und des eignen Fleisches. Die Reformation machte die Erlangung des Heils in Christus zu der eigenen Herzensangelegenheit eines jeden Einzelnen und riß die Scheidewand zwischen Klerus und Laien nieder; sie war eine volksmäßige Erscheinung und bewirkte eine volksmäßige Gestaltung der Kirche. Die Reformation bediente sich der entwickelungsfähigen Volkselemente, welche sie vorfand, und auch des volksmäßigen Gesanges, durch den sie ihre Glaubensartikel wie mit lebendigen Buchstaben in die Herzen aller ihrer Glieder einschrieb. Das evangelische Kirchenlied war nicht nur dem Inhalt, der Darstellung und der äußeren Form nach volksmäßig, sondern es war auch insofern ein heiliges Volkslied, weil es, kaum gedichtet, sofort vor allen Thüren gesungen wurde, in alle Kirchen und alle Häuser eindrang, und ganze Städte wie mit einem Schlage durch das Kirchenlied für den evangelischen Glauben gewonnen wurden.

Nur bei einigen dem südwestlichen Deutschland angehörigen Dichtern zeigt sich der Einfluß der lateinischen Poesie. Sie versuchten die Versmaße der Alten und der romanischen Poesie auch für die deutsche Sprache zu benutzen und machten den Anfang zur Ausbildung einer weltlichen Gelehrtenpoesie. Es sind dieses besonders Paul Melissus und Georg Rudolf Weckherlin.

Wir haben (Band II. S. 561) erzählt, daß die Anfänge des Drama's sich aus den geistlichen Schauspielen entwickelten. Allmälig hatten diese sich den berüchtigten Esels- und Narrenfesten genähert. Der feierliche Ernst war dem Frohsinn gewichen, das Schauspiel war aus der Kirche auf das Volk übergegangen. So entstanden die Fastnachtsspiele. Das Gefühl der Kraft und der Freiheit, welches die jungen Bürgerschaften erfüllte, trieb zu frohen Unterhaltungen. Ein Haufen junger Leute führte, ohne Buch und Kostüm, von einem gastlichen Hause zum andern wandernd, die Schwänke auf, welche die Poeten dem Volke erzählten, und man war der Verzeihung gewiß, wenn man es auch etwas zu grob trieb. In diesem Zustande fand Hans Sachs die dramatische Poesie. Er verfaßte eine Menge Tragödien und Komödien, die er nur

nach dem mehr oder minder schrecklichen Ausgange unterschied. Die Stoffe waren theils allegorisch, theils aus dem Alterthum und den Sagen des Mittelalters, theils aus der Bibel entlehnt. Hans Sachs berücksichtigt noch nicht die Anforderungen des Drama's; seine Tragödien und Komödien sind nur dialogisirte Erzählungen. Er giebt nur die äußeren Momente der Begebenheit; kein Charakter ist entwickelt, die Handlungen sind nicht motivirt. Der scenische Entwurf ist roh, selbst auf die poetische Wahrscheinlichkeit ist keine Rücksicht genommen. Einen Gegensatz zu den aus der Lektüre geschöpften Dramen bilden die Fastnachtsspiele. Hier lacht uns überall die volle Lust der Fastnacht entgegen, sie steigert sich bis zur Trunkenheit und zu einer Prügelscene. Hier fehlt es weder an frischem Witze, noch an feiner Beobachtung und Gewandtheit. Muntere Gesellen und Dirnen, verschalkte Bauern, weibische Männer, ränkevolle und herrische Weiber versteht Hans Sachs vortrefflich zu zeichnen, aber nicht Helden und Heldinnen. Nürnberg war der Hauptsitz des deutschen Carnevals und der Fastnachtsspiele. Außer Hans Sachs ist noch Jakob Ayrer als Dichter von Fastnachtsspielen zu nennen.

Neben dem Volksdrama bildet sich ohne merkliche Wechselwirkung, im strengsten Zusammenhang mit dem Schulwesen die lateinische, darauf auch die deutsche Schulkomödie aus, sowohl auf den protestantischen Schulen, als auf den süddeutschen Jesuitenschulen. Um die Schüler im Gebrauche der lateinischen Sprache zu üben, wurden bei dem Schulaktus Stücke von Terenz aufgeführt. Die Jesuiten ersetzten die Dramen der Alten durch eigene Arbeiten. Die Schuldramen behandelten Stoffe aus der alten Geschichte und Mythologie. Der Kampf gegen Rom und die Bewegungen der neuen Kirche riefen die Satire hervor und diese bediente sich auch der dialogischen und dann der dramatischen Form. Das protestantische Kampfdrama fand unter den Humanisten zahlreiche Bearbeiter, die bald in allegorischer Weise die feindlichen Principien gegenüberstellten, bald auch den allgemeinen Streit an persönliche Satiren knüpften. Auch biblische Stoffe wurden in lateinischen Dramen bearbeitet, seltner Begebenheiten der weltlichen Geschichte. Der Stoff mancher Dramen wurde auch aus dem Novellenschatze des Volkes entlehnt. Die große Theilnahme der Bürger an der Aufführung von Schulkomödien bewirkte, daß von den meisten lateinischen Stücken bald auch deutsche Texte, oft von demselben Verfasser, angefertigt wurden.

Reich ist das sechzehnte Jahrhundert an Sammlungen von Schwänken, Anekdoten und Possen. Noch länger haben sich im Volke erhalten die eigentlichen Volksbücher. Sie enthalten theils alte Heldensagen, wie das Büchlein vom gehörnten Siegfried, theils sind sie volksmäßige Schwank- und Possenbücher, wie der Pfaffe vom Kalenberg, Peter Leu, Eulenspiegel, die Schildbürger oder das Lalenbuch, die Sage vom Dr. Faust und die vom ewigen Juden.

Die deutsche Baukunst, Sculptur und Malerei vom Anfang des funfzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die gothische Baukunst des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hatte die Aufgabe eines langen Bildungsganges gelöst und stand gleichberechtigt neben der Baukunst des klassischen Alterthums. Im funfzehnten Jahrhundert tritt eine Abschwächung der Gedanken, eine Trübung der Anschauung, eine Vernachlässigung der Formen und ihrer Bedeutung ein, und es wird dafür Ersatz gesucht in Reichthum, in Mannigfaltigkeit,

in überraschenden Abweichungen und selbst in Nachahmung von Naturproducten an der Stelle architektonischer Gliederungen und Verzierungen. Doch ist in den Bauwerken dieses Jahrhunderts noch immer eine solche Fülle des alten Kunstgeistes enthalten, daß ihre Gesammtwirkung an Stärke den älteren kaum nachsteht und selbst in den Ausschweifungen der Phantasie der romantische Geist noch seinen Zauber übt. Das bedeutendste Werk dieser Zeit ist der Münster von Ulm. Unter den fürstlichen Wohnungen zeichnet sich durch Schönheit der Lage und Anlage das Schloß zu Meißen, die sogenannte Albrechtsburg aus.

In der Sculptur hatte sich bis in die ersten Jahrzehnte des funfzehnten Jahrhunderts ein von einem idealistischen Formensinn gebildeter Stil in ganz Deutschland erhalten. Da trat plötzlich eine Veränderung ein, die der deutschen Kunst eine durchaus andere Gestalt gab. An die Stelle idealistischer Auffassung trat eine realistische, individuelle Naturnachahmung, an die Stelle weicher Formen magere, hart markirte, mit eckigen Bewegungen, ein scharfgebrochener Faltenwurf und eine gesteigerte Lebendigkeit des Ausdrucks. In größerer Fülle und Stärke wurden Farben, Gold und Silber als Ueberzug der Sculpturen verwendet und durch Nüancirung der Farbentöne der Schein der Natürlichkeit aufs höchste gesteigert. Anfangs wurde die Neuerung mit Mäßigung gehandhabt, bald aber schwand der frühere Schönheitssinn; die Vorbilder für Charaktere und Ausdruck wurden immer niederer gegriffen. Die noch unentwickelte Sculptur wendet die Farbe an, um der noch unvollkommen gebildeten Gestalt den Schein des Lebens zu geben; aber in ihrer weiteren Entwickelung erkennt sie, daß ihre Aufgabe und damit auch ihre Grenze in der Vollendnng der Form besteht. Ist nun der schöpferische Formensinn in einem Volke kräftig genug, so wird der Gebrauch der Farbe nach und nach beschränkt und zuletzt aufgegeben. So geschah es bei den alten Griechen, so bei den Italienern des Mittelalters. Die deutsche Sculptur hingegen, angelangt an der Stelle, wo sie durch feinere Durchbildung der Form mit eigenen Kräften die Vollkommenheit hätte erreichen können, wirft die bisherige Unterstützung, die Farbe, nicht weg, sondern giebt ihr vielmehr einen größeren Umfang. Unter einem Farbenüberzuge, namentlich einem kräftigen, sind aber die feineren Formenunterschiede und Uebergänge nicht mehr sichtbar. Daher wurde die Sculptur durch die Anwendung der Farbe gezwungen, auf die feinere Durchbildung der Form zu verzichten, die Formenunterschiede deutlicher hervorzuheben, Muskeln und Knochen stark auszuprägen und die Gewänder in scharfkantige, vieleckige Winkel und Vertiefungen zu brechen. Folgerichtig mußten alle Bewegungen spitzer, alle Contraste in den Charakteren schärfer, die Bezeichnung der Empfindung greller werden. Nachdem man so im Eifer, die Natur täuschend nachzuahmen, allmälig in eine unschöne Formengebung gerathen war, ging man noch weiter, indem man die Vorbilder für Charaktere und Darstellungen aus den ungebildetsten Kreisen des Lebens nahm. Dadurch erhielt die Darstellung zwar eine große Lebendigkeit und Naivität, artete aber auch in Rohheit und Gemeinheit aus. War man so von dem Wege idealer Auffassung zu der bloßen Wirklichkeit gekommen, so blieb man bei dieser auch bei der Bekleidung der Gestalten. Juden, Heiden und Christen, Männer und Weiber erhielten die landesübliche Tracht, so daß man im Kunstwerk

vollkommen zu Hause blieb. Bei einem so auf den sinnlichen Eindruck berechneten Bestreben war an die Herstellung des bereits ausgearteten Reliefstils nicht zu denken; vielmehr entstanden nun förmlich geschnitzte Gemälde, mit Vor-, Mittel- und Hintergrund, mit Gebäuden, Bäumen und Felsenlandschaften.

Die Einführung dieses neuen Stils scheint von Flandern ausgegangen zu sein. In Deutschland wurde diese Kunstweise mit dem buntbemalten Altarschnitzwerk, das man schlechtweg „niederländische Arbeit" genannt zu haben scheint, in großer Ausdehnung angewendet. Die schönsten Werke der Art finden wir in den Kirchen und Klöstern von Schwaben, in den ehemaligen Reichsstädten. In Nürnberg arbeiteten die Meister Michael Wohlgemuth, Adam Krafft, Veit Stoß, die Familie der Rothgießer Vischer, von welcher Peter Vischer der bedeutendste war, endlich Albrecht Dürer, dessen geschickte Hand nicht nur den Pinsel, sondern auch das Messer des Bildschnitzers führte.

Die Malerei erreichte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in den deutschen Niederlanden, in Brabant und Flandern, einen hohen Grad der Vollkommenheit. Diese zeigt sich in dem Sinn für das wirkliche Leben, in dem Reichthum und der Feinheit von individuellen Zügen, in der Bestimmtheit und Richtigkeit der Zeichnung, in der plastischen Abrundung der Form, in der Kenntniß der Linear- und Luft-Perspektive und in dem trefflichen Farbenauftrag, welcher die Uebergänge von Licht und Schatten durch unmerkliche Uebergänge vermittelt. Die Hauptursache dieses Aufschwungs ist die Erfindung eines neuen Bindemittels für Farbenmischung und Farbenauftrag, die Erfindung der Oelmalerei. Bereits 1410 wurde von Hubert van Eik der Malerzunft von Brügge der erste glückliche Versuch der neuen Malart vorgelegt. Außer der Oelmalerei waren in den Niederlanden die Miniatur- und Glasmalerei in Uebung. Die Oelmalerei wurde besonders bei der Herstellung von Altargemälden angewendet. Der Stoff der Darstellung wurde beträchtlich erweitert. Zwar bleibt Christus in seinen mannigfachen Beziehungen zur Kirche in der Regel der Hauptgedanke des Altargemäldes; aber die verschiedenen Auffassungen dieses Gedankens und die Uebergänge zu den Ereignissen aus seinem Leben, oder aus dem der Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau, öffneten der Phantasie ein weites Feld. Es regt sich das Bedürfniß einer freieren, einem lebendigen Gefühl entsprechenden Bewegung, und zu der Gestalt tritt mehr und mehr die Handlung und deren Wirkung auf das Gemüth. Die Anordnung läßt von ihrer früheren architektonischen Strenge nach. Der goldene Hintergrund verschwand allmälig und hinter dem aufgerollten Vorhang kam unser Planet als Wohnplatz der Heiligen zum Vorschein. Aber nicht ferne, unbekannte Gegenden wurden dargestellt; die Heiligen mußten sich's in Flandern gefallen lassen und ihre Zimmer mit niederländischem Hausrath füllen lassen. In einer solchen von der nächsten Umgebung kaum zu unterscheidenden Welt mußten auch die Heiligen den Schein einer höheren Existenz ablegen. Der heilige Joseph ist ein Zimmermann, das Christkind ist ein neugebornes Kind, und selbst die vorzugsweis ideale Gestalt der christlichen Kunst, die Mutter Gottes, nur die Mutter des Kindes. Man hält sich unmittelbar an die Menschen,

die man vor Augen hat, und bringt alles Außenwerk der Gestalten mit der übrigen Umgebung in Uebereinstimmung.

An der Spitze der niederländischen Schule standen die bereits (Bd. II. S. 566) erwähnten zwei Brüder Hubert und Johann van Eik. Hubert lebte von 1366—1426. Andere Meister der niederländischen Schule sind Peter Christophsen, Roger von der Weyden, Hans Memling, Hugo van der Goes, Justus von Gent. Quintin Messys schloß sich zwar bei den niederen Charaktern genau an die Wirklichkeit an, erstrebte aber für höhere und edle eine ideale Behandlung. Dagegen hat sein Zeitgenosse Roger von der Weyden der Jüngere die Richtung des Realismus bis zu den abschreckendsten Folgerungen geführt und die rohe und niedrige Natur ohne allen Schönheitssinn wahr dargestellt. Sein berühmter Schüler Lukas von Leyden (gest. 1533) war Kupferstecher, Maler und Holzschnitzer. Er besaß ein bedeutendes Talent, aber kein tiefes Gefühl und keinen Schönheitssinn.

Als der am reichsten ausgestattete Genius der neueren Kunst, Rafael, von Rom aus Europa mit seinen Schöpfungen entzückte und eine Welt aufschloß, die in ihrer ganzen Erscheinung, in Form und Bewegung der Gestalten, in der Anordnung der Gruppen wie in der kleinsten Falte des Gewandes, in der Charakterbildung wie im Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften ideal, und dennoch zugleich durch und durch real ist, vollkommene Lebensfähigkeit und Wirklichkeit in sich trägt, und als Rafael damit das Räthsel der Kunst löste; da wanderten von allen Orten Jünger der Kunst und auch aus den Niederlanden Schaaren von Künstlern nach Italien. Die in den Niederlanden gemachten Anstrengungen, dem Idealismus in der Kunst zu seinem Rechte zu verhelfen, hatten keinen glücklichen Erfolg. Die Bestrebungen verfehlten ihr Ziel, weil in der seit einem Jahrhundert in den Niederlanden mit Glück betriebenen Kunst die Grundlage fehlte für die ideale Auffassungs- und Darstellungsweise. Man konnte sich des Neuen nur äußerlich und mit Aufgeben der eignen Individualität bemächtigen und versetzte sich von der Stufe unvollkommner Eigenthümlichkeit auf die niedrigere ungenügender Nachahmung. Den italienischen Idealismus nachzuahmen versuchten vergebens Johann Gossert, genannt Mabuse, Schorel und Heemskerk.

Der Einfluß der altniederländischen Malerschule zeigt sich in Köln, in Westphalen, in Schwaben. Ulm, Augsburg, Nördlingen, Colmar und Basel sind als Sitze der Kunst zu nennen. Friedrich Herlen aus Nördlingen führte den Stil der niederländischen Malerschule in die schwäbische ein. Noch bedeutender ist Martin Schongauer. Bisher hatte sich die Kunst fast ausschließlich auf das Gebiet religiöser Stoffe beschränkt, Schongauer stellte auf seinen Kupferstichen Erscheinungen des täglichen Lebens dar. Aus seinen Darstellungen spricht eine Freude am Rechtnatürlichen, ja eine Vorliebe für das Niedrigkomische, und selbst bei ernsten Bildern fällt der Künstler gelegentlich in diesen Ton. Namhafte Meister der schwäbischen Malerschule sind noch Bartholomäus Zeitblom und Martin Schaffner. In Augsburg finden wir die verschiedenen Entwickelungsstufen der Kunst jener Zeit in in dem engen Raum einer Familie. Hans Holbein der Großvater

bewahrte noch die ideale Anschauungsweise der älteren Zeit; Hans Holbein der Aeltere folgt den Vorschriften der neuen Kunst, namentlich für Charakterzeichnung und Gewandformen; er will seinen Darstellungen das Gepräge eines wirklichen Erlebnisses geben. Hans Holbein der Jüngere (1498—1554) wird als ein Stern erster Größe nicht allein in Deutschland, sondern von allen Nationen geachtet. Aus vielen seiner Werke leuchtet die Bekanntschaft mit den italienischen Meistern hervor. Aber die Meister Italiens übten auf ihn nicht den zersetzenden Einfluß wie auf die niederländischen Maler, sondern sie hoben seine Anschauungsweise, läuterten seinen Geschmack und schärften seine Naturbeobachtung, ohne der Originalität seines Genies zu schaden. Uebersieht man seine Arbeiten, so erstaunt man über den Umfang seines Talents und über die Freiheit, mit der er über die Form gebot. Mit Lust entwarf er Scenen aus dem Leben, mit Ernst und Tiefsinn behandelte er historische, religiöse und poetische Gegenstände, wobei nicht selten Spott und Laune seiner Phantasie Flügel ansetzte; mit unnachahmlicher Naturtreue malte er Bildnisse und wußte Seele und Charakter in wenigen Linien zu zeichnen. Sorgfältig wie ein Miniaturmaler, hatte er es in seiner Gewalt, frei und leicht wie ein Zögling Rafaels zu zeichnen und zu malen. Der Grundzug seines hellglänzenden Kunstgeistes ist die dem deutschen Volkscharakter vorzugsweise eigene Wahrhaftigkeit. Begabt mit dem feinsten Gefühl für das Leben in der Natur wußte er nicht nur den Formen in ihren zartesten Schwingungen zu folgen, sondern auch die Wirkung der Farbe in ihren tausendfältigen Abstufungen in scheinbar höchster Einfachheit wiederzugeben. Zu der augsburger Schule gehört auch Hans Burgkmair, welcher zwar nicht die Gabe idealer Darstellung, aber die einer wunderbar frischen Auffassung des Lebens besaß. Unter dem Einfluß des jüngeren Holbein scheint Niclas Manuel von Bern gestanden zu haben, welcher den Papismus in satirischen Darstellungen verspottete. Als die bedeutendsten Denkmäler der Malerei dieser Zeit in Baiern sind Miniaturen von Berthold Furtmayr zu betrachten. Auch die Maler in Oestreich bilden in der Reihe der Malerschulen dieser Zeit eine eigene Gruppe, und deren Werke deuten nicht bloß auf den herrschenden Einfluß der Niederländer, sondern auch auf italienische Vorbilder hin. Der Naturalismus der niederländischen Schule schadete besonders der fränkischen Malerschule. Diese sank in eine Sphäre des Natürlichen herab, in der fast nur noch die Gemeinheit wahr und die Rohheit lebendig erscheint. Man übersah das Natürliche, den Bau, die Bewegung des Körpers und suchte durch Sonderbarkeiten zu genügen. Der Mittelpunkt der fränkischen Schule war Nürnberg, und hier wurde die Kunst ganz handwerksmäßig betrieben. Die bemalte Bildschnitzerei mit ihren knolligen Körper- und Gesichtsformen wirkte nirgends so verderblich auf die Malerei als hier. Der Geist der fränkischen Schule, wie er sich unter dem Einfluß der niederländischen gebildet hat, ist am entschiedensten ausgeprägt bei Michael Wohlgemuth (1434—1515). Dieser hatte in seiner Werkstatt eine große Zahl von Gesellen, aber doch nur einen einzigen wirklichen Schüler, Albrecht Dürer. Dessen Werke haben mit denen seines Meisters keine Aehnlichkeit, mit Ausnahme der landesüblichen Derbheit. Während Meister Wohlgemuth die Kunst im engen Kreise einer handwerksmäßigen Beschäftigung gehalten hat, führt

sie sein großer Schüler in die Gebiete der Wissenschaften, der Poesie und Philosophie, läßt sie in allen Lebenskreisen und alle Lebenskreise auf sie wirken, und wächst vom einfachen Künstler und schlichten Reichsbürger zum Träger des Geistes seines Volkes und seiner Zeit empor. Albrecht Dürer (1471—1528) war zu Nürnberg geboren. Von 1486 an bestand er drei schwere Lehrjahre in der Werkstatt Wohlgemuths und ging dann auf die Wanderschaft. Von 1495—1505 lebte er in Nürnberg. Im Umgang mit Genossen seines Berufes war er sehr beschränkt; dagegen schloß er sich mit inniger Liebe an den ausgezeichneten Wilibald Pirkheimer an, der durch seinen Aufenthalt in Italien für die Kunst und das Studium des Alterthums begeistert worden war. 1505 unternahm Dürer eine Reise nach Venedig und malte hier ein großes Altarbild, welches bei Italienern und Deutschen einen großen Beifall fand. Die Republik Venedig bot ihm 200 Dukaten Jahrgehalt, wenn er in Venedig bleiben wollte; Dürer kehrte aber 1506 nach Nürnberg zurück.

Dürer fertigte eine bedeutende Anzahl größerer Oelgemälde, eine Menge von Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten, außerdem manches reiche, mit dem sorgfältigsten Fleiße ausgeführte Schnitzwerk in Buchsbaum und Speckstein. Er war ein Künstler voll religiös-philosophischer Gedanken im Geiste der gährenden Zeit, aber auch voll Eifer mitzuwirken an der Gestaltung dieser Zeit. An der Reformation nahm Dürer den lebendigsten Antheil, mit Melanchthon war er innig befreundet, zu Hans Sachs stand er in enger Beziehung. Der Kaiser Maximilian zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus und gab ihm den Titel und Gehalt eines kaiserlichen Hofmalers. In Dürers religiösen Darstellungen bemerkt man das Abstreifen aller überlieferten idealen und kirchlichen Formen und das Hinüberführen der Ereignisse und Personen in natürliche, ja örtliche Verhältnisse, zugleich aber auch das Aufsuchen neuer poetischer oder gemüthlicher Seiten bekannter Gegenstände. Bei den Nachbildungen nach dem Leben und den zahlreichen Bildnissen tritt sowohl Dürers unbeugsame Treue und Wahrhaftigkeit hervor, als auch dessen heller, scharfer Blick in das Leben und die Verhältnisse desselben. Bei seiner Vorliebe für solche Erscheinungen des Lebens, welche nicht durch die Bildung an Naturwüchsigkeit verloren haben und die deshalb bei aller Gemüthlichkeit häufig roh und selbst gemein sind, war es natürlich, daß er Personen und Gruppen aus solchen Kreisen vielfach zeichnete, malte und in Kupfer stach. Unübertrefflich wahr stellt er Bauern dar, die Eier oder Geflügel verkaufen, oder ihre Tanzsprünge machen, jubelnde oder streitende Landsknechte, einen Koch mit seiner Frau, einen Dudelsackpfeifer. Eine dritte Gattung von Kunstwerken, in welchen sich die Eigenthümlichkeiten des Meisters auf das bestimmteste, oft auf das grellste kund geben, sind die freien Phantasien. Den Stoff zu denselben entlehnte er bald aus der Natur, bald aus der Religion, bald aus der Mythologie; Die Gestalten der letzteren mußten in der Regel das griechische Kostüm mit dem der damaligen Zeit vertauschen. Von Dürers zahlreichen Schülern hat keiner den Meister erreicht. Die bedeutendsten sind Hans Wagner, genannt Hans von Kulmbach und Hans Schäuffelein. Ein gleichzeitiger Künstler Matthias Gruenewald zeichnet sich durch eigenthüm-

lichen Formensinn, durch Einfachheit und natürliche Würde in Haltung und Bewegung aus.

In den sächsischen Landen, wo im Beginn der Kunstentwickelung die meisten Kräfte in Bewegung waren, haben wir in dieser Zeit nur einen Künstler von Ruf zu nennen, und dieser ist aus dem benachbarten Franken dahin gezogen. Lukas Kranach ist geboren 1472 in Kronach, einem kleinen Städtchen in Franken. Er trat 1504 in die Dienste des Kurfürsten Friedrich von Sachsen und lebte bis 1550 in Wittenberg. Er theilte mit Johann Friedrich dem Großmüthigen die beiden letzten Jahre von dessen Gefangenschaft in Augsburg und Innsbruck und zog nach dessen Befreiung 1552 nach Weimar, wo er 1553 starb. Das Verdienst Kranachs liegt in der treuen und fleißigen Naturnachahmung, in der sprechenden Wahrheit seiner Köpfe und ganz besonders der weiblichen, hellblickenden Antlitze von deutschem oder vielmehr provinziell-sächsischem Typus; nicht minder in dem lichten und warmen Colorit, das er der Carnation zu geben verstand, dem gleichsam gegossenen Farbenauftrag und der Technik, die seine Bilder vor dem Ausbleichen wie vor dem Nachdunkeln bewahrt hat. Bei seinem bedeutenden Talent und der Kunstlosigkeit seiner Entwickelung zeigen seine Bilder die größte Unbefangenheit und Naivität in der Behandlung künstlerischer Aufgaben. Der Beruf Kranachs war der eines Fabrikanten, der Bestellungen von Schildern, Wappen, Roßdecken, Stubenmalerei, so gut wie von Heiligenbildern und Bildnissen in Menge annahm und bei der Ausführung die fleißige und geschickte Hand selbst mit anlegte. Aus seiner Werkstatt ist auch eine zahllose Menge von Kupferstichen und Holzschnitten hervorgegangen. Sein letztes und bedeutendstes Werk ist das Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar. Die größte Thätigkeit scheint der verständige und praktische Meister als Maler von Bildnissen, vornehmlich der Reformatoren und der fürstlichen Beschützer der Reformation entwickelt zu haben. Diejenigen Bilder, mit denen er am meisten auf die Masse gewirkt und sich den Ehrennamen eines „malenden Hans Sachs" erworben hat, gehören ins Gebiet der Travestieen und Volkswitze. Die Kupferstiche Kranachs sind meist Bildnisse. In seinen Holzschnitten schlug seine Kunst den Volkston an und steigerte ihn zu bitterer Satire, wenn es darauf ankam, der Reformation breite Wege zu machen. Unter seinen Schülern sind vornehmlich seine beiden Söhne, Johannes und Lukas zu nennen.

Die deutsche Baukunst, Bildnerei und Malerei von der Mitte des sechzehnten bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Bis in das erste Drittel des sechzehnten Jahrhunderts hatte die deutsche Kunst auf dem von ihr eingeschlagenen Wege das höchste Ziel erreicht. Unmittelbar darauf beginnt der Verfall, der sich zunächst nicht im Mangel an Geschicklichkeit zeigt, sondern im Erblassen der Eigenthümlichkeit und in Unbestimmtheit der Auffassung. Dem Mittelalter war die Aufgabe geworden, das Christenthum zu verbreiten, christliche Lehre und Bildung zum Eigenthum der Völker zu machen. So war der Geist des Mittelalters vorwiegend der der Kirche und die mittelalterliche Kunst eine christlich-, ja eine kirchlich-religiöse. Die Baukunst feierte ihre Vollendung in himmelanstrebenden Domen, und Malerei und Bildnerei waren fast nur thätig auf den ihnen von der Kirche angewiesenen Stellen. Das

hörte auf im sechzehnten Jahrhundert. Das Mittelalter hatte seine Aufgabe gelöst; seine Zeit war erfüllt.

Die Aufgabe der Neuzeit ist der Staat; die Feststellung der Rechte und Pflichten der Einzelnen gegen einander und gegen die Gesammtheit. Der Geist dieser Zeit ist überwiegend weltlich, politisch. Die Kunst, durch die Strömung der Zeit aus der engen Verbindung mit der Kirche gerissen und nicht mehr erwärmt von den Ideen der Vorzeit, sah ihre bisherigen Kräfte schwinden. Die Verweltlichung der Kunst, auch der religiösen, war demnach die natürliche Folge, und eine trübe oder schwache Anschauung der religiösen Aufgaben mußte sich der gesammten Kunstthätigkeit mittheilen.

Den Mittelpunkt für die Kunstthätigkeit dieser Zeit bildet München. Hier hatte die Kunstliebe der Fürsten eine große Regsamkeit hervorgerufen. Paläste und Kirchen entstanden, Sammlungen wurden angelegt, Künstler berufen und Gemälde in Oel, in Fresco und in Miniatur ausgeführt. Nächst München war Prag eine Hauptwerkstätte der Kunst durch Kaiser Rudolf II., der Künstler berief und große Unternehmungen ausführte.

Die deutsche wie die gesammte nord-europäische Baukunst war im funfzehnten Jahrhundert dermaßen ausgeartet, daß eine Weiterentwickelung in der bisher befolgten Richtung nicht möglich war. In Italien hatte man sich seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts von der gothischen Baukunst wieder zu der antiken gewendet. Man feierte diese Umkehr als einen Triumph der Bildung, des guten Geschmacks, und gab ihr den Namen der Wiedergeburt (Renaissance). Da aber die moderne Baukunst in der Anlage und Eintheilung der Gebäude andere Bedingungen zu erfüllen hatte, so konnte man sich der antiken Baukunst nur zur Ausschmückung der Gebäude bedienen. Als schönstes und reichstes Schmuckmittel wurden die Säulenordnungen mit ihrem Gebälke erkannt, sie wurden aber den Façaden nur äußerlich gewissermaßen angehängt und wurden in Composition und Verhältnissen vielfach abgeändert. Auch alle anderen architektonischen Glieder, Bogen, Gesimse u. s. w. wurden als bloße Verzierung ohne Bestimmung benutzt, und in der Aufhäufung, Wiederholung und Umkehrung derselben der Ausdruck von Pracht und Reichthum gesucht. In Italien, wo ein feines Schönheitsgefühl ein altvererbtes Volkseigenthum ist und wo große Talente in der neuen Richtung thätig waren, entwickelte sich diese Baukunst zu imponirender Vollkommenheit. Zugleich traten auch in der Malerei und Bildnerei Kräfte hervor, wie sie die Welt seit undenklichen Zeiten nicht mehr gesehen hatte, und die italienische Kunst wurde das Vorbild für Europa. Von dort holte man sich Kenntnisse, Geschmack, Fertigkeiten, Vorbilder und Künstler. In jedem Lande nahm aber die Kunst Veränderungen der italienischen Formen vor. In Deutschland räumte die gothische Baukunst nur Schritt für Schritt den Platz. Es entstanden daraus wunderliche Compositionen. Ganz besonders reich an Beispielen dieses Zwitterstiles ist Nürnberg. Bei der Renaissance überwuchert die Ornamentik das ganze Bauwerk bis in die kleinsten Theile. Während die höhere Baukunst früherer Zeit fast nur an Kirchenbauten ihre Kräfte setzte, führte die Baukunst des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland fast nur weltliche Gebäude auf, fürstliche Schlösser, Wohn-, Kauf- und Rathhäuser.

Auch für die **Bildnerei** wurde die italienische Kunst das Vorbild, und mancher italienische Meister kam nach Deutschland. An die Stelle der **Wahrheit** trat **Geschmack**, die **Phantasie** wurde durch **Verstand** ersetzt. Die Kunstwerke waren bei aller äußeren Gefälligkeit, Vollkommenheit der Form und Geschicklichkeit nüchtern und kalt. Gelehrsamkeit ward eine Mitbedingung der Kunst und erschöpfte sich in Allegorien und mythologischen Anspielungen ohne Rücksicht auf den Charakter und die Bestimmung des Kunstwerks, so daß wir den Horen und Grazien in Gesellschaft von Glaube, Liebe und Hoffnung neben dem auferstehenden Heiland begegnen. Ihre Hauptanwendung fand die Bildnerei noch immer in der Kirche, bei Altären, Taufbecken, Kanzeln, Grabdenkmälern und an Kirchenfaçaden. Daneben dient die Bildnerei zur Verschönerung von Schlössern, Palästen, Rathhäusern und Brunnen. Ihre besten Kräfte treten bei Bildnissen und bildnißartigen Statuen ins Leben.

Die Malerei vermochte ebenfalls nicht, den Einflüssen der italienischen Kunst zu widerstehen. Aber die Nachahmung edler und kräftiger Formen und eines reinen Geschmacks führten in Deutschland zur Unnatur und Gefühllosigkeit. Trotz einer meisterhaften Technik, eines gebildeten Farbensinns und effectvoller Anordnung vermochten weder die religiösen Bilder zu erbauen, noch die lüsternen die Sinne zu reizen. Die historischen Darstellungen, bei denen es auf Phantasie und schöpferische Kraft ankömmt, sind die schwächsten. Dagegen hatte jene Zeit noch ausgezeichnete Talente für Abbildungen der Wirklichkeit und für Bildnisse. Bei der Allgemeinheit dieser Richtung verloren die einzelnen deutschen Malerschulen ihren besonderen Charakter. Für die niederländische Schule bildete **Antwerpen** einen Mittelpunkt. Die Kunst dieser Zeit zeigt Talent, Geschicklichkeit, technische Fertigkeit bei sehr geringer Empfindung, verbildetem Geschmack und gänzlichem Mangel an nationaler und persönlicher Eigenthümlichkeit.

Je mehr die Kunst an innerem Gehalt verlor, je nüchterner und handwerksmäßiger sie wurde, desto mehr befreundete sich das Handwerk mit ihr. Es beginnt die Zeit der großen Prachtstücke und Luxusartikel, die keinem anderen Zwecke dienen, als in Sammlungen und als Raritäten aufgestellt zu werden. Töpfer, Tischler, Erzgießer, Gürtler, Silber- und Goldarbeiter wendeten bei Eß- und Trinkgeschirren, Vasen und Schilden, Meublen und Geräthschaften, Waffen und Wappen u. s. w. die Gliederungen, Nischen, Muscheln, Schnecken und Schnörkel des modegewordenen Baustiles mit Karyatiden und Hermen, Drachen und Schlangen, Göttern und Engeln, in verschwenderischer, willkürlicher, oft ganz verkehrter Weise an. Gold, Silber und Edelgestein wurden in großen Massen verbraucht zu Pokalen, Cassetten, Degengriffen und Scheiden, Tafelaufsätzen und Tafelservicen; aus Elfenbein wurden kostbare Becher, Leuchter u. s. w. geschnitzt. Die Hauptorte dieser **Kunst-Industrie** waren **Nürnberg** und **Augsburg**. **Kunsthandwerk.**

Noch vor die Erfindung der Buchdruckerei fällt die des **Bilddrucks** oder der Kunst der Vervielfältigung von Zeichnungen. Es ist ungewiß, ob man mit Spielkarten oder Heiligenbildern den Anfang gemacht hat. Die älteste Gattung des Bilddrucks ist der **Metallschnitt**. Die **Der Bilddruck.**

Zeichnung wurde auf die Platte gebracht; die Stellen, die weiß bleiben sollten, wurden ausgegraben; die stehengebliebenen Stellen geschwärzt und abgedruckt. Die zweite Gattung des Bilddrucks ist der Holzschnitt. Die Technik ist dieselbe wie bei dem Metallschnitt; nur ist man wohl erst später zu ihr übergegangen, weil man dem Holz nicht hinlängliche Dauerhaftigkeit zugetraut hat. Dann aber hat die leichtere Behandlung des Holzes den Metallschnitt bald und für immer beseitigt. Der Metall- oder Kupferstich beruht auf der dem Metall- und Holzschnitt entgegengesetzten Methode, die in die Platte gemachten Einschnitte zu schwärzen und abzudrucken. Die Erfindung des Metallschnitts scheint nicht von einem wirklichen Künstler, sondern von einem Stempelschneider ausgegangen zu sein. Die meisten Bilder dieser Art sind Zweckbilder, bei denen es dem Verfertiger auf den Gegenstand, nicht auf künstlerische Darstellung ankam. Dagegen beurkunden die ältesten Kupferstiche wirkliche Künstlerhände; der Kupferstecher copirte lange Zeit nicht fremde Werke, sondern nur seine eigenen Zeichnungen. Die ältesten Metall- und Holzschnitte weisen auf Deutschland als das Vaterland der Erfindung hin, und zwar scheinen die Anfänge gleichzeitig an mehreren Orten gemacht worden zu sein, in Ulm, Augsburg, in dem Benedictinerkloster Tegernsee, in Köln, im ersten Jahrzehent des funfzehnten Jahrhunderts. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde der Holzschnitt zu größerer Vollkommenheit ausgebildet, besonders durch Albrecht Dürer und Hans Holbein.

Die Kupferstecherkunst scheint in den Niederlanden erfunden worden zu sein. Von den Niederlanden hat sie sich auf demselben Wege wie die niederländische Malerei nach dem Niederrhein, von da nach Oberdeutschland, nach Schwaben und dem Oberrhein, nach Franken, Baiern und Oestreich verbreitet. Während aber die Malerei auf diesem Wege an ursprünglicher Kraft und Fähigkeit verlor, hat die Kunst des Kupferstechens mit jedem Schritte, den sie nach Süden vorwärts that, an Vollkommenheit gewonnen, am meisten in Colmar durch Martin Schongauer und in Nürnberg durch Albrecht Dürer. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts führte die Werthschätzung technischer Fertigkeit die Kupferstecherkunst zu einer einseitigen Ausbildung; sie trennte sich von der Malerei und bildete sich zu einer selbständigen Kunst aus. Zur Führung des Grabstichels gehörte nun ein besonderes Talent und Studium und dadurch wurde den Malern, die sich bisher zur Vervielfältigung ihrer Werke auch auf das Kupferstechen gelegt hatten, der Grabstichel aus der Hand gewunden. Dagegen bedienten sie sich der von Albrecht Dürer erfundenen Kunst des Radirens, durch welche die mit der Nadel auf eine mit Deckfirniß überzogene Kupferplatte eingeritzte Zeichnung mittelst Scheidewasser eingeätzt wird, und bildeten dieselbe zu einer großen Vollkommenheit aus.

6) Geschichte Frankreichs von Franz I. bis zum Tode Ludwigs XIII. von 1515 bis 1643.

In Frankreich hatte Franz I. (1515—1547) zwar vergebens gestrebt, sein Reich um einige auswärtige Provinzen zu vergrößern; aber die königliche Macht hatte er befestigt und gehoben. Durch die Ausbildung eines großen stehenden Heeres machte sich der König von den sonst so mächtigen Vasallen unabhängig. Der Adel wurde durch die auswärtigen Kriege beschäftigt, und die unter sich getheilten Großen buhlten um die Gunst des Königs. Ueberdies wurden sie vom König sorgfältig beobachtet. Dieser erforschte die Männer, welche in den verschiedenen Provinzen ein großes Ansehen besaßen, und suchte sich unter ihnen Freunde zu machen, indem er ihnen Stellen gab, oder sie sonst begünstigte. Ihr Einfluß hielt dann jede Bewegung nieder. Eine Berufung der Stände fand unter Franz I. nicht statt; man begnügte sich mit einem Ausschusse derselben, den Notabeln, deren Berufung lediglich vom König abhing. Das später so einflußreiche Parlament von Paris erhielt die entschiedene Weisung, seine Thätigkeit auf die Rechtspflege zu beschränken. Unter Franz I. wurde der Verkauf der Stellen gebräuchlich. Einnehmer, Schatzmeister, Räthe, Präsidenten und königliche Advokaten kauften ihre Stellen. Man berechnet den Ertrag des Aemterverkaufs auf 400,000 Franken des Jahres. Ein mit dem Past Leo X. 1516 abgeschlossenes Concordat, gab dem Papst die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit und den Genuß früherer Einkünfte zurück, überließ aber dem König die Besetzung aller Bisthümer und Abteien. In Folge des Concordats gerieth die Geistlichkeit in ein sehr unterwürfiges Verhältniß zu dem König. Gunst und persönliche Rücksichten entschieden über die Besetzung der geistlichen Stellen. Kardinäle bildeten einen Theil der Hofhaltung; in die Klöster legte der König seine Veteranen und ließ sie von denselben ernähren. Bisher waren die Zehnten, welche die Geistlichkeit zu den Staatsbedürfnissen beisteuerte, immer erst vom Papste bewilligt worden. Franz I. schrieb sie ohne weiteres aus, in manchen Jahren vier bis fünf. Jeder Zehnte betrug 400,000 Franken. Auch der von Schatzungen befreite Adel konnte sich der Bede (don gratuit) schwer entziehen. Der größte Druck der Abgaben lastete auf dem Landmann. Die bedeutenden Einkünfte wurden vom Kriege, vom Aufwande des Hofes und durch die mangelhafte Art der Erhebung verschlungen. Um die Schweizer zu bewegen, dem Kaiser keine Werbung zu gestatten, zahlte Franz I. jedem Kanton und einflußreichen Personen unter den Eidgenossen jährlich bedeutende Summen. Unter diesen Umständen mußte er zur Führung seiner Kriege zu Verpfändungen der Krongüter und immer gesteigerten Abgaben schreiten. Das Volk zahlte, weil es den ritterlichen Franz liebte, der alle Tugenden und Laster der Franzosen in sich vereinigte. Es erkannte in seines Königs Ehre die eigene. Franz I.

Im Kriegswesen machte Franz Verbesserungen. Das große Geschütz wurde zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. entbehren

konnte. Eine königliche Seemacht war bisher noch nicht vorhanden gewesen. Erst Franz I. ließ eine Flotte zum Dienste des Staates erbauen. Es wurden Entdeckungsreisen nach Amerika unternommen, und Ansiedelungen, besonders in Canada, gemacht. Der französische Handel war höchst bedeutend. Fremde Manufakturisten fanden in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Zwei Genuesen legten 1536 den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenfabriken in Lyon.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hof umgeben. Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen Gunst sich jeder abhängig fühlte. Der Hof war eine Vereinigung von allem, was es Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe. Bis auf die Zeiten Ludwig's XII. hatten die adeligen Frauen in der Regel auf ihren Landsitzen gelebt und sich mit häuslichen Dingen beschäftigt. Ludwig hatte sie zuerst an den Hof gebracht, indem er seine Gemahlin Anna von Bretagne mit Ehrendamen umgab. Diese geistreiche Fürstin flößte ihnen Geschmack für Bildung ein, und dadurch bekamen die Frauen in Frankreich eine immer steigende gesellschaftliche Bedeutung. Durch Franz I. wurde der Hof der Mittelpunkt für die durch Schönheit und Geist glänzendsten Frauen des Landes; aber des Königs übermäßige Lust an Vergnügungen und prächtigen, kostspieligen Festen, sein Hang zu Liebesränken machte aus dem Hofe eine Schule der Verschwendung und Sittenlosigkeit.

Franz I. hatte aber auch Sinn für die Thätigkeit des Geistes. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; in dem König stellte sich die mannigfaltige Einwirkung der italienischen Bildung auf den Geist der Franzosen am lebendigsten dar. Die Richtung des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Professoren der Sprachen und des römischen Rechtes, Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm einen Gehalt, folgten seinem Hofe und erhoben ihn durch ihre Schmeicheleien bis in den Himmel. Man nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden am französischen Hofe eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, belohnte ihre Arbeiten. Franz I. hatte eine Ahnung von der Unabhängigkeit, welche die eigentlich gelehrten Studien bedürfen; er wollte sie von den zur Bildung von Theologen und praktischen Juristen bestimmten Universitäten trennen. Die Universität zu Paris, zu deren Besuch der junge Adel vom Könige aufgefodert wurde, zählte 1525 gegen 25,000 Schüler. Von allen Seiten strömte die studirende Jugend nach Paris, seit der gelehrte Grieche Johannes Laskaris beim König eine gnädige Aufnahme gefunden hatte. Franz I. besaß eine ganz unbegrenzte Wißbegier. Da er nicht eigentlich gelehrt war, so beförderte er zu seiner eigenen Ausbildung Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Der italienische Geist ward von den classischen Mustern zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutsche durch das Studium der Sprachen auf die Urkunden des Glaubens geführt, der französische setzte sich mit der Mannigfaltigkeit des Inhaltes, namentlich des geschichtlichen in unmittelbare Beziehung. Auf die Form der französischen Literatur hatten die Alten damals keinen besonderen

Einfluß; der Ton derselben ging vornehmlich von der Gesellschaft aus, die sich um den König bildete.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen waren es Männer von allgemeiner Bildung, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse. Leonardo war der wahre Mann für des Königs universale Wißbegierde. Franz I. nahm ihn mit sich aus Italien und wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister, Maler, Bildhauer und Baumeister zog er an seinen Hof, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie und zeigte ihnen persönliche Gunst, so dem nach Paris berufenen Florentiner Benvenuto Cellini. Es wurden die prächtigen Schlösser zu Fontainebleau und St. Germain en Laye, sowie der Palast des Louvre erbaut. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der mit seinem Sohn, Heinrich Stephanus, viele alte Schriftsteller herausgab und kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs und ward oft von ihm besucht.

Wie in der Literatur so in der Kunst beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinausreicht. Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist niemand von so großem Einfluß gewesen, als Franz I. In seiner Zeit berühren sich beide Elemente. Ueberall weicht das Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz; das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt; der Begriff des allerchristlichsten Königs vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zudem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Die von Wittenberg ausgegangene Verkündigung der neuen Lehre fand auch in Frankreich bald Anhänger. Als den ersten Urheber der Reformation in Frankreich kann man Jakob Fabry, von Etables, betrachten. Er hatte sich in Italien die Grundlagen der neuerwachten Gelehrsamkeit angeeignet; aus den paulinischen Schriften entnahm er Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die mit den herrschenden Vorstellungen vom Werthe der guten Werke in Widerspruch standen. Der Bischof Brissonet von Meaux, ein Freund Fabry's und in der Lehre von der Rechtfertigung und der äußeren Werkheiligkeit gesinnt wie dieser, unternahm es seinen Sprengel in diesem Sinne zu reformiren. Allein die theologische Facultät zu Paris, welche sich von jeher als die Hüterin der römischen Orthodoxie bewiesen hatte, verdammte nicht nur Luther, als dessen Streitschriften ihr 1520 vorgelegt wurden, sondern auch die in Meaux bekannt gemachten Lehren und trieb die Männer auseinander, welche sich dort vereinigt hatten. Der Bischof von Meaux aber suchte seinen Ruf als rechtgläubiger Katholik wieder herzustellen. Den König ließ der religiöse Geist der Zeit nicht unberührt. Mit seiner Mutter und Schwester las er in der heiligen Schrift; man hörte sie sagen, daß die göttliche Wahrheit nicht als Ketzerei bezeichnet werden sollte. Am Hof sprach man mit Lob von Dr. Luther und dessen

Schriften. In der Nähe des Königs regten sich Sympathien für die Protestanten. Wenn aber auch Franz I. eine gewisse Abweichung duldete, so hatte das doch sehr bestimmte Grenzen; weder das Princip der hierarchischen Ordnungen, noch das Geheimniß der Eucharistie sollte verletzt werden. Als in Paris durch einige Neuerer ein öffentlicher Angriff auf die durch das Herkommen geheiligte Verehrung des Sacraments unternommen worden war, kam der König selbst in die Stadt, um das geschehene Verbrechen durch eine feierliche Procession zu sühnen, an der er mit entblößtem Haupte und einer Fackel in der Hand Theil nahm. Verfolgungen fanden statt, und achtzehn der Schuldigen wurden verbrannt. Das hielt den König nicht ab, mit den deutschen Protestanten, mit denen er ein politisches Verhältniß herzustellen suchte, auch Verhandlungen wegen einer religiösen Vereinbarung zu pflegen. Der König hatte eine Zusammenkunft von Theologen beider Parteien, eine große freie Besprechung im Sinne und lud bereits Melanchthon zu sich ein. Allein die Sorbonne widersetzte sich jeder Annäherung.

Als Franz I. sah, daß in Deutschland die Spaltung der Kirche auch zu Ungehorsam gegen die königliche Gewalt führe, griff er mit noch größerer Strenge gegen die Andersdenkenden ein als zuvor. In der Provence und in den Gebirgen der Dauphinée lebten kleine, zerstreute Gemeinden der Waldenser, welche sich den Anhängern der neuen Lehre als Glaubensbrüdern anschlossen. Deshalb wurden sie vor das Parlament von Aix geladen, und als sie nicht erschienen, ihre Verdammung ausgesprochen. Mehr als 3000 Männer, Weiber und Kinder wurden ermordet, ihre Dörfer niedergebrannt. Die meisten der in die Wälder Geflüchteten starben den Hungertod. Dennoch konnte das Verlangen nach Wahrheit nicht unterdrückt werden. Von Genf und Straßburg aus durchzogen Calvin's Schüler lehrend und predigend Frankreich, trotz des Todes von Henkershand, der jeden ihrer Schritte bedrohte. Die Anhänger Calvin's in Frankreich wurden mit dem Namen der Hugenotten bezeichnet.

Heinrich II. Heinrich II. (1547—1559), der Sohn und Nachfolger von Franz I., schärfte die von seinem Vater erlassenen Befehle gegen die Protestanten, welche, vor die weltlichen Gerichte geladen, selten dem Flammentode entgingen. Demohngeachtet vermehrte sich die Zahl der Protestanten in Frankreich. Sie nahmen die reformirte Kirche in Genf zum Vorbild. Die Verwaltung des Staates und besonders die der Finanzen war schlecht; man machte Anleihen zu hohen Zinsen, trieb den Aemterverkauf immer weiter und war doch fortwährend in Geldnoth. Auf den König übte der Herzog Franz von Guise und dessen Bruder der Kardinal Karl von Lothringen großen Einfluß. Den Guisen wirkte der Connetable von Montmorenci und der scharfsinnige Gaspard Coligni entgegen. Auch des Königs Geliebte, die zur Herzogin von Valentinois erhobene Diana von Poitiers, besaß großen Einfluß auf den willensschwachen, genußsüchtigen König, weniger die Königin, die ränkevolle Katharina von Medici. Daß Heinrich II. dem deutschen Reich Metz, Toul und Verdun entriß und den in Folge davon unternommenen Krieg Karl's V. haben wir bereits (S. 115) erwähnt. Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien brach bald wieder

aus, als Heinrich II. den Papst Paul IV. unterstützte, welcher in seinem Hasse gegen das Haus Habsburg, als Oberlehnsherr von Neapel dieses Land Spanien abzusprechen wagte. In diesem Kriege erfocht Philipps Heer unter Emanuel Philibert von Savoien einen ruhmvollen Sieg bei St. Quentin (1557). Dagegen entriß der Herzog Franz von Guise den mit Philipp II. verbündeten Engländern Calais (1558), welches sie seit 1347 besessen hatten. Einen glänzenden Sieg über das französische Heer erfocht auch der Graf Egmont, von der englischen Flotte unterstützt, bei Gräveliugen (1558). Den Krieg endigte der Friede zu Chateau Cambresis (1559), durch welchen Emanuel Philibert fast das ganze Herzogthum Savoien zurückerhielt. Bei einem zur Feier des Friedens veranstalteten Turniere drang ein Splitter eines gebrochenen Lanzenschaftes tief in das rechte Auge des Königs, und an dieser Wunde starb Heinrich II. 1559.

Franz II. (1559—1560) war sechzehn Jahr alt, als sein Vater starb. Er war schwach von Körper und langsam von Geist und gelangte nie zum Bewußtsein der ihm gestellten Aufgabe. Er war mit Maria Stuart, der Tochter der mit Jakob IV. von Schottland verheiratheten Maria Guise, vermählt und wurde von seiner schönen und geistreichen Gemahlin, diese aber von ihren gewandten Oheimen, Franz und Karl von Guise, beherrscht. Je größer der Einfluß der Guisen war, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine Familie aufgeregt, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, welches von einem jüngeren Sohne Ludwig's des Heiligen abstammte und jetzt das einzige, der regierenden Familie in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen, Anton, durch seine Gemahlin Johanna d'Albret König von Navarra, Karl, Kardinal und Erzbischof von Rouen, und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel gegen den Hof unternommen haben würden. Dagegen war der Prinz Ludwig von Condé ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein tapferer Krieger, welcher den Guisen ihren Einfluß auf den König zu entreißen suchte. Condé trat in engere Verbindung mit dem alten verdienten Connetable von Montmorenci, und mit dessen Neffen, dem geistvollen und tapferen Admiral Coligni. Diesen Parteien gegenüber stand die Mutter des Königs, Katharina von Medici, ehrsüchtig, gelehrt, mit allen Ränken vertraut, von männlicher Willenskraft, ohne Scheu die Sitte zu verletzen. Die schöne, kluge Frau war entschlossen für den schwachen Sohn zu herrschen und schloß sich an die ihr entgegenkommenden Guisen an. Franz II.

Als die Guisen ihre Stellung gesichert wähnten, begannen die Ketzerverfolgungen. Bei jedem Parlament wurde eine besondere Kammer (chambre ardente) eingerichtet, die sich bloß mit der Aufsuchung und Bestrafung der Calvinisten beschäftigte. Die Grausamkeit der Verfolgung erregte die Erbitterung der Calvinisten, und diese eiferten rücksichtslos gegen den verderbten Hof Katharina's. Dadurch aber vermehrten sie nur die Verfolgung, indem sie dem König zugleich als

Aufwiegler geschildert wurden. Als die Häupter der bourbonischen Partei sich beriethen, was zu thun sei, um den Guisen die Gewalt zu entreißen, wies der umsichtige Admiral Coligni auf den Beistand der Hugenotten hin. Condé ging darauf ein. Er übernahm die Rolle eines Beschützers der gedrückten Hugenotten. Der Ehrgeiz, die Parteiungen der Großen boten den Anfang und den Grund zu den nachfolgenden Kämpfen. Der Streit um den Glauben diente anfangs nur als Mittel einer Partei, bis er in den blutigen Verwicklungen zur Hauptsache wurde.

Um den König den Händen der Guisen zu entreißen, erbot sich ein calvinistischer Edelmann, La Renaudie, den König von Blois, wo er das Frühjahr zuzubringen beabsichtigte, zu entführen. 500 Edelleute schienen zur Ausführung genügend. Der Plan war klug angelegt, er wurde aber den Guisen verrathen und von diesen der Hof von dem offenen Blois nach dem festen Amboise verlegt. Als La Renaudie, den Verrath nicht ahnend, auch in Amboise seinen Plan ausführen wollte, wurden die heranschleichenden Schaaren der Calvinisten überfallen, nach Amboise geschleppt, dort gehenkt, die Leichen ins Wasser geworfen. La Renaudie fiel im Gefecht. Eifriger als zuvor wurden jetzt die Verfolgungen der Calvinisten betrieben. Auf einer nach Orleans berufenen Versammlung der Reichsstände wurde der Prinz von Condé gefangen genommen und der König von Navarra sorgfältig bewacht. Eine besondere Commission leitete gegen Condé das Rechtsverfahren wegen Hochverraths ein und sprach über ihn das Todesurtheil. Den Guisen genügte die Verurtheilung Condé's nicht; alle Anhänger der bourbonischen Prinzen sollten am Todestage Condé's fallen. Da starb Franz II., und sein Tod änderte die Verhältnisse.

Karl IX. Karl IX. (1560—1574), ein Bruder von Franz II., war zehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein Knabe von heftigem, jähzornigem Charakter, der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß er Tag und Nacht in den Wäldern umherschweifte, er fand ein blutdürstiges Wohlgefallen daran, Thiere zu tödten. Später lernte er Meineid, Treubruch und Verstellung üben. Für Karls sittliche und geistige Ausbildung geschah nichts. Nachzudenken, den Geschäften des Staates ernstliche Aufmerksamkeit zu widmen, selbst Entschlüsse zu fassen, war nicht seine Sache; die Aufregung, in welche ihn die Dinge versetzten, pflegte sich in wilden Flüchen zu entladen. Statt des Königs herrschte dessen Mutter, Katharina von Medici; sie wollte in der Mitte zwischen den zwei kämpfenden Parteien die Zügel der Regierung in der Hand behalten. Um die Macht der Guisen nicht noch höher steigen zu lassen, suchte sie dem Prinzen Condé das Leben zu erhalten. Sein Todesurtheil wurde vom Parlament feierlich für nichtig erklärt. Auch gelang es Katharina eine Aussöhnung der bourbonischen Prinzen und und der Guisen zu bewirken. Die letzteren lockten auch den eifrig katholischen Connetable von Montmorenci auf ihre Seite. Es wurde 1561 ein Religionsgespräch zu Poissi gehalten. Auf der einen Seite erschienen 52 Prälaten in dem Glanze katholischer Priester, auf der anderen arme hugenottische Prädikanten, welche sich mit einer ihnen gegebenen Sicherheitswache eingefunden hatten. Wie alle ähnliche Versuche blieb auch dieses Religionsgespräch ohne Erfolg. Durch glänzende Ver-

sprechungen bewogen die Guisen mit Hülfe des spanischen Gesandten und des päpstlichen Legaten den schwachen König Anton von Navarra, welcher bisher ein heimlicher Calvinist gewesen war, sich öffentlich zur katholischen Kirche zu bekennen. Um so enger schloß sich Katharina an Condé und Coligni an und suchte die Hugenotten durch ein 1562 zu St. Germain erlassenes Duldungsedict zu gewinnen. Jetzt erst übersah man die Zahl der Anhänger der neuen Lehre; in allen Provinzen Frankreichs tönten ihre Psalmen. Das erbitterte die Katholiken, und bald entstanden blutige Reibungen. Als der Herzog Franz von Guise auf einer Reise nach Paris in das Städtchen Vassi kam, fing sein zahlreiches Gefolge mit den in einer Scheune zum Gottesdienst versammelten Hugenotten Streit an und mordete an 60 Männer, Weiber und Kinder. Bald wurden auch an anderen Orten große Grausamkeiten gegen die Hugenotten verübt und es brach der erste Bürger- und Religionskrieg aus (1562—1563).

Beide Parteien warben Truppen und suchten die Städte des Reiches auf ihre Seite zu bringen. Viele derselben kamen in die Hände der Protestanten, für diese erklärte sich fast die ganze Normandie und der beste Theil des französischen Adels. An allen Orten brach der Kampf aus, und die Parteien bekämpften einander mit der unmenschlichem Wuth, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht. Die Protestanten beraubten die katholischen Kirchen und Klöster, zerstörten die Bilder in denselben, vertrieben und tödteten Priester und Mönche. Noch weit schlimmer hausten die Katholiken. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Gräuel, da außer der Befriedigung der Rachsucht die Ueberzeugung mitwirkte, daß alles zur Ehre Gottes geschehe. Das pariser Parlament erklärte alle Hugenotten für vogelfrei und ermahnte die Katholiken sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Von beiden Seiten bemühte man sich um auswärtige Hülfe. Die Guisen ließen in Deutschland und den katholischen Kantonen der Schweiz werben; Philipp II., die Herzöge von Savoien, Ferrara und Mantua schickten ihnen Soldaten. Dagegen wurde Condé von Elisabet von England mit Geld und 6000 Mann unterstützt und räumte derselben Havre de Grace und Rouen ein. Vor Rouen fiel auf der Seite der Katholiken Anton von Navarra; bei Dreux wurden die Hugenotten geschlagen und Condé gefangen; bei der Belagerung von Orleans wurde der Herzog Franz von Guise ermordet. Nun vermittelte Katharina den Frieden zu Amboise 1563. Den Hugenotten wurde freie Religionsübung, aber nicht in der Nähe von Paris und nicht in Kirchen, gestattet. Nach erfolgter Aussöhnung wurde den Engländern Havre de Grace wieder entrissen.

Der Friede war von kurzer Dauer. Bei einer Zusammenkunft des Königs mit seiner Schwester Elisabet von Spanien in Bayonne ermahnte der Herzog Alba zur Ausrottung der Ketzer. Bedrückungen der Hugenotten führten neue Gewaltthaten herbei, und der zweite Hugenottenkrieg (1567—1568) brach aus. In einer Schlacht bei St. Denis fiel Montmorenci, und der Herzog Heinrich von Anjou, der Bruder von Karl IX., wurde zum Generalstatthalter des Reichs ernannt. Im Frieden zu Longjumeau wurde das Edict von Amboise bestätigt.

Bei dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien war auch dieser Friede von kurzer Dauer. Die Hugenotten hielten eng zusammen, alle

stimmten überein in ihrem Hasse gegen ihre Widersacher, aber bei den Großen herrschte Ehrsucht vor, bei den Bürgern häufig das Verlangen nach Bereicherung durch Kirchengüter. Als ein aufgefangener Brief den Plan des Hofes verrieth, den Prinzen von Condé und den Admiral Coligni gefangen zu nehmen, und als ein königliches Edict bei Todesstrafe jeden anderen Gottesdienst als den katholischen untersagte, brach der dritte Hugenottenkrieg (1569—1570) aus. In einer Schlacht bei dem Städtchen Jarnac an der Charente (1569) fiel Condé. Die edle und kluge Königin Johanna von Navarra stellte den Häuptern der Hugenotten ihren Sohn, Heinrich von Navarra, einen hoffnungsvollen Jüngling von 16 Jahren, vor, und unter dessen Namen leitete der Admiral Coligni die Angelegenheiten der Hugenotten. Es kam der dritte Religionsfriede zu St. Germain en Laye (1570) zu Stande. Es wurde den Hugenotten freie Religionsübung auf der Grundlage des Edicts von Amboise und zu ihrer Sicherheit die Besetzung von vier Plätzen, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, zugestanden.

Der Hof zeigte eine für die Hugenotten so günstige Gesinnung, daß die Wohlgesinnten hofften, Eintracht und Duldung würden in das ihrer so bedürftige Frankreich zurückkehren. Karl IX. wurde 1570 mit Elisabet, der Tochter des Kaisers Maximilian II., vermählt, und Heinrich von Navarra mit des Königs Schwester Margareta verlobt. Mit der größten Höflichkeit wurde Heinrichs Mutter, die kluge Königin von Navarra, vom Hofe empfangen. Auch der Admiral Coligni wurde zu einer Zusammenkunft mit dem König eingeladen, von diesem mit Freundlichkeit aufgenommen und reich beschenkt. Coligni wußte, daß der König der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden wünschte und auf das Ansehen seines Bruders Heinrich von Anjou eifersüchtig war, und baute darauf seine Hoffnung, großen Einfluß auf den König zu gewinnen. Unter den Vorbereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich von Navarra starb dessen Mutter, Johanna von Navarra (9. Juni 1572). Es ging ein Gerücht, daß sie durch ein Paar Handschuh vergiftet worden sei, aber die Leichenöffnung zeigte keine Spur von Gift. Im Juli kamen Heinrich von Navarra und der Prinz Heinrich von Condé, von vielen calvinistischen Edelleuten begleitet, nach Paris, und am 18. August 1572 erfolgte die Vermählung Margareta's mit Heinrich von Navarra. Auch Coligni hatte sich in Paris eingefunden und schien den König ganz für sich eingenommen zu haben, indem er diesem vorstellte, es sei Zeit, daß er selbst die Zügel der Regierung ergreife. Das erregte die Eifersucht von Coligni's Gegnern. Ein Meuchelmörder schoß nach dem Admiral, als dieser aus dem Louvre kam (22. August). Die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg und verwundete dann den linken Arm. Der Meuchelmörder war gedungen von der Königin Katharina und der Wittwe des Herzogs Franz von Guise, welche ihre Söhne, den Herzog von Anjou und den jungen Herzog von Guise ins Geheimniß gezogen hatten. Der Vorfall machte das größte Aufsehen, die beiden bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum König. Dieser versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selbst schmerze. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er besuchte.

Wäre der Admiral getödtet worden, so würde die Königin mit ihrem Opfer vielleicht zufrieden gewesen sein; allein er war am Leben geblieben und konnte nun erst recht gefährlich werden. Die Hugenotten schaarten sich mit verdoppeltem Eifer um Coligni und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtsein der Macht. Schon wendete sich der Verdacht auf die wahre und vornehmste Urheberin. Der persönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geschehene fortgezogen, gab Katharina blutigeren Entwürfen Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen, sie brauchte nur zu wollen, so waren sie alle verloren. In dem Rathe der Königin führten besonders einige Italiener das Wort; sie waren sämmtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie der Marschall Tavannes nahmen an der Berathung Theil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Karl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft und jede Bewegung der Stadt, etwa zu Gunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß das Attentat nicht von den Guisen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war. So unbedingt die Autorität war, welche Katharina über ihren Sohn ausübte, so setzte er ihr doch diesmal einigen Widerstand entgegen. Als aber alle auf den König eindrangen und seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten erfüllten, als die Mutter und der Bruder ihm drohten sich vom Hofe zu entfernen, als sie ihm Mangel an Muth vorwarfen, da gab er in seiner Heftigkeit die Einwilligung zu der verruchten That. Er betheuerte mit einem Fluche, daß er nicht nur den Mord des Admirals wolle, sondern den aller Hugenotten in Frankreich, und daß auch nicht ein Einziger übrig bleiben solle, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Sofort wurden alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel mit einer so großen Verschwiegenheit getroffen, daß kein Hugenotte davon etwas erfuhr. Der Plan war, alle Häupter der Hugenotten in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 (dem Bartholomäustage) zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man herausfinden und bezwingen könne. Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen es, den Admiral und seine nächsten Angehörigen zu ermorden. Die Glocke auf dem Louvre gab das Zeichen, und alle Glocken von Paris pflanzten den furchtbaren Klang fort. In den Straßen von Paris wütheten 60,000 Katholiken gegen die Hugenotten jedes Alters und Geschlechts. Die angeordnete Erleuchtung erschwerte die Flucht. Nicht Religionshaß allein hatte Antheil an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht; Rachsucht jeder Art, Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei thätig. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herrn über den Haufen, und mancher eifrige Katholik galt für einen Ketzer, weil er Reichthümer und persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, der eifrige Reformator der Universität, von den Schülern seines Collegen Charpentier ermordet, dessen Unwissenschaftlichkeit er oft bekämpft hatte. Am Morgen war die

Seine mit Leichen bedeckt. Mit langen Büchsen soll der König zwischen die am andern Ufer des Stromes Fliehenden geschossen haben. Das Morden währte noch drei Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den meisten Provinzen des Reiches, wo man dem Beispiele von Paris entweder von freien Stücken folgte, oder königliche, deshalb erlassene Befehle vollzog. Nach den mäßigsten Berechnungen sollen durch die pariser Bluthochzeit, wie man dieses schaudervolle Blutbad nannte, in Paris gegen 2000, in Frankreich gegen 20,000 Menschen ermordet worden sein.

Philipp II. freute sich über die That von Paris, der Papst Gregor XIII. hielt eine Danksagungsfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine Münze auf die pariser Bluthochzeit schlagen. Aber der edle Kaiser Maximilian II. klagte laut über die Verblendung seines Eidams, und Elisabet von England mit ihrem Hofe empfing den französischen Gesandten in Trauerkleidern.

Dem König Heinrich von Navarra und dem jungen Condé sagte der König, daß man ihrer in Betracht ihrer Jugend und weil sie von Anderen verführt worden wären, diesmal noch geschont habe. Doch sei die Bedingung ihrer Begnadigung die Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Heinrich von Navarra versprach alles im ersten Schrecken, Condé aber erklärte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Von Jesuiten unterstützt unternahm der Kardinal von Bourbon das Bekehrungsgeschäft des Prinzen. Es erfolgte der Uebertritt Heinrichs von Navarra; der von Condé erst dann, als er, zum Könige gerufen, von diesem nur die drei Worte hörte: „Messe, Tod, Bastille."

Alle Straßen des Königreichs waren mit Schaaren flüchtiger Hugenotten bedeckt, die kaum das Nothwendigste gerettet hatten. Sie flohen theils zu ihren Glaubensbrüdern nach der Schweiz, der Pfalz, England, theils nach ihren Sicherheitsplätzen La Rochelle, Montauban und Nismes. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung von La Rochelle endigte 1573 der vierte Religionskrieg mit einem Frieden, welcher den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, sowie den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit freie Religionsübung gewährte. Zu dem Abschlusse dieser Uebereinkunft hatte wesentlich beigetragen, daß die katholische Partei in dem Herzoge von Anjou ihren Heerführer verlor, der die Stimmen vieler polnischen Großen erkauft hatte und zum Könige von Polen gewählt worden war.

Nach der Abreise Anjou's verlangte der Herzog von Alençon die Würde eines Generalstatthalters, welche sein Bruder bisher inne gehabt hatte, und als sie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widersetzlichkeit. Man beschuldigte ihn, er habe mit Heinrich von Navarra vereinigt daran gedacht, die Königin Katharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Katharina hielt für nöthig, die beiden Prinzen in engem Gewahrsam zu halten; deren vornehmste Vertraute ließ sie in die Bastille bringen. Es stand Alençon mit einer Partei angesehener Männer in Verbindung, welche aus Rücksicht auf den Staat auf dem Wege der Mäßigung beharren wollten und die man Politiker nannte.

Karl IX. fand seit der Bartholomäusnacht keine Ruhe; im Traum und Wachen bebte er vor den Schreckbildern der Ermordeten zusammen,

Unter Flüchen und Gebeten, welche abwechselnd seinen Lippen entströmten, starb er im 24sten Jahre seines Lebens 1574.

Bei der Nachricht vom Tode seines Bruders verließ Heinrich von Anjou, jetzt Heinrich III., heimlich, in der Stille einer finstern Nacht sein Königreich Polen. Heinrich III. (1574—1589) hatte als Prinz eine hohe militärische Stellung eingenommen, er war ein schöner Mann, ein Freund von königlichem Prunk und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten Würde und eine natürliche Wohlredenheit. Ueberdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Bei der Verderbtheit des damaligen französischen Hofes hatte er durch Ausschweifungen seine Kräfte erschlafft. Er umgab sich mit jungen, munteren Leuten, von angenehmem Aeußern, die in Sauberkeit der Kleidung, Zierlichkeit der Erscheinung mit ihm wetteiferten und die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen. Obgleich die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, verschleuderte doch der König in unglaublicher Verschwendung und rasender Spiellust große Summen und gab das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Am Hofe wurden täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben, und Schaaren von Musikern und Schauspielern aus Italien berufen. Das männlichere Vergnügen der Jagd gewährte Heinrich III. weniger Unterhaltung als Tanz und Ballspiel. Frauenkleidung, deren er sich häufig bediente, gefiel ihm mehr als Schwert und Panzer. In der Fastenzeit lief er mit den Mignons in allerhand seltsamen Vermummungen durch die Straßen von Paris und drang in die Häuser und Gesellschaften ein. Heimlich fröhnte der König allen Genüssen, während er öffentlich im Bußgewand, mit nackten Füßen, die Geißel in der Hand, sich den Processionen anschloß. Auf seinem Zimmer unterhielt sich Heinrich mit Affen, Papageien und Hunden. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande einen runden Korb, der mit kleinen Hunden angefüllt war. Seinen Günstlingen ertheilte Heinrich Aemter und Ehrenstellen und verletzte dadurch das Familieninteresse der großen Geschlechter. Anfangs schien Heinrich III. zu einer milderen Behandlung der Hugenotten geneigt, aber bald folgte er dem Rath seiner Mutter und des Kardinals von Lothringen, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten. Da brach der fünfte Religionskrieg aus (1576). Mit den Hugenotten verbanden sich die Politiker. Der jüngere Bruder des Königs, der später zum Herzog von Anjou erhobene Franz von Alençon, hatte bereits den Hof verlassen. Der Prinz von Condé warb in Deutschland Truppen. Heinrich von Navarra entwich vom Hofe, trat wieder zum Calvinismus zurück und stellte sich an die Spitze der Hugenotten. In seiner Verlegenheit schloß der Hof mit den Mißvergnügten einen Vertrag. Den Hugenotten wurde, mit Ausnahme von Paris, im ganzen Reiche freie Religionsübung, Berechtigung zu allen Aemtern, für ihre Rechtsstreitigkeiten eine aus Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Appellationsinstanz in den Parlamenten und feste Plätze zu ihrer Sicherheit zugestanden. Heinrich III.

Die Zugeständnisse für die Protestanten erbitterten die eifrigen Katholiken. Die Leitung aller unzufriedenen Katholiken übernahmen, vom Hofe zu Madrid dazu aufgefordert, die drei Guisen, Kardinal Ludwig,

Herzog Karl von Mayenne und Herzog Heinrich von Guise. Zu Peronne wurde die heilige Ligue zur Vertheidigung der katholischen Kirche geschlossen. Dieser Bund schien dem König selbst gefährlich, zumal da Philipp II. von Spanien demselben öffentlich seinen Beistand angedeihen ließ. Heinrich III. glaubte die ihm von der Ligue drohende Gefahr beseitigen zu können, indem er sich zum Haupte derselben erklärte. Die Folge hiervon war, daß auf dem Reichstage zu Blois die früher bewilligte Glaubensduldung der Hugenotten wieder aufgehoben wurde. Darüber brach 1577 der sechste und 1579 der siebente Religionskrieg aus; die Hugenotten behaupteten eine etwas beschränkte Duldung.

Der letzte Bruder des Königs, der Herzog Franz von Anjou, starb 1584 und nun war, da Heinrich III. keine Kinder hatte, Heinrich von Navarra der nächste Thronerbe. Aber Heinrich von Navarra war ein Ketzer, und die Ligue war darin einig, daß er den Thron nicht erlangen dürfe. Während das Land verarmte, der König in immer größere Verachtung gerieth, durch die unwürdige Stellung des Hofes die Ehre Frankreichs geschändet schien, gegen die Regierung Katharina's, der Frau und Fremden, das Volk sich täglich unverhohlener aussprach, hatte der kluge Herzog von Guise durch Herablassung die unteren Stände, durch Lust an den Waffen und männliche Vergnügungen den Adel an sich gekettet und thätig für die Vergrößerung seines Anhanges gesorgt. Er rühmte sich der Abstammung von den Karolingern, er glaubte vor dem Hause der Bourbons ein näheres Recht auf den Thron behaupten zu können. An den Herzog von Guise schlossen alle Großen sich an, welche von den Gnadenvertheilungen des Hofes ausgeschlossen wurden, ferner alle katholischen Geistlichen, welche ihre Dogmen und Pfründen gefährdet sahen, endlich alle strengen Katholiken, welche den Umsturz der katholischen Kirche befürchteten. Im Namen der Ligue ging Guise mit Philipp II. einen Vertrag ein (1585). Philipp II. verpflichtete sich, bis zur Ausrottung der Ketzerei in Frankreich der Ligue ein Heer zu stellen und monatlich 50,000 Thaler zu zahlen. Es wurde festgesetzt, daß nach dem Tode von Heinrich III. diesem der Kardinal von Bourbon, der Oheim von Heinrich von Navarra, auf dem Throne folgen, zugleich aber sich verbindlich machen solle, keinen Glauben außer dem katholischen in Frankreich zu dulden und die spanische Monarchie im Kampfe gegen die Rebellen zu unterstützen.

Alsbald ergriff die Ligue die Waffen und bemächtigte sich einer Reihe wichtiger Städte. Alle Bande der Ordnung und des Gehorsams waren gelöst. Frankreich war in drei ziemlich gleiche Theile, für die Ligue, Navarra und den König, gespalten. In seiner Rathlosigkeit und überredet von seiner Mutter schloß Heinrich III. mit Guise einen Vertrag; der König widerrief alle zu Gunsten der Hugenotten erlassenen Edicte, verlangte die Zurückgabe der ihnen eingeräumten Sicherheitsplätze und verwies ihre Geistlichen aus dem Reiche. Bald erfolgte ein Edict des Königs, in welchem bei Strafe des Hochverraths und der Einziehung der Güter jedem Calvinisten aufgegeben wurde, binnen 14 Tagen seinen Glauben abzuschwören. Es brach 1585 der achte Religionskrieg aus, in welchem Heinrich von Navarra einen ruhmvollen Sieg bei Coutras (1587) erfocht.

Paris wurde immer mehr der Mittelpunkt eines fanatischen Eifers und Volkshasses gegen die Hugenotten, und der König wurde immer verhaßter, weil er zu lau und unkräftig für die Vernichtung der Ketzer schien. Unter der Bürgerschaft von Paris hatte sich eine engere Ligue gebildet, welche nach der Zahl der Quartiere, in welche Paris eingetheilt war, der Bund der Sechzehn genannt wurde. Der Bund hatte den doppelten Zweck, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen; die Gleichgesinnten in anderen Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden. Schon 1587 regte sich im Bunde der Gedanke, daß man sich des Königs bemächtigen solle. Man wollte seine Günstlinge entfernen und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Das einmal aufgerufene, siegreich gebliebene, streng katholische Element strebte zur unbedingten Herrschaft. Es kam 1588 in Paris zu einem Aufstand, in welchem die Beliebtheit und Macht Guise's und die Schwäche und Machtlosigkeit des Königs offen hervortrat. Der König entwich mit den Hofleuten und Räthen von Paris nach Chartres, um nicht in der Gewalt der Pariser und des Herzogs von Guise zu sein. Die Anhänger der Ligue erklärten bereits, man solle den König zum Mönch scheeren und dem Lande in dem Herzog von Guise einen Regenten geben, der stark genug sei, die Einheit wieder herzustellen. Der König berief einen Reichstag nach Blois, aber hier spielte er die erniedrigendste Rolle. Alle Beschlüsse der Stände beschränkten die königliche Macht und Autorität, während Guise überall seine leitende Hand hatte; er war Meister sowohl in den Ständen als in dem Rathe des Königs. Die Führer der Stände beriethen sich mit ihm über jeden Schritt, den sie thun wollten; in dem Rathe des Königs wagte niemand ihm zu widersprechen. In dieser Lage glaubte Heinrich III. kein anderes Mittel zu haben, um seine Krone zu schützen, als Meuchelmord. Als Guise am 23. December 1588 sich in das Kabinet des Königs begeben wollte, wurde er von acht Edelleuten der adligen Leibwache ermordet. Gleichzeitig wurde auch sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise festgenommen und dann im Gefängnisse getödtet. Nur der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, der sich in Lyon befand, entkam den Nachstellungen des Königs. Bald nachher, am 5. Januar 1589, starb Katharina von Medici.

Heinrich III. besaß nicht Entschlossenheit genug und versäumte es, im ersten günstigen Augenblicke zu handeln, als seine Widersacher von dem erlittenen Schlage betäubt waren. Als die Pariser sahen, daß er selbst sich fürchtete, bemächtigten sie sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen die Wappen und Bildnisse des Königs und klebten an allen Ecken Spott- und Schmähschriften gegen ihn an. Von den Kanzeln herab eiferten Geistliche und Mönche, forderten vor dem Altar von der betenden Menge einen feierlichen Schwur, den Mord der geliebten Häupter an dem Tyrannen zu rächen. Die theologische Facultät der Sorbonne entschied sich auf Befragen der Sechzehner dahin, daß man, zur Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen einen wortbrüchigen König, befugt sei, zu den Waffen zu greifen und jede Steuer zu verweigern. Der Fanatismus erreichte eine entsetzliche Höhe. Die Aufrührer verlangten vom Parlamente, die Franzosen des Eides der Treue gegen den Oberherrn zu entbinden. An der Spitze von 4000 Knechten

und 500 Edelleuten hielt der Herzog Karl von Mayenne seinen Einzug in Paris und wurde zum Generalstatthalter des Reiches ernannt.

Nach diesen Ereignissen mußte Heinrich III. auf die eigene Vertheidigung bedacht sein. Er hatte keine andere Wahl, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen. In dem Schlosse zu Plessis les Tours vereinigte er sich mit Heinrich von Navarra. Dieser gelobte, gegen Zugeständniß der freien Ausübung der Religion, mit seiner ganzen Macht sich dem Könige anzuschließen. Mit vereinigten Heeren zogen beide Heinriche gegen Paris und begannen die Belagerung der großen Hauptstadt. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang das verwickelte Trauerspiel nehmen werde, da wurde plötzlich der Knoten zerhauen. Ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, von dem in Paris herrschenden Fanatismus ergriffen, sah die einzige Rettung für Frankreich und die Aufrechterhaltung der katholischen Religion in dem Morde des Königs. Er begab sich nach St. Cloud in das Hauptquartier und ermordete Heinrich III. (2. Aug. 1589). Sterbend bezeichnete Heinrich III., der letzte König aus dem seit 1328 über Frankreich herrschenden Hause Valois, in Heinrich von Navarra seinen Nachfolger.

Heinrich IV. Heinrich IV. (1589—1610) zählte 36 Jahre, als er durch den Tod des letzten Valois Anspruch auf den Thron von Frankreich erhielt. Schon als Kind war er an alle Unbilden der Witterung gewöhnt, zur Ertragung jeglicher Beschwerden gestählt worden. Frühzeitig wurde der Sinn für Wissenschaften in ihm geweckt, der Jüngling von der edlen Mutter zur Gottesfurcht angehalten. Das Leben war seine Schule, im Lager und unter den Waffen wurde er groß. Kaum zum Manne herangebildet, kämpfte er in den Reihen der Glaubensbrüder gegen die Uebermacht der Liguisten.

Der Gründer des Königshauses der Bourbons befand sich bei seiner Thronbesteigung in einer sehr mißlichen Lage. Zwischen zwei erbitterte Religionsparteien gestellt, besaß er nicht die Mittel, um ein von beiden unabhängiges Heer im Felde zu erhalten. Schloß er sich an die Hugenotten an, so machte er dadurch das katholische Heer von sich abwendig, welches er von Heinrich III. geerbt hatte; wandte er sich dagegen den Anhängern des römischen Stuhles zu, so durfte er auf den Beistand der Hugenotten nicht mehr rechnen, die in den bisherigen Kämpfen gezeigt hatten, daß mehr als die Ueberzahl die Begeisterung die Schlachten entscheide. Heinrich IV. erklärte, die Religion, die er von Jugend auf bekannt habe, könne er als Mann vielleicht wieder aufgeben, aber nicht wenn man ihn gewaltsam dränge, sondern nur wenn er besser unterrichtet werde. Er stellte in Aussicht, eine solche Unterweisung in einem binnen sechs Monaten anzustellenden Nationalconcil annehmen zu wollen. Er sagte ferner zu, die Ausübung der protestantischen Religion nur da zu gestatten, wo sie kraft der letzten Uebereinkunft mit Heinrich III. bestehen dürfe, und die zur Erledigung kommenden Aemter nur mit Katholiken zu besetzen. Ein großer Theil des Hofes zögerte mit dem Anschluß an den neuen Regenten. Bedeutende Männer im bisherigen Heere Heinrichs III. erkannten Heinrich IV. nicht an und verließen mit ihrem Gefolge dessen Heer.

Dem neuen König stand die von dem Herzog Karl von Mayenne geleitete und von Philipp II. von Spanien, dem Papste und dem Herzog von Savoien unterstützte Ligue gegenüber. Da diese gegen das Geburtsrecht Heinrichs IV. keine Einwendungen machen konnte, so begründete sie die Unfähigkeit desselben zur Regierung auf den Mangel des wahren Glaubens. Der von einem Theil der Bevölkerung als Reichsverweser anerkannte Herzog Karl von Mayenne ermahnte zur Fortsetzung des Kampfes. Seinen Bemühungen gelang es, daß der in Heinrichs IV. Gewalt sich befindende Kardinal Karl von Bourbon, ein Oheim Heinrichs IV., als Karl X. zum König ausgerufen wurde. Dagegen wurde Heinrich IV. von Elisabet von England unterstützt und von der Republik Venedig als König anerkannt. Von den Ereignissen dieses blutigen Bürgerkrieges erwähnen wir nur die Schlacht bei Ivri (1590), in welcher Heinrich IV. über ein weit stärkeres Heer der Ligue unter Karl von Mayenne einen ruhmvollen Sieg erfocht; ferner die darauf folgende Belagerung von Paris durch Heinrich IV., bei welcher in Paris innerhalb von drei Monaten 15,000 Menschen vor Hunger und an pestartigen Seuchen starben. Durch den von Philipp II. mit einem Heere gesandten Herzog Alexander von Parma wurde Heinrich IV. zum Aufgeben der Belagerung genöthigt. In den Provinzen riß während dieser Anarchie die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben suchten ihre Statthalterschaft als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen, weil sie meinten, daß diese Kämpfe mit einer Zerstückelung Frankreichs endigen würden. Philipp II. nahm den Titel eines Beschützers von Frankreich an und suchte für seine der Ligue gewährte Unterstützung bleibende Vortheile zu ziehen. Da seine dritte Gemahlin Elisabet eine Schwester Heinrichs III. gewesen war, so erhob er für die aus dieser Ehe entsprungene Tochter Clara Isabella Anspruch auf den Thron von Frankreich. In Paris, wo die Sechzehn 4000 Mann spanischer Truppen aufgenommen hatten, übte Philipp II. den größten Einfluß. Nachdem der Kardinal Karl von Bourbon (1590) gestorben war, griff Philipp II. immer herrischer in die Verhältnisse Frankreichs ein und betrieb durch erkaufte Anhänger seine Bewerbungen um den Thron. Er ließ ein spanisches Hülfsheer an der Küste der Bretagne landen, um diese Provinz für sich zu besetzen. In die südlichen Provinzen des Reiches drang der Herzog von Savoien ein, mußte aber die eroberten Landschaften und Schlösser bald wieder aufgeben.

Von der Ligue wurden 1593 die Generalstände des Reiches nach Paris berufen, um die Wahl eines katholischen Königs vorzunehmen. Mit dem Erwählten sollte die Infantin Clara Isabella vermählt werden. Als aber die spanischen Gesandten mit dem Wunsche Philipps II. hervortraten, zugleich mit seiner Tochter seinen Vetter, den Erzherzog Ernst, den Bruder des Kaisers Rudolf, auf den französischen Thron zu bringen, erregte das allgemeinen Unwillen, und man vermochte nicht über die Wahl eines Königs sich zu vereinigen. Wären die spanisch-liguistischen Entwürfe ausgeführt worden, so würde das französische Reich in seiner politischen Besonderheit nicht fortbestanden haben. Die Erhebung des Erzherzogs zur Seite einer, von ihrem Vater in die Geschäfte eingeführten, geistvollen, aber nur in den spanisch-katholischen Ideen lebenden

Frau hätte den Franzosen ihre Selbständigkeit gekostet. Das Parlament von Paris verfaßte eine feierliche Mahnung an Mayenne, er möge verhindern, daß unter dem Scheine der Religion die Krone in fremde Hände gerathe; alles, was zur Erhebung eines fremden Prinzen oder einer fremden Prinzessin geschehen sei oder geschehen könne, sei und bleibe null und nichtig; denn es stehe im Widerspruch mit dem salischen Gesetz und anderen Grundgesetzen von Frankreich. Es wurden auch Conferenzen der royalistischen und liguistischen Bischöfe gehalten. Auf diesen stellten die Royalisten, die aus dem Lager Heinrichs IV. kamen, die natürlichen Rechte des gebornen Königs in den Vordergrund; die Liguisten erklärten es für unvereinbar mit den kirchlichen Pflichten, diese Rechte bei einem Nichtkatholiken anzuerkennen. Den größten Eindruck machte es, als die royalistischen Geistlichen versicherten, ihr König werde zum Katholicismus übertreten. Der Führer der Liguisten, Erzbischof Espinac, äußerte, es sei nicht unmöglich, daß derselbe alsdann als König anerkannt werde, aber der Anerkennung müsse die Absolution durch den römischen Stuhl vorhergehen. Im Lande und besonders in den größeren Städten zeigte sich immer mehr das Bedürfniß des Friedens. Heinrich IV. wurde von seinen katholischen Anhängern gedrängt, durch seine Rückkehr zum Katholicismus den Bürgerkriegen, welche Frankreich zerrissen, ein Ende zu machen. Man stellte ihm seinen Beitritt als eine Pflicht des Königthums dar. Das französische Reich sei jetzt gleichsam die Beute eines jeden, der sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen wolle; Raub und Mord gehe im Schwange, unter den Glaubensstreitigkeiten reiße der Atheismus ein. Für alle Gewaltthaten, für allen Ungehorsam habe man keinen Vorwand, als den einzigen, daß der König nicht katholisch sei. Als König von Frankreich habe er vor allem die Pflicht für das Reich zu sorgen. Niemand könne die Mißbräuche in Sitten und Zucht leugnen; diese zu reformiren stehe nicht den Hugenotten, sondern ihm, dem König, dem Oberhaupte der Kirche, zu; vielleicht habe Gott ihm dazu ausersehen, die Einheit wieder herzustellen. Jetzt halte nur der Adel zu ihm, man wisse nicht, wie lange; wenn er übertrete, würde er auch die Städte für sich gewinnen, und auch der Klerus werde ihn unterstützen, er werde alle drei Stände für sich haben; trete er nicht über, so werde man ihm einen andern König entgegenstellen. Auch für die Hugenotten war es ein Vortheil, wenn ein Fürst den Thron bestieg, der ihnen angehört hatte, durch ihre Hülfe emporgekommen, durch mannigfaltige Bande an sie gefesselt war. Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittelung des sonst nicht zum Austrag zu bringenden Gegensatzes zu liegen. — Auch hugenottische Freunde des Königs sprachen für den Uebertritt. Am 25. Juni 1593 gab Heinrich IV. in der Kirche zu St. Denis, zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges, die Erklärung ab, daß er in der römischen, katholischen Kirche leben und sterben, dieselbe beschützen und vertheidigen wolle. Hierauf ertheilte ihm der Erzbischof die Absolution und nahm ihn in den Schooß der Kirche auf.

Der Uebertritt Heinrichs IV. erfolgte zu einer günstigen Zeit. Die Franzosen fingen damals an in ihm den Verfechter der nationalen Unabhängigkeit gegen Spanien zu erblicken und zugleich den Retter aus

den unerträglichen Unordnungen und Verwüstungen des Krieges. Die nächste Wirkung des Religionswechsels lag darin, daß viele, die zu Heinrich überzugehen wünschten, dies nun ohne Beschämung thun konnten. Angesehene Anhänger der Ligue traten zu ihm über, einzelne Städte und ganze Provinzen ergaben sich. Heinrich IV. dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und brachte dadurch immer mehrere dahin, sich zu unterwerfen. Die Macht der Ligue war gebrochen. Philipp II. hatte vergebens große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt. Er wurde jetzt verdrossen und kalt, und dadurch verlor seine Partei den Muth. Heinrich IV. ließ sich 1594 zu Chartres krönen und erschien nun noch mehr als der rechtmäßige König. In der Hauptstadt erfolgte ein großer Umschwung. Das Volk war der gegen Heinrich IV. eifernden Predigten müde und wünschte den Frieden; den Frieden aber, sagte man ihm, könne es nicht haben, ohne den König anzuerkennen, der das Land umher beherrsche. Der Ruf von Heinrichs persönlichen Eigenschaften ging von Munde zu Munde: „er sei gut und verständig, man müsse sich in seine Arme werfen." Der Gouverneur von Paris, der Graf von Brissac, knüpfte mit dem König Unterhandlungen an. Heinrich versprach ihm die Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, einigen seiner Freunde andere Würden, und für Paris wurde eine allgemeine Amnestie und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes bedungen. Die städtischen Behörden waren mit Brissac im Einverständniß. Am 22. März 1594 zog Heinrich IV. ohne allen Widerstand in Paris ein. In vollen Waffen, mit dem in den Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbusch auf dem Hute, an der Spitze eines zahlreichen Adels, von den Schützen seiner Garde umgeben, durchschritt er die Straßen. Als er bei Notre-Dame anlangte, sammelte sich die Menge um ihn und begrüßte ihn mit tausendfachem Lebehoch. Zuweilen kam es ihm fast wie ein Traum vor, daß ihm nun das lange Gewünschte und so oft mit den Waffen Versuchte, die Rückkehr in die Hauptstadt, so leicht und mühelos gelungen war. Heinrichs Ehrgeiz und wohlwollendes Gemüth gefielen sich darin, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Ja vielleicht übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten derer, die ihm treu anhingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt sein wolle.

Mit der Besitznahme von Paris besserte sich Heinrichs Lage, doch blieb noch viel zu thun übrig. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, und der Krieg wurde fortgesetzt. Doch wurden viele Städte und ganze Landschaften von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, dem König übergeben. Auch der Herzog Karl von Guise verließ seinen Oheim Mayenne und unterwarf sich dem König. Doch waren die Provinzen weit entfernt, sich nach diesen Ereignissen der Wohlthaten des Friedens erfreuen zu können. Sie wurden von Horden bewaffneter Räuber mit schweren Geschützen durchzogen, in fast allen Landschaften plünderten herrnlose Knechte, entlassene Söldner. Es war eine schwere Aufgabe für die Regierung, das im Kriegsleben entartete Volk zu den stillen Beschäftigungen des Friedens zurückzuführen.

Der Fanatismus wagte einen Versuch, den König zu beseitigen. Ein mit unnatürlichen Lastern befleckter junger Mensch, Jean Chastel, hatte in der Verwirrung aller Begriffe, die noch herrschte, die Meinung gefaßt, daß er die ewige Verdammniß, die er verdiene, nur dadurch abkaufen könne, wenn er Heinrich IV. aus dem Wege schaffe. In der Ermordung seines Königs sah er ein kirchliches gutes Werk. Er wußte sich im Louvre Eingang zu verschaffen und auf den König inmitten einer zahlreichen Umgebung einzudringen; er verwundete ihn mit seinem Mordinstrument in den Mund. Aus seinem Verhör ergab sich, daß er bei den Jesuiten studirt hatte; er bekannte, von ihnen die Lehre vernommen zu haben, daß der König von Frankreich, so lange er der Absolution des Papstes ermangele, nur ein Tyrann sei, der nach menschlichem und göttlichem Rechte getödtet werden könne. Chastel ward zum Tode verdammt. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung oder, wenn diese nicht zu bewerkstelligen sei, die Ermordung des Königs angerathen ward. Guignard wurde eingezogen und in Folge eines Richterspruchs gehenkt. Das Parlament von Paris sprach die Verbannung des Ordens der Jesuiten aus dem Reiche aus. Die Parlamente von Bordeaux und Toulouse aber traten diesem Beschlusse nicht bei; daher blieben auch die Jesuiten in den Bezirken derselben.

Die Versöhnung mit dem Papst war unterdessen eifrig betrieben worden. Den Bemühungen Philipps II. war es bis jetzt gelungen, dieselbe zu verhindern. Endlich erkannte Clemens VIII., daß dieses Zögern dem päpstlichen Stuhl keinen Vortheil bringe. So ertheilte er denn am 17. September 1595 Heinrichs Abgeordneten die Absolution. Nun sehnte sich auch Mayenne mit dem König aus. Mit Spanien kam erst 1598 der Friede zu Vervins zu Stande. Philipp II., von Alter, Krankheit und Sorge gedrückt, wollte seinem unfähigen Nachfolger keinen Krieg hinterlassen. Mit dem Herzog von Savoien wurde erst später eine Uebereinkunft geschlossen.

Die bei Gelegenheit der in Rom erfolgten Absolution vom Könige genehmigten Bedingungen zum Vortheile des katholischen Glaubens hatten die Hugenotten in die höchste Unruhe versetzt. Sie meinten, daß Heinrich IV. sie verrathen, an die römische Kirche verkauft habe. Schon hielten die Hugenotten Versammlungen und Berathungen; es war zu befürchten, daß sie von neuem die Waffen ergreifen würden. Heinrich IV. war auf eine dauernde Befriedigung beider Religionsparteien bedacht. Der Katholicismus blieb in jeder Beziehung die Religion des Staates; aber zum Schutze seiner früheren Glaubensgenossen erließ Heinrich IV. 1598 in Nantes ein Edict, welches den Hugenotten im ganzen Umfange Frankreichs, bis auf wenige namhaft gemachte Städte, den freien Gottesdienst, die Zulassung zu alten Aemtern, sowie das Recht, Synoden zu halten zugestand. Aus den Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Kammern in den Parlamenten sollten die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Hugenotten entscheiden. Noch acht Jahre sollten den Hugenotten die ihnen früher überlassenen Sicherheitsplätze verbleiben. Das Parlament von Paris zauderte fast ein Jahr lang mit der Regi-

streitung des Edicts und machte nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber Heinrich brachte es endlich dahin, daß es sich fügte.

Erst jetzt konnte Heinrich IV. an die innere Verwaltung seines Reiches denken. Hierbei stand ihm der später zum Herzog von Sulli erhobene Marquis von Rosni zur Seite. Seit seinem zwölften Lebensjahre war Rosni in Heinrichs Diensten und hatte sich fast in allen Schlachten ausgezeichnet. Jetzt wurde aus dem tüchtigen Krieger ein großer Staatsmann. Es ist schwer zu sagen, ob Sulli's Rechtschaffenheit oder dessen Klugheit größer gewesen ist. Die Kriege hatten aus den Bürgern Soldaten gebildet; jetzt mußten die Soldaten in Bürger umgewandelt, das wilde Leben im Felde mit dem Landbau und dem Gewerbe der Städte vertauscht werden. Eine ungeheure Schuldenmasse lastete auf Frankreich. Von den Einkünften des Staates kam kaum ein Drittheil in den Schatz, weil Mitglieder des Staatsraths die Erhebung der Steuern in den einzelnen Landschaften gegen eine möglichst geringe Summe ihren Unterbedienten verpachteten und mit diesen den Gewinn theilten. Rosni wurde zum Oberaufseher der Finanzen ernannt und stellte den Betrug ab, ohne sich durch den Unwillen der Großen irren zu lassen. Er bewirkte eine strenge Aufsicht und gute Ordnung bei der Erhebung der Auflagen und unnachsichtige Sparsamkeit bei ihrer Verwendung. Eine Umgestaltung des tief zerrütteten Steuerwesens vermochte er nicht durchzusetzen. Nicht zu loben ist, daß er den Inhabern gerichtlicher Stellen für die jährliche Zahlung des sechzigsten Theils ihrer Besoldung das Recht gab, ihre Stellen unter gewissen Bedingungen zu vererben.

Die Sorgfalt des Königs war auf die materielle Wohlfahrt des Landes gerichtet. Er hat die Brücken wieder aufgebaut, welche durch die Wuth des Krieges zerstört worden waren, die Landstraßen hergestellt und andere angelegt; er hat einen großen Kanal, der Seine und Loire verbinden sollte, beinahe vollendet; mehr als 8 Millionen Livres auf Bauten gewandt und dadurch den armen Menschen, die ohne dies Vagabunden und Diebe geworden wären, zu verdienen gegeben. Mit Sulli, der ihm zu allem, was er unternahm, die Mittel herbeischaffte, war er über die Art und Weise der allgemeinen Verbesserung, nicht ganz einverstanden. Der solide strenge Minister war fast ausschließend für die Interessen des Ackerbaues; denn auf diesem beruhe die Wohlfahrt des Reiches, durch die Pflege desselben könne man Frankreich zu dem wohlhabendsten und glücklichsten Lande der Welt machen; der Landbau nähre zugleich Sittenstrenge und Streitbarkeit; der König, ohne hierin zu widerstreben, wandte sich doch zugleich den Interessen des Gewerbfleißes zu. Er pflegte die Seidenzucht und brachte die Seidenmanufaktur in Paris in Gang. Für den allgemeinen Handel dachte Heinrich IV. ernstlich an eine Verbindung der beiden Meere. Er vernachlässigte auch die Kriegsmarine nicht ganz; er ließ einige Galeeren bauen, an denen die Italiener eine und die andere Vorrichtung nachahmungswerth fanden. Von den Häfen der Normandie und Bretagne aus hoffte Heinrich mit den Spaniern in Concurrenz um den Welthandel treten zu können, wenn nicht wie England, doch eben so gut wie Holland. Den Plan, eine nordöstliche Durchfahrt zu unmittelbarem Verkehr mit China und Ost-

indien zu suchen, ergriff er einmal sehr ernstlich. Der Gedanke einer amerikanischen Niederlassung wurde wirklich ausgeführt.

Des Königs Bestrebungen, die Empfänglichkeit für die Genüsse des Friedens in den Franzosen zu wecken, standen Schwierigkeiten jeder Art entgegen. Das Volk war an die Handhabung der Waffen gewöhnt; der Spruch der Gerichte galt ihm weniger, als das Verlangen, sich selbst Recht zu verschaffen. Dem in den Gräueln des Krieges aufgewachsenen Geschlechte gab ein Leben in stiller, bürgerlicher Geschäftigkeit keine Befriedigung. Der Adel war an Kämpfe gewöhnt, Gefahren waren ihm zum Bedürfniß geworden. Deshalb suchte und fand er Gelegenheit zu kriegerischem Ruhm im Auslande. Dennoch blieb im Innern des Landes ein gefährlicher Stoff zu Unruhen zurück. Mit dem Mißvergnügten suchte der ränkevolle Herzog Karl von Savoien Verbindungen anzuknüpfen; der spanische Statthalter in Mailand, Graf von Fuentes, zeigte sich überall thätig, um den Bürgerkrieg in Frankreich wieder anzufachen. Der Marschall von Biron, Hugenott, wegen seiner Tapferkeit geschätzt und von bedeutendem Einflusse auf seine Glaubensgenossen wurde wegen beabsichtigter Empörung in einem der innern Höfe der Bastille enthauptet. Noch manche andere Versuche von Empörung sind vorgekommen. Aber alle scheiterten im Beginn; die höchste Gewalt war so gut bedient und so wachsam, daß der Gewohnheit des Aufruhrs und der fortdauernden Gährung zum Trotz der Friede doch niemals eigentlich gebrochen ward.

Bei der Ermordung Heinrichs III. hatte man geglaubt, das ganze französische Reich sei zertrümmert; aber unter seinem Nachfolger sah man alles sich verjüngen. Heinrich IV. war ein guter König, wie er ein tapferer Kriegsmann gewesen war. Im Kriege hatte er die gierigen Soldaten Enthaltsamkeit und Schonung gelehrt; im Frieden verschaffte er den Gesetzen Kraft, dem Parlament Würde, den Gewerbtreibenden gefahrlose Ruhe, den Besitzenden Sicherheit des Eigenthums. Durch ihn schien die monarchische Gewalt zu ihrer Machtvollkommenheit gelangt; er schien alle Gewalt in sich zu vereinigen. Und da der Fürst, dem man gehorchte, in frischen Jahren und vollen Kräften stand, ergebene und geschickte Minister hatte, um seinen Willen zu vollziehen, und einen legitimen Thronerben, um sein System fortzusetzen, so fand die Macht des Königs um so leichter Anerkennung. Dem Königthum kam zu Gute der Abscheu vor dem Bürgerkrieg und die Dankbarkeit gegen den, der ihm ein Ende gemacht hatte. Besonders die Städte wußten sehr wohl, was sie Heinrich verdankten, sie erkannten alle in ihm ihren Retter.

Man könnte meinen, bei dem Aussterben der einen, dem Eintritt einer andern Linie würden die Stände fähig gewesen sein, das Königthum zu beschränken und ihre Rechte zu befestigen und zu voller Anerkennung zu bringen; allein in der Monarchie der Bourbons stellte sich das Princip der persönlichen Autorität noch stärker dar als in früheren Zeiten. Die Merowinger waren durch die Theilnahme der Bischöfe, die Karolinger durch den Papst, die älteren Capetinger durch die Gesammtheit der Großen gefördert worden; der neue Fürst dagegen stützte sich vor allen Dingen auf sein Recht legitimer Erbfolge. Im Gegensatze mit den weltlichen und geistlichen Großen, dem Papst, den versammelten Ständen, den vereinigten Städten hatte er es

durchgesetzt. Ein auswärtiger Feind hatte sich mit dem innern verbündet; mit einander waren sie besiegt worden; die Gründung der Macht erschien nicht als Unterdrückung, sondern als ein Sieg über den alten Landesfeind. Noch regte sich in Einzelnen und in Corporationen das Gefühl ihrer Macht; es gehörte Wachsamkeit dazu, um sie in ihren Schranken zu halten. Heinrich IV. verwandte seinen Scharfsinn und seine Thatkraft auf die Durchführung des monarchischen Princips. So eng er mit den Parlamenten verbunden war, so duldete er doch ihr Eingreifen in die politischen Geschäfte nicht. Mit der Geistlichkeit war er im besten Einverständniß, allein auf seinem Anrecht an einen Theil ihres Ertrages bestand er mit großem Nachdruck. Den beiden religiösen Parteien gestattete er eine einander entgegengesetzte Richtung und Selbständigkeit. Es war ihm genug, wenn er die einen und die andern in Pflicht hielt, nur in ihm war die Einheit des Staates; der geborne König wollte für alle sorgen, doch sollten sie ihm alle gehorsam sein. Er war von dem Gedanken durchdrungen, daß wie alle Gewalt im Reiche, so auch die religiöse Freiheit ihre Quelle und ihre Stütze habe in der politischen Gewalt des Königs. Heinrich IV. scheint sich auch nach seinem Uebertritt zum Katholicismus nie ganz von den protestantischen Ideen losgerissen zu haben. Es gab Momente, wo er durch seinen Uebertritt ein Unrecht begangen zu haben glaubte. Es lebte in ihm ein Mitgefühl für beide Parteien, das sich in Hinneigung, bald zu der einen, bald zu der andern aussprach. Den Jesuiten räumte er 1603 die entrissenen Collegien wieder ein; er meinte, daß er von den Jesuiten am meisten zu fürchten habe, wenn sie außerhalb des Reiches gegen ihn wirkten. Heinrich IV. war ein Kriegsmann. Außer den großen Schlachten zählt man bei 200 kleinere Gefechte, an denen er Theil genommen haben soll. Ein freudiger Muth, der sich von ihm über das ganze Heer verbreitete, und ein rascher Blick, mit dem er die Bewegung, Stärke und Haltung der Feinde ermaß, zeichneten ihn aus. Er pflegte gern davon zu sprechen, daß er unter den Waffen aufgewachsen sei und von bürgerlichen und diplomatischen Geschäften wenig verstehe; aber bei aller Einfachheit seines Wesens wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten. Er liebte es, sich zu dem gemeinen Volk zu gesellen; er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor. Wie er auf den Feldzügen mitten unter den Soldaten sitzend ihr Schwarzbrot mit ihnen theilte, so mischte er sich in den Schenken, in die ihn die Jagd führte, so lange als möglich unerkannt, unter die Leute und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein. Auch auf den Märkten erschien er und kaufte selbst ein; bot aber immer die geringsten Preise. Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an. Enthaltsamkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man an ihm nicht rühmen. Er grollte seinem Finanzminister, wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust, nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt.

Von seiner Gemahlin, Margaretha von Valois, lebte Heinrich getrennt, und als er beim Papst die Scheidung betreiben ließ, unterstützte sie das Gesuch, bis der Papst demselben entsprach (1599). Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, vermochte auch nicht ihn zu fesseln, vielmehr schenkte er seine Gunst fortwährend anderen Frauen.

Heinrich IV. war bemüht das habsburgische Regentenhaus in seiner spanischen und östreichischen Linie zu schwächen. Zu diesem Zwecke und um einen dauernden Frieden in Europa herzustellen, soll er den Plan gehabt haben, Europa in 15 gleich mächtige Staaten zu theilen, so daß unter ihnen ein möglichst vollkommnes Gleichgewicht entstehen sollte. Als im März 1609 der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg starb, suchte der kaiserliche Hof die nächstberechtigten Erben, den Kurfürsten von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg, an der Besitzergreifung zu verhindern. Heinrich IV. war entschlossen zu verhüten, daß die Besitznahme der jülichschen Erbschaft durch Oestreich erfolge. Zu diesem Zwecke verständigte er sich mit der Union zu Hall in Schwaben. Auch England war mit Frankreich darin einverstanden, daß die Macht von Oestreich durch keinen neuen Ländererwerb vergrößert werden dürfe. Es schien, als ob die beiden christlichen Parteien, welche Deutschland und Europa trennten, über diese Frage in offenen Kampf gerathen würden. Bereits hatte Heinrich IV. ein starkes Heer geworben, dessen Leitung er selbst zu übernehmen gedachte, als er, am Tage nach der zu St. Denis erfolgten Krönung der Königin, in der Straße La Ferronerie zu Paris durch Franz Ravaillac aus Angouleme erstochen wurde (1610). Die Nachricht von diesem entsetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind so tief betrauert und so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit zurückgewünscht worden. Bis auf 58 Jahre hatte Heinrich IV. sein Leben gebracht. Schon im 30sten Jahre war sein Haar grau geworden, weil, wie er sagte, der Wind des Unglücks über sein Haupt hinweggeweht sei. Mit starkem Arm hatte er Frankreich aus dem Verderben gerettet; er war ein kühner, offener, mit warmer Liebe seinem Volke sich hingebender Regent, aber der Leidenschaften nicht immer Herr.

Ludwig XIII. Richelieu. Heinrichs IV. ältester Sohn, Ludwig XIII. (1610—1643), war kaum neun Jahre alt. Seine Mutter Maria von Medici ließ sich vom Parlament die Regentschaft übertragen, obgleich es nur den Ständen zukam, eine Regentschaft anzuordnen. Um die einflußreichen Großen an sich zu fesseln, streute Maria mit voller Hand die Schätze aus, welche Heinrich IV. zur Verwirklichung seiner Pläne gesammelt hatte. Alle Maßregeln der vorigen Regierung wurden untergraben oder geradezu zurückgenommen. Sulli begehrte und erhielt seine Entlassung. Die Richtung gegen Spanien und Oestreich wurde aufgegeben und 1612 in dem Vertrage zu Fontainebleau die Vermählung des jungen Ludwig mit der Infantin Anna, und Philipps, des Prinzen von Asturien, mit Elisabet, der Tochter Heinrichs IV., festgesetzt. Den größten Einfluß auf die Königin hatten Leonore Galigai, ihre frühere Kammerfrau, und der mit dieser vermählte Florentiner Concini, welcher zum Marquis von Ancre, zum Großstallmeister und zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Ludwig XIII. wurde 1614 für mündig erklärt, doch behielten Maria von Medici und der Marschall von Ancre die Leitung der Geschäfte. Der Einfluß des verhaßten Fremdlings, die Verschleuderung der Staatsgelder und die willkürlichen Hemmungen des Rechtsganges erregten allgemeinen Unwillen. Maria sah sich genöthigt eine Versammlung der Stände zu berufen (1614), aber die Uneinigkeit

derselben hinderte die Entscheidung aller wichtigen Fragen und machte es der Königin leicht, die Forderung der Rechnungsablage zu umgehen. Nach der Auflösung der Stände wagte das Parlament von Paris, der Königin eine gegen die Mißbräuche der Finanzverwaltung gerichtete Vorstellung zu übergeben, erhielt aber den Befehl, sich nicht in Staatsgeschäfte zu mischen. Als die Vermählung Ludwigs XIII. mit der Infantin Anna zu Bordeaux erfolgte, schien der Unwille der Großen und der Hugenotten in offenen Krieg auszubrechen, doch den schlauen Unterhandlungen des Pater Joseph und den Bestechungen des Hofes gelang es, den Frieden zu erhalten.

Unbekümmert um die allgemeine Mißstimmung fuhr der Marschall d'Ancre fort, nach Willkür die Regierung Frankreichs zu leiten. Der Hochmuth des Günstlings beleidigte die Großen und erbitterte das Volk. Der junge König wurde in seiner geistigen Entwickelung nicht gefördert und von allen Geschäften entfernt gehalten. Sein Gesellschafter bei seinen kindischen Spielen, Albert de Luynes, sprach zu ihm von dem Haß aller Franzosen gegen den Florentiner, von der unwürdigen Stellung, in welcher er, gleich einem unmündigen Knaben, gehalten werde, und erreichte, daß Ludwig seine Einwilligung zum Tode des Marschalls und zur Verbannung seiner Mutter ertheilte. Als der Marschall (1617) sich ins Louvre begeben wollte, wurde er von einem Hauptmann der Garde verhaftet und zugleich von den Begleitern des Hauptmanns durch drei Pistolenschüsse niedergestreckt. Noch an seinem Leichnam ließ das Volk seine Wuth aus. Leonore Galigai wurde nach einem Spruche des Parlaments wegen Zauberei enthauptet, die Königin Maria nach Blois verbannt.

Durch den Sturz der Königin wurde die Lage Frankreichs nicht verbessert. Ludwig XIII. war schwach an Körper und Geist, er hatte das Bedürfniß, von Andern regiert zu werden. Luynes erhielt mit den Gütern auch den Einfluß des Marschalls. Er besaß weder Kenntniß noch Gewandtheit in den Staatsgeschäften. Es wurde zur Abhülfe der Beschwerden eine Versammlung der Notablen des Reiches berufen und auf dieser so wenig ausgerichtet, als früher auf der Ständeversammlung. Der Adel haßte Luynes nicht minder als früher Concini. Die Königin Maria entfloh aus dem Schlosse von Blois (1619) und eilte nach Angouleme in den Schutz des Herzogs von Epernon. Von hier trug sie dem König ihre Beschwerden vor und ließ Werbungen anstellen. Luynes befürchtete einen Bürgerkrieg und beschloß zu unterhandeln. Er bediente sich dazu des Bischofs von Luçon.

Armand Jean, der dritte Sohn von Franz du Plessis, des Herrn von Richelieu, war zu Paris 1585 geboren. Anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, hatte er sich in Leibesübungen hervorgethan. Als sein zweiter Bruder das Bisthum Luçon aufgab und ins Kloster ging, legte er sich mit dem größten Eifer auf theologische Studien und erhielt in seinem 22sten Jahre in Rom die bischöfliche Weihe. Auf der Ständeversammlung von 1614 wurde er der Königin und dem Marschall d'Ancre bekannt und zum Staatsrath und 1616 zum Staatssekretär befördert. Er begleitete die Königin in ihre Verbannung nach Blois, wurde aber von Luynes nach Avignon verbannt. Jetzt (1619) wurde durch Richelieu ein Vergleich zwischen dem König und dessen Mutter zu Stande gebracht,

durch welchen die Letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers und Verzeihung für ihre Anhänger erhielt. Die Königin betrachtete die ihr gemachten Zugeständnisse nur als den Anfang größeren Gelingens; auch dauerte die Unzufriedenheit des Adels mit dem Günstling fort. Ehe ein Jahr verging, verließen viele Große Paris und rüsteten sich für die Königin. Der König zog mit einem Heere in die Normandie; doch kam durch Richelieu ein neuer Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Königin die Erlaubniß zur Rückkehr an den Hof erhielt. Dafür wurde Richelieu durch Luynes der Kardinalshut verschafft.

Wie in Deutschland hatte auch in Frankreich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Reaction des Katholicismus stattgefunden. Heinrich IV. hatte durch würdige Besetzung der Kirchenstellen zur Hebung der katholischen Kirche beigetragen. Die Kirche selbst war mit wichtigen Reformen in ihrem Innern beschäftigt; die Benediktiner, Dominikaner und Franziskaner traten zu neuen Congregationen zusammen und widmeten sich neben ihren eignen Studien der Erziehung und dem Unterricht. Ein ähnlicher Eifer für Erziehung, Krankenpflege, Wohlthätigkeit, für eigene Befestigung und Erbauung im Glauben lebte in den Congregationen der Nonnen. Dies hatte die Folge, daß viele Hugenotten zum Katholicismus übertraten, zumal aus dem Adel, welcher den alten Glauben für eine Stütze des Königthums und der Ritterschaft hielt, während bei den Hugenotten mehr das demokratische Element hervortrat. Heinrich IV. hatte bei seiner Aussöhnung mit dem Papst gelobt, die der katholischen Geistlichkeit in Bearn entzogenen und den Evangelischen geschenkten Güter und Kirchen den Katholiken zurückzugeben. Die Zurückgabe dieser Güter wurde 1617 durch ein Edict befohlen und 1620 ausgeführt. Erschrocken berietben sich die Hugenotten zu La Rochelle über die Mittel zur Erhaltung ihrer Freiheiten und ihres Glaubens. Sie bildeten einen Staat im Staate, sie hatten 700 Kirchsprengel inne, 4000 Adelige hielten sich zu ihnen, 200 befestigte Orte waren in ihren Händen und sie konnten 25,000 Bewaffnete ins Feld stellen. Sie beriethen zu La Rochelle eine festere Organisation ihres Bundes und gehorchten dem Befehle des Königs nicht auseinander zu gehen. Da beschloß Luynes offenen Krieg gegen die Hugenotten. Während des Krieges starb Luynes (1621), dessen Anmaßungen in der letzten Zeit den Unwillen des Königs erregt hatten. Mit den Hugenotten wurde 1622 ein Friede geschlossen, welcher das Edict von Nantes bestätigte.

Nach dem Tode von Luynes setzte es (1624) die Königin Maria durch, daß Richelieu in den Staatsrath aufgenommen wurde, jedoch unter der Bedingung, nur dann seine Meinung zu sagen, wenn er dazu aufgefordert werde. Kaum aber hatte der gewandte Mann hier Fuß gefaßt, als er auch nach einem halben Jahre an die Spitze der Regierung gestellt wurde. Als Richelieu die Geschäfte übernahm, betrugen sich die Großen und die Befehlshaber der Provinzen wie unabhängige Herren. Die auswärtigen Verhältnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt verachtet. Seitdem Richelieu zum Minister ernannt war, gebot nur er über die Verwaltung des Reiches. Er verstand es den das Reich mit innerer Auflösung bedrohenden Uebeln kräftig und nachdrücklich entgegen zu arbeiten. Mit eiserner, in Verfolgung seines

Zweckes keine Rücksicht, kein Mitleid kennender Festigkeit verband er berechnende Schlauheit, das schmiegsamste Aeußere, die feinste Galanterie. Seine Hand lastete schwer auf den Großen. Nicht aus persönlichem Groll züchtigte er, sondern aus der Ueberzeugung, daß die Durchführung seiner Pläne Rücksichtslosigkeit erheische. Seine Politik war auf die Größe Frankreichs gerichtet. Frankreich sollte in Europa, er wollte in Frankreich herrschen. Es sollte in Frankreich kein Wille gelten, als der des Königs, und durch den König wollte der Kardinal mit unumschränkter Gewalt regieren. Wer seine Pläne zu durchkreuzen drohte, wurde vom Hofe entfernt, selbst die Königin-Mutter, die nach der Ausübung der höchsten Gewalt strebte, mußte dem Mächtigen weichen. Vom Könige nie geliebt und doch über den Schwächling gebietend, durch keine Verschwörung in seinem Ansehen erschüttert, gegen die Umtriebe am Hofe durch Schlauheit und besoldete Späher gewaffnet, bezwang Richelieu durch List und Untreue, durch Thätigkeit und starr despotischen Willen seine Gegner. Im Innern des Staates wurde alles vernichtet, was der unbedingten königlichen Gewalt entgegenstand; kein ständisches, kein Corporations-Recht kam mehr zur Ausübung. Nach außen folgte die Regierung nach einem vierzehnjährigen Schwanken wieder einem scharf begrenzten System. Es war die auf die Demüthigung Spaniens und Oestreichs gerichtete Politik Heinrichs IV., welche vom Kardinal wieder aufgenommen und unverwandten Blicks verfolgt wurde. Dieses Ziel zu erreichen, galt ihm jedes Mittel für gerecht, und unbedenklich vereinte er sich mit den Feinden des römischen Stuhles gegen das habsburgische Haus. Einen Staat waffnete er gegen den andern, um alle zu unterdrücken; er war der Feuerbrand Europas. Er einte das getheilte Frankreich, stürzte Oestreich von seiner Höhe, brach die Kraft des deutschen Reiches, schwächte Spanien, säte Zwiespalt in England. Er ließ sich die höchsten Stellen der Krone übertragen und sich sogar zum Oberanführer der Flotte ernennen. Groß war Richelieu durch Talente und Seelenstärke, verächtlich durch seine sittlichen Grundsätze. Er war ein Knecht der Habsucht und des Ehrgeizes. Während Frankreich verarmte, häufte er unermeßliche Schätze auf und baute im Mittelpunkte von Paris den palais Richelieu (später palais royale genannt), den er Ludwig XIII. mit der Bedingung schenkte, ihn zur königlichen Wohnung zu bestimmen. Eine Menge von Gelehrten lebte auf seine Kosten, theils um für ihn in Schriften zu wirken, theils durch ihre Umgebung seinen Glanz zu mehren. Er gründete 1635 die Academie française. Der Grundzug von Richelieus Charakter war Despotie. Alle seine Befehle trugen den Stempel der Genauigkeit, Festigkeit, Ruhe. Alle Mittel waren ihm recht, wenn sie nur zum Ziele führten. Wer ihm in Treue anhing, konnte sich seines unwandelbaren Schutzes versichert halten; wer ihm entgegenzutreten wagte, den traf unfehlbar die Rache des Unversöhnlichen. Als ein treuer Gehülfe stand ihm der Pater Joseph zur Seite. Er hieß eigentlich Franz le Clerc, Marquis von Tremblai, und war aus unwiderstehlichem Drang in den Franziskanerorden getreten. Ein zweiter Loyola ganz dem Dienste der Kirche sich weihend, wollte er durch eine umfassende Mission die Ketzerei in Frankreich ersticken, alle christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge vereinigen und einen christlichen Ritterorden stiften. Als der Ausbruch des dreißigjährigen

Krieges seine Pläne vereitelte, widmete er sich dem Dienste des Kardinals Richelieu. Der Pater Joseph war der schlauste Unterhändler seiner Zeit. Er verband Kühnheit mit Verschlagenheit und Gelehrsamkeit, wußte durch glühende Sprache zu bezaubern und durch glatte Schmeicheleien zu verführen.

Richelieu zwang Spanien 1626, das Veltlin, oder den schmalen Streifen Landes, welcher sich vom Comer-See bis zur Tyroler-Grenze erstreckt und der das östreichische Gebiet vom Herzogthum Mailand trennte, herauszugeben und auf die Straße durch das Veltlin zu verzichten. Die gebietende Stellung Richelieus erweckte ihm am Hofe zahlreiche Widersacher. An ihrer Spitze stand Gaston, anfangs Herzog von Anjou, dann von Orleans, der jüngere Bruder des damals noch kinderlosen Königs und deshalb muthmaßlicher Thronerbe. Eine Verschwörung, um Gaston auf den Thron zu heben und den Kardinal zu stürzen, büßte der Graf von Chalais mit dem Tode; der Marschall Ornano starb im Gefängniß, zwei natürliche Söhne Heinrichs IV., der Herzog von Vendome und der Großprior von Bourbon, blieben in enger Haft. Der schwache und charakterlose Herzog von Anjou hatte ohne Gewissensbisse die gefährlichen Absichten seiner Genossen den Richtern offen dargelegt (1626). Als jeder, der dem Minister zu schaden trachtete, gleich einem Verräther behandelt ward, wagten auch die Parlamente nicht, sich zu regen. Ihre Protestationen verhallten, ihre Edicte wurden cassirt, sie mußten auf Befehl des Königs, der das Organ des Ministers war, alles registriren, was dieser gebot.

Richelieu beschloß den Widerstand der Hugenotten für immer zu brechen und nicht länger einen Staat im Staate mit eigenen Heeren und Festungen fortbestehen zu lassen. Er rüstete eine Flotte, die bisher dem Lande gänzlich gemangelt hatte, schloß 1627 das wichtige La Rochelle trotz des den Protestanten von England geleisteten Beistandes ein und nöthigte es nach der hartnäckigsten Vertheidigung zur Ergebung (1628). Im folgenden Jahre mußten auch die übrigen Sicherheitsplätze der Hugenotten sich ergeben und deren Befestigungen wurden zerstört; doch wurde den Protestanten die Religionsübung gestattet und nur als politische Körperschaft sollten sie nicht fortbestehen. Als 1627 das Haus Gonzaga in Mantua ausstarb und das Land an einen französischen Großen, Karl von Nevers, fiel, Kaiser Ferdinand und Spanien diesen aber nicht dulden wollten, um nicht Frankreichs Macht in Italien zu vermehren, griff Frankreich zu den Waffen und setzte es in dem Frieden zu Chierasco 1631 durch, daß Mantua an Nevers kam. Die Versuche der Königin-Mutter, Richelieu zu stürzen, hatten den Erfolg, daß sie selbst in Compiegne zurückgehalten wurde, von hier nach den Niederlanden entfloh, später in England eine Zuflucht suchte. Sie lebte zuletzt in Köln fast in Dürftigkeit und starb 1642. Ebenso wenig glückten die wiederholten Aufstände des Herzogs Gaston von Orleans. Ein Aufstand desselben endigte damit, daß der Herzog 1631 nach Lothringen entfloh, seine Anhänger ihre Ehrenstellen und Güter verloren und der Marschall von Marillac zu Paris hingerichtet wurde. Als Gaston 1632 mit 2000 Mann in Burgund und Languedoc eindrang, und der Statthalter von Languedoc, Heinrich von Montmorency sich für ihn erklärte, wurden die Aufständischen bei Castelnaudrai geschlagen, Montmorency gefangen und zu Toulouse hingerichtet. Der Herzog von

Lothringen, welcher seine Schwester mit Gaston von Orleans vermählt hatte und Spanien und den Kaiser unterstützte, wurde aus seinem Lande vertrieben und Lothringen von französischen Truppen besetzt.

Richelieu brachte 1629 einen Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden zu Stande und verschaffte dadurch Gustav Adolf die Möglichkeit in Deutschland gegen den Kaiser aufzutreten. Der Vertrag zwischen Frankreich und Schweden wurde 1631 zu Bärwalde geschlossen. Nach dem Tode von Gustav Adolf erneuerte Richelieu mit Oxenstjerna das Bündniß und hintertrieb die Ausgleichung Hollands mit Spanien, damit letzteres sein belgisches Heer nicht zur Verfügung des Kaisers stellen könne. Die Niederlage der schwedischen Heere bei Nördlingen veranlaßte ihn zu noch entschiedenern Maßregeln. In der Hoffnung, die Franchecomté, den Elsaß und Lothringen für Frankreich zu gewinnen, entschloß er sich zu dem so lange vermiedenen Kriege gegen Oestreich und Spanien (1635). Holland wurde zu einer Einigung gegen Spanien vermocht, der Bund mit Oxenstjerna wurde zu Compiegne erneuert, Herzog Bernhard gewonnen. Vier in den Niederlanden, im Elsaß, in Graubündten und Piemont aufgestellte Heere leitete der Kardinal von seinem Kabinet aus; nur Tapferkeit und Gehorsam forderte er von den Feldherrn; die Führung des Krieges, der Ruhm der Siege sollte ihm gebühren. Aber eben deshalb weil Richelieu sich allein die Leitung der Heere vorbehielt, den Anführern derselben nur die Ausführung seiner Pläne gönnte, kämpfte Frankreich unglücklich. Noch mißlicher gestalteten sich 1636 die Verhältnisse Frankreichs. Der Kardinal-Infant fiel in die Picardie ein, spanische Reiter streiften bis in die Nähe von Paris; der Herzog Karl von Lothringen drang in Burgund vor und König Ferdinand und Gallas folgten ihm. Es schien der Feind seine getheilten Streitkräfte vor den Mauern von Paris vereinigen zu wollen. Mit einer Entschlossenheit und Thätigkeit, die selbst seinen Gegnern Bewunderung entlockte, rang Richelieu nach der Rettung des Königreiches. Groll und Mißtrauen bei Seite setzend, stellte er den ihm verhaßten Gaston von Orleans an die Spitze des Heeres, gab ihm in dem Herzog von Angouleme und dem greisen Marschall de la Force zwei erfahrene Feldherrn zur Seite und gebot die allgemeine Landesbewaffnung. Ganz Paris glich einem großen Lager. Dieser Widerstand und die von der Hauptstadt ausgehende und über das flache Land sich verbreitende Begeisterung veranlaßten den Kardinal-Infanten zum Rückzug. Gallas und Herzog Karl von Lothringen sahen sich genöthigt Burgund zu verlassen.

Unbekümmert um die überhand nehmende Verarmung in Frankreich beharrte der Kardinal bei der Durchführung des Krieges in Savoien und Deutschland, in den Niederlanden und am Fuße der Pyrenäen. Was seinen Waffen nicht gelungen war, die Vernichtung der Macht von Spanien, das ward durch Bürgerkriege im Innern dieses Reiches ihm gewährt. Zürnend, daß Olivarez ihre uralten Freiheiten beeinträchtige, erhoben sich die Catalonier und baten und erhielten die Unterstützung Frankreichs (1640). Auch stand das Volk von Portugal unter dem Herzog von Braganza auf und warf das spanische Joch ab. Das von den Heeren Philipps IV. überzogene Catalonien erkannte, zugleich mit den Grafschaften Roussilon und Cerdaigne, durch den Vertrag von

Peronne die Herrschaft Ludwigs XIII. an, der seinerseits die Aufrechterhaltung der Privilegien dieser Landschaften beschwor und mit dem Hause Braganza einen Bund auf gegenseitige Vertheidigung abschloß. Es war der Todesstoß Spaniens, der Triumph Richelieus, der von Paris aus in Schottland, Spanien, England, Portugal und Italien die Aufstände leitete.

In eben dieser Zeit lief Richelieu Gefahr, das Opfer seiner erbitterten Gegner am Hofe zu werden. Heinrich d'Effiat, Herr von Cinq-Mars gehörte zu den liebsten Gesellschaftern des Königs. Hierdurch übermüthig gemacht, forderte der junge Mann, man solle ihn zum Herzog und Pair erheben, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertrauen und Sitz und Stimme im höchsten Rath bewilligen. Von Richelieu in seine Schranken zurückgewiesen, beschloß er sich an diesem zu rächen. Es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre Unterstützung zusagten. Am meisten hoffte er von dem König, der seine bitteren Reden über Richelieus Herrschsucht mit sichtbarem Beifall anhörte. Cinq-Mars gewann die Herzöge von Orleans und Bouillon für seinen Plan zum Sturze Richelieus. Auch der Parlamentsrath de Thou, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, wurde in die Verschwörung gezogen. Die Verbündeten schlossen einen Vertrag mit Spanien, welches ihnen Hülfstruppen und Jahrgelder zusicherte. Eine Abschrift dieses Vertrags erhielt Richelieu und sandte sie an den König. Cinq-Mars und de Thou wurden zu Lyon hingerichtet.

Das war Richelieus letzter Triumph. Er starb 58 Jahr alt zu Paris 1642. Zu seinem Nachfolger hatte er dem König den Kardinal Mazarini vorgeschlagen. Frankreich war durch Richelieu zu hohem Ansehen in Europa gebracht, des Königs Macht durch Erniedrigung der Prinzen und mächtigen Lehnsträger und durch Schwächung der Parlamente fest gegründet, das habsburgische Doppelhaus gedemüthigt. Dennoch freute sich jeder Franzose über den Tod dieses Mannes. Ludwig XIII. starb 1643 zu St. Germain, 42 Jahr alt.

Der Handel. Die Geschichte des Mittelalters hatte in Frankreich noch weniger als bei England von dem Handel zu berichten. Karl der Große ist der einzige Fürst dieses Zeitalters, in dessen Regierung sich handelspolitische Zwecke erkennen lassen. Ihm verdanken Ackerbau und Gewerbe, Verkehr und Schifffahrt die Wiederauflebung nach langer Niederlage und Zerstörung. Seine Nachfolger wurden dem gegebenen Beispiele bald untreu. Frankreich sank nach des großen Kaisers Tode tiefer als je. Schwach nach außen, im Süden den Verheerungen der Araber, im Norden den Einfällen der Normannen ausgesetzt, gerieth es im Innern unter das Joch feudaler Anarchie. Ein wesentlicher Grund, warum Frankreich in den Künsten des Friedens so lange zurückblieb, war der Umstand, daß zwischen der herrschenden und dienenden Klasse kein Mittelstand vorhanden war, und daß die adeligen Herren mit ihren Anmaßungen selbst die königliche Macht beschränkten und erniedrigten. Die Einflüsse des Feudalwesens haben nirgends weniger Gegengewicht gefunden als in Frankreich. Die auf jeder Anhöhe sich erhebenden Raubschlösser bedrohten die Sicherheit, welche der seines Weges einherziehende Kaufmann bedurfte. In Deutschland fand sich zwar dasselbe Uebel, aber der freiere Bürgergeist

und die Vereinigung der Städte führte zur Selbstvertheidigung, und die Bürger vertrieben Gewalt mit Gewalt. Aehnlich geschah es in Italien und Spanien. Die Städte des mittelalterlichen Frankreich dagegen sind schwach, vereinzelt, widerstandlos geblieben und haben erst in den Religionskriegen Selbstgefühl und Kraftanstrengung bewiesen. Erst in der Zeit der Kreuzzüge stärkte sich die königliche Gewalt. Ludwig VI. (Bd. II. S. 433) gestattete unter gewissen Bedingungen jedem selbständigen Unterthan die Erwerbung von Grundeigenthum. Ludwig IX. hob das Gesetz auf, welches die Ausfuhr französischer Producte in fremde Länder untersagt und dadurch nicht wenig die Kultur zurückgehalten hatte. Die Champagne mit ihren sechs Messen, von denen Troyes und Rheims die berühmtesten waren, war unter den letzten Capetingern der Hauptsitz der französischen Handels- und Gewerbsthätigkeit und eine Niederlage fremder Zufuhren. Als frühster Gewerbszweig erscheinen die Wollmanufakturen. Die Linnen von Cambray und Lille werden zeitig genannt. Seidenwaren kamen nur wenige vor und diese wurden aus Italien und der Levante eingeführt. Allmälig blühten die Städte auf. Die Leibeigenschaft verschwand auf dem Lande, aber Realrechte und Lasten, Frohnden und Dienste aller Art dauerten fort. Mit der Befestigung des Königthums erweiterte sich der politische Umfang des Reiches. Bis Ludwig IX. hatten die Könige nur wenige Häfen am Ocean. Seit der Erwerbung der Grafschaft Toulouse (Bd. II. S. 437) wurde Montpellier der erste mittelländische Hafen Frankreichs. Ihm folgten nach und nach die übrigen, insbesondere Marseille (Bd. II. S. 475).

Großen Einfluß auf die materielle Kultur Frankreichs haben die Italiener ausgeübt. Die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon (1308—1377) (Bd. II. S. 513) zog viele Italiener nach Frankreich und diese bemächtigten sich des Handels und der Gewerbe. Der Geldhandel war nirgends ausschließlicher in den Händen der Lombarden und der Florentiner, als in Frankreich, und auf deren Rechnung wurde der größere Theil der Manufakturen von Languedoc und Roussillon betrieben. Nach den Kreuzzügen sank Marseille, und der französische Seeverkehr im Mittelmeer ging fast ganz in die Hände der Genuesen über. Das nördliche Frankreich wurde in das Handelsgebiet der Niederlande hineingezogen; Brügge und Antwerpen wurden die Handelsplätze des internationalen Verkehrs. Durch die Zunahme direkter Seefahrten von Venedig und Genua nach Flandern und Brabant litt der früher äußerst lebhafte Durchfuhrhandel Frankreichs. Zu Anfang dieses Zeitraums war im Süden Lyon ein Hauptplatz des Binnenhandels. Ganz ansehnlich waren seine Verbindungen mit Süddeutschland, mit den oberschwäbischen und schweizer Städten.

Die Verkehrsverhältnisse änderten sich, als durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien Italien das Privilegium des orientalischen Handels verlor. Spanien erlangte eine dem Gleichgewicht Europas gefährliche Uebermacht, und es mußte von Frankreich ebenso Widerstand erfahren wie von England und Holland. England und Holland führten den Krieg als Seemächte und dieser Umstand trug zu ihrer Handelsgröße und Blüte bei, indem der Kampf sich nach allen Welttheilen und bis zu den Quellen der Reichthümer ausdehnte. Frankreich führte den Krieg als Landmacht, und die Eroberung Italiens war sein Ziel. Die langen

Beziehungen zu Italien sind auf die Bildung der Franzosen nicht unwirksam gewesen. Von ihnen rühren der ausgebildete Formensinn, der feine Geschmack und das ästhetische Urtheil her, welches die Franzosen seitdem in allen Industriezweigen auszeichnet. Die bevorzugte Stellung, welche Franz I. den Frauen gab, die glänzende Hofhaltung, wo der Luxus als eine Kunst angesehen wurde, die Uebersiedelung mehrerer Prinzessinnen aus dem Hause der Mediceer, das alles war von Einfluß auf die Bildung und den Charakter der Franzosen. Aus Italien kamen die mit der Kunst verwandten Gewerke nach Frankreich, wie Bijouterie, Erzgießen, das Schleifen und Schneiden der Steine, Kristall- und Spiegelfabrikation, Wachsbossiren, künstliche Blumen, Tapeten, Kupferstich und Seidenweben und Sticken. Die ersten italienischen Seidenweber ließen sich 1521 in Frankreich nieder. Die rohe Seide kam aus Italien und dem Orient. Der Verkehr mit dem Orient, insbesondere mit der Türkei, wurde durch die freundschaftlichen Beziehungen, in welche Franz I. zu der Pforte trat, außerordentlich begünstigt. In der lebhaftesten Verbindung stand Frankreich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit den Niederlanden, wo nach Salz, Wein, Oel, Südfrüchten, Papier, Linnen, Hüten und gewissen Sorten von Tuchen stete Nachfrage war. Die Ausfuhr von Bordeauxweinen war sehr alt, sie nahm seit dieser Zeit außerordentlich zu, zumal nach dem Nordosten. Nach Spanien schickte Frankreich Getraide. Von einer Rhederei und Handelsmarine waren außer den Fischereien in der Bretagne und Gaskogne nur schwache Anfänge vorhanden. Die Hansen und die Niederländer im Norden und die Italiener im Süden versahen den Frachtverkehr.

Während der Bürger- und Religionskriege, welche Frankreich von 1540—1589 verheerten, sanken Handel und Gewerbe. Zu der protestantischen Lehre traten besonders Kauf- und Gewerbsleute über. Es sprach sich darin der Drang aus, mit Hülfe des religiösen Glaubens die Bildung eines dritten Standes durchzusetzen. Daher galten die Hugenotten nicht nur als Ketzer, sondern auch als politisch gefährliche Leute. Handel und Verkehr wurden durch Verordnungen der Regierung beschränkt. Auch der Landmann unterlag fast den Frohnden und Abgaben, welche sein Grundherr mit unerbittlicher Strenge eintrieb. Schlimmeren Mißbrauch der Lehnsgewalt hat kaum ein anderes Land erfahren. Mit einem habgierigen Adel theilte eine habgierige Geistlichkeit. Frankreich war öde und verwüstet, schwach und erschöpft, als mit Heinrichs IV. Thronbesteigung ihm Ruhe und Versöhnung wiederkehrte. Dieser vortreffliche Fürst und sein ebenso vortrefflicher Minister Sulli wendeten ihre ganze Kraft darauf, den Ackerbau emporzubringen und dem Bauernstand einige Selbständigkeit zu geben. Die unverständigen Verordnungen der Vorgänger wurden aufgehoben, die Ausfuhr des Getraides wieder erlaubt und ein zweckmäßiges Grundsteuersystem eingeführt. Man belohnte landwirthschaftliche Verbesserungen und brachte den inneren Verkehr der bisher getrennten Provinzen durch Aufhebung vieler Binnenzölle in Gang. Die Zunahme des Verbrauchs von Seidenwaren veranlaßte den König, den im mittäglichen Frankreich errichteten Fabriken den Rohstoff im Lande selbst zu liefern und auf die Anpflanzung von Maulbeerbäumen eine Million Franks zu verwenden.

Als nach Heinrichs IV. Ermordung Sulli aus seiner Stellung entfernt wurde und die Regierung einer Regentschaft zufiel, da brachen innere Unruhen aus und die Großen suchten die ihnen entrissenen Freiheiten und Rechte wieder zu erwerben. Richelieu erfocht der Krone einen glänzenden Sieg, aber die Schöpfungen Heinrichs IV. in Handel und Wandel gingen in dem schweren Streite zurück. Man hatte, um sich für die außerordentlichen Ausgaben Geld zu verschaffen, neue Binnen- und Ausfuhrzölle eingeführt, sowie das unselige System der Steuerpachtungen hergestellt. Der kaum gehobene Ackerbau sank tiefer als je, bei der übermäßigen Steuerlast gingen die meisten industriellen Unternehmungen ein und die Schifffahrt wurde durch Freibeuter beunruhigt.

Die Franzosen waren schon unter Ludwig XI. und Karl VIII. in Hinsicht auf Politik und diplomatische Künste die Schüler der Italiener. Unter Ludwig XII. suchten sie auch den Unterricht der alten Sprachen und der in Italien blühenden Wissenschaften in Frankreich zu begründen. In den Rechtsschulen von Bourges, Orleans und Dijon wurden die klassischen Studien mit dem Studium des römischen Rechtes verbunden. Ludwig XII. bereicherte Paris mit der Beute Italiens und zog Gelehrte und Künstler dahin. Er rief den Griechen Johann Laskaris nach Frankreich, sowie den Italiener Paulus Aemilius, welcher die Geschichte Frankreichs in elegantem Latein schrieb. Pierre Düchatel oder Petrus Castellanus wurde der Gründer des griechischen Unterrichts in Frankreich. Diesem Manne verdankt Franz I. den Ruhm, Paris zum Sitz der Alterthumswissenschaft gemacht und in seiner Hauptstadt alle Hülfsmittel der Geistesbildung vereinigt zu haben. Die Bekanntschaft mit Italien, wo Fürsten und Päpste darin ihren Ruhm suchten, daß sie Beschützer der Wissenschaft und Kunst hießen, bewog Franz I., Dichter und Männer von Geschmack um sich zu versammeln. Düchatel gab ihm den Rath, neben der scholastischen Universität zu Paris eine neue königliche Anstalt für diejenigen Wissenschaften zu gründen, die man im Mittelalter nicht gekannt hatte. Der König ging auf diesen Vorschlag ein und stellte 1530 vier Professoren für das Griechische und Hebräische in Paris an, denen dann, um das Mönchslatein zu verdrängen, ein Professor der lateinischen Beredtsamkeit hinzugefügt wurde. Später errichtete man noch drei Professuren, für Mathematik, für römische Philosophie und für Arzneiwissenschaft. Mit der Wiederbelebung der Wissenschaften erfuhr auch die Medicin im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine Reformation. Diese wurde hervorgerufen durch das erneuerte Studium der Schriften des Hippokrates, durch die Wiederbelebung des Beobachtungsstudiums in den Naturwissenschaften überhaupt und der Medicin insbesondere, durch die Neubegründung der Anatomie. Die Heilkunde wurde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf die Bahn zurückgeführt, von welcher sie durch den Aberwitz der Scholastiker abgelenkt worden war, auf die Bahn der Beobachtung und Erfahrung. Die Stiftung des Collége de France durch Franz I. (1530) rief auch in Frankreich einen lebhaften Eifer für die Anatomie hervor. Als die ersten dieser französischen Anatomen sind Vidus Vidius aus Florenz und Winther von Andernach zu nennen. Sie waren die Lehrer von Andreas Vesalius, Die gelehrte Bildung.

welcher die Anatomie gleichsam neu geschaffen hat. Auf Kosten von Franz I. brachte Johann Laskaris eine vortreffliche Sammlung von Handschriften zu Fontainebleau zusammen.

Als gelehrte Juristen zeichneten sich Duarenus, Balduinus, Cujacius, Dionysius und Jakob Godofredus aus. Budeus richtete seine Studien besonders auf das Recht der Griechen und auf die griechischen Redner. Sein Hauptwerk ist die Anleitung zum Studium der griechischen Sprache (Commentarii linguae graecae). Bedeutende Lehrer der Alterthumswissenschaft waren Tourneboeuf (Turnebus), Lambin und Muret. Der gelehrte Arzt Julius Cäsar Scaliger hat sich durch seine klassische Bildung und durch die Vielseitigkeit seines Wissens ausgezeichnet. Er hat gegen den Mailänder Cardanus, über Pflanzen-Physiologie und eine Aesthetik und Poetik geschrieben. Auch sein Sohn Joseph Justus Scaliger verdient hier genannt zu werden. Brissonius erwarb sich um Erforschung der Ursprünge des römischen Rechts ein großes Verdienst. Auch die berühmten Buchdrucker Robert und Heinrich Stephanus waren große Gelehrte. Roberts Wörterbuch der lateinischen und französischen Sprache und seine Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles werden noch immer gebraucht; Heinrichs griechischer Thesaurus würde allein hinreichen, um einen Gelehrten unsterblich zu machen.

Von der Schule zu Genf gingen als Lehrer der klassischen Studien in andere Gegenden Hotomann, Franz und Aemilius Portus und Casoubonus.

Um die Geschichte hat sich Peter Pithou sowohl durch seine eigenen Schriften, als auch durch die Herausgabe älterer Werke große Verdienste erworben. Er war ein ausgezeichneter Jurist, welcher mit der Rechtsgelehrsamkeit eine sehr vielseitige Bildung verband. Der Parlaments-Präsident August de Thou widmete sein ganzes Leben der Sammlung und Forschung der allgemeinen Geschichte seiner Zeit oder der Jahre 1543—1607. Er schrieb diese Geschichte in klassischem Latein, und sein Werk ist für die französische Geschichte der Zeiten der Religions-Kriege eine der Hauptquellen. Sehr zahlreich sind die Denkwürdigkeiten (Memoiren) über französische Geschichte, welche im sechzehnten Jahrhundert von Augenzeugen oder von Hauptpersonen des Staates und des Heeres geschrieben worden sind. Sie zeichnen sich weniger durch den Stil, als durch irgend eine Eigenthümlichkeit ihres Inhaltes aus, durch welche sie für das große Publikum, oder doch für die Franzosen anziehend sind. Durch die große Zahl solcher Denkwürdigkeiten wurde die Kenntniß der nationalen Zustände verbreitet, die Aufmerksamkeit aber mehr auf den Hof und einzelne Männer und Frauen, als auf die Geschichte des Volkes und des Reiches hingelenkt. Auf die Bildung der französischen Prosa war die Uebersetzung Plutarchs von Amyot von großem Einfluß. Noch jetzt wird diese Uebersetzung in Frankreich hochgeachtet. An der Spitze der französischen Prosaiker des sechzehnten Jahrhunderts steht Calvin mit seiner institution chrétienne. Die Beredtsamkeit dieser Zeit litt durch die übertriebene Verehrung der Alten. Man belastete sich mit einer wüsten Masse von Beispielen und Citaten, man schleppte Cicero, Plutarch, Homer und Virgil in die Gerichtssäle und in die Sitzungen der Stände. Der Präsident Achille

de Harlay sagte zu den Räthen des Gerichts: „Homer wird Euch Eure Pflicht kennen lehren, im 10. Buche der Odyssee, und Eustathius in seinem Commentare wird es Euch klar machen, wie Ihr gegen Eure Klienten verfahren müßt." Trotz dieses Mangels an Geschmack sah diese Zeit die ersten Keime der französischen Beredtsamkeit sich entwickeln, denn zum ersten Male spendete die Nation den Rednern Beifall oder Tadel, und die Wichtigkeit der verhandelten Fragen gab den Rednern bisweilen einen hohen Schwung.

In der Philosophie eröffnete Pierre Ramée oder Petrus Ramus den Krieg des gesunden Menschenverstandes gegen die Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie. Ramée war bis zum Lächerlichen ein Gegner des Aristoteles und bildete die zahlreiche Schule der Ramisten. Ueberall bekriegten sich damals Aristoteliker und Ramisten, wie früher Nominalisten und Realisten. Ramée erklärte sich öffentlich für die Hugenotten und wurde in der Bartholomäusnacht (1572) von den Schülern Charpentiers, seines Gegners in der Philosophie, ermordet. Den Versuch, der Autorität der Schule und der Kirche offen entgegen zu treten, büßte Ramée mit dem Tode. Aber weder sein Tod, noch der von Tausenden seiner Glaubensgenossen würde dem Katholicismus in Frankreich zum Siege verholfen haben, hätte der eingeführte Kultus nicht zwei mächtige Bundesgenossen gehabt, das Nationalgefühl, welches vor allem die Einheit des Reiches verlangte, und eine gewisse philosophische Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Der Vertreter dieser echt französischen Geistesrichtung ist Michel de Montaigne, der geistreichste französische Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. Montaigne ist ein origineller Südfranzose. Das Werk seines Lebens sind seine berühmten Versuche (Essais), eine Lebensphilosophie. In 107 Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände bespricht Montaigne alles, was ihm in den Sinn kömmt, und bekämpft ohne Rücksicht auf die herrschende positive Religion den Aberglauben seiner Zeit. Er sagt seine Meinung über tausend sociale, politische und religiöse Fragen. Mit treuherziger Plauderhaftigkeit spricht er über alle möglichen Verhältnisse des Lebens, über sich selbst und seine Zeitgenossen, über die Gerichtsverfassung und Regierung, über Schulen und Kirchen. Aus unzähligen Büchern bringt er die mannigfaltigsten Stellen, Anekdoten und Beispiele bei. In diesen Erzählungen und Erörterungen herrscht ein Ton nachlässigen, anmuthigen Geplauders, dem man überall den französischen Edelmann anmerkt, den Feind aller Pedanterie. Mit der Frage Que sais je? pflegt Montaigne der Erörterung ein Ende zu machen, und diese Frage enthält in seinem Munde das Eingeständniß menschlicher Unwissenheit, in Bezug auf alle ernsten und wesentlichen Fragen des Daseins. Alle menschlichen Dinge sind dem Zweifel unterworfen. Die Vernunft bestreitet alle Ueberzeugungen, alle Systeme. Nun ist aber eine sittliche Ordnung vorhanden. Die Erhabenheit derselben vermag aber die menschliche Einsicht nicht zu begreifen. Wer ganz darauf verzichtet, sie zu begreifen, der begreift sie am besten. Der Philosoph wie der Unwissende haben sich also den einmal bestehenden Autoritäten zu fügen. Die Philosophie Montaigne's wagt sich nicht an die Geheimnisse des Lebens und des Todes, sie ist ein Spiel seines Geistes, sie macht auf absolute Gewißheit keinen Anspruch, aber sie befreit ihren Jünger von der Herrschaft

der Leidenschaften, indem sie ihm die Gleichgültigkeit aller zeitlichen Dinge klar macht. Einen Philosophen würden wir Deutsche Montaigne nicht nennen, wohl aber einen verständigen, lustigen, gutmüthigen Franzosen. Dem französischen Nationalcharakter aber war der Zweifel und der Spott in Montaigne's Versuchen, der mit Anekdoten und Geschichten aller Art gemischte Vortrag ganz angemessen. In allen philosophisch genannten Schriften der Franzosen bis auf unsere Tage erkennt man den Einfluß Montaigne's. Sowohl Bayle's und Voltaire's negative Philosophie, als Rousseau's Lehre von idealer Erziehung und idyllischem Leben beruhen ganz auf Montaigne's Einfällen und angeblichen Beobachtungen.

Die französische Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

Schon Ludwig IX. weckte dadurch, daß er die Dominikaner und Franziskaner und deren Schulgelehrsamkeit den Franzosen aufdrängen wollte, eine Oppositionsliteratur, welche sowohl das Klassische, als das Mönchische verschmähte. In satirischen Liedern, Fabeln und Erzählungen wurde das Verhältniß der Bettelorden und ihrer Theologie und Philosophie zu Ludwig IX. und seiner Reichsverwaltung verspottet und mit der bittern Lauge des Volkswitzes überschüttet. Die nachtheiligen Wirkungen des geistlichen Druckes, die Heuchelei, die Anfeindung der Natur, welche das herrschende geistliche System der weltlichen Regierung veranlaßte, wurden satirisch geschildert. Die Spaltung, welche in Deutschland die Briefe der Dunkelmänner hervorrief, erscheint schon früher in der satirischen Volkspoesie der Franzosen als ein Kampf witziger Freunde der allgemeinen Bildung mit den Mönchsschulen und deren Dialektik.

Als in Frankreich das klassische Studium gegründet und die rhetorisch pomphafte Weise, Geschichte und andere Zweige der Literatur zu behandeln, durch welche schon zur römischen Zeit die gallischen Schulen sich auszeichneten, vermittelst der Humanisten neu erweckt wurde, entstand die bis auf Voltaire herrschende eigenthümliche Literatur der Franzosen voll Zweifel, Spott, Hohn, Witz und verständiger Lehre. Zu derselben Zeit, als Luther's und seiner Schüler Ernst die Sprache, die Literatur und das Leben der Deutschen durchdrang, erscheinen in der Literatur der Franzosen Spott und Skeptik, die Verbindung ernster Dinge mit ganz unanständigen, gemeiner Hohn des Edelsten und possenhafter, unsittlicher Schmutz neben und durch einander. Der originellste und populärste unter den witzigen Spöttern, welche die Literaturgeschichte des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich nennt, ist François Corbüel, mit dem Beinamen Villon. In der tiefsten Dunkelheit geboren, unter ausgelassenen pariser Studenten aufgewachsen, stellte er die derbe, volksmäßige Satire und die Schamlosigkeit der Völlerei in ihrer frechsten Nacktheit dar. Er blieb nicht bei Jugendstreichen stehen, er nennt sich selbst ein Meister und Muster eines echten Gauners. Im Gefängniß, den Galgen vor Augen, reimt er seine Grabschrift und sein in Balladen eingetheiltes Testament. Ein Trunkenbold soll sein Faß bekommen, ein Pfarrer seine Geliebte, der Häscher seinen Fluch, ein fetter Freund, um ihn von seinem Schmeerbauch zu heilen, zwei Processe, die Kneipwirthe seine Schulden, die Juristen seine Händel, sein Vertheidiger eine Ballade.

Funfzig Jahre später betrat Clement Marot (1495—1544) denselben Weg, welchen Villon gewandelt war, und ward in der Geschichte der französischen Poesie unsterblich, ohne daß er ein schöpferisches Genie

gewesen wäre. Durch seinen Vater in die Kreise der Hauptstadt eingeführt, gewann er durch seinen Geist und seine Verse die Gunst des Königs und der Großen und theilte während eines stürmischen Lebens den Glanz und die Unglücksfälle der Zeit, aber in allen Glückswechseln bewahrte er seine Sorglosigkeit. Er war bald Protestant, bald Katholik. Sein Leben war von derselben Art, wie Villon's Leben gewesen war. Auch saß Marot zweimal im Kriminalgefängnisse und starb in Turin in Dürftigkeit. Er war Meister eines fließenden Geplauders und wurde dadurch der Liebling der Franzosen, daß er nicht wie andere Dichter jener Zeit seinem Volke klassische Formen und Weisen aufdrängen, sondern die Volkspoesie des Mittelalters fortsetzen wollte. Seine ganz französische Natur und seine Abneigung vor der Künstelei und Gelehrsamkeit, welcher seine Zeitgenossen nachjagten, haben ihn zum Liebling seines Volkes gemacht. Er war natürlich geblieben, obgleich er gelehrte Bildung besaß und gleich den am Vers und an der Sprache künstelnden Dichtern die Klassiker gelesen hatte. Seine Hauptstärke bestand im Spott und im Scherze, und deshalb hatten seine zweideutigen Epigramme und seine burlesk komischen Episteln den größten Einfluß auf das Leben und die Literatur. Daß derselbe Mann, der in seinen Gedichten Liederlichkeit predigte, auch die Psalmen übersetzte, war in jener Zeit keinem Menschen anstößig. Seine Psalmen-Uebersetzung war lange Zeit das Kirchen-Gesangbuch der strengen Calvinisten.

Ein Nachahmer und Bewunderer von Marot war Mellin de St. Gelais. Mellin trift mit seinem Spott nur die kleinen Schwächen der Gesellschaft und erreicht Marot nur im Epigramm und in der leichtfertigen Erzählung. — Margareta von Valois, die Schwester von Franz I. und die Gönnerin Marots wetteiferte mit diesem in den nach dem Muster des Decameron von Boccaccio zusammengestellten Erzählungen ihres Heptameron. Diese anstößigen Erzählungen sind noch jetzt in Frankreich beliebt. Sie zeichnen sich zwar durch Leichtigkeit des Stils und geistreiche, pikante Scherze aus, aber die in denselben herrschende Leichtfertigkeit giebt eine seltsame Vorstellung von einer Gesellschaft, in welcher Prinzessinnen es wagten, sich öffentlich mit dergleichen Späßen zu belustigen. In ihrem Alter wurde Margareta fromm. Sie reimte eine Menge Gebete und religiöse Schauspiele.

Das Ritterwesen, in den Sitten bereits erloschen, wurde für einige Zeit durch die Mode wieder heraufbeschworen.. Die Laune von Franz I. gab dazu das Signal. Während seiner Gefangenschaft in Spanien hatte ihn das Lesen des Amadis erheitert und er veranlaßte eine französische Uebersetzung. Der Amadis fand überall, selbst in den Klöstern Eingang. Man ahmte in Frankreich den feierlichen Schritt der kastilianischen Prosa nach, und in schwülstigen Phrasen seufzten mittelmäßige Dichter nach den ihrer eigenen Einbildung entsprossenen Prinzessinnen. Die Ritter-Manie der Dichter und deren affectirte Uebertreibungen geben ein treues Abbild der Schein-Ritterlichkeit, welche am Hofe von Franz I. herrschte. Trotz dieses schlechten Geschmacks der tonangebenden Gesellschaft ließen sich doch der gesunde Menschenverstand und die etwas derbe Fröhlichkeit des französischen Volkes nicht aus der Literatur vertreiben. Im Leben zeigte sich der Gegensatz des tollsten Humors und conventioneller Feierlichkeit. Die in allen Kreisen der Gesellschaft hervortretenden Kontraste

gaben den Spöttern ein leichtes Spiel. Man erlaubte sich alles, persönliche Angriffe, die burleskesten Witzspiele, die rücksichtslosesten Ausfälle. Alle verschiedenen Elemente dieser gährenden Gesellschaft vereinigten sich und lieferten dem Genie eines großen Dichters den Stoff zu einem satirischen Werke, welches in den groteskesten Erfindungen einer kühnen und fruchtbaren Einbildungskraft alle Thorheiten und Wunderlichkeiten des Jahrhunderts schildert. Franz Rabelais (1483—1553) war der Sohn eines Apothekers und erhielt eine gelehrte Bildung. Er wurde Franziskaner, sein Wissen und sein Geist machten ihm aber bald mit dem Neide und der plumpen Rohheit der andern Mönche zu schaffen. Er trat in den Benediktiner-Orden, dessen Regel die freiste ist. Auch den leichteren Zwang ertrug sein Hang zur Ungebundenheit und zu übermüthiger Fröhlichkeit nicht. Rabelais wurde zum großen Aergerniß der Kirche Weltgeistlicher, streifte lange in der Welt umher und ließ sich endlich in Montpellier nieder, um Medicin zu studiren. Er erlangte alle akademischen Würden und erwarb sich durch einige Abhandlungen über Hippokrates und durch Geschicklichkeit in der Ausübung seiner Kunst einen großen Ruf. Der Kardinal du Bellay nahm ihn mit nach Rom, und hier wurde Rabelais durch seine geistreichen Einfälle und burlesken Späße bald so bekannt, wie er es bereits in Frankreich gewesen war. Bald erinnerte man sich aber im Vatikan an seine Händel mit den Franziskanern und Benediktinern, an die Freimüthigkeit seiner Epigramme und die Ausschweifungen seines lockeren Lebens, und Rabelais entwich dem Urtheilsspruch durch heimliche Flucht nach Lyon. Hier geht ihm das Geld aus und er giebt sich das Ansehen eines Giftmischers, der dem Könige und der Königin nach dem Leben trachtet. Die List gelingt. Man transportirt Rabelais nach Paris, und hier verschluckt er das bischen Asche, mit dem er seine Giftpäckchen gefüllt hat, und die Geschichte endigt mit Lachen und Trinken. Als der Kardinal du Bellay von Rom zurückgekehrt war, gab er Rabelais die Pfarrei zu Meudon und gebrauchte ihn als Arzt und Possenreißer.

Rabelais war ein Mann von Geist und ganz ungewöhnlichen Kenntnissen, er hatte die Welt gesehen, scheute weder Gott noch Menschen, war der Sprache im hohen Grade mächtig und war somit der rechte Mann, um alles, was die Menschen seiner Zeit ernsthaft thaten und litten, von der komischen Seite zu schildern. Der Roman, welcher seinen Namen unsterblich gemacht hat, ist die Geschichte des Riesen Gargantua und seines Sohnes Pantagruel. Rabelais schildert die Sitten seines Jahrhunderts und verbirgt unter burlesken und oft höchst cynischen Karrikaturen die feinste Beobachtung und die bitterste Satire. Er verschont kein Laster, keine Thorheit, keine Geschmacklosigkeit seiner Zeitgenossen. Er geißelt die Unsittlichkeit und Einfalt des Klerus, die Pedanterie der Gelehrten, die Bestechlichkeit der Richter, die Ungeschicklichkeit der Aerzte. Die Franzosen nennen Rabelais den größten Philosophen unter den Possenreißern und den an drolligen Einfällen reichsten Philosophen. Sie betrachten Gargantua und Pantagruel als eine unerschöpfliche Quelle des Witzes und der durch ihre spätere Hof-Literatur ganz verschwundenen Natürlichkeit und Freimüthigkeit. Während die deutschen Schriftsteller Luthers Bibelübersetzung als Quelle des Reichthums ihrer Sprache und als Muster des Tones ansahen, in welchem

man mit dem Volke reden müsse, bilden seit der Entstehung der neuen französischen Literatur Scherz und Spott, Hohn und Ironie, Zweifel und Leichtfertigkeit die Hauptelemente derselben. Es geht daraus die Verschiedenheit des Charakters beider Völker hervor, und es leuchtet ein, daß die französische Literatur einen von der deutschen verschiedenen Gang nehmen mußte.

Als in den Unruhen des Bürgerkriegs die Verständigeren unter den Franzosen den hartnäckigen Kampf einer fanatischen Partei gegen Heinrich IV. verwerflich zu finden begannen und der Wunsch nach Ruhe und Frieden immer lauter wurde, entstand die **Satire Menippée**. Sie ist eine von den besten Köpfen Frankreichs, welche zugleich durch ihre Gelehrsamkeit und als Kenner der alten Sprachen berühmt waren, verfaßte burleske Erzählung der Verhandlungen in der 1593 nach Paris berufenen Ständeversammlung, welche den Herzog von Guise gegen Heinrich IV. zum König wählen sollte. Die witzigsten Männer hatten sich vereinigt, um das Treiben der Mönche und Pfaffen, der Spanier, der Guisen, der Fanatiker und der von diesen irregeleiteten pariser Bürger lächerlich und verächtlich zu machen. Das Werk der verbundenen Freunde enthält eine ironische Beschreibung der Tapeten des Ständesaals und Reden, welche den Liguisten der Ständeversammlung in den Mund gelegt werden. Die Heuchler glauben von ihrer Hingebung für Gott und Vaterland zu sprechen, enthüllen aber, ohne es zu merken, ihren wahren Charakter und ihre schändlichen Triebfedern. Die Partei der Guisen und die der Spanier werden durch zwei Charlatane veranschaulicht, welche damit beschäftigt sind, das Katholikon zu brauen, eine Wundermedicin für das französische Volk. Die Satire Menippée wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das französische Volk; sie war nach wenigen Wochen nicht nur in Aller Händen, sondern nützte auch Heinrich IV. mehr als eine gewonnene Schlacht. Das Buch gilt noch jetzt als ein Meisterwerk.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Erscheinungen der Literatur stehen diejenigen Dichter, welche nicht das nationale Element fortbilden, sondern eine nach griechischen, römischen und italienischen Mustern geregelte Poesie schaffen wollten. Der sogenannte **Klassicismus**, welcher zwei Jahrhunderte in Frankreich herrschte, begann in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit den literarischen Arbeiten und Erfolgen von sieben Männern: **du Bellay, Ronsard, Jodelle, Antoine de Baif, Jean Dorat, Remi Belleau** und **Pontus de Thiard**. Sie werden das **Siebengestirn der Lyrik** oder die **Plejade** genannt. Gemeinschaftlich ist ihnen die fast immer pedantische und mißverstandene Nachahmung des Alterthums und die Geringschätzung der naiven Ungezwungenheit, welche der alten französischen Poesie eigenthümlich war. Sonnette und Madrigale, Verskünstelei, Sentimentalität und erkünstelter Witz verdrängten die Natur und das wahre Gefühl. Griechische und lateinische Wörter und Constructionen wandten diese Dichter ohne Bedenken an. Viele dieser Neuerungen haben dem Geiste der französischen Sprache wieder weichen müssen, aber andere haben sich eingebürgert und haben die Sprache bereichert. Dieser Richtung bahnte **du Bellay** durch Theorie und Praxis den Weg, aber **Ronsard** verschaffte ihr die Herrschaft. Beim lyrischen Wettkampf von Toulouse (**jeux floraux**) wurde er zum Fürsten der Dichter ausgerufen, der Hof

erklärte sich für ihn, seine Rechtgläubigkeit verschaffte ihm die Gönnerschaft der hohen Geistlichkeit, die Gelehrten spendeten ihrem berühmten Jünger Beifall, und gefeiert und bewundert von seinen Zeitgenossen erlangte Ronsard hohen Ruhm. Er wurde bald aus einem Fürsten der Dichter ein Dichter der Fürsten und eröffnete die Reihe jener Hofdichter, welche seitdem Jahrhunderte hindurch in der französischen Literatur den Ton angegeben haben. Der feierliche Wortprunk, in welchem kein kühner Gedanke das Ohr der Mächtigen beleidigte, schmeichelte dem würdelosen, auf sein Ansehen eifersüchtigen Hof. — Zahlreich sind die lyrischen Dichter oder Versemacher jener Zeit. Ein gut gedrechseltes Madrigal, Sonnett oder Lobgedicht verschaffte dem Dichter Ruhm und die Gunst der Herren und Damen, an welche die Verse gerichtet waren. In der guten Gesellschaft machte jedermann seinen Vers.

Im sechzehnten Jahrhundert wurde auch der Versuch gemacht, die rohen dramatischen Volksbelustigungen, die Mysterien, Moralitäten und Farcen in regelmäßige Schauspiele umzugestalten und den Geschmack am griechischen Drama zu verbreiten. Man übersetzte die Komödien des Terenz und die Tragödien des Euripides. Jodelle schrieb die erste regelmäßige Tragödie. Die Handlung seiner Kleopatra ist sehr einfach. Die Stärke des Stücks liegt in den pathetischen Reden. Jodelle zeichnete den Weg vor, den die klassische französische Tragödie seitdem nicht mehr verlassen hat. Er unternahm es auch, in seinem Eugen eine nationale, den Regeln der antiken Kunst entsprechende Komödie zu liefern. Die Personen sind aus dem Leben genommen, die Charaktere sind zwar derb, aber wahr, die Intrigue ist nicht ohne Geschick durchgeführt. Wie Jodelle der Vater des klassischen Drama ist, so ist Regnier der erste klassische Satiriker der Franzosen. In seinen Satiren zeigt sich bereits der formgewandte, kühle, nach Regelmäßigkeit strebende Geist des siebzehnten Jahrhunderts.

Die französische Literatur zur Zeit Richelieu's.

Die Rückkehr Heinrichs IV. in den Schooß der alten Kirche setzte die Unabhängigkeits-Bewegung auf dem Gebiete religiöser und philosophischer Fragen in der öffentlichen Meinung herunter. Das französische Volk war der Verwirrung der Bürgerkriege müde und mehr um seine materielle Existenz, als um metaphysische Fragen bekümmert. Das entschiedene Uebergewicht des Hofes und das Streben nach politischer und socialer Centralisation war das Ergebniß, welches die Schicksalswechsel und Kämpfe des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts für Frankreich herbeigeführt haben. Richelieu (1624—1642) besiegte die letzten ernstlichen Anstrengungen der Opposition. Er hat das politische Uebergewicht Frankreichs gegründet, aber nicht bloß durch Waffen und diplomatische Künste, sondern er hat auch durch die Art, wie er auf die Literatur der vornehmen Welt einwirkte, die freie Literatur in eine servile umgeschaffen. Der Hof wird der Mittelpunkt und die bewegende Kraft des geistigen Lebens. Die Poesie, die freiste Thätigkeit des menschlichen Geistes, wird zum Mittel, in der Gesellschaft zu „reüssiren." Der Erfolg! das ist das Feldgeschrei der Dichter, Theologen und Gelehrten. Der Hof beherrscht die Stadt Paris, und beide verfügen über den Beifall der Welt. Dem Hofe muß man also vor allen Dingen gefallen; nächstdem ist es die Stadt, deren Urtheil die Dichter demüthig erwarten. Etudiez

la cour et conaissez la ville, ruft Boileau den Komödiendichtern zu. Die französische Literatur hat in mancher Beziehung dabei gewonnen. Der Verkehr mit der feinen Welt lehrte die Schriftsteller klar, bündig und elegant zu sein, die Geduld der Leser nicht durch schwerfälligen Satzbau zu mißbrauchen. Die der französischen Prosa schon früher eigenthümliche Klarheit und Bündigkeit erlangte den Sieg; der Satzbau rundete sich, die Grammatik gelangte zu fester Bestimmtheit. — Für die Poesie konnte der Erfolg nicht derselbe sein. Auch die Dichter sollten wie die Prosaiker klar und elegant sprechen. Da der Hof sie beurtheilte, so hatte der Ausdruck der Leidenschaft in der Tragödie und die Begeisterung der Ode sich nach dem zu richten, was in der guten Gesellschaft erlaubt war. Die Poesie wurde conventionell. Sie legte in der Zeit Ludwigs XIV. die Livree des großen Königs an. Und indem sie royalistisch wurde, ward sie gleichzeitig katholisch. Die Religiosität Corneille's und Racine's läßt sich nicht mit dem glühenden Mysticismus eines Dante und Calderon vergleichen; die französischen Dichter fügten sich mehr den Dogmen der Kirche, als daß sie von denselben innerlich tief durchdrungen waren. Mit der Kirche und dem Hofe theilten endlich auch die Alten die Herrschaft über die französische Poesie im siebzehnten Jahrhundert. Mit verdoppeltem Eifer verfolgte man die Bahn, welche Ronsard und dessen Freunde zuerst betreten hatten. Wenn man auch den Römern den Vorzug gab, so vernachlässigte man doch keineswegs das Studium der Griechen. Man war freilich noch weit davon entfernt, in den Geist des Alterthums einzudringen und dessen Meisterwerke als Erzeugnisse einer von der modernen ganz verschiedenen Weltanschauung zu betrachten. Man blieb bei einigen in die Augen fallenden Aeußerlichkeiten der antiken Form stehen und glaubte in diesen die ewigen Urbilder des Schönen gefunden zu haben. Die sogenannte klassische Poesie des siebzehnten Jahrhunderts fügte sich einem System von halb conventionellen, halb den Alten entlehnten Regeln.

Die literarische Thätigkeit des siebzehnten Jahrhunderts war zunächst auf die Feststellung und Reinigung der Sprache gerichtet. Unter den Männern, welche sich um die französische Sprache und Conversation ein Verdienst erwarben, nimmt Gilles Menage einen ausgezeichneten Platz ein. Seine Etymologieen der französischen und italienischen Sprache (Origines de la langue française) sind noch jetzt für das Studium der französischen Sprache wichtig, sowie für die Geschichte der Philosophie seine Ausgabe des Diogenes Laertius. Menage war der Schöpfer der preciösen, gesuchten, rhetorisch-sentimentalen Sprache; doch haben ihn besonders seine Sarcasmen berühmt gemacht. Menage gab im Hotel Rambouillet den Ton an und glänzte durch seinen Witz und seine Fertigkeit der Rede. Zu Paris nämlich im Hotel Rambouillet versammelte sich ein Kreis der vornehmsten Herren und Damen und hielt gegen Richelieu und dessen Geschmack oppositionelle Gespräche. Der Kardinal half sich dadurch, daß er eine andere Privatgesellschaft von angesehenen Personen, welche zu bestimmten Zeiten zusammen kamen, um die französische Sprache und Bildung zu fördern, als Académie française in eine aus vierzig Gelehrten bestehende königliche Gesellschaft umwandelte (1635). Die Académie française sollte zunächst die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuchs, dann die einer Poetik und Rhetorik besorgen,

sie sollte über Sprache und Dichtkunst gleichsam als höchstes Gericht entscheiden. Unter den Männern, welche damals durch die Akademie und die Salons ein unbegreifliches Ansehen erhielten, sind besonders Balzac und Voitüre zu nennen. Sie gaben beide Musterbriefe heraus. Balzac's Briefe zeichnen sich zwar durch Reinheit der Sprache und Zierlichkeit der Wendungen aus, sie sind aber gesucht, gedehnt und schmeichelnd. Balzac war der Schöpfer des style académique. Voitüre's Briefe haben nicht die langweilige Gravität seines Kollegen, sie sind ein liebenswürdiges, anmuthiges, oft fades Geplauder. Die Wirksamkeit von Franz Hedelin, Abbé d'Aubignac, war auf die Schöpfung des unter Richelieu nach mißverstandenen Regeln des Aristoteles zu bildenden Drama's gerichtet.

In Frankreich wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts jene lächerliche Künstelei, Uebertreibung und falsche Empfindsamkeit Mode, welche im sechzehnten Jahrhundert an den kleinen italienischen Höfen und durch die Stiftung vieler sogenannten Akademien aufgekommen war. Eine Schäferpoesie gefiel jener Zeit um so mehr, je mehr sie mit dem Leben im Kontrast stand. Italien und Spanien sind das Vaterland der Schäferpoesie. Zu Ferrara wurde 1545 das erste Schäferdrama, das Opfer des Agostino Beltaria aufgeführt. Die allgemeine Beliebtheit dieser Stücke und der Romane desselben Charakters beginnt aber erst mit der Diana des Spaniers Montemayor und mit dem pastor fido des Italieners Guarini. In Frankreich wurde das Schäferdrama in zahlreichen Stücken nachgeahmt, unter denen die Sylvanie von Mairet das bekannteste ist. Den größten Einfluß auf die Verbreitung der Schäferpoesie hatte aber der bändereiche Roman Astrée von Honoré d'Urfé. Er ist ganz mit schwülstigen Reden, Galanterieen und lächerlichen, abgeschmackten Hirten-Reden und Liebesgeschichten angefüllt, wurde aber von dem französischen Publikum mit Begeisterung aufgenommen. In dem ganzen Buche herrscht eine eintönige Feierlichkeit und ein lächerlicher höfischer Hirten-Ton.

Von den lyrischen Dichtern dieser Zeit suchte Malherbe der dichterischen Sprache Würde und Eleganz zu geben, seine Gedichte sind aber ohne Wärme der Empfindung und ohne Schwung der Phantasie. Die Stanzen, Sonnette und Epigramme von Maynard findet selbst la Harpe un peu froids. Der Marquis de Racan dichtete sentimale Idyllen (bergeries), in welchen die galanten Schäfer und Schäferinnen von ihren amoureuses flammes mit Eleganz und Schicklichkeit zu erzählen wissen.

Unter den französischen Gelehrten ist Salmasius (Claude Saumaise) als eifriger Sammler, Herausgeber und Erklärer der alten Klassiker zu nennen. Der Jesuit Denis Petau (Petavius) erwarb sich große Verdienste um die Chronologie. Der Jesuit Sirmond, ferner Fronton le Düc (Fronto Ducäus) und André dü Chesne machten sich um die historische Forschung und durch die Herausgabe und Erklärung der schriftlichen Denkmale des Alterthums und des Mittelalters verdient. Die Franzosen fanden nicht, wie die Deutschen, in der Wissenschaft allein ihr Glück, sie dachten auch an Ehre und Ruf und vergaßen über der Schulweisheit und dem Latein nicht ihre Nation und ihre Sprache. Die Gelehrten suchten in Frankreich, wie in Holland,

die Alten durch Verdolmetschung zu einem Gemeingute zu machen und durch Uebersetzungen die Landessprache zu verbessern und das Leben zu verfeinern. Die Uebersetzungen von Nikolaus Parrot d'Ablancourt haben auf die Literatur und Bildung der Franzosen einen großen Einfluß ausgeübt. Sie werden zwar jetzt wegen ihrer Ungenauigkeit getadelt, wurden aber damals viel gelesen und als Meisterstücke der Sprache gepriesen.

---

7) Geschichte von Spanien unter Karl I., Philipp II., III. und IV. Geschichte von Portugal und der Aufstand und Abfall der Niederlande.

Nach dem Tode Ferdinands des Katholischen (1516) folgte in der Regierung von Spanien dessen Enkel Karl I. (1516—1556). Karl I.
Karl war 1500 zu Gent geboren und befand sich bei dem Tode seines Großvaters in dem Erbe seines Vaters Philipp, in den Niederlanden, für welche er immer eine besondere Vorliebe hegte. Ferdinand hatte in dem fast achtzigjährigen Kardinal Ximenez einen eben so einsichtsvollen als treuen Reichsverweser für Castilien eingesetzt. Ximenez wurde von dem Volke wegen der Strenge seines Wandels und der Reinheit seiner Sitten wie ein Heiliger verehrt, er bewies sich aber auch als einen tiefschauenden, für das Wohl des Landes rastlos thätigen Staatsmann; ja sein geistliches Amt hatte ihn nicht abgehalten 1509 einen Zug gegen die Mauren zu unternehmen. Obgleich sich Ximenez große Verdienste um Castilien und noch mehr um den König erworben hatte, entzog ihm doch Karl I., aufgereizt durch seine niederländischen Günstlinge, nach seiner Landung in Spanien (1517) die Macht auf eine so kränkende Weise, daß der einundachtzigjährige Greis die Kränkung nicht ertragen konnte und starb.

Nach dem Tode von Ximenez gestattete Karl, welcher des Spanischen nicht recht kundig war, seinen niederländischen Räthen zu großen Einfluß und erbitterte durch Bevorzugung der Niederländer, durch Nichtachtung alter Rechte und Gebräuche und andere Mißgriffe die Gemüther der Spanier. Als nun nach Maximilians Tode Karl von den Deutschen zum Kaiser erwählt wurde und 1520 Spanien verließ und nach Deutschland eilte, brach ein Aufstand aus. Die Städte Castiliens wurden der Schauplatz revolutionärer Frevel. Anfangs war der Aufstand nur gegen die niederländischen Räthe und Günstlinge des Königs gerichtet gewesen und der Adel hatte die Städte aufgereizt und an der Unternehmung derselben gegen den Hof große Freude gehabt. Bald aber erkannte der

Adel, daß die Bewegung nicht bloß der Krone, sondern auch ihm gefährlich sei. Die Städte verlangten eine Umgestaltung der städtischen Verfassung und die Abschaffung der Steuerfreiheit des Adels. Ueberall trat die demokratische Richtung hervor und mit dem Bewußtsein der Kraft wurde der Haß gegen die Bevorzugung des Adels geweckt. Als der Adel die ihm drohende Gefahr erkannte, eilten die Granden mit ihren Reisigen zu dem königlichen Heer. Die Zwietracht unter den Städtischen erleichterte den königlichen Truppen den Sieg über die Städte in der Schlacht bei Villalar (1521). Ein Aufstand in Valencia wurde nach Karls Rückkehr nach Spanien (1522) ebenfalls unterdrückt. Die Volksrechte, deren Erweiterung durch diese Empörung bezweckt worden war, wurden noch mehr eingeschränkt, und es begann der Verfall des politischen Lebens in Spanien. Die Städte duldeten wie früher des Adels Uebermacht. Der Adel aber schloß sich immer enger an den Herrscher an und büßte dadurch die frühere Selbständigkeit ein.

Philipp II. Philipp II. (1556 — 1598), Karls I. einziger ehelicher Sohn, war 1527 zu Valladolid geboren und von spanischen Geistlichen erzogen worden. Karl hinterließ seinem Sohn die blühenden Niederlande nebst der Franche-Comté, Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand und die unermeßlichen Länderstrecken in der neuen Welt. Die reichen, damals noch ohne große Kosten zu bearbeitenden Bergwerke des spanischen Amerika trugen der Krone jährlich fünf und zwanzig Millionen Dukaten ein, was zu jener Zeit verhältnißmäßig zehnmal mehr war, als es jetzt sein würde. Doch wurde Philipps Ehrgeiz dadurch nicht befriedigt; er konnte es nicht verschmerzen, daß die deutschen Stände ihm die Kaiserwürde versagt hatten; nach der Erniedrigung Englands, dann sogar nach dem Besitze Frankreichs schweiften seine Gedanken. Als Sohn und Erbe des Kaisers, mächtig durch den Besitz ausgebreiteter Landschaften und des indischen Goldes, trat er als Vorkämpfer des angefochtenen katholischen Glaubens auf und fand in den Anhängern desselben eine Beistimmung, die ihm die Stellung und Macht eines allgemeinen Parteihauptes über ganz Europa verschaffte.

Philipp II. strebte darnach seine Herrschermacht in seinen verschiedenen Staaten möglichst unumschränkt und sich den auswärtigen Reichen furchtbar zu machen. Ueber alles galt ihm die unumschränkte Königsgewalt, als Stütze derselben der Katholicismus. Ueber das Volk sollte die Geistlichkeit gebieten, er über die Geistlichkeit. Des Priesters Absolution, des Himmels Gnadenverheißungen, der Schrecken, welcher vor dem Glaubensgerichte einherging, sollten der Völker selbständigen Willen in Fesseln schlagen. Nicht an der Spitze seiner Heere, sondern von seinem Kabinet aus wollte er die Welt beherrschen. Die Leitung des Krieges, das öffentliche Auftreten und das Reisen waren ihm verhaßt. Nur wenigen Hochbegünstigten war der Zutritt in das Gemach des Königs verstattet. Emsig sinnend saß Philipp II. in seinem Kabinet, blaß, hager, starren Blickes, wie die Spinne im Mittelpunkte ihres nach allen Richtungen sich ausdehnenden Gewebes, mit jeder Bewegung in allen Theilen seines Reiches bekannt, die kleinsten Ereignisse innerhalb des ungeheuren Gebietes zu ergründen bemüht und eben deshalb nicht im Stande die großartige Entwickelung der Weltbegebenheiten zu verstehen. Wortkarg, aber schreibselig,

zeigte er eine unermüdliche Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und bedachte deren Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über alle, welche Aemter hatten und sich um solche bewarben. Argwöhnisch und mißtrauisch beschäftigte er Tausende von Lauschern und Spähern, ließ den einen durch den andern beobachten. Wer aber nur darauf ausgeht die schlechtesten Seiten der Menschen aufzufinden, der wird zum Verächter und Feinde des menschlichen Geschlechts. Troß aller Berichte und Briefe kam Philipp doch nie zur klaren Ueberzeugung von dem, was er zu thun habe. Er glaubte am besten berathen zu sein, wenn er sich entgegengesetzte Ansichten vorlegen ließ; dann aber fehlte ihm Geisteskraft und Entschlossenheit, das Rechte zu finden und zu wählen; schwankend und unschlüssig wußte er nicht, in welche Wagschale er die königliche Entscheidung werfen sollte. Gewöhnlich entging ihm der rechte Zeitpunkt, der glückliche Moment, und in den dringendsten Umständen blieben die Fragen der Feldherrn und Statthalter ohne Bescheid. Philipp besaß Verstand, ein gutes Gedächtniß, Kenntniß in der Geschichte, Fleiß und Ausdauer in allem, was er unternahm; aber seine Vorsicht ging in finstern Argwohn über, sein zersetzender Verstand zeigte ihm so viele Verhältnisse und Möglichkeiten, daß er über dem Aufzählen und Abwägen in Unentschlossenheit gerieth und nicht zum Handeln kam. Karl V. hatte Spanier, Italiener und Niederländer ziemlich auf gleiche Weise behandelt. Philipp achtete nur die Spanier und gestattete ihnen den größten Einfluß auf seine übrigen Länder, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Spaniens erschienen. Darum und wegen seines Eifers für den Katholicismus ward er von den Spaniern und der Geistlichkeit hoch verehrt. Karl V. war gemessen, zurückhaltend; doch schloß sein Herz sich auf gegen Vertraute, er war leutselig gegen Große und Geringe, er scheute sich nicht einem wackern Krieger die Hand zu reichen. Das konnte Philipp nicht über sich gewinnen. Er beobachtete streng die Etikette, er stellte den König gut dar, aber er wußte nur Furcht, nicht Liebe zu erwecken. Er verlor nie die Herrschaft über sich selbst und sein Aeußeres, er hörte mit Aufmerksamkeit zu, war höflich, antwortete mit Mäßigung: allein selten nahm er auf das Gehörte Rücksicht, selten war hinter seinem Schweigen Tiefsinn verborgen, und seine Selbstbeherrschung erschien nur als Folge eines kalten Gemüthes. Seine Erscheinung hatte etwas Medusenartiges; sie lähmte, beengte; die Herzen schrumpften vor ihm zusammen. Statt großartiger Staatskunst übte er nur ränkevolle Politik, statt hoher Gerechtigkeit nur Strenge und Gnade, wie ein asiatischer Despot; statt der Religion ergriff er nur verwerfliche Bigotterie. In seinem ganzen Leben hat er vielleicht keinen Augenblick die heitere Ruhe und das edle Selbstbewußtsein genossen, welches freie, Gott verwandte Geister durch alle Schicksale des Lebens begleitet. Durch Sinnlichkeit und Wollust hatte er in der Jugend seinen Körper zerrüttet, und das mußte er in späteren Jahren durch strenge Lebensweise büßen.

Kaum hatte Philipp II. durch die Abdankung seines Vaters (S. 117) die Regierung angetreten, so sah er sich in einen Krieg mit dem Papst und Frankreich verwickelt. Papst Paul IV. haßte mit leidenschaftlicher Erbitterung das spanisch-östreichische Haus; er reizte Heinrich II. von Frankreich zum Bruche des Waffenstillstandes von Vaucelles (S. 116)

Krieg mit Frankreich und dem Papst. Die Inquisition. Der Infant Don Karlos.

und warb selbst Truppen zu einem Einfalle in Neapel. Lange kämpfte der katholische König mit Gewissenszweifeln; dann befahl er Alba gegen Rom zu ziehen und den Papst zum Frieden zu zwingen. Die Franzosen wurden von dem Herzog Emanuel Philibert von Savoien bei St. Quentin (1557) und von Egmont bei Gravelingen (1558) geschlagen und mit ihnen wurde zu Chateau Cambresis (1559) Friede geschlossen. Auch der von Alba hart bedrängte Papst erhielt von dem bigotten Philipp einen vortheilhaften und für Spanien erniedrigenden Frieden.

Noch in demselben Sommer (1559) begab sich Philipp von den Niederlanden nach Spanien. Kurz vorher hatte die Inquisition (Bd. II. S. 539) entdeckt, daß die Lehren der Reformation sich in Spanien verbreitet hatten. Sofort schritt sie zu Einkerkerungen, Folterqualen und Hinrichtungen. Kaum hatte Philipp den spanischen Boden betreten, so trieb er den Großinquisitor zur Abhaltung eines Auto da Fe in Valladolid. An einem Tage wurden 40 Männer und Frauen zur Hinrichtung geführt. „Ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein Ketzer wäre" sprach der König. So wurde das furchtbare Ketzergericht durch die Gesinnung des Königs unterstützt und fuhr mit Hinrichtungen fort, bis, etwa im Jahre 1570, der Protestantismus in Spanien so weit unterdrückt war, daß nur noch von Zeit zu Zeit einzelne Bekenner desselben entdeckt wurden. Die Inquisitoren standen im Dienste des Königs; diesem fielen die eingezogenen Güter der Verurtheilten zu; kein Stand, kein Vorrecht konnte die Verdächtigen der Allgewalt dieses Gerichtes entziehen; es gab keine Anschuldigung, die nicht von der Inquisition angenommen wurde. Wie ein schleichendes Gift durchdrang sie die Lebenskräfte des Staates, durch die Heimlichkeit der Sitzungen, durch die Strenge des Spruches, durch Priesterfluch und Henkershand schreckend.

Im Jahre 1568 starb der Infant Don Karlos, der Sohn Philipps und dessen erster Gemahlin, Maria von Portugal. Der Prinz war in vielen Stücken das Gegenbild seines Vaters; er war von einer wilden, leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn, selbst bei sehr geringen Anlässen, zu Ausbrüchen roher Gewalt und Grausamkeit führte, voll Ehrgeiz und Durst nach Thaten und Selbständigkeit. Zur Befriedigung dieses Dranges nahm ihm der mißtrauische, stets unbedingten Gehorsam fordernde Vater jede Gelegenheit, und vermehrte dadurch die leidenschaftliche Reizbarkeit des Sohnes. Eine kurze Zeit lebte Don Karlos den Studien zu Alcala; dann, nach Madrid zurückgekehrt, ergab er sich den Ausschweifungen und kränkte seinen Vater und dessen Räthe durch Spott. Der Jüngling dürstete nach Thaten und sah sich auf ein faules Hofleben verwiesen. Bei den Friedensunterhandlungen von Chateau Cambresis war die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Elisabet von Frankreich dem Infanten zugesagt worden. Dann starb Maria von England, Philipps zweite Gemahlin, und der Vater trug kein Bedenken, dem Sohne die verlobte Braut zu entreißen und sich mit dieser zu vermählen. Seitdem glaubte der Prinz, daß sein Vater darauf sinne, ihn auch der Nachfolge auf den Thron zu berauben. Er wollte sich selbst ein Feld für seine Thätigkeit eröffnen, da es ihm der Vater versagte; er wollte sich heimlich aus dem Reiche entfernen, um sich der

Gewalt seines Vaters zu entziehen. Philipp erhielt Kunde von dem Plane und fürchtete, Don Karlos werde Aufruhr gegen ihn erregen. Ob der Infant das beabsichtigt, ob er an die Ermordung seines Vaters gedacht hat, ist zweifelhaft. Der König ließ den Infanten verhaften. Die Verzweiflung des Prinzen grenzte an Raserei. Seine tobende Heftigkeit warf ihn aufs Krankenlager, und die ungeregeltste Lebensweise, indem er bald jede Speise verschmähte, bald die unverdaulichste begierig verschlang, machte seinen Zustand unheilbar. Ob sein Tod auf Veranstaltung seines Vaters auf irgend eine Weise beschleunigt worden, ist ungewiß. Einige Monate nachher starb Philipps dritte Gemahlin Elisabet. Auch ihren Tod hat man dem König zugeschrieben, aber ohne Beweis.

Die unter Ferdinand's und Isabella's Regierung mit Gewalt zum Christenthum bekehrten Mauren und deren Abkömmlinge, Moriscos genannt, waren fortwährend ein Gegenstand des Argwohns und der Bedrückung geblieben. Karl V. war anfangs hart mit ihnen umgegangen, hatte aber die Gewohnheiten, die Kleidungen, die Sprache und Namen der Mauren geduldet, und ganze Städte und Bezirke derselben waren beim alten Herkommen geblieben. Philipp II. und sogar der Groß-Inquisitor schienen anfangs der grausamen Inquisition und der Verfolgung gegen die Moriscos zu entsagen. Die Moriscos schienen sich nach und nach zu fügen; die spanische Tracht und Sprache wurden unter ihnen immer allgemeiner. Da regten fanatische Geistliche den König auf und erweckten in ihm zugleich die Besorgniß, daß die Moriscos mit den Mauren in Afrika und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten. Philipp II. verbot bei Todesstrafe die alten Sitten und Gebräuche der Moriscos, obgleich es unmöglich war, diese plötzlich abzuschaffen. Die Moriscos sollten die arabische Sprache nicht mehr sprechen und sich der maurischen Gebräuche und Kleidung enthalten. Sie sollten ihre Thüren zu jeder Zeit öffnen. Ihre Weiber sollten keine Schleier mehr tragen. Es sollten alle maurischen Namen abgeschafft werden. Die Moriscos sollten keine Sklaven mehr halten. Die Denksprüche, welche nach orientalischem Gebrauche an den Gebäuden standen, sollten ausgelöscht werden. Oeffentliche Badehäuser sollten nicht mehr bestehen und die vorhandenen zerstört werden. Maurische Tänze und Musik wurden untersagt. In ganz Spanien, besonders aber in Granada, entstand in Folge dieses Gebots eine heftige Bewegung. Die Moriscos griffen, als alle ihre Vorstellungen vergeblich waren, zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich in den Felsthälern der Alpuzarras und der Sierra Nevada mit großer Tapferkeit gegen die Heere Philipps. Von beiden Seiten wurde der Krieg mit großer Grausamkeit geführt; es flossen Ströme von Blut; Städte und Landschaften wurden verwüstet. Erst als Don Johann von Oestreich, ein natürlicher Bruder des Königs, den Oberbefehl erhielt, wurde die Empörung unterdrückt. Alle Morisken, welche nicht im Kampfe oder dem Hunger unterlegen und nach zahllosen Hinrichtungen noch übrig waren, wurden aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen Spaniens versetzt. Viele Morisken wurden auf die Galeeren gebracht oder als Sklaven verkauft. In den Alpuzarras wurden in einem Monat 10,000 Menschen

Der Aufstand der Moriscos. Die Schlacht bei Lepanto.

zusammengehauen oder als Sklaven verkauft. Die Schleifung der zahlreichen Städtchen und Flecken wurde das ganze Jahr 1570 systematisch fortgesetzt.

Ein Kampf, der sich fast durch die ganze Regierung Philipp's hindurchzog, war der zur See gegen die Türken und die mit diesen verbundenen nordafrikanischen Seeräuber. Von diesen wurden alle Küsten des Mittelmeeres heimgesucht und Tausende von Christen in die Sklaverei geschleppt. Das 1565 von den Türken belagerte Malta war nur durch die heldenmüthige Vertheidigung der Malteserritter und des Großmeisters La Valette gerettet worden. 1570 wurde eine türkische Flotte abgesandt, um Cypern den Venetianern zu entreißen. Da schlossen Spanien, Venedig und der Papst eine heilige Ligue gegen den Großherrn. An die Spitze der vereinigten Flotten wurde Don Johann von Oestreich gestellt, und dieser erfocht 1571 über die weit zahlreichere türkische Flotte den glänzenden Seesieg bei Lepanto. Die ganze Christenheit jubelte über diesen Sieg, der Vortheil desselben aber war unbedeutend, weil die christlichen Heerführer und die vereinigten Staaten sich über die weiteren Unternehmungen nicht einigen konnten. Don Johann war von seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, zum geistlichen Stande bestimmt worden; da er sich aber höchst talentvoll, zu den Waffen geschickt und geneigt und gegen Philipp sehr ergeben bewies, so benutzte ihn dieser für den Krieg und zu den Staatsgeschäften. Als aber Don Johann nach seinem großen Seesiege über die Türken den Wunsch hegte zur Bekämpfung der Türken und der Seeräuber an der Küste von Afrika einen unabhängigen Staat zu gründen, erregte er den Argwohn und das Mißtrauen Philipp's.

Portugal unter Johann III. und Sebastian. Eroberung Portugals durch Herzog Alba.

In Portugal war auf Emanuel (S. 35) dessen Sohn Johann III. (1521—1557) gefolgt. Unter dessen Regierung dauerten die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort und Europa's Handel mit Asien wurde fast nur durch Portugal vermittelt. Die Begeisterung, welche die ganze Nation zu Thaten trieb, fand damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Dichters ihren Ausdruck. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten hatte, besang in einem Heldengedichte, der Lusiade, die Entdeckung Indiens durch Gama und die dortigen Thaten der Portugiesen mit einer reichen Fülle poetischer Kraft und mit feuriger Vaterlandsliebe. Die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, reizte zu zahlreichen Auswanderungen, entzog dem Landbau und den Gewerben die nöthigen Arbeitskräfte und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust zur Arbeit. Die Bevölkerung nahm ab und mit ihr die Kräfte des Staates. Auch führte Johann III. die Inquisition ein und rief die Jesuiten nach Portugal. Dadurch wurden dem Volke geistige Fesseln angelegt und dessen Kraft gelähmt. Zum Unglück hinterließ Johann nur einen dreijährigen Enkel, Sebastian (1557—1578). Dieser wurde von Jesuiten erzogen, schwärmte von frühester Zeit an nur für Rom und den Papst und dachte Tag und Nacht nur an die Ausrottung der Moslim, an Kreuzzüge gegen sie und an die Krone des gläubigen Ritterthums. Schon 1574 unternahm er einen Zug nach Afrika und stritt eine Zeitlang ohne besonderen Erfolg mit den Mauren. Als nach

seiner Rückkehr nach Lissabon der aus seinem Reich von Fez und Marokko von einem Verwandten vertriebene Muley Mohammed sich mit der Bitte um Unterstützung an ihn wandte, betrachtete Sebastian dieses als einen Ruf der Vorsehung. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung vor. An der Spitze eines Heeres setzte Sebastian (1578) nach Afrika über. In der Ebene von Alkassar traf er mit dem zahlreichen feindlichen Heere zusammen. Eine fürchterliche Schlacht wurde geschlagen, und das christliche Heer erlag, obgleich es mit der Wuth der Verzweiflung stritt, der Uebermacht der arabischen Reiter. Den König sah niemand fallen. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit in die Feinde gestürzt und war den Augen seiner Begleiter entschwunden. Einige Gefangene wollten den Leichnam des Königs gesehen haben.

In Portugal bestieg der Kardinal Heinrich, der Großoheim Sebastians, den Thron. Er war alt und kinderlos und starb schon 1580. Außer anderen Thronbewerbern machten besonders Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuels, und Antonio, Prior zu Crato, ein Enkel Emanuels von dessen zweitem Sohn, Anspruch auf den Thron. Für Antonio erklärte sich das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier; der Adel hingegen und die Geistlichkeit waren für Philipp. Dieser ließ unter dem Herzog Alba ein Heer in Portugal einrücken, welches die ungeübten Schaaren Antonio's leicht besiegte und Portugal für Philipp in Besitz nahm. Zwar machte Antonio, zuerst mit französischen, dann mit englischen Schiffen unterstützt, noch zwei Versuche, Portugal den Spaniern zu entreißen, aber diese verunglückten. Antonio starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit.

Der Druck von Philipp's II. willkürlicher und raubsüchtiger Regierung, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Kraft der Portugiesen dergestalt, daß sie schnell wieder von der unter Emanuels Scepter erreichten Höhe herabsanken und eine kraftlose und unbedeutende Nation wurden. Die allgemeine Sehnsucht der Portugiesen, das spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte nach einander drei Betrüger, sich für den in der Schlacht bei Alkassar verschwundenen Sebastian auszugeben. Sie wurden von der spanischen Regierung schnell beseitigt. Nicht so entschieden ist ein vierter Sebastian für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 erschien in Venedig ein Mann, den mehrere dort anwesende Portugiesen für den König erkennen wollten. Er erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Endlich in Freiheit gesetzt, wurde er auf dem Wege nach Portugal in Florenz festgehalten und nach Neapel ausgeliefert. Von da wurde er nach Spanien auf das Schloß St. Lucar geschafft, wo er, man weiß nicht wie, gestorben ist.

Im Jahre 1494 übergab Kaiser Maximilian I. seinem Sohn, dem Erzherzoge Philipp dem Schönen, die Regierung der Niederlande (Bd. II. S. 527). Leichter als dem Kaiser ward dem Sohne der Maria von Burgund die Verwaltung einer Herrschaft, welche aus sehr verschiedenen Landestheilen zusammengesetzt war. Die auf ihren Reichthum und Die Niederlande bis zur Statthalterschaft des Herzogs Alba.

auf ihre Privilegien trotzenden Städte beugten sich gern dem schönen, jungen Erzherzoge, der durch Sprache und Sitten ihnen angehörte und durch seine Bemühungen den gewerbreichen Niederländern den freien Handel nach allen englischen Häfen eröffnete. Als Philipp mit Hinterlassung zweier unmündiger Söhne, Karl und Ferdinand, 1506 starb, übernahm Maximilian wieder die vormundschaftliche Regierung für seinen ältesten Enkel Karl. Funfzehn Jahre alt empfing Erzherzog Karl die Huldigung der niederländischen Stände, die ihm, als er 1519 zum Kaiser gewählt wurde, ein Geschenk von 200,000 Kronen zur Bestreitung der Krönungskosten übergaben. Karl V. erhielt zur Führung seiner beständigen Kriege viele Millionen von den Niederländern. Reichten die Steuern nicht aus, so wandte sich der Kaiser mit der Bitte um eine freiwillige Beisteuer an die Stände. Nur einmal widersprach die Stadt Gent einer solchen Bewilligung, und es brach darüber ein Aufstand aus, den Gent hart büßen mußte. Dagegen wachten die Niederländer mit großem Eifer über die Erhaltung ihrer Privilegien. Hart fiel ihnen der Gewissenszwang, welchen Karl V. gegen sie übte.

Die Niederländer wurden bei ihrem lebhaften Verkehr bald mit den Glaubenslehren der Protestanten bekannt. Ihr aus einem großartigen Handelsleben erwachsener weltbürgerlicher Sinn bot für diese Neuerungen im Glauben einen hohen Grad von Empfänglichkeit, und eine bereits 1523 in Amsterdam erschienene Uebersetzung der heiligen Schrift gewährte den nördlichen Landestheilen die Gelegenheit, die Lehren von Rom und Wittenberg einer Prüfung zu unterwerfen. Trotz der Strenge, mit welcher der Kaiser in diesen Provinzen das Edict von Worms handhaben ließ, mehrten sich die Anhänger der jungen Kirche. Die zur nachsichtslosen Verfolgung der Ketzer aufgeforderte Geistlichkeit konnte wohl die vorgefundenen Schriften Luthers verbrennen und die des Irrglaubens Ueberführten zum Scheiterhaufen geleiten, nicht aber die lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre vernichten. Der Märthyrertod schreckte weniger, als er zum Ausharren und zur Nacheiferung ermunterte. Bald verbreiteten wandernde Prädicanten die Lehre Calvins bis in die südlichen Provinzen. Dann zeigten sich auch hier diese unglücklichen Verirrungen Einzelner, die mit verwegener Hand ein völlig neues Gebäude des Glaubens und der bürgerlichen Gesellschaft aufzuführen sich berufen fühlten. Wiedertäufer durchzogen predigend die Niederlande. Den Mittelpunkt ihrer Bemühungen gab Amsterdam ab, dessen sie sich 1535 zu bemächtigen suchten. Die reiche Handelsstadt entging dem Schicksal von Münster. In allen größeren Städten griffen die Bürger gegen die schwärmerischen Socialisten zu den Waffen, und die Statthalterin, die verwittwete Königin Maria von Ungarn, ließ viele derselben hinrichten.

Nicht die über die Wiedertäufer verhängte Verfolgung, sondern die Härte, mit welcher die geistlichen Gerichte gegen alle verfuhren, die sich von dem Gehorsam gegen Rom lossagten, hatten in den Niederlanden bereits eine mißmuthige Stimmung hervorgerufen, als Karl V. 1550 in einem Edicte, welches das Verfahren gegen die Protestanten schärfte, die Glaubensrichter als Inquisitoren bezeichnete. Der Schreck hierüber war allgemein, in Antwerpen aber so groß, daß Handel und Gewerbe fast stillstanden. Die Obrigkeit dieser Stadt weigerte sich, den Befehl

förmlich bekannt zu machen, und stellte so nachdrücklich den Schaden vor, der dem Lande daraus erwachsen könnte, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisitoren aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz dieser Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl V. und seinen niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er sprach niederländisch als Muttersprache; er liebte das Volk und dessen Sitten und gab sich bei den Festlichkeiten der Städter gern und gefällig den oft derben Bezeugungen ihrer Freude hin. Er war stets Freund und Gönner der großen Herrn des Landes, er verkehrte mit ihnen wie der Erste unter Gleichen; er zog die Niederländer überall vor und vertraute ihnen die wichtigsten Stellen.

Ganz anders als Karl verfuhr sein Sohn Philipp, welchem 1555 die Regierung der Niederlande übergeben wurde. Philipps Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte die Niederländer zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen, und besonders fühlte sich der Adel verletzt, weil mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch ungleich weiter, da er die Ausrottung der Ketzerei für eine heilige Pflicht hielt. Mit Bestürzung sah das Volk die Glaubensgerichte der spanischen Inquisition immer ähnlicher werden. Als Beweis der Ketzerei genügte die Anschuldigung von zwei Zeugen oder eines Inquisitionsrichters. Der Leugnende mußte die Qualen der Folter erdulden. Mit kirchlicher Pracht wurde das Auto da Fe gehalten. Singende Schüler eröffneten den Zug; Büßende, welche nur eines leichten Vergehens gegen die römische Kirche angeklagt waren, schlossen sich ihnen an. Dann folgten die für den Scheiterhaufen bestimmten Unglücklichen, jeder von zwei betenden Mönchen begleitet. Der Adel der Umgegend, die königlichen Beamten, die Geistlichkeit, endlich die Richter mit der Blutfahne beschlossen den Zug. Bei allen Klassen des Volkes steigerte sich der Haß gegen diese Glaubensgerichte, ihn theilten die Katholiken mit den Anhängern von Luther und Calvin.

Als sich Philipp II. 1559 von den Niederlanden nach Spanien begab, ließ er 4000 Spanier zurück, welche mit spanischer Willkür Bürger und Landmann drückten. Die Statthalterschaft der Niederlande übergab er seiner Halbschwester Margareta, Herzogin von Parma. Margareta war der katholischen Religion streng zugethan, sie besaß einen kräftigen, männlichen Geist, kannte die Denkart und Sitten der Niederländer und zeigte sich gewandt in Geschäften. Unweiblich erschien an ihr ein Knebelbärtchen und die leidenschaftliche Liebe zur Jagd. Den einzelnen Provinzen standen Statthalter vor. Ueber Holland, Seeland und Utrecht war Wilhelm von Nassau-Oranien gesetzt, geboren 1533 in Dillenburg, Sohn eines evangelischen Vaters, in Brabant, Holland und Geldern reich begütert. Schon als Kind gefiel er Karl V. so, daß dieser ihn unter seine Edelknaben aufnahm und katholisch erziehen ließ. Als junger Mann besaß Wilhelm die Gunst und das Vertrauen des Kaisers. Karl gestand, daß er dem Jüngling manchen trefflichen Rath verdanke, auch auf Wilhelms Kriegstalent vertraute er und machte ihn zum Oberbefehlshaber des niederländischen Heeres. Was Karl V. an Wilhelm geschätzt hatte, Ruhe, Schweigen, Rastlosigkeit des

Nachdenkens, Fruchtbarkeit an Entwürfen, das war für Philipp II. ein Gegenstand des Mißtrauens und des Argwohns. Wilhelms Entschlossenheit, angestammte Rechte und Freiheiten zu wahren, sein Selbstgefühl, welches auf die Abstammung aus einem erlauchten deutschen Fürstenhause sich stützte, seine Hinneigung zur evangelischen Lehre, Wilhelms ganze Persönlichkeit war Philipp II. verhaßt, dem Manne der Willkür, des Zwanges und der Glaubenswuth. Wilhelm war ein ernster, hochherziger Mann, von durchdringendem Scharfsinn, treu in seiner Zusage, schweigsam, aber wenn er zum Volke sprach von hinreißender Beredtsamkeit; kein Widerstand konnte ihn dem einmal gefaßten Entschlusse entfremden. Oranien, der auch die undurchdringlichsten Gemüther zu durchschauen vermochte, wußte, wessen er sich von Philipp zu versehen hatte. Das Volk hing mit freudigem Vertrauen an dem deutschen Fürstensohne, denn er war leutselig, prächtig seine Hofhaltung zu Brüssel, milde sein Sinn, freigebig seine Hand. Man fühlte und sagte es, daß er das Bollwerk der Landesfreiheiten sei.

Nicht minder edel, aber von ganz anderem Gepräge war Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Gauer, Nachkomme der ehemaligen Herzöge von Geldern. Bei Oranien war alles innerlich und tief, bei Egmont eine nach außen drängende Schaustellung der glänzenden Anlagen. Egmont suchte Liebe, Ehre und Gunst bei Fürsten und Volk, die Gelegenheit zur Aeußerung von Kraft, Einsicht und Muth, sa im Krieg und in der Waffenübung, in stürmisch bewegter Rede, in Prunk und Stattlichkeit bei Hoffesten, bei Lust und Spiel in der Mitte des Volkes, beim Schießen mit Armbrust und Büchse und beim Gelag und Würfelspiel. Nichts blieb in Egmonts Seele zurück, wenn sie sich öffnete, und leicht war der Schlüssel zu ihr gefunden; selbst arglos, ahnte Egmont bei anderen eben so wenig Rückhalt als in ihm war. Leicht und rasch rollte sein Blut. Empfänglichkeit für die Gunstbezeugungen der Höheren, Eitelkeit und Gutmüthigkeit waren in Egmont vereinigt. Er besaß einen ritterlichen Sinn, freudig setzte er sein Dasein für Ehre und Ruhm ein, nach angestrengter Thätigkeit gab er sich der Lust und Ergötzlichkeit hin; den Gehorsam gegen den gunstspendenden Oberherrn rechnete er zu den vorzüglichen Tugenden. Als neunzehnjähriger Jüngling hatte sich Egmont bei der Unternehmung des Kaisers gegen Algier ausgezeichnet, hatte dann vor Metz ritterlich gestritten, endlich den glänzenden Sieg bei Gravelingen erfochten. Seitdem war der schöne, mit jugendlicher Unbefangenheit in's Leben blickende Egmont der gepriesene Held seines Volkes. Den durchdringenden Blick und das staatsmännische Talent Oranien's besaß Egmont nicht. Am katholischen Glauben hielt er fest. Er war 1522 geboren und elf Jahre älter als Oranien. Von seiner Gemahlin Sabine, Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, hatte er drei Söhne und acht Töchter. Er war Statthalter von Flandern und Artois. — An diese beiden Männer schloß sich an der Großadmiral Graf von Hoorn, zwar von geringeren Gaben, als jene beiden, aber tapfer und ausgezeichnet als Seeheld.

Um den Einfluß des Staatsraths der niederländischen Provinzen, in welchem die Statthalter und angesehene Männer des Landes saßen, zu schwächen, hatte Philipp II. der Generalstatthalterin einen aus dem Rechtsgelehrten Viglius, Granvella und Barlaimont bestehenden

geheimen Rath zur Seite gesetzt, in welchem alle wichtigen Angelegenheiten vorher besprochen wurden. Das einflußreichste Mitglied des geheimen Rathes war Anton Perenot von Granvella, Bischof von Arras und Sohn des bei Kaiser Karl V. einst hoch angesehenen Kanzlers Nikolaus Perenot von Granvella. Er war ein gewandter Mann, welcher Philipps Haß gegen die Niederländer theilte und als Werkzeug für die despotischen und fanatischen Pläne des Königs diente. Er besaß in hohem Grade das Vertrauen seines Herrn. Er war ein Staatsmann für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber nicht für Republiken, die unter einem König stehen. Er war hochfahrend gegen den Adel, und seinem Benehmen fehlte Geschmeidigkeit, die in den Niederlanden unentbehrlich war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichen Feind. Alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten um so mehr, weil sie von ihm kamen. Die Herrschaft des Papstthums in den Niederlanden herzustellen, die Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, das war das Ziel der spanischen Politik und die Granvella gestellte Aufgabe.

Kaum war Philipp II. nach Spanien zurückgekehrt, als eine auf seinen Betrieb ausgefertigte päpstliche Bulle zu dem in den Niederlanden bestehenden vier Bisthümern dreizehn neue zu errichten gebot. Drei dieser Bisthümer, Mecheln, Cambray und Utrecht, wurden zu Erzbisthümern erhoben und über alle erhielt Granvella, als Erzbischof von Mecheln, den Primat und wurde vom Papst zum Kardinal ernannt. Bisher hatten die niederländischen Bischöfe unter den Erzbischöfen von Köln und Rheims gestanden; durch die neue Einrichtung wurde die niederländische Kirche frei von ausländischen Einflüssen. Ferner hatte der Papst dem Könige das Recht der Ernennung der Bischöfe verliehen, und die vom Könige ernannten Bischöfe erhielten in der allgemeinen Ständeversammlung ein Ueberwicht über die nationalen und unabhängigen Aebte. Auch wurden die neuen Bischöfe auf Kosten der niederländischen Geistlichkeit mit Einkünften ausgestattet. Viele reichen Abteien wurden ganz eingezogen, andere verloren den größten Theil ihrer Einkünfte. Diese neue Einrichtung erregte die allgemeinste Unzufriedenheit, besonders fürchtete man, es würden ihr förmliche Inquisitions-Tribunale folgen, da in der päpstlichen Bulle für jedes der neuen Bisthümer zwei Inquisitoren angeordnet waren. Geistlichkeit und Stände beklagten sich über diese Neuerung, aber weder in Rom, noch in Madrid fanden die Klagenden Gehör.

Zwar gab Margareta endlich den dringenden Vorstellungen und dem allgemeinen Unwillen nach und betrieb die Einschiffung der spanischen Truppen (1561), aber damit war der Streit über die Bisthümer nicht geschlichtet und die Furcht vor der Inquisition nicht beseitigt. Die Ketzerverfolgungen dauerten fort, und bis zum Jahre 1562 sollen in den Niederlanden 30,000 Protestanten hingerichtet worden sein. Granvella wurde als der Urheber aller dem Lande verderblichen Rathschläge betrachtet und gehaßt. Oranien, Egmont und Hoorn sandten (1562) ein Schreiben an Philipp, in welchem sie um Granvella's Entlassung baten. Nach vierzehn Monaten (1563) kam eine nichtssagende Antwort Philipps; Granvella aber blieb. Nun erschienen jene drei nicht mehr im Staats-

rathe und die Stände erklärten, unter Granvella's Vorsitze würden sie nicht mehr verhandeln. Durch eine Menge Spottschriften und Bilder wurde Granvella verhöhnt, und Egmonts Dienerschaft erschien in schwarzgrauem Tuch mit Narrenkappen und rothen Kardinalsköpfen auf den Aermeln. Da, als Granvella den Hohn und die Feindschaft des Adels nicht mehr ertragen konnte, gab Philipp den Vorstellungen Margareta's nach und erlaubte Granvella, nach Spanien zurückzukehren (1564). Die Gunst seines Herrn hatte er nicht verloren und seine Ansichten wurden auch ferner im Staatsrath durch eine Partei vertreten, welcher man den Namen der Kardinalisten gab.

Was Philipp in der Abberufung Granvella's nachgegeben hatte, das sollte durch Beharrlichkeit in den übrigen Beschlüssen eingebracht werden. Die Bisthümer sollten eingerichtet werden, die Inquisition fortbestehen und ein strengeres Verfahren derselben angeordnet, die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung angenommen werden. Margareta befand sich in einer höchst schwierigen Lage und sandte den Grafen Egmont nach Madrid, um die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer zu bewirken. Philipp nahm den Grafen Egmont mit verstellter Freundlichkeit auf, sandte aber der Statthalterin den scharfen Befehl, die tridentinischen Beschlüsse einzuführen und die Gesetze gegen die Ketzer in aller Strenge zu vollziehen. Damit war die Hoffnung des Volkes vernichtet; man hatte viel von Egmonts Erscheinen am spanischen Königshofe erwartet.

Eine allgemeine Aufregung ergriff das Land, eine Fluth von 5000 Flugschriften nährte den Geist der Widersetzlichkeit. Oranien widersprach offen der Annahme der Beschlüsse von Trient; die Inquisitoren fanden nirgends Unterstützung; die Statthalter der Provinzen erklärten, daß sie keinen Beruf fühlten, mehr als 50,000 ihrer Untergebenen dem Flammentode zu überliefern.

Die entschlossensten Glieder des Adels verbanden sich durch einen Eid schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen.

Im April 1566 zogen die Verbündeten, mehrere Hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein und begaben sich in einem feierlichen Aufzuge in das Schloß, Heinrich von Brederode, ein Nachkomme der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift wegen einstweiliger Aufhebung der Ketzergesetze. Die Statthalterin war betroffen, aber Barlaimont, einer ihrer Räthe, sagte spöttisch: „Ist's doch nur eine Bettlerschaar!" (Ce n'est qu'une troupe de gueux). Seitdem nannten sich die Verbündeten Geusen und trugen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Es waren unter den Verbündeten allerdings viele, welche durch Verschwendung verschuldet waren und die bei einer Staatsveränderung zu gewinnen hofften, die meisten dieser Männer aber trieb Eifer für Religionsduldung und die Freiheiten ihres Vaterlandes. Margareta verhieß Milderung des verhaßten Verfahrens der Inquisition und wegen des Uebrigen Verwendung bei dem König. Mit ihrer Zustimmung begab sich der Freiherr von Montigni, der Bruder des Grafen Hoorn, nach Spanien, um den König von dem Stand der Sachen zu unterrichten. Der König erwiederte ihm, er werde selbst

in die Niederlande kommen und sehen; bis dahin möge man sich mit der von den Bischöfen ausgeübten Inquisition begnügen. Auch schien es dem König mit seiner Reise Ernst zu sein, und es wurden alle Anstalten zu derselben getroffen. Montigni wurde anfangs an der Abreise verhindert, und dann gefangen genommen und in strengem Gewahrsam gehalten. Der Statthalterin gab der König die Anweisung, in Deutschland Kriegsvolk zu werben und in allen Zugeständnissen, welche sie machen müsse, sich des königlichen Namens zu enthalten.

Die Reformation griff unterdeß immer mächtiger um sich. Die Wiedertäufer hatten Friesland und die angrenzenden Landschaften überschwemmt; die südlichen Provinzen, besonders Flandern hatten die Kalvinisten inne. Ihr Anhang war der zahlreichste, besonders unter der Kaufmannschaft und den Bürgern. An Anzahl und Reichthum standen ihnen die Lutheraner nach, denen aber ein größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Die Lutheraner hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz. Es mehrte sich die Zahl der aus Frankreich und Ostfriesland einziehenden Prediger. Auf den Plätzen, in den Straßen, auf freiem Felde und in Wäldern versammelten sie immer größere Schaaren von Zuhörern um sich. Um den Verkündiger des Evangeliums schlossen zunächst die Frauen einen Kreis; rings um diese standen die Männer, zur Abwehr der Gefahr anfangs mit Messern und Schwertern, dann mit Musketen bewaffnet. Alle gegen diese Versammlungen erlassenen Gebote verfehlten ihre Wirkung. Als, im Widerspruche mit den früher ertheilten Zusagen, der Befehl Philipps II. eintraf, ohne Schonung alle Prädicanten aufzuknüpfen, erreichte die Gährung den höchsten Grad. Die Statthalterin hatte, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen Mäßigung gegen die Ketzer empfohlen. Die Magistratspersonen waren aber der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram und ließen die Inquisition und die Edicte des Königs ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung sowie die glänzenden Vorspiegelungen der Geusen bewirkten, daß die Versammlungen der fremden Prediger immer öffentlicher gehalten und zahlreicher besucht wurden. Die Sektirer erbrachen die Gefängnisse, um die des Glaubens wegen Gefangenen zu befreien; sie verlangten die Ueberlassung von Kirchen, sie ließen die Prediger von bewaffneten Reitern nach Hause begleiten. In Westflandern und Artois wurde der Anfang des Bildersturms gemacht. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern mit Bettlern und Raubgesindel untermischt, mit Aexten, Beilen und Hämmern bewaffnet, zog aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fielen sie über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her, dann kamen sie in die Dörfer und zuletzt in die Städte. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden erbrochen, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe zertrümmert, ja selbst die Grabmäler erbrochen. So geschah es zu Antwerpen, Tournay, Haag, Delft, Gent, Utrecht, Gröningen, Middelburg und in vielen anderen Städten. In drei Tagen waren 400 Kirchen verwüstet (1566).

Um die Aufregung zu beschwichtigen, gestattete die erschreckte Statthalterin die freie Verkündigung der neuen Lehre und versprach das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern. Von den Statthaltern der Provinzen,

besonders von Oranien und Egmont, eifrig unterstützt, stellte sie die Ruhe wieder her; viele Bilderstürmer büßten mit dem Leben. In die Adelsverbindung brachte der Bildersturm Uneinigkeit, da die katholischen Mitglieder über die Gewaltthätigkeiten erbittert waren. Das Zugeständniß der Statthalterin zu Gunsten der Ketzer erregte aber den Unwillen des Königs. Er wies sie an, Truppen zu werben, um mit Gewalt Gehorsam zu erzwingen. Margareta begann sich zu rüsten; Deutsche und Wallonen traten in ihren Dienst; sie fühlte sich stark genug, im Vertrauen auf das baldige Eintreffen eines Hülfsheeres aus Spanien, die bewilligte Glaubensduldung wieder aufzuheben. Da vereinigte sich der besorgte Adel wieder, er berieth den offenen Widerstand, falls der König mit bewaffneter Macht nahe. Aller Augen wandten sich auf Oranien. Der aber kannte des Königs Macht und mißtraute dem offenen Widerstande. Valenciennes, welches die Aufnahme einer Besatzung verweigerte, wurde von den Söldnern der Statthalterin erobert und büßte durch den Verlust seiner Privilegien und die Verhaftung vieler angesehenen Bürger; die daselbst ergriffenen protestantischen Prediger wurden mit dem Tode bestraft. Die Einnahme von Valenciennes war allen übrigen Städten, die sich auf ähnliche Weise vergangen hatten, eine Schreckenspost und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehn. Auch andere Städte unterwarfen sich jetzt der Statthalterin und nahmen Besatzungen auf. Unterrichtet, daß der König und noch vor diesem ein spanisches Heer unter Herzog Alba in den Niederlanden eintreffen werde, suchte die Statthalterin noch vor Alba's Ankunft die Unruhen zu beschwichtigen. Zu diesem Zwecke erließ sie an den Adel die Aufforderung, dem König noch einmal den Eid der Treue zu leisten. Unbedenklich kam Egmont dem Wunsche Margareta's nach; nicht so die Grafen von Hogstraaten und Hoorn, Brederode und Wilhelm von Oranien. Letzterer durchschaute die nächste Zukunft seines Vaterlandes, er kannte den finsteren Charakter des Königs, die Grausamkeit Alba's, der spanischen Truppen strenge Kriegszucht. Ihn trieb es in die Fremde, um dort Rettung für sich und sein Vaterland vorzubereiten. Ehe Oranien die Niederlande verließ, besprach er sich (1567) in Willebroe, einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, mit Egmont, legte ihm die Verhältnisse seines Vaterlandes vor, deutete auf Granvella's Rachsucht. Graf Egmont scherzte über des Freundes Besorgnisse; er war sich keiner Verletzung seiner Treue gegen den König bewußt; er glaubte sich zum Vermittler zwischen dem König und seinem Vaterlande berufen. Oranien sagte, er sehe die schwarze Wetterwolke, die über ihnen schwebe. Egmont rief ihm zu: Das wird dich deine Güter kosten. Wilhelm erwiederte: Dein Bleiben dich das Leben; du wirst die Brücke sein, über welche die Spanier ins Land kommen und die sie nachher abbrechen werden. Oranien begab sich in sein Stammland nach Dillenburg; eine zahlreiche Schaar von Adeligen folgten seinem Beispiel. Die Furcht vor den nahenden Spaniern trieb mehr als 100,000 Niederländer in die Fremde. Der Bund der Geusen lag darnieder; mehr, als er, der evangelische Gottesdienst. Ihn zu unterdrücken war Egmont vor allen thätig; die Bilderstürmer wurden zu Hunderten aufs Blutgerüste geschleppt. Margareta's und Philipps Gewalt schien vollkommen hergestellt zu sein. Die Städte widersetzten sich nicht mehr der Aufnahme einer königlichen Be-

satzung. In Antwerpen, wohin sich Margareta selbst begab, wurden die Leiter des bilderstürmenden Haufens gehängt, die Kirchen der Protestanten gebrochen, die Bürger zur Auslieferung der Waffen gezwungen. Es schien des Königs Zweck erreicht und der Errichtung der Inquisitionsgerichte kein Hinderniß mehr im Wege zu stehen. Egmont aber bemühte sich um die Gunst des Hofes; in ritterlicher Eitelkeit prunkte er bei Fest und Gelag; keine trübe Ahnung stieg in ihm auf. Margareta bat jetzt Philipp, er möge nun kein Heer senden, ihr das Recht zur Begnadigung geben oder selbst als milder Landesvater erscheinen.

Philipp II. hatte ein kräftiges Einschreiten beschlossen. **Herzog Alba** begab sich zu Schiffe nach Genua; bei Asti vereinigte er die für den Zug ausgewählten Söldner und zog über den Mont Cenis, hart an Genf vorüber, durch Burgund und Lothringen nach Luxemburg. Hier betrug sein Heer ohngefähr 20,000. Im August 1567 hielt Alba seinen Einzug in Brüssel. Die Statthalterin, die sich durch ihn ganz verdunkelt sah, bat Philipp II. um ihre Entlassung und erhielt sie. Um jedem Versuche zum Aufstande vorzubeugen, vertheilte Alba sein Heer in die vornehmsten Städte. In ihrer ganzen Strenge wurde die Inquisition eingeführt, ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen, der Rath der Unruhen, vom Volke aber der Blutrath genannt, ward gebildet. Alba selbst hatte den Vorsitz oder an dessen Stelle **Johann de Vargas**, welcher erklärte, alle Niederländer hätten den Galgen verdient, denn sie wären entweder Bilderstürmer gewesen, oder hätten nichts gegen diese gethan. Von diesem Rath galt keine Appellation. Die Geflüchteten traf Ehrlosigkeit, ihre Güter wurden eingezogen. Ein Edict Alba's befahl, jeden zur Verantwortung zu ziehen, der einst durch Bittschriften auf den Abzug der Spanier gedrungen, oder gegen die Inquisition und die Einführung der Bischöfe gesprochen habe; es solle über alle Behörden, welche der Bilderstürmerei nicht nach Kräften gewehrt hätten, oder den ins Ausland Fliehenden behülflich gewesen wären, die Untersuchung verhängt werden. Egmont und Hoorn wurden am 9. Sept. 1567 gefangen genommen und unter Begleitung von 3000 Spaniern von Brüssel nach dem Schlosse zu Gent abgeführt. Der in Löwen studirende Sohn Wilhelms von Oranien wurde nach Spanien geschafft. Immer furchtbarer entwickelte sich die Thätigkeit des Blutraths. Wer einen Prädicanten beherbergt, wer dessen Predigten beigewohnt hatte, fand den Tod. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Es sollen in einem Jahr über acht Millionen Dukaten in des Königs Schatz geflossen sein. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und Egmont und Hoorn auf dem Markte zu Brüssel öffentlich enthauptet (1568). Die Abscheulichkeiten bewirkten, daß die Auswanderungen immer mehr zunahmen.

Herzog Alba in den Niederlanden.

Der Graf **Ludwig von Nassau**, der Bruder des Prinzen von Oranien, machte einen Einfall in Friesland, wurde aber von Alba wieder zurückgetrieben. **Wilhelm von Oranien** kam mit einem Heere nach Brabant, wurde aber durch die Uebermacht Alba's zurückgedrängt und mußte seine Söldner abdanken, weil er sie nicht zu besolden vermochte.

Schon wähnte Alba seine Aufgabe gelöst, des Königs Feinde unterdrückt zu haben, da erhoben sich neue, furchtbare Gegner. Kühne Männer der Nordprovinzen hatten leichte Schiffe ausgerüstet und bemannt, vertrieben aus den kleinen Küstenstädten die spanischen Besatzungen und thaten als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden. Die Dünen an den Küsten Hollands hatten für die flach gebauten Fahrzeuge nicht die Gefahr, der die ihnen nachsetzenden spanischen Galeeren selten entgingen. Durch die Einnahme des an der Maas gelegenen Städtchens **Briel** (1572) wurde den Unternehmungen ein fester Mittelpunkt gegeben. **Wassergeusen** nannten sich diese kühnen Männer. Vergeblich versuchten die Spanier sie wieder aus Briel zu vertreiben, vielmehr gelang es den von dem Prinzen von Oranien geleiteten Geusen, ihre Macht immer weiter auszubreiten. Die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland gingen zu ihnen über. Muth und Vertrauen wuchsen mit der Macht und der von Oranien geleiteten Ordnung. Nach den von Gewässern durchschnittenen Nordprovinzen, wo Alba sich weder seiner Reiter, noch seiner schweren Schiffe bedienen konnte, kehrten die Geflüchteten racheglühend aus der Fremde zurück. Freudig setzten sie ihr Leben gegen die Bedrücker ihres Landes auf's Spiel, und wie das Verlangen nach Rache ihr ganzes Herz erfüllte, so kannten sie keine Schonung gegen die ergriffenen Spanier und die katholischen Geistlichen, denen sie das Unglück ihres Vaterlandes zuschrieben.

[illegible]

Wilhelm von Oranien wurde 1572 von dem Adel und den Städten, die es mit ihm hielten, zu **Dordrecht** für den rechtmäßigen königlichen **Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht** erklärt. Mit der Liebe zur Freiheit war das Bewußtsein der Kraft erwacht. Der Aufstand gewann immer mehr an Bedeutung. Oraniens schöpferischer Geist, von der Liebe und Treue der Bürger unterstützt, kämpfte gegen den Herrn von Spanien, Italien und der neuen Welt. Freudig opferten die Bürger was der Väter Fleiß erspart hatte, Oranien verpfändete sein Erbe, borgte, ließ in Deutschland Söldner werben und suchte Frankreich zum Bunde gegen Spanien zu bewegen. Aber auch Alba erhielt aus Italien und Spanien immer neue Söldnerschaaren. Der Krieg bestand hauptsächlich in Belagerungen. **Harlem** wurde sieben Monate lang belagert, als es sich endlich ergab und 250,000 Gulden zahlte, um von der Plünderung befreit zu werden, ließ Alba 300 der heldenmüthigen Bürger paarweise ins Meer werfen. Von 4000 Einwohnern des Städtchens **Neerden** entkamen nur 60 einem schmählichen Tode. Während eines Zeitraums von sechs Jahren ließ Alba 18,000 Menschen durch Henkershand hinrichten. Philipp II. selbst wurde endlich zweifelhaft, ob er durch Alba zum Ziele gelangen würde und rief ihn ab. Alba verließ die Niederlande 1573.

Die Statthalterschaft von Requesens, von Don Johann von Oestreich und des Herzogs Alexander v. Parma. Philipps II. Krieg mit England.

Der Nachfolger Alba's in der Statthalterschaft der Niederlande war **Don Luis de Requesens y Zuniga**, der als Statthalter von Mailand durch Weisheit und Festigkeit sich ausgezeichnet hatte und der durch Vereinigung von Milde und Kriegserfahrung geeignet schien, den gänzlichen Abfall der Niederlande zu verhüten. Die Spanier gewannen 1574 eine **Schlacht auf der Mookerhaide**, in welcher zwei Brüder

des Prinzen Wilhelm, Ludwig und Heinrich, den Heldentod starben. Dagegen erwarben sich die Holländer durch die tapfere Vertheidigung von Leyden die größte Achtung. Leyden erhielt zur Belohnung eine Universität (1575). Requesens starb 1576, und dem Staatsrath, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte Einheit. Die nicht bezahlten spanischen Söldner durchzogen plündernd und mordend das Land und bewirkten dadurch eine Vereinigung von Holland und Seeland auf der einen und von den meisten übrigen Provinzen auf der anderen Seite, die sogenannte Pacification zu Gent (1576). Die Staaten verpflichteten sich, gemeinschaftlich die fremden Söldner zu vertreiben, die Generalstaaten zu berufen, jede Religion zu dulden.

Der Nachfolger von Requesens war Don Johann von Oestreich. Er unterhandelte wegen des Friedens und bestätigte durch das sogenannte ewige Edict die Pacification von Gent (1577). Dennoch erkannten ihn Holland und Seeland nicht als Regenten an. Als Don Johann plötzlich das feste Namur besetzte und durch List Antwerpen in seine Gewalt zu bringen suchte, da erkannten die Niederländer den spanischen Verrath und alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg erklärten sich gegen Don Johann. Brabant ernannte Wilhelm von Oranien zum Regenten, der brabantische Adel aber rief den Erzherzog Matthias von Oestreich, den Bruder Rudolfs II. herbei. Doch blieb die Leitung der Angelegenheiten fast völlig in den Händen Oraniens, und der Erzherzog verließ die Niederlande bald wieder. Don Johann starb 1578.

Einem festen Bunde zwischen den Provinzen des Nordens und des Südens stand die Verschiedenheit in Sprache, Sitte und Glauben entgegen. Die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai schlossen am 5. Januar 1579 einen Bund zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Dagegen bewirkte Oranien, daß die Stände von Holland, Seeland, Gröningen, Utrecht, Zütphen, Friesland und Geldern zu Utrecht 1579 die Union der nachher sogenannten Vereinigten Niederlande unterschrieben.

Der von Don Johann ernannte, von Philipp II. bestätigte Statthalter Alexander von Parma war ein großer Feldherr und Staatsmann. Er bediente sich abwechselnd der Mittel der Gewalt und der Ueberredung, um die niederländischen Provinzen zum Gehorsam gegen Philipp II. zurückzuführen. Die Eroberung von Mastricht bestimmte die Wallonen sich mit dem König auszusöhnen. Nun wurde der Kampf der Nordprovinzen immer verzweifelter. Oranien sann auf auswärtige Hülfe und erreichte es, daß der Herzog Franz von Anjou, Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, zum Beherrscher der Niederlande erkoren wurde. Erst jetzt (1581) sagte sich die Union völlig von Philipp II. los. Der Herzog von Anjou erschien zwar mit 14,000 Mann, leistete aber im Kriege wenig und verließ bereits 1583 die Niederlande wieder.

Schon 1580 hatte Philipp II. den Prinzen von Oranien geächtet und einen Preis von 25,000 Goldkronen und den Adel darauf gesetzt, wenn ihn jemand lebendig oder todt liefern würde. Mehrere Mordversuche waren mißlungen; aber 1584 schoß ihn zu Delft Balthasar Gerhard mitten durch den Leib, daß er niederfiel und den Geist aufgab.

Mit den Worten: „Herr Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!" schloß Wilhelm von Oranien für immer sein Auge. Der Mörder gestand, daß er von einem Franciskaner und einem Jesuiten in seinem Vorhaben bestärkt worden sei.

Die Union wählte einen Staatsrath und ernannte den siebzehnjährigen Sohn Wilhelms, Moritz von Oranien, zum Vorsteher desselben. Der Herzog von Parma war glücklich im Kriege und in den Unterhandlungen. Brügge, Gent und Brüssel ergaben sich. Deshalb bot die Union dem König Heinrich III. von Frankreich die Herrschaft an, dieser schlug sie aber aus. Als auch Antwerpen, nach ruhmvoller Vertheidigung, sich den Spaniern ergeben mußte (1585), wandten sich die Niederländer an Elisabet von England, und diese schickte ihnen Hülfstruppen unter Anführung ihres Günstlings, des Grafen von Leicester. Dieser zeigte aber keine großen Fähigkeiten und verließ 1587 die Niederlande wieder.

Philipp II. gedachte jetzt erst England zu erobern. Elisabet hatte ihn, schon dreißig Jahre vorher, durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt und ihm durch Unterstützung der Niederländer Anlaß zum Kriege gegeben. Die 1587 erfolgte Hinrichtung der Königin Maria Stuart setzte Philipp vollends in großen Zorn. Eine Flotte, die Armada, deren Ausrüstung sechzig Millionen Thaler gekostet hatte, verließ 1588 unter Anführung des Herzogs Medina Sidonia den Hafen von Lissabon. Die Armada hatte fortwährend mit widriger Witterung zu kämpfen und wurde von den englischen und niederländischen Schiffen so übel zugerichtet, daß nur ein geringer Theil derselben nach Spanien zurückkehrte. Für den spanischen Handel hatte die gereizte Rachsucht der Engländer die übelsten Folgen. Die in den amerikanischen Gewässern kreuzenden englischen Seehelden nahmen den Spaniern die Schiffe weg und hinderten deren Verbindung mit den Kolonien.

Philipps II. Einmischung in die französischen Staatshändel nöthigten den Herzog von Parma 1590 und 1591 Feldzüge nach Frankreich zu machen, während die Niederländer unter Moritzens Anführung, der ein ausnehmendes Feldherrntalent entwickelte, den spanischen Eroberungen Einhalt thaten. Der Herzog von Parma starb 1592. Was ihm nicht gelungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger vollends nicht. Zuletzt kam Philipp auf den Gedanken, den Streit dadurch beizulegen, daß er die Niederlande mit der Franche Comté als ein Lehen von Spanien seiner Tochter Clara Isabella Eugenia abtrat (1598) und diese mit dem Erzherzog Albrecht von Oestreich vermählte. Allein die Niederländer trauten nicht, selbst als ihnen die Aussicht auf Glaubensfreiheit eröffnet wurde. Als Philipp II. den Portugiesen den Handel mit den Niederländern untersagte, suchten diese selbst den Weg nach Ostindien, gründeten daselbst Niederlassungen und entrissen den Portugiesen einen Theil ihrer Besitzungen. Philipp war am Ende seiner Laufbahn. Die Einkünfte des Staates waren so erschöpft, daß Philipp in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln ließ. In dem von ihm erbauten Escorial starb Philipp II. 1598 an einer furchtbaren Krankheit.

Philipp III. Sein Sohn und Nachfolger Philipp III. (1598 — 1621) war ein guter, aber schwacher Fürst. Er überließ die Regierung ganz

seinem Günstling, dem Herzog von Lerma. Durch die gänzliche Vertreibung der Moriscos verlor Spanien 800,000 seiner fleißigsten Bewohner. Bevölkerung und Wohlstand nahmen ab, die Regsamkeit des Seehandels war dahin. Der Erzherzog Albrecht übernahm die Regierung der südlichen Provinzen der Niederlande; der Krieg mit den nördlichen dauerte fort. Das Glück der Holländer zur See, der immer drückendere Geldmangel bewog Spanien 1609 mit den vereinigten Niederlanden einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre zu unterzeichnen. Holland (nach diesem einzelnen Staate wurde häufig die Republik genannt) behauptete die im Kriege erworbenen Handelsverbindungen in Ostindien. Als Lerma 1618 von seinem eigenen Sohn, dem Herzog von Uzeda, gestürzt wurde, zeigten sich die entsetzlichen Folgen seiner Verwaltung. Philipp III. klagte, aber zu helfen vermochte er nicht. Als der Aufstand in Böhmen erfolgte, glaubte der katholische König der Kirche und dem Kaiser seine Unterstützung nicht versagen zu dürfen.

Als ein achtzehnjähriger Jüngling bestieg Philipp IV. (1621 bis 1665) den Thron. In Gesellschaft von Frauen und im Genusse von stets abwechselnden Lustbarkeiten aufgewachsen, überließ Philipp IV. die Regierung einem Günstling. Es war dies Don Gaspar de Guzman, Graf von Olivarez, der bald zum Herzog ernannt wurde. Er war unternehmend, muthig und beredt, aber hochmüthig und herrschsüchtig; er suchte den gesunkenen Wohlstand Spaniens wieder zu heben, war aber rücksichtslos in der Anwendung der Mittel. Olivarez scheute kein Opfer, um zu dem Siege Oestreichs über den Protestantismus beizutragen. Dazu kam der Wiederausbruch des Krieges mit Holland. Die Verschwendung des Hofes, der Verfall des Handels, die Stockung der Gewerbe, die Untüchtigkeit der Beamten, die für die Armeen und Flotten nöthigen Summen zehrten am Marke Spaniens. Seit dem Waffenstillstande von 1609 waren die Niederlande zu rascher Blüthe gelangt. Gestärkt durch Handelsbündnisse mit nahen und fernen Staaten wurden die freien Männer sich ihrer Kraft bewußt. Bis dahin hatten die einzelnen Provinzen eine von einander unabhängige, aristokratische Verwaltung gehabt. Jetzt hielten viele Freunde des Vaterlandes für rathsam, die höchste Gewalt einer von allen Landestheilen besetzten Behörde, den Generalstaaten, zu überweisen, während die Anhänger des Hauses Oranien diesem die unbeschränkte Gewalt zu übergeben wünschten. In Folge der hieraus entstandenen Gährung geschah es, daß religiöse Streitfragen eine politische Färbung annahmen und die Veranlassung zur Umwandlung der inneren Verhältnisse der Republik boten. Gegen die von Franz Gomarus, Professor an der Hochschule zu Leyden, vertheidigte Lehre von der Prädestination erhob sich der an der nämlichen Hochschule lehrende Jakob Arminius. An der Spitze der Arminianer oder Remonstranten stand der Pensionarius Oldenbarnevold, während Moritz von Oranien den Widerstand der demokratischen Contra-Remonstranten oder Gomarianer leitete. Eine Synode zu Dortrecht verwarf die Lehre der Arminianer und schloß diese von der Kirchengemeinschaft aus. Der greise Oldenbarnevold mußte 1619 sein Haupt dem Ehrgeize von Moritz zum Opfer bringen; der zur ewigen Haft verurtheilte Hugo Grotius, Pensionarius von

Rotterdam, entkam durch die List seiner Frau aus dem Kerker und fand am Hofe Ludwigs XIII. gastliche Aufnahme. Seitdem ging die bis dahin von den Provinzen geübte höchste Gewalt an die Generalstaaten über.

Der 1621 wieder ausgebrochene Krieg war eine Reihe von Heldenthaten der beiden großen Feldherrn Spinola und Moritz. Als der letztere 1625 starb, folgte ihm sein jüngerer mit noch größerem Feldherrntalent begabte Bruder Friedrich Heinrich. Daß Richelieu Spanien in Italien entgegentrat und der gefürchtete Spinola 1627 aus den Niederlanden abberufen wurde, ohne durch einen tüchtigen Nachfolger ersetzt zu werden, daß England 1626 ein Bündniß mit der Republik schloß, Frankreich 1630 mit derselben einen Subsidientraktat einging und 1635 diesen in ein förmliches Bündniß verwandelte, das alles verschaffte den Niederländern das Uebergewicht zu Laude. Die Anführung des spanischen Heeres in den Niederlanden und nach dem Tode der Infantin Clara Isabella Eugenia auch die Statthalterschaft der spanischen Niederlande wurde dem Bruder Philipps III., dem Kardinal-Infanten Ferdinand übertragen. Dieser drang (1636) in Frankreich ein und hoffte bereits in Paris zu überwintern; aber die Umsicht und Besonnenheit von Richelieu rettete Frankreich, und an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann trieb Ludwig XIII. den Feind zurück. Inmitten des Landkrieges entfaltete sich auch die Seemacht der freien Niederländer. In Ostindien, dann auch in Amerika errangen sie Vortheile auf Vortheile. Die Eroberungen jenseits des Oceans lockten zu immer neuen Unternehmungen. Eine holländische Flotte vernichtete in dem Hafen von Lima die spanischen Galeeren; die Wegnahme der spanischen Silberflotte gewährte einen Gewinn von zwölf Millionen Gulden; der reichste Theil von Brasilien wurde (1630—1636) erobert. Die letzten Kräfte seines Landes raffte Olivarez zusammen und rüstete 1639 eine bedeutende Flotte aus, aber der holländische Admiral Tromp vernichtete sie.

Olivarez, durch das von Richelieu in Frankreich gegebene Beispiel angeregt, suchte alle Rechte und Freiheiten der spanischen Landschaften zu brechen, um über alle mit unbeschränkter Gewalt zu herrschen. Der Druck der Steuern und Eingriffe in ihre Rechte erbitterten die Catalonier und es brach 1640 in Catalonien eine Empörung aus. Die Catalonier beschlossen, sich von Spanien loszusagen und einen Freistaat zu gründen; sie wurden von Frankreich unterstützt und wählten 1641 Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona. Erst 1652 nach der Eroberung von Barcelona wurden die Catalonier zum Gehorsam zurückgebracht; es wurde ihnen Amnestie und Wiederherstellung ihrer Rechte versprochen.

Auch in Portugal brach der lang genährte Unwille in Empörung aus (1640). Don Johann, Herzog von Braganza, ein Verwandter des früheren Königshauses, wurde von den in der Hauptstadt zusammengetretenen Reichsständen als König Johann IV. anerkannt. Alle Spanier wurden aus dem Lande getrieben und die noch übrigen portugiesischen Kolonien huldigten dem neuen Herrscher. Johann behauptete bis zu seinem Tode (1656) ohne Mühe den Thron. Sein Sohn und Nachfolger Alfons VI., ein unfähiger junger Fürst, wurde zwar 1667 von seinem Bruder, dem Infanten Pedro gezwungen die Regierung

niederzulegen, aber Peter nahm mit Zustimmung der Cortes den Titel eines Regenten von Portugal an, und Spanien mußte 1668 in dem Frieden zu Lissabon Portugal als unabhängiges Reich anerkennen.

Als ob alle Bande, welche die spanischen Reiche zusammenhielten, mit einem Male zerrissen werden sollten, griffen auch Sicilien und Neapel zu den Waffen. Die Erpressungen der Statthalter, die Bedrückungen und Unterschleife der Einnehmer und Steuerpächter und die auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegten Abgaben veranlaßten 1647 in Palermo einen Aufstand. Dieser wurde jedoch bald wieder unterdrückt. Bei weitem gefährlicher drohte der Aufstand zu werden, welcher 1647 in Neapel ausbrach. Eine auf Getraide und Früchte gelegte Abgabe bot die nächste Veranlassung. Ein kühner Fischer aus Amalfi Tommaso Aniello, vom Volke Masaniello genannt, stand mit unbeschränkter Gewalt an der Spitze des Volkes, fiel aber in Wahnsinn und wurde ermordet. Erst nach dem Erscheinen einer spanischen Flotte und nach der Beschießung Neapels wurde diese Stadt von den Spaniern mit Sturm eingenommen und der Aufstand nach neun Monaten 1648 unterdrückt. Mit den Generalstaaten schloß Philipp IV. auf dem westphälischen Friedenscongresse zu Münster am 30. Januar 1648 Frieden; und erkannte die Unabhängigkeit der Republik an, so wie den zur Zeit des Abschlusses vorhandenen Besitzstand in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Mit Frankreich führte Philipp IV. Krieg bis zum pyrenäischen Frieden 1659.

Wir haben bereits (S. 15) die Entdeckungen der Portugiesen in Afrika, Asien und Amerika erwähnt. Der Glanz, welcher damals den Namen dieses Volkes umgab, strahlte um so heller, je tiefer das Dunkel war, aus dem er mit einem Male hervorbrach. Die Erfolge waren für Portugal nur vorübergehende, und das Land fiel in kurzer Zeit ebenso tief, als es sich hoch erhoben hatte. Die Handelsgeschichte Portugals während des sechzehnten Jahrhunderts beschränkt sich fast auf die indischen Besitzungen und auf Lissabon, von wo die indischen Produkte in den Handel Europa's übergingen. Als Vasco de Gama den Seeweg nach Indien entdeckt hatte, stürzte sich das ganze Land mit der Leidenschaft südlicher Naturen auf die neue Bahn, wo jeder Ruhm und Ehre, Gewinn und Reichthum zu holen hoffte. Der Adel sah es für einen Schimpf an, seine Sporen nicht in Afrika oder in Indien verdient zu haben. Der König entflammte durch Standeserhöhungen, Ritterorden und reiche Belohnungen ebenso den Ehrgeiz, als den Eigennutz. Zuletzt half noch die Kirche. Sie sah in der Bekämpfung der Ungläubigen ein heiliges Werk und persprach den Segen des Himmels. Was Wunder, daß ein allgemeiner Taumel das kleine Land ergriff. Die portugiesische Kolonialherrschaft dauert kurze Zeit und endet traurig, aber so lange sie blüht, ist sie reich an glänzenden Erscheinungen großer Männer und ausgezeichneter Thaten. Die Kolonien und der Handel der Portugiesen.

Das portugiesische Kolonialreich in Ostindien umfaßte, als es Spanien zufiel, folgende Besitzungen: auf der Südostküste Afrika's Soffala, Monomotapa, Mozambique, Quiloa, Melinda und die Insel Sokotra; am Eingang des persischen Meerbusens die Insel Hormus, innerhalb des

Meerbusens die Insel Bahrein, desgleichen Muskat in Arabien. Theils volles Eigenthum der Portugiesen, theils ihrer Hoheit unterworfen war die vorderindische Küste vom Meerbusen Cambaya bis zum Kap Comorin. Auf Ceilon besaßen sie eine Reihe Festungen, auf der Küste Koromandel Negapatam und Meliapür. In Hinterindien war Malacca ihre wichtigste Handelsstadt. Auf den Sundainseln hatten sie einzelne Faktoreien angelegt, die Molukken beherrschten sie unumschränkt. In China waren ihnen die Insel und Stadt Makao eingeräumt, ob sie in Japan feste Niederlassungen gehabt haben, ist ungewiß.

Während später die Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen zur Betreibung des ostindischen Handels eine Gesellschaft privilegirten, wurde der ostindische Handel mit dem Mutterlande in Portugal allen Staatsangehörigen freigegeben. Aber auch nur diesen. Jede andere Nation war von demselben ausgeschlossen. Und auch die Handelsfreiheit der Portugiesen war durch eine Menge von Bedingungen, Ausnahmen und Verordnungen so eingeschränkt, daß eigentlich die Regierung den Handel in Händen hatte. Er wurde mit Flotten betrieben, die der Regierung gehörten und deren Schiffe zugleich als Kriegs- und Kauffahrteischiffe dienten. Den einträglichen Zwischenhandel hatte sich die Regierung vorbehalten. Der Sitz der portugiesischen Herrschaft und der Mittelpunkt des Handels war Goa. Für den Zwischenhandel waren Mozambique, die Insel Sokotra, Hormus und Malacca wichtige Plätze. Der Hauptstapelplatz für den hinterindischen Handel in seiner Ausdehnung bis China, Japan und zu den Molukken war Malacca.

An der Spitze der portugiesischen Regierung in Indien stand ein Vicekönig, der die oberste Civil- und Militärgewalt in sich vereinigte. Die Macht der beiden ersten Vicekönige Almeida und Albogqerque war fast unumschränkt. Allein dem König schien die Macht seiner Statthalter zu gefährlich und verführerisch, und es wurde die Sitte eingeführt, die Vicekönige alle drei Jahre zu wechseln. Die Folge war ein Regierungssystem der Habsucht und Bedrückung. Man betrachtete den hohen Posten als eine dreijährige Pfründe, bei der es galt, sich möglichst zu bereichern. Der Heldengeist, der bisher den kolossalen Bau getragen hatte, fing an zu sinken. Erpressung und Raubgier und seit der Einführung der Jesuiten und Inquisition fanatische Intoleranz traten an die Stelle der Begeisterung für Vaterland, Ritterehre und Religion. Die Geschichte zeigt selten zwei so grelle Gegensätze, als zwischen den bewundernswerthen Eigenschaften wahren Heldengeistes, der die Portugiesen bis Alboquerque beseelt, und der vollständigen Entsittlichung, die ein halbes Jahrhundert später die Nachkommen brandmarkt, den portugiesischen Namen zu einem wahren Abscheu und ihr großes Reich zur leichten Beute des Gegners macht. Das Verderben, das im Innern nagte, wurde durch Ereignisse von außen beschleunigt. Die Portugiesen, der spanischen Herrschaft unterworfen, verloren das letzte Interesse der Nationalehre, sie fochten für einen fremden Fürsten und für ein verhaßtes Volk. Dazu kam, daß jetzt alle Feinde der Spanier auch ihre Feinde wurden, und um so gefährlichere, da sie ebenfalls nach Seemacht und Kolonialbesitz strebten. Spanien verlor durch die Siege der Holländer seine von Portugal überkommenen Kolonien, welche es, ohne Erkenntniß des unwiederbringlichen Verlustes, aus

Nationalhaß nur lässig vertheidigte. Als Portugal 1640 seine Selbständigkeit wieder erlangte, war die ostindische Herrschaft der Holländer eine vollbrachte Thatsache. Portugal, durch die spanische Tyrannei erschöpft und ausgebeutet, hatte Mühe, um sich in Europa neu zu befestigen. Seine Seemacht war fast ganz verloren. Die Erhaltung von Diu, Goa und Makao verdankte es mehr der Gnade des Siegers als eigner Kraft.

Als Cabral (1500), durch Sturm verschlagen, Brasilien entdeckte, war dieses meistens Urwald, unbebaut und wurde von nomadisirenden Stämmen durchzogen. Man wußte anfangs nicht, was man mit der neuen Entdeckung machen sollte, sie war unbequem, und man behielt sie nur, um sie nicht den Spaniern zu überlassen. Man machte Brasilien zu einer Strafkolonie. Unter den Deportirten waren jüdische Familien. Deren Handelsgeist fand bald die Mittel und Wege zu Erwerb und Fortschritt. Sie ließen von Madera das Zuckerrohr kommen und pflanzten es in Brasilien an, wo es vollkommen gedieh. Die Schiffe, die bisher für ihre Retouren nur Papageien und Farbholz gefunden hatten, wurden jetzt mit dem neuen Erzeugniß beladen. Allmälig fand man in Europa Geschmack am Zucker und verwendete ihn statt des Honigs als süße Würze. Nun hielt die Regierung die amerikanische Kolonie einer Verwaltung werth und sandte 1594 den ersten Statthalter nach Brasilien. Dieser brachte Ordnung in die zeitherige Anarchie. Auch den Jesuiten gebürt die Anerkennung, die Kolonisation Brasiliens unterstützt zu haben. Der Aufschwung Brasiliens stand aber still, als es unter die Herrschaft Spaniens fiel. Als die Holländer die spanische Macht auf allen Meeren und an allen Küsten angriffen, unterwarfen sie auch in wenigen Jahren (1630—1636) beinahe das ganze Brasilien. Der mit Portugal 1641 geschlossene Waffenstillstand gewährte den Holländern auch in Brasilien den Besitzstand.

Das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch war Portugal im alleinigen Besitz des indischen Handels, und Lissabon der ausschließliche Stapelplatz für die indischen Einfuhren. Keine andere Stadt in Europa hatte für die überseeischen Fahrten eine günstigere Lage. Ueberall her kamen unternehmungslustige Leute. Vorzugsweise blühte die Schifffahrt, und auf den Werften von Lissabon herrschte eine Thätigkeit, die nur von Amsterdam übertroffen wurde. Die portugiesische Kriegsmarine gehörte zu den ersten in Europa. Wie die Portugiesen in den weiten überseeischen Fahrten vorangegangen waren, so erhielten sie sich im sechzehnten Jahrhundert im Besitz des Kolonialhandels. Weniger erschienen sie in den europäischen Gewässern. Im Mittelmeer herrschten die Italiener, im Norden und Osten die Holländer und die Hansen. Auch nachdem die Niederlande den Kampf der Unabhängigkeit gegen Spanien begonnen hatten, setzten sie den friedlichen Verkehr mit Lissabon fort. Das Dekret, welches 1594 den Holländern den Hafen von Lissabon schloß, wurde die Grundlage ihres indischen Kolonialreiches und ihrer Herrschaft im Welthandel, für Portugal aber der Wendepunkt seiner Größe, das Siegel seines Untergangs. Derselbe wurde während Portugals Vereinigung mit Spanien vollbracht. Man legte es in Madrid auf eine völlige Erschöpfung der Unterworfenen an. Die Portugiesen sollten jedes Mittels beraubt werden, die verlorene Selbständigkeit wieder zu erlangen.

Mit Leidenschaft hatten sich die Portugiesen in den auswärtigen Handel geworfen, aber darüber den innern vernachlässigt. Dazu kam die Abneigung der Portugiesen gegen Ackerbau und Gewerbe. Große Güter waren im Besitz der Kirche und des zahlreichen Adels, der sie für geringen Zins verpachtete, nie an eine Verbesserung dachte und seine kleine Rente im Dienste des Hofes verzehrte. Im Bauer herrschte eine unüberwindliche Arbeitsscheu und Trägheit. Dann denke man an den Druck der Geistlichkeit, an die 139 Fest- und Heiligentage des portugiesischen Kalenders, an die vielen Prozessionen und Wallfahrten. Das Cölibat beförderte die Abnahme der Bevölkerung. Auf dem Lande lebte die Mehrzahl von den Almosen der Klöster und Kirchen. Nirgends wurde von den Besitzern der Reichthum unnützer auf eitles Gepränge und auf Befriedigung der Eitelkeit verwendet. Noch heutzutage sind Fahrstraßen in Portugal eine ziemlich unbekannte Sache, die herrlichen Flüsse sind versandet und kaum in der Mündung zu befahren; der Binnenverkehr oft in nächster Umgebung der Städte durch unübersteigliche Schranken gehindert. Noch heutzutage befinden sich die landwirthschaftlichen Geräthe in demselben rohen Zustand wie vor vierhundert Jahren, der schönste Boden ist Schafweide und weite Strecken liegen entvölkert und unbenutzt da.

Die Kolonien und der Handel der Spanier.

Von den Portugiesen wenden wir uns zu den Spaniern. Wie sehr auch dieses Volk durch seine Entdeckungen und Kolonien in den Gang des Welthandels eingreift, so hat es doch für sich selbst dabei das Wenigste gewonnen. Der Spanier gleicht dem alten Römer in der Geringschätzung aller mit Handel und Industrie verwandten Beschäftigungsweisen und Erwerbsarten. Kriegerischer Ruhm, Eroberung durch das Schwert, stolze Unabhängigkeit und Dienstbarkeit der Besiegten sind das Ziel des Spaniers. In dem langwierigen Kampf mit den Mauren gewann der spanische Charakter jenen ritterlichen Schwung, jenen abenteuerlichen Unternehmungsgeist, der eine neue Welt eroberte, aber er verlor auch den ruhig schaffenden Thätigkeitstrieb, die Freude an der Arbeit, den Sinn für die Erfüllung friedlicher Berufspflichten und die Erkenntniß von der unversiegbaren reinen Quelle nationaler Wohlfahrt. Mit dem exzentrischen Geiste des spanischen Ritterthums verband sich die Orthodoxie und der Fanatismus des katholischen Glaubens. Diese Orthodoxie wurde die Staatsmaxime der spanischen Weltherrschaft und trägt, verbunden mit einem schrankenlosen Absolutismus, gewiß nicht zum kleinsten Theile die Schuld an den Widerwärtigkeiten, Verlusten und Zerstörungen, welche die Geschichte des spanischen Handels wie die Geschichte der spanischen Staatspolitik aufzuzählen hat.

Zwar waren nicht alle Länder Spaniens gleichen Sinnes; Katalonien hatte frühzeitig in Handel und Schifffahrt Bedeutung erlangt, und mehrere der südlichen Provinzen zeichneten sich durch Gewerbfleiß und Ackerbau aus; allein sie waren nicht stark genug gegen die bestimmende Uebermacht des kastilischen Charakters. Die Wiedereroberung der Halbinsel war vorzugsweise dem Heldenmuthe der kastilischen Ritterschaft gelungen, und als die Königin Isabella von Kastilien (1479) sich mit dem König Ferdinand von Aragonien vermählte, wurde Kastiliens Gesetz und Brauch die Norm für das vereinigte spanische Königreich. Wenige

Jahre darauf (1492) wird durch Eroberung von Granada der letzte Rest der maurischen Herrschaft vernichtet, und die nunmehr vereinigte Nation tritt als eine einflußreiche Macht in das europäische Staatensystem ein. Wenige Länder sind von der Natur mehr begünstigt worden, als Spanien. Eine wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und Verschiedenheit des Klima's vereinigt alle Produkte der gemäßigten Zone und gestattet sogar einzelne der tropischen. Unter der Erde ist ein großer Reichthum an Metallen, welchen bereits das Alterthum kannte, aber lange nicht erschöpfte. Wo hatte die Industrie ein vortrefflicheres Material, als spanische Wolle und Seide? Auf den großen Strömen war der Binnenverkehr und die Versendung der Produkte nach der See leicht zu vermitteln, und eine ausgedehnte Küste mit zahlreichen und sichern Häfen gab dem Welthandel freien Spielraum. Solche Wohlthaten nutzbar und ergiebig zu machen, verlangte nur geringe Pflege. Die südlichen Provinzen, Andalusien und Granada, welche zuletzt der maurischen Herrschaft entrissen worden waren, bewahrten am längsten die Eindrücke dieses ihres goldenen Zeitalters. Das ganze Land glich einem Garten, ein sinnreiches Bewässerungssystem hatte den unfruchtbarsten Fleck für die Kultur gewonnen. Viele Mauren blieben auch nach der Eroberung von Granada zurück auf dem liebgewonnenen Boden. Wenn in der Zeit von 1492 — 1568 die volkswirthschaftlichen Zustände Spaniens, zumal was Ackerbau und Industrie betrifft, keinen unbefriedigenden Anblick gewähren, so gebürt dafür den Mauren nicht der kleinste Theil der Anerkennung. Für den Seehandel hatte Spanien (1513) gegen tausend Schiffe, den Küstenhandel versahen 1500 kleinere Fahrzeuge.

Allein bereits benagte der Wurm des Verderbens die Wurzel des Staates, der zur Weltherrschaft emporstrebte. Isabella errichtete die Inquisition. Wenige Jahre vergingen und 800,000 Juden wurden erbarmungslos aus dem Lande getrieben und dem Handelsleben des Landes durch diesen Abzug betriebsamer und fleißiger Menschen eine unheilbare Wunde geschlagen. Karl V., welcher die Empörung der Städte und des Adels mit Gewalt der Waffen unterdrückte und das Königthum von allen bisherigen Schranken befreite, trat doch immer noch mit einiger Schonung und Rücksicht der Verhältnisse auf. Aber unter Philipp II. war die Inquisition so recht in der Blüthe ihrer Wirksamkeit, fast ebenso als politisches wie als religiöses Tribunal. Denn Ketzer und Rebell wurden gleichbedeutende Worte. Philipp II. verbreitete über Spaniens einst lebensvolle Fluren die Ruhe des Kirchhofs. Die Verfolgungen der Inquisition trafen vorzugsweise die höheren Bürgerklassen, die sich mit Handel und Gewerbe beschäftigten. Bei ihnen hatten die neuen Ideen am leichtesten Eingang gefunden. Viele verloren ihr Leben, Unzählige ihre bürgerliche Stellung und ihr Vermögen. Wer konnte, wanderte aus. Ein Hauptwerk der Vernichtung hatte Philipp II. seinem Sohne überlassen. Philipp III. erließ 1609 den Befehl, daß alle Moriscos aus seinen Reichen verbannt sein sollten. Mit einem Schlag wurde der Gewerbfleiß Granada's vernichtet, das verödete Land blieb unbebaut, und in dem gesegnetsten Lande Europa's gehörte Hungersnoth nicht zu den Seltenheiten. Die von den Mauren gebauten Kunststraßen verfielen, ihr musterhaftes Bewässerungssystem ging ein, die herrlichen Aquadukte, die das Schneewasser der Sierras den Städten zuführten, stürzten

zusammen. Rechnet man zu diesen massenhaften Vertreibungen den Verlust auf den Schlachtfeldern, den Abfluß nach Amerika, so wird man begreifen, wie zu Ende der Regierung Philipps IV. die Bevölkerung Spaniens 4 Millionen weniger betragen konnte, als zur Zeit Karls V. (6 gegen 10 Millionen).

Der Gedanke der Erhöhung des Kreuzes in den fernen Ländern des Westens und der Wiedereroberung des heiligen Grabes (denn Kolumbus trachtete ja nur darnach, Asien zu erreichen) hatte nicht wenig dazu beigetragen, um Isabella zur Unterstützung des Kolumbus zu vermögen. Wie sehr aber auch ritterliche und religiöse Begeisterung den Beginn des Werkes gefördert hatten, so mußten doch, um seinen Fortgang zu erhalten, Beweggründe materieller Art hinzukommen. Der Enthusiasmus war schnell verflogen, und wer weiß, ob Amerika nicht wieder vergessen worden wäre, wenn nicht die Nachricht, daß es Gold enthalte, die Habsucht und den Eigennutz der Menschen erregt hätte. Die ungeheuren Eroberungen auf dem Festlande Amerika's, die rasch auf einander folgten, wurden ausschließlich in der Absicht gemacht, edle Metalle aufzufinden. Auch das fruchtbarste, von dem herrlichsten Klima begünstigte Land blieb unbeachtet, wenn sich in ihm keine Spuren von Gold und Silber zeigten. Lange Zeit verging, ehe es dem Mutterlande nur in den Sinn kam, Amerika unter einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, geschweige zu behandeln. Die Schätze erlangte man zunächst durch Raub, dann durch Tribute, zuletzt durch Bergbau.

Die ersten dreißig Jahre kümmerte sich die spanische Regierung sehr wenig um ihre transatlantischen Eroberungen. Sie ließ einzelne Abenteurer gewähren, daß sie mit geringer Macht große Reiche stürzten und für sie in Besitz nahmen. Jeder machte auf seine Rechnung so viel Beute an Gold und Silber als er vermochte, hatte aber dem König als dem Oberherrn zwanzig Prozent abzugeben. Von den überseeischen Besitzungen einen möglichst großen Geldbeitrag für die steigenden Bedürfnisse des Mutterlandes zu erlangen, darin bestand die Regierungsweisheit des madrider Hofes. Spanien konnte sich in Amerika nicht, wie Portugal in Indien, mit Niederlassungen an der Küste, mit der Anlegung fester Plätze begnügen, noch seine dortige Herrschaft sogleich auf den Handel stützen. Die Eingebornen waren Wilde oder doch auf einer niedern Stufe der Bildung, der amerikanische Boden erzeugte noch die wenigsten seiner jetzigen Produkte, es mußten erst die Gegenstände und selbst Bedürfnisse geschaffen werden, um einen Handel, ähnlich dem portugiesisch-indischen, zu erreichen. Die eroberten Länder wurden gänzlich unterworfen und Provinzen des Mutterlandes. Die politischen Einrichtungen Spaniens wurden in die Kolonien übergetragen. Einzelne Abweichungen geschahen zum Vortheil der absoluten Gewalt des Monarchen. Das katholische Christenthum mit seiner Hierarchie, seinen Klöstern und der Inquisition wurde zur allein berechtigten Staatsreligion erklärt. Alle Fremden wurden von dem Handel mit den Kolonien ausgeschlossen. Wie die Kolonien Spanien allein ihre Schätze, so sollte auch Spanien allein ihnen ihre europäischen Bedürfnisse liefern. Allein selbst zwischen Spaniern unterschied das Kolonialsystem. Den Kastilianern allein war der Handel mit Amerika gestattet und auf eine einzige Stadt, anfangs Sevilla, später Cadix beschränkt. Ein dazu niedergesetztes Handelskollegium

bestimmte jedes Jahr die nach den Kolonien auszuführenden Waren. Daraus entstand ein Mißbrauch. Es gelang einer kleinen Zahl von Kaufleuten alle Konkurrenz zu unterdrücken. Darauf erhöhten sie nach Willkür die Preise, schickten nur kleine Quantitäten und machten einen enormen Gewinn. Geraume Zeit waren die Kolonien streng von einander abgesperrt, damit selbst der Gewinn des Zwischenhandels den spanischen Kaufleuten blieb. Man zwang die Indianer, welche sich ihre geringe Bedeckung selbst verfertigten, alle Kleidungsstücke von Spanien zu kaufen; man untersagte die Betreibung der größeren Gewerbe, als Spinnen, Weben, Färben, die Bearbeitung des Leders u. s. w.; man verbot selbst den Anbau von Wein und Oel. Man zwang den unglücklichen Indianern Sachen auf, deren Gebrauch sie nicht kannten. Sie verdienten kaum ihren Unterhalt und sie sollten sich in Sammt und Seide kleiden, die kahlen Wände ihrer Hütten mit Spiegeln schmücken. Sie hatten keinen Bart, und doch zwang man sie Rasirmesser zu kaufen, sie wußten nichts von Tabak und man gab ihnen Dosen, desgleichen Spitzen, Bänder, Bücher und tausend andere unnütze Dinge. Es wurde ihnen Branntwein aufgenöthigt, obgleich dessen Genuß ihnen anfänglich zuwider war.

Die zunehmende Entvölkerung Spaniens, der Mangel an Arbeitern, das Vorurtheil gegen Gewerbe und mechanische Künste und die Erhöhung der Abgaben hatten die spanischen Manufakturen sehr zurückgebracht. Spanien vermochte die zunehmenden Bedürfnisse seiner Kolonien nicht zu befriedigen, und so bildete sich der großartigste Schmuggel, den die Handelsgeschichte kennt. Schon zur Zeit Philipps II. waren neun Zehntel der in den Kolonien verbrauchten Waren fremdes Erzeugniß. Bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trug der Schmuggel einen Privatcharakter und war die Sache der einzelnen amsterdamer und londoner Kaufleute. Allein seitdem Holland, England und Frankreich ihre Besitzungen in Amerika erweiterten, insbesondere seitdem sie in Westindien festen Fuß faßten, wurde der Schleichhandel von ihnen zu einer politischen Angriffswaffe gegen Spanien verwendet.

Die Zustände in den Kolonien waren nur ein Wiederschein der Zustände im Mutterlande. Dem Ackerbau fehlte die erste Bedingung des Gedeihens, die Arbeitskraft, und andere Mißbräuche hinderten sein Gedeihen auch da, wo Arbeiter zu erlangen gewesen wären. Ein großes Uebel war, daß ohngefähr ein Fünftheil des Grundbesitzes der Kirche gehörte, und daß ein anderer Theil des Landes durch die Majorate des Adels dem freien Verkehr entzogen war. Ein Hinderniß des Ackerbaus war auch das eigenthümliche Trift- und Hutungsrecht oder das Privilegium de la mesta. Diesem zufolge durfte der Landmann in den Provinzen, welche von den wandernden Schafheerden durchzogen wurden, seine Felder nicht einhägen. An Kunststraßen, Brücken, Flußverbesserungen und so viele andere den innern Verkehr befördernde Anstalten dachte die Regierung nicht, ja sie ließ verfallen was aus der Maurenzeit bestand. So brachte man es dahin, daß das gesegnetste Land Europa's für seine schwache Bevölkerung nicht Getraide genug erzeugte und beim Ausland Hülfe suchen mußte. Die Menge edler Metalle, die sich plötzlich nach Spanien ergoß, vernichtete in dem Volke den Trieb der Thätigkeit und die Lust an der Arbeit, unterstützte seinen natürlichen Hang

zum Müssiggang, verblendete dasselbe sowie die Regierung über die wahren Quellen des persönlichen und nationalen Reichthums. Wenn die Grundsätze rationeller Staats- und Volkswirthschaft ziemlich allgemein während dieser Periode verkannt wurden, so ist doch dem gesunden Menschenverstand nirgends eine gleiche Gewalt angethan worden, als in Spanien, wo man den Umtausch der inländischen Fabrikate gegen die edlen Metalle Amerika's geradezu als ein Unglück betrachtete. Die Regierung kam diesem Unverstande entgegen, indem sie den Handel mit Amerika auf das möglichst kleinste Maß beschränkte. Man fing an sich der Gewerbe und des Handels zu schämen. Während der Hidalgo (der Edelmann) mancherlei persönliche Auszeichnung genoß und meist steuerfrei war, ruhte auf dem Pachero (dem Bürgerlichen) aller Druck und Schimpf. Adlige, welche den Kaufmann oder Fabrikanten machten, gingen ihres Wappens verlustig. Eher entschlossen sich die Edelleute Bediente zu werden, „denn in der Dienerschaft schlummert nur der Adel, aber im Handel geht er unter.“ Allgemein wurde das Streben der Pacheros, den Adel zu erlangen. Wer ihn erhielt, gab den Stand des Vaters auf, und wenn er nicht viel besser, als von Almosen leben mußte und in Lumpen einherging, so war er doch Edelmann, trug einen Degen und arbeitete nicht. Die Folge war, daß Fremde in das Land kamen, die nöthigen Gewerbe trieben und, wenn sie bei dem hohen Arbeitslohn schnell etwas vor sich gebracht hatten, in ihre Heimat zurückkehrten. Was von Handel, Industrie, Ackerbau und Schifffahrt bei solchen Grundsätzen und Anstalten sich noch zu behaupten vermochte, wurde durch das Finanzsystem, die immer vermehrten Steuern und die Beschränkungen des Verkehrs vollends zu Boden gedrückt. Die letzten Manufakturen verzichteten auf ihren Betrieb, um der Raubgier des Fiskus zu entgehen.

Handel, Schifffahrt und Kolonien der Holländer.

Wir haben bereits (Band II. S. 473) von dem Handel und der Gewerbsthätigkeit der Niederländer gesprochen. Im vierzehnten Jahrhundert blühten besonders die Städte von Flandern und vor allen war Brügge der Hauptsitz des Handels und der Industrie. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts trat Brabant an die Stelle von Flandern und der niederländische Welthandel schlug in Antwerpen seinen Sitz auf, welches um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seinen höchsten Glanz erreichte. Die nördlichen Provinzen der Niederlande, Holland, Seeland, Friesland, Geldern und Yssel trieben besonders Schifffahrt, Fischerei und Viehzucht; Holland hob sich durch den Fang von Schelfischen, von Kabeljau's und später durch den Häringsfang. Die Holländer geriethen wegen des Häringsfangs in Streit mit den Hansen, behaupteten sich aber, und ihr Handel mit Häringen nahm zu wegen ihrer Kunstfertigkeit die Fische einzusalzen. Die Gewerbsthätigkeit der nördlichen Provinzen war nicht unbedeutend, wenn auch der der südlichen nicht gleich. Die hauptsächlichste Beschäftigung von Amsterdam, welches im vierzehnten Jahrhundert auf den Schauplatz tritt, war Fischfang. Dieser führte die Holländer nach Norden und Osten und in die Sphäre der Hansen, auf deren Trümmern sie ihre Größe und Macht erbauten. Die wendischen Hansestädte brachten die Schiffsmaterialien aus dem Norden und Osten nach dem Westen. Die Holländer, begün-

fügt von den Königen von Dänemark, Schweden und Norwegen, entrissen ihnen diesen einträglichen Handel.

Auch nach der Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Ostindien bewährte sich die höchst günstige Lage des niederländischen Zwischenmarktes. Daß die Niederlande einem Herrn und zwar einem so gewaltigen wie Karl V. gehörten, schien ihnen die Erhaltung ihres Welthandels zu verbürgen. Die niederländischen Provinzen, von jeher an staatsbürgerliche Selbständigkeit und eignes Regiment gewöhnt, schlossen sich mit Eifer der kirchlichen Bewegung an. Die Reformation mußte sich einem so betriebsamen und thätigen Volke schon dadurch empfehlen, daß sie durch Aufhebung der Klöster, durch Säkularisirung der geistlichen Stifte und durch Abschaffung der vielen Festtage den Geschäftskreis erweiterte, die Gegenstände des Verkehrs vermehrte und die Arbeitskräfte nützlicher und wirksamer machte. Karl V. war in dem Kampfe gegen die neue Lehre nicht glücklich, aber wenigstens in seinen Erbstaaten wollte er die Ketzerei nicht dulden. Er war aber weder Fanatiker noch Despot, er kannte das Volk und das Land, dessen Geist und Kräfte, dessen Werth und Bestimmung. Er suchte zwar zu unterdrücken, wo er konnte, überschritt aber nie ein gewisses Maß und duldete wenigstens, wenn er gleich nicht anerkannte. Philipp II. hingegen wollte die Schranken beseitigen, welche die alten Freibriefe und Grundgesetze der niederländischen Kommunen seiner Gewalt setzten. Mit dem politischen Zwang verband er Glaubenszwang, er führte Inquisition, Glaubensgerichte und das ganze Rüstzeug des Fanatismus ins Feld. Da erfolgte der Aufstand und massenhafte Auswanderungen und Hinrichtungen. Das Land verarmte und wurde entvölkert. Vor dem Geräusch der Waffen flohen die Künste und Gewerbe des Friedens, Fabriken und Comptoire verödeten, und statt auf die Märkte zu ziehen, folgte man der Fahne. Die Drangsale häuften sich, je länger der Kampf dauerte und auf Leben und Tod geführt wurde. Die Spanier hausten wie in einem eroberten Lande. Die sieben vereinigten Provinzen schlossen 1579 die Union zu Utrecht und damit begann die holländische Republik. Die südlichen Provinzen wurden unter das spanische Joch zurückgebracht. Der entscheidende Schlag erfolgte durch die nach langer Belagerung erreichte Einnahme Antwerpens (1585). So gelang es Spanien, wenigstens einen Theil der Niederlande seiner finstern Herrschaft zu unterwerfen. Aber um welchen Preis! Mit einem Male wanderten gegen 200,000 Menschen aus, und mit ihnen zogen Reichthum und Bildung, Arbeitskraft und Unternehmungsgeist fort. Flandern und Brabant, zuvor die bevölkertsten und angebautesten Gegenden Europa's, verödeten und verwilderten, die Aecker lagen unbestellt, Hunger und Pest rafften die Bewohner, die nicht auswandern konnten, massenweise hin, weite Striche wurden von Wölfen verheert, und das einst so reich gesegnete und in üppiger Lebenskraft erblühte Land bot einen ruinenhaften Anblick dar. Dem Handel waren alle Hauptadern unterbunden, denn die Mündungen von Schelde, Rhein und Maas hatte Holland in Besitz und schloß sie hermetisch für den Todfeind. Mit Handel und Schifffahrt verfielen die Gewerbe und Fabriken. Die nördlichen Provinzen setzten den Kampf glücklich fort und beendigten ihn mit ihrer Unabhängigkeit. Sie sind die alleinigen Erben des niederländischen

Handels, und zwar in einem Umfang, daß sie bald den ersten Platz einnehmen.

Die nördlichen Provinzen der Niederlande hatten seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im Nordosten Europa's die zeither dort allmächtige Hansa überflügelt. Die nordischen Reiche, überdrüssig des von den Hansen so lange geübten Handelsmonopols, empfingen die Holländer mit offnen Armen, leisteten ihnen allen möglichen Vorschub und verbanden sich mit ihnen zur Abschüttelung des verhaßten Joches. Als die Niederlande den Kampf mit Spanien begannen, hatten die nördlichen Provinzen in der Nord- und Ostsee die Herrschaft bereits an sich gerissen und vermittelten vorzugsweise den Handelsverkehr der skandinavischen und baltischen Länder. In die gleiche Zeit fiel der Aufschwung ihrer Fischereien, und aus dieser Vereinigung erwuchs ihre Seemacht und Seetüchtigkeit, in welcher sie alle übrigen Völker übertrafen und auf welcher ihre Widerstandskraft gegen Spanien und die Gewähr ihres endlichen Sieges beruhten.

Amsterdam, als der Erbe Antwerpens, suchte vor allem den gewinnreichen indischen Handel sich zu erhalten, und zwar wie zeither in Verbindung mit Lissabon. So lange Portugal ein unabhängiger Staat war, mischte es sich nicht in den holländisch-spanischen Kampf, und die Niederländer waren auf dem lissaboner Markt willkommne Kundschaft. Nachdem aber 1580 Portugal mit Spanien vereinigt worden war, ließ Philipp II. 1594 funfzig holländische Schiffe im Hafen von Lissabon wegnehmen und untersagte bei den strengsten Strafen seinen neuen Unterthanen jeden Verkehr mit den aufgestandenen Provinzen. Für den Augenblick traf der Schlag hart, aber bald kehrte sich der Pfeil gegen den kurzsichtigen Schützen. Die Holländer erkannten, daß es für sie keinen andern Ersatz gebe, als die indischen Produkte an der Quelle selbst zu holen. Sie versuchten zuerst auf nordöstlichem Wege durch das Eismeer Ostindien zu erreichen. Als die Versuche mißglückten, kamen sie zu dem Entschluß, die indischen Fahrten auf dem bekannten Wege zu wagen, und schickten 1595 vier Schiffe nach Indien. Diese Unternehmung gelang, und bis zum Jahre 1601 waren bereits vierzig Schiffe nach Ostindien abgegangen und ansehnliche Ladungen indischer Waren in Amsterdam eingelaufen. Der Haß, welchen die Portugiesen in Ostindien auf sich geladen hatten, erleichterte den Holländern ihre Handelsunternehmungen, welche sie anfangs auf Freundschaftsbündnisse mit den eingebornen Fürsten zu begründen suchten. Sie vermieden vorerst den offnen Kampf mit Spanien und die Niederlassung auf dem indischen Kontinent. Sie besuchten besonders Java und die Molukken, verbreiteten sich allmälig auch nach Sumatra und den kleinen Sundainseln.

Wie glücklich aber auch gleich in den ersten Jahren der Grund zum ostindischen Handel gelegt zu sein schien, so fehlte doch eine feste Organisation. Mancher der ostindischen Häfen wurde oft mit einem Mal mit holländischen Schiffen bedeckt, der Preis der Waren beim Einkauf dadurch sehr erhöht und ebenso beim Verkauf durch die gleichzeitige Rückkunft der Schiffe gedrückt. Daher legten sich die Generalstaaten ins Mittel und forderten die einzelnen Gesellschaften auf, sich zu einer einzigen zu vereinigen. So entstand 1602 die holländisch-ostindische Kompagnie. Durch diese wurde der indische Handel konzentrirt, zu

einer Nationalangelegenheit erklärt und unter die Aufsicht und den Schutz der Regierung gestellt. Jetzt trat die Macht Hollands in Indien mit ebenso großen als schnellen Erfolgen auf. Es galt nicht mehr durch besonderes Glück da oder dort eine reiche Ladung zu gewinnen, sondern eine feste Herrschaft zu gründen, Eroberungen zu machen, den spanischen Todfeind aus dem Besitz seiner herrlichsten Güter zu vertreiben und diese für sich allein in Besitz zu nehmen. Bis zum Jahre 1638 waren die Portugiesen nach harten Kämpfen von den Molukken vertrieben, die wichtigsten Inseln in Besitz genommen, Festungen gegründet, Bündnisse mit eingebornen Stämmen eingegangen, jede fremde Nation vom Gewürzhandel ausgeschlossen. Auf der Insel Java wurde nach Verdrängung der ebenfalls dahin gekommenen Engländer Batavia erbaut. Hier war der Sitz des Generalgouverneurs, dem mit königlicher Macht die Verwaltung aller Besitzungen der Kompagnie anvertraut war. Die Wahl Batavias als Mittelpunkt der Verwaltung, des Handels und der Seemacht war höchst glücklich. Auch auf dem indischen Festlande knüpften Holländer Handelsverbindungen an; der Kaiser von Japan bewilligte ihnen 1610 Handelsfreiheit; 1612 kamen sie nach Ceilon; 1634 besetzten sie die Insel Formosa, 90 Meilen von Kanton, und eröffneten von da den Handel mit China; 1641 besetzten sie in Hinterindien die Halbinsel Malakka.

Der holländische Handelsgeist verlor über dem Osten den Westen nicht aus den Augen. Schon unter Karl V. hatten einzelne niederländische Schiffe Fahrten nach Amerika versucht und verschiedene dort einheimische Produkte, wie Farbholz, Kakao, Vanille in Antwerpen eingeführt. Nach dem Abfall der Provinzen wurde Amsterdam der Ausgangspunkt für die transatlantischen Fahrten, die sich immer zahlreicher folgten. Man verband mit ihnen häufig Expeditionen nach der Westküste Afrika's, deren Gold und Sklaven mächtig anzogen. Die Holländer faßten 1612 auf der Goldküste festen Fuß. Die Generalstaaten bestätigten 1621 die holländisch-westindische Kompagnie durch einen Freibrief, welcher ihr auf 24 Jahre das ausschließliche Recht des Handels und der Schifffahrt verlieh auf der Westküste von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, auf beiden Küsten Amerika's und über alle Inseln des stillen Oceans bis zu den Molukken, wo das ostindische Gebiet begann. Wie sehr sich auch in Entstehungsart und Einrichtung die ostindische und westindische Gesellschaft glichen, so waren doch die Verhältnisse sehr verschieden. Amerika war noch ein unbebautes Land und seine Urbewohner standen auf der untersten Stufe der Kultur. Für Kaufleute, wie die Holländer, schien sich da ein unergiebiges Feld zu öffnen. Auch traten in Amerika außer Spanien und Portugal noch andre europäische Nationen auf den Schauplatz und gründeten Kolonien, welche sie durch eine stete Einwanderung aus dem Mutterlande in einer Weise bevölkerten, wie es die an Seelenzahl noch schwache holländische Republik nicht vermochte. Demohngeachtet machte die westindische Kompagnie gute Geschäfte. Ihr Handel war nämlich Schmuggel und ihre Schifffahrt Kaperei. Die holländischen Kaper waren der Schrecken der Meere. Um sich aber auch eigne Besitzungen zu erwerben, unternahm die Kompagnie 1630 die Eroberung von Brasilien, und in wenigen Jahren

waren alle Küstenprovinzen Brasiliens von Bahia bis zur Mündung des Amazonenstroms in den Händen der Holländer.

Während die Niederlande im Mittelalter einen Zwischenmarkt bildeten, nahmen jetzt Eigenhandel und direkter Seeverkehr, Aus- und Einfuhr die erste Stelle ein. Holland wurde für Europa die größte Niederlage der indischen Produkte und verführte dieselben auf seinen Schiffen nach den verschiedenen Ländern. Der ergiebigste Theil des nordischen Handels war der mit Rußland, wohin die Holländer Manufaktur- und Kolonialwaren brachten und dagegen Bauholz, Pech, Thran, Segeltuch, Hanf und Talg holten. Mit Polen betrieben sie über Danzig ein sehr ergiebiges Getraidegeschäft, und Holland war lange Zeit die erste Niederlage von Getraide für ganz Europa. In den skandinavischen Reichen traten die Holländer an die Stelle der Hansa, ohne jedoch ein ebenso drückendes Monopol auszuüben. Dänemark stellte in dieser Zeit sein vermeintliches Recht auf den Sundzoll fest, und die Holländer trifft die Verantwortung, es zuerst durch einen Staatsvertrag (1645) anerkannt zu haben. In England gewannen die Holländer, was unter der Königin Elisabet die Hansen verloren. Die Engländer vernachlässigten über der Bildung der Kriegsflotte die Handelsmarine. Wie mächtig sich auch die Stellung Englands im europäischen Staatensystem entwickelte, sein Beruf für den Welthandel lag noch sehr im Keime, und der Handel und die Schifffahrt der Engländer machten erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich frei von der Ueberlegenheit Hollands. Auch die französischen Produkte und Fabrikate gingen, wie früher nach Brügge und Antwerpen, so jetzt nach Amsterdam, um gegen nordische und indische Wären ausgetauscht zu werden. Die Spanier, ohne eigenen Verkehr mit dem Nordosten Europa's, kauften eine Menge von Kriegsbedürfnissen und Schiffsbaumaterial, Holz, Eisen, Leder, Getraide, Hanf u. s. w. von den Holländern, und die strengsten Verbote der Regierungen in Madrid und Brüssel vermochten das nicht zu verhindern. Holland hatte dabei einen doppelten Nutzen, den einen als Handelsgewinn, den andern als Siegesbeute. Mit Italien, den Ländern am Mittelmeer und der Levante erweiterte sich der Handel der Holländer. Wenn sonst die Flotten Venedigs und Genua's beladen mit den indischen Produkten nach Brügge und Antwerpen kamen, so waren es jetzt die Holländer, welche von Amsterdam dieselben Produkte auf ihren Schiffen jenen Städten zuführten. Der Handel war geblieben, nur die Rollen hatten gewechselt. Der Orientale in Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und Aleppo bezog Pfeffer und Zimmt, Indigo und Salpeter, Perlen und Mousseline, Kupfer und Stahl schneller und wohlfeiler auf dem Wege einer halben Erdumsegelung, als in direkter Einfuhr vom Erzeugungsland. Der Hauptplatz des holländischen Levante-Handels war Smyrna.

Alle bisher bemerkten Wege des holländischen Handels wurden vorzugsweise zur See verfolgt. Um das Bild zu vollenden, bedarf es noch der Darstellung desjenigen holländischen Handels, welcher zu Lande oder auf Flüssen betrieben wurde, und dieser Handel ist der mit Deutschland. Auch dieser ging von Brügge und Antwerpen auf Holland über, und zwar um so leichter, da der Hauptfluß Deutschlands, der Rhein, zu den holländischen Seehäfen führte. Als die Hansa und die ober-

deutschen Städte blühten, waren die großen Handelsplätze in Flandern und Brabant der Mittelpunkt eines internationalen Handels, wo unter dem Schutze allgemeiner Freiheit jeder Theilnehmer Ausfuhr und Einfuhr betrieb. Durch die Bildung eines selbständigen Staates Holland wurden die Deutschen von dem Welthandel ausgeschlossen und ihr äußerer Handel wurde der Küste dienstbar. Das Flußgebiet des Rheins fiel der holländischen Handelsherrschaft zu. Etwas besser stand sich die andere Hälfte im Nordosten. Denn da reichte das deutsche Gebiet bis zur Meeresküste, und die Hansestädte an der Weser und Elbe retteten aus den Trümmern des alten Bundes wenigstens einen Theil von dem Handel und der Schifffahrt der Deutschen. Der Handel dagegen innerhalb des Rheingebietes, welcher umfangreiche und bevölkerte, produktenreiche und gewerbfleißige Länder umfaßte, ist in dieser Periode fast das ausschließliche Eigenthum der Holländer. Die Holländer dieser Zeit schätzen den jährlichen Werth desselben auf mehr als hundert Millionen Gulden. Man rechnete 1300 holländische Schiffe, die den Rhein aufwärts befuhren. Der wichtigste Stapelplatz für den holländischen Rheinhandel war Köln, welches zwar seinen früheren Eigenhandel verloren, dafür aber das Kommissions- und Speditionsgeschäft gewonnen hatte. Die Holländer brachten Kolonialwaren, Südfrüchte, Metalle, gesalzne Fische und Fabrikate; dagegen holten sie vorzüglich Holz zum Schiffsbau, Wein, Eisen und andere Rohprodukte. Von den frankfurter Messen bezog Holland mancherlei deutsche Gewerbserzeugnisse, zumal nürnberger Kurzwaren, Leinwand kam aus Jülich, Berg und Westphalen, und von Lüttich und Aachen wurden die Maas hinab Steine, Kohlen, Eisen, Stahlwaren und Kriegsgeräth verschifft.

Kein Handel eines anderen Volkes hat in dieser Periode eine solche Allgemeinheit, als der holländische. Er beschrieb den Kreis über die ganze bekannte Welt, er war Zwischen- und Eigenhandel, Einfuhr- und Ausfuhrhandel. Alle Zweige des kaufmännischen Geschäftes vereinigten sich in ihm, und seine Ergiebigkeit gewann noch dadurch, daß er mit der großartigsten Rhederei und Schifffahrt verbunden war. Die Handelsherrschaft der Holländer beruhte in ihrer unerreichbaren Seetüchtigkeit, in der überlegenen Zahl, Ausrüstung und Führung ihrer Schiffe und in der erstaunlichen Billigkeit ihrer Frachten. Der französische, englische, italienische und spanische Kaufmann verwendete holländische Schiffe zur Betreibung seines Handels. Daher hießen die Holländer die Fuhrleute Europa's. Nirgends war der Bau, die Ausrüstung und Unterhaltung der Schiffe wohlfeiler als in Holland. Kein anderes Volk verstand es so wie die Holländer den Fischfang zu einem Zweig des Welthandels zu machen; die Holländer trieben Fischhandel bis zu den Kolonien in Asien, Afrika und Amerika.

Aus den südlichen Provinzen war die Industrie nach Holland gewandert und blühte und erstarkte hier unter dem Schutze politischer und religiöser Freiheit. Die Vergrößerung des allgemeinen Verkehrs und die Entstehung neuer Handelszweige gaben Anlaß zur Vergrößerung der alten und zur Entstehung neuer Industriezweige. Eigenthümlich war Amsterdam die Kunst, Diamanten zu spalten und zu schleifen. Holländische Leinwand, holländisches Papier, holländische Tuche, holländischer Käse und holländischer Branntwein (Genèvre) haben zum Theil bis zur

Gegenwart ihren Ruf behauptet. Wer kennt nicht die holländische Blumenzucht? Welche Menge größerer und kleinerer Fabrikzweige und Handwerke hing mit dem Schiffsbau zusammen. Das in anderen Ländern gefesselte Wort flüchtete sich zu der freien Presse der Republik, und Holland wurde der Druckort vieler Bücher in fremden Sprachen, vervollkommnete die Typographie und beherrschte den europäischen Büchermarkt. Kolonialhandel und europäischer Zwischenhandel, Kommissions- und Speditionsgeschäft, Rhederei und Frachtschifffahrt, Fischerei und Manufakturen — alles verband sich, um die junge Republik auf die erstaunenswerthe Höhe zu heben, von wo aus sie ein volles Jahrhundert lang den Welthandel beherrschte. Einen solchen Handelsstaat, eine solche Seemacht hatte Europa noch nicht gesehen. Es war ein Gewicht neuer Art, welches die Republik in die politische Wagschale warf. Handel und Schifffahrt erhielten jetzt in der Politik einen ganz andern Werth, als sie zeither gehabt hatten.

Die spanische Literatur bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Wir haben bereits (Bd. II. S. 363) erwähnt, daß während des Kampfes gegen die Mauren die spanische Sprache und Dichtung zuerst sich entwickelten. Das erste dieser Denkmäler ist das **Heldengedicht vom Cid**, welches um 1200 entstanden ist. Etwas später, in die Regierungszeit **Alfons X.** (1252—1284. Bd. II. S. 445) setzt man die Einführung der **kastilischen Mundart** als spanische Schriftsprache. Alfons ließ die Heilige Schrift aus der Vulgata ins Kastilische übersetzen und befahl, daß alle Verträge und Gesetzesurkunden in kastilischer Sprache geschrieben werden, sowie alles gerichtliche Verfahren in derselben stattfinden solle. Durch sein Gesetzbuch legte er den Grund zur Einführung und Ausdehnung der Herrschaft der kastilischen Sprache soweit die kastilische Gewalt reichte. Die **galicische Sprache**, deren sich Alfons X. in seinen Gesängen bediente, wurde in Portugal zur Schriftsprache erhoben. Wir haben (Bd. II. S. 564) als Hauptbestandtheile der spanischen Literatur des Mittelalters **Romanzen**, **Chroniken**, **Ritterromane** und **kirchliche Dramen** angegeben. Diese vier Abtheilungen enthalten auch das, was im funfzehnten und einem Theil des sechzehnten Jahrhunderts am meisten geschätzt wurde.

Die spanische Dichtung hat mit **Romanzen** begonnen; diese bewahrten die Erinnerung vergangener Zeiten, sie waren nicht aufgezeichnet, sondern wurden gesungen und mündlich überliefert. Erst spät wurden die alten volksthümlichen Romanzen in allgemeine Liederbücher und Romanzensammlungen zusammengestellt. Diese volksthümliche Poesie hatte ihren Sitz besonders in dem nordwestlichen Spanien. Dagegen verbreitete sich im Süden die provenzalische Bildung und die Poesie der Troubadours (Bd. II. S. 345), zuerst an dem Hofe der Grafen von Barcelona, und dann an dem Hofe der Könige von Portugal, welche beide Dynastien aus Frankreich stammten und auch am meisten unter dem Einflusse ihrer Stammgenossen standen. Je mehr die Fürsten an der ritterlichen Hofpoesie Gefallen hatten und ihre Höfe zu Mittelpunkten solcher poetischen Gesellschaften zu machen suchten, desto mehr bemühten sich auch die Ritter ihrer Umgebung, wie im ritterlichen Waffenspiele, so auch im höfischen Liederspiel wetteifernd in die Schranken zu treten. Sehr natürlich fand sich bald einer der Theilnehmer oder sonst ein Schreib-

kundiger am Hofe des Fürsten, besonders wenn dieser selbst mit Glück als Dichter aufgetreten war, der die Gedichte sammelte und aufzeichnete; und so entstanden die höfischen Liederbücher. Am Hofe von Lissabon bedienten sich die Dichter der galicischen Mundart, die sich zur portugiesischen Schriftsprache ausbildete. Und da die höfische Poesie auch über Estremadura, Andalusien und selbst in Kastilien sich verbreitete, so erklärt es sich, daß Alfons X. seine Lieder in galicischer Mundart dichtete.

Nachdem in der Provence die Poesie verstummt war, hörte die provenzalische Dichtung auch in Spanien im vierzehnten Jahrhundert auf. Allein wie man in Frankreich sich bemühte sie wiederherzustellen und die Obrigkeit von Toulouse 1323 eine Innung stiftete, welche unter dem Namen des heitersten Vereins der sieben Troubadours von Toulouse die noch jetzt üblichen Blumenspiele einrichtete, so wurde auch in Barcelona 1390 ein Rath des heitern Wissens (de la gaya ciencia) mit den von Toulouse entlehnten Gesetzen und Gebräuchen eingerichtet. Seit dieser Zeit wurden in den Hauptstädten von Catalonien und Aragonien Gedichte in den Landesmundarten in hohen Ehren gehalten. Von Zeit zu Zeit fanden feierliche Wettkämpfe statt, bei denen zahlreiche Dichter erschienen. Diese spätere zünftig höfische Troubadourspoesie zählte viele Dichter, und die Schulen, welche man für die Kunst des heiteren Wissens zu errichten anfing, waren überfüllt. Auf den Frühling ritterlicher Courtoisie und Galanterie in der echten Troubadourspoesie folgte in diesem zünftigen Meistergesange der Spätherbst eines steifen Hoftons und eines gelehrten Pedantismus. In den poetischen Gesellschaften der Höfe drängten sich neben den freien adeligen Minnesängern immer mehr die gelahrten Meister, Doctoren der Theologie und Schreiber ein, welche nicht für Minnesold und Frauengunst, sondern für des Lebens Nothdurft und die Kurzweil ihrer Gönner dichteten und die hohl gewordene Form zur Hauptaufgabe machten. Die Kunst des Findens (arte de trobar) wich einer „fröhlich" sich nennenden „Wissenschaft," welche den höchsten Werth in künstliche Reimspiele, in gesuchte Dunkelheiten und in dialektische Spitzfindigkeiten setzte. Auch die Gedichte dieser Sänger sind in Liederbüchern gesammelt. Während diese Poesie bald altersschwach wurde, brach aus den Gebirgen des nordwestlichen Spaniens die kastilische Poesie hervor, deren Kraft und Ernst sie nicht zu widerstehen vermochte. Als beide in Berührung mit einander geriethen, währte der Kampf um die Oberherrschaft nur kurze Zeit. Der Sieg entschied sich bald zu Gunsten derjenigen, welche, aus den Tiefen eines starken und stolzen Charakters entsprungen, bestimmt war, die Herrschaft über das ganze Reich zu erwerben, und deren Kraft die heitere und anmuthige Nebenbuhlerin nur schwach zu widerstehen vermochte. Die Kronen von Aragonien und von Kastilien und Leon waren durch die Vermählung Ferdinand's und Isabella's vereinigt, und über das vereinigte Reich verbreitete sich die kastilische Bildung. Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hatte auch an den Küsten des Mittelmeeres in der Dichtung und schönen Literatur das Kastilische das Uebergewicht.

Die provenzalische Literatur, die so früh in Spanien erschien, hat auf die neben ihr bestehende und blühende kastilische Einfluß ausgeübt. Das war aber auch der Fall mit der italienischen Bildung und Dichtkunst. Die Spanier wurden während der langen Jahrhunderte ihres

Kampfes mit den Mauren gläubigere und treuere Anhänger der katholischen Kirche, als man vielleicht in irgend einem anderen Lande fand. Obgleich sie in ihren Verbindungen mit dem heiligen Stuhl unabhängiger blieben, als die Hälfte des übrigen Europa, hingen sie dennoch fester an dessen Glauben, als jedes andere Volk. Dazu kamen die geistigen Einflüsse Italiens. Spanier wurden in Bologna, Padua und an anderen Universitäten als Studenten wie als Professoren gut aufgenommen. Handels- und Staatsverbindungen beförderten auch den Verkehr der Sitten und Literatur zwischen Italien, Sicilien und Spanien. Endlich erleichterte die Verwandtschaft der italienischen und spanischen Sprache die Mittheilung. Der Einfluß der italienischen Literatur zeigt sich daher früh in der spanischen. In der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war der Markgraf von Santillana der Begründer der italienischen Hofschule spanischer Dichtung, die zwar dem Volksgeiste widersprach und zuletzt von ihm überwältigt wurde, die aber lange einen bedeutenden Einfluß ausübte und einiges zu den Bestandtheilen beitrug, aus denen im sechzehnten Jahrhundert die eigentliche spanische Literatur sich entwickelte. Aehnlich war der Einfluß von Juan de Mena. Den Charakter der spanischen Literatur des funfzehnten Jahrhunderts bezeichnen die großen und schlecht geordneten Sammlungen von Liedern. Die meisten Dichter jener Zeit waren große Herren, Admirale, Herzöge, Grafen und Könige; das Versemachen war im funfzehnten Jahrhundert am castilischen Hofe Mode. Die Gedichte sind meistens langweilig und eintönig. Der Gegenstand fast aller ist die Liebe, und die Dichtung ist höfisch, übertrieben, gezwungen und kalt.

Zur Ausbildung der dramatischen Poesie wurde in Spanien erst im funfzehnten Jahrhundert der Anfang gemacht. Man begnügte sich mit den im dreizehnten Jahrhundert eingeführten religiösen Schauspielen oder Mysterien. Als einen Anfang des weltlichen Drama betrachtet man eine Satire in der Form einer Ekloge oder eines Gespräches zwischen zwei Hirten, die Reime des Mingo Revulgo genannt, ferner die Celestina, ein dramatischer Roman in 21 Aufzügen oder Theilen. Das Stück ist voll Leben und Bewegung und voll schamloser Ausgelassenheit; es fand großen Beifall und zahlreiche Nachahmungen, die zum Theil den Titel von Komödien führten. Juan del Enzina schrieb elf Darstellungen (Representaciones) oder Eklogen, welche vor dem Herzoge von Alba und anderen Großen aufgeführt wurden, und zwar sechs, welche religiösen Inhalts sind, in der Kapelle des Herzogs. Fünf sind weltlichen Inhalts. Alle sind in altspanischen Versen geschrieben, in allen wird gesungen und in einer auch getanzt, sie sind aber ohne Verwicklung und ohne dramatische Kunst. Das Beispiel von Enzina regte einen portugiesischen Edelmann Gil Vicente zur Abfassung ähnlicher Stücke an, so daß er der Begründer der portugiesischen dramatischen Literatur wurde. Das Schauspiel war in beiden Ländern eine Belustigung des Hofes, an der nur wenige Vornehme Theil nahmen. Von größerer Wichtigkeit für die Geschichte des Schauspiels ist ein Geistlicher, Bartolomé de Torres Naharro, welcher mit der Aufführung italienischer Schauspiele bekannt war und acht, von ihm Schauspiele (Comedias) genannte, Stücke schrieb. Diese behandeln sehr verschiedene Stoffe, zeigen das Streben nach Einheit und Verwickelung, haben einen

fließenden und wohlklingenden Versbau, Stellen natürlichen Gesprächs und begeisterter lyrischer Dichtung. Manche dieser Stücke sind sehr derb und voll Gemeinheit. Die Stücke sind wohl nur im Hause eines vornehmen Mannes, nicht aber öffentlich aufgeführt worden. Ihr Einfluß begann erst, als sie 1520 gedruckt wurden. Wegen ihrer geringen Achtung gegen die Kirche wurden sie von der Inquisition verboten. Ein spanisches volksthümliches Drama gab es also in dieser Zeit noch nicht.

Sehr reich ist die spanische Literatur an Chroniken; diese umfassen die Zeit von Alfons dem Weisen bis zur Thronbesteigung Karl's V., erstrecken sich über die neue und die alte Welt und zeichnen sich durch Reichthum, Mannigfaltigkeit, malerische und dichterische Bestandtheile aus. Diese Chroniken schildern uns die volksthümlichen Gefühle treuer, als die eines anderen Volkes. Unaufhörlich bricht in ihnen die alte spanische Lehnstreue, der alte spanische religiöse Glaube hervor, wie sich beide gebildet und genährt haben in dem langen Zeitraume allgemeiner Prüfungen und Leiden. Kaum ist das minder der Fall in den Erzählungen von Kolumbus und unter den Grausamkeiten in der neuen Welt, als in den halbwunderbaren Erzählungen von den Schlachten gegen die Mauren und in dem großartigen und ruhmreichen Schauspiele der Eroberung von Granada. Wohin sie uns auch führen, an das Hoflager Tamerlan's oder an das des heiligen Ferdinand, überall erkennen wir die Bestandtheile des heldenmüthigen Volksgeistes, und so entdecken wir in diesem reichen Schatze von Chroniken, mit so vielen alten Sagen, Ueberlieferungen und Dichtungen, die Quellen zahlloser spanischer Romanzen, Schauspiele und Romane.

Die spanischen Romanzen gehörten ursprünglich dem ganzen Volke an, insbesondere aber dessen weniger gebildetem Theile. Die Chroniken dagegen waren das Eigenthum der stolzen Ritterschaft, die in solchen malerischen Denkschriften nicht nur die ruhmvolle Geschichte ihrer Vorfahren, sondern auch Anregung zu eigener Tugend suchte. Je mehr der ritterliche Geist aus dem Leben verschwand, desto mehr erfreute man sich an der Schilderung ritterlicher Abenteuer; und an die Stelle der Chroniken traten Ritterromane. Den Anfang und das Vorbild der zahlreichen spanischen Ritterromane bildet Amadis von Gallien, oder wohl richtiger Amadis von Walis (Gaula), das Werk des portugiesischen Edelmanns Vasco de Lobeira, welches Garcia Ordoñez de Montalvo zwischen 1492—1504 ins Spanische übersetzt hat. Dieser Roman hat den Zweck, den Charakter eines vollkommnen Ritters darzulegen und die Tugenden des Muthes und der Keuschheit als die Grundfesten eines solchen Charakters zu verherrlichen. Er fand großen Beifall und zahlreiche Fortsetzungen und Nachahmungen. Später wurden auch religiöse Romane geschrieben, durch welche die Kirche zu geistlichen Stiftungen und frommen Wallfahrten anzuregen suchte. Im ganzen sechzehnten und noch weit ins siebzehnte Jahrhundert hinein wurden Ritterromane gelesen und geschrieben. Es ist das erklärlich, da nirgends das Ritterwesen und ritterliche Gefühle so tiefe Wurzeln geschlagen hatten, als in Spanien. Die Einbildungskraft der Spanier war damals so aufgeregt, daß sie sich an den verwegensten Darstellungen ritterlicher Tollheiten ergötzten, ja die Romane von vielen für wahre Geschichte gehalten wurden.

Die spanische Literatur im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Den Mittelpunkt der Geschichte Spaniens bildet die Eroberung von Granada. Ohngefähr acht Jahrhunderte bis zu diesem Ereignisse hatten die Spanier mit Kämpfen in ihrer Heimat zu thun, welche allmälig ihre Kräfte unter den härtesten Prüfungen entwickelten. Sobald aber die letzte maurische Feste gefallen war, stürzte die angestaute Fluth aus den Gebirgen hervor und drohte auf einmal den schönsten Theil der gesitteten Welt zu überströmen. Karl V. hoffte ein Weltreich zu gründen, dessen Sitz im Süden Europa's liegen und dessen Grundfeste der katholische Glaube sein sollte. Seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Eine neue geistige Macht war ins Leben getreten und der Mönch Luther war ein Gegengewicht des kriegerischen Herrn so vieler Reiche geworden. Europa theilte sich in zwei Parteien. Der Kampf begann mit dem Anschlagen der 95 Sätze Luthers und endigte, so weit er bis jetzt zu Ende gebracht ist, mit dem westphälischen Frieden. Spanien, welches eifrig bemüht war die Macht des Protestantismus zu brechen, konnte nicht unthätig bleiben, als die neue Lehre ihm im eignen Lande Gefahr drohte. Bei den grauenvollen Maßregeln der Inquisition war der Kampf nur kurz. Er fing 1559 ernstlich und blutig an, endete aber wesentlich 1570. Viele von den Leidenden gehörten, wie schon aus der Beschaffenheit der ihnen schuldgegebenen Verbrechen hervorging, zu den thätigsten und einflußreichsten Männern. Gelehrte wurden besonders verdächtig. Auch Menschen, die den heiligsten Lebenswandel führten, wurden verfolgt, wenn sie Geneigtheit zur Forschung zeigten. Gleiches widerfuhr einigen der hochstehendsten und angesehensten Geistlichen. Der Zweck der Staatsregierung und der Inquisition wurde erreicht. Das spanische Volk wurde in seinem Sinne das gläubigste in Europa. Diesen Ruhm bethätigte es, als 800,000 fleißige und friedliche Moriscos unter dem andächtigen Zujauchzen des ganzen Königreichs ausgetrieben wurden. Die Stimme von Abweichungen im Glauben wurde kaum noch im Lande vernommen. Dagegen träumte der Spanier immer noch von spanischer Weltherrschaft. Die alte Lehnstreue war in kriechende Schmeichelei gegen unwürdige Könige und deren Minister ausgeartet. Wir finden in den spanischen Geschichtschreibern und epischen Dichtern dieser Zeit, selbst in Volkslieblingen wie Quevedo und Calderon, eine eitele Rühmerei ihres Landes und eine kleinliche Schmeichelei des Königthums, welche uns an den alten kastilischen Stolz und die frühere Gemessenheit nur dadurch erinnern, daß sie darthun, wie viel beide an Würde eingebüßt haben. Der alte religiöse Geist ist zu einer niedrigen peinlichen Andächtelei herabgesunken, welche gegen jede Abweichung vom Glaubensbekenntnisse taub und unduldsam auftritt.

Natürlich litt durch so krankhafte Zustände des Volkscharakters auch das Wesen der spanischen Poesie. Einzelne Zweige der Literatur, wie Beredtsamkeit, satirische Gedichte und lehrreiche Prosa, waren kaum vorhanden, andere, wie das Heldengedicht, wurden seltsam mißleitet und verkehrt, während wieder andere, wie das Schauspiel, die Romanzen und die leichteren Arten lyrischer Gedichte, grade durch den den übrigen auferlegten Zwang überreich und zügellos wurden. Die Schriften tragen überall die Zeichen der Unterwürfigkeit an sich, zu welcher die Literatur gebracht war. Die kriechenden Titel, die Zeugnisse der Freunde für die Rechtgläubigkeit der Verfasser, die Bitten um Vergebung für etwaige

unbewußte Vernachlässigung der Kirche und für allzufreien Gebrauch der alten Götterlehre, alles beweist, wie vollständig der menschliche Geist in Spanien geknechtet war. Die spanische Unterwürfigkeit gegen unwürdige Zwingherrschaft und die spanische Andächtelei waren nicht die Folgen der Inquisition und des despotischen Königthums, sondern diese selbst würden unmöglich gewesen sein, wenn sie nicht in dem Charakter des Volkes eine Stütze gefunden hätten. Noch zur Zeit Karl's V. und zum Theil auch unter Philipp II. war das spanische Volk hochherzig und ritterlich, aber jener christliche Eifer und jene kriegerische Lehnstreue, welche die Spanier zum ruhmvollen Kampfe gegen den Islam begeistert hatten, arteten immer mehr bis zum Uebermaß aus. Jede excentrische Richtung zeigt anscheinende Widersprüche, so auch der Charakter und die Literatur der Spanier. Wir erblicken die Inquisition auf dem Gipfel ihrer Macht und gleichzeitig freie und unsittliche Schauspiele in höchster Beliebtheit; wir sehen Philipp II. und seine beiden Nachfolger das Land mit dem strengsten Despotismus regieren, während gleichzeitig Quevedo seine witzigen und gefährlichen Satiren, Cervantes seinen geistreichen Don Quixote schreibt. Das spanische Volk und die geistreichen Männer, welche dessen schönste Tage verherrlichten, konnten leichten Herzens sein, weil sie die Schranken nicht wahrnahmen, in welche man sie eingesperrt hatte; sie ertrugen die Bande, ohne Entmuthigung und Erniedrigung, im Geiste der Treue und in der Wärme des Religionseifers. Jene Schranken waren aber vorhanden, und es mußte das große Opfer der besten Bestandtheile des Volkscharakters folgen. Die Zeit hat das bewiesen. Es verging nur wenig über ein Jahrhundert, und die Regierung, welche die Welt mit einem neuen Weltreiche bedroht hatte, war kaum im Stande, Einfälle von außen zurückzutreiben oder die Treue ihrer eigenen Unterthanen im Innern zu erhalten.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bewirkte die enge Verbindung Spaniens und Italiens einen zunehmenden Einfluß der italienischen Poesie auf die spanische. Juan Boscan und Garcilasso de la Vega führten die italienischen Versmaße ein. Zwar suchten andere Dichter die Formen der altspanischen Poesie zu behaupten, aber die neue Schule, hat niemals wieder aufgehört, eine wichtige Abtheilung der spanischen Literatur zu bilden. Den Streit zu Gunsten der Einführung der italienischen Dichtungsarten in die spanische Literatur zu entscheiden hat Diego Hurtado de Mendoza (1503—1575) viel beigetragen. Mendoza war Gelehrter, Dichter, Geschichtschreiber, Krieger und Staatsmann. Sein Roman Lazarillo hat das Vorbild zu einer Art echt spanischer Romane abgegeben, welche unter dem Namen des Gaunergeschmackes (gusto picaresco) bekannt sind. Seine Geschichte des Aufruhrs der Moriskos (1568—1570) beweist seine Vertrautheit mit den Geschichtschreibern des Alterthums.

Das Schauspiel hatte in Spanien mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das alte religiöse Drama wurde von den Kirchenbehörden aufrecht erhalten, und diese waren nicht geneigt, dasselbe für weltliche Zwecke aufzugeben. Die Eklogen oder Schäferspiele, die bisweilen geschrieben wurden, näherten sich theils den Mysterien, theils den Stücken Naharro's. Eine größere Volksthümlichkeit erlangte das Schauspiel durch Lope de Rueda, der zugleich als dramatischer Schriftsteller und als

Schauspieler auftrat und dessen Blütezeit zwischen 1544 und 1567 fällt. Er hat geschrieben: vier Schauspiele (Comedias), zwei Schäferunterredungen (Coloquios pastoriles) und zehn Stellen (Pasos), kurze Unterhaltungen ohne Verwicklung, sämmtlich in Prosa, sowie zwei Gespräche (Dialogos) in Versen. Alle diese Stücke wurden von der umherziehenden Schauspielergesellschaft des Lope de Rueda vor Zuhörern aus dem Volke gespielt. Zur Zeit von Lope befanden sich alle Zurüstungen eines Schauspielunternehmers in einem großen Sacke und bestanden aus vier weißen Schäferjacken, aus vier Bärten und falschen herabhängenden Locken, endlich aus vier krummen Schäferstäben. Die Schauspiele waren Unterredungen, wie die Eklogen, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin, verlängert und ausgeschmückt mit zwei oder drei Zwischenspielen, in denen eine Schwarze, ein Prahlhans, ein Narr, ein Einfaltspinsel oder ein Biscayer auftrat. Alle diese Rollen spielte Lope mit großer Geschicklichkeit. Die Bühne bestand aus vier Bänken, die ein Viereck bildeten und über welche Breter gelegt waren. Zur Bühne gehörte dann noch eine alte, mit Stricken seitwärts gezogene wollene Decke, hinter welcher Musiker Romanzen ohne Begleitung der Guitarre absangen. Diese rohe Bühne wurde auf öffentlichem Markte aufgeschlagen, und die Aufführungen begannen, sobald sich eine hinreichende Anzahl Zuschauer versammelt hatte. Vermuthlich fand dies Vormittags wie Nachmittags statt. Die vier längeren Schauspiele sind in Auftritte eingetheilt und bei allen hing ein großer Theil des Erfolges von der Rolle ab, welche die Narren spielten. Jedes Stück beginnt mit einem kurzen Prologe und endigt mit einem Scherze und einer Entschuldigung an die Zuhörer. Die Eigenthümlichkeiten von Lope sind Natürlichkeit der Gedanken, Gebrauch der volksthümlichsten kastilischen Ausdrücke, Humor und glückliche Nachahmung des Tons und der Sitten des gemeinen Lebens. In Sevilla und Valencia bemühte man sich das Schauspiel zu heben. Cueva bearbeitete geschichtliche Stoffe. Durch Uebersetzungen lernte man die dramatische Poesie der Griechen und Römer kennen und versuchte sie nachzuahmen. Argensola schrieb drei Tragödien, die mit Beifall aufgenommen wurden. Die Regierung befahl 1568, daß in Madrid keine Schauspieler Darstellungen geben sollten, außer an denjenigen Stellen, welche ihnen zwei bezeichnete fromme Brüderschaften anweisen würden; dafür solle diesen ein Zins gezahlt werden. Es wurden nun zwei Hofräume eingerichtet. Die Zuschauer saßen unter freiem Himmel oder an den Fenstern des Hauses, die Schauspieler aber spielten unter einem leichten Zelte.

Den größten Aufschwung verdankte die sich gestaltende Bühne dem Lope de Vega (1562—1635); dieser wurde der Gründer der spanischen dramatischen Poesie. Lope de Vega hat Romane, Novellen, Romanzen, geistliche und epische Gedichte geschrieben; seinen Ruhm erlangte er aber durch seine Wirksamkeit für die Bühne. Er soll 1800 Schauspiele und 400 geistliche Stücke geschrieben haben. Diese unglaubliche Fruchtbarkeit erklärt sich nur dadurch, daß er die Gabe der Stegreifsdichtung, welche den südlichen Völkern Europa's eigen ist, im höchsten Grade besessen hat. Lope de Vega band sich an keine Regeln, er suchte nur das Volk zu befriedigen. Seine Stücke sind in Beziehung auf Inhalt und Bearbeitung höchst mannigfaltig; sie umfassen alle Arten der dramatischen

Poesie vom düstersten Trauerspiele bis zum heitersten Possenspiele, von den feierlichsten Mysterien der Religion bis zu den losesten Scherzen des gewöhnlichen Lebens und eben so groß ist die Abwechselung der Dichtersprache und der Versarten. Alle verschiedenen Gruppen der Schauspiele Lope's, sowohl die geistlichen als die weltlichen, die tragischen wie die komischen, die Heldenthaten wie die des gemeinen Lebens, laufen unmerklich in einander, so daß es fast scheint, als ob keine von ihnen eine eigene Gestaltung oder unterscheidende Kennzeichen besitze. Man unterscheidet Mantel- und Degenstücke oder richtiger weltliche Stücke, in welchen die vorzüglichsten Personen den höheren Ständen angehören, welche Mäntel und Degen trugen; Helden- oder geschichtliche Schauspiele, welche meistens eine geschichtliche Grundlage haben und in welchen auch Könige und Fürsten auf die Bühne kommen; weltliche Schauspiele, welche im Kreise des gewöhnlichen und häuslichen Lebens spielen. Die Kirche sah, besonders in der letzten Regierungszeit Philipps II., mit Mißgunst auf das so beliebte Drama. Dessen freie Liebesgeschichten, dessen Zweikämpfe und dessen Begriffe vom häuslichen Leben waren oft nichts weniger als christlich oder wenigstens nicht im Geiste der Kirche. Ein königlicher Befehl untersagte 1598 in Madrid alle weltlichen Schauspiele, und die Bühne blieb zwei Jahre geschlossen. Lope war genöthigt, sich in diesen neuen Zustand der Dinge zu fügen. Er hatte bereits früher geistliche Schauspiele gleich den alten Mysterien und Moralitäten geschrieben und unternahm es jetzt in den religiösen Stoff den Geist seiner anziehenden Gestalten des weltlichen Schauspiels zu gießen und eine Unterhaltung hervorzurufen, welche die Zuhörer der Hauptstadt befriedigte und doch die Verweise der Kirche vermied. Lope nahm nun seine Stoffe aus der heiligen Schrift und dichtete Schauspiele, welche man für Mysterien halten könnte, wenn sie nicht viel dichterischer und vollendeter gewesen wären. Er näherte sich in ihnen zuweilen so sehr seinen ränkevollen Stücken, daß man ohne ihre religiösen Theile glauben könnte, sie gehörten der weltlichen Schaubühne an. An die religiösen Schauspiele reihen sich die Heiligen-Schauspiele, in welchen Lope aus den Wundern und Martern der Heiligen sinnreiche, oft sehr freie und ungebundene Geschichten entwickelte. Eine andere Art der geistlichen Schauspiele waren die Opferdarstellungen, die am Frohnleichnamsfest auf den Straßen aufgeführt wurden und die zum Theil komisch und reine Possenspiele waren. Die bei den Opferdarstellungen vorkommenden Zwischenspiele, Gespräche der possenhaftesten Art, wurden auch auf der öffentlichen Bühne zwischen den Aufzügen der vollständigen Aufzüge gegeben. Endlich hat Lope auch Schäferspiele oder Eklogen gedichtet.

Die Anziehungskraft von Lope's Stücken liegt in der Geschichte derselben; es sind dramatisirte Novellen. Auf die Darstellung der Charaktere legt er einen geringeren Werth; seine meisten Charaktere sind stehend und kehren in allen Stücken wieder. Das Gespräch dient dazu, die Handlung, nicht aber die Charaktere zu entfalten. Verstöße gegen dramatische Wahrscheinlichkeit, gegen Erdkunde, Geschichte und sittlichen Anstand kommen häufig vor. Lope's Wirksamkeit hatte einen solchen Erfolg, daß während der 40—50 Jahre, in denen er für die Bühne dichtete, er in der allgemeinen Beliebtheit unerreicht dastand. Seine

meisten Stücke schrieb Lope, nachdem er Priester und Mönch geworden war, und obgleich nicht wenige Auftritte seiner Stücke gegen die christliche Sittlichkeit verstoßen, giebt Lope auf den Titelblättern doch immer an, daß er zu den Dienern der Inquisition gehöre. Auch Miguel de Saavedra Cervantes (1547—1616) schrieb Stücke für die Bühne, er verdankt aber seine Berühmtheit nicht diesen, sondern seinem satirischen Romane Don Quixote, durch welchen er die unwahren und unsinnigen Ritterromane lächerlich machte. Cervantes schildert einen Landedelmann, der durch das Lesen der Ritterromane so vollständig unklug geworden ist, daß er sich berufen fühlt, ein fahrender Ritter zu werden. Er stoppelt sich die wunderlichste Rüstung zusammen und wählt sich aus seinen Nachbarn einen Knappen. Es ist dieses ein Bauer von mittleren Jahren, sehr gutmüthig, aber über die Maßen unwissend und leichtgläubig, Fresser und Lügner, selbstsüchtig und plump, aber seinem Herrn ergeben, manchmal klug genug, das Thörichte ihrer Stellung einzusehen. Diese beiden ziehen auf Abenteuer aus, welche des Ritters Einbildungskraft allenthalben findet, indem er Windmühlen für Riesen, einsame Schenken für Schlösser und Galeerensklaven für unterdrückte Edelleute ansieht, während der Knappe sie mit bewunderungswürdiger Einfalt in die schlichte Prosa der Wirklichkeit übersetzt. Der Ritter und sein Knappe erleiden eine Reihe lächerlicher Unfälle und werden zuletzt als Tolle in ihr Dorf zurückgebracht. Francisco Gomez de Quevedo y Villegas (1580—1645), ein gelehrter Staatsmann, hat ebenfalls Schauspiele geschrieben, ist aber besonders durch seine Satiren in Prosa berühmt geworden.

Nachdem Madrid seit 1560 als die Hauptstadt des ganzen Königreichs angesehen wurde, hob sich die spanische Bühne unter dem Einflusse des Adels, der zu dem Königssitze strömte. Ohngefähr seit 1590 war Lope de Vega der beliebteste Dichter und um ihn sammelten sich zahlreiche Anhänger und Schauspieldichter. Von Zeit zu Zeit traten zwar Gelehrte auf und wiesen auf die Unregelmäßigkeiten in Lope's Stücken und auf die Lehren und Vorbilder der Alten hin, auch die Kirche eiferte gegen die Unziemlichkeiten und Unsittlichkeiten vieler Stücke; aber das volksthümliche spanische Drama hatte bereits eine solche Geltung erlangt, daß man es weder der Kritik der Klassiker noch der Beaufsichtigung der Kirche zu unterwerfen vermochte. Der beliebteste und auch vom Hofe am meisten begünstigte Dichter war Pedro Calderon de la Barca (1600—1681). Calderon hat nicht versucht, die ververschiedenen Formen des Drama's, wie sie durch Lope de Vega festgegründet war, umzuändern. Er hat jedoch größeres Geschick bewiesen, die Ereignisse im Schauspiele aneinander zu reihen und sie wirksamer zu machen. Sein Drama trägt weniger den Anschein der Wirklichkeit an sich, ist durch seine höhere Haltung dichterischer und scheint in seinen besten Stellen uns in eine andere reichere Welt zu versetzen. Lope's Schule war die des Drama's in der ganzen Frische und Lebendigkeit der Jugend, während die Schule Calderon's der Zeit der Reife und des allmäligen Verfalls angehört.

Der Kriegsruhm und die Thaten der Spanier in fremden Ländern sowie die großen Heldengedichte Italiens regten unter der Regierung Philipps II. viele Spanier an, die großen Thaten ihres Volkes in

Heldengedichten zu besingen. Diese chronikenartig geschriebenen Gedichte gehören aber mehr der Geschichte als der Poesie an. Bei dem religiösen Geist der Spanier folgten bald auch lange religiöse gereimte Erzählungen. Das Beispiel von Ariosto rief auch bei den Spaniern Versuche im phantastischen Epos hervor, und die vielen und langen erzählenden Gedichte gaben dann auch Veranlassung zu scherzhaften Heldengedichten.

In der spanischen Literatur zeigt sich seit ihrem Ursprunge eine entschiedene Neigung zum Lyrischen. Wir unterscheiden in dieser Zeit und bis auf unsere Tage zwei Richtungen, indem die einen Dichter sich die italienischen Dichter zum Vorbilde nehmen, andere dagegen den altspanischen oder kastilischen Geist in ihren Gedichten bewahren. Von den beiden bedeutendsten Lyrikern dieser Zeit hat Luis de Leon seine tiefreligiösen Gefühle in altspanischen Versmaßen ausgesprochen, während Fernando de Herrera sich zur Nachahmung der lateinischen und italienischen Dichter hinneigt. Es entstand unter den spanischen Schriftstellern eine Partei, welche die Gebildeten hießen und welche nach einer besonders zierlichen und gebildeten Schreibart strebten und sich in die lächerlichsten Ausschweifungen, Geschraubtheiten und Gelehrtthuereien verirrten. Nach dem Dichter Gongora nannte man diese gezierte, geschraubte und schwülstige Schreibart Gongorei. Eine ähnliche Richtung zeigen in Frankreich die Plejade, in England die Euphuisten, in Italien die Marinisten, in Deutschland Hoffmanswaldau und Lohenstein. Eine Richtung der Poesie, die wir in der damaligen Zeit ebenfalls bei anderen Völkern finden, zeigt uns das spanische Schäfergedicht. Die spanischen Schäfergedichte haben in der idealen Darstellung der Natur und des Landlebens eine größere Wahrheit, als die anderer Völker.

Am meisten angebaut ist bei den Spaniern die Romanze. Die alten Romanzen enthielten so viel Schönes, so viel die schönsten Erinnerungen aller Stände Ansprechendes, so vieles, was mit den glänzendsten Zeiten Spaniens zusammenhing, daß die Gemüther aller durch sie erregt wurden. Als die volksthümlichen Romanzen in den Romanzenbüchern des sechzehnten Jahrhunderts gesammelt worden waren, erwarben sie sich bei den gebildeteren Ständen dieselbe Gunst, welche sie bei dem Volke längst besessen hatten. Zwischen 1550 und 1700 dichteten alle ausgezeichneten Dichter Romanzen. Wir finden bei den Spaniern Romanzen in allen möglichen Verschiedenheiten der Art und Haltung. Die Romanze war der höchste Genuß des ganzen spanischen Volkes geworden. Der Krieger erfreute sich an ihnen in seinem Zelte, und der Maulthiertreiber, wenn er durch die Gebirge zog, das Mädchen tanzte nach ihnen auf der Wiese, und der Liebhaber sang sie bei seinen Ständchen, sie drangen in die Gelage der Diebe und Landstreicher, in die üppigen Belustigungen des prachtliebenden Adels, wie in die Festlichkeiten der Kirche, der blinde Bettler sang sie ab, um Almosen zu erlangen, und der Puppenspieler sagte sie her, um seine Schaustellungen zu erklären. Sie bildeten einen Theil der weltlichen und geistlichen Schauspiele, und das trug zu ihrer Verbreitung bei. Keine Dichtungsart neuerer Zeit hat sich so über alle Stände verbreitet und keine ist so tief in den Volkscharakter eingedrungen.

Der Umstand, daß das Hirtenleben in Spanien und Portugal einen größeren Umfang hatte, als in vielen anderen Ländern, ferner die Beliebtheit der Eklogen und Hirtenlieder und endlich die eintönigen Uebertreibungen der Ritterromane, alles dieses brachte die Schäferromane in Spanien sehr in Aufnahme. Noch einen anderen Reiz hatten diese Schäferromane dadurch, daß unter den Schäfern vornehme Leute versteckt waren, deren wirkliche Ereignisse und Liebeshändel erzählt wurden. Diese Romane waren in Versen und in Prosa geschrieben, sie waren sehr umfangreich, gedehnt und langweilig, enthielten aber doch auch manches gute Lied und manche schöne Schilderung der Landschaft. Der erste und berühmteste dieser spanischen Schäferromane ist die in gutem Kastilisch geschriebene verliebte Diana des Portugiesen Montemayor. Dieser Roman fand großen Beifall und wurde vielfach nachgeahmt. Selbst bedeutende Dichter wie Cervantes und Lope de Vega haben Schäferromane geschrieben, obgleich beide Dichter sich über die Unwahrheit und Unnatürlichkeit dieser Schilderungen lustig machen. So läßt Cervantes in einem Gespräche zweier Hunde einen derselben, der im Dienste eines Schäfers gewesen war, über die unwahre Darstellung des Lebens spotten, wobei er denn auch das seinige nicht vergißt. Der Schäferroman hat auch in anderen Ländern Beifall gefunden, in Italien durch die Arkadia von Sannazar, in Frankreich durch die Astrea von d'Urfé, in England durch die Arkadia von Sir Philipp Sidney, in Deutschland durch die Pegnitzschäfer.

Eine andere Art beliebter Romane sind die Schelmenromane. Sie schildern eine Spanien eigenthümliche Art von Charakteren und entstanden unmittelbar aus den Zuständen einiger Theile der Bevölkerung und sind deshalb ganz volksthümlich. Das erste Beispiel einer solchen Dichtung hat Mendoza in seinem Lazarillo gegeben, welcher das Leben eines Spitzbuben aus der Grundsuppe der Gesellschaft schildert. Weniger beliebt waren in Spanien die ernsten und geschichtlichen Romane. Sehr vielen Beifall fanden dagegen die sehr zahlreichen und verschiedenartigen Novellen. Frisch und kraftvoll aus den Volkssitten entsprungen, entsprachen sie dem herrschenden Volksgeschmacke, dem Geiste und den gesellschaftlichen Zuständen jener Zeit. Novellen bildeten Theile der Romane und wurden auch dramatisirt und auf die Volksbühne gebracht. Auch die spanischen Novellen sind wie die meisten der erwähnten Dichtungsarten in die Literatur anderer europäischer Völker verpflanzt worden. Denn damals bot die spanische Literatur dem übrigen Europa Vorbilder und Muster dar. Aber bald ist Spanien in seiner Bildung stehen geblieben, während viele Länder Europa's in Bildung und Gesittung rasch vorgeschritten sind.

Die Zeit der Chroniken war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vorüber, dagegen erhielt nun Spanien tüchtige Geschichtschreiber, wie Zurita, Morales, Mendoza und Mariana. Ueber die spanischen Besitzungen in Amerika schrieben Gomara, Diaz, Oviedo und las Casas.

Das geistige Leben in der Wissenschaft hatte eine beschränkte Bahn; das Studium der klassischen Literatur und der Naturwissenschaften fand nur geringe Pflege, die Theologie lag an den Ketten des starrsten Glaubenssystems. Der öffentliche Unterricht war armselig, in den Schulen

wurde nur nothdürftig Latein gelehrt als Vorkenntniß der theologischen und Rechtsstudien; die Universitäten hatten einen scholastischen Zuschnitt. Besser stand es mit der Kunst, besonders der Malerei, welche in Murillo (1618—1682) einen hochgefeierten Meister besaß. Die Musik hatte in den Kathedralen ihre Conservatorien; Valencia's Kirchenmusik war vor allen berühmt.

8) Italien im sechzehnten und bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Zustände Italiens. Sicilien, Neapel, Mailand.

Italien war im funfzehnten Jahrhundert bei verminderter Kraft und Freiheit seiner Völker die Werkstätte politischer Theorien und einer wechselreichen Gleichgewichtspolitik gewesen; bald aber gab es in Italien kaum eine andere Staatskunst, als sich den fremden Mächten, die Einfluß auf Italien ausübten, gefällig zu erweisen. Nachdem Neapel, Sicilien, Mailand und Sardinien unter die Herrschaft Spaniens gerathen waren, wirkte Spanien auch auf andere italienische Staaten ein. Die innere Staatsverwaltung fast aller italienischen Staaten war schlecht. Es pflanzte sich der Despotismus mit verwerflichen Regierungsmitteln fort, mit stiefmütterlicher Behandlung des Volkes, Entwöhnung desselben von den Waffen, mit Steuerdruck, Verkauf des Rechts und schnöder Verachtung der Sittlichkeit. Die Höfe wurden die Sammelplätze der vornehmen Welt; der Adel vergaß bei den Hoffesten seine frühere Ritterlichkeit, und die höheren Stände suchten in Hoffarth und Stattlichkeit des äußeren Lebens Ersatz für den Verlust politischer Freiheit und Geltung. Selbst am päpstlichen Hofe dauerte auch nach der Reformation der äußere Glanz im Leben der Würdenträger und Barone fort. Die Titel Herzog, Fürst, Marchese wurden reichlich ertheilt, und das erhöhte die Buhlerei um die Gunst der regierenden Herrn. Gegen den Despotismus brach hier und da die Wuth des Pöbels in Empörung aus. Die Nichtachtung der Rechte des Menschen und Bürgers von Seiten der italienischen Regierungen, dazu der Grimm des gedrückten Volkes gegen die Fremden, insbesondere die Spanier, riefen das Banditenwesen hervor. Gedrückte, Beleidigte, Mißvergnügte flohen ins Gebirge und kämpften von hier aus gegen Sbirren und Söldner. Die Entwaffnung des Volkes gab der freien Führung der Waffen höheren Reiz. Der Groll und die Rachgier der Daheimgebliebenen stimmte die öffentliche Meinung zu Gunsten der Banditen; man schätzte diese nach dem Muth und dem Glück, die im Kampfe gegen die elenden

Sbirren und Söldner gewöhnlich auf der Seite der Banditen waren. In den Wald zu fliehen galt selbst als Empfehlung bei Frauen und Mädchen. Banditen waren nicht bloß Menschen aus dem niederen Volke, sondern auch Edelleute, die bisweilen größere Banden zu kleinen Heeren vereinigten.

Durch die Reformationsversuche, die von der katholischen Kirche ausgingen, erhielt zwar der Klerus eine ernstere und strengere Haltung und es wurde die Nachahmung heidnischer Ueppigkeit etwas unterdrückt, aber auch die humanistischen Studien alterten schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Es wurden noch Bibliotheken gesammelt, Akademien gestiftet, Disputationen gehalten, aber die Jesuiten bemächtigten sich mit ihrem eng beschränkten Prunkwissen des Unterrichts. Die Nationaluntugenden der Italiener, Hinterlist, Intriguensucht, Rachgier mit tückischem Morde und Wollust, wucherten unter dem Despotismus. Die sittliche Läuterung, welche die Reformation auch nach Italien bringen zu wollen schien, konnte so wenig als religiöse Aufklärung dort Raum finden.

Von den spanischen Besitzungen in Italien mußte **Sicilien** am meisten mit Rücksicht behandelt werden; die Bevölkerung der beiden Hauptstädte Messina und Palermo ließ sich vom Vicekönige nicht leicht Ungebührliches gefallen, und die Parlamente Siciliens behaupteten eine gewisse Festigkeit. Dennoch bildete sich das sicilianische Volk nicht zu einer edeln und würdigen Nationalität; die Vorrechte des Klerus und der Barone drückten das Volk. Das geistige Leben der Sicilianer war von Natur rege, erhob sich aber nicht zu wissenschaftlichem Nachdenken. Die sicilianische Poesie erhielt sich zwar im Volke, aber an dem Aufschwunge der italienischen Poesie hatte Sicilien wenig Antheil.

Neapel hatte sich der Einführung der Inquisition widersetzt, aber sonst walteten die Vicekönige unbeschränkt. Die Besteuerung wurde bis zu einer furchtbaren Höhe gesteigert. Als auch auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse Steuern gelegt wurden, brach der Aufstand des **Masaniello** aus (S. 229). In geistiger Bildung waren die Neapolitaner den Sicilianern wenig voraus. — Der frühere Trotz von **Mailand** und den übrigen **lombardischen Städten** war durch französischen und spanischen Kriegsdruck gebrochen; die spanische Statthalterschaft war militärisch, doch durch den Senat und Erzbischof beschränkt. Der Adel verweilte gern in der Hauptstadt und war nur auf Pracht und Festleben bedacht. Das Landvolk und die noch nicht gänzlich verarmten und noch gewerbsthätigen Bürgerschaften gehorchten mit Ingrimm den Spaniern, und die Inquisition konnte wegen drohenden Volksbewegungen nicht eingeführt werden.

Toskana, Genua, Savoien, Venedig, der Kirchenstaat.

Unter den Staaten Italiens zeichnete sich **Toskana** aus. Kaiser Karl V. ernannte seinen Schwiegersohn **Alexander von Medici** zum erblichen Herzog von Florenz (1531). Dessen Nachfolger **Cosmo von Medici** wurde Großherzog. Getreu dem alten Gewerbe ihrer Voreltern, fuhren die Großherzoge fort, Handel zu treiben, ja sie nahmen Theil an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer nach Amerika und an den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier. Die Medici verwandten ihre Reichthümer auf kostspielige Unternehmungen

und auf glänzende Unterstützung der Künste. Auch das Volk nahm regen Antheil an der Kunst und Nationalliteratur.

Seine Vaterstadt Genua hatte Andreas Doria, der größte Seeheld jener Zeit, nicht nur von französischer Herrschaft befreit, sondern er hatte ihr auch eine neue Verfassung gegeben. Dem großen Einflusse dieses trefflichen Mannes gelang es lange Zeit die Ruhe zu erhalten, aber 1547 stiftete der ehrgeizige und reiche Fiesco, Graf von Lavagna, eine Verschwörung, um die Verfassung umzustürzen. Schon war die Unternehmung fast geglückt und die republikanische Behörde im Regierungspalaste versammelt und auf Unterwerfung gefaßt, als Fiesco bei der Besichtigung des Hafens ins Meer stürzte und ertrank. Der greise Andreas Doria, der geflohen war, kehrte nach Genua zurück. Doria behielt seinen Einfluß bis zu seinem Tod 1560. Nach einem Kampfe zwischen dem neuen und dem alten Adel (1575) wurde die Verfassung neu befestigt. Die Genuesen behaupteten im Kampfe mit Türken und Korsaren ihren alten Ruhm. Dagegen fanden Kunst und Nationalliteratur in Genua geringe Pflege.

Für Savoien und Piemont waren die Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I. ein harter Sturm. Herzog Karl III. (1504—1553) sah sich gänzlich in der kämpfenden Feinde Gewalt. Genf errang seine Unabhängigkeit und das Waadtland ging an Bern verloren. Emanuel Philibert (1553—1580) erhielt durch den Frieden von Chateau Cambresis (1559) die von Spanien und Frankreich besetzten Theile seiner Länder zurück. Die Piemontesen gelten zwar als die wackersten Krieger des neueren Italiens, aber Kunst und Literatur blieben bei ihnen zurück.

Venedigs Macht und Handel sanken seit der Entdeckung des Seewegs nach Indien; im Mittelmeer sah es sich durch die Türken immer mehr beschränkt. 1540 mußte Venedig einige Plätze auf Morea und einige Inseln, 1573 Cypern an die Türken abtreten. Im Innern wußten die Nobili die Ruhe durch die Staatsinquisition aufrecht zu erhalten; das Volk war in blinder Ehrfurcht gegen das im Dunkeln waltende Gericht befangen. Neuerungen in der Kirchenlehre duldete der Staat nicht, aber die Jesuiten hatten geringen Einfluß. Den Eingriffen des Papstes setzte der Freistaat kräftigen Widerstand entgegen; der Staatsconsultor, der Mönch Paul Sarpi, erklärte, daß die fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme. Humanistische Studien blieben in Venedig in Ehren und die Markusbibliothek wurde vermehrt. Die Nationalliteratur erhielt durch venetianische Geschichtschreiber einen Zuwachs. Kriegerisch war der Freistaat nicht mehr, seitdem er Söldner hielt.

Auf den päpstlichen Stuhl wurde 1565 Pius V. erhoben. Schon als Dominikanermönch und als Inquisitor hatte er eine große Strenge des Lebens und der Gesinnung und einen ungemeinen Eifer gegen den Protestantismus gezeigt. Diese Richtung verfolgte er als Papst mit unermüdlicher Hartnäckigkeit und unerbittlicher Strenge. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geschärft. Eine schon früher vorhandene päpstliche Bulle, In coena Domini, welche alle Ketzer und deren Beschützer verfluchte, befahl Pius an jedem grünen Donnerstage in allen katholischen Ländern feierlich abzukündigen. Sein Nachfolger, Gregor XIII. setzte trotz seiner milderen Gesinnung, das strenge Regierungssystem fort, begünstigte die Jesuiten und stiftete Lehranstalten zur Bildung von Reli-

gionslehrern. Sein Name ist besonders im Andenken geblieben durch die Verbesserung des Kalenders, welche er vornehmen ließ und deren Einführung er 1582 verordnete. Die Protestanten verwarfen aber die neue Zeitrechnung, und die deutschen Protestanten nahmen sie erst 1700 an. Der folgende Papst, Sixtus V. (1585—1590) hieß ursprünglich Felix Peretti und war 1521 geboren. Als Knabe hütete er die Schweine, bis ihn ein Franziskaner in ein Kloster brachte, wo er in den Wissenschaften schnelle Fortschritte machte. Er galt bald für einen gescheuten und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter; er machte sich durch seine mit großer Gewandtheit verbundene Streitsucht, seine Anmaßung und sein Streben andere zu tadeln und zu beherrschen überall verhaßt und mußte deshalb oft seinen Wohnort wechseln. Er wurde Inquisitor, Oberhaupt der Franciskaner, Bischof und endlich Kardinal. Sehr zweifelhaft ist die Erzählung, daß er durch listige Verstellung Papst geworden sei. Er soll sich sehr bescheiden, nachsichtig, dienstfertig, krank und hinfällig gestellt haben, und die Kardinäle sollen ihn in der Hoffnung gewählt haben, daß sie den alten schwachen Greis leicht leiten würden. Als Papst schaffte Sixtus viele Mißbräuche ab, steuerte dem Banditenunfug, führte schnelle und strenge Gerechtigkeitspflege ein, vertheilte zur Zeit der Theuerung Getraide an die Armen, wehrte dem Kornwucher, stellte die verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien her, unterstützte heruntergekommene Arbeiter mit baaren Vorschüssen und erwarb sich endlich auch große Verdienste um die Verschönerung von Rom. Er legte eine Wasserleitung an, ließ mehrere von den Obelisken, die eine Zierde des alten Roms gewesen waren, von dem berühmten Baumeister Fontana wieder aufrichten und vollendete die Kuppel der Peterskirche. Als Oberhaupt der Kirche war Sixtus eifrig auf Erhöhung seines Ansehens bedacht und nahm thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln.

Von den folgenden Päpsten waren zwar manche bemüht, den Kirchenstaat zu vergrößern und die Rechte des heiligen Stuhles gegen die Regierungen der einzelnen Länder zu vertheidigen, aber für das Wohl ihrer Unterthanen thaten sie nichts. Die Regierung der Päpste ging darauf aus, die verschiedenen Rechte der einzelnen Orte und Landschaften des Kirchenstaates zu gleichmäßiger Nichtigkeit herabzudrücken. Doch blieb der Adel mächtig. Druck und Verarmung des Volkes war im Kirchenstaate kaum geringer, als in Neapel; die Bevölkerung nahm ab, einzelne Landstriche, wie die Campagna di Roma, verödeten. Das Licht der Wissenschaften unter dem Scheffel zu halten war die Inquisition thätig. Die meisten Päpste waren geneigt, Bauwerke aufzuführen, aber die staunenswerthen Ueberreste des Alterthums fanden nicht bei allen Päpsten Schirm und Pflege. Der römische Adel trug kein Bedenken, von den Denkmälern des Alterthums Steine zu Neubauten zu nehmen; der Eifer des Volkes für die Erhaltung einiger bedrohten Werke konnte Papst und Adel beschämen. Die Musik hingegen hatte in Rom ihre Pflegestätte. In der Verwaltung der Kirche kehrten die alten Uebel wieder. Nepoten leiteten die Geschäfte und bereicherten sich mit den Einkünften des heiligen Stuhles. Schulden wurden auf Schulden gehäuft, Egoismus und Genußsucht traten von neuem hervor. Die Besetzung der Kirchenämter wurde zu Gelderwerb und Erpressung benutzt und auf Würdigkeit

keine Rücksicht genommen. Die Mitglieder der Curie erhielten drei, vier und mehrere der reichsten Pfründen zu gleicher Zeit. Hierzu kam ein neuer Mißbrauch, indem selbst die Stellen, die man anderweitig vergab, zum Vortheil eines begünstigten mit Pensionen für diesen belastet wurden, so daß die Inhaber der bedeutendsten Stellen oft nur ein dürftiges Auskommen übrig behielten. Nicht bloß die Pläne auf eine allgemeine Herstellung des Katholicismus waren gescheitert, nicht bloß die Protestanten hatten sich behauptet, auch mit den katholischen Regierungen gerieth der päpstliche Stuhl nicht selten in Streit. Besonders klagte der römische Hof über willkürliche Beschränkung der Jurisdiction; allein in den meisten Fällen ohne Erfolg.

Von dem Verfall des italienischen Handels ist bereits mehrmals die Rede gewesen. Die **Venetianer** hielten ihre Herrschaft für sicher gestellt und vertrauten auf die Fortdauer und Zunahme ihres Handels, als gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der tödtliche Streich gegen sie geführt war. Statt nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika's ihren Handel auszudehnen und neue Entdeckungen zu machen, verschmähten sie es sogar, aus den Entdeckungen anderer Völker Nutzen zu ziehen. Als sie die nachtheiligen Folgen des Umschwungs der Dinge erkannten, machten sie vergebliche Anstrengungen den alten Weg aufrecht zu erhalten. Die Erkenntniß kam ihnen nicht eher, als bis alles unwiederbringlich verloren und es zu spät war, als die Schätze Indiens in Lissabon zusammenströmten, und die Entdeckung Amerika's einen gänzlichen Wechsel des Verkehrs zwischen den verschiedenen Theilen der Erde herbeiführte. Verfall des italienischen Handels.

Den Verfall des **genuesischen Handels** bewirkten äußere und innere Ursachen, äußere, wie die durch ihre Nähe doppelt gefährliche Konkurrenz Spaniens und Portugals, sodann der Untergang des griechischen Kaiserthums und der Sieg der Türken, welche auf dem schwarzen Meere keine fremde Macht duldeten; innere, wie die fortdauernden Schwankungen ausgesetzte Verfassung, leidenschaftliche Parteikämpfe und eine intolerante und gewaltthätige Handelspolitik. Hätte Genua außer Kaufleuten auch Staatsmänner gehabt, deren Blick sich zu der Anschauung des weltgeschichtlichen Wendepunktes hätte erheben können, sie würden ihren Landsmann Kolumbus, als er ihnen die Ausführung seines großen Planes zuerst anbot, mit keiner abschlägigen Antwort entlassen haben.

Der engherzige Geist der Ausschließlichkeit, welcher die italienischen Handelsrepubliken nur zu Haß und Feindschaft gegen einander trieb, ließ sie die Gemeinsamkeit eines nationalen Interesses ganz übersehen. Jede Stadt glaubte für sich selbst ein Ganzes zu sein, sie betrachteten sich nicht als Glieder eines Körpers, sie bekriegten und zerstörten sich als unabhängige und einander fremde Mächte. Mangel an Einheit und Kraft des Nationalverbandes, und dies gerade zu einer Zeit, wo große in sich centralisirte und geschlossene Staaten auf die Weltbühne traten, ist eine der wichtigsten Ursachen, weßhalb die Handelsgröße und Blüthe Italiens zu Grunde ging.

Während der Zustand der italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend war, gediehen die geistigen Bestrebungen weit besser, als Die italienische Poesie.

nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Zeit vom Ende des funfzehnten bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts glänzt als das goldene Zeitalter der italienischen Kunst und Literatur, und diese haben folgenreich auf die höhere Bildung von ganz Europa eingewirkt. Das ganze Volk hegte hohe Begeisterung für die Dichtkunst, und diese erreichte mitten in gräßlicher Tyrannei und wilder Zerstörung die höchste Vollendung. Sogar das weibliche Geschlecht suchte und fand Auszeichnung durch die Dichtung. Angesehene Damen waren nicht bloß Dichterinnen, sondern auch gründliche Kennerinnen der alten Sprachen und Literatur und wirkten als Schützerinnen der Kunst und Wissenschaft mächtig ein.

Aus der früheren erzählenden Poesie der Trouveres und Provenzalen bildete sich in Italien im späteren Mittelalter eine Art Volksgesang. Die italienische Bänkelsängerei wandernder Rhapsoden nahm ihren Stoff vorzugsweise aus der Geschichte Karl's des Großen und schuf aus diesen Sagen ein ungeheures Material. Einzelne dieser, in Prosa oder in Versen niedergeschriebenen Sagen wurden bereits im funfzehnten Jahrhundert gedruckt. Die Verfasser dieser Volkspoesien dichteten für Italiener, welche an einer Mischung des Ernsten mit dem Possenhaften wenig Anstoß nahmen. Luigi Pulci, ein munterer und gebildeter Mann, hörte gern die mit komischen Einfällen untermischten Erzählungen von den wunderlichen Heldenthaten der Paladine Karl's des Großen und es entstand so in ihm der Gedanke eines tragisch-komischen Heldengedichts, des Morgante Maggiore. Pulci besingt, gleich den Bänkelsängern, über deren Ernst er sich lustig macht, die Thaten Roland's; er verspottet aber sowohl das Göttliche als das Menschliche, und das Spöttische und Ironische in seinem Gedichte ist ebenso meisterhaft, als das eingemischte Große und Erhabene. Pulci macht es wie die Sänger, welchen er folgt, er mischt die heiligsten Gesänge der Kirche, die schönsten Stellen der heiligen Schrift unter die profansten Verse und schließt jeden Gesang mit einer Art Gebet oder mit dem Missa est, welches auch die Sänger auf den Straßen gebrauchten. Man nennt diese Art von komischer oder vielmehr ironischer Travestirung des Romantischen, welche im Morgante Maggiore ihre Vollendung fand, burlesk (von burla, Possen).

Man wünschte damals in Italien ein episches Gedicht nach dem Vorbild der Alten. Ein sehr gelehrter Mann, Matthias Maria Bojardo, Graf von Scandiano, unternahm es alle Rolandssagen in ein einziges Gedicht zu vereinigen und so ein italienisches Epos zu schaffen. Bojardo brachte aus den Volksdichtungen von Karl's des Großen Paladinen einen so bedeutenden Stoff zusammen, daß er sein Heldengedicht, den verliebten Roland nicht vollenden konnte. Deshalb arbeitete Francesco Berni (1490—1536) Bojardo's Werk um. Er entfernte die schlechten Verse bearbeitete die andern und behielt die naive und nationale Art der Erzählung bei, schob aber Sentenzen und besonders viele Witze ein. Noch glücklicher war in der Bearbeitung desselben Stoffes Ludovico Ariosto (1474—1533). Er hat auch den scherzhaften, oft ironischen Ton der erzählenden Volkspoesie beibehalten und stellt uns in seinem rasenden Roland ein großes mannigfach bewegtes Bild einer reich geschmückten Wunderwelt vor Augen, in dem Ernst und Scherz kühn und großartig gemischt sind. Das Verlangen der italienischen

Gelehrten und der vornehmen Welt, welche eine Epopöe in Virgil's Manier wünschten, erfüllte Torquato Tasso (1544—1595). Sein mit tiefem Gefühl und frommer Begeisterung gedichtetes befreites Jerusalem zeigt ihn besonders als Vollender der Form und Meister der dichterischen Sprache. Wenn er schon in seinem befreiten Jerusalem Dante's Kraft und Ariosto's Natürlichkeit verschmähte, das Weiche dem Kräftigen, das erkünstelte Gefühl dem Natürlichen vorzog, so schadete er durch seine Hirtengedichte dem reinen italienischen Geschmack, wie Geßner durch seine Idyllen dem deutschen, gerade weil beide Dichter der Sprache und der Form völlig mächtig waren. Im Schäfergedicht war dem Tasso schon der Neapolitaner Sannazaro (1458—1530) vorausgegangen. Dessen in Versen und in Prosa geschriebener Schäferroman Arkadia, in welchem der Dichter seine eigene Liebesgeschichte erzählt, fand besonders bei klassisch-gebildeten Männern seiner Zeit großen Beifall und beweist, daß die schöpferische Kraft der Poesie der Künstelei gewichen und die Gelehrsamkeit dem Geschmacke verderblich geworden war. Da nun damals alle Höfe der italienischen Mode huldigten, so fand das Wohlgefallen an erkünstelter Natürlichkeit und an rhetorischer Ueberladung auch in der Poesie anderer Völker Eingang. Guarini's treuer Hirt (Pastor fido) wurde als ein Meisterstück bewundert, enthält aber nur in leichter und zierlicher Weise erzählte ganz gewöhnliche Liebesabenteuer der Höfe. Die in übertriebener Bildersprache geschriebenen Schäfergedichte des Ritter Marino verbreiteten diesen Geschmack auch in Frankreich. Die italienische Poesie ging, wie die griechische zur Zeit des Euripides, vom Natürlichen zum Gekünstelten und Gezierten, vom Genialen zum Rhetorischen, Deklamatorischen und Sentimentalen, von der kräftigen Rede zu einer breiten, buntfarbigen Sprache, von der Philosophie zur Sophistik über. Die Ausartung des Geschmackes in Italien wurde besonders dadurch veranlaßt, daß man ohne Beachtung der Volksthümlichkeit alle Dichtungsarten der Alten nachzuahmen und wiederherzustellen sich bemühte.

Es wurden viele Komödien nach dem Vorbilde der Alten und auch Tragödien nach den Regeln des Aristoteles geschrieben, aber diese an dichterischem Werth größtentheils unbedeutenden Stücke gelangten nur an den Höfen zur Aufführung. Zu den besten Komödien gehörten die von Aretinus, Ariosto und Macchiavelli. Das Volk fand nur Gefallen am Possierlichen und an der Stegreifkomödie (Bd. II. S. 556). In diese Zeit fällt die Entstehung der Oper, indem in den Schäferspielen ganze Scenen mit musikalischer Begleitung gespielt wurden.

Zu einer Zeit, wo nur an den Höfen und in den Kreisen der hohen Aristokratie Bildung und Geschmack zu finden waren, wo jede ketzerische Aeußerung, jedes revolutionäre Wort streng verboten war und hart bestraft wurde, fanden die frevelhaftesten und unsittlichsten Satiren ein großes Publikum. An Unverschämtheit und Gemeinheit übertraf alle Satirendichter Peter Aretinus, ein liederlicher, boshafter Mönch. Er erlangte in jener Zeit, wo Witz und Bosheit für Genie galten, einen ausgebreiteten Ruf. Leo X. gab Aretin, an dessen schmutzigen Gedichten er Gefallen fand, ein Aemtchen, Franz I. schenkte ihm eine Ehrenkette und Karl V. behandelte ihn mit Aufmerksamkeit. Aretin war ebenso

prahlerisch und gemein, als boshaft, beißend und im Ausdrucke gewandt und dabei mit allen Schwächen seiner Zeit und mit allen Lastern der vornehmen Welt bekannt; er verletzte durch seine giftigen Angriffe und Pasquille immer denjenigen, der ihm nicht schaden konnte, und lieh dem seinen Stachel, der ihn reichlich beschenkte. Sein früherer Freund und nachheriger Gegner Nicolo Franco trieb dieselbe ärgerliche und gotteslästerliche Schriftstellerei. Beide belustigten durch empörend schmutzige, ungezogene und gemein schimpfende Satiren, die sie gegen einander schrieben, das vornehme Publikum. Ein anderer Satirendichter Teofilo Folengo war der Erfinder der maccaronischen Poesie, in welcher lateinische und italienische Wörter verbunden werden.

Geschichtschreibung, Mathematik und Naturwissenschaften.

Während des funfzehnten Jahrhunderts schrieben gelehrte Italiener die Geschichte ihres Vaterlandes in lateinischer Sprache. Das geschah auch noch im sechzehnten Jahrhundert. Ausgezeichnete Männer schrieben aber auch die Geschichte in der Muttersprache, sie bearbeiteten dieselbe rhetorisch, sophistisch und politisirend. Das that vor allen der berühmte Florentiner Nicolo Macchiavelli (1469—1527). Er war Staatssekretär der Republik Florenz und leitete auch als Gesandter die wichtigsten Geschäfte. In seinen Gesandtschaftsberichten zeigt er die ganze Feinheit eines gebildeten Italieners und die Gelehrsamkeit eines Kenners der Alten, aber auch die Verschlagenheit einer sophistischen, der Treue, Wahrheit und Religiosität ermangelnden Generation. Nach der Rückkehr der Medicis (1512) wurde er von den Geschäften entfernt und in eine schwere Untersuchung verwickelt, und mußte sogar die Folter erdulden. Als er wieder in Freiheit gesetzt war, wandte er seine Muße auf schriftstellerische Arbeiten. Diese zeigen sein großes Genie und seine große Fähigkeit der Darstellung und sind in einem hinreißenden Stile geschrieben, es liegt ihnen aber der trostlose Gedanke zu Grunde, daß es in menschlichen Dingen weder auf Religion, noch auf Moral, sondern allein auf Klugheit und Macht ankomme. In seinen Betrachtungen über Livius stellt er die römischen Einrichtungen als unübertrefflich dar; in den sieben Büchern vom Kriege sucht er seine Landsleute aus dem Schlummer der Weichlichkeit zu erwecken; auch in seiner Florentinischen Geschichte verfolgt er mehr einen politischen Zweck, als den historischen der ungekünstelten und ungeschminkten Darstellung. Dieser Zweck ist an sich gut; Macchiavelli weist seinen Landsleuten nach, daß physisches Erschlaffen und moralischer Tod eng mit einander verbunden sind, und daß alle Staaten nur so lange blühen, als Einfalt der Sitten in ihnen besteht und Luxus und Reichthum einiger wenigen Bürger nicht die Kraft des Volkes gelähmt haben. Von Macchiavelli's übrigen Arbeiten ist die berühmteste, die Belehrung für einen Fürsten, der eine angemaßte Gewalt behaupten will. — Francesco Guicciardini hat die Geschichte Italiens von 1494—1532 geschrieben; er zeichnet sich durch Menschenkenntniß, scharfen Blick, edeln Sinn und Kenntniß der Alten aus, nicht zu loben ist seine Breite und sein überaus künstlicher und verwickelter Periodenbau.

Das Studium der Alten regte schon im funfzehnten Jahrhundert in Italien zur Wiederbelebung der Mathematik und Naturwissenschaften an. Es erwachte ein allgemeines Interesse für Botanik, und es wurden

große botanische Gärten angelegt. Auch das gesammte Gebiet der Naturgeschichte wurde in geistreicher Weise betrieben. Die Anatomie wurde damals erst zu einer Wissenschaft. Der große Anatom Andreas Vesalius (S. 199) lehrte die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zu Padua. Neben ihm ist Gabriele Falloppia aus Modena und Bartolomeo Eustachi, besonders wegen seiner anatomischen Abbildungen, zu nennen. Die Geometrie wurde gleichsam neu geschaffen, indem der ganz vergessene Euklid wieder hervorgezogen, erklärt und erweitert wurde. Die Algebra wurde so weit gebracht, daß alles, was man später hinzugefügt hat, leichter zu finden war. Die Astrologie des Mittelalters wurde durch das Bedürfniß der italienischen Seefahrer zur Astronomie umgeschaffen. Die Perspektive, die Optik und die Akustik wurden in Verbindung mit Baukunst und Malerei, mit Musik und Schauspielkunst theoretisch und praktisch betrieben. Zu Pisa war Galileo Galilei (1564—1642) geboren, welcher sich durch seine vielen Entdeckungen den Namen des Vaters der neueren Physik erworben hat. Er entdeckte die Gesetze des Pendels, erfand die hydrostatische Wage, machte interessante Beobachtungen über den Magneten und eine Reihe wichtiger astronomischer Entdeckungen. Seine Vertheidigung des copernikanischen Weltsystems zog ihm die Verfolgung der Jesuiten zu, und von der Inquisition verdammt, mußte der hochbetagte Greis die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend und die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abschwören.

Die Kunst in Italien.

Fast gleichzeitig mit dem Erwachen des wissenschaftlichen Strebens in Italien hatte auch die Kunst und besonders die Malerei einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Maler in Toskana und besonders in Florenz lernten durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspektive, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrer Kunst immer freier bewegen. Die frühere Zeit des sechzehnten Jahrhunderts zeigt in Italien die großartigen und vollendeten Resultate des gesteigerten Strebens, die sich zugleich mit dem erhabensten geistigen Schwunge vereinigen. Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zeigt eine allgemeine Verbreitung jener gediegenen Darstellungsweise, doch meistens nur ihrer äußerlichen Elemente, während die hohe innere Kraft nachließ. Ein neuer Aufschwung beginnt mit dem siebzehnten Jahrhundert, aber nicht in der großartigen Idealität wie in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Glanzperiode der italienischen Malerei eröffnet Leonardo da Vinci (1452—1519); er war von einem forschenden Geiste und von der vielseitigsten Schöpferkraft beseelt; in allen Künsten und Wissenschaften erfahren, wußte er ebenso scharf das Leben der Seele, wie das des Körpers bis in die letzten Endpunkte hinab zu durchdringen und in seinen Gebilden darzustellen. — Michael Angelo Buonarotti (1474 bis 1564) umfaßte mit seinem Riesengeiste Sculptur, Malerei und Baukunst und schuf in allen drei Künsten kolossale Meisterwerke. Seine großartigsten, freisten und edelsten Leistungen gehören der Malerei an, obgleich er diese nicht als sein Hauptfach betrachten wollte. Auch geht seine Behandlung in der Malerei mehr auf eine plastische, als auf eine malerische

Wirkung hinaus. Die Würde und Erhabenheit seiner Gestalten flößen Staunen und Ehrfurcht ein. — Das höchste Ziel der Kunst erreichte Raphael Sanzio von Urbino (1483—1520), von seinen Zeitgenossen der Göttliche genannt. Indem Raphael benutzte, was die großen Meister der Kunst bereits errungen hatten, was an künstlerischer Vollendung die Denkmäler des klassischen Alterthums darboten, gelangte er, durch rüstiges Streben und von den glücklichsten Verhältnissen emporgetragen, dahin, die göttliche Schönheit, die seiner inneren Anschauung vorschwebte, dem Auge der Menschen zu offenbaren. Seine Werke tragen das Gepräge der höchsten Vollkommenheit. Sie stehen in ihrer Form der Antike zur Seite, aber sie sind zugleich von dem milden Geist des Christenthums beseelt, und umgekehrt zeigen sie das tiefsinnige Streben des letzteren zur klarsten, klassischen Ruhe umgestaltet. — Antonio Allegri, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Correggio genannt (1494—1534) war mit der tiefsten und feinsten Empfindung begabt, und seine Bilder wurden der unmittelbare Ausdruck derselben; er weiß in ihnen die seligste Lust einer paradiesischen Welt, die vollste Inbrunst der Liebe und nicht minder den erschütternsten Schmerz dem Auge darzustellen. Seine Köpfe zeigen eine so selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Dabei ist eine wunderbare Verklärung über seine Gestalten ausgegossen; ein reiner Aether umgiebt sie. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Wiederscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vortheil aus derselben zu ziehen verstanden. — In Tiziano Vecellio (1477—1576) erreichte die venetianische Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung. Seine Bilder sind von unübertrefflicher Lebendigkeit und Naturwahrheit, sie zeichnen sich durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung der Farben aus.

Diesen großen Meistern standen viele andere würdig zur Seite. Doch sank im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die Malerei in Italien, zum großen Theil durch mißverstandene Nachahmung jener großen Meister. Besonders schadete Michael Angelo kleineren Geistern, welche durch Uebertreibung ihren Werken seinen Geist einzuhauchen meinten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts nahm die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, einen neuen Aufschwung.

Auch die Bildhauerkunst erreichte im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ihren Glanzpunkt. Sie wurde besonders durch das Studium der Antike gefördert. Der italienischen Kunst dieser Zeit ist im Allgemeinen eine gewisse Großheit des Sinnes eigen, welche dem Studium der Antike ihre vorzüglichste Nahrung verdankt. Andrea Contucci, genannt Sansovino, und Michael Angelo sind die größten Meister. Die Werke des letzteren haben ein eigenthümliches, hochgewaltiges Gepräge, sie bilden den höchsten Glanzpunkt der neueren Skulptur. Da aber Michael Angelo auch da nach einem gewaltigen Eindrucke strebte, wo dieser mit dem Gegenstande nicht im Einklange war, auf Kosten der Wahrheit, so beginnt mit ihm auch schon der Ver-

fall der Kunst, und die Nachahmung seiner großartigen Kunstwerke hat späteren Künstlern geschadet.

Die moderne Baukunst beruht, wie wir bereits (S. 166) gesagt haben, auf der Wiederaufnahme der antiken Bauformen und zwar vorzugsweise der römischen. Da aber diese für die Bedürfnisse der neueren Zeit nicht paßten, so wandte man sie nur äußerlich zum Schmuck an. Italien erscheint als die Wiege der modernen Architektur; die Werke, welche dort ausgeführt wurden, blieben fast ausschließlich das Vorbild für die architektonischen Unternehmungen der übrigen Länder. Der berühmte Bramante zeigt den Uebergang von der romanischen Architektur zur strengen Nachahmung der Antike. Die Architekten, welche sich an ihn anschlossen, zeigen bei strenger Befolgung der Regeln des antiken Stiles eine geschmackvolle und würdige Behandlungsweise. Dagegen erlaubte sich Michael Angelo, von dem Verlangen nach malerischer Wirkung getrieben, die antiken Formen nach Laune und Willkür umzugestalten und öffnete dadurch den Ausartungen der folgenden Zeit das Thor.

---

9) England vom Tode Heinrichs VII. bis zum Ausgange des Hauses Tudor.

Mit Heinrich VII. (Bd. II. S. 531) hatte die Familie Tudor den Thron von England bestiegen. Durch Heinrich VII. wurden die Freiheiten der Geistlichkeit beschränkt, der Adel verlor seine frühere Bedeutung, der Handel hob sich und es wurde der erste Grund zur Seemacht Englands gelegt. Heinrich war thätig und von scharfem Verstand, aber er hatte durch Habsucht und Rachgier die Liebe seiner Unterthanen verscherzt. Sein Sohn Heinrich VIII. (1509 — 1547) erbte als ein achtzehnjähriger Jüngling einen fest gegründeten Thron. Der junge König, ehrsüchtig, eitel, kühn und unternehmend, besaß ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn und eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, bald wieder bei einem unbedeutenden Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Er hatte eine wissenschaftliche Erziehung erhalten und für ihn waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend. Gleich nach seiner Thronbesteigung vermählte sich Heinrich VIII. mit der Wittwe seines Bruders Arthur, Katharina von Aragon. In den ersten Jahren überließ Heinrich VIII. die Regierung seinen Ministern und gab sich seiner Nei- Heinrich VIII.

gung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Gelage folgten einander im raschen Wechsel. Der lebenslustige König streute mit vollen Händen die von seinem geizigen Vater gesparten Schätze aus. Ein junger Geistlicher, Namens Wolsey, der Sohn eines Fleischers, wurde aus einem munteren Tischgenossen der Vertraute und der einzige Rathgeber des Monarchen. Durch rastlose Thätigkeit, durch Schlauheit und einschmeichelndes Wesen stieg er immer höher in der Gunst seines Herrn und von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern. Wolsey war nicht bloß Kanzler des Reiches und Erzbischof von York, sondern er besaß auch das reiche Bisthum Winchester und eine Menge anderer Pfründen; der Papst glaubte einen so vielgeltenden Mann sich verbinden zu müssen und erhob ihn zum Kardinal und später auch zu seinem Legaten; der König Franz I. von Frankreich und der Kaiser Karl V. schmeichelten dem Ehrgeize Wolsey's und zahlten diesem bedeutende Jahrgelder. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer schwindelnden Höhe emporgestiegenen Wolsey, sich mit königlicher Pracht zu umgeben.

Die Stellung Heinrichs VIII. befähigte ihn, in den politischen Verflechtungen und den Kämpfen zwischen den größeren Mächten Europa's das schiedsrichterliche Amt auszuüben. Bei seinem Mangel an scharfsinniger Einsicht, an ruhiger Abwägung der Verhältnisse, nur von seinem Hochmuthe und Eigensinn und von dem feilen Wolsey geleitet, griff er planlos in die Kriege ein. Zuerst verschwendete er unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII. In dem Kampfe zwischen Franz I. und Karl V. stand Heinrich VIII. erst auf der Seite des Kaisers, dann auf der Seite des Königs und trat in den letzten Jahren des Streites wieder zu Karl V. über. Auch mit Schottland führte er mehrere Kriege, gleichfalls ohne Nachdruck und ohne Erfolg. In seinem Reiche übte Heinrich eine fast unumschränkte Macht. Da zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendung die vom Parlamente bewilligten Summen nicht ausreichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, die freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obgleich sonst ihr Ansehen wie das des Papstes noch unerschüttert dastand. Als in Deutschland die Reformatoren ihre Stimme erhoben, ließ Heinrich VIII. sich vom Ehrgeize verlocken, sich in den theologischen Streit zu mischen, und schrieb gegen Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft eine lateinische Abhandlung, besonders zur Vertheidigung der sieben Sacramente. Heinrich VIII. wollte sich vom Papste einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken und erhielt auch den Titel Beschützer des Glaubens.

Das gute Vernehmen mit dem Papst störten Heinrichs VIII. häusliche Verhältnisse. Heinrich lebte in keiner glücklichen Ehe mit Katharina von Aragon. Die Königin war 6 Jahre älter als er; sie hatte ihm eine Tochter, die nachherige Königin Maria, aber keinen Sohn geboren. Nun ist die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte verboten, der Papst hatte zwar Dispensation ertheilt, aber Heinrichs wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken. In dieser Gemüthsstimmung lernte der König ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn bezauberte.

In seiner Leidenschaftlichkeit beschloß er, sie auf den Thron zu erheben. Der Papst konnte die Trennung der ersten Ehe aussprechen, und Heinrich VIII. trug 1527 auf Scheidung an. Der Papst Clemens VII. war aber durch Rücksichten auf den Kaiser Karl V. gebunden, und dieser, dessen Tante Katharina war, widersetzte sich entschieden der Scheidung. Auch Katharina weigerte sich bei einem 1529 in England angestellten Rechtsverfahren in die Scheidung zu willigen und appellirte an den Papst. Der Unwille des Königs über diese Verzögerung traf zunächst den Kardinal Wolsey, der seiner Aemter und Würden entsetzt wurde. Auf den Rath des Doctor Cranmer, der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde, ließ Heinrich VIII. Gutachten von den berühmtesten Universitäten über die Rechtmäßigkeit der Scheidung einholen. Da diese Gutachten meistens nach dem Wunsche des Königs ausfielen, so sprach dieser, als Haupt der Kirche in England, sich selbst von den Banden der Ehe los und vermählte sich 1532 mit Anna Boleyn. Ein 1533 von Thomas Cranmer eröffnetes Gericht hob durch ein förmliches Erkenntniß die frühere Ehe als eine ungesetzliche auf und bestätigte die mit Anna eingegangene Verbindung. Anna wurde in demselben Jahre von einer Tochter, Elisabet, entbunden.

Auch in England hatten die Reformationsideen Beifall und Verbreitung gefunden und auch hier erschollen laute Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und die kirchlichen Mißbräuche. Mit Zustimmung der Geistlichkeit und des Parlaments erklärte sich Heinrich VIII. für das Oberhaupt der Kirche und forderte von allen Unterthanen Anerkennung seines Supremats und den Suprematseid. Das Parlament verbot bei Lebensstrafe jeden Briefwechsel mit dem Papste sowie alle Geldsendungen nach Rom, und verhängte über jeden, der am geistlichen Supremat des Königs oder an der Rechtmäßigkeit von dessen zweiter Ehe zweifle, die Strafe des Hochverraths. Auch verordnete das Parlament, daß Heinrichs Tochter von Katharina, Maria, wegen der Nichtigkeit der Ehe ihrer Mutter zur Nachfolge unfähig und dagegen die Tochter der Anna Boleyn, Elisabet, zu derselben berechtigt sei. Mit nachsichtsloser Strenge wurden alle Geistlichen bestraft, welche den kirchlichen Primat des Königs nicht anerkannten. Der frühere Kanzler, der treffliche Thomas Morus, und der greise Bischof von Rochester, Johann Fischer, welche den Suprematseid und den Successionseid für Elisabet zu leisten sich weigerten, wurden hingerichtet. Der Papst Paul III. sprach 1535 den Bann über Heinrich VIII. aus, belegte ganz England mit dem Interdicte und erklärte die Tochter Annas für unecht.

Stolz auf seine theologische Gelehrsamkeit und gegen Luther durch dessen heftiges Benehmen erbittert, richtete Heinrich VIII. seine Reformation mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche, deren Dogmen er meistens beibehielt. Die Verfolgung traf die entschiedenen Protestanten ebenso wie die Anhänger des Papstes. Die Katholiken erkannten, daß von der Verleugnung der päpstlichen Oberhoheit von Seiten des Königs nur ein Schritt bis zur Annahme des Protestantismus sei. Deshalb predigten Bettelmönche gegen Heinrich VIII., obgleich dieser den Glaubenssätzen der Protestanten keineswegs geneigt war. Das leidenschaftliche Benehmen der Mönche bot die Veranlassung zu einer Untersuchung der Klöster. Die mit derselben Beauftragten schilderten die Klöster

als Sitze einer so großen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß deren Aufhebung gerechtfertigt erschien. Zuerst wurden die kleineren, dann auch die größeren Klöster eingezogen, und innerhalb dreier Jahre war der König im Besitz aller geistlichen Güter des Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifte und Kapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte gegen 161,100 Pfund betrugen. Man ging bei der Aufhebung mit eben so großer Barbarei als Zerstörungslust zu Werke. Eine große Zahl der schönsten Kirchen, Gebäude und Kunstwerke wurde zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften zerschlagen, verschleudert oder verbrannt. Von den großen Reichthümern, die dem König zufielen, blieb sehr wenig übrig, denn das Meiste verschenkte der König an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Durch die unbesonnene Verschwendung brachte sich der König sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern durch die Besteurung derselben gehabt hatte. Heinrich VIII. bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu sein, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Er ließ 1539 von dem Parlament ein Gesetz geben, welches das der sechs Artikel hieß. Diese sechs Artikel setzten fest: die Transsubstantiation im Abendmahl, das Abendmahl ohne Kelch für die Laien, die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde, die Nützlichkeit der Privatmessen, die Ohrenbeichte, das Cölibat der Geistlichen. Wer die Anerkennung dieser Artikel verweigerte, wurde schonungslos hingerichtet, der Katholik wie der Protestant.

Auch in Irland wurde 1536 durch das Parlament die Appellation nach Rom untersagt und der König zum Oberhaupte der Kirche erklärt. Durch einen Beschluß des irischen Parlaments wurde 1541 Irland, das bis dahin die Könige von England als ein Lehen des päpstlichen Stuhles besessen hatten, für ein Königreich erklärt. Seitdem wurden auch hier die Klöster eingezogen und zum Krongut geschlagen. Doch zeigte sich auf dieser Insel der Widerstand der Katholiken kräftiger als in England.

Heinrich VIII. war Reformator geworden, um sich mit Anna Boleyn zu vermählen. Als er sie besaß, schwand seine Leidenschaft. Das freie Benehmen der Königin gab Gelegenheit, sie der Untreue anzuklagen. Sie wurde 1536 enthauptet. Am Tage nach der Hinrichtung vermählte sich Heinrich mit dem Hoffräulein Johanna Seymour. Diese starb 1537, nachdem sie einen Sohn, Eduard, geboren hatte. Heinrich heirathete nun die protestantische Prinzessin Anna von Cleve, trennte sich aber bald wieder von ihr, weil ihre Plumpheit seinen Widerwillen erregte. Wenige Wochen nach der Scheidung verehlichte sich Heinrich mit Katharina Howard. Diese wurde 1542 enthauptet, unter der Anklage der Untreue; erwiesen war nur die Unsittlichkeit vor ihrer Vermählung. Zum sechsten Mal vermählte sich Heinrich mit der Wittwe Katharina Parr. Diese entging nur durch ihre Klugheit der Gefahr, wegen protestantischer Ansichten hingerichtet zu werden.

Heinrich VIII. gründete eine anglikanische Kirche, welche sich von der römisch-katholischen nur in dem Punkte des Kirchenregiments unterschied. Er ließ diejenigen als Ketzer verbrennen, welche die Lehren der Reformatoren bekannten, und diejenigen als Verräther hängen, welche

die Autorität des Papstes anerkannten. Seine Tyrannei traf außer den Dissidenten zunächst den hohen Adel. Das Parlament wurde durch ihn geknechtet; jeder Widerspruch gegen den königlichen Willen galt für Hochverrath. Trotz seines Despotismus besaß Heinrich die Liebe des Volkes, weil er den Bürgern freien Zutritt gestattete und mit Offenheit zu ihnen sprach. Heinrich VIII. starb 1547.

Da Eduard VI. (1547—1553), Heinrichs Sohn, noch nicht zehn Jahre alt war, so leitete ein Rath von 16 Personen die Regierung, bis, um Einheit in die Verwaltung zu bringen, Lord Seymour, Herzog von Sommerset, ein Oheim des Königs, vom Rath zum Protektor ernannt wurde. Bei Sommersets Hinneigung zur neuen Kirche wurde die Reformation begünstigt und der junge König nur von Protestanten umgeben. Die Privatmesse und die Anrufung der Heiligen wurde abgeschafft, die Ohrenbeichte für gleichgültig erklärt, der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt, sowie die Priesterehe verstattet. Sommerset, welcher durch seinen Stolz allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, wurde 1549 durch den Grafen Warwick gestürzt, später, als er die Gunst des Königs wieder erlangt hatte, nochmals angeklagt und 1552 hingerichtet. Der zum Herzog von Northumberland ernannte Warwick besaß nun alle Gewalt. Auch unter ihm fuhr Cranmer fort, die Lehre und den Kultus von den Resten des papistischen Systems zu reinigen. Zwei und vierzig Artikel wurden als Inbegriff des neuen Glaubens allen Engländern vorgeschrieben. Northumberland bemühte sich die Krone an sein Haus zu bringen. Er bestimmte den schwächlichen König mit Uebergehung seiner beiden Schwestern Maria und Elisabet, die schöne und tugendhafte Johanna Gray, eine Enkelin der jüngeren Schwester Heinrichs VIII., in seinem Testament zu seiner Nachfolgerin zu ernennen. Mit Johanna Gray vermählte Northumberland seinen vierten Sohn Guilford Dudley. Bald nachher starb Eduard VI. 1553. Eduard VI.

Northumberland berief alsbald Johanna Gray nach London und machte sie mit Eduards letztem Willen bekannt. Die bescheidene, erst sechzehn Jahr alte Frau hörte staunend die Erörterungen Northumberlands; dann bat sie wehmüthig, sie nicht aus dem stillen häuslichen Glücke durch den Glanz einer Krone zu locken, auf welche zwei Töchter Heinrichs VIII. unbestreitbares Recht besäßen. Doch durch die dringenden Vorstellungen ihres Gemahls bewogen, begab sie sich, dem Herkommen gemäß, nach dem Tower, wo alle Räthe sich einzufinden gezwungen waren, und setzte die Krone auf ihr Haupt. Ihre Regierung dauerte jedoch nur neun Tage. Als Herolde in den Straßen von London Johanna als Königin ausriefen, wurde kein Laut des Jubels gehört. Denn Northumberland war verhaßt und das Recht Maria's auf die englische Krone fast unbestritten. Maria.

Maria war wegen ihrer Mutter und wegen ihrer fanatischen Anhänglichkeit an die katholische Religion wie eine Gefangene behandelt worden. Jetzt wurde sie von dem Graf Arundel, welcher heimlich Katholik war, von allem, was in London vorging, unterrichtet. Sie beseitigte die wegen ihres Eifers für den Katholicismus im Volke vorhandenen Besorgnisse durch die Erklärung, daß sie die Kirchengesetze Eduards VI.

in voller Kraft erhalten wolle, und wurde in der Grafschaft Suffolk als als die rechtmäßige Herrscherin anerkannt. Der Adel strömte ihr zu, die Heerführer huldigten ihr, und in kurzem stand sie an der Spitze einer bedeutenden Macht. Northumberland brachte in Eile etwa 6000 Mann zusammen und zog Maria entgegen. Kaum hatte er aber London verlassen, als der Staatsrath, der Adel und die Bürger von London Maria als Königin anerkannten. Johann Gray kehrte zu ihren Eltern zurück. Northumberland mußte sich ergeben und starb auf dem Blutgerüste.

Trotz der gegebenen Zusicherung war Maria entschlossen den Katholicismus in England wieder herzustellen. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden wieder in ihre Stellen eingesetzt. Das Parlament hob die Religionsgesetze Eduards VI. wieder auf. Zwei der päpstlichen Religion eifrig ergebene Bischöfe, Gardiner und Bonner waren Rathgeber der Königin. Das Volk war sehr unzufrieden, und es brach ein Aufstand aus. Dieser wurde von den königlichen Truppen unterdrückt und viele mußten das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßen. Auch der Herzog von Suffolk, der Vater der Johanna Gray, diese selbst und deren Gemahl wurden hingerichtet. Auch die Prinzessin Elisabet wurde beschuldigt, um die Verschwörung gewußt zu haben, und in den Tower gebracht. Man konnte jedoch keine genügenden Beweise für ihre Schuld aufbringen; sie wurde aus der Haft entlassen und auf einem Landsitze streng bewacht.

Um die Hand Maria's warb für den Infanten Philipp Karl. V. Die Vermählung wurde 1554 vollzogen und erregte in England große Erbitterung. Um die Besorgnisse und den Unwillen der Engländer zu beschwichtigen, wurde in dem Ehevertrage festgesetzt, daß Philipp zwar den Titel eines Königs von England führen, die Regierung aber der Königin ganz überlassen bleiben, kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen solle. Doch wurde das englische Volk durch diese Zusicherungen nicht beruhigt. Philipp, der sich kalt, abgemessen und zurückhaltend benahm, vermochte bei seiner Anwesenheit in England nicht die Herzen der Engländer für sich zu gewinnen. Maria hatte eine traurige Jugend verlebt; sie fühlte, daß die Natur sie mit keinen Reizen ausgestattet habe; sie war elf Jahre älter als Philipp; sie suchte deßhalb den von ihr heiß geliebten Gemahl durch Befriedigung seines Ehrgeizes an sich zu ketten. Auf ihren Betrieb erfolgte 1554 die Aussöhnung und Wiedervereinigung Englands mit dem römischen Stuhle. Nun begann die blutige Verfolgung der Nichtkatholischen. In den nächsten drei Jahren starben gegen 300 Protestanten auf dem Scheiterhaufen. Eine Menge Kirchendiener wurden verbrannt, neue Folterqualen sinnreich erfunden. Aber kein Märtyrer wurde verbrannt, der nicht viele zu seinem Glauben bekehrte. Schwache Frauen scheuten den Tod für den Glauben nicht. Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, der Bischof von London, machte sich sogar ein Vergnügen daraus, die Ketzer eigenhändig zu geißeln. Cranmer, der Hauptbeförderer der Reformation unter der vorigen Regierung, saß drei Jahre gefangen und ließ sich durch trügerische Hoffnung zur Abschwörung seines Glaubens bewegen. Dann aber hieß es, ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Auf

dem Scheiterhaufen klagte der sechzigjährige Greis sich an, daß er in einem Augenblick von Schwäche die Wahrheit verleugnet habe, und starb mit großer Standhaftigkeit.

Philipp hatte bereits 1555 England wieder verlassen. Er schrieb nur an die Königin, um Geld von ihr zu erhalten. Um seine Wünsche zu befriedigen, nahm Maria zu gewaltsamen Erpressungen ihre Zuflucht. Als Philipp mit Frankreich in Krieg gerieth, besuchte er 1557 Maria wieder und erreichte, daß England an dem Kriege Spaniens gegen Frankreich Theil nahm. Die Folge davon war der Verlust von Calais, auf dessen Besitz seit 200 Jahren die Engländer mit Stolz geblickt hatten. Kalt und finster ging Maria durch das Leben, Gram nagte an ihrer schwächlichen Gesundheit, der unglückliche Erfolg des Krieges, der Haß ihres Volkes, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Sorge um Aufrechterhaltung des Katholicismus nach ihrem Tode. Sie starb 1558.

Als Maria starb, war das Parlament versammelt und ließ durch Herolde Elisabet als Königin von England ausrufen. Elisabet (1558 bis 1603) kam sogleich nach London und wurde von dem Volke mit rauschendem Jubel empfangen. Sie war damals 25 Jahre alt, mehr einnehmend, als schön; sie hatte große, sprechende Augen und goldfarbiges Haar; sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Elisabet hatte eine traurige Jugend verlebt; ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, ihre Stiefmütter und zuletzt ihre Schwester hatten sie unter hartem Druck gehalten; aber die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglücke noch mehr gestählt worden. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt und die alten Sprachen mit solchem Erfolg getrieben, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb. Auch Französisch, Italienisch und Deutsch sprach sie. Elisabet gelangte unter den bedenklichsten Umständen auf den Thron; Protestanten und Katholiken standen sich feindlich gegenüber; erstere waren in Sekten gespalten, letztere hatten die Autorität des Staates und der herrschenden Kirche für sich. Durch die Entdeckungen neuer Länder hatte der Handel an Umfang gewonnen; aber mit der Erweiterung der Bildung war auch das Verlangen nach einer freieren Verfassung rege geworden, während zugleich der Strom der Reformation über die Ufer zu brechen drohte. Seit Heinrich VIII. war der Staatsschatz erschöpft; England in Krieg mit Frankreich und Schottland verwickelt.

Elisabets erste Regierungszeit. Ihre Stellung zu den kirchlichen Parteien.

Kaum hatte Philipp von Spanien die Nachricht vom Tode seiner Gemahlin Maria erhalten, als er um Elisabets Hand anhielt. Aber Elisabet, die von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit befürchtete, wollte am wenigsten dem ihren Unterthanen verhaßten Philipp ihre Hand reichen. Sie wies diese wie alle folgenden Bewerbungen auswärtiger Fürsten und englischer Großen zurück. Auf die wiederholten Vorstellungen des Parlaments und ihrer Räthe, welche um der ruhigern Thronfolge willen die Vermählung der Königin wünschten, erwiederte sie: England sei ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn. Und doch war Elisabet nicht frei von weiblicher Eitelkeit; sie hörte es selbst bei vorgerückten Jahren

gern, wenn sich in die Huldigung ihrer glänzenden Eigenschaften zarte Schmeicheleien mischten.

Elisabet ernannte William Cecil, nachherigen Lord Burleigh, zum Staatssekretär und machte diesen trefflichen, unermüdet thätigen, mit außerordentlichem Scharfsinn begabten Staatsmann zu ihrem vertrautesten Rathgeber. Die katholischen Räthe ihrer Vorgängerin behielt sie, aber sie setzte ihnen protestantische zur Seite. Nicht gleich anfangs wollte sie mit der päpstlichen Kirche brechen. Als der englische Gesandte dem Papste Paul IV. Elisabets Thronbesteigung verkündete, erwiederte der Papst, daß England ein Lehen des heiligen Stuhles, Elisabet kein eheliches Kind Heinrichs VIII. sei, und daß daher der Königin Maria Stuart von Schottland die Krone von England gebühre; doch rathe er, ihn als Schiedsrichter in der Sache anzuerkennen, er werde die größte Billigkeit üben. Da berief Elisabet ihren Gesandten von Rom ab, und vergebens suchte später der Papst die mit England abgebrochenen Verhältnisse wieder anzuknüpfen.

Mit den äußeren Formen des Protestantismus war Elisabet nicht zufrieden; ihr Minister Cecil aber wünschte sie bei der reformirten Lehre zu erhalten und bewies ihr, daß die Politik dies erfordere. Die Katholiken Englands dachten wie der Papst und nahmen Partei für Maria Stuart. Auf die Protestanten dagegen konnte Elisabet rechnen. Sie beschloß der unterdrückten Glaubenspartei die Hand zu bieten. Wie sie aber das Werk vorsichtig unternahm, so führte sie es langsam, aber sicher dem Ziele entgegen. Sie hob die Glaubensverfolgung der Protestanten auf, drängte aber gleichzeitig die in ungestümer Heftigkeit auftretenden Prädicanten zurück. Sie gestattete zunächst die Feier des Gottesdienstes in englischer Sprache. Durch ein bald nach erfolgter Krönung berufenes, zum größeren Theil mit Protestanten besetztes Parlament wurde die gesetzliche Abkunft Elisabets vom königlichen Blute ausgesprochen. Die unter Maria's Regierung errichteten Klöster wurden wieder aufgehoben. Die höchste kirchliche Gewalt wurde mit der Krone vereinigt; die Kirchengesetze Eduards VI. wurden wieder hergestellt, den Prälaten der Grundbesitz genommen, die geistliche Gerichtsbarkeit der Krone überwiesen, die Messe abgeschafft und dem Oberhaupte des Staates, auf Kosten der Kapitel, das Recht zugesprochen, die bischöflichen Stellen zu besetzen. Die Einführung dieser Bestimmungen fand, mit Ausnahme der höheren Geistlichen, kaum Widerspruch. Vierzehn Bischöfe, zwölf Archidiakonen, funfzig Domherrn und funfzehn Vorsteher von Collegien legten ihre Aemter nieder. Durch eine Versammlung der Geistlichen, an deren Spitze der zum Erzbischof von Canterbury ernannte Matthäus Parker stand, wurden 1561 die neun und dreißig Artikel abgefaßt, welche bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz des englischen Kirchenglaubens sind.

Von der äußeren Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabet so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertrug. Die englische Staats- oder Hochkirche behielt auch die Bischöfe bei, und davon wurde sie die Episkopalkirche genannt. Unzufrieden mit den getroffenen kirchlichen Einrichtungen waren sowohl die Katholiken als auch die eifrigen Anhänger der protestantischen Lehren; beide betrachteten mit der größten Eifersucht

alle Anmaßungen der weltlichen Gewalt auf dem geistlichen Gebiete. Der Geist des Protestantismus war nach den Grausamkeiten der Maria viel heftiger und unduldsamer als vor denselben. Viele Personen, welche den neuen Grundsätzen mit Wärme anhingen, hatten in den schlimmen Zeiten eine Zuflucht in der Schweiz und in Deutschland gesucht. Sie waren von ihren Glaubensbrüdern gastfreundlich aufgenommen worden, hatten zu den Füßen der großen Doctoren von Straßburg, Zürich und Genf gesessen und hatten sich während mehrerer Jahre an einen einfacheren Gottesdienst, an eine demokratischere Form des Kirchenregiments gewöhnt, als bisher in England üblich gewesen war. Die Anhänger der protestantischen Lehre kehrten mit der Ueberzeugung in ihr Vaterland zurück, daß die Reform unter König Eduard nicht so weit gegangen sei, als die Interessen der reinen Religion es verlangten. Aber vergeblich versuchten sie, von Elisabet irgend ein Zugeständniß zu erlangen; das System derselben, insofern es von dem ihres Bruders abwich, schien eher zum Schlechteren sich zu wenden. Die Protestanten waren nicht geneigt, sich in Glaubenssachen menschlicher Autorität zu unterwerfen. Sie hatten voll Vertrauen auf ihre eigene Auslegung der heiligen Schrift sich gegen die päpstliche Kirche erhoben; es hatte ein nicht gewöhnlicher Aufwand von geistiger Kraft dazu gehört, das Joch eines glänzenden und gebietenden Aberglaubens abzuwerfen; es war deshalb nicht zu erwarten, daß sie unmittelbar nach einer solchen Befreiung sich geduldig einer neuen geistlichen Tyrannei des Königsthums unterordnen würden. Es war nicht zu erwarten, daß sie unmittelbar auf eine neu gegründete Autorität die Huldigung übertragen würden, welche sie dem Papste entzogen hatten. Die Ansichten der Puritaner über das Verhältniß des Regenten zu den Unterthanen waren sehr verschieden von denjenigen, welche die Staatskirche verlangte. Ihre Begriffe über Staatsregierung hatten eine Färbung von ihren Begriffen über das Kirchenregiment angenommen. Die Ueberzeugung, daß die geistliche Gewalt am besten einer Synode überlassen werde, führte zu dem Schlusse, daß die weltliche Gewalt am besten in einem Parlament ihren Sitz aufschlage. Sowie der Priester der Staatskirche aus Interesse und Grundsatz ein eifriger Vertheidiger der königlichen Vorrechte war, so war der Puritaner aus Interesse und Grundsatz ein Gegner derselben. Obgleich den Anhängern der protestantischen Lehren ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Gefängnißstrafe und Verlust des Bürgerrechts verboten wurden, bildeten sie sich doch zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft und wurden daher Dissenters oder Noncormisten genannt. Weil sie auf Reinigung der Kirche von allen päpstlich scheinenden Gebräuchen drangen, heißen sie auch Puritaner, und weil sie das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen wollten, Presbyterianer. Die von Elisabet von neuem und dauernd begründete englische Kirche stand zwischen den Katholiken und den Puritanern, wurde von diesen beiden Parteien gehaßt und verfolgte beide.

Frühzeitig unter der Regierung der Elisabet begannen die Puritaner die Majorität im Hause der Gemeinen zu bilden, und es würde ohne Zweifel der Streit zwischen der Krone und dem Parlamente begonnen haben, wenn England damals nicht äußere Feinde zu bekämpfen gehabt hätte. Das römisch-katholische und das protestantische Europa stritten

mit einander auf Tod und Leben. Die englische Regierung stand an der Spitze der protestantischen Interessen, und während sie die Presbyterianer im eigenen Lande verfolgte, nahm sie die presbyterianischen Kirchen außerhalb des Landes in ihren mächtigen Schutz. An der Spitze der Gegenpartei stand der gewaltigste Fürst des Zeitalters, welcher Spanien, Portugal, Italien, die Niederlande, Ost- und Westindien beherrschte, dessen Flotten die Küsten von England bedrohten. Das Schicksal Englands und aller reformirten Kirchen schien von der Sicherheit der Königin Elisabet und von dem Erfolge ihrer Verwaltung abzuhängen. Die Macht der Königin zu kräftigen, war daher die erste Pflicht eines Patrioten und Protestanten, und diese Pflicht ward treulich erfüllt.

Elisabet und Maria Stuart. Die englischen Katholiken bildeten eine zahlreiche Partei, welche Elisabet nicht als rechtmäßige Königin anerkannten, sondern der Maria Stuart von Schottland das nächste Recht auf den englischen Thron zuschrieben. Maria Stuart stammte von einer Schwester Heinrichs VIII. ab und war seit 1558 vermählt mit dem Dauphin Franz von Frankreich. In Schottland hatte die Reformation schon früh zahlreiche Anhänger gefunden. Als 1542 König Jakob V. starb, war die Reformation nicht nur unter den niedrigen Klassen des Volkes, sondern auch unter den höheren Ständen verbreitet. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer der Reformation in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox, ein Mann von großen Geistesgaben, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig und von unerschütterlicher Ueberzeugung durchdrungen. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Grenzen der Mäßigung hinaus; mit Heftigkeit und Ungestüm, mit finsterer und rauher Strenge bekämpfte er die Anhänger des katholischen Götzendienstes, wie er den Katholicismus nannte. Die Verfolgungen, welche über die Reformirten ergingen, vertrieben Knox aus seinem Vaterlande. Als er 1559 zurückkehrte, fand er alles in voller Gährung. Maria Guise, die Wittwe Jakobs V. und die Mutter der Maria Stuart, war 1554 zur Regentin ernannt worden. Sie hatte durch kluge Mäßigung die Ruhe aufrecht erhalten. Aber nach der Thronbesteigung der Elisabet wünschte sie den französischen Hof zu bewegen, daß er die Ansprüche ihrer Tochter auf den Thron von England unterstütze. Die Regentin bemühte sich daher die französische Partei in Schottland zu vermehren und die Reformirten zu unterdrücken. Hierdurch wurden die Reformirten auf das äußerste erbittert. Der aus Genf zurückgekehrte Knox forderte in seinen Predigten das Volk zur Ausrottung der Gräuel der katholischen Kirche auf. Kirchen und Klöster, Kapellen und Gnadenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerstört. Mißverstandener Glaubenseifer schonte auch der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ Truppen ausrücken und erhielt französische Hülfstruppen. Aber auch die Protestanten traten zu einer Congregation zusammen, sammelten Truppen, und auf ihre Bitten sandte ihnen 1560 Elisabet eine englische Flotte und ein Heer. Nach dem Tode der Regentin kam es zu Edinburg zu einem Vertrage, nach welchem die französischen Truppen Schottland verlassen, Maria Stuart und ihr Gemahl Franz II. ihre Ansprüche auf England aufgeben sollten. Ein nach Edinburg berufenes Parlament nahm

das vom reformirten Geistlichen eingereichte Glaubensbekenntniß an und verbot die Abhaltung des Gottesdienstes nach römischer Weise.

Maria Stuart zögerte den Vertrag von Edinburg zu bestätigen und entsagte nicht ihren Ansprüchen auf England. Nach dem Tode ihres Gemahls (1560) kehrte sie (1561) nach Schottland zurück. Mit Schmerz verließ sie das von ihr geliebte Frankreich, wo sie ihre Jugend heiter und glücklich verlebt hatte. Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, bereits Wittwe und Waise, betrat sie den Boden von Schottland. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, erregte sie bei ihrer Neigung zu Sinnengenüssen bei ihren Unterthanen in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria war der römisch-katholischen Kirche mit ganzer Seele ergeben, während die Reformation in Schottland den vollständigsten Sieg davon getragen hatte und das Parlament schon auf das Anhören der Messe für das erstemal die Einziehung der Güter, für das drittemal die Todesstrafe gesetzt hatte. Als Maria in ihrem Schlosse Messe lesen ließ, drohte der Haufe den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern und wurde nur durch den Einfluß der Gemäßigten zurückgehalten. Unter den Fenstern der Königin ertönten hugenottische Psalmen; mit Mühe entging ihr Kaplan den Händen der Wüthenden, die in ihm den Baalspfaffen verfolgten. Aus einem Reiche, wo der königliche Wille keinen Widerspruch fand, und wo sie die Krone getragen hatte, sah sich Maria plötzlich nach einem Lande versetzt, wo sie die Priester ihres Glaubens und ihre französische Umgebung der verächtlichsten Behandlung nicht entziehen konnte. Die sanfte, leutselige Frau, von weitgepriesener Schönheit, beredt und verständig, eine Freundin der Musik und Dichtkunst, schien durch Mäßigung und Klugheit die harten Gemüther der Schotten versöhnen zu wollen; sie erlaubte sich keine Eingriffe in die neue Kirche, deren Bekenner, des Schutzes von England gewiß, sich täglich anmaßender zeigten. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um erst die Herzen zu gewinnen und um erst später mit ihren wahren Absichten hervorzutreten. Bei dem Wiederschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreichs und Spaniens dachten die Schotten nur an die Gefahren, welche der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus ihrem Vaterlande bereiten würde, wenn er in der königlichen Burg erst wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden habe.

Maria wurde von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen. Mehrere auswärtige Fürsten bewarben sich um ihre Hand. Bei der Absicht, welche Maria gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne der Elisabet nicht gleichgültig sein. Diese hätte Maria am liebsten unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und Englands Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. Sie handelte in dieser Angelegenheit versteckt und hinterlistig und schlug sogar ihren eigenen Günstling, Robert Dudley Graf von Leicester, gewiß nicht in redlicher Absicht, der Maria als Gemahl vor.

Maria entschied sich für den Lord Darnley, der mit ihr verwandt war. Darnley war ein schöner Jüngling von zwanzig Jahren und in allen Ritterkünsten geübt, aber bei dem Volke verhaßt, weil er die Anhänger der römischen Kirche begünstigte. Sobald Darnley als König Heinrich die Krone von Schottland trug, zeigte er sich gemein in seinen Sitten wie in seinen Vergnügungen, ausschweifend und dem Trunke ergeben, beschränkt und doch sehr von sich eingenommen, herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gemahlin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, welches um so größer wurde, da Darnley in Eifersucht gegen den Italiener Rizzio erglühte. Dieser hatte anfangs in der Kapelle Maria's gedient, war dann von der Königin zum Geheimschreiber und endlich zum Vertrauten erhoben worden. Prahlerisch rühmte er sich seines Einflusses und seiner Vertraulichkeit mit der Königin. Die Begünstigung dieses Mannes von niederer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken erregte die Eifersucht des schottischen Adels; man betrachtete ihn als einen gefährlichen Feind des protestantischen Glaubens, zumal da man wußte, daß er mit dem Papste in Briefwechsel stand. An der Spitze einer Anzahl von Verschwornen drang Darnley eines Abends (1566) in das Gemach der Königin, ließ den Nebenbuhler von ihrer Seite wegreißen und in einem anstoßenden Zimmer ermorden. Anfangs wurde Maria in ihrem Schlosse wie eine Gefangene bewacht, sie entwich aber, sammelte eine Schaar von Getreuen, kehrte mit ihnen nach Edinburg zurück und zwang die Mörder Rizzio's zur Flucht. Einige Monate nach Rizzio's Ermordung wurde Maria von einem Sohn entbunden, der später unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger wurde.

Von den Herrn am Hofe zu Edinburg besaß keiner in so hohem Grade die Gunst der Königin, als der Graf von Bothwell. Er war einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend und lasterhaft. Von ihrem Gemahl lebte Maria getrennt. Als Darnley 1567 zu Glasgow erkrankte, besuchte ihn die Königin und nahm ihn mit nach Edinburg, wo sie ihm unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein Landhaus als Wohnung einrichtete. Acht Tage pflegte sie ihn mit aller Sorgfalt. Am 9. Februar 1567 brachte sie die Nacht im Palaste zu, um der Hochzeit eines Hoffräuleins beizuwohnen, und in derselben Nacht wurde das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt und Darnley's Leichnam nicht weit davon in einem Garten gefunden.

Allgemein war die Ueberzeugung, daß Bothwell der Anstifter dieser schwarzen That sei; der Verdacht der Theilnahme traf auch die Königin. Der Graf Lennox, der Vater des Ermordeten, klagte Bothwell und und einige andere förmlich des Mordes an; er erschien aber in der Gerichtssitzung nicht, weil er die nöthigen Beweise nicht so schnell hatte herbeischaffen können und weil die Mitglieder des Mordbundes einige tausend Mann aufgeboten hatten. Bothwell wurde daher freigesprochen, er blieb im Besitz seiner Würden, ja er bewog sogar die angesehensten Pairs eine Urkunde zu unterschreiben, in welcher die Königin um ihre Vermählung mit Bothwell ersucht wurde. An der Spitze von 1000 Bewaffneten überfiel Bothwell die Königin auf einer Reise, führte sie nach dem Schlosse Dunbar und bewog sie, sich mit ihm zu vermählen. Er

mußte vorher von einer Gemahlin geschieden werden, die er erst vor sechs Monaten geheirathet hatte. Alles dieses erregte den größten Unwillen im Volke, der Adel waffnete sich, um Maria und den Grafen gefangen zu nehmen. Diese mußten fliehen. Bothwell begab sich nach den Orkneysinseln und trieb Seeräuberei; er wurde gefangen, nach Dänemark gebracht und starb nach zehnjähriger Gefangenschaft im Wahnsinn. Maria mußte sich dem Adel ergeben, sie wurde unter den Verwünschungen des Volkes nach Edinburg gebracht und von da nach dem festen, auf der Insel eines Landsees im nördlichen Schottland liegenden Schlosse Lochlevin abgeführt. Maria mußte der Regierung entsagen; ihr einjähriger Sohn Jakob VI. wurde zum König gekrönt. Das Reich wurde von einem Vorstande des Adels regiert, an dessen Spitze der Graf Murray, der natürliche Bruder der Königin, mit der Bezeichnung eines Regenten stand.

Maria entkam aus ihrer Haft, versammelte einen Theil des Adels um sich und erklärte ihre Abdankung für erzwungen; aber Murray schlug und zerstreute ihr Heer und Maria entfloh nach England. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahn geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief und bat um gastliche Aufnahme. Die protestantischen Räthe der Elisabet sahen in Maria nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Elisabet fürchtete die Rückkehr der Geflüchteten nach Schottland ebenso wie deren beabsichtigte Reise nach Frankreich; sie erklärte, die Königin von Schottland nicht eher sehen zu können, als bis diese sich von dem Vorwurfe, an dem Morde Darnley's Antheil genommen zu haben, gereinigt habe. Es wurde eine Commission von englischen Lords zur Untersuchung niedergesetzt. Als aber vor derselben Murray erschien und Maria der Theilnahme an Darnley's Morde anklagte, verweigerte die Verlassene jede Antwort und bat um Wiedererlangung ihrer Freiheit, sah sich aber statt dessen immer strenger bewacht. Der Plan des Herzogs von Norfolk, die Häupter des englischen Adels zu gewinnen und Elisabet die Zustimmung zu seiner Verheirathung mit Maria abzunöthigen, wurde entdeckt, Norfolk in den Tower geworfen und Maria in noch härtere Haft gebracht. Eine unter den Katholiken im Norden Englands von den Grafen Northumberland und Westmoreland zur Befreiung Maria's erregte Empörung wurde bald unterdrückt. Noch feindseliger wurde Elisabets Stellung gegen die Katholiken, als der Papst Pius V. (1570) Elisabet für entsetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband.

In Schottland ruhten die Kämpfe der Parteien nicht; Murray wurde ermordet; die Anhänger der Königin standen denen ihres jungen Sohnes gegenüber. Deshalb führten auch die 1571 wegen der Befreiung Maria's gepflogenen Unterhandlungen zu keinem Ergebniß. Die Befreiung der schottischen Königin war in England das Losungswort aller katholischen Mißvergnügten und wurde der Anlaß zu immer neuen Empörungen. An einer 1571 entdeckten Verschwörung war der aus seiner Haft entlassene Herzog von Norfolk so weit betheiligt, daß er den Heirathsplan von neuem aufgenommen hatte. Das mußte er (1572) mit dem Leben büßen. Die Erbitterung gegen Maria war so groß, daß das

Unterhaus bei der Königin darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen die Königin von Schottland einzuleiten. Die Nachricht von der pariser Bluthochzeit steigerte in England die Besorgnisse vor der Wuth und den geheimen Plänen der Katholiken. Philipp II. hatte zu Douay, der Kardinal von Lothringen zu Rheims Seminarien für junge katholische Engländer gegründet, welche von Jesuiten zu Priestern gebildet und dann nach England zurückgesandt wurden, um die Katholiken nicht nur in ihrem Glauben zu stärken, sondern auch mit Haß und Abscheu gegen die ketzerische Königin zu erfüllen. Alles dies bewirkte, daß das Parlament die Strafgesetze gegen die Katholiken schärfte (1581).

Das Leben Elisabets wurde durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehrere entdeckt wurden und die mit Maria's Befreiung im Zusammenhang standen. Der Verdacht war dringend, daß die Gefangene um dieselben gewußt und sie betrieben habe. Desto mehr fühlten Elisabets protestantische, für sie begeisterte Unterthanen die Nothwendigkeit, das Leben ihrer Königin zu schützen; das Parlament gab 1585 ein Gesetz, nach welchem die Todesstrafe verhängt werden sollte über diejenigen, welche Empörungen erregen würden für Jemanden, der Ansprüche auf den Thron von England mache, und über diese Person selbst. Im nächsten Jahre stiftete ein junger schottischer Edelmann, Babington, eine Verschwörung, um Elisabet zu ermorden und Maria zu befreien. Zwei verhaftete Schreiber Maria's bekannten, daß sie von Babington Briefe empfangen und auf Befehl ihrer Gebieterin beantwortet hätten.

Aus angesehenen Pairs, Mitgliedern des geheimen Raths und Oberrichtern wurde eine Commission von 47 Personen ernannt, um Maria Stuart zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Die Richter sprachen das Todesurtheil über die Königin von Schottland, weil sie verderbliche Anschläge auf das Leben der Königin von England gemacht habe. Das Parlament billigte den gethanen Ausspruch. Der Urtheilsspruch wurde mit großen Feierlichkeiten auf allen Märkten Londons bekannt gemacht, und 24 Stunden hindurch läuteten alle Glocken der Hauptstadt. Auf die Vorstellung der Könige von Frankreich und Schottland wurde nicht geachtet. Mit der Ausführung des Urtheils zögerte Elisabet und ließ sich von ihren Räthen dazu nöthigen. Elisabet ist nicht frei von dem Vorwurf der Heuchelei. Sie befahl endlich dem Staatssekretär Davison, den Befehl zur Vollstreckung des Urtheils auszufertigen und von dem Kanzler das Siegel darunter drücken zu lassen. Dann aber ließ sie ihm wieder sagen, er möchte mit der Ausführung ihrer Befehle noch warten. Bestürzt fragte Davison die Staatsräthe, was er zu thun habe, und diese ordneten die Vollziehung der Hinrichtung an. Am 8. Februar 1587 wurde Maria Stuart, welche sich bis zum letzten Augenblicke standhaft und fest im katholischen Glauben bewiesen hat, zu Fotheringhay mit dem Beile enthauptet. Als man der Elisabet die Nachricht brachte, zeigte sie eine große Bestürzung; sie verwünschte den Diensteifer ihrer Räthe, die ohne ihr Wissen und Wollen die That vollführt hätten. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer strengen Untersuchung; Davison ließ sie Jahre lang in Haft halten und dessen Vermögen einziehen.

Elisabets spätere Regierungszeit.

Elisabet hatte den französischen Protestanten Geld und Truppen geschickt und auch die Niederländer unterstützt. Daraus war noch kein eigentlicher Krieg zwischen England und Spanien hervorgegangen, aber eine Spannung, die auf dem Meere und in fernen Weltgegenden in Feindseligkeiten überging. Die Engländer plünderten die Kolonien der Spanier. Durch die aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen protestantischen Handelsleute und Fabrikanten nahmen in England Handel, Industrie und Gewerbe, Seewesen und Schifffahrt einen bedeutenden Aufschwung. Die Reichthümer, welche die Portugiesen und Spanier aus Indien und Amerika nach Europa brachten, und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizten auch in England ehrgeizige Männer, die Länder aufzusuchen, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten. Unter vielen Anderen sind besonders Drake und Cavendish berühmt. Franz Drake war der erste englische Weltumsegler; er brachte von seiner Unternehmung unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Cavendish suchte die spanischen Besitzungen an den Küsten von Afrika heim, und seine Einfahrt in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Durch die Sendung Leicesters nach den Niederlanden (1585) und die Hinrichtung der Maria Stuart halte Elisabet den Zorn Philipps II. so sehr gereizt, daß dieser beschloß, seine lange gehegten Entwürfe der Rache auszuführen und England, welches ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, mit einem Schlage zu vernichten. Erst gegen das Ende des Jahres 1587 hörte Elisabet mit Gewißheit von dem beschlossenen Unternehmen Philipps auf ihr Reich. Auf ihre Anweisung erzwang der kühne Franz Drake die Einfahrt in den Hafen von Cadiz und zerstörte daselbst eine Abtheilung der spanischen, mit reicher Ladung versehenen Flotte. Gegen die spanische Armada hatte Elisabet keine gleiche Flotte aufzustellen. Die Gefahr für England war groß und die Besorgniß lebhaft, aber Elisabets Geist und Heldenmuth zeigten sich auch diesen bedenklichen Umständen vollkommen gewachsen. Elisabet unterließ nichts, um ihre Küsten wohl zu verwahren; sie regte auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit an. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Jeder steuerte freiwillig zum Bau von kleinen Fahrzeugen bei. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die mit muthigen und erfahrenen Seeleuten bemannt war. Philipp ließ 1588 seine unüberwindliche Armada auslaufen; durch Stürme und die Tapferkeit der Engländer wurde sie fast ganz vernichtet.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland, andere handelten nach der Türkei und Ostindien. Ein starkes Heer unter John Norris wurde von Franz Drake in Spanien und Portugal ans Land gesetzt. Ueberall wurde Philipp II. bekämpft, in Corunna und Lissabon, in Cadiz und in den Reichen der neuen Welt. Englische Kreuzer lauerten den spanischen Silberflotten auf, welche die Schätze Amerika's nach Spanien bringen sollten. Außerdem schadete Elisabet ihrem Feinde dadurch, daß sie die Niederländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte; auch wurde 1589 eine Flotte ausgerüstet, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben. Männer, wie Drake,

Forbisher, Hudson und Davis suchten und fanden neue Seewege zur Vermittelung des Handels. Kühne Abenteurer vereinten sich zu Unternehmungen gegen die spanischen Kolonien. Die Engländer eroberten 1596 Cadiz, schleiften die Festungswerke und zogen mit reicher Beute wieder heim. So wirkte Elisabet überall Philipps Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eins der größten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spaniens über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Elisabet vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Der fortgesetzte Kampf mit dem Vorfechter des Katholicismus in Europa war auch vielen englischen Katholiken verderblich. Man rechnet im Ganzen 200 Katholiken, die während Elisabets Regierung hingerichtet wurden. Die Verfolgung der Katholiken geschah weniger aus Glaubenswuth, als aus politischen Gründen. An Maria Stuart hatte sich bis zu deren Hinrichtung die ganze Opposition angelehnt. Mit der Hinrichtung Maria's hörte die Verfolgung der Katholiken eine Zeitlang auf. Es begann dagegen ein Kampf mit den in Schottland mächtigen Pietisten, deren Grundsätze sich nach England verbreiteten und besonders im Bürgerstande großen Anhang fanden. Elisabet mußte ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten, die dreisten und radikalen Frommen, die sich nach und nach erhoben, in Schranken zu halten. Diese sogenannten Puritaner der Schotten begünstigten zugleich die Demokratie und waren deshalb ein Schrecken für die Regierungen von England und von Schottland. Sie suchten mit Calvins Theologie und strenger Moral auch dessen republikanische Grundsätze in ihrer Heimath zu verbreiten. In Schottland wurden die republikanischen Grundsätze von fanatischen Geistlichen gepredigt. In England trat der Bürgerstand von Jahr zu Jahr kühner auf. Durch Gewerbfleiß und Handel hob sich nicht nur der Wohlstand, sondern auch die Einsicht und Bedeutung des Bürgerstandes nahm fortwährend zu. Die vielen einwandernden Niederländer, welche ihr Vermögen, ihre Wollen-Manufakturen und ihre Handelsverbindungen mit nach England brachten, waren Republikaner und strenge Calvinisten wie die Schotten; sie waren aber weniger heftig und fanatisch als diese. Ihrem Beispiele folgten die reicheren Engländer, welche nach und nach das Parlament ausmachten. Die Sprache des Unterhauses wurde immer dreister, so barsch und heftig auch Elisabet dasselbe anfuhr, bedrohte und auf die Besprechung der Finanz-Angelegenheiten zu beschränken suchte. Die strengen Puritaner machten der Königin ebensoviel zu schaffen, als früher die Katholiken. In den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts entstand neben den ruhigen Presbyterianern, welche nur die Hierarchie und das Kirchenrecht Elisabets verschmähten, die fanatische Sekte der Independenten. Sie wollten die weltliche und geistliche Regierung nur von solchen Menschen geführt wissen, die unmittelbar vom göttlichen Geist erfüllt wären; sie behaupteten die Gleichheit aller Glieder der Kirche und wollten keine Geistlichen und bloß kleine Gemeinden dulden.

Elisabet erlaubte sich manche Willkürlichkeiten und wußte manche Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Die alte Sitte, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte sie aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthanen machte

waren auch so gut als eingeforderte Geschenke, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen zu denken.

Die Irländer hatten unter der Regierung Eduards VI. der Einführung der Reformation aufs heftigste widerstrebt. Die ihrer Einkünfte beraubte katholische Geistlichkeit war von Haß gegen die Ketzer erfüllt, während die aus England übergesiedelten Geistlichen auf das harte Volk, dessen Sprache ihnen unverständlich war, nicht einzuwirken vermochten. Unter Elisabets Regierung wurde in Irland der frühere Glaubensstreit wieder geweckt. Nur in einem Drittheil der Insel galt das Ansehen Englands, in den übrigen Landestheilen hatten sich der katholische Glaube und altirische Sitte erhalten. Hier zeigte sich nur schwaches städtisches Leben; der Landbau stand der Viehzucht nach; bei der in Stämme und unter Häuptlinge getheilten Bevölkerung war Selbstrache üblich. Durch die Aufreizung der katholischen Geistlichen und Philipps II. von Spanien brachen in Irland häufig Aufstände aus. Elisabet sandte 1599 den Grafen Essex, welcher nach Leicesters Tode ihr erklärter Günstling war, mit einem Heere nach Irland. Essex kämpfte nicht mit dem Erfolge, den man erwartet hatte, und schloß mit den Empörern einen Waffenstillstand unter Bedingungen, über welche Elisabet höchst unwillig war. Ohne Erlaubniß der Königin reiste Essex nach England, drang unangemeldet in das Schlafzimmer der Königin, warf sich dieser zu Füßen und bat um Verzeihung. Der unerwartete Anblick ihres Lieblings überraschte die Königin und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Des Beispiels wegen wollte aber Elisabet wenigstens einige Strenge zeigen. Sie ließ Essex vor einer Commission verhören und einige Zeit in Haft halten. Bald erhielt Essex seine Freiheit wieder. Er erkannte die unverdiente Schonung nicht, sprach verächtlich über die Königin und ihre Schwächen, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland und versuchte endlich eine offene Empörung gegen die Königin zu erregen. Die Empörung verunglückte, und Essex wurde 1601 im Tower hingerichtet.

Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Günstlings blieb in Elisabets Seele zurück, aber nicht dieser allein veranlaßte den Trübsinn, der sie in den letzten Jahren ihres Lebens niederdrückte; sie fühlte, daß sie nicht mehr der Gegenstand der Liebe und Bewunderung ihres Volkes sei. Elisabet verschied am 24. März 1603 im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden noch Jakob VI. von Schottland als ihren Nachfolger auf dem englischen Thron bezeichnet hatte.

Elisabet hat die Seeherrschaft Englands begründet und Europa's Freiheit gegen Spanien geschützt. Ohnmächtig bestieg sie den Thron und starb als mächtige Herrscherin eines blühenden Reiches, dessen Volk durch bestandene Kämpfe gestählt, dessen Kirche durch sie befestigt war. Der Handel Englands streckte seine Riesenarme nach der alten und neuen Welt, bahnte sich seine Straßen nach Rußland und Persien, nach Ostindien und Amerika. Elisabet war selbstsüchtig, tyrannisch und eifersüchtig; als Frau verdient sie nicht immer Achtung, als Königin aber Bewunderung.

Am Schluß der vorigen Periode befand sich der englische Handel noch in einem untergeordneten, von dem Ausland abhängigen Zustand. Der englische Handel.

Aus- und Einfuhr waren vornehmlich in den Händen der im Zoll begünstigten Italiener, Niederländer und Hansen; letztere beherrschten durch ihr londoner Comptoir, den Stahlhof, selbst die inneren Märkte. Maßregeln, welche die Könige zum Schutze des einheimischen Handels trafen, waren zu vereinzelt und systemlos, um gründlich zu helfen. Die Abhängigkeit des englischen Handels hielt auch die englische Schifffahrt zurück. Diese ging nicht weiter, als längs der Küsten auf Fischfang und nach der andern Seite des Kanals. Von Fremden immer bevormundet und niedergedrückt, besaß das Volk nicht den unternehmenden Geist und das Selbstvertrauen, die für weite Seefahrten unentbehrlich sind.

Heinrich VII. beugte die Uebermacht des Adels, dessen Parteiungen das Land durch Bürgerkriege zerrissen hatten, begünstigte das Bürgerthum und erleichterte dem Landvolke den Erwerb von Grund und Boden. In gleicher Weise wirkte die Reformation und die Aufhebung der Klöster. In keinem Lande blieb Grund und Boden so wenig in dem ausschließlichen Besitz des Adels, als in England. Die großen Vortheile, welche der Grundbesitzer aus der Schafzucht zog, interessirten ihn lebhaft für die Industrie und die Verbesserung des Landbaus.

Unter der despotischen Regierung Heinrichs VIII. machte der Handel geringe Fortschritte. Willkürliche Verordnungen bewiesen, daß man in seine Bedürfnisse und Interessen noch sehr geringe Einsicht hatte. Dagegen wendete Heinrich VIII. besondere Aufmerksamkeit auf das Seewesen; er war der erste englische König, welcher eine beständige Kriegsflotte bildete und unterhielt. Seeleute gab es in England von den frühesten Zeiten, wenn sie auch nicht selten mehr ein räuberisches, als ehrliches Gewerbe trieben. Als der Schutz einer Flotte die Schifffahrt sicherer machte, kam auch die Handelsmarine in Gang. In Nordosten hatte sie freilich gegen die Hansa einen schweren Stand, weitere Fahrten geschahen in das Mittelmeer, nach Guinea und Brasilien. Die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen erregten in England mehr und mehr den Unternehmungsgeist. Es traten Gesellschaften zusammen, um auf nordöstlicher Durchfahrt das indische Land zu suchen, und daraus ging eine für den englischen Handel wichtige Verbindung mit Rußland hervor. Dessenungeachtet reichten die Anstrengungen nicht hin, um dem Handel und der Schifffahrt der Hansen und Holländer gewachsen zu sein. Aber die Nation rührte sich, um die bereits morsch gewordenen Banden des hansischen Monopols zu brechen. Die öffentliche Meinung Englands hatte die Hansa zu keiner Zeit mit günstigen Augen betrachtet. Jetzt aber, wo ihr Verfall immer deutlicher hervortrat, kam zu der Feindschaft auch Geringschätzung. Eduard VI. erhöhte den Zoll auf die Ein- und Ausfuhr der Hansa. Zwar setzte die Königin Maria die Hansa wieder in ihre Vorrechte ein, allein der Haß der thätigen Engländer wurde durch die Zugeständnisse nur um so mehr gereizt und bemühte sich rastlos dem hansischen Handel immer neue Hemmnisse zu bereiten. Es bedurfte nur einer wahrhaft nationalen Regierung, um das baufällige Gebäude der Hansa umzustoßen. Dieser Zeitpunkt kam, als Elisabet den englischen Thron bestieg. Die Regierung der Königin Elisabet ist darum so wichtig, weil durch sie die Stellung Englands in dem europäischen Staatensystem bestimmt wurde. Sie verflocht die protestantische Reformation auf das engste mit der Verfassung. Elisabet trat auf die Seite

der aufgestandenen Niederlande und damit der spanischen Weltmacht und dem Katholicismus entgegen. Und dieser Kampf war es, welcher alle Kräfte der Nation aufregte und ihre Größe gründete, indem er sie auf die Meere trieb und durch die Befreiung des Oceans eine unermeßliche Laufbahn öffnete. Eine englische Großmacht konnte nur eine Seemacht sein. Elisabet machte die englische Schiffahrt von Spanien, die englische Industrie von den Niederlanden, den englischen Handel von der Hansa frei und unabhängig.

Während Elisabet den Handel der Hansa in England immer mehr beschränkte, unterstützte sie die inländischen Gesellschaften, besonders die der wagenden Kaufleute, und ermunterte sie zur Ausdehnung ihrer Geschäfte, so daß die Hansen die Konkurrenz immer empfindlicher fühlten. Vergebens waren die Vorstellungen und die Maßregeln der Hansa. Elisabet ging immer rücksichtsloser zu Werke. Es gelang endlich der Hansa, einen früheren Beschluß des Reichstages so weit zur Ausführung zu bringen, daß ein kaiserliches Mandat (1597) alle englischen Kaufleute vom deutschen Boden vertrieb. Nachdem Elisabet vergeblich dessen Widerruf begehrt hatte, befahl sie das hansische Komptoir des Stahlhofes zu schließen. Zugleich wurde allen in England lebenden Deutschen aufgegeben, das Land an demselben Tage zu verlassen, an welchem die wagenden Kaufleute aus Stade, wo sie sich niedergelassen hatten, fortziehen müßten. Dies war das Ende der großen gefürchteten Hansa in England und des letzten ihrer ausländischen Komptoire.

Die Gesellschaft der wagenden Kaufleute betrieb besonders die Ausfuhr von englischen Tuchen. Nach der Vernichtung der hansischen Konkurrenz nahm die englische Wollenindustrie einen außerordentlichen Aufschwung und die Einwanderung flüchtiger Protestanten aus Frankreich und den Niederlanden brachte auch die Verfertigung der feineren Arten in Aufnahme. Auch andere Industriezweige suchte die Königin im Lande anzuregen. Eine Parlamentsakte verbot daher unter Androhung scharfer Strafen die Einfuhr von Waffen, Pferdezeug, Nadeln, Spitzen und verschiedenen Metall- und Lederwaren. Dem Bergbau wurde Aufmerksamkeit zugewendet und geschickte Arbeiter aus Deutschland berufen. Die Regierung, obgleich sie das Monopol der Fremden brach, verfiel doch in ihrer eigenen Handelspolitik in denselben Fehler. Beinahe alle Zweige des auswärtigen und selbst des inneren Verkehrs wurden von privilegirten Gesellschaften betrieben. Die Königin selbst zog einen bedeutenden Theil ihres Einkommens aus dem von ihr ertheilten Rechte des ausschließlichen Verkaufs gewisser nothwendigen Bedürfnisse. Aber 1601 gab sie den wiederholten Beschwerden des Parlaments Gehör und beschränkte die Monopole.

Die Zunahme des Handels und der Gewerbe verursachte eine vermehrte Nachfrage für die Produkte des Bodens, deren Preise demgemäß stiegen. Elisabet hob das Verbot der Darlehnsgeschäfte auf Zinsen auf. Es vermehrte sich der Geldumlauf und die amerikanischen Gold- und Silberschätze äußerten ihren Einfluß. Durch die Entdeckungsreisen nach Norden und die Weltumsegelung eines Drake und Cavendish war der seemännische Geist des Volkes geweckt und die Schiffahrtskunde zu hoher Ausbildung gebracht worden. Vor allem hob der Sieg über Philipp II. das englische Nationalgefühl. Jetzt erst trat England ent-

scheidend in die Weltgeschichte und in den Welthandel und entwickelt sich mit staunenswerther Spannkraft. Nach Archangel, nach den baltischen Häfen, nach der Levante, nach Guinea und dem Senegal wird von Gesellschaften der Handel betrieben. In Nordamerika war schon 1584 von Walter Raleigh eine Kolonie gegründet und zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginien benannt worden. Für den Handel nach allen Ländern von Asien, Afrika und Amerika wurde 1600 eine Gesellschaft gegründet.

Die englische Literatur im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Reformation und das Wiederaufleben der klassischen Studien übten auch auf die englische Bildung und Literatur einen bedeutenden Einfluß aus, aber dieser Einfluß trat erst in der Zeit der Elisabet glänzend hervor. Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist eine Zeit des Ueberganges; der Eifer für die alte Literatur bewirkte zunächst einen gewissen Mangel an Originalität und Unachtsamkeit auf die Pflege der lebenden Sprache; die Art aber, wie die Reformation in England betrieben wurde, hemmte zunächst die heilsame Wirkung derselben. Erst in den letzten dreißig Jahren der Regierung Elisabets nimmt die englische Literatur ihre Stelle ein als ein würdiges Organ einer neuen Zeit.

Die klassische Gelehrsamkeit war dasjenige Gebiet des Wissens, welches zunächst und am meisten von der Verbreitung der Buchdruckerkunst Nutzen zog. Die englische Presse steuerte aber damals noch wenig bei, wenn auch die englischen Gelehrten bei der wachsenden Leichtigkeit des Verkehrs sich die Kenntnisse und Veröffentlichungen anderer Länder zu Nutzen machten und aneigneten. Die klassische Gelehrsamkeit wurde in England mit Eifer betrieben, doch die Zahl der Gelehrten war damals noch nicht groß. In dem Jahrhundert vor der Thronbesteigung Elisabets wurden aber mehr Schulen und gelehrte Anstalten gegründet, als jemals während einer gleichen Zeit. Unter den in englischer Sprache abgefaßten Werken waren diejenigen die wichtigsten, welche sich auf die Religion bezogen, die Uebersetzungen der heiligen Schrift, theologische Streitschriften und Predigten. Thomas More und der gelehrte Ascham sind die bedeutendsten Prosaschriftsteller dieser Zeit. Von den Dichtern nennen wir zuerst Johann Skelton, welcher seine derben, von Beobachtungsgabe zeigenden Satiren gegen kirchliche und sociale Mißbräuche richtete. Der Graf von Surrey machte durch seine Sonnette und lyrischen Gedichte die Engländer mit den Dichtungen Italiens bekannt. Seine Aeneide war die erste englische Uebersetzung eines klassischen Gedichtes und war die erste Probe des englischen Blankverses. Thomas Sackville, bekannter als Lord Buckhurst, wird wegen seines allegorischen Gedichtes, ein Spiegel für Obrigkeiten, wenigstens von den Engländern gerühmt.

Die religiösen Dramen oder Mysterien, und zwar theils Mirakelspiele, welche sich auf die Bibel oder auf Heiligenlegenden gründeten, theils Moralitäten, welche moralische oder religiöse Lehren durch allegorische Wesen veranschaulichten, erhielten sich auch in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wurden nicht durch die Reformation verdrängt und in Schulen aufgeführt. Es trat allmälig eine Vermischung beider Arten ein und diese gemischten Spiele hießen Zwischenspiele. Man benutzte diese Spiele, um das Volk über die Irrthümer und

Mißbräuche des Papstthums und über die unterscheidenden Grundsätze der Reformation aufzuklären. Um die Mitte des Jahrhunderts begann man auch Komödien und Tragödien zu schreiben. Für die älteste englische Tragödie gilt das Stück Gorboduk, auch Ferrez und Porrez genannt. Es stellt Mord- und Unglücksscenen eines einheimischen Fürstenhauses dar. Die Hauptereignisse werden nur erzählt, oder durch stumme pantominische Auftritte zur Anschauung gebracht. Zwischen den einzelnen Akten wird von einem Chor über die Geschichte moralisirt.

Die Zeit von 1580—1660 wird von den Engländern als die glänzendste in der Literaturgeschichte Englands betrachtet und mit dem Zeitalter des Perikles verglichen. Wir sprechen hier nur von der Zeit der Elisabet. Die Prosaliteratur dieser Zeit ist umfangreich und mannigfaltig, Bibelübersetzungen, theologische Werke und Predigten nehmen die erste Stelle ein. Als der erste Geistliche der neuen Kirche, der sowohl durch Gelehrsamkeit als durch Beredtsamkeit sich auszeichnete, gilt Hooker. Seine kirchliche Verfassung ist eine Vertheidigung der Ansichten über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, nach denen die neue Kirche von England eingerichtet war. Sehr zahlreich waren die Flugschriften und vermischten Schriften unter dem Namen der Essays (Versuche, Studien) ferner Romane und Novellen. Der dramatische Dichter Lyly schrieb eine Novelle Euphues in einem sehr gezierten Stil, und die Nachahmer dieser geschraubten und gesuchten Schreibart wurden Euphuisten genannt. Kein Buch jener Zeit hat eine so große Berühmtheit erlangt als die Arkadia von Philipp Sidney. Es ist eine massenhafte Aneinanderreihung von romantischen und idyllischen Ereignissen, in Prosa erzählt; aber mit vielen zwischengeschobenen Stücken in Versen; es ist eine Nachahmung der italienischen Schäferpoesie. Für einen großen Dichter wird von den Engländern Edmund Spenser (1553—1599) erklärt, während deutsche Kritiker in dieses Lob nicht unbedingt einstimmen.

Spenser dichtete zuerst nach italienischen Mustern Sonnette. Großes Aufsehen erregte sein Schäfer-Kalender, in welchem der Dichter in zwölf Idyllen nach den zwölf Monaten des Jahres durch einen Schäfer seine Empfindungen für Rosalinde und deren Unerbittlichkeit schildern ließ. Spenser hat den Abweg des Ueberzarten und des übertriebenen Idealisirens der Hirten, ihres Lebens und ihrer Sprache vermieden, und sein Ton ist im Streben nach Naturwahrheit eher zu bäurisch und rauh geworden. Spensers berühmtestes Gedicht ist die Feen-Königin. Sie ist sehr umfangreich und doch nicht vollendet. Sie wird eine allegorische Ritter-Epopöe genannt, weil in derselben Tugenden allegorisch als Ritter auftreten. Der Held der brittischen Sage, Arthur, ist der Hauptheld des Gedichtes, das Urbild aller Tugenden. Die Feen-Königin Gloriana (Ehre, Ruhm) hält jährlich ein Fest, und an jedem der zwölf Tage desselben werden zwölf Klagen vorgebracht und von der Königin zwölf Ritter abgeschickt, um den Klagen abzuhelfen. Diese Ritter sind Personifikationen von Heiligkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Freundschaft, Gerechtigkeit Ritterlichkeit u. s. w. Die Ritter bestehen Abenteuer und jeder erzählt die seinigen. Unter der Feen-Königin Gloriana soll der Dichter die Königin Elisabet dargestellt haben, die freilich weder schön, noch gut, noch keusch war, und auch Engländer finden diese Schmeichelei etwas

zu stark. Die Engländer vergleichen Spenser nicht bloß mit Ariosto, sondern schreiben ihm auch eine weit reichere Einbildungs- und Empfindungskraft zu.

Indem wir die zahlreichen weniger bedeutenden Dichter dieser Zeit übergehen, wenden wir uns zu dem Dichter, der nicht bloß, wie Sidney und Spenser, von den Engländern, sondern allgemein als einer der größten Dichter, als ein Genie erster Größe anerkannt wird, zu William Shakspeare (1564—1616). Zur Zeit von Shakspeare's Jugend gab es Hofdramen, die vor Personen von Rang aufgeführt wurden. Unter diesen Stücken waren die Lustspiele von Johann Lyly am meisten in der Mode, denen eine phantastische Unnatürlichkeit der Motive und eine gezierte Sprache eigenthümlich war. Auch wurden in vornehmen Kreisen Tragödien nach klassischen Mustern, Uebersetzungen französischer Stücke und Originaltragödien, wie z. B. vom Dichter Daniel, aufgeführt.

Von diesen Stücken verschieden war das Volksdrama. Dieses entwickelte sich aus den Mirakelspielen und Moralitäten und zeigte diese Entstehung noch in der Mangelhaftigkeit dramatischer Anlage. Es waren unter den Dichtern von Volksdramen Männer von Geist und Talent, welchen es bereits klar war, daß das Drama eine Darstellung des Menschenlebens sei, bestimmt, Theilnahme zu erregen. Christoph Marlowe dichtete Tragödien, welche ernst und feierlich in ihrer Haltung, voll energischer, oft übertriebener Leidenschaft und in der Sprache bis zur Pomphaftigkeit bilderreich waren. Die Stücke von Robert Greene waren locker dramatisirte Sagen, mehr phantastisch, als von dramatischer Anlage, in der Verworrenheit der Ereignisse den alten Romanzen nicht unähnlich. Shakspeare fand, als er auftrat, die Bahn schon eröffnet; er erfand die Kunstform des englischen Drama's nicht, er erweiterte sie nur und brachte die dramatische Poesie im Tragischen und Komischen zu einer bisher unerreichten Höhe. Es gelang ihm sowohl die schöne Seite der menschlichen Natur meisterhaft zu schildern, als auch die häßlichen Affecte und Leidenschaften mit erschütternder Wahrheit zu zeichnen. Sein hoher Ruhm begann 1592. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe, und mit dem Grafen Southampton, einem jungen ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Der großen Wirkung seiner Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Neben Shakspeare dichteten Beaumont, Fletcher, Ben Jonson und Massinger für die Bühne.

---

10) Die skandinavischen Reiche. Polen und Preußen. Die Russen. Die Türken.

Auflösung der kalmarischen Union. Schweden unter Gustav Wasa.

Die durch die kalmarische Union (1397) bewirkte Vereinigung von Norwegen, Dänemark und Schweden bestand zwar noch, aber Christian II. wurde 1513, nach dem Tode seines Vaters Johann, nur in Dänemark und Norwegen als König anerkannt, während in Schweden Sten Sture Reichsverweser war. Erst nachdem Sten Sture im Kampfe gegen die Dänen tödtlich verwundet worden und dann gestorben war, wurde Christian II. auch in Schweden als König anerkannt und zu Stockholm feierlich gekrönt (1520). Er war ein entschlossener und muthiger, aber auch wankelmüthiger und rachsüchtiger Fürst. Mit einem Schlage dachte er alle seiner Herrschaft in Schweden entgegenstehenden Schranken zu beseitigen. Schon vier Tage nach der Krönung (am 8. Nov. 1520) ließ Christian auf dem Marktplatze zu Stockholm zwei Bischöfe, viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholms, welche der dänischen Herrschaft widerstrebt hatten, hinrichten (stockholmer Blutbad). Auch in Finnland und an andern Orten fanden ähnliche Hinrichtungen statt. Die Zahl der Gemordeten wird am geringsten zu 600 angegeben.

Als die edelsten Männer Schwedens in Stockholm hingemordet wurden, irrte der einstige Rächer dieser Gräuelthaten als Bauer verkleidet, aber stolz und glühend in Haß gegen der Dänen Gewalt, durch die Wälder von Dalekarlien. Gustav Erichson Wasa, geboren 1490 und Sproß einer altadligen Familie, hatte als Jüngling am Hofe des ihm verwandten Sten Sture den Haß gegen das Joch der Dänen eingesogen. Mit freudigem Muthe hatte er unter dem Reichsverweser gegen Christian II. gekämpft und war von dem wortbrüchigen König nach Dänemark entführt worden. Aus seiner Haft auf einem Schlosse in Jütland war er nach Lübeck entflohen und hier mit den Lehren Luthers bekannt geworden. Als er 1520 nach Schweden zurückkehrte, fand er die Heimath von dem Heere der Feinde überschwemmt. Sein Vorsatz, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, wurde selbst von seinen Verwandten nicht gebilligt. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. Nirgends konnte Gustav verweilen, weil des Königs Späher überall nach ihm forschten. In Bauerntracht floh er von einem Ort zum andern; die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. Eine Zeitlang drosch er im kurzen, groben Wamms um Tagelohn in einer Scheune. Auf dem Blutgerüste in der Hauptstadt starben Gustavs Vater und Schwager; seine Mutter und Schwestern wurden in Fesseln nach Dänemark geschleppt; auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt. Gustav floh an die westliche Grenze Schwedens, in die Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe und Gastfreundlichkeit bewahrt. Er

schilderte den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen wären. Gustav Wasa ging nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, aber hier hatte seine Beredtsamkeit noch geringeren Erfolg, und er setzte seine Flucht fort. Bald nachher erschien eine Schaar von hundert Dänen, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten. Ihr hartes Verfahren erbitterte das Landvolk, man zog die Sturmglocke und in kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen und sie zu dem Versprechen zwangen, Gustav Wasa kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher kam ein schwedischer Kriegsmann nach Mora und erzählte, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden machen; auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sei bereits ausgeschrieben. Seine Reden wurden durch einen Edelmann bestätigt, der das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Grausamkeit des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen von Schrecken und Wuth fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er sich einen Weg über das Gebirge nach Norwegen suchte, und brachten ihn nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die Bauern der Thallande zu ihrem und des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann. Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Durch kleine, glückliche Kämpfe wuchsen Vertrauen und Muth. Bald schlossen sich immer mehr Bauern an. Gustav lehrte seine Leute bessere Waffen schmieden und in geschlossenen Gliedern fechten und zwang sie zu strenger Mannszucht. Schwedische Officiere und Soldaten gingen von des Königs Heer zu ihm über, und seine Macht wurde bald so stark, daß er sie theilen und mehrere von den Feinden besetzte Schlösser zugleich angreifen konnte. Alle besseren vereinigten sich, die Parteien schwanden, die bisher das Land zerrissen hatten, auch der Adel stellte sich auf die Seite der Freiheitsmänner und schwur dem Reichsverweser Treue. Bald war auf dem flachen Lande die Herrschaft der Dänen vernichtet; nur Stockholm, Abo und Calmar hielten sich noch, weil sie der dänischen Flotte zugänglich waren. Zwei Jahre wurde Stockholm belagert. Auf Gustavs Bitten sandten die Lübecker zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, aber sie hatten dabei mehr ihre Handelsvortheile im Auge, und es mußten ihnen harte Bedingungen zugestanden werden. Noch war Stockholm nicht erobert, da erhoben sich die Jüten gegen Christian II., der dänische Reichsrath entsetzte ihn der Regierung und übertrug die Krone an dessen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein. Aber die Schweden erkannten Friedrich I. nicht an, sondern ernannten auf dem Reichstage zu Strengnäs (1523) Gustav Erichson Wasa zu ihrem König. Gegen Ende dieses Jahres war ganz Schweden vom Feinde befreit und mit Friedrich I. wurde 1524 Friede geschlossen.

Zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, die in Wittenberg Luthers Zuhörer gewesen waren, hatten schon seit 1519 gegen Mißbräuche und Ablaß zu predigen angefangen. Doch viele im Volke waren mit dem Predigen der neuen Lehre unzufrieden, dazu kamen die Steuerforderungen, zu welchen sich Gustav genöthigt sah, und eine

schwere Hungersnoth, welche die Priester als Strafe des Himmels wegen des ketzerischen Königs darstellten. Bei der Armuth und Schuldenlast des Landes sah der König kein anderes Mittel, als Einziehung der Güter der Geistlichkeit. Er mußte aber mit großer Vorsicht verfahren, da der später in Münster so bekannte Wiedertäufer Knipperdolling damals in Schweden zur Bilderstürmerei aufreizte und die Bischöfe des Königs Neuerungen zu verdächtigen suchten. Kühn und klug wußte Gustav allen Widerstand zu beseitigen. Auf dem Reichstage zu Westerås (1527) wurde auf das Drängen der Bürger und Bauern beschlossen, die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt, dem König die Bestimmung der Einkünfte der Prälaten überlassen werden. Der Adel erhielt alle seit 1454 von ihm an Gotteshäuser geschenkte Güter zurück. Alle Schweden sollten das Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern gelehrt würde, werth achten. Damit war der Grund zur Kirchenreformation gelegt, und allmälig wurden die römisch-katholischen Gebräuche völlig abgeschafft. Die Bischöfe verloren ihre Reichsstandschaft und wurden weltlichen Gerichten unterworfen. An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf einer Reichsversammlung zu Westerås (1544) wurde die Krone in Gustav's Familie für erblich erklärt.

Gustav I. rang darnach, den schwedischen Handel von den Fesseln zu befreien, welchen Lübeck um ihn geschlungen hatte. Aus allen Stadtkirchen seines Landes ließ er eine Glocke nehmen, um einen Theil der Schuld an die reiche Hansestadt abzutragen. Der alte Einfluß der Hanse erlosch; nach Lissabon und London sah man schwedische Kauffahrer segeln; mit Frankreich, Holland und Rußland schloß der König Handelsverträge und ließ durch Baumeister, die er aus Venedig berufen hatte, eine Kriegsflotte zimmern. Der Betrieb der Bergwerke hob sich; eine strenge Ordnung herrschte in der Verwaltung der Krongüter; Landstraßen erleichterten den Verkehr im Innern Schwedens. Auch den schwedischen Waffen verschaffte Gustav Ehre im Ausland, da er einen Einfall der Russen in Finnland siegreich zurückschlug. Zuletzt beging der treffliche König den Fehler, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten. Dadurch legte er den Grund zu verderblichen Verwirrungen. Er starb 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., war ein hoher, schöner Jüngling, in allen ritterlichen Uebungen gewandt, nicht ohne Liebe für Dichtkunst und Malerei, aber ohne Festigkeit der Gesinnung, leidenschaftlich und heftig bis zum Wahnsinn. Er begünstigte den Adel, verschwendete die Schätze seines Vaters und führte Krieg mit Rußland, Polen und Dänemark. Zuletzt beging er die willkürlichsten Handlungen, so daß man ihn für wahnsinnig hielt und ihn 1568 absetzte und in lebenslänglicher Gefangenschaft hielt. Sein Bruder und Nachfolger, Johann III. (1568—1592) war ein Mann von schwankendem Charakter, der sich durch seine Gemahlin, eine polnische Prinzessin, zur Begünstigung des Katholicismus verleiten ließ. Heimliche Jesuiten leiteten die Schritte des Königs, und dieser schwor den evangelischen Glauben ab.

Erich XIV. Johann III. Sigismund. Karl IX.

Der Abfall Schwedens vom Protestantismus schien keinen Zweifel zu unterliegen, als die Hartnäckigkeit des römischen Hofes und der Tod der Königin den evangelischen Glauben in Schweden rettete. Den König bewog seine zweite Gemahlin, ein schwedisches Fräulein, dem katholischen Glauben wieder zu entsagen. Johanns zum eifrigen Katholiken erzogener Sohn **Sigismund** war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Wegen seiner Abwesenheit und seines Katholicismus war er den Schweden verhaßt. Dagegen besaß sein Oheim, der Herzog **Karl von Südermanland**, alle Gewalt und wurde zum Reichsvorsteher und 1604 von den Reichsständen zum König ernannt. **Karl IX.** führte Krieg mit Polen und Dänemark und hinterließ bei seinem Tode (1611) beide Kriege unbeendigt seinem Sohne **Gustav Adolf**.

Innere Zustände. Wissenschaft und Literatur.

Die königliche Macht wurde durch Beseitigung des Reichthums und der ständischen Macht des katholischen Klerus gehoben. Auch der Adel war nicht mehr so mächtig als früher. Die vielen Kriege, welche seit Gustav I. geführt wurden, weckten den kriegerischen Geist, und Schweden hatte in dieser und der nächstfolgenden Zeit sein Heldenzeitalter und wurde ein Kriegerstaat. Von den Ständen hatten Geistlichkeit und Bürgerstand eine geringere Bedeutung, als der Adel und der Bauernstand. Die Bürgerschaften standen noch auf niedrigem Standpunkte. Früher war der schwedische Handel in den Händen der Hanse. Gustav I. suchte zwar heimische Gewerbe und Handel zu heben, aber das ging nicht so schnell, da die Ausfuhr der Landesprodukte keinen ansehnlichen Gewinn brachte.

Das Recht behielt in Schweden viel Alterthümliches. Die Stimme der Bluträcher hatte unter Gustav I., selbst noch unter Gustav Adolf, Gewicht bei der Fällung eines Urtheils über schweren Friedensbruch. Das Fortbestehen der Bußgelder war für Inhaber der Gerichte ein Gegenstand finanzieller Berechnung. Doch gab es bei aller Rohheit und Geneigtheit zum Faustrechte wenig Prozesse, und die Strafgerichte hatten weniger, als in andern Ländern zu thun. Für die geistige Bildung geschah von der Regierung nicht viel. Wissenschaft und Literatur fanden geringe Pflege. Der Gelehrtenstand war unbedeutend; die Universität zu **Upsala** war bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in traurigem Zustande. Der schwedische Adel studirte gern auf deutschen Universitäten, aber sein Sinn für die Wissenschaft verlor sich im Staats- und Kriegsdienst wieder. Kenntniß der lateinischen Sprache und der Theologie gehörten zur Vorbildung für Staatsämter. Die Sprachstudien beschränkten sich auf nothdürftiges Geschäftslatein; das Griechische blieb außer dem Bereich des Unterrichts, und die humanistischen Studien wurden nicht mit dem frischen Eifer, wie in anderen Ländern, getrieben. Die evangelischen Geistlichen beschränkten sich auf die Theologie. Neben der Reformationsliteratur fand die Geschichte, besonders die vaterländische, einige Pflege. Das Studium der Naturwissenschaften und der Medicin kam nicht aus der ersten Kindheit heraus; Aerzte gehörten zu den Seltenheiten. Die schwedische Sprache erhielt durch die Uebersetzungen der beiden Brüder **Petri** eine bestimmte und feste Form, blieb aber noch roh und unbeholfen. Die Nationalliteratur war im Ganzen der wissenschaftlichen voraus. Die Sagen- und Liederpoesie erhielt sich nothdürftig im Volke.

Der schwedischen Dichtkunst fehlte der naive Volksgesang, an dem die Finnen weit reicher sind; sie konnte durch Reimchroniken und matte geistliche Lieder nicht gefördert werden. Die gehaltvollsten schriftstellerischen Versuche gingen von der königlichen Familie aus; Gustav Wasa, der Begründer der Volksschulen und ein geistreicher Redner, verfaßte eine kleine Reimchronik zur Schande der Dänen; Erich XIV., nicht unbekannt mit der klassischen Literatur, sang Lieder, in denen sich sein schwermüthiger Sinn abspiegelte; Karl IX. schilderte sein Leben in Reimen und dichtete auch Lieder. Die Gedichte des kenntnißreichen G. Stjernhjelm (1598—1672), in antikem Versmaße, sind gelehrt, aber ohne poetisches Leben.

Christian II. war 1513 in Dänemark und Norwegen als König anerkannt worden. Die königliche Macht war in Dänemark beschränkt durch die reiche Geistlichkeit und den Adel, der die schönsten Krongüter besaß. Beide Stände waren frei von Abgaben, welche deshalb um so härter auf dem Bürger und Bauer lasteten. Das ganze Streben von Christian II. war darauf gerichtet, die königliche Gewalt zu befestigen. Um die beiden bevorrechtigten Stände zu demüthigen, bediente er sich der List und Gewalt; er erreichte die Zurückgabe der verpfändeten oder verschenkten Kammergüter, schrieb ohne Befragen der Stände neue Steuern aus, und seine vor den Thoren der Städte errichteten Galgen schreckten den Bürger vom Widerstande ab. Der Reformation war Christian nicht abhold und berief 1521 den lutherischen Geistlichen Reinhard zur Verkündigung der neuen Lehre. Den Geistlichen wurde der Besitz unbeweglicher Güter verboten, außer im Falle, daß sie sich verheirathen würden. Dem Gewerbe und Handel gedachte Christian aufzuhelfen, aber seine Handels-, Polizei- und Strandverordnungen, welche für das Wohl des Ganzen zweckmäßig waren, erbitterten den Adel, dessen Vorrechte sie beschränkten. Dänemark und Norwegen.

Als die Schweden sich unter Gustav Wasa erhoben und Lübeck den Fehdebrief nach Kopenhagen sandte, suchte Christian II. seine Herrschaft in Dänemark durch Schrecken zu sichern. Da vereinigten sich Reichsräthe, Bischöfe und Adlige von Jütland und ernannten Christians Oheim den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zum König (1523). Christian verzagte und floh aus seiner Hauptstadt Kopenhagen nach Antwerpen. Nun fielen auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab und Friedrich I. bestieg den dänischen Thron (1523—1533). Auch Norwegen erkannte Friedrich als König an. Als er bei Wiborg unter freiem Himmel von den Ständen Jütlands die Huldigung empfing, mußte er eine harte Capitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die früheren Vorrechte wieder zugestanden wurden. Der dänische Adel erhielt sogar das Recht über Leben und Tod seiner Bauern. Zwar versuchte Christian II. mit einem geworbenen Heere in sein Reich zurückzukehren, aber Hamburg verweigerte ihm den Uebergang über die Elbe, und das Heer löste sich auf, weil es keinen Sold empfing. Nun gab auch Kopenhagen den Widerstand auf und Friedrich zog in die dänische Hauptstadt ein.

Eine von Christian II. 1531 mit einer Flotte und einem Heere in Norwegen unternommene Landung schien glücklich auszufallen. Denn

Christian hatte sich wieder mit dem Papst versöhnt, und die norwegischen Bischöfe unterstützten ihn. Allein seine Flotte wurde von der dänischen verbrannt, und Christian ließ sich bewegen, zu einer mündlichen Unterhandlung mit Friedrich I. auf der dänischen Flotte nach Kopenhagen überzusetzen. Hier wurde er gefangen genommen und in einem finstern Thurme auf der Insel Alsen sechzehn Jahre lang in strengem Gewahrsam gehalten. 1549 erhielt er mehr Freiheit und ein Schloß zu seinem Aufenthalte.

Da junge Dänen die Hochschule Wittenberg zahlreich besuchten, so war auch in Dänemark das Verlangen nach Theilnahme an der Kirchenreformation frühzeitig laut geworden. Christian II. wurde bei seiner Begünstigung der Reformation wohl durch die Aussicht geleitet, durch eingezogene Kirchengüter seinen Schatz zu bereichern. Dagegen neigte sich König Friedrich I. entschieden dem neuen Glauben zu. Als auf dem Reichstage zu Odense (1527) Friedrich I. den Prälaten gelobte, ihnen ihre Güter zu lassen, dagegen das Einholen des Palliums von Rom verbot und den Grundsatz aufstellte, daß die hohe Geistlichkeit keiner weiteren Bestätigung als der des Königs bedürfe, mußten die Bischöfe sich seinem Ausspruche fügen, weil auch der Adel es so wollte. Seitdem verbreitete sich die neue Lehre, ohne auf bedeutenden Widerstand zu stoßen. Erst der Tod von Friedrich I. (1533) schien den Prälaten die Gelegenheit zu bieten, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen.

Da der älteste Sohn Friedrichs, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der evangelischen Religion war, so widersetzten sich die katholischen Geistlichen und die katholischen Reichsräthe seiner Thronbesteigung. Die Wahl wurde aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Den anarchischen Zustand des Interregnums glaubte Wullenweber, der unternehmende und thatkräftige Bürgermeister von Lübeck, zum Vortheil seiner Vaterstadt benutzen zu können. Die Hansa hatte früher ein so ausschließendes Monopol in den skandinavischen Reichen gehabt, daß den Eingebornen nur der Kleinhandel im Innern übrig geblieben war. Betreibung von Landwirthschaft, Fischfang und etwas Bergbau war ihnen zugestanden worden, Industrie und Schifffahrt dagegen waren unterdrückt, damit den Hansen die Einfuhr gesichert war. Der Verfall der Hansa und die Konkurrenz der Niederländer befreiten die skandinavischen Reiche von dem lang getragenen Handelsjoche. Wullenweber faßte daher jetzt den kühnen Entschluß, mit einem Schlag der drohenden Gefahr zu begegnen und den Norden mehr als je unter die Gewalt und Vormundschaft des Bundes zu beugen. Wullenweber und der Stadthauptmann von Lübeck Marcus Meier bauten auf die Uneinigkeit in Dänemark den Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern und dem niederländischen Handel die Ostsee ganz zu verschließen. Sie sandten (1534) Truppen nach Dänemark unter Anführung des Grafen Christian von Oldenburg, und dieser verlangte die Huldigung im Namen Christians II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs zu gewinnen hoffte. Wirklich öffnete Kopenhagen dem Grafen von Oldenburg die Thore. Nun aber sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und der Herzog Christian wurde zum König gewählt (1534). Christian III. (1534 bis 1559) beendigte bis 1536 siegreich den Krieg.

Die Bischöfe, welche der Wahl Christians widerstrebt hatten, galten als die Urheber aller dieser Leiden. Von dem Reichstage wurden sie jeßt gezwungen, auf ihre Würde zu verzichten, und ihre Güter wurden zur Tilgung der Staatsschuld und zur Erhaltung evangelischer Schulen und Kirchendiener verwandt. Der Adel erhielt die Bestätigung seiner großen, die königliche Gewalt beschränkenden Vorrechte. Der nach Dänemark berufene Freund Luthers, Johann Bugenhagen, entwarf eine neue Kirchenordnung. Die Reformation wurde nun auch in Norwegen und etwas später in Island eingeführt. Die königliche Gewalt wurde unter den folgenden Königen Friedrich II. und Christian IV. durch den Adel noch mehr beschränkt.

Zustände des äußeren und des geistigen Lebens.

Der Handel der Hansa sank immer mehr, die Eingebornen fingen an sich selbst in Handelsgeschäften zu versuchen, und die Ankunft englischer und holländischer Schiffe eröffnete eine freiere Konkurrenz. Ein großes Hinderniß für die volkswirthschaftliche Ausbildung des Landes lag in seiner feudal-aristokratischen Verfassung. Der Adel beengte ebenso die monarchische Gewalt, als er den Bürger- und besonders den Bauernstand niederdrückte und jeder politischen Vertretung beraubte. Der Zustand des letzteren war in Dänemark vollkommne Leibeigenschaft, in Norwegen dagegen glückte es ihm, sich von derselben frei zu halten. Bei solchen Zuständen war es mit dem Hauptnahrungszweig des Landes, dem Ackerbau, schlecht bestellt. Nur die deutschen Provinzen Schleswig und Holstein, allenfalls auch Jütland, waren ergiebig an Korn, die dänischen Inseln sowie Norwegen erzeugten nicht genug zu ihrem Bedarf. Besser als mit dem Ackerbau stand es mit der Viehzucht.

Für den Handel gewährte Norwegen eine mannigfaltigere und reichere Ausbeute an Bodenprodukten. Des Pelzes wegen verlohnte sich die Jagd auf Biber und Elennthiere. Norwegische Butter war gesucht, und die Fischerei bedeutend, seit der Häring sich in die Nordsee gezogen hatte. Herrliche Tannen- und Fichtenwälder lieferten Holz zur Ausfuhr für den zunehmenden Schiffsbau in England und Holland. Der Bergbau erweiterte sich, Christian III. rief deutsche Bergleute ins Land. Norwegen hat von der Natur alle Bedingungen zum Schiffsbau und Seegewerbe. Nachdem das hansische Joch gebrochen war, machte der natürliche Beruf sich allmälig geltend. Die dänische Regierung fing an zu erkennen, daß einem Insellande wie Dänemark zur Erlangung kommerzieller Unabhängigkeit wie zur Behauptung seiner politischen Selbständigkeit eine Seemacht nöthig sei. Die dänische Rhederei fing an sich zu rühren. Es wurden einzelne Kauffahrteischiffe auf weite Fahrt ausgerüstet, Gesellschaften für den nordischen und 1616 für den indischen Handel begründet. Die Regierung suchte dem Handwerkerstande aufzuhelfen. Eine Seidenfabrik und 1624 eine Navigationsschule wurden in Kopenhagen angelegt. Es wurden nicht wenige Stiftungen für Kirche, Unterricht und Erziehung gemacht; ein Waisenhaus wurde zu Kopenhagen, ein Gymnasium zu Odense, eine Ritterakademie zu Sorde gegründet. Manche gute Einrichtung Christians IV. fand bei dem Volke nicht den rechten Anklang, aber im Kirchenthum und Seewesen begegneten sich Regierung und Volk. Aufrichtige, stille Gläubigkeit und Lust und Geschick zu Seefahrten sind die Grundzüge des dänischen Volksthums jener Zeit. Dem

Trunke war der Däne nicht minder als der Deutsche ergeben; der Hof gab das Beispiel.

Die dänische Sprache und Literatur bekam zwar bei der Reformation eine förderliche Anregung durch Uebersetzungen biblischer Schriften, ihre Bildung wurde aber im sechzehnten Jahrhundert durch die Vorliebe für die deutsche Sprache zurückgehalten. Die humanistischen Studien blieben ohne Einfluß auf die dänische Sprache; die Gelehrten schrieben lateinisch. Erst im siebzehnten Jahrhundert regte sich größere dichterische Thätigkeit, sie war aber abhängig von fremden Mustern und auf Belehrungen und Beschreibungen beschränkt. Anders Arreboe (1587 bis 1637) schrieb belehrende Schilderungen. Große wissenschaftliche Leistungen sind nur von Tycho de Brahe (1546—1601) zu rühmen. Von den holsteinischen Adelsgeschlechtern ragt das der Ranzau hervor, ausgezeichnet durch Feldherrntalent, diplomatische Gewandtheit und Liebe zu den Wissenschaften.

Die Norweger, ausgezeichnet durch Biederkeit und Einfachheit der Sitten, blieben in der Bildung zurück. Ihre Sprache sank zu einer unliterarischen Mundart herab; in den Städten und bei den höheren Ständen wurde die dänische Sprache üblich. In Island hatten sich die mittelalterlichen Sitten und Einrichtungen verändert; die Lust zu Reisen und Fahrten hatte abgenommen; dagegen besuchten Dänen die Insel häufig und trieben den Handel. Der Gebrauch der isländischen Sprache zu Schriften wurde durch die Reformation neu belebt. Eine Uebersetzung der heiligen Schrift nach der lutherischen erschien 1584. Lateinische Schulen und eine Buchdruckerei wurden gegründet. Auch verschwand die Liebe zur Poesie und den Saga's nicht gänzlich.

Polen und Preußen.

Polen erstreckte sich von der Ostsee bis zu den Karpathen und dem schwarzen Meere und von diesseits der Weichsel bis fast an den Don. Der Adel hatte alle Gewalt und beschränkte die Macht des Königs; der Regierung fehlte die nöthige Kraft, während der Staat an den Russen, Türken und Tartaren mächtige Feinde hatte. Neben dem Adel war der hohe Klerus im Ansehen, schon deshalb, weil er größtentheils von Adel war. Ein Bürgerstand konnte fast nur in den reichen Handelsstädten der Nordküste sich behaupten. Im eigentlichen Polen und Litthauen hatten die Juden den Handel, und sie ließen städtisches Gewerbe nicht aufkommen. Das Einkommen der Krone war gering und zur Gründung gemeinnütziger Anstalten für Gewerbe und Verkehr nicht reichlich genug; die Reichstage aber fragten nach dergleichen nicht. Des Adels Streben war auf Ungebundenheit, kriegerische Tüchtigkeit und äußere Pracht gerichtet. Neben dem Glanze des Adels aber zeigte sich der knechtische Schmutz des Bauernstandes.

Die Uebelstände der Verfassung traten weniger hervor unter Sigismund I. und Sigismund II. August. Zu ihrer Zeit erschienen in Polen eine Menge wissenschaftlicher Schriften, zum größten Theil in lateinischer Sprache. Die studirende Jugend Polens war zahlreich in Krakau und im Auslande. Die Reformation verbreitete sich auch in Polen; die Nichtkatholiken zerfielen aber bald in viele Sekten, und das gab Veranlassung zu Streitigkeiten unter dem Adel und zu heftigen Bewegungen auf den Landtagen.

Mit Sigismund II. starb 1572 der jagellonische Mannsstamm aus, und seitdem ging keine Thronerledigung ohne Zwist und Parteiung ab. Durch große Versprechungen erlangte Heinrich von Anjou (S. 178) die Krone, verließ aber bei der Nachricht von seines Bruders Tode wieder heimlich das Land. Der nun zum König gewählte Fürst von Siebenbürgen Stephan Bathori (1575—1586) war ein tapferer und tüchtiger Fürst, welcher einen glücklichen Krieg gegen Rußland führte.

Der folgende König Sigismund III. Wasa (1587—1632) führte Krieg mit Schweden und Rußland. Unter ihm nahm die Bekehrungs- und Verfolgungssucht der Jesuiten überhand. Seine Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten veranlaßte einen Aufstand, und religiöse Zerwürfnisse steigerten die politische Verwirrung und Uneinigkeit.

Preußen hatte der Hochmeister des deutschen Ritterordens, der Markgraf Albrecht von der fränkischen Linie des brandenburgischen Hauses 1525 zu einem weltlichen Herzogthum gemacht (S. 99). Die fortdauernde Abhängigkeit von Polen war einer kräftigen Gestaltung des preußischen Volksthums vielfältig im Wege. Dem früheren Gegensatze zwischen Ordensrittern, preußischen Landesadel und Städten folgte eine Adelsaristokratie, welche die herzogliche Gewalt beschränkte und die städtischen Abgeordneten von den Landtagen verdrängte. Herzog Albrecht vermochte weder die äußere Selbständigkeit, noch das innere Gedeihen seines Landes wesentlich zu fördern. Nach seinem Tode und unter seinem blödsinnigen Nachfolger Albrecht Friedrich wurde die Regentschaft erst von den Stammvettern in Franken und nachher von Brandenburg aus besorgt. Erst 1618 wurde Johann Sigismund von Brandenburg Herzog von Preußen. Trotz der Uebelstände war der Zustand von Preußen ungleich besser, als der von Polen. Die Lage des Landes an der Ostsee veranlaßte einen größeren Verkehr mit Fremden, das Land war seiner Sprache nach deutsch, nahm an deutscher Bildung Theil, und die lutherische Lehre wurde die herrschende. Es wurden Schulen angelegt und 1546 die Universität Königsberg gestiftet. Preußen hat den Ruhm, in Nikolaus Copernikus (1473—1543) einen der größten wissenschaftlichen Forscher hervorgebracht zu haben. Auch die preußische Chronik von Lukas David (1503—1583) ist ein achtungswerthes Denkmal von Vaterlandsliebe und historischen Studien.

Rußland hat Iwan Wasiljewitsch von der Herrschaft der Tataren befreit (Bd. II. S. 545). Seine Nachfolger Wasilei Iwanowitsch und dann Iwan II. Wasiljewitsch, welcher den Titel eines Zaren annahm, vergrößerten das Reich durch neue Eroberungen. Kasan und Astrachan wurden den Tataren entrissen, doch wiederholten die Tataren der Krimm noch oft ihre Raubzüge in das südliche Rußland. Ein Hetmann der Kosaken eroberte mit 6000 Kosaken Sibirien und dieses wurde 1583 dem Zar übergeben. Die Russen drangen nach und nach weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamschatka hin. Mit Feodor I. erlosch 1598 der Rurik'sche Mannsstamm. Es folgten nun innere Unruhen und Thronstreitigkeiten bis 1613 mit Michael Feodorowitsch das Haus Romanow den russischen Thron bestieg. Rußland.

Der Despotismus der Zare schritt unaufhaltsam fort. Sie suchten fast alle auch im Westen Eroberungen zu machen und durch Verpflanzung westeuropäischer Bildung ihr Reich und Volk vorwärts zu bringen. Das Volk hingegen widerstrebte der fremden Bildung. Der Despotismus der Zare hielt auch die Großen in Knechtschaft; das niedere Volk war im Schmutze der Leibeigenschaft. Eigenthümlich war den Russen knechtischer Sinn und kriechende Verehrung des Zars, Mangel an Ehrgefühl, Unempfindlichkeit wie gegen Schmerz und Entbehrung, so gegen Druck und Mißhandlung, Fröhlichkeit bei der tiefsten äußeren Noth, Aberglaube, ängstliche Beobachtung der Fasten und Kirchengebräuche, Haß gegen andere Religionsparteien, Verschmitztheit und Lust an Betrug, Gleichgültigkeit gegen die Treue des Worts, Mangel an sittlichem Gefühl und Stumpfsinn gegen jede höhere und edle Idee. An geistigen Anlagen mangelte es den Russen nicht gänzlich, sie besaßen aber nur das Talent der Nachahmung, nicht das der eignen Produktion. Anstrengung und Arbeit war ihnen zuwider. Der Trieb zur Verbesserung des äußeren Lebens fehlte allen; die Großen liebten grotesken Aufputz. Allgemein war die Neigung zum gröbsten Branntweinrausch; auch mangelte der Sinn für Reinlichkeit und Anstand. Der Bart war der Stolz des Russen, und dicke Bäuche und schwarze Zähne galten für schön. Wie die Knute das hauptsächlichste Regierungsmittel im Staate war, so die Peitsche in der Familie. Der Ehemann erhielt bei der Verheirathung eine neue Peitsche, als Symbol dessen, was er zu thun habe. Die Weiber wurden in strenger Unterwürfigkeit und in Abgeschiedenheit vom geselligen Verkehr gehalten. Als eine Volksbelustigung wird der Rutschberg mit einer Eisbahn, als leidenschaftlich begehrter Genuß das Schwitzbad genannt. Der Verkehr mit dem Ausland war gering; Archangel war der Stapelplatz für den Handel mit Europäern. Die unwissende Geistlichkeit verschrie jedes fremde Wissen als Ketzerei. Was die Zare thaten, um europäische Gesittung in Rußland einzuführen, beschränkte sich auf Kriegs- und Hofwesen. Iwan II. Wasiljewitsch errichtete in den Strelizen eine Schaar mit Flinten bewaffneten Fußvolks.

Die Türken. Die Osmanen blieben auch in diesem Zeitraum europäischer Gesittung unzugänglich. Wie das Gebiet der Pforte außer in Europa auch in Asien und Afrika ansehnlich war, so blieb auch im osmanischen Volksthum das Orientalische vorherrschend. Der kriegerische Geist der Osmanen zeigte sich noch in den beiden ersten Sultanen dieses Zeitraums. Selim I. (1512—1520) kämpfte mit Persien und entriß den Mameluken Aegypten. Soliman II. (1520—1566), der Große, der Prächtige, der Gesetzgeber genannt, brachte die Macht der osmanischen Türken auf den höchsten Gipfel. Seit dem Sturze des griechischen Kaiserthums hat kein osmanischer Herrscher den christlichen Völkern mehr Jammer bereitet. Weder vor noch nach Soliman hat ein größerer Sultan auf dem Throne von Stambul gesessen. In Ungarn galt Belgrad für das Bollwerk der Christenheit gegen die Osmanen; es wurde 1521 erobert und die größte Kirche Belgrads zur Moschee geweiht. Mit 300,000 Mann zog Solimann 1522 bis zu dem Rhodus gegenüber liegenden Strande, und nach sechsmonatlicher Belagerung und nach heldenmüthiger Vertheidigung unter dem Großmeister Villiers de l'Isle Adam kam Rhodus

in der Türken Gewalt. 1526 drang Soliman in Ungarn ein, Peterwardein wurde erstürmt, Esseck eingeäschert und in der Schlacht bei Mohacz fiel der König Ludwig II. 300,000 Menschen führte Soliman aus Ungarn hinweg. Drei Jahre später (1529) erfolgte ein neuer Einfall in Ungarn. Der Gegenkönig von Ferdinand I., Johann von Zapolya, stieß bei Mohacz mit 6000 Reitern zum Sultan und huldigte ihm als seinem Lehnsherrn. Bis hin nach Wien drang der Großherr: aber an den Wällen der Kaiserstadt brach sich der Ungestüm seiner Janitscharen. Rächend ließ er ganz Ungarn durch seine Renner und Brenner verheeren. 1532 stürmte Soliman abermals nach Oestreich, gewährte aber, als Andreas Doria Coron und Patras genommen hatte, dem König Ferdinand gegen harte Demüthigung den Frieden (1533). Noch in demselben Jahre begann Soliman einen Krieg mit Persien, und Bagdad öffnete ihm die Thore. Die Einnahme von Tunis durch Karl V. (1535) weckte in des Großherrn Brust das Verlangen nach Rache. Chaireddin Barbarossa unterwarf sich der Hoheit des Großherrn und erhielt Galeeren und Janitscharen, um den Schrecken des Halbmonds nach den christlichen Küstenstaaten des Mittelmeeres zu tragen. Bei Otranto setzte er 8000 Reiter ans Land, verheerte Apulien und ließ 10,000 Christen auf seine Galeeren schleppen. Die Belagerung von Corfu mißlang, aber Venedig verlor seine noch übrigen Besitzungen auf Morea und im Archipelagus. Nachdem von 1541—1547 Ungarn von Solimans Horden furchtbar verheert worden war, wurde mit dem Kaiser und dem König Ferdinand ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen, für welchen Ferdinand jährlich 30,000 Dukaten zu zahlen gelobte. Nach einer Unternehmung gegen Persien entrissen die Osmanen 1550 den Rittern von St. Johann Tripolis, und Soliman fiel 1552 wiederum in Ungarn ein.

Die Johanniter hatten von Malta aus, das ihnen Karl V. eingeräumt hatte, den Rachekrieg gegen die Ungläubigen fortgesetzt. Deshalb beschloß Soliman die Unterwerfung der Insel. Eine Flotte von 200 Schiffen mit 45,000 Mann Landtruppen erschien 1565 vor Malta. An der Umsicht des Großmeisters La Valette und an dem Heldenmuth der Ritter, welchen der Admiral Doria auf den Galeeren von Spanien und Toskana Krieger zuführte, scheiterte nach großen Verlusten das ganze Unternehmen. Den Schimpf beschloß Soliman im Ungarnblute abzuwaschen. Mit großer Heeresmacht rückte er in Ungarn ein (1566); mit 100,000 Mann belagerte er Sziget. Niklas, Graf von Zrini, Herr von Stadt und Schloß Sziget, schlug mit 1500 Mann 20 Stürme zurück. Als die Stadt von den Janitscharen erobert war, das Schloß in Flammen stand und das Feuer dem Pulverthurme nahte, da ließ Zrini das Thor öffnen und in leichtem, golddurchwirkten Seidengewand, ohne Helm und Panzer, stürmte er hinaus, vor ihm Juranitsch mit dem kaiserlichen Banner, ihm nach die Todesgefährten. Von den Kugeln der Feinde getroffen, fiel Zrini. Den in die Burg zurückgeworfenen Ungarn drängten die Türken nach, und 3000 derselben begrub der von der Gluth erfaßte Pulverthurm unter seinen Trümmern.

Zwei Tage vor der Einäscherung Szigets war Soliman gestorben; sein Tod war aber dem Heere geheim gehalten worden. Soliman offenbarte in Kühnheit und Hochmuth, in Freigebigkeit und ungebeugtem

Herrscherwillen die orientalische Natur und besaß die Liebe und Hingebung seines Volkes. Sein Beispiel begeisterte sein Volk, über welches er wie über Sklaven gebot, zu Kampf und Sieg. Seit Soliman erstarb allmälig die kriegerische Richtung des osmanischen Volkes und dieses verlor an Kraft und Furchtbarkeit. In einem so despotischen, ganz auf Krieg gebauten Staate, wie der osmanische, steigt und sinkt das Volk mit der kriegerischen Kraft und Schwäche des Gebieters. Seit Soliman wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen und hier in Sinnenrausch und die Vorstellung ihrer unbegrenzten Herrschermacht eingewiegt. Der Verfall des Reiches trat unter Soliman's Sohne Selim II. (1566—1574) noch nicht hervor, weil dieser in Mohammed Sokolli einen tüchtigen Großvezier besaß. Selim eroberte ganz Arabien und entriß den Venetianern Cypern. Die christliche Flotte kam zu spät, um den Verlust Cyperns zu verhindern, aber Don Juan d'Austria vernichtete bei Lepanto (1571) die osmanische Flotte (S. 214). Die christlichen Mächte benutzten den Sieg nicht zur weiteren Demüthigung der Osmanen. Nach Selim II. nahm der Verfall des osmanischen Reiches zu. Die Würde des Großveziers war nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern durch die Ränke des Harems auch unwürdigen Günstlingen zugänglich. Die Sultane nahmen immer seltener an den Kriegen Theil. Die Grundlage der Stärke der Janitscharen war die strenge, von allem Einflusse der Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung. Diese Grundlage wurde untergraben, seit man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, diese dann die Aufnahme ihrer Söhne in die Schaaren ertrotzten und auch gebornen Türken die Aufnahme gestattet wurde. Die Kraft der Janitscharen gegen den Feind nahm ab, aber es wuchs ihr Trotz wider den eigenen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, und an deren Stelle traten Uebermuth und der Geist des Aufruhrs. Die anderen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Der kriegerische Ungestüm tobte mehr in der Hauptstadt, als gegen die Feinde des Islam aus. In dem vierzehnjährigen Kriege gegen Oestreich (1592 bis 1606) war im Ganzen die Ueberlegenheit bei den Christen, und im Frieden mußte die Pforte auf den östreichschen Tribut verzichten.

Das osmanische Staatswesen erhielt in dieser Zeit unter mancherlei neuen Einrichtungen keine, durch die es für den europäischen Staatenverkehr geschickter und gefügiger, zu der inneren Regierung tüchtiger und der Humanität zugänglicher geworden wäre. Den Feinden Treue und Wort zu brechen, Gefangene gegen die Capitulation niederzumetzeln, war bei den Türken in der Ordnung. Die kriegerische Tapferkeit verwandelte sich in meuterische Raserei gegen die Vorgesetzten und den Sultan. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte die osmanische Kriegsmacht von ihrer alten Furchtbarkeit viel eingebüßt. Zur türkischen Diplomatie gehörte die frechste und empörendste Geringschätzung fremder Fürsten sowie die Verhaftung und Mißhandlung fremder Gesandten, die als eine Art von Geiseln angesehen wurden. Gegen die eigenen Unterthanen war die Laune des Despoten selten freundlich, menschlich wohlwollend niemals. Der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert. Die Aufstände der Janitscharen und Spahi's in der Hauptstadt, die Empörungen in den asiatischen Landschaften hatten

bald Blutbefehle, bald Bewilligungen der geschreckten Sultane zur Folge. Einen immer bedeutenderen Einfluß auf die Regierung bekamen die Weiber und die Ränke des Harems. Zur Erlangung hoher Würden war es nicht ein nothwendiges Erforderniß, geborner Osman oder Muselmann zu sein; es gehörte vielmehr zum Regierungssystem, Sklaven zu Beamten zu erheben. Das Recht litt, abgesehen von dem Einschreiten des Despotismus, durch die Bestechlichkeit der Richter. Von den Einnahmen des Staates wurde wenig zum Nutzen des Volkes verwendet. Nur für Aufführung von Moscheen und Wasserleitungen, für prunkvolle Feste und nach Laune ertheilte Geschenke öffneten die Sultane ihren Schatz. Von den stehenden Ausgaben war die für Erhaltung des Harems und der zahlreichen Hofdienerschaft sowie der Sold der Janitscharen eine der bedeutendsten. Lasterhaftigkeit und Ausschweifungen, der Genuß des Opiums und des Weins nahmen überhand. Das geistige Leben war nicht unfruchtbar an Erzeugnissen der Poesie. Abdul-Baki zur Zeit Soliman's gilt dem Morgenländer als großer Dichter. Außer der Poesie waren Geschichte, Recht und Theologie die Gebiete, die von osmanischen Schriftstellern angebaut wurden.

11) Deutschland unter Matthias, Ferdinand II. und III. bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges.

Matthias. Jülich-clevescher Erbfolgestreit. Die Unruhen in Böhmen.

Fünf Monate nach Rudolfs Tode (S. 134) wurde auf dem Wahltage zu Frankfurt sein Bruder Matthias (1612—1619) zum deutschen Kaiser gewählt. Mit größerem Vertrauen, als die Katholiken, sahen die Protestanten auf das neue Oberhaupt des Reiches; sie gedachten der Freiheiten, welche durch ihn ihren Glaubensgenossen in Preßburg, Wien und Prag gewährt worden waren. Allein Matthias vermochte nicht, mit Ernst und Einsicht die Gebrechen des Reiches zu ergründen, mit Muth und Thatkraft ihnen abzuhelfen. Mit der Untreue, die er gegen seinen Bruder geübt hatte, glaubte er, vom Kardinal Klesel berathen, Liga und Union gängeln, beider Kräfte seinen Zwecken dienstbar machen zu können.

Noch hatte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg zugleich mit Johann Sigismund die jülich-clevesche Erbschaft in Besitz (S. 133). Alle Bemühungen, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, waren vergeblich gewesen; da gedachte man durch Verheirathung des Pfalzgrafen mit der Tochter des Kurfürsten den Streit zu schlichten. Allein in der Leidenschaft ließ sich der Kurfürst zu thätlicher Beleidigung des

Pfalzgrafen hinreißen, und dieser trat nun zum Katholicismus über und vermählte sich mit einer Schwester Maximilians von Baiern. Da er hierdurch die Liga und die Macht Spaniens für sich gewann, so meinte auch Johann Sigismund die Leiter der Union fester an sich knüpfen und England und Holland für sich gewinnen zu müssen, und trat in der Domkirche zu Berlin zum reformirten Glauben über. Der Glaubenswechsel beider Fürsten erregte in ihren Ländern Unwillen und Schrecken. In Berlin begann der Pöbel, durch fanatische Prediger aufgeregt, einen Aufruhr und stürmte und plünderte die Häuser der beiden reformirten Hofprediger. Spinola kam mit einem spanischen Heere dem Pfalzgrafen zu Hülfe, während Moritz von Oranien holländische Truppen zur Unterstützung von Brandenburg herbeiführte. Es kam 1614 ein vorläufiger Vertrag zu Xanten zu Stande und 1627 wurde der Theilungsvertrag zu Düsseldorf geschlossen.

Der Kaiser Matthias war kinderlos, ebenso seine beiden Brüder Maximilian und Albrecht. Wollte man nicht nach dem Absterben von Matthias die Wahl des Nachfolgers dem Zufall anheimstellen, so mußte man jetzt die Stimmen der Stände für einen östreichischen Fürsten zu erlangen suchen. Maximilian und Albrecht, beide bejahrt und frei von Herrschsucht, traten ihre Rechte ihrem Vetter Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain (S. 130) ab, und auch Matthias gab endlich seine Zustimmung. Da die Verhältnisse in Böhmen am bedenklichsten schienen, so machte man mit diesem Lande den Anfang, die Thronfolge Ferdinands durchzusetzen. Der Widerspruch der Böhmen, besonders des Grafen von Thurn, wurde durch die Uebereinstimmung der katholischen Stände beseitigt, und in Prag empfing Ferdinand (1617) die Krone, nachdem er die Freiheiten Böhmens beschworen und das Gelübde abgelegt hatte, während der Lebensdauer von Matthias in keiner Weise in die Regierung dieses Reiches eingreifen zu wollen. Bald nachher wurde Ferdinand in Presburg zum König von Ungarn gekrönt. In Ferdinand war ein neuer Begründer für die sinkende Macht Oestreichs, für die Partei der Katholiken ein glaubenstreuer, willenskräftiger Vorfechter gefunden.

Seit der Erzherzog Ferdinand in Prag die Krone empfangen hatte, fühlte sich die katholische Partei in Böhmen zu erhöhter Thätigkeit angeregt. Die Jesuiten glaubten der Heimlichkeit nicht mehr zu bedürfen, mit der sie bisher ihre Aufgabe betrieben hatten. Der Graf Matthias von Thurn, dem man es vornehmlich zuschrieb, daß Kaiser Rudolf den Majestätsbrief gewährt hatte, und der sich am nachdrücklichsten gegen die Königswahl Ferdinands ausgesprochen hatte, wurde seines Amtes als Burggraf vom Karlstein, wo die Reichskleinodien Böhmens aufbewahrt wurden, entlassen. In dem Städchen Braunau untersagte der dortige Abt den Utraquisten den Fortbau des Gotteshauses, und im Städtchen Klostergrab bei Teplitz ließ der Erzbischof von Prag die bereits vollendete Kirche der Protestanten niederreißen. Die vom Kaiser Rudolf den Evangelischen zur Wahrnehmung ihrer Angelegenheiten gestatteten Defensoren (S. 132) beriefen aus jedem Kreise sechs Abgeordnete ihrer Partei auf den 6. März 1618 nach Prag zu einer Versammlung. Hier wurde eine Vorstellung gegen das Verfahren in jenen Orten abgefaßt, dem Kaiser übersandt und eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai verabredet. In einem an die zehn Statthalter Böhmens gerichteten Schreiben sprach

sich der Kaiser mißfällig über die Vorstellung und Versammlung der Abgeordneten aus und untersagte alle weiteren Versammlungen. Dieser Bescheid des Kaisers erregte Erbitterung; es verbreitete sich das Gerücht, daß derselbe in Prag von den Statthaltern verfaßt sei, und man beschloß, diese hierüber gemeinsam zur Rede zu stellen.

Von den Statthaltern waren besonders Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinitz den utraquistischen Abgeordneten schon lange verhaßt. Beide Männer hatten sich sowohl der Ertheilung des Majestätsbriefes, als auch nach derselben der Bewilligung einer Amnestie für alle bei den vorangegangenen Unruhen Betheiligten hartnäckig widersetzt. Es wird erzählt, daß Martinitz seine nichtkatholischen Unterthanen mit Hunden in die Messe habe hetzen lassen, Slawata seinen Unterthanen Taufe, Trauung und Begräbniß nach utraquistischem Ritus untersagt habe. Diese beiden Männer waren mit Dippold von Lobkowitz und dem Oberstburggrafen Adam von Sternberg auf dem prager Schloß zu amtlicher Thätigkeit vereinigt, als am 23. Mai die utraquistischen Abgeordneten, geführt von den Grafen Thurn, Schlick und Kinsky, alle im Schmuck der Waffen und gefolgt von einer stattlichen Schaar Begleiter daselbst erschienen. Auf die Frage, ob das Schreiben des Kaisers auf der Statthalter Anrathen oder mit ihrer Billigung verfaßt sei, antwortete der Oberstburggraf, daß ihr Eid die Statthalter verpflichte, nichts von dem, was im Rathe verhandelt und beschlossen werde, zu offenbaren. Der Streit wurde bald sehr heftig, der Oberstburggraf und Dippold von Lobkowitz wurden in ein anstoßendes Zimmer geführt, Martinitz aber, Slawata und der Geheimschreiber Philipp Fabricius zum Fenster hinausgestürzt. Sie fielen auf einen Haufen Sand und zerrissener Papiere und blieben am Leben, obgleich die Höhe vom trockenen Schloßgraben bis zum Fenster an sechzig Fuß betragen mochte Auch die ihnen nachgesandten Schüsse gingen fehl.

Nach dieser Gewaltthat bemächtigten sich die Stände des Hradschin, nahmen Besatzung und Beamte der Hauptstadt in Eid und Pflicht, zogen die kaiserlichen Gefälle ein, untersagten den Jesuiten den Aufenthalt im Königreiche und übersandten eine Vertheidigungsschrift ihres Verfahrens an den Kaiser in Wien. Zur Verwaltung der Geschäfte wurden dreißig Direktoren ernannt und der Graf von Thurn ward unter dem Titel eines obersten Generallieutenants zum Anführer der anzuwerbenden Kriegsmacht bestellt. An Mähren, Schlesien und die Lausitz, an Ungarn, Oestreich und die protestantischen Reichsfürsten ergingen Aufforderungen der Direktoren, der Vertheidigung des Glaubens beizutreten. Mit wenigen Ausnahmen traten auch die katholischen Stände Böhmens diesen Maßregeln bei. Die Nachricht von diesen Vorfällen erfüllte den Kaiser mit Betrübniß und Schrecken; er war abgelebt und kränklich, keiner entschlossenen That fähig, ohne Heeresmacht, ohne zureichende Geldmittel. Während Erzherzog Ferdinand darauf drang, für die Ehre des Thrones mit Nachdruck in die Schranken zu treten und für ihn die Partei der Jesuiten sprach und handelte, rieth der den Kaiser leitende Kardinal Klesel die Anwendung von Mitteln der Milde. Klesel setzte es durch, daß der Kaiser zu einer friedlichen Ausgleichung Bevollmächtigte nach Böhmen sandte. Erst als diese ohne Bescheid abgewiesen wurden und Thurn die offenen Feindseligkeiten begann, sorgte Matthias für

Rüstungen, warb in Oestreich und den Niederlanden und stellte in Dampierre und Bucquoi zwei Ausländer an die Spitze des Heeres. Der Erzherzog Ferdinand war der Erbe der habsburgischen Kronen; als solcher glaubte er durchgreifen zu müssen. Den Vertrauten des Kaisers, den Kardinal Klesel, der sich allen kriegerischen Maßregeln widersetzte, ließ er verhaften und auf ein einsames Schloß Tyrols bringen. Im August 1618 drangen Bucquoi und Dampierre mit Heeresmacht in Böhmen ein. Dampierre wurde bei Czaslau und dann noch einmal bei Lomnicz geschlagen, Bucquoi bei Budweis vom Grafen Thurn zurückgeworfen. Die Stände von Schlesien nahmen für die Böhmen Partei, und sandten ihnen 3000 Mann, und auf Anregung des Kurfürsten von der Pfalz, des Hauptes der Union, trat der Graf Ernst von Mansfeld mit 4000 Mann in böhmische Dienste. Die Stände von Oestreich versagten dem Kaiser jede Hülfe. Der Winter verging unter erfolglosen Verhandlungen, und im Frühjahr 1619 starb der Kaiser Matthias.

Ferdinand II. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Der Krieg in Böhmen.

König Ferdinand befand sich nach dem Tode des Kaisers in der schwierigsten Lage. Die Stände von Oestreich verweigerten die Huldigung, bis ihren Beschwerden abgeholfen sei; ganz Böhmen war abgefallen; die Magnaten Ungarns zeigten sich geneigt, mit Böhmen in einen Bund zu treten; die Osmanen standen an der Grenze, und der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor drohte mit einem Einfalle in Ungarn. Thurn war mit 16,000 Mann in Mähren eingerückt und hatte auf einem Landtage in Brünn die Union Mährens mit Böhmen erreicht. Rasch zog er nach Oestreich und schlug sein Lager vor den Thoren Wiens auf. In der Hofburg befand sich Ferdinand ohne Geld und ohne Soldaten. Dennoch beschloß er mit rühmlicher Standhaftigkeit keinen Fuß breit zu weichen; seine Flucht hätte den Fall Wiens, vielleicht den Verlust des ganzen Erblandes nach sich gezogen. In diesem entscheidenden Augenblicke, wo das Schicksal des Hauses Oestreich in seiner Hand lag, begnügte sich der Graf Thurn, statt durch einen raschen Angriff Wien zu nehmen, mit den östreichischen Ständen über einen Anschluß an Böhmen zu unterhandeln. Die Protestanten zeigten sich zu diesem bereit und schickten auf die Burg zum König eine Deputation, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihren Eintritt zu dem böhmischen Bunde erlangte. Noch war der König in Wortwechsel mit der Deputation, als 500 Kürassiere durch das einzige von Thurn nicht eingeschlossene Thor in die Stadt sprengten und sich auf dem Burghofe aufstellten. Erschrocken verließ die Deputation das Schloß. Die Ankunft dieser Truppen ermuthigte die Studenten und die katholischen Bürger, sich für Ferdinand zu bewaffnen. Unlange darauf brach Thurn aus seinem Lager auf, weil Bucquoi den Grafen von Mansfeld bei Budweis geschlagen hatte und nun gegen Prag vordrang. Jetzt erst konnte Ferdinand an den Besuch des Wahltages in Frankfurt denken und beschleunigte seine Abreise. Er wurde am 28. August 1619 zum Kaiser gewählt und im September gekrönt. Ferdinand II. regierte von 1619—1637.

Unterdeß einten sich die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ober- und Niederöstreich zu Prag zu einem Bunde und erklärten Ferdinand, als Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklaven Spaniens und

der Jesuiten" des böhmischen Thrones verlustig (17. August 1619). Am 27. August wählten sie Friedrich V. von der Pfalz zum König. Er war das Haupt der Union, der Schwiegersohn Jakobs von England und der Neffe von Moriz von Oranien. Friedrich schwankte einige Zeit, ob er die dargebotene Krone annehmen sollte, ließ sich aber durch seine Gemahlin und seinen Hofprediger Scultetus zur Annahme der Krone bewegen. Er wurde am 29. November 1619 zu Prag gekrönt und empfing dann auch die Huldigung von Mähren und Schlesien.

Auf seinem Rückwege von Frankfurt verweilte der Kaiser bei seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Baiern. Dieser glaubte nicht zugeben zu dürfen, daß die protestantische Partei durch den Besitz Böhmens in Deutschland die Oberhand gewinne. Gegen die Zusage des Kaisers, die Kurwürde von der Pfalz auf Baiern zu übertragen, versprach Maximilian, alle seine Macht zur Rettung des Kaiserhauses und der katholischen Kirche aufzubieten. Zu Würzburg bewog er die Fürsten der Liga zu dem Beschlusse, ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufzustellen. Dagegen bemühte sich der junge König von Böhmen vergebens, die Fürsten der Union auf einem Bundestage zu Nürnberg zu seiner Unterstützung zu bewegen. Die Eifersucht auf die plötzliche Erhöhung des pfälzischen Hauses war ihm hinderlich; auch trat die Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten immer unseliger hervor.

In Böhmen hatte sich Friedrich die Herzen vieler Unterthanen bald entfremdet. Statt die Begeisterung zu benutzen, welche das Volk ergriffen hatte, und die Kräfte des Landes zu ordnen, ergötzte sich der König an Festzügen und Belustigungen, welche den strengen Utraquisten zuwider waren. Aus der katholischen Domkirche in Prag ließ er Bilder und Zierrathen entfernen, um den Gottesdienst nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Sein Hofprediger Scultetus eiferte gegen die Bilder und Kunstwerke in den Kirchen der Utraquisten.

Im November 1619 drang Bethlen Gabor in Vereinigung mit Thurn bis vor die Mauern von Wien; doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung der Belagerung. Ferdinand II. war eifrig bemüht, den Papst und die katholischen Fürsten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Ja es gelang ihm sogar, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, welcher sich gern als den Schirmherrn des lutherischen Glaubens bezeichnen ließ, auf seine Seite zu ziehen. Eifersucht auf das pfälzische Haus und das Zureden seines Oberhofpredigers Hoe von Hoenegg, eines Todfeindes der Reformirten, scheinen den Kurfürsten zu diesem auffälligen Schritt bewogen zu haben.

Die Rüstungen der Liga und der Befehl Philipps III. von Spanien, daß Spinola mit 20,000 Mann von den Niederlanden nach der Pfalz aufbrechen solle, veranlaßten endlich auch die Fürsten der Union ein Heer aufzustellen. Schon stand dieses bei Ulm; ihm gegenüber, nur durch die Donau geschieden, die Fähnlein der Liga, schon glaubte man mit Sicherheit die Entscheidung des Streites, der Deutschland zerriß, durch Waffengewalt erwarten zu müssen, da übernahm Frankreich die Vermittelung. Es wurde zu Ulm im Juli 1620 ein Vertrag abgeschlossen, demgemäß kein Theil den anderen beschädigen, die Heere aus

der Nähe von Ulm entfernt, Böhmen aber und die Erblande Oestreichs von dem Stillstande ausgenommen werden sollten.

Nachdem sich so die Protestanten in dem entscheidenden Augenblicke ihrer Mittel zur Vertheidigung begeben hatten, brach **Maximilian** mit dem unter **Tilly's** (S. 133) Befehl stehenden ligistischen Heer von 26,000 Fußgängern und 3000 Reitern nach **Oberöstreich** auf und nöthigte dessen Stände, dem Kaiser die bisher verweigerte Huldigung zu leisten. Während **Johann Georg** mit 15,000 Sachsen in die **Lausitz** vordrang und Bautzen besetzte, **Spinola** mit 20,000 Spaniern die **Kurpfalz** unterwarf, wandte sich Maximilian nach Böhmen, vereinigte sich mit den Regimentern des Kaisers und verfolgte unaufgehalten die Straße nach Prag.

Auf der Höhe des **weißen Berges vor Prag** ordnete der Fürst **Christian von Anhalt** das aus 20,000 Mann bestehende Heer der Böhmen. Es war am 8. November 1620, an einem Sonntage, an welchem durch ein seltsames Zusammentreffen in den Kirchen über die Worte gepredigt wurde: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Mittags 12 Uhr begann die Schlacht, nach einer Stunde war sie für die Böhmen verloren. Die Stellung derselben auf der Höhe war vortrefflich, die Führer thaten ihre Schuldigkeit, aber der Mehrzahl des böhmischen Heeres fehlte Selbstvertrauen, Einigkeit und Gehorsam. 4000 Böhmen bedeckten die Walstatt, und mit nur 16 Reitern sprengte der alte Fürst von Anhalt nach Prag. Noch war die Sache der Böhmen nicht rettungslos verloren. In Pilsen stand Graf Ernst von Mansfeld mit 12,000 Mann, 8000 Ungarn näherten sich der böhmischen Hauptstadt, die Schlesier zeigten sich nicht entmuthigt, die Bürgerschaft von Prag erbot sich zur Vertheidigung der Mauern, und eine Belagerung hätte wegen der späten Jahreszeit nicht lange und kräftig fortgesetzt werden können. Allein Friedrich hatte Muth und Besonnenheit verloren. Er entfloh am folgenden Morgen nach Breslau, von da nach Berlin und von da nach Holland zu Moritz von Oranien.

Am Tage nach der Schlacht hielt das Heer der Liga seinen Einzug in Prag. Nach der Flucht Friedrichs unterwarfen sich wie Böhmen, so auch Mähren und Schlesien. Länger als drei Monate nach der Schlacht am weißen Berge blieb in Böhmen alles ruhig, und viele überließen sich der Sorglosigkeit wegen der verunglückten Erhebung. Da wurden in einer Nacht 48 der vornehmsten Häupter des Aufstandes verhaftet und 27 derselben nach einem höchst summarischen Proceß öffentlich hingerichtet. Mehr als 700 Edle wurden ihrer Güter beraubt. Die protestantischen Geistlichen mußten das Land verlassen oder den Ritus der katholischen Kirche wieder annehmen, sich von ihren Frauen lossagen und sich einer Weihe durch den Erzbischof von Prag unterwerfen. Die Leitung der Universität Prag wurde den Jesuiten übergeben und von diesen wurden Tausende zur katholischen Kirche zurückgeführt. Den Bürgern, welche nicht katholisch werden wollten, wurden zwanzig bis dreißig Soldaten ins Haus gelegt. Dreißigtausend Familien verließen Böhmen. Vom Majestätsbrief löste der Kaiser mit eigner Hand das Siegel und zerschnitt die Unterschriften. Der Trotz der Böhmen war gebrochen, aber auch der freien Entfaltung und den geistigen Fortschritten des Landes von dem eigenen Herrscher eine tiefe Wunde geschlagen. Wie in Böhmen so

verfuhr man in Schlesien; minder streng zeigten sich die kaiserlichen Gerichte in Mähren und Oestreich.

Ausdehnung des Krieges in Deutschland. Ernst von Mansfeld. Christian von Halberstadt.

Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Lausitz, Maximilian von Baiern die Oberpfalz, vorläufig nur als Unterpfänder für ihre Kriegskosten. Dagegen verhängte der Kaiser über den Kurfürsten von der Pfalz und den Fürsten Christian von Anhalt die Reichsacht, ohne ein Fürstengericht zu berufen. Eine solche Strenge schüchterte ein. Mehrere Fürsten traten aus der Union, und diese löste sich auf. Unter den protestantischen Fürsten herrschte Mißtrauen und Verzagtheit. Die Sache des Protestantismus beruhte für den Augenblick auf den Schaaren des Grafen Ernst von Mansfeld, welchen König Friedrich zu seinem Feldherrn ernannt hatte. Von Tilly gedrängt, zog Mansfeld unter steten Verheerungen durch die Oberpfalz dem Rheine zu, vermehrte sein Heer bis auf 20,000 Mann und drang brandschatzend in den Elsaß und das Bisthum Speier. In einem Treffen bei Wisloch (1622) besiegte er Tilly. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach warb ein Heer und vereinigte sich mit Mansfeld; er trennte sich aber von diesem wieder und wurde bei Wimpfen (1622) von Tilly geschlagen. In Niedersachsen warb der Administrator des Bisthums Halberstadt, Herzog Christian von Braunschweig Truppen und suchte sich mit Mansfeld zu vereinigen, bei Höchst wurde ihm aber von Tilly sein Fußvolk aufgerieben und nur mit seinen Reitern schlug er sich zu Mansfeld durch. Zu diesen beiden Männern hatte sich der Kurfürst Friedrich von der Pfalz begeben; er kehrte aber wieder nach Holland zurück und hoffte auf die wegen seiner Wiedereinsetzung in seine Erblande von König Jakob I. von England angeknüpften Unterhandlungen. Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld hausten erst noch eine Weile am Rhein und schlugen sich dann ebenfalls nach Holland durch. Indeß unterwarf Tilly die verlassene Pfalz und übergab den Katholiken die evangelischen Kirchen. Auch in anderen deutschen, dem Protestantismus ergebenen Ländern, waren die Jünger Loyola's bemüht, die Gewalt Roms von neuem zu begründen.

Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1623) übertrug der Kaiser die Kur von der Pfalz auf das bairische Haus. Indessen hatte Mansfeld seine Schaaren in Ostfriesland verstärkt, Christian von Halberstadt sich in den niedersächsischen Kreis begeben. Noch stand das nördliche Deutschland ungebrochen; die in der dichten protestantischen Bevölkerung zerstreut lebenden Katholiken hatten hier bei weitem nicht den Einfluß, den sie in Oberdeutschland übten. Es schien Niedersachsen berufen, im Verein mit Obersachsen den festen Damm gegen das Vordringen der Jesuiten abzugeben. Die immer drohender um sich greifende Macht des Katholicismus bewog die Fürsten und Städte von Niedersachsen Rüstungen zu veranstalten und Vorbereitungen zu ihrer Sicherheit zu treffen. Christian von Halberstadt wurde als General des niederländischen Kreises in Dienst genommen. Es fehlte aber auch in Niedersachsen, wie früher in der Union, Einigkeit und Geneigtheit, für das gemeinsame Wohl Anstrengungen zu machen. Als nun Tilly von der Wetterau nach der Werra zog, schüchterte er die Stände von Niedersachsen ein und bewog sie, Christian von Halberstadt aufzufordern, Niedersachsen mit seinem bis

auf 30,000 Mann angewachsenen Heere zu verlassen. Christian zog durch Westphalen nach der niederländischen Grenze. Rasch folgte Tilly, ereilte Christian bei Stadt Loo im Münsterschen und schlug ihn aufs Haupt (1623). Mit nur zwei Geschwadern entkam Christian, mit ihm Bernhard von Weimar, der an der Spitze von 1000 Berittenen ritterlich gekämpft hatte. Sein Bruder Wilhelm wurde schwer verwundet unter den Erschlagenen hervorgezogen und, nachdem er in Münster genesen war, nach Neustadt in Steiermark abgeführt. Mansfeld getraute sich nun nicht mehr, gegen Tilly das Feld zu behaupten und ging an den Hof zu London, Christian nach Paris, um sich hier Beistand zu verschaffen.

Krieg mit Christian IV. von Dänemark. Wallensteins Auftreten.

Der Kaiser, von spanischen Truppen unterstützt, war überall siegreich gewesen. Die gebietende Stellung des Kaisers im Reiche weckte die Aufmerksamkeit der auswärtigen Mächte. In Frankreich erhielt damals der Kardinal Richelieu die Leitung der politischen Angelegenheiten; er nahm die Politik wieder auf, welche Heinrich IV. zum Verbündeten der deutschen Protestanten gemacht hatte. Er streckte den Holländern große Geldsummen zur Kriegführung vor und machte dem Grafen Mansfeld bedeutende monatliche Zahlungen zu neuen Rüstungen gegen den Kaiser. Auch Jakob I. von England hatte sich endlich entschlossen, nachdrücklicher für seinen Schwiegersohn aufzutreten. Tilly hatte die ligistischen Truppen nicht aus Westphalen geführt und hatte sich bemüht, auch hier den Katholicismus wieder herzustellen. Daher beschloß die Mehrzahl der Städte und Fürsten von Niedersachsen zu Braunschweig im Mai 1625, Truppen zu werben und wählte den König Christian IV. von Dänemark zum Kreisobersten. Dieser betrieb schon seit längerer Zeit ernsthafte Rüstungen und erhielt von England, Holland und Frankreich Versprechungen von Hülfe und Unterstützung. Auch Mansfeld und Christian von Halberstadt landeten im Frühjahre 1625 mit englischen Truppen in Holland und rückten ins Clevische vor, um die Unternehmungen des Königs von Dänemark abzuwarten.

Die bisherigen Vortheile und Siege Ferdinands II. waren vornehmlich durch die Waffen der Liga erkämpft worden. Während aber die Bestrebungen der Liga lediglich auf die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Deutschland gerichtet waren, regte sich in Ferdinand II. nach der Entwaffnung Böhmens und seiner Erblande und der Unterjochung der protestantischen Stände Oberdeutschlands das lebendigste Verlangen, seine unbeschränkte kaiserliche Gewalt in allen Theilen des Reiches zu begründen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er für die Erfüllung dieses Wunsches anderer Mittel bedürfe, als die sich ihm in der Liga darboten, daß die katholischen Fürsten, sobald sie sein geheimes Sinnen durchschaut, aufhören würden, seine feste Stütze zu bilden. Er mußte, wollte er als Kaiser gebieten, über ein Heer verfügen können, das nur seinem Worte gehorchte. Allein es fehlte dem Kaiser das nöthige Geld und der geeignete Feldherr. Da erstand dem Kaiser in dem Grafen Albrecht von Wallenstein ein Helfer, der berufen war, das Haus Habsburg zu einer bisher nicht erreichten Höhe zu führen.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, war geboren am 15. September 1583 und stammte

aus einem Geschlechte des böhmischen Herrenstandes, welches seit alter Zeit das Erbschenkenamt in Böhmen bekleidete. Seine erste Erziehung erhielt er in einer Schule der böhmischen Brüdergemeinde, zu der sich seine Eltern hielten. Nachdem er aber in seinem zwölften Jahre seine Eltern verloren hatte, wurde er von seinem Oheim in das Convictorium der Jesuiten in Olmütz gebracht und in die katholische Kirche aufgenommen. Er bereiste das südliche und westliche Europa und hielt sich lange Zeit in Padua auf, wo er sich mit Astrologie beschäftigte. Er diente dem Kaiser Rudolf gegen die Türken und heirathete eine betagte, in Mähren begüterte Wittwe, durch deren Tod er ein ansehnliches Vermögen erhielt. Außerdem erbte er vierzehn Güter in Böhmen von einem Oheim. Er zeichnete sich in einem Kriege des Erzherzogs Ferdinand gegen Venedig aus und wurde 1617 zum Obersten und zum Grafen ernannt. Kaiser Matthias gab ihm den Oberbefehl über das Landaufgebot in Mähren. Er verheirathete sich zum zweiten Mal mit einer Gräfin Harrach. In dem böhmischen Krieg bewies Wallenstein eben so große Anhänglichkeit an das Haus Habsburg als ausgezeichnete Tapferkeit. Er bereicherte sich aber auch durch den Ankauf einer beträchtlichen Zahl von Landgütern, welche dem geflüchteten böhmischen Adel genommen waren. Auch benutzte er seine Stellung als Vormund eines geisteskranken Vetters, um dessen Güter an sich zu bringen. Wallenstein wurde 1623 zum Fürsten von Friedland und bald nachher zum Herzog ernannt.

Als jetzt (1625) Ferdinand II. eines Heeres bedurfte, erbot sich Wallenstein, ein Heer von 40,000 Mann zu werben, wenn man ihm den unbedingten Oberbefehl geben und ihn später durch eroberte Länder entschädigen wolle. Anfangs spotteten die kaiserlichen Räthe über das Anerbieten, aber endlich beschloß man, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Alsbald sah man Wallensteins Werber in Böhmen, Mähren, Oestreich, Ungarn und Polen geschäftig. Wallenstein gab über hundert Oberst-Patente an sehr angesehene Herrn, und diese sorgten dann für Mannschaft und Officiere. Die Orte, welche Wallenstein zu Sammelplätzen machte, wurden durch Contributionen so bedrückt, daß die gesammelten Schaaren bald aus Böhmen nach Franken und Schwaben verlegt werden mußten. Nach vier Wochen gebot Wallenstein über eine bewaffnete Macht von 20,000 Mann. Mit 23,000 Mann verließ er Böhmen, und als er die Grenze von Niedersachsen erreichte, hatte er 38,000 Streiter unter seinem Befehl.

Obgleich die Stände des niedersächsischen Kreises dem Kaiser erklärt hatten, daß ihre Rüstungen einzig und allein die Aufrechthaltung des Friedens in der Religion und im Reiche bezweckten, so erhielt doch Tilly Befehl, die Auflösung der Kreistruppen zu erzwingen. Als er zu diesem Zwecke an der Weser hinaufrückte, zog ihm der König von Dänemark entgegen. Schon stießen bei Hameln die beiderseitigen Vorposten auf einander, als der König bei einer nächtlichen Visitation der Wachen auf dem Walle von Hameln so gefährlich stürzte, daß er drei Tage sprachlos und ohne Besinnung blieb. Seine Hauptleute führten das Heer zurück, und Tilly folgte bis Nienburg und belagerte diese Stadt. Als Christian wieder hergestellt war, nöthigte er Tilly zum Aufgeben der Belagerung; aber dann erfolgte in diesem Jahr nichts bedeutendes mehr. Christian von Halberstadt stieß noch zu den dänischen Schaaren, Mansfeld bezog

im Lübeckischen Winterquartiere, Wallenstein legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterlager.

Der Plan des Königs Christian für den nächsten Feldzug war für dessen Streitkräfte zu ausgedehnt. Die Stellungen Tilly's und Wallensteins erstreckten sich über den ganzen Raum zwischen Weser und Elbe. Es sollte daher Ernst von Mansfeld mit dem jungen Herzog Ernst von Weimar sich durch Brandenburg nach Schlesien hinziehen, um mit Bethlen Gabor vereinigt in Böhmen oder in Oestreich einzubrechen. Auf dem rechten Flügel sollte Christian von Braunschweig Tilly umgehen, nach Süddeutschland vordringen und die Fürsten der Ligue in ihren Staaten bedrängen, während der König selbst Tilly und Wallenstein im Norden beschäftigen wollte. Mansfeld erlitt durch Wallenstein eine bedeutende Niederlage, als er die von Altringer besetzten Schanzen an der Elbbrücke bei Dessau stürmen wollte (1626). Er verstärkte jedoch sein Heer in Brandenburg und Mecklenburg wieder und setzte seinen Zug nach Schlesien fort. Wallenstein folgte ihm mit seinem ganzen Heere. Mansfeld drang in den gebirgigen Theil von Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, wurde aber von diesem getäuscht, indem dieser Frieden mit dem Kaiser schloß. Mansfeld überwies seine Regimenter an Johann Ernst von Weimar, um sie nach Schlesien zurückzuführen; er selbst hoffte Venedig zu erreichen, um sich von da nach England zu begeben. Allein in Urakowitz, einem Dorfe unweit Spalatro, raffte ihn ein böses Fieber hin. Er starb im November 1626, stehend, das Schlachtschwert in der Hand, auf die Schultern zweier Kampfgenossen sich stützend. Wenige Wochen später endete auch sein Kampfgenosse Johann Ernst von Weimar zu St. Martin in Ungarn. Auch Wallensteins Heer litt in Ungarn durch Hunger und Krankheiten; 25,000 starben an einer ruhrartigen Seuche. Wallenstein begab sich nach Wien und brachte sein Heer bald wieder auf 40,000 Mann.

Christian von Braunschweig hatte seine Aufgabe nicht erfüllen können, weil er gleich beim Beginn des Feldzuges zu Wolfenbüttel gestorben war. Der König von Dänemark endlich war von Tilly bei Lutter am Barenberge gänzlich geschlagen worden. So kostete dieser unglückliche Feldzug (1626) den Protestanten nicht bloß drei ihrer besten Feldherrn, sondern auch den größten Theil des niedersächsischen Kreises, da sich der König von Dänemark auf die Vertheidigung beschränken mußte. Im nächsten Jahre (1627) drang Wallenstein von Böhmen nach Schlesien und von da nach Mecklenburg. Mit Tilly vereinigt rückte er nach Holstein. Obgleich von hier Tilly nach der Weser zurückging, besetzte Wallenstein noch Schleswig und Jütland und drängte das dänische Heer auf die Inseln hinüber.

Oestreichs Uebermacht. Restitutionsedict.

Die deutschen Protestanten waren unterworfen, und im ganzen Reiche war niemand mehr, welcher dem Kaiser Widerstand zu leisten gewagt hätte. Im nordwestlichen Deutschland hatten die Schaaren Tilly's Standquartiere bezogen, und ebenso wenig dachte Wallenstein daran, sein Heer zu entlassen, er war vielmehr bemüht dasselbe zu verstärken. Obgleich der Kurfürst von Brandenburg sich neutral verhalten hatte, wurden doch seine Länder mit der Ernährung einer bedeu-

tenden Anzahl kaiserlicher Truppen belastet. Noch schlimmer wurden die Mecklenburgischen Fürsten behandelt. Die Herzöge von Schwerin und Güstrow hatten den Dänen einigen Vorschub geleistet; deshalb entsetzte sie Ferdinand als ungehorsame Reichsfürsten und übergab ihre Länder und Besitzungen seinem mächtigen Feldherrn zunächst als ein Unterpfand für dessen Kriegskosten. Die Herzöge begaben sich zu ihrem Verwandten, dem König Gustav Adolf von Schweden, und Wallenstein erhielt die Belehnung mit Mecklenburg. Der Herzog Bogislav von Pommern mußte zehn kaiserliche Regimenter als Besatzungen in seine Städte aufnehmen. Nur die einzige Stadt Stralsund, fest durch ihre Lage an der See und durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einlagerung und berief sich auf ihre Privilegien. Wallenstein beharrte aber auf seiner Forderung, daß Stralsund eine Besatzung aufnehmen oder 150,000 Thaler zahlen solle. Als Beides abgeschlagen wurde, nahte der Oberst Arnim (1628) mit 8000 Mann, um die Stadt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die Bevölkerung von Stralsund zählte 18,000 Menschen. Die Bürgerschaft rüstete sich zur Gegenwehr, erhöhte die Wälle, sandte Weiber, Greise und Kinder nach Schweden und schwur, für Freiheit und Glauben fest bei einander zu stehen. Betroffen über diese Vorkehrungen der entschlossenen Männer, nahm Arnim die Vermittelung von Herzog Bogislav in Anspruch, konnte aber weder durch diese, noch durch einen, troß der Unterhandlungen, versuchten Ueberfall sich zum Herrn der Thore machen. So begann die regelmäßige Belagerung, welche bald von Wallenstein selbst an der Spitze von 20,000 Mann geleitet wurde. Vier Compagnien Schotten, welche Christian IV. von Dänemark sandte, und 600 Schweden mit einigen Kriegsvorräthen, später noch 2000 Schweden verstärkten die Vertheidiger. Vergebens waren alle Stürme der Belagerer und die heftige Beschießung der Stadt; bei einem Ausfall der Besatzung wurde das ganze tiefenbachsche Regiment zu Grunde gerichtet. Nach einer zehnwöchentlichen Belagerung und nachdem er 12,000 der Seinigen vergeblich geopfert hatte, hob Wallenstein die Belagerung auf.

An der Einnahme von Stralsund lag Wallenstein deshalb sehr viel, weil sich Oestreich der Küsten der Ostsee bemächtigen wollte, um dieses Meer beherrschen zu können. Wallenstein war bereits zum Admiral des „oceanischen und baltischen Meeres" ernannt, und der Kaiser gedachte Pommern nach dem Tode des Herzogs Bogislav, welcher der letzte seines Stammes war, als heimgefallenes Lehen einzuziehen. Um die Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu hindern, wurde im Frühjahr 1629 zu Lübeck Friede mit dem König von Dänemark geschlossen und diesem seine eroberten Länder zurückgegeben, nur mußte er versprechen, sich künftig mit niemand gegen den Kaiser zu verbinden. Um die Feinde Schwedens zu verstärken, wurden dem Könige Sigismund von Polen, welcher mit Gustav Adolf Krieg führte, vom Kaiser 10,000 Mann zu Hülfe geschickt. Auch nach den Niederlanden zogen 17,000 Mann kaiserlicher Truppen, und auch in die Angelegenheiten Italiens griff Ferdinand II. ein. Das Haus Gonzaga, welches in Mantua herrschte, war in gerader Linie mit Vincenz II. 1627 ausgestorben. Den von Frankreich unterstützten Erben Karl Gonzaga, Herzog von Nevers erkannte der Kaiser nicht an und gerieth dadurch in Krieg

mit Frankreich. Er sandte 30,000 Mann unter dem Grafen Colalto nach Italien, welche Mantua erstürmten. Diesen mantuanischen Erbfolgestreit beendigte der Friede zu Chierasko (1631), in welchem der Herzog von Nevers als rechtmäßiger Gebieter von Mantua anerkannt wurde.

Wie ganz anders war die Stellung des Kaisers jetzt im Vergleich mit der Zeit seiner Thronbesteigung. Die Siege der kaiserlichen Truppen hatten auch für die religiösen Verhältnisse Deutschlands bedeutsame Folgen herbeigeführt. Die Wiederherstellung des Katholicismus behielt Ferdinand stets im Auge. Zur Unterdrückung des Protestantismus wurden in den östreichischen Erblanden immer strengere Maßregeln ergriffen. Im Reiche wurden schon seit Beendigung des böhmischen Krieges den Katholiken einzelne Kirchen, Stifte und Klöster zurückgegeben, die gegen den Religionsfrieden von den Protestanten in Besitz genommen sein sollten. Der Reichshofrath entschied stets zu Gunsten der katholischen Partei. Es genügte dem Kaiser nicht, daß in Oestreich und Krain, in Steiermark, Kärnthen und Böhmen auch der Adel dem Lutherthum hatte entsagen müssen; er fühlte sich jetzt stark genug, durch einen einzigen Schlag die Macht der protestantischen Fürsten zu brechen. Durch sein schonungsloses Streben nach Begründung einer unumschränkten kaiserlichen Gewalt erregte er die Besorgnisse Maximilians und der Liga, denen er den Erwerb der Krone und den Sieg des Katholicismus verdankte, und durch Rückforderung sämmtlicher geistlichen Güter trieb er die protestantischen Stände Deutschlands zur Verzweiflung. Besonders auf Andringen des päpstlichen Nuntius Caraffa und seines Beichtvaters, des Jesuiten Lamormain, erließ der Kaiser 1629 das Restitutionsedict, und zwar ohne für diese hochwichtige Angelegenheit einen Reichstag zu berufen. Bei Strafe der Acht, gebot das Edict, sollten alle mittelbaren, seit dem Frieden von Passau eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben, die unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt reformirten Stifte mit katholischen Prälaten besetzt werden; es sollte den katholischen Reichsständen verstattet sein, ihre Unterthanen zum römischen Glauben anzuhalten, letztere aber, falls sie die Auswanderung vorzögen, sich einem Abzugsgelde nicht entziehen dürfen; endlich sollten nur Katholiken und Lutheraner, keineswegs aber andere Sektirer, der Wohlthaten des Religionsfriedens theilhaftig werden. Nach diesen Grundsätzen sollte das Reichskammergericht die ihm vorgelegten Streitigkeiten entscheiden. Es wurden sogleich Commissarien zur Ausführung des Edictes in alle Kreise gesendet und bevollmächtigt, im Fall der Widersetzlichkeit die „nächst gelegene Armada, sowohl kaiserlich als katholischer Liga Volk zu requiriren." Eine grenzenlose Bestürzung bemächtigte sich bei der Bekanntmachung dieses Edictes der protestantischen Stände. Waren die Fürsten ohne Mittel, sich den Eingriffen zu widersetzen, so mußten die Reichsstädte sich unbedingt der Gewalt der mächtigen Partei beugen. Aus Augsburg wurden durch die Commissarien alle evangelischen Prediger vertrieben und der Hausgottesdienst daselbst untersagt; ähnlich verfuhr man in Regensburg und Ulm; in den meisten Städten Frankens und Schwabens ward die Verkündigung der protestantischen Lehre nicht mehr verstattet. In den Rheinlanden, in Westphalen und Niedersachsen wurde das Edict ausgeführt und unermeßliche Güter eingezogen. Nur eine ein-

zige Stadt hat den Ruhm, sich der Ausführung des Restitutionsedictes widersetzt zu haben, nämlich Magdeburg. Wallenstein erhielt vom Kaiser den Befehl, die widerspenstige Stadt zum Gehorsam zu nöthigen, und verlangte gebieterisch entweder die Einnahme eines Regiments oder die Zahlung von 200,000 Thalern. Aber die Bürgerschaft war entflammt von Liebe für die Lehre ihrer Väter; alle Stürme wurden zurückgeschlagen. Nach 26 Wochen kam ein Vertrag zu Stande, und Wallenstein hob die Belagerung auf.

Die Zahl von Wallensteins Schaaren soll im Frühjahr 1629 gegen 150,000 Mann betragen haben. Ueberall wurden von den Generalen willkürlich Steuern ausgeschrieben und die fürchterlichsten Erpressungen verübt. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, das verdarben sie aus Muthwillen. Von allen Seiten erhoben sich die lautesten Klagen über diese Tyrannei und allgemeine Bedrückung. Reichstag zu Regensburg. Wallensteins Entlassung.

Vorzüglich um die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu erreichen, berief Ferdinand II. 1630 einen Reichstag nach Regensburg. Der Kaiser mußte auf eine bedeutende Opposition gefaßt sein, da er die Stände des Reiches bisher um keine Maßregel befragt hatte. Aber er glaubte doch die Erfüllung seines Wunsches keinem Zweifel unterworfen. Da geschah es, daß der Kaiser von dem Glanzpunkte seiner Macht durch eben jenen Maximilian herabgestürzt wurde, welcher ihm vor 10 Jahren durch die Schlacht am weißen Berge die Krone gerettet hatte. Die Bevollmächtigten der evangelischen Fürsten vereinigten sich mit den Fürsten der Liga, und für alle führte Maximilian beredt und unerschrocken das Wort. Des Reiches alter Glanz, klagte man, sei dahin, die Kurfürsten ihrer Würde beraubt, den wallensteinschen Obersten hintangesetzt; der Kaiser sei hintergangen, er kenne nicht des Landes Noth, die von der Soldateska verübten Erpressungen, die Verheerungen der blühendsten Landschaften. Die Nachricht von der Landung der Schweden erhöhte den Muth der Sprechenden, deren ungetheilter Haß auf den Herzog von Friedland fiel. Schrecklich war der Bericht der pommerschen Abgeordneten. Bogislav, sagten sie, nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigten seine Unterthanen bis aufs Blut; das einzige Fürstenthum Stettin habe 10 Millionen Thaler als Contribution entrichten müssen; die Kirchen seien beraubt und geschändet; der Gottesdienst untersagt, die herzogliche Tafel dürftiger bestellt, als die eines kaiserlichen Rittmeisters; sieben pommersche Städte seien durch die zügellose Soldateska bis auf den Grund abgebrannt, und ein gleiches Schicksal stehe den übrigen bevor, deren Feldmark muthwillig verheert sei. Brandenburg berechnete seinen Schaden auf 20, Mecklenburg-Schwerin auf 10, Hessen-Kassel auf 7 Millionen Gulden. Es sei der Rechtsgang, klagte der Kurfürst von Baiern, in der Verurtheilung der Herzöge von Mecklenburg hart verletzt; des Reiches Ehre erheische, daß der Kaiser den Abzug der Spanier aus der Pfalz gebiete. Alle Fürsten zeigten sich durch den Hochmuth des Herzogs Friedland tief verletzt. Katholische und evangelische Herrn führte die Erbitterung gegen den Friedländer zu gemeinsamen Streben. Es machten alle Fürsten die Wahl des römischen Königs von der Abdankung des Generalissimus abhängig. So sehr die Fürsten der Liga mit der Herstellung des Katholicismus zufrieden waren, so sehr

fürchteten sie anderer Seits die Uebermacht des Kaisers in politischen Dingen, nicht minder als die protestantischen Fürsten. Deshalb hatten die Mitglieder der Liga bereits beschlossen, bis zum allgemeinen Frieden 27,000 Fußgänger und 40 Reiterregimenter zu unterhalten. Daß die Entlassung Wallensteins erreicht wurde, das verdankten die deutschen Fürsten nicht sowohl ihrer eigenen Beharrlichkeit, als der Schlauheit und den geheimen Einflüsterungen des Pater Joseph (S. 193), welchen Richelieu dem französischen Gesandten beigegeben hatte. Der Pater Joseph stellte dem Kaiser vor, daß die Erlangung der Königswahl des Erzherzogs für den Augenblick der Hauptzweck sein müsse, und daß der genommene Oberbefehl Wallenstein später wiedergegeben werden könne. Dem Kurfürst Maximilian machte der Pater das Anerbieten Frankreichs, die Unabhängigkeit der Stände gegen des Reiches Oberhaupt mit gewaffneter Hand schützen zu wollen. So lange Wallenstein und dessen Heer nicht entlassen sei, sagte er, so lange werde das Streben der deutschen Fürsten, dem Hause Habsburg gegenüber, erfolglos sein. Furcht vor der Liga und einer Verbindung derselben mit Frankreich, eine gewisse Achtung vor der bereits gewaltsam angetasteten deutschen Reichsverfassung, Theilnahme mit den Leiden des Reiches und endlich der Einfluß der den Kaiser umgebenden, Wallenstein nicht günstigen Geistlichen, das alles bewog Ferdinand II. im entscheidenden Augenblicke nachzugeben. Als er im Begriff war, Deutschland und Italien zu seinen Füßen zu sehen, da fehlten ihm plötzlich Muth und Kraft zur Vollendung seines Werkes.

Wallenstein wartete sorglos in dem benachbarten Memmingen den Gang der Verhandlungen ab. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, sich nach Regensburg zu begeben und der Gegner Anklagen zu widerlegen. Er spottete der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und der Behauptung der streng katholischen Partei, daß nicht sowohl sein Schwert, als das Gebet der Mönche die Schlachten entschieden habe. Schweren Herzens begaben sich der Hofkanzler Graf von Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg nach Memmingen, um Wallenstein zur Abdankung zu bewegen. Wallenstein, von allen auf dem Reichstag vorgefallenen Dingen unterrichtet, bewirthete die Abgesandten prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen gesprochen. Endlich wollten die Herrn sich ihres Auftrages entledigen, da sagte Wallenstein ruhig: „Die Sterne zeigen, daß des Baiern Spiritus den Kaiser dominiren wird, deswegen schreibe ich der Majestät keine Schuld zu." Er dankte dem Kaiser schriftlich für das ihm bisher geschenkte Vertrauen und begab sich auf seine Güter in Böhmen.

Die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige erreichte der Kaiser nicht, sie wurde auf eine künftige Versammlung verschoben. Das kaiserliche Heer wurde auf 39,000 Mann vermindert und dem zum Oberst-Feldmarschall von Kaiser und Liga ernannten Grafen von Tilly untergeordnet. Die Vollziehung des Restitutionsedictes wurde suspendirt und wegen der Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzöge eine Untersuchung angeordnet.

Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland. In Schweden hatte 1611 der siebzehnjährige Gustav Adolf, der älteste Sohn Karls IX., unter schwierigen Verhältnissen den Thron bestiegen. **Mit Dänemark, Rußland und Polen war Schweden in Krieg**

verwickelt. Mit Dänemark wurde 1613, mit Rußland 1617 Friede geschlossen. Schweden erhielt von Rußland Karelien und Ingermanland, welche die finnländischen Besitzungen Schwedens mit Esthland verbanden, und dadurch wurden die Russen gänzlich von der Ostsee ausgeschlossen. Der Krieg mit Polen war beim Tode Karls IX. durch einen längeren Waffenstillstand unterbrochen, 1617 von Gustav Adolf wieder eröffnet und dann größtentheils mit Glück geführt worden. Im Jahr 1629 vermittelte ein Abgeordneter Richelieu's einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen.

Richelieu war von denselben Bedenklichkeiten über die Entwürfe Kaiser Ferdinands II. ergriffen worden, wie die katholischen Fürsten und Stände Deutschlands. Diesen Strom wollte er aufhalten, das Haus Habsburg sollte nicht weiter steigen, ja er trachtete, es von seiner jetzigen Höhe bedeutend herunterzubringen, damit Raum für Frankreichs Macht und Größe gewonnen werde. Richelieu gedachte nicht selbst für die Protestanten aufzutreten, welche Ferdinand II. unterdrücken zu wollen schien, nicht allein weil sie Protestanten waren, sondern auch weil ihm nach ihren Ländern gelüstete. Richelieu hatte sich nach einem Bundesgenossen gegen Oestreich umgesehen und er glaubte diesen in Gustav Adolf gefunden zu haben. Das Haus Gustav Wasa's hatte sich in zwei Linien gespalten, die in Todfeindschaft neben einander standen. An der Spitze der einen stand Gustav Adolf; sein Königthum, sein ganzes Dasein ruhte auf dem Protestantismus. An der Spitze der andern stand Sigismund III. von Polen, der sich ganz auf den Katholicismus gestellt hatte. Unter ihm hatte die katholische Reaction in Polen begonnen; die Reformation war nicht nur in ihrem Fortgang gehemmt worden, sondern sie war bedeutend zurückgeschritten. Ein großer Theil des Adels war wieder katholisch geworden, um nicht von Ehren, Würden und Nutznießungen ausgeschlossen zu werden, welche der König auf den Rath der Jesuiten nur an Katholiken gab. Wenn der Protestantismus in Deutschland unterging, so konnte er sich in Schweden schwerlich halten, und wenn er unterging, hatte Gustav Adolf kein Recht mehr auf den Thron von Schweden. Sein ganzes Dasein war mit dem Protestantismus verwachsen. Ein starker Glaube an die Wahrheit desselben und ein tiefes Mitgefühl für die bedrängten Glaubensgenossen kam hinzu.

Schon 1614 hatten die evangelischen Fürsten Deutschlands Gustav Adolf zum Eintritt in ihren Bund aufgefordert. Im Jahr 1625 war Gustav Adolf geneigt gewesen, sich an die Spitze der Niedersachsen zu stellen; doch waren seinen Anerbietungen die Christians IV. von Dänemark vorgezogen und die dänische Macht bei Lutter am Barenberge vernichtet worden. In den Herzögen von Mecklenburg sah Gustav Adolf seine Verwandten schwer gekränkt. Oestreichs Pläne auf die Ostsee waren für Schweden zu bedenklich, um nicht zum Kriege aufzufordern, und ein siegreicher Krieg verhieß Schweden eine glänzende Ausdehnung seiner Macht am baltischen Meere und die Besetzung der Küsten von Riga bis Stralsund. Gelang es hingegen dem Kaiser, sich in den Besitz von Stralsund zu setzen, so war Schweden den katholischen Heeren geöffnet. Das hatte Gustav Adolf bestimmt, der bedrängten Stadt Hülfe zu senden. Ferner hatte der Kaiser die schwedischen Gesandten von den Unter-

handlungen zu Lübeck zurückweisen lassen und hatte den Polen gegen Schweden Hülfe gesendet. Endlich erfüllte den König von Schweden der fromme Wunsch, den evangelischen Glauben zu retten und zu befreien; er war überzeugt, von Gott berufen zu sein, seinem Glauben ein Bollwerk gegen die Waffengewalt der Katholischen abzugeben. Er hatte die Hoffnung, daß sich die evangelischen Fürsten an ihm aufrichten würden, sobald er siegreich in Deutschland erscheine; daß er die Macht des Kaisers durch einen zu bewerkstelligenden Aufstand der Evangelischen in dessen Erblanden werde beschäftigen können; daß vor allen Dingen die zwischen dem Kaiser und der Liga obwaltende Spannung ihm die Bekämpfung des Feindes erleichtern werde.

Nachdem durch Richelieu's Abgesandten Charnacé zwischen Schweden und Polen ein sechsjähriger Waffenstillstand vermittelt war, berief Gustav Adolf die Reichsräthe nach Stockholm zusammen und theilte ihnen seinen Entschluß mit gegen den Kaiser in die Schranken zu treten. Die Räthe erschraken, aber der König erlangte doch ihre Beistimmung, unter der Bedingung, daß der Krieg möglichst fern von Schwedens Grenze und auf Kosten des Feindes geführt werde. Nun wurde die Rüstung betrieben, und die Verwaltung des Landes einstweilen einer Zahl von Reichsräthen überwiesen. Seine einzige kaum sechsjährige Tochter Christine stellte der König den in Stockholm anwesenden Reichsständen vor und empfahl dieselbe ihrem Schutz. Mit Frankreich schloß Gustav Adolf im Frühjahr 1630 einen Vertrag, doch erfolgte der Abschluß des auf fünf Jahre eingegangenen Bündnisses erst im Jahre 1631 zu Bärwalde in der Neumark. Gegen eine jährliche Summe von 400,000 Thalern versprach der König von Schweden 30,000 Mann zu Fuß und 16,000 Reiter gegen den Kaiser in's Feld zu stellen, die Bewohner der eroberten Gegenden in der Ausübung der katholischen Religion auf keine Weise zu belästigen und nach Kräften dahin zu wirken, daß gegen Baiern und die sämmtlichen Mitglieder der Liga die Neutralität nicht verletzt werde.

Während eines heftigen Gewitters im Juni 1630 landete Gustav Adolf mit 15,000 Schweden auf der Insel Usedom an der Küste von Pommern. Kaum aus dem Boote gestiegen, kniete er im Angesicht seines Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt und flehte um seinen ferneren Schutz. Der Zeitpunkt für die Unternehmung war glücklich gewählt. Gerade damals wurde Wallenstein entlassen und dessen Heer vermindert. Mit dem gefürchteten Feldherrn wich auch dessen Geist aus den Schaaren. Torquato Conti, der die kaiserlichen Truppen in Pommern befehligte, zeigte wenig Entschlossenheit. Gustav Adolf besetzte die Odermündungen und Rügen und wandte sich dann gegen Stettin. Der Herzog Bogislav, ein wohlwollender, aber schwacher Greis, zögerte mit der Uebergabe der Stadt, weil er die Rache der Kaiserlichen fürchtete; aber der König sprach ihm Muth ein, und es wurde ein Bündniß zwischen Gustav und Bogislav geschlossen. Nach der Besetzung Stettins bemühte sich der König die übrigen Städte von Pommern in Besitz zu nehmen. An mehreren Punkten leisteten die kaiserlichen Besatzungen den hartnäckigsten Widerstand; an andern wichen sie der Uebermacht und zogen sich nach dem befestigten Lager zurück, welches Conti bei Garz

aufwerfen ließ. Schrecklich war die Grausamkeit und Unmenschlichkeit, welche die abziehenden Kaiserlichen an den Pommern ausübten. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu sein. Ueberall sah man die abscheulichsten Gräuelscenen. Männern und Weibern wurden die Kleider vom Leibe gerissen; wer sich widersetzte, ward niedergestoßen. Selbst die Kranken in den Hospitälern wurden geprügelt. Kinder, die elternlos auf der Straße umherirrten, spießten die Barbaren auf ihre Piken und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blutströme. Gegen solche Unmenschen erschienen die Schweden als Retter. Die Mannszucht derselben war so streng, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten. Jedes schwedische Regiment hatte einen Feldprediger, der mit demselben täglich zweimal Betstunde hielt. „Je mehr Betens, desto mehr Sieg" sprach der König, und wenn er in der Frühstunde des Tages seine Freunde begrüßte und mit lauter Stimme vor den Regimentern den Morgensegen sprach oder ein Lied Luthers anstimmte, da klang sein Wort in den Herzen der Schweden wieder und die kühnen Männer gehörten in Gott ihm an.

Trotz des herangekommenen Winters und trotz der strengen Kälte, setzte Gustav Adolf seine Unternehmungen fort. Die Kaiserlichen zogen sich nach Küstrin zurück. Ueber Stralsund begab sich Gustav nach Mecklenburg, forderte hier nicht ohne Erfolg die Einwohner zur alten Treue gegen das alte Herzogshaus auf und erschien rasch wieder in Pommern, wohin ihn die Bitten der Städte um Schutz gegen die Drangsale der Kaiserlichen beriefen. Im Vertrauen auf den Anschluß der evangelischen Fürsten hatte Gustav Adolf den Kampf begonnen, aber die deutschen Fürsten vereinigten sich nicht mit ihm, wie er erwartet hatte. Dagegen schloß sich die Stadt Magdeburg an den König an. Voll Unwillen sahen die Bürger dieser reichen Handelsstadt, daß der Kaiser die Unterdrückung des evangelischen Glaubens in ihren Mauern beabsichtige. Denn im Juli 1630 hatte der Kaiser in Gemäßheit des Restitutionsedictes befohlen, alle lutherischen Domherrn und Stiftsgeistliche zu entlassen und alles den Kirchen und dem Hochstifte gehörige Eigenthum auszuliefern. Unter diesen Umständen hatten die Bürger den früheren Administrator, den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg wieder aufgenommen. Christian Wilhelm, ein Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, war wegen seines Anschlusses an Christian IV. von Dänemark (1625) vom Kaiser vertrieben worden. Im Juli 1630 kehrte er in sein Bisthum zurück, warb Truppen und übernahm mit seinen 2000 Mann zu Fuß und 300 Reitern die Bewachung der Thore. Außer diesen markgräflichen Söldnern hatte Magdeburg nur eine kleine Schaar von Schweden, welche der Oberst Dietrich von Falkenberg zu ihnen geführt hatte. Bereits gegen das Ende des Jahres 1630 suchte der Graf Pappenheim Magdeburg einzuschließen. Dem kühnen Beispiele Magdeburgs folgte von allen deutschen Fürsten zuerst die Landgräfin Juliane von Hessen, welche im November 1630 für ihren Sohn Wilhelm ein Bündniß mit Gustav Adolf schloß. Dagegen suchte Gustav vergebens die Kurfürsten Georg Wilhelm

von Brandenburg und Johann Georg von Sachsen zu bewegen, sich mit ihm für die evangelische Lehre zu verbünden.

Die Schweden waren längs der Oder heraufgerückt, während Tilly, der jetzt auch den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernommen hatte, im Februar 1631 mit 34,000 Mann bei Frankfurt anlangte. Gustav näherte sich ihm, und man erwartete eine Schlacht, als plötzlich Tilly über Ruppin nach Mecklenburg zog. Er eroberte das von den Schweden besetzte Neubrandenburg und ließ die 2000 Mann starke Besatzung niederhauen. Gustav Adolf eroberte Kolberg und am 13. April ließ er Frankfurt an der Oder angreifen, wo Tiefenbach mit 6000 Mann zurückgeblieben war. Im ersten Anlauf wurde die Mauer erstiegen und die Kaiserlichen von den wüthenden Schweden mit dem Ausruf: „Neubrandenburgisch Quartier", als Sühne für den Mord der Ihrigen in Neubrandenburg, zusammengehauen. Tilly hatte sich wieder nach der Elbe gewandt, um in Verbindung mit Pappenheim die Belagerung von Magdeburg zu betreiben. Der König erhielt von der eröffneten Belagerung Nachricht und ermunterte die Bürger zum Ausharren, mit dem Versprechen, ihnen Hülfe zu bringen. Gleich zum Entsatze der bedrohten Stadt vorzudringen, wagte er nicht, weil seine Streitkräfte durch viele Besatzungen zersplittert waren, und der Rückzug im Falle eines Unfalls ein sehr unsicherer gewesen sein würde, wenn der Kurfürst von Brandenburg den Geschlagenen seine Straßen und Brücken versperrt hätte. Der König erwartete ganz sicher, daß sich sowohl Sachsen als Brandenburg an ihn anschließen würden; allein beide Länder wurden von Fürsten regiert, die keines schnellen Entschlusses fähig waren.

Georg Wilhelm hatte die Regierung von Brandenburg in schwerer Zeit übernommen; die Behauptung der jülich-clevischen Länder erforderte große Anstrengungen; die alten Stammlande, die Marken, unterstützten ihren Herrscher schlecht, und Geld und Truppen wurden lässig bewilligt. Georg Wilhelms Gaben reichten für seine Aufgabe nicht hin; und er gestattete in allen Staatsangelegenheiten dem Geheimen Rath Grafen Adam von Schwarzenberg den größten Einfluß. Schwarzenberg war Katholik und nicht frei von Habsucht, so daß er sich nicht scheute, auch vom Kaiser Geschenke anzunehmen. Ueberdies war Georg Wilhelm eifersüchtig und unwillig auf den ihm verschwägerten König von Schweden, der sich vorläufig in den Besitz des durch Erbverbrüderung dem Hause Zollern zustehenden Herzogthums Pommern gesetzt hatte. Auch hielt den Kurfürsten Aengstlichkeit, der Rückblick auf das Geschick des pfälzischen Kurhauses, die Erwägung der Streitkräfte von Kaiser und Liga und die Furcht vor Tilly, der mit dem Siege verbrüdert zu sein schien, von dem Anschlusse an Schweden ab.

Ganz besondere Pflichten, sich der protestantischen Sache anzunehmen, hatte Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Seine Länder waren von der Kriegsnoth verschont geblieben, und er konnte jetzt die frühere Verbindung mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen wieder gut machen. Allein einen so kräftigen Entschluß vermochte Johann Georg nicht zu fassen, er verharrte auch jetzt noch auf dem Wege gütlicher Unterhandlung mit dem Kaiser und berief im Februar 1631 die evangelischen Stände nach Leipzig. Auf dem Leipziger Convent

würden die Anträge Gustav Adolfs zu einer Vereinigung mit ihm zurückgewiesen. Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Würtemberg und andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsstädte beschlossen, neue Vorstellungen gegen alle willkürlichen kaiserlichen Einquartierungen und besonders gegen das Restitutionsedict zu machen, und falls Ferdinand denselben nicht nachgebe, Truppen zu werben und sich gegen Mißhandlungen der katholischen Soldateska gegenseitig zu schützen. Der Kaiser antwortete, das Restitutionsedict gebiete nichts als die Vollziehung des augsburgischen Religionsfriedens, und die Kriegsbeschwerden wären sehr befremdend zu einer Zeit, wo die schwedischen Waffen den katholischen Ständen Gefahr drohten. Der Kaiser begnügte sich mit dieser Antwort nicht, sondern ließ durch die aus Italien zurückkehrenden kaiserlichen Truppen die schwäbischen Stände zwingen, der Bewaffnung zu entsagen, und dieselben mit neuen Schatzungen beschwören; die fränkischen Stände warteten die Ankunft dieser Schaaren nicht ab, sondern erboten sich sogleich, ihr Kriegsvolk zu entlassen.

Gustav Adolf hatte sich von Frankfurt an der Oder wieder in die Nähe Berlins, nach Köpnik, begeben und verlangte von seinem Schwager Georg Wilhelm, daß er in die beiden Festungen Spandau und Küstrin eine schwedische Besatzung aufnehmen solle. Nach erfolgter Rettung Magdeburgs sollten beide Festen dem Kurfürsten wieder überwiesen werden. Der Kurfürst zeigte sich dazu nicht geneigt, sondern ließ Schanzen um Berlin aufwerfen. Da rückte der König mit einem Theil seines Heeres bis nahe vor Berlin, und der Kurfürst mußte nachgeben. Der Vertrag zwischen dem König und dem Kurfürsten wurde am 5. Mai unterzeichnet, Spandau wurde von den Schweden besetzt, und nun zog Gustav Adolf der Elbe zu. Da erhielt er die erschütternde Nachricht, daß die prächtige Elbstadt zerstört sei.

In Verbindung mit Pappenheim und an der Spitze von 40,000 Mann hatte **Tilly die Belagerung von Magdeburg** mit großem Nachdruck betrieben. Die Zahl der Vertheidiger war in kurzem auf 2000 Söldner und etwa 5000 waffenfähige Bürger geschmolzen. Viele von diesen unterzogen sich verdrossen und ungern dem harten Wachdienste. Dazu kam bald ein fühlbarer Mangel von Pulver. Dennoch verzagte der kühne Oberst **Dietrich von Falkenberg** nicht und leistete alles, was von einem kühnen, tapfern und ausdauernden Befehlshaber verlangt werden kann; er beherrschte durch Liebe die Besseren, durch Furcht die Feigen. Die Hoffnung der Bürger ruhte auf der Ankunft Gustav Adolfs. Bei der entschlossenen Gegenwehr und der Zurückweisung seiner wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe wollte Tilly bereits die Belagerung wieder aufheben; doch entschloß er sich auf Pappenheims Bitten noch einen Sturm anzuordnen. Mit den Vorbereitungen zum Sturme beschäftigt, hielten die Kaiserlichen am 9. Mai mit Kanoniren inne. Die Bürger und Soldaten hielten dieses für ein Zeichen, daß das feindliche Lager abgebrochen werde und Gustav Adolf herannahe. Sie waren bis nach Mitternacht wachsam auf ihren Posten; da aber alles still blieb, gingen die Bürger beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, und die Soldaten

Die Zerstörung Magdeburgs.

überließen sich gleichfalls größtentheils einem sorglosen Schlummer. Da drang Pappenheim am Morgen des 10. Mai, er selbst seinen Schaaren voran, in die Neustadt ein und stieß die vom Schlummer übermannten Schildwachen nieder. Da hörte man den Nothruf der Thurmwächter und die Bürger griffen zu den Waffen. Vom Rathhause, wo bereits der Magistrat zur Berathung versammelt war, eilte Falkenberg herbei, schwang sich aufs Pferd und führte ein Regiment gegen den eingedrungenen Feind; aber den Pappenheimern entgegenstürmend, fiel er von einer Kugel durchbohrt. Vergebens war alle weitere Gegenwehr, die noch geleistet wurde; bald wütheten 40,000 schlachttrunkene Söldner in der eroberten Stadt, voran Kroaten und Wallonen, die, von unmenschlicher Mordlust entflammt, keines Alters und keines Geschlechtes schonten. Blutdurst, Wollust und Raubsucht erfüllten die mordlustigen Banden, und alle Frevel der Unmenschlichkeit wurden ohne Scheu verübt. An mehreren Stellen brach Feuer aus, welches so um sich griff, daß von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter übrig blieb, als die Domkirche, zu deren Erhaltung Tilly 500 Mann befehligt hatte, das Liebfrauenkloster und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe. Von 35,000 Einwohnern sollen nur 5000 das Blutbad überlebt haben.

In ganz Deutschland sprach sich der Abscheu über den Brand von Magdeburg aus. Was Tilly als Mittel angesehen hatte, die protestantischen Stände einzuschüchtern, das kehrte sich gegen ihn; seit Magdeburgs Zerstörung leuchtete Tilly's Siegesstern nicht mehr. Laut klagte Gustav Adolf in einem Manifeste, daß die Unentschlossenheit Georg Wilhelms und der vom Kurfürsten von Sachsen verweigerte Durchzug durch Wittenberg ihm die Rettung Magdeburgs unmöglich gemacht habe. Mit der Größe der Gefahr wuchs Gustav's Muth. Als der Kurfürst von Brandenburg, durch Magdeburgs Schicksal eingeschüchtert, die Rückgabe von Spandau begehrte, erklärte der König, daß die bisher beobachtete Neutralität unter diesen Umständen nicht ausreiche, daß der Kurfürst sich für oder gegen den Kaiser erklären müsse. Er brach mit seinem Heere nach Berlin auf und nöthigte den Kurfürsten durch die auf die Stadt gerichteten Geschütze, einen ehrlichen Bund mit ihm einzugehen und eine monatliche Zahlung von 30,000 Thalern zu versprechen. Magdeburgs Untergang rief die edelsten protestantischen Fürsten zum entschlossenen Handeln. **Herzog Bernhard von Weimar**, der jüngste Sohn des 1605 verstorbenen Herzogs Johann, trat in schwedische Dienste.

Die Schlacht bei Breitenfeld und ihre nächsten Folgen. 1631.

Nachdem Gustav Adolf sich des Landes auf dem rechten Elbufer versichert hatte, ging er bei Tangermünde über die Elbe und bezog ein festes Lager bei **Werben**. Da auch Mecklenburg in seiner Gewalt war, so setzte er die beiden vertriebenen Herzöge, die sich schon früher bei seinem Heere eingefunden hatten, wieder in ihr Land ein. Tilly war erst in das Land des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel eingedrungen, um diesen wegen seiner Verbindung mit dem König von Schweden zu bestrafen, wandte sich aber dann gegen Gustav und legte sich diesem bei Werben gegenüber. Aus Mangel an Lebensmitteln verließ er jedoch diese Gegend wieder und zog nach Kursachsen. Denn um den weiteren Fortschritt der Schweden in Norddeutschland zu verhindern, kam alles darauf an, sich **Kursachsens** zu versichern. Da der Kurfürst Tilly's Forderungen

zurückwies, so besetzte dieser, durch die aus Italien zurückgekehrten kaiserlichen Regimenter verstärkt, Halle, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeitz und Leipzig und schrieb in allen diesen Städten starke Contributionen aus. Jetzt, wo sein Land von den kaiserlichen Truppen überschwemmt wurde, bat der Kurfürst den König um die früher zurückgewiesene Einigung. Um den Kurfürsten sein Zaudern entgelten zu lassen, stellte Gustav Adolf harte Bedingungen: der Kurfürst solle ihm Wittenberg übergeben, den schwedischen Truppen einen dreimonatlichen Sold zahlen, den Kurprinzen als Geisel stellen u. s. w. Der Kurfürst war zu allem bereit, und der König, durch diese Hingebung gerührt, stand von seinen Forderungen ab. Bei Düben stieß das ohngefähr 20,000 Mann starke kursächsische Heer zu den Schweden, und bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig kam es am 7. Sept. 1631 zur Schlacht mit Tilly. Zwar flohen die ungeübten sächsischen Truppen, aber Gustav erfocht mit seinen Schweden einen herrlichen Sieg. Siebentausend Kaiserliche lagen todt auf dem Schlachtfelde. Von drei Wunden ermattet entging Tilly mit Mühe der Gefangenschaft. Tilly und Pappenheim fanden sich erst am folgenden Tage in Halle mit einem unbedeutenden Häuflein wieder zusammen.

Der König und der Kurfürst kamen überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen und Schlesien angreifen, die Schweden hingegen durch Thüringen nach Franken vordringen, den Protestanten in Süddeutschland die Hand reichen und die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man das Schicksal des ganzen Reiches in die Hand bekäme und dem Protestantismus durch die Wahl eines römischen Königs von dieser Partei ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Man vermuthet, daß es nach der Schlacht bei Breitenfeld Gustav Adolfs Absicht gewesen sei, selbst diese Würde anzunehmen. Gustav Adolfs Zug ging von Halle nach Erfurt und von da über den thüringer Wald nach Würzburg; von da über Wertheim und Hanau nach Frankfurt. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich zu Gustav und wurde von diesem freundlich aufgenommen. Bei Oppenheim ging Gustav über den Rhein, und Mainz mußte sich ihm ergeben. Hier gönnte er seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe und legte sie in die Winterquartiere. Herzog Bernhard von Weimar zog in die Unterpfalz und besetzte Mannheim, Speier, Landau, Mergentheim und Heilbronn, während Landgraf Wilhelm von Hessen in Westphalen gegen einzelne Schaaren Tilly's glücklich kämpfte und die Domherrn von Fulda und Paderborn ihr früheres feindliches Verfahren gegen sein Haus entgelten ließ.

Tilly suchte seine aus einander gesprengten Regimenter zu sammeln und zog sich mit Pappenheim nach Westphalen zurück, um neue Streitkräfte an sich zu ziehen und dann die Rückzugslinie und die Verbindungen des Königs zu bedrohen. — Das sächsische Heer unter dem Feldmarschall von Arnim war dem Kriegsplan gemäß in Böhmen eingebrochen und hatte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe erobert. Der Kurfürst selbst hielt in diese Stadt seinen Einzug. Der Graf Thurn und andere Vertriebene kehrten zurück und setzten sich wieder in den Besitz ihrer eingezogenen Güter. Aber Verfolgungen der Katholiken fanden nicht statt; nur die Jesuiten wurden verjagt und den Pro-

testanten einige Kirchen überlassen. Der Kurfürst wollte nicht ganz mit dem Kaiser brechen und konnte es Gustav Adolf nicht verzeihen, daß dieser die Leitung der protestantischen Angelegenheiten übernommen hatte. Auch Arnim haßte die Schweden, und auf die heimlichen Vorstellungen seines alten Waffengefährten, des Herzogs von Friedland, eingehend, unterließ er den verabredeten Zug nach Mähren und Oestreich. Nur Furcht vor dem Sieger bei Breitenfeld hielt den zaghaften und doch so hochmüthigen Johann Georg von Sachsen ab, mit den Schweden zu brechen.

Die Macht der Liga war gebrochen. Viele Mitglieder derselben waren ihres Landes beraubt, und um den Bund unbekümmert suchten sie durch engen Anschluß an Oestreich oder Frankreich Rettung. Dagegen handelte Gustav Adolf als mächtig gebietender Protektor des protestantischen Deutschlands. Als solcher hatte er sich in den eroberten Ländern huldigen lassen. Mit 15,000 Schweden war er über die Ostsee gekommen, und jetzt gehorchte mehr als das halbe Deutschland seinem Willen, aus England und Schottland erhielt er Söldner, Frankreich zahlte ihm den Sold. Als er im Glanze des Sieges Deutschland durchzog, da stellte sich ihm Richelieu, der ihn zur Landung in Deutschland aufgefordert hatte, mit listig gewebten Ränken entgegen. Richelieu suchte das deutsche Reich zu spalten und zu entzweien, die Stände gegen den Kaiser zu waffnen, den Kaiser gegen die Stände zu hetzen, um über das Reich zu gebieten. Der Kardinal-Minister glaubte die Liga nicht völlig sinken lassen zu dürfen, damit Schweden nicht allzumächtig werde. Aus diesem Gesichtspunkte soll er dem Kurfürsten von Baiern die Krone des Reiches und den Schutz Frankreichs gegen die schwedischen Waffen haben anbieten lassen; dann brachte er eine Neutralität zwischen dem Kurfürsten und Gustav Adolf in Vorschlag; der Neutralitäts-Vertrag wurde zwar zu Mainz geschlossen, blieb aber ohne Bedeutung.

Wallensteins Wiedererhebung. Vor einem Jahr hatte Ferdinand II. vom adriatischen Meere bis zur Ostsee geherrscht; jetzt waren seine Truppen aus zwei Drittheilen Deutschlands vertrieben, Böhmen war von seinen Feinden besetzt, sein Heer muthlos, die Kassen erschöpft. Vom Osten her drohte ein neuer Kampf mit den Osmanen; in Oestreich regten sich die Stände und forderten Gewissensfreiheit und die entrissenen Kirchen; in dem Lande ob der Ens drohten die Bauern den früheren Aufstand zu wiederholen. Während dieses Umschwunges der Dinge, welcher die vieljährigen Bestrebungen der katholischen Partei vernichtete und die Macht der Protestanten hob, lebte Wallenstein mit königlicher Pracht an seinem Hoflager zu Gitschin. Er war mit der Aufführung prächtiger Gebäude, mit neuen Gartenanlagen und der Verbesserung seiner weitläuftigen Besitzungen beschäftigt und vertiefte sich ganze Nächte hindurch mit dem Italiener Seni in astrologische Studien. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauem, mit Gold gestickten Sammet gekleidet. Funfzig reich gekleidete Hellebardiere bildeten seine Leibwache; 300 auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und in 50 sechsspännigen Kutschen saß das Gefolge, wenn er seine Güter besuchte. Wallenstein sprach wenig und lächelte selten und auch von seiner

Umgebung fordert er dieselbe Stille und Haltung; in seinem Vorzimmer wurde kein lautes Wort gesprochen. Wallenstein erschien jetzt dem Kaiser und dessen Räthen als der einzige Mann, der im Stande sein würde, den schwedischen Siegeslauf mit den Waffen zu hemmen. Er war auch nach seiner Absetzung mit dem Kaiser in den freundschaftlichsten Verhältnissen geblieben. Als ihm jetzt der Oberbefehl über sämmtliche kaiserliche Heere angetragen wurde, wies er den Antrag zurück, und erst nach mannigfachen Unterhandlungen erklärte er sich bereit, dem Kaiser bis zum nächsten Frühjahr ein Heer von 40,000 Mann aufzubringen. Sobald es bekannt wurde, daß Wallenstein wieder ins Feld ziehe, strömten die Krieger schaarenweise seinen Fahnen zu, und die aus früheren Feldzügen ihm bekannten Obersten und Hauptleute fanden sich wieder bei ihm ein. Im März 1632 hatte Wallenstein sein Wort gelöset und die Organisation des Heeres mit großer Anstrengung und Thätigkeit vollendet. Die Truppen hatten ihre Quartiere in Mähren. Es begannen nun neue Unterhandlungen über die Fortführung des Oberbefehls. Erst nach vielen Anerbietungen und Bitten des mit der Verhandlung beauftragten Fürsten von Eggenberg erklärte sich Wallenstein dazu bereit und stellte seine Bedingungen auf, die der Kaiser annahm. Der Herzog von Friedland wurde Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhielt den Oberbefehl in absolutissima forma. Es wurde ihm als Belohnung ein östreichisches Erbland zugesagt, und er sollte in seine Würde als Herzog von Mecklenburg wieder eingesetzt werden. Die Confiskationen im Reiche sowie die Begnadigungen sollten allein von ihm abhängen, so daß weder das Reichskammergericht noch der Reichshofrath darein sprechen könnten. Der Kaiser sollte ihn mit den erforderlichen Geldmitteln versehen, ohne sich jedoch persönlich zum Heere zu begeben. Den ihm angebotenen Gehalt von 100,000 Thalern schlug Wallenstein aus. Gegen das Ende des April 1632 brach Wallenstein aus Mähren auf, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben. Diese hatten den Winter nicht benutzt, um sich in ihren Eroberungen zu befestigen. Prag wurde beim ersten Angriff genommen, und die Besatzung des Hradschin mußte bald nachher capituliren.

Gustav Adolf in Süddeutschland. 1632.

Während des Winters hatte auch Tilly wieder ein bedeutendes Heer gesammelt. Gustav brach im März 1632 von Mainz auf, wurde von den Bürgern von Nürnberg freundlich aufgenommen und wandte sich dann nach Baiern, wohin ihm Tilly vorangegangen war. Am Zusammenfluß des Lechs und der Donau, bei Rain, nahm Tilly eine gut gewählte Stellung, deren natürliche Festigkeit er durch zahlreiche Schanzen verstärkte. Gustav eroberte Donauwerth, ging über die Donau und griff Tilly in seiner festen Stellung an. Die Baiern verloren gegen 3000 Mann und wurden bis in die Mauern von Rain zurückgetrieben. Tilly selbst wurde verwundet und nach Ingolstadt gebracht, und dahin zog sich auch der Kurfürst Maximilian mit dem Reste des geschlagenen Heeres zurück. Gustav wandte sich zunächst nach Augsburg; die baierische Besatzung zog ohne Widerstand ab und der König hielt einen feierlichen Einzug. Er ließ sich, obgleich Augsburg eine freie Reichsstadt war, von den Bürgern huldigen, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein und stellte den lutherischen Gottesdienst her. Von Augsburg

zog der König vor Ingolstadt. Während die Stadt mit Erfolg den Stürmen der Schweden widerstand, starb in derselben der Graf von Tilly. Er hatte sein Alter bis auf 73 Jahre gebracht. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstiges Haar, seine tiefliegenden Augen hinter stark hervortretenden Backenknochen, eine lange Nase, ein starker Knebelbart und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Er ritt gewöhnlich auf einem kleinen Grauschimmel, trug ein grünes atlassenes Kleid nach spanischem Schnitt, und einen kleinen, hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Feder auf dem Kopfe. Geld und Güter wie Titel und Würden verschmähte Tilly. Gustav nannte ihn den alten Korporal, vielleicht um die Pünktlichkeit, Rohheit und Strenge seines Charakters sowie den Eifer zu bezeichnen, den Tilly auf die Uebung seiner Truppen verwendete. Sein Leben widmete Tilly dem Kampfe mit den Ketzern, für deren Vernichtung er eiferte. Bis zur Schlacht bei Breitenfeld galt Tilly für unbesiegbar.

Maximilian verließ Ingolstadt, um Regensburg zu besetzen, und auch der König hob die Belagerung auf. Landshut ergab sich und kaufte sich mit 100,000 Thalern von der Plünderung los. München fürchtete, für die Zerstörung von Magdeburg büßen zu müssen und sandte zuvorkommend dem König die Schlüssel der Thore. Es erhielt Gnade und zahlte 300,000 Thaler. In München wandelten die Schweden friedlich durch die Gassen, kein Laden wurde geschlossen. Mit entblößtem Haupt trat der König in die Jesuitenkirche und beantwortete des Pater Rektors lateinische Anrede in der nämlichen Sprache. Im Zeughaus fanden sich nur Laffetten; aber das Geheimniß war verrathen; man brach den Fußboden auf und 140 Kanonen kamen zum Vorschein. In der Schloßkapelle wohnten Gustav Adolf und der vertriebene Friedrich von der Pfalz dem dort gehaltenen evangelischen Gottesdienst bei.

Inzwischen hatte Herzog Bernhard am Bodensee gekämpft und war bereit, in die Alpen Tyrols einzudringen. Von einem glücklichen Erfolg zum andern war Gustav Adolf geeilt. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hessen, Franken, Mainz, ein Theil von Schwaben und Baiern waren ihm unterworfen und verbündet, fast das ganze Reich bis auf die östreichischen Erblande war in seiner Gewalt, die protestantischen Fürsten von ihm abhängig, die Liga zersprengt. Gustav stand jetzt auf dem Höhepunkte des Glanzes. Er begab sich von München nach Augsburg und feierte hier das Pfingstfest.

Vergebens hatte bisher Maximilian Wallenstein beschworen, nach der Donau aufzubrechen, um den Eroberungen des Königs Schranken zu setzen. Endlich bewilligte Wallenstein eine Zusammenkunft in Eger. Maximilian war tiefgebeugt, nur Wallenstein konnte ihn retten; unter ihn, den Generalissimus, stellte er sich jetzt mit seinen Baiern, und vereinigt zogen beide Heere, ohngefähr 60,000 Mann stark, gegen Nürnberg. Diese Stadt hatte den König mit aufopfernder Anstrengung unterstützt und es lag ihm deshalb viel an der Behauptung derselben. Da sein Heer jetzt nur 18,000 Mann zählte und er deshalb nicht wagte, dem Feinde im freien Felde die Spitze zu bieten, so ließ er die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einschließen, und die Bürgerschaft arbeitete eifrig mit an den Werken. Er berief seine im Reiche

zerstreuten Schaaren zu sich und befand sich bald an der Spitze eines Heeres von 70,000 Mann. Bald erschien auch die friedländische und baierische Armada, weit und breit plündernd, mordend und brennend, und verschanzte sich ebenfalls in der Nähe von Nürnberg. Wochen lang standen beide Heere, durch Verschanzungen gedeckt, einander gegenüber, ohne etwas mehr als kleine Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Die Anhäufung so bedeutender Menschenmassen bewirkte bald in beiden Heeren großen Mangel an Lebensmitteln und an Futter für die Pferde. An einer Seuche starben in Nürnberg täglich über hundert Menschen. Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolf seine Verschanzungen, stellte sein Heer in Schlachtordnung auf und ließ von drei Batterien das friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog hinter seinen Verschanzungen und begnügte sich, diese Herausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Nicht die Vorstellungen Maximilians, nicht die Ungeduld seiner Armee, nicht der Spott der Feinde vermochten Wallenstein zu bewegen, sich in einen Kampf einzulassen. Da beschloß der König, ohne die Einreden seiner Obersten zu beachten, den Feind hinter seinen hohen Schanzen und Verhacken anzugreifen. Am 24. August, am achtundfunfzigsten Tage, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen hatte, um die Mittagsstunde begann der Herzog Bernhard den Sturm. Rottenweise stürzten die Schweden, als sie in den Bereich der wallensteinischen Geschütze kamen. Immer neue Schaaren führte der König zum Angriff, aber umsonst. Zehn Stunden hatte der blutige Kampf gedauert, als bei einbrechender Nacht der König zum Abzug blasen ließ. Zweitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde. Herzog Bernhard hatte eine steile Anhöhe erstiegen, von der das feindliche Lager beschossen werden konnte, aber ein in der Nacht sich ergießender Platzregen machte die jähen Abhänge so schlüpfrig, daß keine Geschütze hinaufgeschafft werden konnten. Herzog Bernhard mußte, dem Feuer des Feindes ausgesetzt, am folgenden Morgen die theuer erkaufte Anhöhe wieder aufgeben.

Der König wartete noch vierzehn Tage, ob Wallenstein nicht zur Feldschlacht in die Ebene herabsteigen werde, allein troß des bittersten Mangels blieb dieser unbeweglich in seiner Stellung. Da ließ Gustav 5000 Mann unter Oxenstierna zum Schutze Nürnbergs zurück und zog an der Spitze der übrigen mit klingendem Spiele hart an dem Lager Wallensteins vorüber dem Donaustrom zu, in der Hoffnung, durch weiteres Vordringen in Baiern den Feind nach sich zu ziehen. Dahin folgte ihm der Kurfürst Maximilian, der vergebens den Generalissimus zu bewegen gesucht hatte, dieselbe Richtung einzuschlagen. Als die Schweden abgezogen waren, brach auch Wallenstein auf. Er wollte Sachsen zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses zwingen, oder Gustav nöthigen, zum Schutze seiner Bundesgenossen sich weit von den kaiserlichen Erblanden zu entfernen. Er gab Pappenheim, der im Braunschweigischen stand, Befehl, auf Merseburg zu marschiren, zog selbst nordwärts über Bamberg und drang in das wehrlose Sachsen ein. Arnim war im Juli durch die Lausitz nach Schlesien marschirt und hier von den Protestanten als Retter empfangen worden.

Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod.

Wallensteins Schaaren richteten überall fürchterliche Verheerung an. Daher sandte Johann Georg Boten über Boten an den König von Schweden und bat dringend um Hülfe, und der König zog über Kitzingen, Schweinfurt, Arnstadt und Erfurt nach Naumburg. Als hier bei seinem Einzuge das Volk sich herbei drängte und am Wege knieend die Hände zu ihm, dem Retter vor der Feinde Wuth, ausstreckte, sagte er: „Ich fürchte, daß mich der Herr wegen der Thorheit des Volkes strafen wird. Denn diese Menschen machen mich zu ihrem Abgott. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dies mißfällt." Gustav beschloß, bei Naumburg ein befestigtes Lager zu beziehen, um die Ankunft der aus Schlesien zurückberufenen kursächsischen Truppen zu erwarten. Wallenstein hatte Leipzig eingenommen und legte seine Truppen um Leipzig in die Winterquartiere, weil er den Feldzug wegen vorgerückter Jahreszeit für beendet hielt. Er entließ Pappenheim mit einem Theil der Truppen, um die schwedische Besatzung aus der Moritzburg bei Halle zu vertreiben und dann einen Winterfeldzug an den Rhein zu unternehmen Sobald Gustav diese Maßregeln des Feindes erfuhr, brach er am 5. November auf, um Wallensteins zerstreute Truppen anzugreifen. Eiligst zog Wallenstein seine Schaaren bei Lützen zusammen und sandte Pappenheim den Befehl, am folgenden Morgen zur Stelle zu sein. Nachdem die Schweden Isolani mit seinen Kroaten aus einem Passe beim Dorfe Bosern verdrängt hatten, lagerten sie sich im freien Felde, eine Stunde von Lützen.

So standen sich die beiden großen Feldherrn, beide bis dahin unbesiegt, einander gegenüber. Gustav Adolf hatte noch nicht sein achtunddreißigstes Lebensjahr vollendet, er war jugendlich frisch und trotz seiner Beleibtheit in der Handhabung der Waffen geübt. Er hatte blaue, lebhafte Augen und eine hohe Stirn, reiches, blondes Haar umwallte seine Schläfe. Er war erfinderisch in neuen Aufstellungen und schritt den Seinigen in der Gefahr voran; wenn er seine Seele der Gnade Gottes empfohlen hatte, blitzte ein fröhlicher Heldenmuth aus seinen Augen. Mit Begeisterung hingen seine Schweden an ihm, mit Liebe und Vertrauen die fremden Söldner. Ihn jammerte es, wenn er die Verheerungen des Krieges vor sich sah. Es war der edle reine Mensch in ihm, der den Menschen an ihn fesselte. Der Herzog von Friedland war eine große, hagere Gestalt, von bleicher Gesichtsfarbe, mit kurzem, schwarzem, aufgestrichenem Haar, das damals nur noch spärlich und grau den Scheitel deckte, mit schmalem Schnauz- und Knebelbart und mit schwarzen, blitzenden Augen unter dichten Braunen. Er scheuchte durch Ernst und Strenge, Kälte und Stolz zurück; nur durch freigebig gespendetes Gold und die Verheißung von Beute fesselte er den großen Haufen an sich. Einzelne zog das Ungewöhnliche seiner Persönlichkeit, der Zauber, welcher um jede große Erscheinung gewebt ist, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Hatte er sich sein Ziel gesteckt, so schritt er stark und kühn ihm entgegen, gleichgültig, wohin sein Fuß trat, jede Gefahr verachtend; dem Mitleiden erschloß er selten sein Herz; Liebe war ihm fremd. Er stiftete Klöster und beschenkte Jesuiten, aber es war ihm gleich, ob er dem Papste oder den Osmanen mit seiner Armada drohte. Er vertraute auf die Gestirne, deren Stellung er beobachtete.

In vertrauten Gesprächen mit Bernhard und dem General Knyphausen brachte Gustav Adolf die schauerlich kalte Nacht in einem Wagen zu, während Wallenstein beim Fackelschein schanzen ließ. Wallenstein hatte beschlossen, den Angriff den schwedischen Truppen zu überlassen. Er nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig nach Lützen führt. Seinen rechten Flügel lehnte er an Lützen und deckte ihn durch eine große Schanze auf dem Windmühlenberge; der linke reichte bis an den Floßgraben, der die Landstraße in einiger Entfernung von Markranstädt durchschneidet. Als der Morgen (6. November 1632) anbrach, hinderte ein dicker Nebel alle Aussicht. Ungestört ordnete Gustav seine Schaaren, und als die Aufstellung vollendet war, stimmten die Schweden unter dem Schalle der Trompeten und Pauken ein frommes Lied an. Um neun Uhr wurden Kanonen abgefeuert und einige leichte Scharmützel begannen, aber es ward bald wieder stille, da keine Partei die andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen und die Schweden rückten vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebet auf sein Pferd und ritt vor dem rechten Flügel einher. Er trug ein ledernes Colett, mit einem Tuchrock darüber: „Gott ist mein Harnisch" hatte er gesagt, als der Diener ihm am Morgen seine Rüstung gebracht hatte. Den linken Flügel führte Bernhard von Weimar. Viele Schweden fanden vor den Verderben sprühenden Gräben ihren Tod, aber die ihnen folgten, kamen glücklich hinüber und drängten die Kaiserlichen zurück. Auf dem linken Flügel wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs. Da brach plötzlich die kaiserliche Reiterei aus dem Centrum hervor und warf das schwedische Fußvolk über die Landstraße zurück. Um die Ordnung herzustellen, sprengte der König an der Spitze eines Reiterregiments so rasch gegen den Feind, daß ihm nur acht Personen, unter diesen der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg und der Page August von Leubelfing, folgen konnten. So geräth er unter die vorgedrungenen kaiserlichen Reiter; sein Pferd erhält einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den Knochen des linken Armes. Indem Gustav den Herzog von Lauenburg bittet, ihn aus dem Getümmel zu bringen, wird er durch einen zweiten Pistolenschuß im Rücken so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Voll Schrecken giebt Franz Albrecht seinem Pferde die Sporen, sein Leben zu retten. Nur Leubelfing bleibt bei dem gefallenen König, bemüht sich aber vergebens ihn fortzubringen. Bald jagen kaiserliche Cürassiere heran, und unter deren Hieben und Schüssen haucht Gustav Adolf seine edle Seele aus.

Die Schreckenskunde durcheilte in kurzer Zeit das schwedische Heer. Herzog Bernhard übernahm den Oberbefehl und führte die rachedürstigen Schaaren zum zweitenmal über die Gräben. Unaufhaltsam dringen die Schweden vor, treiben die feindlichen Glieder aus einander und stürmen den Windmühlenberg, den Schlüssel der feindlichen Stellung. Da kömmt Pappenheim mit seinen Reitern an und wirft sich auf den rechten Flügel der Schweden. Wallenstein benutzt die Stockung, welche der heftige Angriff in dem Vordringen der Schweden herbeiführt, seine zersprengten Reihen wieder zu ordnen. Noch einmal werden die Schweden über die Landstraße zurückgedrängt. Da sinkt Pappenheim, von einer Kugel getroffen, vom Roß. Mit ihm schwindet

den Kaiserlichen die Hoffnung des Sieges. Herzog Bernhard führt die ganze schwedische Armee zum letzten entscheidenden Angriff vor. Die Verwirrung der Kaiserlichen wird dadurch vermehrt, daß eine Reihe von Munitionswagen, welche in ihrem Rücken aufgestellt sind, durch schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft fliegt. Die Kaiserlichen wenden sich zur Flucht und reißen auch Pappenheims eben eintreffendes Fußvolk mit sich fort. Die einbrechende Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab. Das ganze Geschütz Wallensteins war ihre Beute. Es deckten 9000 Todte die Walstadt. Wallenstein hatte sich den Flüchtigen angeschlossen und Leipzig erreicht.

Der Leichnam des Königs wurde mit Mühe aufgefunden; er wurde nach Weißenfels und von da über Berlin nach Schweden geschafft. Gustav Adolf hinterließ nur eine achtjährige Tochter, Christine. Sein Tod erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung, als unter den Katholiken Freude und Hoffnung.

Oxenstierna. Versammlung zu Heilbronn. Bernhard von Weimar.

Nach einer Verordnung Gustav Adolfs wurde dessen Tochter Christine zur Königin von Schweden gekrönt, und die Regierung von einem dazu festgesetzten Reichsrath geführt. Die deutschen Angelegenheiten dagegen wurden dem zum Legaten der Krone Schweden beim Reiche und allen Heeren ernannten Kanzler Axel Oxenstierna mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Die Stellung von Oxenstierna war schwieriger, als die des Königs gewesen war. Er sollte das Werk eines großen Feldherrn und Herrschers ausführen, ohne dessen Ansehen zu haben. Er reiste selbst nach Dresden und Berlin und stellte den beiden Kurfürsten die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals zusammen zu halten, er mußte aber ohne eine bestimmte Zusage scheiden. Es gelang ihm jedoch, die vier oberen Kreise Deutschlands, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, zur Beschickung einer Versammlung in Heilbronn zu bewegen. Diese wurde vom März 1633 bis in die Mitte des April gehalten, und auf derselben erschienen auch die Gesandten von Frankreich, Holland und England, letztere um die Rechte des mit dem König Karl I. nahe verwandten pfälzischen Hauses wahrzunehmen. Es erfolgte zu Heilbronn der Abschluß des Bündnisses der vier oberen Kreise mit Schweden. Diesem gemäß wollte man nicht von einander lassen, bis die deutsche Freiheit und Verfassung wieder hergestellt und Schweden für seine Kriegskosten entschädigt sei. Es wurde Schweden der vorläufige Besitz der eroberten Länder zugesprochen, die Unterpfalz dem Erben des kurz nach Gustav Adolf verstorbenen Kurfürsten Friedrich V. überwiesen; in einem aus zehn ständischen Deputirten bestehenden Bundesrathe, welchem Frankfurt als Sitz angewiesen wurde, sollte Oxenstierna das Direktorium führen Seit dem Tode von Gustav Adolf hatte Richelieu's Eifersucht aufgehört. Frankreich erneuerte das Bündniß mit Schweden. Gegen eine jährliche Zahlung Ludwigs XIII. von einer Million Livres versprach Schweden, mit seinen Verbündeten ein Heer von 30,000 Fußgängern und 6000 Reitern ins Feld zu stellen. Mit starker Hand leitete Oxenstierna das ihm übertragene Direktorium, freundlich gegen die befreundeten

Stände, ernst, ohne zu reizen, gegen Kursachsen, voll Würde gegen den Kardinal Richelieu.

Die Heere der kriegführenden Parteien standen durch ganz Deutschland zerstreut. Herzog Bernhard hatte Sachsen vom Feinde gesäubert und im Januar 1633 sich nach Franken gewendet, er hatte Bamberg überrascht und sich dann bei Donauwerth mit dem Feldmarschall Horn vereinigt. Den Fortschritt ihrer Waffen hemmte die Unzufriedenheit der Soldaten, welche längere Zeit keinen Sold erhalten hatten, und eine Empörung der Officiere, welche Belohnungen an Geld oder liegenden Gründen verlangten. Auch Herzog Bernhard forderte das ihm bereits von Gustav Adolf versprochene Herzogthum Franken und den Oberbefehl über die schwedischen Heere. Diese ungestüme Mahnung zu einer Zeit, wo die Kriegskasse erschöpft war, brachte Oxenstierna in die größte Verlegenheit; im ersten Unwillen kündigte er Bernhard den schwedischen Dienst; doch bald besann er sich eines Besseren und übergab Bernhard die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone. Das Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwande verweigert. Auf dem Schlosse zu Würzburg erfolgte die Huldigung der fränkischen Stände. Nun säumte Bernhard nicht, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erweisen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stillte er in kurzem den Aufruhr der Armee. Er vertheilte an die mißvergnügten Obersten eine Menge Güter und Herrschaften, deren Werth zu 5 Millionen Thaler angeschlagen wurde. Die Truppen wurden durch Vertheilung von Geldern zufrieden gestellt. Wilhelm von Weimar erhielt von Oxenstierna das Eichsfeld, der Landgraf Wilhelm V. von Hessen die Stifte Paderborn, Minden, Fulda und Corvey geschenkt. Das kirchliche Ziel, um dessenwillen der Krieg begonnen worden war, ging immer mehr in ein rein politisches über, indem es sich mehr um Landbesitz und andere Vortheile handelte.

Während Gustav Horn im südwestlichen Deutschland gegen Altringer und den mit 14,000 Mann spanischen Truppen dem Kaiser gesandten Herzog von Feria kämpfte, zog Bernhard vor Regensburg und gewann nach zwölftägiger Belagerung die Stadt. Er gedachte von hier aus in Oestreich einzudringen, gab jedoch die weiteren Unternehmungen für dieses Jahr auf, als ihm Johann von Werth und Gallas in den Weg traten.

Von dem Schlachtfeld bei Lützen war Wallenstein nach Böhmen gezogen. Der Verlust der Schlacht hatte ihn tief gekränkt. Nicht mit Unrecht schrieb er denselben dem schlechten Benehmen mehrerer Officiere und Truppentheile zu. In Prag wurde Kriegsgericht gehalten und die Schuldigen mit dem Tode bestraft. Wallensteins Vorstellungen, den protestantischen Fürsten Friedensanträge zu machen und diese durch das Versprechen einer allgemeinen Amnestie zu unterstützen, fanden in Wien kein Gehör, weil Spanien die Fortsetzung des Krieges verlangte. Wallenstein brachte sein Heer durch Werbungen wieder auf 25,000 Mann und ersetzte das verlorene Geschütz durch eingeschmolzene Glocken. Im Frühjahr 1633 erwartete man von ihm ein entschiedenes Auftreten, zumal da die Zerwürfnisse der protestantischen Partei und die Streitigkeiten

Wallenstein von d. Schlacht bei Lützen bis zu seinem Tode.

der schwedischen Befehlshaber ihm nicht unbekannt waren: allein seine Schritte sind von dieser Zeit an weniger kraftvoll, seine Pläne hüllen sich in ein undurchdringliches Dunkel. Er unterhandelt mit den Gegnern, greift sie, wenn er sie sicher gemacht hat, wieder an und unterhandelt dann von neuem. Mit dem Kaiserhof ist er gespannt, und die Art, wie er die Unterhandlungen betreibt, läßt es zweifelhaft, ob er die Feinde täuschen, oder im Einverständniß mit ihnen den Kaiser hintergehen, oder sich als eine dritte unabhängige Macht hinstellen will.

Im Mai 1633 wandte sich Wallenstein nach Schlesien, wo die verbündeten Sachsen, Brandenburger und Schweden unter dem Grafen Thurn, dem Feldmarschall Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg standen. Als die beiden Heere sich begegneten, schloß Wallenstein (7. Juni) einen vierzehntägigen Waffenstillstand, hielt mit den feindlichen Anführern Zusammenkünfte und machte Friedensanträge. Wenn der Kaiser, äußerte er, den Frieden nicht annehmen wolle, so solle er mit Gewalt dazu gezwungen werden. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, Oxenstierna hielt alle Anerbietungen Wallensteins für Fallstricke, und die Feindseligkeiten begannen von neuem. Die beiden Heere lagen geraume Zeit in verschanzten Lagern neben einander und verheerten weit und breit das Land. Beide Heere wütheten auf das entsetzlichste gegen die unglücklichen Einwohner des Landes, und eine furchtbare Pest entvölkerte große Bezirke. Ein abermaliger Waffenstillstand wurde am 22. August unterzeichnet. Arnim reiste zu Oxenstierna, um diesen zur Unterstützung von Wallensteins gegen den Kaiser gerichtetem Plane zu bewegen. Der Herzog habe die ihm vom wiener Hofe angethane Schmach noch nicht vergessen; er sei entschlossen, sich zu rächen; der Kanzler möge ihn mit einigen Regimentern unterstützen. Oxenstierna hielt diesen Vorschlag für eine List und gab Arnim den Bescheid, daß der Herzog seine Absichten erst weiter entwickeln müsse.

Wallenstein kündigte den Waffenstillstand auf, überfiel den Grafen von Thurn bei Steinau und zwang ihn sich mit seinen viertausend Mann zu ergeben. Er entließ aber Thurn und die übrigen Anführer, und das wurde ihm in Wien sehr übel genommen. Darauf zog Wallenstein die Oder hinunter, nahm Köpnik und bedrohte Berlin; dann fiel er in die Lausitz ein, während Holk Sachsen überschwemmte und furchtbar verheerte. Wallenstein scheint bei diesen Feindseligkeiten die Absicht gehabt zu haben, die beiden Kurfürsten zum Abfall von den Schweden zu bewegen. Beide wiesen aber seine Vorschläge zu einer Verbindung mit dem Kaiser und zur Vertreibung der Schweden zurück. Als sich der Herzog zum Aufbruch nach Dresden rüstete, lief die Nachricht ein, daß Regensburg von Bernhard eingenommen sei. Auf die Mahnung des Kaisers rückte Wallenstein in die Oberpfalz ein, führte aber dann sein Heer nicht nach Regensburg, sondern nach Böhmen und legte es in die Winterquartiere. Das erregte große Unzufriedenheit am wiener Hofe. Die Feinde des Herzogs, zu denen besonders die römisch-spanische Partei und die Hofgeistlichen gehörten, erhoben immer lauter ihre Stimme. Nur die Noth hatte den Kaiser zur Wiederberufung Wallensteins getrieben, aber die unerhörte in des Feldherrn Hände gelegte Macht wurde ihm immer bedenklicher. Der Kaiser konnte es

nicht erreichen, daß Böhmen und Mähren von der Last der Verpflegung des Heeres befreit wurden, ein von Wallenstein versammelter Kriegsrath erklärte es für unmöglich, das Heer im December aus Böhmen und gegen den Feind zu führen.

Wallenstein wußte, daß jeder seiner Schritte bewacht werde; um so verschlossener wurde der Verschlossene. Seine tief versteckten Pläne sind mit ihm in's Grab gelegt. Mit Sachsen und Brandenburg unterhandelte er, um die Schweden zu vertreiben; mit Schweden und Frankreich knüpfte er Unterhandlungen gegen seinen Herrn und Kaiser an. Er trieb ein unheimliches verwegenes Spiel, dessen Fluch auf sein Haupt zurückfallen mußte, auch wenn sich der Verrath nicht an seine Fersen geheftet und Baiern, Rom und Spanien mit weniger Haß ihn umstellt hätten. In Pilsen waren die meisten Generale und Obersten versammelt. In einer Versammlung derselben trat der Feldmarschall Illo, einer der Vertrauten Wallensteins, auf und erzählte, daß der Kaiser dem Feldherrn keine seiner Zusagen erfülle und von den Jesuiten fortwährend gegen Wallenstein aufgehetzt werde, daß daher der Herzog beschlossen habe, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgesetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin dürfe es kein rechtschaffener Officier kommen lassen; denn auf dem Herzog beruhten alle ihre Hoffnungen. Es wurden Abgeordnete an Wallenstein gesandt, und dieser erklärte sich endlich bereit, ohne der Obersten Einwilligung den Dienst nicht zu verlassen. Dagegen gelobten die Obersten schriftlich, von ihm nicht zu lassen, so lange er in des Kaisers Bestallung stehe. Diese Verbindung wurde in Wien als eine Verschwörung gegen den Kaiser betrachtet. In später Stunde der Nacht ritt Piccolomini in die Hofburg zu Wien ein, weckte den Kaiser und erzählte ihm „die Rebellion von Pilsen." Auf den betroffenen Ferdinand stürmten die Freunde des unversöhnlichen Maximilian von Baiern, die Anhänger von Rom und Spanien ein und verlangten die Beseitigung des Generalissimus. Gleich ihnen sprach Piccolomini, der schlaue Heuchler, auf den Wallenstein ein unbedingtes Vertrauen setzte. Jetzt erhielt Piccolomini den Auftrag, sich mit 2000 Reitern nach Pilsen zu begeben, um den Verräther zu überwachen und, wenn die Gelegenheit günstig, sich seiner und seiner entschiedensten Anhänger zu bemächtigen. Heimlich übertrug ein kaiserliches Patent den Oberbefehl an Gallas. Ein zweites Patent sprach Wallensteins Absetzung förmlicher aus, wegen gewisser Nachricht von einer gegen Krone und Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung. Während Gallas die Inhaber der Regimenter zu sich lockte, schrieb der Kaiser dem geächteten Feldherrn noch mehrere Briefe ganz im alten Tone, um keine Ahnung der Gefahr in dem Gefürchteten auftauchen zu lassen. Dennoch schöpfte dieser Verdacht; es befremdete ihn, daß alle der spanischen Partei angehörenden Obersten sich unter verschiedenen Vorwänden aus seiner Nähe entfernten. Er gab daher Befehl, daß das Heer nur seinen sowie Illo's und Terzky's Anordnungen Folge leisten und mehrere Regimenter am 23. Februar sich bei Prag versammeln sollten. Als Wallenstein die Nachricht erhielt, daß diese Stadt durch Don Balthasar de Marabas besetzt, er selbst als Rebell geächtet sei, da erst scheint er an eine offene Empörung gegen den Kaiser und deren Durchsetzung mit den Waffen gedacht zu haben.

Früher war es vielleicht nur seine Absicht, sich so unabhängig und fest wie möglich zu stellen, um die Angelegenheiten nach seinem Willen zu leiten und sich eine hinreichende Belohnung an Land und Leuten sowie die Stellung eines Reichsfürsten zu sichern. An den Kaiser schickte Wallenstein am 21. und 22. Februar zwei Abgesandte mit dem Erbieten, daß er das Commando niederlegen und sich zur Verantwortung stellen wolle. Gleichzeitig sandte er aber auch Couriere nach Regensburg, um den Herzog von Weimar zu bestimmen, sich mit seinen Truppen der böhmischen Grenze zu nähern. Dieser aber zögerte aus Furcht vor hinterlistigen Absichten, und Oxenstierna bestärkte ihn in dieser Besorgniß. Mehr Bereitwilligkeit fand der kaiserliche Feldherr bei Arnim, welcher die sächsischen Truppen gegen Böhmen zu in Bewegung setzte.

Wallenstein glaubte jetzt nur hinter starken Mauern sicher zu sein und begab sich nach Eger, weil hier ein treues Regiment seines Schwagers Terzky lag und der Befehlshaber der Stadt, der Schotte Gordon, durch seine Gunst gehoben worden war. Krank, in einer von Pferden getragenen Sänfte langte Wallenstein am 24. Februar 1634 in Eger an. Es begleitete ihn mit zweihundert Dragonern Oberst Buttler, der noch in der nämlichen Nacht mit seinem Freunde Gordon und dessen Oberstwachtmeister Leslie den Tod des Herzogs verabredete und beschwor. Am 25. Februar weihten die drei Verschworenen noch einige andere Officiere von Buttlers Regiment in das Geheimniß ein. Am Abend dieses Tages wurden zuerst die Vertrauten des Herzogs, Illo, die Grafen Kinsky und Terzky und der Rittmeister Neumann nach einem von Gordon auf der Citadelle gegebenen Abendessen von buttlerischen Dragonern ermordet. Dann wurde der Markt und das Haus des Bürgermeisters Pachhübel, wo der Herzog von Friedland seine Wohnung genommen hatte, umstellt. Wallenstein hatte nach langem Beobachten der Gestirne seinen Astrologen Seni entlassen, unbekümmert um dessen Warnung, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei. Der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern stieg die Treppe hinauf. Bei dem Geräusch war Wallenstein wieder aus dem Bette aufgesprungen und stand im bloßen Hemde in der Nähe des Fensters an einen Tisch gelehnt, als Deveroux die Thür aufsprengte und mit vorgehaltener Partisane in das Zimmer drang. „Bist du der Schelm, schrie Deveroux, der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du sterben." Schweigend breitete Wallenstein seine Arme aus und empfing in seine Brust den Stoß der Partisane.

So endigte Wallenstein in einem Alter von ein und funfzig Jahren. Die Leichname der Ermordeten wurden auf Illo's Gut geschafft, und Wallenstein auf Bitten seiner Wittwe zwei Jahre darauf in der von ihm selbst in der Nähe von Gitschin erbauten Karthause beigesetzt. Mit den Gütern und der hinterlassenen Habe der Ermordeten wurden diejenigen belohnt, welche sich beim Sturze des vielfach angefeindeten und beneideten Mannes thätig bewiesen hatten. Für die Ermordeten ließ der Kaiser 3000 Seelenmessen lesen und der hinterlassenen Gemahlin Wallensteins ließ er die Herrschaft Neuschloß in Schlesien als Wittwensitz. Jeder bei dem Morde betheiligte Dragoner erhielt 500 Thaler. Mehrere Hauptleute, Bürger und Soldaten wurden als Anhänger Wallensteins

hingerichtet. Auch einige Obersten wurden der Theilnahme der vorausgesetzten Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt und ohne genügende Beweise zum Tode verurtheilt. Der Kaiser verwandelte aber die Strafe in Gefangenschaft. Der General Graf Ulrich von Schafgatsch, welcher aus einer der angesehensten schlesischen Familien stammte und ein eifriger Anhänger des evangelischen Glaubens war, wurde nach einem höchst willkürlichen Gerichtsverfahren und obgleich er keines Verraths gegen den Kaiser überführt werden konnte, zum Tode verurtheilt und zu Regensburg enthauptet.

Die Schlacht bei Nördlingen. Der Friede zu Prag. Frankreichs Theilnahme am Krieg. Tod Ferdinands II.

Der Kaiser übertrug den Oberbefehl über sein Heer seinem ältesten Sohn, Ferdinand, der bereits König von Ungarn war, und setzte ihm Gallas zur Seite. Ferdinand und Gallas drangen aus Böhmen gegen die Donau vor, vereinigten sich mit Altringer und Johann von Werth und eroberten Regensburg. Von hier zogen sie über Ingolstadt und Donauwerth gegen Nördlingen. Herzog Bernhard hatte sich mit Horn vereinigt und wünschte das von den Kaiserlichen belagerte Nördlingen zu entsetzen. Gegen die überlegenen Feinde lieferte er die Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634), verlor fast sein ganzes Heer und entkam mit Mühe der Gefangenschaft.

Die Schlacht bei Nördlingen vernichtete das bisherige Uebergewicht der Schweden, die Kaiserlichen überschwemmten nun Schwaben und Franken, der heilbronner Bund ging seiner Auflösung entgegen, und Sachsen fiel von der Sache der Protestanten ab. Johann Georg schloß 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Johann Georg erhielt den erblichen Besitz der Lausitz und für seinen zweiten Sohn, August, das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit. Dagegen gab er die Sache der Protestanten auf und machte sich anheischig, seine Waffen mit denen Oestreichs gegen Schweden zu verbinden, falls dieses sich nicht bereit erkläre, gegen Zahlung von einer Million Gulden das Reich zu räumen. Sachsens Beispiel fand Nachahmung. Der Herzog Georg von Lüneburg und der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg traten dem Frieden von Prag bei. Es thaten dieses auch andere deutsche Fürsten. Nur der Landgraf von Hessen und der von den Kaiserlichen aus seinem Lande vertriebene Herzog Eberhard von Würtemberg verharrten bei Schweden. Herzog Bernhard wurde bis über den Rhein, die anderen schwedischen Heere bis an die Ostseeküste zurückgetrieben. In dieser Bedrängniß wandte sich Oxenstierna an den Kardinal Richelieu, um kräftigere Unterstützung als bisher zu erhalten, ja Oxenstierna begab sich selbst nach Frankreich und schloß mit Ludwig XIII. einen Vertrag (1635), dem zufolge von beiden Seiten eine festgesetzte Zahl von Söldnern in's Feld ziehen, in den eroberten Ländern aber die Anhänger der katholischen Religion auf keine Weise in der Ausübung ihres Glaubens gestört werden sollten. Den Kurfürsten von Trier, welcher sich in den Schutz Frankreichs begeben und seine Festen Ehrenbreitenstein und Philippsburg einer französischen Besatzung eingeräumt hatte, überfielen auf Veranlassung des Kaisers spanische Truppen und führten ihn nach Brüssel. Als Richelieu wegen dieser Beleidigung umsonst Genugthuung von Spanien verlangte, erklärte Frankreich zuerst an Spanien, dann auch

an Oestreich den Krieg (1635). Bernhard von Weimar, von dem schwedischen Kanzler ohne Mittel zur Unterstützung seines Heeres gelassen, schloß im Oktober 1635 einen Vertrag mit Ludwig XIII., durch welchen er mit seinem Heere in französische Dienste trat. Es wurden ihm jährlich vier Millionen Franken zugesichert und ihm das Versprechen gegeben, ihm beim Friedensschluß den Elsaß zu verschaffen.

Im Norden und Osten Deutschlands drängten sich Sachsen, Kaiserliche und Schweden auf und nieder. Kleine schwedische Schaaren nahten und wichen mit Adlerschnelle, bald wurden sie bis an den Küstensaum Pommerns und Mecklenburgs zurückgedrängt, bald streiften sie bis Mähren und Oestreich. In diesem Kriege zeichneten sich Baner, Torstenson, Wrangel und Königsmark aus. Verstärkt durch Wrangel und Torstenson schlug Banner bei Wittstock Johann Georg von Sachsen (1636). Im Süden und an beiden Ufern des Rheins standen größere Massen der Kaiserlichen dem Herzog Bernhard und dem französischen Heere gegenüber. Am Rhein waren die Kaiserlichen im Sommer 1636 im Vortheil, und deshalb beschlossen Oestreich und Spanien, sich mit ganzer Macht auf Frankreich zu werfen. Von den Niederlanden aus drangen die Spanier unter dem Kardinal-Infanten durch die Picardie vor und bereits zitterte Paris, da gelang es Richelieu ein bedeutendes Heer zusammenzubringen, von welchem die Feinde über die Somme zurückgedrängt wurden. Im Süden waren die Kaiserlichen unter Gallas und dem Herzog Karl von Lothringen nach Burgund vorgedrungen, sie konnten aber gegen Bernhard von Weimar und den Prinzen von Bourbon nichts Bedeutendes ausrichten und mußten den Rückzug antreten.

Auf einer Versammlung der deutschen Fürsten zu Regensburg im December 1636 setzte der Kaiser Ferdinand II. die Wahl seines ältesten Sohnes Ferdinand, Königs von Ungarn, zum römischen König durch. Bald nachher, am 15. Februar 1637 starb Ferdinand II. Er hat dem Kaiserthron wieder Glanz und Ansehen verschafft und ist seinem Eifer für den Katholicismus (S. 130) unverrückt treu geblieben. In den Erblanden war die protestantische Lehre unterdrückt und über die evangelischen Fürsten konnte man noch hoffen, im Kampfe Vortheile zu erringen. Dagegen war der Wohlstand des Reiches und der Erblande durch die gewaltsame Restauration des Katholicismus vernichtet. Ferdinand III. (1637—1657) war ernst und fest, aber milder als sein Vater; er war geneigter als dieser, durch Opfer die Beendigung eines Kampfes herbeizuführen, dessen unsägliche Gräuel er als Heerführer mit angesehen hatte; er ließ sich nicht wie sein Vater durch die Einflüsterungen der Jesuiten und der spanischen Partei leiten.

Fortgang des Krieges unter Ferdinand III. Bernhard von Weimar. Baner. Torstenson. Schwedens Krieg mit Dänemark. Wrangel.

Bernhard von Weimar hatte im Jahre 1637 den Kaiserlichen nur unbedeutende Gefechte in Lothringen und Burgund geliefert. Im Januar 1638 bewerkstelligte er den Rheinübergang, eroberte Rheinfelden und Freiburg und schloß Breisach ein, die Hauptfestung im südwestlichen Deutschland. Vergebens waren die Bemühungen der kaiserlichen Feldherrn die Stadt zu entsetzen, sie wurden geschlagen und Breisach mußte sich im December 1638 ergeben. Bernhard gedachte die

Stadt zur Grundlage seiner künftigen Herrschaft am Rheine zu machen und ließ sich von den Einwohnern huldigen. Dadurch kam er in verdrießliche Unterhandlungen mit dem französischen Hofe, welcher sich selbst diese Länder zueignen wollte. In seiner Spannung mit dem Hofe zu Paris gab Bernhard dem Gedanken Raum, sich an die Spitze eines protestantischen Bündnisses deutscher Fürsten zu stellen und den Kaiser zur Annahme billiger Friedensvorschläge zu zwingen; da erkrankte er und starb zu Neuenburg am Rhein am 18. Juli 1639. Er selbst hielt sich für vergiftet, und sein Hofprediger äußerte den Verdacht in der Leichenrede; doch ist die Anklage nicht erwiesen. Sein Heer wurde durch Richelieu's Gold für Frankreich gewonnen und mit französischem Kriegsvolke vereinigt.

Im nördlichen Deutschland mußte Bauer (1637) vor dem durch Brandenburger verstärkten kaiserlichen Heere bis an die äußerste Küste Pommerns zurückweichen. Im Frühjahr 1638 drang er, durch frische Truppen aus Schweden verstärkt, bis nach Böhmen vor. Dieses Land wurde furchtbar verheert, und erst im Frühjahr 1640 wurde Baner durch die Kaiserlichen wieder aus Böhmen verdrängt, zog durch Sachsen und Thüringen und schlug im Braunschweigischen seine Winterquartiere auf. Von hier brach er plötzlich auf, um in Vereinigung mit dem französischen Heere unter Marschall Guebriant den vom Kaiser 1640 nach Regensburg berufenen Reichstag sammt dem Kaiser aufzuheben. Mitten im Winter, im Januar 1641, erschienen beide Feldherrn plötzlich vor Regensburg und setzten Alles in Angst und Schrecken. Allein eintretendes Thauwetter löste die Eisdecke der Donau, und die anrückenden kaiserlichen Truppen zwangen Baner und Guebriant sich schnell zurückzuziehen. Von den Kaiserlichen verfolgt, eilte Baner durch Sachsen nach Halberstadt, wo er starb.

Baners geschwächtes Heer war der Auflösung nahe, da erschien im Oktober 1641 Torstenson mit 7000 frischen Streitern aus Schweden. Er zog (1642) durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien, drang in Mähren ein. Von hier führte er sein Heer, welches durch Krankheiten geschwächt war und durch die Kaiserlichen unter Piccolomini und Erzherzog Leopold bedrängt wurde, in bester Ordnung durch Schlesien nach Sachsen, zog hier Verstärkungen an sich und gewann in der Ebene von Leipzig bei Breitenfeld einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen. Wohl gestärkt ging er im nächsten Frühling (1643) wieder nach Mähren und streifte bis in die Nähe von Wien. Da forderte Oxenstierna Torstenson auf, einen Einfall in Jütland zu machen, weil Schweden dem eifersüchtigen und zweideutigen Dänemark den Krieg erklärt hatte. Deshalb brach Torstenson sein Lager in Mähren plötzlich ab (Sept. 1643) zog durch Schlesien, brach in Holstein ein und überschwemmte Jütland. Die überraschten dänischen Truppen wurden aus dem Felde geschlagen, und die Schweden erholten sich in den unerwarteten guten Winterquartieren. Eine zweite schwedische Armee unter Feldmarschall Horn rückte in Schonen ein, und im folgenden Jahr wurde der Krieg auch zur See geführt. Schon traf Torstenson Anstalten, um die dänischen Inseln anzugreifen, als das Erscheinen eines kaiserlichen Heeres unter Gallas ihn zwang, seine Kräfte gegen

diesen Feind zu kehren. Zu Brömsebro (1645) schloß Schweden einen vortheilhaften Frieden mit Dänemark.

Torstenson trieb Gallas an der Elbe hinunter und zerstreute dessen Heer. Dann drang er wieder nach Böhmen und besiegte bei Jankowitz die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Götz (1645). Erschrocken eilte der Kaiser von Prag nach Wien und begab sich mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten nach Graz. Torstenson aber eroberte Mähren und und streifte wieder bis Wien. Er hatte sich mit Georg Ragoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, verbunden; diese Verbindung mit dem trotzigen, hochfahrenden Mann brachte ihm aber keinen erheblichen Vortheil, weil Ragoczy sich bald wieder mit dem Kaiser aussöhnte. Fast alle Pferde im schwedischen Heere waren gefallen, Fieber wütheten unter den Schweden und Torstenson selbst war schwer erkrankt. Daher kehrte er nach Sachsen zurück und legte in Leipzig den Oberbefehl in die Hände von Gustav Wrangel.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen den Krieg gegen die Kaiserlichen und die Baiern fortgesetzt. Wrangel vereinigte sein Heer mit dem französischen unter Türenne und drang in Baiern ein. Dadurch wurde der Kurfürst Maximilian genöthigt, zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen (1647). Jetzt lagen die Länder des Kaisers dem Feinde offen: allein Frankreich mißgönnte den Schweden den Erfolg und rief Türenne aus Baiern zurück. Dieser zog an den Rhein, Wrangel nach Franken und Böhmen und verwüstete diese Länder. Es gelang aber dem Kaiser ein neues Heer unter dem ehemaligen hessischen General Melander aufzustellen, und dieser drängte Wrangel aus Böhmen und folgte ihm durch Meißen und Thüringen nach Niedersachsen und Westphalen. Maximilian von Baiern kündigte den Waffenstillstand von Ulm wieder auf und söhnte sich mit dem Kaiser aus. Im folgenden Frühjahr (1648) vereinigte sich Türenne und Wrangel wieder und drangen in Baiern ein. Dieses Land wurde furchtbar verheert, Melander fiel, und die an die Spitze des kaiserlich-baierschen Heeres gestellten Generale Johann von Werth und Piccolomini wagten keine Schlacht. Der vom Regen angeschwollene Inn hemmte das weitere Vordringen von Wrangel und Türenne, und Mangel an Lebensmitteln zwang sie zum Rückzug. Türenne wandte sich nach Schwaben, Wrangel nach der Oberpfalz, um dem Grafen Königsmark zu Hülfe zu ziehen. Dieser war nämlich in Böhmen eingedrungen und hatte bereits die sogenannte kleine Seite von Prag eingenommen, da machte die Botschaft des abgeschlossenen Friedens den kriegerischen Unternehmungen und den Drangsalen Deutschlands ein Ende.

Der westphälische Friede.

Schon 1636 hatte man auf Anregung des Papstes zu Köln, dann, weil Schweden Köln als Kongreßort verwarf, zu Hamburg wegen des Friedens unterhandelt. Auf einem Collegialtag zu Nürnberg (1640) hatte der Kaiser zunächst seinen Zwist mit den einzelnen Ständen des Reiches auszugleichen versucht. Endlich war auf dem Reichstage zu Regensburg (1640) beschlossen worden, daß die abgebrochenen Friedensverhandlungen in den Städten Münster und Osnabrück fortgesetzt werden sollten. In Münster sollten die katholischen Stände und Frankreich mit Spanien und dem Kaiser, in Osnabrück die protestan-

tischen Stände und Schweden mit dem Kaiser unterhandeln. Durch das verspätete Eintreffen der Gesandtschaften und durch Streitigkeiten über das Ceremoniel wurde aber die Eröffnung des Congresses bis zum 11. Juni 1645 hinausgeschoben. Die Aufgabe der Abgeordneten war eine höchst schwierige und verwickelte. Es sollten nicht nur die Verhältnisse von Kaiser und Reich zu Frankreich und Schweden, sondern auch die Stellung der Stände zum Kaiser und zwischen beiden die Religionsfrage geschlichtet werden, an welcher Frankreich, Spanien und Schweden gleichfalls Theil nahmen; es sollte das Verhältniß der schweizerischen Eidgenossenschaft zum Reiche geordnet, der Krieg Hollands mit Spanien, Frankreichs mit Spanien, Spaniens mit Portugal, Frankreichs mit Lothringen beigelegt werden. Die Verschiedenheit der vorliegenden Fragen hemmte den Abschluß des Friedens und die Unterhandlungen waren ein wunderbares Gemisch der mannigfaltigsten Bestrebungen. Spanien und Holland verglichen sich zuerst am 20. Januar 1648. Nach achtzigjährigem Kampfe errangen die vereinigten Niederlande ihre Selbständigkeit von Spanien. Erst am 24. Oktober 1648 erfolgte zu Münster und Osnabrück der Abschluß des sogenannten westphälischen Friedens, welchem an Umfang kein früherer gleichkam und der seitdem die Grundlage des europäischen Staatsrechts abgegeben hat. Die wichtigsten Bestimmungen desselben waren folgende: Die Schweiz und die Niederlande wurden als unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich erhielt die drei bereits 1552 besetzten Bisthümer Metz, Toul und Verdün, das Besatzungsrecht in Philippsburg und die östreichischen Besitzungen im Elsaß. Die Reichsstädte (zu denen besonders das wichtige Strasburg gehörte), so wie die übrigen unmittelbaren Stände im Elsaß sollten in ihrer bisherigen Freiheit und in ihrem Verhältnisse zum deutschen Reiche bleiben. Schweden erhielt Vorpommern nebst Rügen, einen Theil von Hinterpommern, Wismar und die säcularisirten Stifte Bremen und Verden, außerdem für das schwedische Heer fünf Millionen Thaler. Brandenburg bekam für das, was es in Pommern an Schweden abtrat, die Stifte Halberstadt, Minden, Camin und Magdeburg; Baiern erhielt die Oberpfalz und die Kurwürde; dem Sohne Friedrichs V. von der Pfalz, Karl Ludwig, wurde die Unterpfalz gelassen und für ihn eine achte Kurwürde geschaffen. Die deutschen Stände erhielten die volle Landeshoheit in ihren Territorien und das Recht, für ihre Erhaltung und Sicherheit mit Fremden Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen den Kaiser und das Reich. Ohne Beistimmung der Stände sollte vom Kaiser kein Gesetz erlassen, keine Steuer ausgeschrieben, kein Krieg erklärt werden. In Ansehung der Religion wurde der Vertrag von Passau und der Religionsfriede von Augsburg von neuem bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt. Die geistlichen Güter sollten in dem Besitze derjenigen bleiben, welche sie am 1. Januar 1624 besessen hätten. Für die Evangelischen in Oestreich wurde die freie Ausübung der Religion nicht erlangt. In allen Reichsverhältnissen sollten beide Religionsparteien gleich berechtigt sein; in Sachen des Glaubens, der Lehre und der Kirche sollte in den Collegien der Reichstage nicht Stimmenmehrheit, sondern gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien entscheiden.

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Von den Küstenländern des baltischen Meeres bis nach Triest und von der Grenze Polens bis nach Hochburgund dankte das Volk mit kirchlicher Feier dem Herrn für die erfolgte Einigung. Nur der Papst nahm den Frieden nicht an, weil dieser zahlreiche geistliche Güter in den Händen der Evangelischen ließ und die Unabhängigkeit der ketzerischen Holländer anerkannte. Nach der Unterzeichnung des Friedens war die Ausführung desselben noch eine schwierige Aufgabe. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die schwedischen Truppen blieben in Deutschland, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Noch sechs Jahre nach dem Frieden brandschatzten im Münsterschen einige schwedische Regimenter.

Der dreißigjährige Krieg war hervorgegangen aus dem Streben des östreichischen Hauses, den Katholicismus zur herrschenden und allgemeinen Kirche zu machen und die Macht des Kaisers zu befestigen und zu heben; er endete mit der Anerkennung des Protestantismus und mit der Schwächung des Kaiserthums. Deutschland blieb getheilt. Die auswärtigen evangelischen Mächte, zuerst Dänemark, dann Schweden und, so weit es die Schwäche des Königs und innere Zerwürfnisse gestatteten, auch England, hatten den deutschen Protestanten Hülfe geleistet; dagegen hatte Spanien das ihm verwandte Oestreich unterstützt. Der Sieg des Katholicismus war besonders durch das katholische Frankreich verhindert worden, welches aus Eifersucht den Fortschritten der spanisch-östreichischen Macht hemmend entgegengetreten war. Auch der Papst hatte aus Furcht vor der habsburgischen Macht Oestreich nicht mit äußeren Mitteln unterstützt. In den letzten Jahren hatte der Krieg seinen ursprünglich religiösen Charakter in einen politischen verändert. Diese Wendung des Krieges bezeichnet zugleich die neue Richtung, welche das geistige Leben der europäischen Völker von dieser Zeit an genommen hat. Nachdem die protestantische Kirche den Kampf auf Tod und Leben bestanden hat, tritt das religiöse Interesse zurück. Nach den fast hundertjährigen Bestrebungen der spanisch-östreichischen Macht, den Katholicismus zur alleinherrschenden Kirche zu erheben, unternimmt es kein Glaubensbekenntniß mehr, das andere mit Waffengewalt anzugreifen. Wie der Glanz des Kaiserthums erbleicht, so verliert auch das Papstthum immer mehr an Geltung und Ansehn. Die Kirche verbindet nicht mehr die Staaten und Völker Europa's zu einer Einheit, sie versuchen ihre Kräfte zu entwickeln und fühlen sich als in sich abgeschlossene Individualitäten; die Religion bildet nur eine Seite ihres Staatslebens und neben derselben erregen geistige und politische Fragen das gemeinsame Interesse. Das Machtverhältniß der einzelnen Reiche, die Gewalt der Fürsten, die Förderung des materiellen Wohles der Unterthanen sind jetzt der Gegenstand der Aufmerksamkeit und die Hauptmotive der neuen Gestaltungen.

Wie die Fürsten nach oben, im Verhältniß zum Kaiser, sich freier gemacht hatten, so auch erlangten sie nach unten größere Rechte. Die Macht der Landstände wurde vermindert; die Unterthanen waren durch die Kriegssteuern an regelmäßige Besteuerung gewöhnt. Die fürstliche Gewalt wurde durch die nach dem Frieden beibehaltenen Soldtruppen gestärkt. In die Landstädte wurde Kriegsvolk gelegt und die Gerichtsbarkeit in denselben durch Beamte des Fürsten ausgeübt. Die Dienste

der Bauern wurden zum Besten der Landesherren und der Gutsherrschaften ungebührlich ausgedehnt. Die Räthe des Fürsten bildeten ein Collegium, welches den Namen Hofrath, Kanzlei oder Regierung erhielt, und an dessen Spitze der Kanzler zu stehen pflegte. Für die einzelnen Verwaltungszweige, für die fürstlichen Domänen, das Kriegswesen u. s. w. wurden besondere Collegien errichtet. Das Forstregal der Fürsten, sowie andere landesherrliche Gerechtsame wurden erweitert. Es entwickelten sich die einzelnen deutschen Territorien seit dieser Zeit unabhängig und eigenthümlich.

Die Freiheit der Religion und die Unabhängigkeit der deutschen Reichsfürsten war durch die Einmischung fremder Staaten erreicht und mit bedeutender Schmälerung des Reichsgebietes erkauft worden. Auch das Bestreben Frankreichs, die Einheit des deutschen Reiches zu lockern, wurde durch den Frieden zu Münster und Osnabrück nur zu sehr mit Erfolg gekrönt. Seitdem war der Zusammenhang der deutschen Stände zerrissen; das Reich fiel für lange Jahre in eine entehrende Abhängigkeit von Frankreich, welches die Einigkeit Deutschlands geflissentlich zu untergraben suchte. — Der materielle Wohlstand des Reiches war durch den langjährigen Krieg gänzlich vernichtet. Der Verlust Deutschlands an Menschen wird zu 12 Millionen angegeben. Nicht bloß das Schwert hatte in den Reihen der Deutschen gemäht; schon vor dem Ausbruche des Krieges, dann während desselben raffte die Pest zahlreiche Opfer hinweg. Tausende erlagen dem Hungertode. Eine zügellose Soldateska, Schotten und Irländer, Franzosen, Spanier, Kosacken, Kroaten, Ungarn, Wallonen und Italiener hatten viele Jahre hindurch Deutschland durchzogen, beutegierig und mordlustig. Auch bei den Schweden fand sich seit Gustav Adolfs Tode keine Zucht, sie wetteiferten an Grausamkeit mit ihren Gegnern. Wo sonst Dörfer und Städte gestanden hatten, da sah man jetzt wüste Trümmerhaufen und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Die Bevölkerung zeigte sich lässig; sie verschmähte es, das Feld zu bestellen; sie hatte keinen Muth, die eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, da häufig ganze Landschaften Söldnern statt der Löhnung angewiesen wurden und Räuberbanden und Zigeuner durch Wald und Feld schweiften. Wie der Ackerbau, so lagen auch Gewerbe und Handel gänzlich darnieder. Noch schlimmer als die Verarmung und Verwüstung Deutschlands war es, daß durch die Unsittlichkeit des Krieges die alte Zucht und Tüchtigkeit verschwunden war, daß auch das sittliche und geistige Leben der Deutschen darniederlag, daß Frankreich immer größeren Einfluß auf die deutschen Fürsten und das ganze Volk in Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Mode gewann.

Zweiter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolution von 1648 bis 1789.

1) Geschichte Frankreichs vom Tode Ludwigs XIII. bis zum Tode Ludwigs XV. von 1643 bis 1774.

Frankreich unter Ludwig XIV. bis zu Mazarins Tode. Die Fronde. Pyrenäenfriede.

Nach dem Tode Ludwigs XIII. (S. 196) übernahm für den fünfjährigen Ludwig XIV. (1643—1715) seine Mutter Anna von Oestreich (eine spanische Prinzessin) die Regierung. Die wohlwollende Frau war nicht ohne Einsicht, aber der Geschäfte unkundig und ohne Festigkeit. Sie übertrug die Leitung der Geschäfte dem bereits von Richelieu empfohlenen Kardinal Mazarin. Dieser war nicht so großartiger Ideen fähig wie Richelieu, er besaß nicht dessen Härte und Despotie, sondern suchte durch Geschmeidigkeit, List und Intriguen zu seinem Ziele zu kommen. Der Krieg in Deutschland wurde mit wechselndem Glück fortgesetzt, und Frankreich ging aus demselben durch den westphälischen Frieden an Macht und an Gebiet vergrößert hervor. Der Krieg mit Spanien dauerte fort und verlangte bedeutende Summen. Die Verschwendung des Hofes und die Habsucht des Kardinals machten immer neue Auflagen erforderlich, und allgemein waren die Klagen über den jährlich steigenden Steuerdruck und die Erpressungen des Finanzministers. Als das Parlament zu Paris sich ferneren Auflagen widersetzte und mit ihm die bedeutendsten Behörden sowie die Bürgerschaft von Paris sich vereinigten, brach in Paris 1648 ein Aufstand aus. Die Bürger von Paris wiegelte auf der Sohn des Herzogs von Retz, Paul de Gondi, Coadjutor von Paris. Der Hof mußte die verhafteten Parlamentsräthe wieder freilassen und die Herabsetzung der Abgaben versprechen. Aber die Gährung dauerte fort, und mehrere Große schlossen sich der Volkspartei (der Fronde) an, da sie die Gelegenheit für günstig hielten, um dem Adel die verlorenen Rechte wieder zu verschaffen. Die Fronde brachte Truppen zusammen, und das königliche Heer unter dem Prinzen Ludwig von Condé rückte gegen Paris heran. Es kam zu Feindseligkeiten; doch wurde der Krieg von beiden Seiten nur lässig geführt und 1649 Friede geschlossen.

Bald aber zerfiel Condé, welcher nach Einfluß im Kabinet und nach der Herstellung der Adelsgewalt strebte, mit Mazarin und wurde auf dessen Befehl (1650) verhaftet, und seine Partei, welche die Waffen ergriff, geschlagen. Auf Mazarin erbittert, vereinigte sich der Herzog von Orleans und der Adel (die neue Fronde) mit dem Parlament und Retz (der alten Fronde) zum Sturze des übermächtigen Ministers und dieser sah sich genöthigt Frankreich zu verlassen (1651). Condé aber wurde wieder in Freiheit gesetzt. Die Königin Anna ließ ihren Sohn Ludwig XIV. (1651) mündig erklären, um in dessen Namen mit unbeschränkter Gewalt gebieten zu können. Der Adel und das Parlament, die neue und die alte Fronde, geriethen mit einander in Streit; Condé zerfiel mit der Königin, trat mit Spanien in Verbindung und begann den Krieg gegen die Königin, und Mazarin kehrte nach Frankreich zurück (1652). Der zwischen Condé und den königlichen Truppen geführte Krieg wurde dadurch beendigt, daß Mazarin auf allgemeines Verlangen nochmals Frankreich verließ. Nun söhnten sich die mit Condé verbundenen Prinzen und Großen mit dem Hofe aus, Condé aber schloß sich an Spanien an. Mazarin kehrte (1653) nach Paris zurück und erlebte von nun an nichts als Triumphe. Condé wurde von dem Parlament als Hochverräther des Todes schuldig erklärt und aller seiner Würden entsetzt.

Durch Standhaftigkeit, zeitiges Nachgeben und klare Auffassung der Verhältnisse hatte Mazarin alle seine Widersacher besiegt. Mit ihrem Unterliegen waren die letzten der absoluten Herrschergewalt in Frankreich entgegenstehenden Schranken zu Boden geworfen. Der Adel wagte seit dieser Zeit keine Umtriebe und Empörungen mehr; das Parlament war gedemüthigt und bot zur Ausführung despotischer Maßregeln die Hand. Dem jungen herrschsüchtigen König waren während dieser Unruhen die Folgen selbstsüchtiger Widerspenstigkeit so klar geworden, daß ihm das entschiedenste Verfahren und unbedingter Gehorsam für seine Befehle zur Ruhe des Staates nothwendig schienen. Als einst das Parlament sich eigenmächtig versammelte, um gegen eine bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, kam der König plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt und trat in Jagdkleidern, die Reitpeitsche in der Hand, in das Parlament, um diesem in den härtesten Ausdrücken seine Widersetzlichkeit vorzuwerfen. Auch Mazarins Anmaßungen fanden keinen Widerspruch mehr. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener. Den jungen Monarchen wußte er theils durch seine überlegene Einsicht in alle Staatsangelegenheiten, theils durch große Nachgiebigkeit gegen dessen für alle Genüsse empfängliches Gemüth ganz an sich zu fesseln.

Mit Spanien wurde 1659 der sogenannte Pyrenäenfriede unter folgenden Bedingungen geschlossen: 1) Frankreich erhielt die Grafschaften Roussillon, Certagne und Conflans, ferner die Grafschaft Artois und eine Reihe von niederländischen Städten, gab aber alle übrigen eroberten Landschaften zurück. 2) Die Infantin Maria Theresia wurde mit einem Brautschatze von 500,000 Goldthalern mit Ludwig XIV. verlobt, entsagte aber für sich und ihre Nachkommen allen Ansprüchen auf die Nachfolge in Spanien. 3) Condé wurde in seine Güter und Aemter wieder eingesetzt, und der Herzog Karl von

Lothringen, der Verbündete Spaniens, erhielt sein Land bis auf einige Gebietstheile zurück.

Bald nach dem Pyrenäenfrieden erkrankte Mazarin und starb 1661 im 59. Jahre seines Alters. Wie Richelieu, so hatte auch Mazarin die Entwickelung der absoluten Monarchie wesentlich gefördert. Was Richelieu mit zugleich vernichtender und schöpferischer Thatkraft gegründet hatte, das hat Mazarin unter mannigfaltig wechselnden Feindseligkeiten, unerschöpflich in Hülfsmitteln behauptet.

Ludwig XIV. übernimmt d. Regierung. Krieg wegen der spanischen Niederlande 1667 — 1668. Friede zu Aachen.

Nach Mazarins Tode erklärte Ludwig XIV., daß er nun die Regierung selbst übernehmen wolle. Es war sein ganzer Ehrgeiz, mit eigener Hand das Steuer des Staates zu lenken und Frankreich zu nie gesehenem Glanze emporzubringen. Aus drei Vertrauten, Fouquet, dem bald der große Colbert folgte, für die Finanzen, Le Tellier für den Krieg und Lionne für die auswärtigen Angelegenheiten bildete er sein Kabinet. Eine ungewöhnlich rasche Handlungsweise bezeichnet den Regierungsantritt des jungen Königs. Die von ihm ausgehende Bewegung wurde in allen Theilen Europa's empfunden; der Anspruch Ludwigs, überall der Erste zu sein, spiegelte sich in dem Uebermuthe seiner Gesandten ab. Ein Rangstreit zwischen dem spanischen und französischen Gesandten in London führte dahin, daß Ludwig Spanien mit Krieg drohte und den seit 150 Jahren von dem spanischen Gesandten behaupteten Vorrang für seine Gesandten erzwang. Auch der Papst sah sich in Folge eines zwischen dem Gefolge des französischen Gesandten in Rom und der korsischen Leibwache des Papstes ausgebrochenen Streites mit Kriege bedroht und mußte sich einer harten Demüthigung unterwerfen.

Obgleich Ludwig selbst sowie seine Gemahlin auf alle Erbansprüche auf Spanien verzichtet hatten, machte Ludwig doch bei dem Tode des Königs Philipp IV. von Spanien (1665) Ansprüche auf die spanischen Niederlande. Ein französisches Heer unter Turenne eroberte (1667) den größten Theil der Niederlande, während ein anderes Heer unter dem Prinzen Condé die Franche-Comté besetzte. Die plötzliche Besetzung der spanischen Niederlande durch die französischen Heere rief in der Republik Holland die größte Bestürzung hervor. Holland fürchtete statt des geschwächten Spaniens Frankreich zum Grenznachbar zu erhalten und schloß mit England und Schweden einen Bund zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts, die Tripelallianz. Durch Vermittelung derselben wurde zu Aachen Friede zwischen Spanien und Frankreich geschlossen (1668). Frankreich gab die Franche-Comté zurück und behielt zwölf niederländische Festungen.

Ludwigs Krieg gegen Holland. Allgemeiner Krieg. 1672 bis 1679. Friede zu Nimwegen.

Ludwig glühte von Verlangen nach Rache an Holland, dessen Dazwischentreten die Eroberung der spanischen Niederlande hintertrieben hatte. In das reformirte Holland flohen aus Frankreich die über die Regierung Mißvergnügten und von dort aus wurden zahllose Schmähschriften gegen den König und dessen Hof verbreitet. Holland war der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien und der Markt für ganz Europa; von der Eroberung desselben war größerer Ruhm und

Gewinn zu erwarten, als von der Erwerbung der spanischen Niederlande. Ludwig kannte aber die auswärtigen Verbindungen, den Reichthum und die Streitkräfte der kleinen Republik und hielt die umfassendsten Vorbereitungen zur Bekämpfung derselben für nothwendig. Durch Bestechung und List gelang es ihm, mit anderen Staaten Bündnisse zu schließen, um Holland ganz zu vereinzeln. Karl II. von England versprach eine Flotte und 6000 Mann zur Unterstützung Frankreichs. Schweden erklärte sich bereit, für französische Hülfsgelder ein Heer in Pommern aufzustellen, um jeden Reichsstand von der Unterstützung Hollands abzuhalten. Der Kurfürst von Köln wurde gewonnen, dem französischen Heer den Durchzug durch sein Land zu gestatten; der Bischof von Münster und andere deutsche Fürsten versprachen Hülfstruppen; und selbst der Kaiser und Spanien wurden durch diplomatische Künste umstrickt.

In Holland war bei der demokratischen Richtung der Handelsstädte die Statthalterschaft abgeschafft; statt eines Oraniers leitete damals der staatskluge Rathspensionar Johann de Witt mit Entschlossenheit und Einsicht die Angelegenheiten der Republik. Das Landheer war in Verfall gerathen, nur die Flotte war noch groß, und für sie hatte man kein Opfer gescheut. Nach Verbündeten sahen sich die Generalstaaten vergebens um. Von allen deutschen Fürsten erkannte nur Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, die Gefahren, welche dem Vaterlande von Frankreichs schnell anwachsender Uebermacht drohten. Er schloß zu Berlin (1672) einen Vertrag mit der Republik, in welchem er 20,000 Mann Hülfstruppen versprach. Der Herzog Karl IV. von Lothringen unterhandelte mit der Republik wegen eines Bündnisses, sah aber dafür sein Land sogleich von Ludwigs Truppen besetzt.

Mit drei großen Heeren begann Ludwig XIV. (1672) den Krieg und drang in raschem Zuge bis in die Nähe von Amsterdam. Auch diese Stadt würde er eingenommen haben, wenn nicht die Bürger die Deiche durchstochen und durch das überfluthende Meer Schutz gefunden hätten. Die Muthlosigkeit der Holländer war groß, und der Unwille des großen Haufens richtete sich gegen den Rathspensionar. Wilhelm von Oranien wurde zum lebenslänglichen Statthalter von Holland und Seeland, der beiden einzigen vom Feinde nicht besetzten Provinzen, ernannt. Johann de Witt aber und sein Bruder Cornelius de Witt wurden von dem wüthenden Pöbel ermordet. Sobald die Gewalt in die Hände Wilhelms von Oranien gelegt war, bekämpfte dieser mit Kühnheit und schöpferischem Geiste die Anmaßungen Frankreichs, und auch das Volk wurde wieder von rüstigem Muthe erfüllt. Zwar schloß der Kurfürst von Brandenburg, in Gefahr, seine westphälischen Länder zu verlieren, zu Vossem (1673) Frieden mit Frankreich; aber Spanien, um seine Niederlande besorgt, und der Kaiser Leopold I., durch die frechsten Verletzungen des Reichsgebietes bewogen, gingen ein Bündniß mit Holland ein. Nun fiel Turenne in Süddeutschland ein und brannte Städte und Dörfer nieder; er wurde aber von dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi über den Rhein zurückgedrängt. Dann eilte Montecuculi nach dem Niederrhein, vereinigte sich mit Wilhelm von Oranien, und beide zwangen die Fran-

zosen, Holland bis auf Mastricht zu räumen. Auch der Seekrieg dieses Jahres endete zu Gunsten der Holländer.

Im folgenden Jahre (1674) wurde Karl II. von England durch das Parlament genöthigt, Frieden mit den Holländern zu schließen. Das deutsche Reich aber erklärte an Frankreich den Krieg, und der Kurfürst von Brandenburg erschien wieder auf dem Kriegsschauplatz. Drei Armeen wurden von Seiten Frankreichs ins Feld geführt. Mit einem Heere besetzte Ludwig selbst die Franche-Comté, mit dem zweiten richtete Turenne in der Pfalz furchtbare Verheerungen an und zwang die über den Rhein gedrungenen kaiserlichen Truppen und Brandenburger nach zwei unglücklichen Gefechten bei Mühlhausen und Türkheim über den Rhein zurückzukehren. Weniger ruhmreich und glücklich kämpfte der Prinz Condé in den Niederlanden. Auch 1675 waren die Franzosen in den Niederlanden nicht glücklich. Süddeutschland wurde von Turenne mit der größten Barbarei verwüstet; aber bei dem Dorfe Sasbach, im Kampfe mit Montecuculi, fiel Turenne, und sein Heer wurde über den Rhein zurückgedrängt. Um den Kurfürsten von Brandenburg vom Rhein abzuziehen, drangen 16,000 Schweden, dem mit Frankreich geschlossenen Bündnisse gemäß, in die Marken und in Hinterpommern ein und erpreßten schwere Brandschatzungen. Da brach der Kurfürst im Juni 1675 aus Franken, wo er im Winterquartiere gelegen hatte, mit seinen Brandenburgern plötzlich auf, eilte in angestrengten Märschen nach Magdeburg und ließ von hier einen Theil seines Heeres auf Wagen fortschaffen. Er überraschte die Schweden und schlug sie bei Fehrbellin (1675) so, daß deren langjähriger Kriegsruhm an diesem Tage erblich.

Die Franzosen verwüsteten (1676) die deutschen Grenzländer am Rhein, um die Feinde von einem Einfalle in Frankreich abzuhalten; auch drangen sie über die Pyrenäen, und unterstützten einen Aufstand Messina's gegen Spanien. Zur Unterstützung Spaniens sandten die Holländer ihren ausgezeichneten Admiral Ruyter mit einer kleinen Flotte nach Sicilien. Ruyter wurde in einer Seeschlacht verwundet und starb in Syrakus.

Die Franzosen eroberten (1677) Freiburg, wohin die Einwohner des ganzen Breisgaues ihre kostbarsten Habseligkeiten geflüchtet hatten. Auch das Jahr 1678 verging am Oberrhein unter Plünderungen und Mordbrennereien der Franzosen. Dagegen kämpfte der Kurfürst von Brandenburg, mit welchem sich auch Dänemark und der Bischof von Münster verbunden hatten, glücklich gegen die Schweden. Diese wurden aus ihren deutschen Besitzungen vertrieben, auf der See geschlagen und von dem König Christian V. von Dänemark in Schweden selbst bekämpft. Als 16,000 Schweden in das Herzogthum Preußen einbrachen, eilte der Kurfürst von Brandenburg schnell herbei und trieb sie nach Livland. So tobte der Krieg, welchen Ludwigs Ehrgeiz erregt hatte, vom Sund bis zum Mittelmeer, von Kurland bis in die Pyrenäen.

Schon 1676 waren zu Nimwegen Friedensunterhandlungen eröffnet worden. Die Krieg führenden Staaten waren erschöpft. Dazu kam noch für Frankreich der Umstand, daß England mit den vereinigten Niederlanden ein Bündniß schloß und Frankreich mit Krieg bedrohte.

Die Franzosen suchten bei den Unterhandlungen die Feinde zu trennen. Zuerst (1678) schloß Frankreich mit Holland Frieden, dann mit Spanien, welches die Franche-Comté und zwölf niederländische Städte an Frankreich abtreten mußte. Der Kaiser schloß 1679 für sich und das Reich Frieden und trat Freiburg im Breisgau an Frankreich ab. Schweden erhielt seine deutschen Besitzungen zurück. Der Herzog von Lothringen sollte sein Land zurückbekommen, aber unter Bedingungen, die ihn in Abhängigkeit von Frankreich gebracht haben würden und die er deshalb nicht annahm. Von seinen Bundesgenossen verlassen, ging auch der Kurfürst von Brandenburg zu St. Germain en Laie (1679) den Frieden ein, und bald nachher auch Dänemark.

Ludwigs gewaltsame Eingriffe in Deutschland und Italien.

Frankreich hatte einer Verbindung der größten Mächte gegenüber Eroberungen gemacht und behauptet. Auch nach dem Friedensschluß wurde das französische Heer in bedeutender Stärke beibehalten und die Seemacht vermehrt. Ludwig XIV. suchte nicht bloß durch die Waffen, sondern auch durch diplomatische Künste Einfluß auf alle Staaten Europa's zu gewinnen. Der König von England, der zu seinem Volke in eine verkehrte Stellung gerathen war und sich zum Katholicismus hinneigte, näherte sich ihm. Auch wurden die einflußreichsten Mitglieder des englischen Ministeriums und Parlaments durch hohe Jahrgelder in das französische Interesse gezogen. Deutschen Staatsmännern und Gelehrten wurden von Ludwig große Summen gespendet. Französischer Einfluß bestimmte die Beschlüsse der Schweiz; die Fürsten Italiens standen gegen Spanien auf der Seite der Franzosen; und Schweden theilte Ludwigs Interesse gegen Oestreich und das deutsche Reich; selbst die Polen, Türken und die ungarischen Mißvergnügten ließen sich von Ludwig gegen Oestreich und Rußland gebrauchen. In den Friedensschlüssen zu Münster und Nimwegen waren die Artikel, welche die Abtretungen an Frankreich enthielten, nicht ganz bestimmt und klar abgefaßt. Das benutzte jetzt Ludwig. Er beauftragte die Parlamente zu Metz und Besançon zu untersuchen, welche Gebietstheile mit den abgetretenen in Lehnsverbindung oder in anderen Beziehungen gestanden hatten, um diese dann ebenfalls in Besitz zu nehmen. Für den Elsaß wurde eine besondere Reunionskammer zu Breisach und für die spanischen Niederlande zu Dornick eingesetzt. Die Reunionskammern sprachen dem König von Frankreich die Oberhoheit über viele Städte und größere Bezirke, wie über ganz Zweibrücken, zu. Ludwig ließ die Besitzer dieser Landschaften, zum Theil mächtige deutsche Fürsten, vorladen, um über ihre Rechte von seinen Gerichten entscheiden zu lassen. Da sie nicht erschienen, so wurde ihr Eigenthum als verwirktes Lehen oder unter anderem Vorwande mit Gewalt in Besitz genommen. Der Kaiser und das Reich erstaunten über diese Anmaßung, aber vergebens waren die Gegenvorstellungen. Zwar sandte Ludwig Abgeordnete auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt, wo diese Streitigkeiten ausgeglichen werden sollten, aber ehe noch der Congreß eröffnet wurde, erschien (1681) ein französisches Heer vor Straßburg und zwang diese wichtige Reichsstadt, französische Besatzung einzunehmen und dem König von Frankreich zu huldigen. An demselben Tage, an welchem Straßburg für Frankreich gewonnen wurde, besetzten die Franzosen das feste

Casale in Oberitalien, welches der kinderlose Herzog Karl von Mantua an Ludwig verkauft hatte. Solchen frechen Anmaßungen gegenüber erschien Deutschland schwach, in sich zerrissen, ohne ein kräftiges Oberhaupt. In unbegreiflicher Verblendung betrieb der Reichstag zu Regensburg, in den Zeiten der ärgsten Bedrängniß und Beschimpfung des Vaterlandes, die abgeschmacktesten Streitigkeiten um Rang und Titel mit lächerlichem Eifer. Auch auf dem im Sommer 1681 zu Frankfurt eröffneten Congresse gingen der Berathschlagung tausend Rangstreitigkeiten voraus, wie man sitzen wollte, ob an einem runden Tische, oder an mehreren, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten u. s. w. Die französischen Gesandten setzten es durch, daß die Verhandlungen in französischer Sprache geführt wurden, während bisher in diplomatischen Verhandlungen die lateinische Sprache üblich gewesen war. Um das Reich und insbesondere die Kraft Oestreichs zu lähmen, unterstützte Ludwig eine seit mehreren Jahren in Ungarn ausgebrochene Empörung und reizte den Sultan Mohammed IV. zum Krieg gegen den Kaiser. Das Vordringen der Türken bis vor Wien (1683) brachte Oestreich an den Rand des Verderbens. Unter diesen Umständen fühlte sich Wilhelm von Oranien berufen, den Anmaßungen Frankreichs entgegenzutreten. Es gelang ihm, zwischen Holland und Schweden ein Bündniß zur Aufrechterhaltung des westphälischen Friedens zu Stande zu bringen, dem bald auch Kaiser Leopold I. und Karl II. von Spanien beitraten. Trotzdem sandte Ludwig ein Heer in die spanischen Niederlande, zwang Spanien zur Abtretung der Festung Luxemburg und ließ Trier besetzen. Nachdem dieser neue Schlag geschehen war, ließ Ludwig dem Reichstage zu Regensburg einen Waffenstillstand anbieten. Mehrere Stände, namentlich der Kurfürst von Brandenburg, drangen auf die Annahme desselben, da damals Deutschland den Franzosen nicht widerstehen konnte. So wurde zu Regensburg 1684 ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen, kraft dessen Straßburg, Luxemburg und der größte Theil der reunirten Länder bei Frankreich blieben.

Auch die Seeräuberstaaten Algier, Tunis und Tripolis erfuhren in dieser Zeit die Uebermacht Frankreichs. Sie hatten den französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt; dafür wurden sie von der französischen Flotte bombardirt und zu einem demüthigenden Vertrag genöthigt. Wie sehr sich Ludwig XIV. in dem übermüthigsten Gebrauche seiner Macht gefiel, zeigte sein Verfahren gegen die Genuesen. Deren Handel hatte schon früher die Eifersucht Colberts erregt. Die Republik hatte sich in ihrer Politik an Spanien angeschlossen und sich gerüstet, als Spanien den Krieg an Frankreich erklärte. Auch hatten die Genuesen die Durchfuhr von Salz und anderen Vorräthen durch ihr Gebiet für die französische Besatzung in Casale nicht gestatten wollen. Da erschien (1684) eine französische Flotte vor Genua und verlangte die Auslieferung von vier Galeeren und die Absendung einer Gesandtschaft nach Versailles, welche den König wegen des bisherigen Betragens um Verzeihung bitten sollte. Als die Genuesen sich dieser Anforderung nicht fügten, wurde der größte Theil ihrer Stadt und ihrer prächtigen Marmorpaläste durch eine furchtbare Beschießung eingeäschert. Um sich nicht einem zweiten vernichtenden Angriff dieser Art auszusetzen

fügte sich Genua. Der Doge und einige Senatoren begaben sich nach Versailles und sprachen in demüthigen Ausdrücken ihr Bedauern aus, das Mißfallen des Königs erregt zu haben.

Ludwigs dritter Eroberungskrieg 1688 — 1697 Friede zu Ryswick.

Ludwig XIV. herrschte in Frankreich unbedingter, als jemals einer seiner Vorfahren; er wollte auch Europa beherrschen und auf alle Staaten desselben seinen mächtigen Einfluß ausüben und diese Macht in seinem Hause für alle Zeiten feststellen. Seine Pläne stiegen immer höher. Die bevorstehende Erledigung des spanischen Thrones gab ihm, da König Karl II. kinderlos war, wegen seiner Vermählung mit Maria Theresia die lockende Aussicht, auch dieses Reich mit Frankreich zu verbinden, oder doch einem französischen Prinzen zu verschaffen. Als der Kurfürst Karl von der Pfalz ohne männliche Erben starb und die Regierung seines Landes auf eine Nebenlinie, die Pfalzgrafen von Neuburg, überging, erhob Frankreich auf diese Länder Ansprüche. Die Schwester des verstorbenen Kurfürsten war nämlich mit Ludwigs Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt, und der König forderte im Namen seiner Schwägerin nicht nur die bewegliche Hinterlassenschaft, sondern auch die Allodien. Tiefer als viele andere Reichsstände fühlte auch bei diesem Anlaß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schmach und die Gefahren, welche die Anmaßung Frankreichs dem Bestehen der Staaten in Deutschland und Europa in immer steigendem Maße bereitete. Deshalb schloß er zu Berlin mit dem Kaiser ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Rechte aller Reichsstände gegen Angriff und Gewalt, namentlich aber zur Sicherstellung des neuen Kurfürsten von der Pfalz (1686). Bald nachher brachte der Kaiser zu Augsburg ein Bündniß zu Stande, in welchem sich Oestreich, Spanien, Schweden, der Kurfürst von Baiern und die am rechten Ufer des Oberrheins ansässigen Fürsten und Stände zur Erhaltung der Ruhe und des regensburger Waffenstillstandes verpflichteten. Den Argwohn und Unwillen gegen Ludwig XIV. steigerte ein Streit über die Besetzung des erledigten Erzbisthums Köln. Ludwig XIV. bot alles auf, um einen seiner eifrigsten Anhänger, den Kardinal Wilhelm von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, das höchst wichtige Kurfürstenthum Köln zu verschaffen; der Kaiser dagegen, dem auch der Papst beistimmte, unterstützte den von der Minderheit der Domcapitulare gewählten Herzog Joseph Clemens von Baiern. Die Türken waren durch die Siege der Kaiserlichen dahin gebracht, daß sie (1688) um Frieden baten. Die Macht des Kaisers im östlichen Europa war eine sehr bedeutende geworden, und Ludwig XIV. besorgte, daß nach einem mit den Türken geschlossenen Frieden die ihm im regensburger Waffenstillstand gemachten Zugeständnisse zurückgenommen würden. Es schien der letzte Augenblick gekommen zu sein, um die Verwandlung des Waffenstillstandes in einen definitiven Frieden zu erzwingen.

Ludwig XIV. erklärte 1688 an Kaiser Leopold, bald auch an Holland und an Spanien den Krieg. Mit 80,000 Mann zog der vom Marschall Bouflers begleitete Dauphin nach der Pfalz, nahm Philippsburg, Worms, Speier, Mainz, Heidelberg und Heibronn und sandte seine Streifschaaren bis nach Franken und Schwaben; ein zweites Heer bemächtigte sich Triers; ein drittes warf sich auf die spani-

schen Niederlande. In dieser Zeit bestieg **Wilhelm von Oranien** in Folge einer unblutigen Revolution den Thron seines Schwiegervaters, **Jakobs II. von England.** Durch die Begünstigung der katholischen Religion hatte sich Jakob II. seinem Volke verhaßt gemacht. Durch zahlreiche Ausgewanderte mit der herrschenden Stimmung Englands bekannt, rüstete Wilhelm mit Bewilligung der Generalstaaten ein Heer und landete 1688 in England. Der größte Theil des Volkes erklärte sich für ihn und ein Convent der Pairs und Abgeordneten übergab ihm und seiner Gemahlin die Krone von England (1689). Jakob II. floh nach Frankreich, wo Ludwig XIV. ihm den Wiedererwerb des englischen Thrones versprach. In Wilhelm von Oranien erhielt die Verbindung gegen Frankreich ein mächtiges Mitglied. Zu **Wien** vereinigten sich **das deutsche Reich, England, Spanien und Holland gegen Frankreich**; bald traten auch **Victor Amadeus von Savoien** und **Schweden** bei.

Die von den Franzosen (1688) besetzten deutschen Landschaften wurden, als (1689) die Heere der Verbündeten heranrückten, einer schonungslosen Verheerung preisgegeben, um den Gegnern das Ueberschreiten der französischen Grenze zu erschweren. Die Ausführung dieses unmenschlichen Befehles wurde dem General **Melac** übertragen, der mit teuflischer Grausamkeit der Vorschrift entsprach. Mannheim, Worms, Speier, Oppenheim, Frankenthal, Heidelberg und viele kleinere Orte und unzählige Dörfer wurden niedergebrannt; das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg wurde, weil es den Flammen widerstand, in die Luft gesprengt. Durch die ganze Pfalz, einen Theil der Markgrafschaft Baden und des Kurfürstenthums Trier zogen Melacs Mordbrenner, schändeten die Kaisergräber im Dome zu Speier, führten die Akten und Kassen des Reichskammergerichts nach Frankreich weg und zwangen im strengen Winter Bürger und Landmann im Gebirge einen Versteck zu suchen. Nicht einmal die Flucht nach einem anderen Ort ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das französische Gebiet wandern wollten. Tausende derselben fanden durch Hunger, Kälte und das Schwert des Feindes den Tod.

Den Mittelpunkt von Ludwigs Gegnern bildete Wilhelm III. von England. Deshalb sandte Ludwig den zu ihm geflüchteten **Jakob II.** mit einem Heere nach **Irland** (1689). Dieser wurde von der katholischen Bevölkerung freudig begrüßt, hielt unter dem Jubel der Bürger seinen Einzug in Dublin und sah sich bald von 40,000 Kriegern umgeben. Aber bald erkaltete der Eifer, als Jakob die von dem zusammenberufenen Parlament verlangte Erklärung der Unabhängigkeit Irlands von der englischen Krone verweigerte und das königliche Supremat über die Kirche nicht aufgeben wollte, wie der katholische Klerus verlangte. Am Fluß **Boyne** (1690) wurde **Jakob II.** von **Wilhelm III. geschlagen** und kehrte nach Frankreich zurück.

Am Rhein und in Italien, in Spanien, Irland und den Niederlanden, zu Wasser und zu Lande, wurde mit der höchsten Erbitterung gekämpft In **Italien** besiegte **Catinat** bei der Abtei **Staffarda**, unfern Saluzzo (1690) Victor Amadeus und eroberte ganz Savoien. Nach den **Niederlanden** begab sich Wilhelm III. und leitete hier den Krieg gegen die Franzosen. Deshalb beabsichtigte Ludwig XIV., noch

einmal ein Heer für Jakob II. nach Irland und Schottland überzusetzen, aber die französische Flotte unter Tourville wurde bei dem Vorgebirge La Hogue, der Insel Wight gegenüber, von der vereinigten niederländischen und englischen unter van Almonde und Russel geschlagen (1692). Von dem Marschall Luxemburg wurde Wilhelm III. bei Neerwinden (1693) besiegt. Der Krieg wurde mit immer gesteigerter Erbitterung und Grausamkeit geführt. Immer empfindlicher zeigte sich die Verarmung des durch den Krieg entvölkerten Frankreichs, dessen Handel gänzlich darniederlag. Das Volk murrte, die Spottverse der Pariser wurden täglich beißender; eine allgemeine Entmuthigung gab sich kund. Ludwig selbst wurde durch die Aussicht auf größere Erwerbungen für den Frieden gestimmt. Man erwartete den Tod des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien, und Ludwig war entschlossen, seine vorgeblichen Ansprüche auf die Erbfolge dieses Landes mit allen Kräften gegen Oestreich geltend zu machen. Es war vorauszusehen, daß die Verwirklichung solcher Pläne nicht ohne eine neue große Bewegung der übrigen Staaten geschehen würde, und für den Krieg, der hierdurch herbeigeführt werden mußte, wollte Ludwig jetzt Zeit zur Vorbereitung gewinnen und seinen Unterthanen einige Jahre Ruhe gönnen. Auf dem Schlosse Ryswick beim Haag erfolgte der Abschluß des Friedens (1697). Ludwig XIV. erkannte Wilhelm III. als König von England an, gab fast alle Eroberungen an Holland und Spanien zurück, überließ dem Reiche wieder Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg, nebst allem, was außerhalb des Elsasses besetzt worden war; dagegen wurde ihm der Besitz von Straßburg bestätigt. Hinsichtlich der Ansprüche der Herzogin von Orleans auf die pfälzische Erbschaft begnügte sich Ludwig mit einer geringen Geldsumme.

Ludwigs Persönlichkeit.

Ludwig XIV. war von hoher Gestalt und von dem schönsten Ebenmaß aller Glieder. Die braune, beinahe bronzene Farbe seines Gesichtes, das durch die zurückgebliebenen Spuren der Kinderblattern nicht verunstaltet war, stimmte zu dem Ausdrucke von Energie, die sein ganzes Wesen athmete. Seinen an sich kräftigen Körper hatte er durch Mäßigkeit und strenge Leibesübung noch kräftiger gemacht. Er schien durch seine persönlichen Vorzüge ebenso wie durch das Landesgesetz zu seiner hohen Stellung berufen zu sein. Seine Erziehung war von seiner Mutter und dem Kardinal Mazarin in hohem Grade vernachlässigt worden, aber seine natürlichen Anlagen ersetzten in vielen Beziehungen diesen Mangel. Er besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften, scharfen Verstand, gutes Gedächtniß, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Ludwig XIV. nahm sich vor, ein König zu sein wie er sein müsse. Er schrieb sich als Regeln vor, nie einen Entschluß in der Eile zu fassen, niemals schmeichlerischen Hoffnungen zu vertrauen, alles, was er zu sagen habe, vorher zu erwägen. Er wollte nicht glänzen für den Augenblick, sondern Eindruck machen auf immer. Im Gespräch mit ihm sollte man erkennen, daß er die Sachen, um die es sich handelte, vollkommen verstehe, die Menschen, die dabei gebraucht wurden, kenne,

durchschaue. Er gab nie einer Gemüthsbewegung über sich Raum, nicht einmal der Freude, geschweige denn der Traurigkeit oder dem Schrecken; von Launen ließ er sich nicht anwandeln. Er war voll Rücksicht im Umgang, namentlich gegen die Damen, auch gegen Frauen geringster Herkunft, verbindlich selbst gegen die, denen er etwas abschlug. Niemals erlaubte er sich einen anzüglichen Scherz. Bemerkte er etwas Ungeziemendes, so achtete er nicht darauf, ließ aber später eine Warnung ergehen. Er war hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirn war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet. Stets war Ludwig XIV. bemüht, die Majestät und den würdigen Anstand des Herrschers in allem, was er vornahm und sprach, zu bewahren, und seine schöne und männliche Gestalt, die edle Bildung seines Gesichts unterstützten ihn hierin auf das beste. Er vereinigte in seiner eigenen Brust die hervorstechenden Züge und Leidenschaften seines Volkes, und aus dieser Eigenthümlichkeit des Königs entsprangen jener Takt und jenes glückliche Gefühl, welche alle Schritte seiner Regierung im Innern des Landes leiteten. Im Gegensatze zu den unruhigen Zuständen während seiner Minderjährigkeit wollte Ludwig XIV. Selbstherrscher sein in der ganzen Bedeutung des Wortes, mit Aufhebung aller bisherigen historischen Schranken und Berechtigungen. Er sprach diesen Gedanken einst in den Worten aus: „der Staat bin ich." Bei diesem Streben, eine in Europa überaus gewaltige und im Innern wenig beschränkte Monarchie zu errichten, war es nicht die Gewalt des Herrschers allein, welche die Hingebung der Großen wie des Adels, die fast ununterbrochene Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerstandes erzwang; der allgemeine Gehorsam beruhte noch auf einem anderen tieferen Grunde. Es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königthum, welches sie repräsentirte, Dienstwilligkeit und selbst freudiges Anschließen verschafften.

Ludwigs Minister. Verbesserung der Finanzen. Hebung des Handels und der Industrie. Benachtheiligung d. Ackerbaus.

Nach Mazarins Tode hatte Ludwig XIV. erklärt, daß er selbst die Regierung übernehmen wolle. Der nicht zur Arbeit, sondern zum Genuß erzogene, in den Jahren voller Lebenskraft und Lebenslust stehende Fürst widmete sich wirklich den Geschäften und fand Vergnügen daran; in der Bearbeitung der öffentlichen Angelegenheiten fühlte er sein Talent dazu; daß seine ersten Handlungen Erfolg hatten und gelangen, erfüllte ihn mit großer Genugthuung. Ludwig setzte sein Conseil aus eben den Männern zusammen, welche unter Mazarin gearbeitet hatten: Le Tellier, später dessen Sohn Louvois verwaltete die Kriegssachen, Fouquet die Finanzen, Lionne die auswärtigen Angelegenheiten. Der Unterschied war, daß das entscheidende Wort, das sonst der Kardinal aussprach, jetzt von dem König selbst kam. Von den drei Ministern hatte der Generalprocurator und Oberintendant der Finanzen, Nikolaus Fouquet, zur Zeit des Kardinals immer seine Selbständigkeit bewahrt; er wollte auch unter dem König sie nicht aufgeben. Auch fanden sich in der Finanzverwaltung manche Unordnungen. Bereits Mazarin hatte den König mit den Mängeln der Finanzverwaltung bekannt gemacht. Unter Verwarnungen und mit einem gewissen Vorbehalt hatte

der König Fouquet in sein Conseil aufgenommen. Fouquet aber meinte, daß er die Verstimmung durch sein Verdienst überwinden, sich auch dem König unentbehrlich machen werde. Er machte einen ungeheuren Aufwand, suchte die angesehensten Personen des Hofes wie der Hauptstadt, die Gouverneurs fester Plätze, die Mitglieder des Parlaments durch Pensionen an sich zu knüpfen und strebte darnach, sich durch geheime Mittel den Weg zur Stelle eines ersten Ministers zu bahnen. Am Hofe aber machte man die geheime Bemerkung, daß der Aufwand des Finanzintendanten ein Raub an dem öffentlichen Vermögen, daß die Pensionen, die er mit dem Gelde des Königs bezahle, dazu bestimmt seien, ihm einen Rückhalt gegen den Willen des Königs zu geben. Fouquet wurde verhaftet und vor einer Specialcommission, welche zum Theil aus Feinden desselben zusammengesetzt war, hochverrätherischer Umtriebe angeklagt. Er führte seine Vertheidigung auf das geschickteste und wurde nur zur Verbannung verurtheilt. Der König aber verschärfte die Strafe in lebenslängliches Gefängniß.

Fouquets Nachfolger wurde Jean Baptiste Colbert, der Sohn eines Tuchhändlers zu Rheims (geb. 1619). Er war anfangs für das Handelsfach bestimmt und mehrere Jahre in Lyon in der Lehre, dann hatte er sich nach Paris begeben und war Sekretär Mazarins geworden. Nach Fouquets Absetzung übergab ihm der König unter dem Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen dessen Geschäfte. Colbert, keiner Partei des Adels angehörig, von unten auf durch eigenes Verdienst gestiegen, war ganz geschaffen sich mit einem geistvollen, energischen und ehrgeizigen Fürsten zu verstehen und in dessen Diensten die vollkommene Erfüllung seines Berufes zu finden. Der Krebsschaden des Landes lag in der Unordnung der Finanzen. Es wurde ein Gerichtshof zur Untersuchung finanzieller Unterschleife niedergesetzt, der keine Rücksicht nahm. Alle der Erpressung Angeklagten wurden, wenn sie schuldig befunden wurden, zur Herausgabe der geraubten Summen verurtheilt. Die Steuerpächter wurden einer strengen Aufsicht unterworfen und ihnen fast jede Gelegenheit zu unerlaubtem Gewinn benommen. Das Finanzdepartement wurde ganz neu organisirt, insbesondere das Rechnungswesen in Ordnung und Uebersicht gebracht, die Käuflichkeit vieler Stellen abgeschafft und eine ganze Reihe unnützer Aemter eingezogen.

Nach Abschaffung zahlloser Mißbräuche unternahm Colbert die Revision des Zolltarifs. Ueberall auf Flüssen und Straßen, an der Grenze des Landes wie an den Grenzen der Provinzen und Gemeinden erhoben sich Zollschranken. Colberts Idee ging dahin, alle Binnenzölle aufzuheben, die Zollstätten an die Landesgrenze zu verlegen, ganz Frankreich unter einen und denselben Tarif zu bringen und wirthschaftlich ebenso zu centralisiren, wie es politisch geschehen war. Wegen des Widerspruchs verschiedener Provinzen, welche der Monarchie unter der Bedingung gewisser Privilegien und Vorrechte einverleibt waren, mußte sich Colbert begnügen, die nördlichen und inneren Provinzen zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Sein System sprach er selbst mit den Worten aus: „Ermäßigung der Ausfuhrzölle nationaler Produkte und Fabrikate, Ermäßigung der Einfuhrzölle auf Rohstoffe und Erhöhung der Zölle, um die Erzeugnisse fremder Manufakturen von dem Markte Frankreichs fern zu halten."

Erst die Aufstellung eines gleichförmigen Tarifs an ausgedehnten Grenzen machte eine berechnende Handelspolitik möglich. Colbert hielt bei seinem System den Gesichtspunkt fest, die Einfuhr der fremden Manufakturen zurückzuweisen, die Anfertigung französischer zu begünstigen. Er wollte Frankreich auch in Beziehung auf Kunstfleiß von allen andern Ländern unabhängig, wo möglich, die andern ihm zinsbar machen. Man berechnete, daß Frankreich den Venetianern jährlich für 100,000 Livres Spiegel und vielleicht für eine dreimal so starke Summe genähte Spitzen abkaufe. Colbert wußte der Eifersucht der Republik zum Trotz einige Glasarbeiter von Murano nach Frankreich zu ziehen, die gar bald diesseits der Alpen eben so vortreffliche Spiegel herstellten wie jenseits. Unbeschreibliche Mühe kostete es, die in Frankreich übliche Spitzenbereitung durch die vorgeschrittene venetianische zu verdrängen. Es wurde die Strumpfwirkerei, die damals in England am weitesten gediehen war, die Tuchbereitung, wie sie in Holland, die Herstellung von Blech und Messing, wie sie in Deutschland üblich war, in Frankreich eingeführt; persische, indische Arbeiten ahmte man nach. Die französische Regierung strebte darnach, daß in Frankreich die Waren wohlfeiler, für den Käufer anlockender und zugleich besser geliefert wurden. Zu diesem Zweck wurden die strengsten Regeln festgesetzt. Dieser Schutz und diese Aufsicht wirkten damals nicht nachtheilig. Der englische, holländische, italienische Kunstfleiß wurde in mancher Beziehung übertroffen. Die Meisterschaft der Franzosen zeigte sich weniger in der Erfindung, als in der Ausbildung des von Anderen Erfundenen. Die Anordnungen Colberts erweckten eine mannigfaltige Thätigkeit; in den Städten wurden Ausschüsse gebildet, um die Förderung der Industrie gemeinschaftlich zu betreiben. Ueberallher kamen Aufträge und Gold und Silber nach Paris. Luxus- und Modewaren kamen um so mehr zur Ausfuhr, als sich der politische Einfluß Ludwigs XIV. vergrößerte und kleinere und größere Staaten von ihm abhängig wurden.

Eine Schattenseite von Colberts Verwaltung war es, daß er der Regierung das ausschließliche Verfügungsrecht über die gesammte Getraideproduktion beilegte und in kurzen Zwischenräumen bestimmte, jetzt solle die Ausfuhr von Getraide erlaubt, jetzt verboten, jetzt hoch besteuert sein. Colbert wollte dadurch der Wiederkehr einer Hungersnoth vorbeugen und der zahlreichen Armee und den Manufakturarbeitern wohlfeile Lebensmittel verschaffen. Aber eine Regierung, die jeden Augenblick ein Verbot befürchten ließ, entmuthigte den Ackerbau. Man bebaute nur noch guten Boden, ließ mittelmäßigen brach liegen. Die Menge des erzeugten Getraides nahm bedeutend ab, da man keine Aussicht hatte, das Getraide an das Ausland abzusetzen; mehrmals kehrte Hungersnoth wieder und das Brot wurde nicht billiger. Der Zustand der ländlichen Bevölkerung ist niemals schlimmer gewesen, als unter Ludwigs XIV. glorreicher Regierung.

Marine, Kanäle, Compagnien, Reform der Rechtspflege.

Colbert war der Gründer der französischen Marine. Was vor ihm bestand, war nicht der Rede werth, was Richelieu gethan hatte, war unter Mazarin wieder verfallen. Während die Holländer 16,000 Schiffe besaßen, hatten die Franzosen nicht 600, und die Kriegsflotte bestand aus dreißig abgenutzten, schlecht bemannten Fahrzeugen. Colbert

beabsichtigte sein Vaterland zu einer Holland und England ebenbürtigen Seemacht zu erheben. Solche Pläne schmeichelten dem Ehrgeize des Königs und er gestattete dem Minister außerordentliche Summen zu verwenden. Die Kriegsflotte stieg innerhalb zwanzig Jahren von 30 Fahrzeugen auf 170; langsamer freilich entwickelte sich die Handelsmarine. Toulon, Brest, Dünkirchen und Havre wurden mit Arsenalen und Festungswerken versehen. Es wurde eine Marine-Ordnung erlassen, welche ihrer weisen und umfassenden Bestimmungen halber von anderen Staaten als maritimes Gesetzbuch angenommen wurde. Dreizehn Millionen Livres wurden allmälig aufgewandt, um den Kanal von Languedoc zu bauen, der das mittelländische mit dem atlantischen Meere verbindet und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt. Der Hafen von Cette so wie der von Rochefort wurden jetzt erst angelegt und an dem letzteren Orte ward zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet. Ein anderer, kleinerer Kanal war der von Orleans, welcher die Flußgebiete der Loire und Seine in Verbindung setzte. Colbert brachte sein merkantilisches Bestreben mit den großen Interessen des Staates, mit dem Emporkommen des dritten Standes, der Einheit der Nation, ihrer Stellung in der Welt überhaupt in Verbindung. Mazarin und Fouquet hatten, wie bereits Richelieu, daran gedacht, den französischen Handel mit den entfernten Ländern durch große Compagnien emporzubringen. Darauf kam nun, durch das Beispiel von England und Holland angetrieben, Colbert zurück; Ludwig XIV. wurde ganz dafür gewonnen. Wie die Edicte sagen, zur Größe der Nation und zum Ruhme des Königs schien es ihnen nothwendig. Es wurden Compagnien gegründet, eine, welche den amerikanischen Handel mit dem afrikanischen bis an das Cap vereinigen sollte, eine zweite für den ostafrikanischen und ostindischen Handel, eine nordische Compagnie für den Handel in der Ostsee, endlich eine levantische Compagnie für den Handel im Mittelmeer und mit den Küsten des osmanischen Reiches.

Nachdem die Reform der Finanzen mit Erfolg durchgeführt war, wurde zur Reform der Rechtspflege geschritten. Es gab Provinzen, wo fast Rechtlosigkeit herrschte, wo man während der Unordnungen der letzten bürgerlichen Kriege wieder vergessen hatte, daß ein König im Lande walte. In einigen Provinzen war Privatrache an der Tagesordnung, und die Mordthaten blieben häufig ungestraft; die Herrenrechte wurden mit Gewalt und Habgier geltend gemacht; die Beamten der Justiz hatten entweder keine Autorität, oder sie gaben sich dazu her, die Schuldigen dem Gerichte zu entziehen. Der König sandte Deputationen der Parlamente in diese Provinzen; es wurden außerordentliche Gerichtssitzungen gehalten, die Schuldigen zur Rechenschaft und zur Strafe gezogen. Das Ansehn der Gesetze wurde wieder zur Geltung gebracht. Das Erscheinen eines Gerichtsboten vermochte jetzt mehr, als früher eine ansehnliche Machtentwickelung; die festesten Schlösser wurden ihnen geöffnet; Männer von stolzem Namen unter der Escorte eines einzigen Gefreiten vor Gericht gebracht. In den Bauern erweckte es ein aufwallendes Selbstgefühl, daß der König sich ihrer annahm. Indem das Königthum den Begriff des rechtlich geordneten Staates allenthalben zur Geltung zu bringen suchte, hielt es doch zugleich die Gerichtshöfe selbst

in strenger Pflicht. Unter den Mißständen der Rechtspflege trat besonders die große Menge entbehrlicher Beamten, die Käuflichkeit und Uebertragbarkeit der Stellen hervor. Diesen Uebelständen wurde gesteuert. Durch eine Commission wurde das Civilverfahren und das gerichtliche Verfahren in Criminalsachen geordnet. Die Parlamente wurden zu einem mehr gleichförmigen Verfahren angehalten und zur Unterordnung unter den königlichen Willen genöthigt.

Kriegswesen. Polizei.

Das Kriegswesen wurde durch Louvois umgestaltet. Die Gewalt der Gouverneurs der Provinzen wurde beschränkt und ihnen die Befugniß der Truppenaushebung entzogen. Die Gouverneurs der Grenzfestungen hatten bisher dadurch eine gewisse Unabhängigkeit gehabt, daß sie die Contributionen in den zu denselben gehörigen Bezirken eintrieben, sie wurden jetzt auf einen bestimmten Gehalt angewiesen und die Truppen aus den königlichen Kassen besoldet. Bisher hatte der König dadurch, daß er nur die Generale ernannte und diesen die Anwerbung der Truppen und die Besetzung der Officierstellen überließ, nur eine mittelbare und beschränkte Autorität über das Heer gehabt. Ludwig XIV. besetzte alle Officierstellen und brachte dadurch das Kriegswesen unter seine unmittelbare Leitung. Man begann die Truppen gleichförmig zu kleiden und zweckmäßiger zu bewaffnen; Zeughäuser und Magazine wurden in bedeutender Zahl angelegt, das Geschütz vermehrt. Für ausgediente Krieger wurde in Paris ein großes prächtiges Invalidenhaus erbaut. Auch neue Festungen wurden in großer Zahl und Stärke angelegt und Vaubans Genie schien durch seine Bollwerke die Grenzen Frankreichs jedem fremden Heere unzugänglich zu machen.

Frankreich erhielt durch die Umschaffung seines Steuer- und Kriegswesens sowie der ganzen Verwaltung den Charakter des modernen Staates. Dazu trug auch die Einrichtung der Polizei bei. Bisher hatten die Ortsbehörden für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und den Schutz des Eigenthums gesorgt. Jetzt wurden besondere Beamte eingesetzt und ihnen in gewissen Schranken die richterliche Gewalt und die Bewaffnung und Organisation des Militärs gegeben. Sie sollten nicht bloß für die Sicherheit der Privaten, sondern auch für die Ruhe des Staates wachen und den Verbrechen durch Aufspürung vorbeugen. Eine bisher nicht gekannte Ruhe und Sicherheit begann in den Städten und auf den Landstraßen zu herrschen, aber auch die Freiheit wurde eingeschränkt und sogar das Briefgeheimniß verletzt.

Adel, Geistlichkeit, Parlamente, Bürger und Landleute gerathen in immer größere Abhängigkeit.

Die frühere Kraft des Adels war gebrochen. Der Adel wurde durch Feste, Lustbarkeiten und Gunstbezeugungen in die Nähe des Königs gezogen und verschwendete durch Nachahmung des königlichen Luxus seine Einkünfte sowie er durch ehrgeiziges Streben nach Rang und Würden seine Selbständigkeit verlor. Was der Luxus des Hoflebens dem Adel an Vermögen übrig ließ, das ging durch die Feldzüge darauf, an denen die jungen Edelleute mit kostbarem Geräth und großem Aufwand in Waffen und Pferden Theil nahmen. Die Etikette des Hofes und die Subordination des Lagers gewöhnten den früher so trotzigen Edelmann an unterwürfigen Gehorsam. Der Adel verarmte im Dienste des Königs, aber er wurde auch wieder durch Gehalte und Gnadengeschenke

belohnt. Für die Söhne adeliger Familien wurden große Cadettenhäuser gestiftet, für die Töchter Anstalten zur Erziehung, wie St. Cyr; namentlich aber wurden jungen Adeligen geistliche Stellen verliehen, deren Vergebung durch das Concordat von 1516 in der Hand des Königs war. Eine so zusammengesetzte Geistlichkeit war weder zur Verwaltung des Kultus geschickt, noch konnte sie dem König gegenüber Selbständigkeit beweisen. Die Parlamente machten dem Könige noch weniger Sorge, da deren Einfluß durch die kräftigen Schritte Ludwigs beseitigt war. Der Bürgerstand vermochte nicht, der Regierung Widerstand zu leisten, da die Freiheiten und Rechte der Stadtgemeinden größten Theils vernichtet waren, und der Landmann war in Unterthänigkeit der Geistlichkeit und des Adels. Der Adel besaß noch Steuerfreiheit und andere Privilegien, und mehrere Provinzen hatten noch das Recht der Zusammenberufung der Stände zur Bewilligung der Abgaben. Aus der Mitte der Bürger bildeten sich tüchtige Geistliche für die unteren Stellen und bedeutende Schriftsteller, welche die glückliche Lage Frankreichs priesen. Kein Stand und keine Autorität dachte daran, sich dem Hofe zu widersetzen.

Schon Richelieu hatte glänzende Hoffeste gegeben und diese durch die Aufführung der Trauerspiele des trefflichen Dichters Corneille verherrlicht. Mazarin hatte in diese Belustigungen noch größere Abwechselung gebracht, indem er die in Italien im 15. Jahrhundert entstandene Oper hinzufügte. Doch alles frühere verschwand gegen die unermeßliche Pracht von Ludwigs Festen. Die Belustigungen drängten sich in bunter Reihenfolge; Karoussels, allegorische Pantomimen, Ballette und Singspiele, von den Herren und Damen des Hofes in den reichsten Kostümen aufgeführt, wechselten mit Komödien, Maskenzügen und Feuerwerken. Alle diese Festspiele verherrlichten die Größe und Weisheit des Königs, in allen spielte er, bald als Held, bald als Gott, die Hauptrolle. Die ersten Geister Frankreichs, Dichter und Künstler, strengten für solche Gelegenheiten ihre Talente an und wetteiferten, den König als den größten Monarchen der Erde zu preisen. Die glanzvollen Feste verlangten prächtige Räume. Paris mit dem alten Palaste des Louvre war dem König durch die Erinnerung an die Meutereien der Hauptstadt verleidet. Er nahm seinen Sitz zuerst zu St. Germain, später ließ er ein kleines Schloß, Versailles, bedeutend erweitern und machte dieses zum Mittelpunkte des Hoflebens. Man berechnet die Kosten der riesenhaften Bauten und Anlagen auf 90 Millionen Livres. Der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen galt lange als ein Wunderwerk, und Le Notre wurde durch Anlage desselben der Schöpfer eines neuen Geschmacks in der Gartenkunst. Die Bauten und Bildwerke jener Zeit wurden zwar lange als unübertreffliche Werke bewundert, sind aber doch nur weitere Ausbildungen der gesunkenen italienischen Kunst. Die Bauunternehmungen Ludwigs beschränkten sich nicht auf Paläste, Kanäle und Hafendämme, sondern im ganzen Lande wurden auf königliche Kosten Kirchen, Spitäler, Kranken- und Armenhäuser, sowie Zeughäuser und Kasernen erbaut. Bildende und zeichnende Künste wie die Poesie erhielten durch das Hofleben eine mächtige Beförderung. Noch jetzt werden die trefflichen

Hoffeste, Bauten, Beförderung d. Künste. Akademien.

Gemälde des Nicolas Poussin, Le Sueur und Le Brun geschätzt. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs zu verewigen. Richelieu hatte 1635 die französische Akademie für die Beförderung und Ausbildung der schönen Redekünste gestiftet, Colbert gründete die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die der Inschriften, die Akademie der Wissenschaften und die der Baukunst. Auch auf auswärtige Gelehrte dehnte Ludwig seine Freigebigkeit aus, und gleich zu Anfang seiner Selbstregierung erhielten gegen sechzig Gelehrte in Italien und Deutschland ansehnliche Geschenke, manche sogar einige Zeit hindurch fortgehende Pensionen. Deshalb wurde Ludwig auch im Auslande als Kenner und Beschützer der Wissenschaften gepriesen.

Umgestaltung des Staates in eine Autokratie.

Ludwig XIV. war in einer Art Vergötterung seiner Rechte erzogen, und die Idee eines uneingeschränkten Besitzes des Lebens, der Freiheit, der Güter, des gesammten Geschickes seiner Unterthanen war ihm zu einer natürlichen Vorstellung geworden. Er besaß das glückliche Talent alle Aeußerungen des Staates und der Verwaltung durch seine Persönlichkeit in ein großes und imponirendes Ganze zusammenzufassen. Umgeben von seinen Kriegshelden, seinen Ministern, seinen Künstlern und Gelehrten hat er die Augen der Mit- und Nachwelt lange Zeit geblendet. Ludwigs Regierung ist für die Organisation des französischen Staates von großen, für dessen geistigen Zustand aber von noch größeren Folgen gewesen. Er hat in den Staat so viel Einheit, Ordnung und Bewegung gebracht, als mit einer auf den Trümmern des Feudalwesens erhobenen Autokratie möglich war. Er war der Begründer eines Staatswesens, auf welches die Entwickelung der Zeit hindrängte. Die Nation, nicht mehr von den Banden des Feudalwesens und der Hierarchie zusammengehalten und von langen inneren Kämpfen ermüdet, erkannte in der Herrschaft eines Einzigen den Halt, den sie sonst nirgends zu finden vermochte. Die Großen, der Adel, die Magistratur, die Geistlichkeit, alle dachten nur darauf, diesem Einen zu dienen. Ein Gefühl der Abhängigkeit war in allen Klassen der Nation allgemein.

Die Regierung Ludwigs XIV. war im Innern ein Werk fortschreitender politischer Einigung und intellektueller Gesittung, nach außen ein Werk der Eroberung und Vergrößerung. Zur Erreichung beider waren unermeßliche Mittel nöthig, die vorzüglich durch die Ausdehnung und Belebung der Manufakturen und des Handels herbeigeschafft wurden. Colbert würde noch viel mehr für das Wohl des Landes haben thun können, wenn nicht der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwigs einen Krieg nach dem andern veranlaßt hätten. Dazu kamen die ungeheuren Summen, welche die Hofhaltung und die Bauten des Königs verschlangen, ferner die Geschenke, welche Ludwig seinen Höflingen und den Großen in fremden Ländern, z. B. den englischen Ministern, machte, die Subsidien, welche er auswärtigen Fürsten zahlte, endlich der Hang des Königs, in jeder Beziehung das Kostbarste zu besitzen. Die Geldbedürfnisse vervielfältigten sich mit jedem Jahr; Colbert mußte unablässig bedacht sein, die Einnahmen zu erhöhen, und dies that er mit Geist, Geschick und der Anwendung mancher sehr zweckmäßigen Maßregeln. Leider starb der treffliche Colbert seinem Lande zu früh, schon 1683. Die Verbrauchs-

steuern, welche er in den letzten Jahren auf Getränke und Krämerwaren hatte legen müssen, um die stets wachsenden Bedürfnisse Ludwigs zu befriedigen, hatten ihm den Haß der geringeren Einwohnerklassen von Paris in dem Maße zugezogen, daß eine militärische Bedeckung seinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor Mißhandlungen sichern mußte. Unter Colberts Nachfolgern stieg der Steuerdruck zu einer immer unerträglicheren Höhe. In der Wahl seiner Minister war Ludwig in der späteren Zeit nicht glücklich. Eifersüchtig auf seine eigene Einsicht und Regierungskunst, nahm er jüngere und biegsamere Leute in sein Kabinet, die er zu Staatsmännern heranzubilden suchte, die aber oft keine großen Fähigkeiten bewiesen.

Der Hof. Die Etikette.

Am Hofe Ludwigs XIV. bildete sich ein feiner geselliger Ton, welcher das Vorbild aller übrigen Höfe, ja aller höheren Stände Europa's wurde. Frankreich übte durch seine gesellige Bildung, durch die von ihm ausgehenden Moden in Worten, Benehmen und Sitten einen nicht geringeren Einfluß, als durch seine Waffen und seine diplomatischen Verbindungen. Versailles und Paris wurden die Hauptstädte der Welt. Die zusammenhaltende Ordnung und der bewegende Mechanismus des Hoflebens zu Versailles war die Etikette, welche unter Ludwig ihre höchste Ausbildung erreichte. Sie war das Mittel, dem Willen des Königs auch in seinen nächsten Umgebungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, die Ansprüche der Einzelnen auf Rang und Titel festzustellen und die Hoffeste zu regeln und zu ordnen. Es konnte nicht fehlen, daß hierin die Kleinlichkeiten bald bis aufs äußerste getrieben wurden. Jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. Der Hof wurde immer mehr der ausschließende Gegenstand der öffentlichen Theilnahme. Was in seinem Kreise vorging, selbst die kleinsten und kleinlichsten Dinge wurden, so zu sagen, für die Geschichte jener Zeit gehalten. Zu keiner Zeit und bei keinem anderen Volke haben diese künstlichen Verhältnisse eine solche Bedeutung gehabt. Die früheren Könige hatten auch ihre Großen und Günstlinge um sich versammelt, aber aus dieser Umgebung nie eine besondere Welt geschaffen, in der sie sich einzig bewegten und die zwischen ihnen und der Nation eine Art Mauer bildete. Das that Ludwig XIV., der aus diesem Kreise selten hervortrat. Der Charakter dieser Hofwelt war eine blinde Unterwerfung unter den Willen, die Begierden und Launen des Herrschers, ein Aufgeben aller Ansprüche, Rechte und Gesinnungen, die mit jenen in Widerstreit kommen konnten. Der König suchte die Formen dieses Despotismus, der an den Orient erinnerte, möglichst zu veredeln. Er selbst beobachtete in seinem ganzen äußeren Thun einen gewissen monarchischen Anstand, eine würdevolle Haltung und Artigkeit, aber diese konnten nicht auf die Dauer die innere Sittenlosigkeit des Königs und des Hofes verhüllen.

Die Königin. Die Buhlerinnen. Die Unsittlichkeit der Großen. Strenge Beobachtung der religiösen Ceremonien.

Ludwigs Gemahlin, Maria Theresia, die Tochter König Philipps IV. von Spanien, besaß wenige Eigenschaften, welche ihren jungen und glänzenden Gemahl fesseln konnten. Bei natürlicher Herzensgüte zeigte sie so wenig Verstand, daß sie kaum den Anforderungen

genügte, welche ihr Gemahl an die äußere Würde und Haltung der Königin bei Festen und in den Hofzirkeln machte. Doch hielt Ludwig streng darauf, daß ihr die gebührende Achtung niemals versagt und sie in ihren Neigungen nicht gestört wurde. Als sie schon im 45. Jahre (1683) starb, sagte der König: dieses ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat. Seine Neigung schenkte Ludwig anderen Damen. So besaßen namentlich das Fräulein la Valliere, später die Marquise von Montespan und zuletzt die Frau von Maintenon seine Gunst. Die letztere, zwei Jahre älter als Ludwig, war fast funfzig Jahre alt, als sie zu dem König in ein näheres Verhältniß trat. Sie wußte den früh alternden und für keine Unterhaltung empfänglichen König durch ihren Umgang und ihre Unterhaltung so zu fesseln, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin im geheimen mit ihr trauen ließ. Geduldig, ausharrend und überlegt schickte sich Frau von Maintenon in den König, sie verstand ihn und erlangte nicht bloß auf die Mitglieder der königlichen Familie, sondern bei allem Schein zurückgezogener Bescheidenheit auch auf den Gang der Staatsangelegenheiten den bedeutendsten Einfluß.

Die üblen Einflüsse von Ludwigs Privatleben zeigten sich in der zunehmenden Unsittlichkeit der Großen, die durch des Königs strengen äußeren Anstand kaum in Schranken gehalten wurden. Die Leichtfertigkeit der Sitten untergrub die Grundlage der Familien; man bemühte sich fast nicht mehr, eheliche Untreue zu verbergen; häusliche Tugenden und Einfachheit der Sitten wurden selbst in Moliere's Lustspielen lächerlich gemacht, und um bekannte Buhlerinnen sammelten sich die angesehensten Leute des Hofes. Die berühmteste unter diesen ist Ninon de l'Enclos, welche als die französische Aspasia bezeichnet werden kann. Die Anmuth, Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geistes erhielt ihr fortdauernd eine große und auserlesene Zahl von Verehrern. Das Leben am Hofe war ebenso verdorben als glänzend. Es war nicht mehr die Rohheit des Mittelalters, sondern eine ihre Flecken mit glänzenden Farben bekleidende Unsittlichkeit. Eine vorher nie auf diese Höhe getriebene Spielwuth hatte sich des Hofes bemächtigt. Viele vornehme Frauen suchten sich bei den Operationen der Finanzen zu bereichern, empfahlen ihre Klienten den Ministern und den Richtern und verkauften diesen ihr Patronat oder theilten den Gewinn mit ihren Kreaturen. Ein Beweis für das sittliche Verderben, das unter der Maske der Religiosität, des Anstandes und der Liebenswürdigkeit in den höheren Ständen wucherte, waren die vielen und weitverzweigten Vergiftungsprozesse; denn es waren gerade Männer und Frauen der höchsten Klasse, die dieses Verbrechens überführt oder wenigstens dringend verdächtig gehalten wurden. Nachdem eine junge und schöne Frau, die Gräfin von Brinvilliers, aus einem unerklärlichen Drang ihren Gatten, Eltern, Freunde, Diener und andere Personen in großer Zahl vergiftet hatte und verbrannt worden war, kamen die Behörden auf die Spur dieser über alles Erwarten ausgedehnten Gräuel und es wurde ein eigener Gerichtshof zur Verfolgung dieser Verbrechen eingesetzt, den man chambre ardente nannte. Mit dieser Unsittlichkeit war eine große Strenge in den religiösen Uebungen und Ceremonien verbunden, welche in der vornehmen Gesellschaft für unerläßlich galt und

durch die man sich mit dem Himmel abzufinden suchte. Die Religion war nicht ein Gefühl, das im Leben zur That werden sollte, sondern ein Theil des geselligen und politischen Daseins, dessen Werth in seinen Formen und Gebräuchen und deren genauer Beobachtung bestand. Gerade diese Herrschaft der Formen und Gebräuche des Christenthums und die beständige Verletzung seiner Grundsätze und Vorschriften beweist, wie unheilig der Geist jener Zeit war. So verdorben auch schon damals die Sitten des Hofes und der vornehmen Welt waren, so trat diese Verdorbenheit doch lange Zeit hindurch noch nicht öffentlich hervor, machte sich nur in gewissen Kreisen und heimlich geltend und war deshalb von keinem Einflusse auf das Volk und den Staat, dessen Maschine noch immer regelmäßig fortarbeitete.

Streit mit d. Papste. Erklärung der Freiheiten der gallikanischen Kirche.

Ludwigs Religiosität bestand nur in gewissenhafter Beobachtung der von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche; er hatte niemals ein Wort in der Bibel gelesen und wußte von der Religion nur was ihm die Pfaffen sagten. Wie gering er das Ansehen des Papstes achtete, hatte er gleich nach der Uebernahme der Regierung bewiesen. Er belastete die französischen Pfründen mit Pensionen für Militärpersonen, zog die Einkünfte der Bischöfe während der Erledigung ihrer Aemter ein und beschränkte die Geldsendungen an den römischen Hof. Als der Papst Innocenz XI. gegen dieses Verfahren Widerspruch erhob, berief Ludwig eine Versammlung der von ihm abhängigen Geistlichen. Diese gab nicht nur dem König Recht, sondern erklärte auch (1682), daß der heilige Petrus und seine Nachfolger keine Macht über weltliche Dinge empfangen hätten; daß die Versammlung der allgemeinen Kirche über dem Papst stehe; daß die Freiheiten der gallikanischen Kirche vom Papste nicht angetastet werden könnten; und endlich, daß dieser auch in Glaubenssachen nicht untrüglich sei, so lange die Beistimmung der Kirche fehle. Eine andere Veranlassung zu Streitigkeiten gab das Asylrecht der Gesandten. Die Gesandten in Rom, namentlich der französische, hatten sich das Asylrecht über die ganzen Bezirke, in welchen ihre Wohnungen lagen, angemaßt. Banden von Uebelthätern trotzten unter diesem Schutze der päpstlichen Regierung. Innocenz XI. wollte dieses Asylrecht nicht anerkennen, und die übrigen Gesandten entsagten dem mit der öffentlichen Sicherheit unverträglichen Privilegium. Aber Ludwigs Gesandter, der Marquis von Lavardin, hielt (1687) mit 800 Officieren und Soldaten seinen Einzug in Rom und besetzte die ganze Umgebung seiner Wohnung. Der Papst gab dem Marquis keine Audienz, untersagte den Kardinälen und dem römischen Adel allen Umgang mit demselben und belegte ihn selbst mit kirchlichen Strafen. Ludwig, höchst erbittert, befahl Avignon zu besetzen und drohte dem Papst mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums. Aber Innocenz blieb fest und versagte den vom Könige ernannten Bischöfen die kanonische Bestätigung. Da nun 37 Bischöfe ihren Amtsverrichtungen nicht obliegen durften und auch die folgenden Päpste, Alexander VIII. und Innocenz XII., die Beschlüsse der französischen Geistlichkeit von 1682 für ungültig und nichtig erklärten, so mußte Ludwig nachgeben und ein Abkommen mit dem Papste treffen.

Bedrückung d. Hugenotten. Aufhebung des Ediktes von Nantes. Aufstand in den Cevennen.

Die Hugenotten waren, seit ihnen Richelieu ihre Sicherheitsplätze entrissen hatte, keine politische Partei mehr, jedoch bildeten sie nicht nur durch ihren Kultus, sondern auch durch die ihnen in dem Edikt von Nantes bewilligten Rechte eine von der übrigen Bevölkerung in vieler Beziehung verschiedene Gesellschaft. Nicht nur ihr Glaube, sondern auch ihre Erziehung waren anders, als die der Masse des Volkes. Die feindselige Aufmerksamkeit, die sie bei ihren andersgläubigen Landsleuten erregten, der Druck, unter welchem sie standen, das Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche hatten, noch mehr als der besondere Geist ihrer Confession, ihrem ganzen Leben eine strenge, oft an Härte grenzende Haltung verliehen, sie zu einer äußerst genauen Beobachtung aller sittlichen Vorschriften gezwungen. Sie mußten, wollten sie bestehen, jeden Anlaß zu Tadel und Verfolgung vermeiden. Diese Uebung einer strengen Sittlichkeit war, wie immer, von einem lebhaften Selbst- und Rechtsgefühl begleitet. In ihrem bürgerlichen Leben waren sie zwar denselben Gesetzen wie ihre katholischen Landsleute unterworfen, aber ihre kirchlichen Einrichtungen, die Synoden ihrer Geistlichen, ihre Collegien und Schulen reichten hin, ihrem ganzen Zustande einen besonderen Charakter aufzudrücken. In einer Zeit, in der alle Erziehung und Bildung noch von der Kirche ausging, mußte eine Trennung des Glaubens viele andere Unterschiede hervorrufen.

Ludwig war an eine genaue Befolgung der Kirchengebräuche gewöhnt worden, es lag aber in seinem Charakter kein Hang zum Fanatismus. Er besaß keine andere tiefe Ueberzeugung, als die von seinem Rechte auf eine unbeschränkte Gewalt. Was dieser diente, ward von ihm begünstigt und erhoben, was sie auf irgend eine Art bedrohen konnte, ward als Feind behandelt und wo möglich vernichtet. Ludwig XIV. betrachtete die Hugenotten als ein der Monarchie feindliches Element. In seinem Staate, wo jede Selbständigkeit von der höchsten Gewalt gebeugt war, oder sich ihr unterworfen hatte, erschien die auf ihrem eigenen Princip beruhende reformirte Genossenschaft als eine störende Ausnahme. Nicht sowohl der Glaube der Hugenotten flößte ihm Mißtrauen ein, als vielmehr ihr Dasein als Partei im Staate. Abgesehen davon, daß in dem Calvinismus, wie man damals glaubte, eine der Monarchie feindliche Richtung enthalten war, hatte sich in Frankreich der Protestantismus in fortwährenden Kämpfen gegen den katholischen König gebildet und behauptet. In England waren Regierung und Unterthanen protestantisch geworden; von dem deutschen Staatenbund waren einige Länder bei dem alten Glauben geblieben, andere hatten die Reformation angenommen; in Frankreich hingegen war der König katholisch geblieben und die Hugenotten hatten sich in fortwährenden Kämpfen mit ihm Duldung erstritten. Das Königthum stand den Hugenotten fremd und feindlich gegenüber; die strenge Sittlichkeit des Privatlebens, der mit so vielen Opfern vertheidigte Glaube, das dadurch hervorgerufene Selbst- und Rechtsgefühl beförderten eine republikanische Richtung der Hugenotten. Anfangs waren es mehr politische, als religiöse Gründe, welche Ludwig zur Unterdrückung der Hugenotten antrieben; in reiferen Jahren kam allerdings auch Intoleranz hinzu; er glaubte sich für die Sünden seiner Jugend durch Verfolgung der Hugenotten mit dem Himmel abfinden zu können. Sein Beichtvater la Chaise und die bigotte Frau von

Maintenon stellten ihm vor, daß er große Gnade bei Gott erlangen werde, wenn er so viele Sünder zum wahren Glauben zurückführe.

Ludwig wandte zuerst alle möglichen Mittel an, um die hugenottischen Edlen, die im Heere dienten, durch Hoffnungen und Belohnungen zum Uebertritt zu bewegen. Dieses Verfahren gelang ihm sehr gut. Gegen die Masse der Hugenotten ergingen eine Reihe drückender Verordnungen. Es wurde ihnen verboten, ihre Todten bei Tage zu begraben, sie wurden vieler Aemter und Ehrenstellen für unfähig erklärt, für die Aufnahme in die Gewerke wurde das Bekenntniß des katholischen Glaubens verlangt, die zum Katholicismus Uebergetretenen wurden von der Bezahlung ihrer Schulden gegen ihre im Protestantismus beharrenden Gläubiger befreit, die Kinder der Hugenotten wurden zu den höheren Schulen nicht zugelassen, den katholischen Geistlichen wurde das Recht gegeben, die protestantischen Kinder, selbst gegen den Willen ihrer Eltern, zum Uebertritt zu bewegen, den Protestanten wurden Soldaten in die Häuser gelegt. Die chambres mi-parties wurden aufgehoben. Es war dies ein während der Religionskriege errungenes Privilegium, nach welchem bei Klagen von Katholiken gegen Hugenotten die mit der höheren Instanz beauftragten Kammern der Parlamente zur Hälfte aus reformirten Räthen bestehen sollten. Der Uebertritt vom Katholicismus zum protestantischen Glauben wurde verboten, ebenso die gemischten Ehen. Der König wies Summen an, um die Kosten der zu errichtenden Missionen zu bestreiten und die zur katholischen Kirche Bekehrten zu belohnen. Die Bischöfe bearbeiteten auf alle Weise die in ihren Sprengeln lebenden Reformirten, und bald konnten sie große Listen der Bekehrten einsenden. Die Rückkehr der Uebergetretenen zu dem alten Glauben wurde mit Verbannung und Confiscation des Vermögens, sogar mit dem Tode bestraft. Die Intendanten machten den Reformirten den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten. Wer sich weigerte, dem wurden Dragoner ins Haus gelegt, und diese zügellosen Soldaten mißhandelten unschuldige Männer und Frauen bis aufs Blut. Die Kirchen der Reformirten wurden an verschiedenen Orten niedergerissen, die Prediger nicht mehr geduldet und zum Theil hingerichtet. In die Häfen und Grenzstädte wurden strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Alle Vorstellungen und Bitten der Reformirten bei den Intendanten, Gouverneuren, beim Staatsrathe sowie beim König blieben ohne Erfolg. Eine reformirte Kirche nach der andern ward niedergerissen, eine Schule nach der andern aufgehoben; die Collegien und Seminarien der Hugenotten wurden den Jesuiten übergeben. Vergebens verwendeten sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Christine von Schweden für die Hugenotten, vergebens erklärte selbst der Papst Innocenz, daß sich Christus einer solchen Bekehrungsart nicht bedient habe. Die Verfolgungen wurden immer heftiger. Die Verwendung der Truppen zur Bekehrung in Verbindung mit den Gewaltthätigkeiten der Beamten und mit jesuitischer Mission hatte den gewünschten Erfolg. Die Gewaltsamkeiten, die von den rohen Soldaten drohten, erregten Furcht, und bei der Annäherung der Truppen ergriff die friedlichen Hugenotten allgemeiner Schrecken. Tausend und aber Tausende verließen den Glauben

ihrer Väter. Alle durch den Protestantismus einst namhaft gewordenen Städte und Provinzen, in denen das reformirte Bekenntniß so freudig empfangen, so tapfer behauptet worden war, beugten sich ohne Schwertstreich und Blutvergießen; die Erwartungen derer, welche diese Maßregeln angeordnet hatten, wurden durch den Erfolg derselben übertroffen.

Indem dies geschah und alle Tage Nachrichten von dem Uebertritt der Hugenotten in Masse bei Hofe eintrafen, trat man daselbst dem letzten Gedanken näher. Man sagte dem König, daß bei der geringen noch übrigen Anzahl der Hugenotten das Edict von Nantes überflüssig sei, und erlangte die Zurücknahme desselben (1685). Alle Kirchen der Reformirten sollten zerstört, keine religiöse Zusammenkunft derselben, auch nicht die Ausübung des calvinistischen Kultus in Privathäusern und in den Schlössern des Adels geduldet werden. Alle Kinder der Reformirten sollten fortan in der katholischen Religion getauft und erzogen werden. Alle Prediger wurden verbannt, keinem anderen Hugenotten aber sollte es gestattet sein, das Reich zu verlassen. Die, welche es versuchen, und die, welche es begünstigen würden, wurden mit den härtesten Strafen bedroht. Die Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht zur katholischen Kirche übertreten wollten; die Maßregeln gegen Rückfällige wurden immer furchtbarer. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs äußerste. So sorgfältig auch die Grenzen besetzt waren, so fanden doch nach und nach mehr als funfzigtausend Familien Mittel hindurchzuschlüpfen und ihr Vermögen und ihre Geschicklichkeit anderen Ländern zuzuwenden. Die meisten Auswanderer waren arbeitsame Handwerker, geschickte Fabrikanten und thätige Kaufleute, und von ihnen wurden nun in Deutschland und England französische Zeuge, Spitzen, Hüte und andere Gegenstände verfertigt, die man bisher aus Frankreich bezogen hatte. Eine Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm 20,000 dieser Auswanderer auf und gab in ihnen seinen Unterthanen Lehrer nützlicher Künste und Gewerbe. Nicht nur der von Colbert begründeten industriellen Größe Frankreichs wurde durch diese unbesonnene Verfolgung großer Schaden zugefügt, auch der französischen Literatur wurden bedeutende Kräfte entzogen.

In den Gebirgen der Sevennen lebten noch viele Nachkommen der Waldenser, die sich den Reformirten angeschlossen hatten. Nach dem Widerruf des Edicts von Nantes wurden auch ihre Kirchen zerstört, ihre Prediger vertrieben, Männer, die man bei Versammlungen traf, auf die Galeeren geschmiedet, Frauen eingekerkert, Kinder ihren Eltern entrissen. Die Verfolgten griffen 1702 zu den Waffen. Ihr Glaubenseifer erhitzte sich bis zur Schwärmerei; Männer und Frauen traten als Propheten auf. Von den königlichen Heeren wie von den Camisarden, so wurden die Bauern wegen ihrer leinenen Kittel genannt, wurde der Krieg mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt. Unter den Camisarden bildeten sich bald geschickte Anführer aus. Der ausgezeichnetste war ein junger Bäckergesell Jean Cavalier. Er entwickelte unter den schwierigsten Umständen an der Spitze seiner undisciplinirten Haufen alle Talente eines erfahrenen Heerführers. Mit der Oertlichkeit bekannt, vernichtete er durch Ueberraschung und Ueberfall mehrere Abtheilungen des königlichen Heeres. Mit ihm schloß der

Marschall Villeroi 1704 einen Vergleich, in welchem er den Camisarden Gewissensfreiheit bewilligte. Viele Camisarden waren aber mit dem Vergleich unzufrieden. Der Krieg entbrannte von neuem, und erst 1705 wurde Languedoc vom Marschall Berwick beruhigt. Mehr als 100,000 Menschen sollen im Kampfe, mehr als 10,000 durch Henkershand ihren Tod gefunden haben.

Der Orden der Jesuiten hatte sein auf das religiöse Leben und die Verbreitung des Glaubens gerichtetes Streben allmälig aufgegeben und war allein mit der Erweiterung seines Ansehens und seines Einflusses beschäftigt. Die Strenge der Disciplin ließ nach, die Einzelnen wie die Collegien waren auf Erwerbung von Vermögen bedacht und trieben Handel. Für den Unterricht, der nach der Vorschrift unentgeltlich geleistet werden sollte, fing man an Geschenke zu nehmen. Als Beichtväter bewiesen die Jesuiten nicht bloß Nachsicht gegen schlechte Thaten, sondern begünstigten dieselben auch durch ihre Lehren. Sie erklärten die Sünde für eine freiwillige Abweichung vom Gebote Gottes und setzten diese Freiwilligkeit in vollständige Einsicht der Natur des begangenen Verbrechens und vollständige Beistimmung des Willens. Mit leichter Mühe konnte man bei dieser Lehre, die Sünde nur nicht als solche zu wollen, eine Menge Beschönigungen und Beschwichtigungen finden. Diese Casuistik wurde durch eine zweite Lehre vom Probabilismus unterstützt, nach welcher es erlaubt sein sollte, in einem zweifelhaften Falle für die wahrscheinlich wahre die wahrscheinlich falsche Bestimmung zu ergreifen, oder einer Meinung zu folgen, von der man selbst nicht überzeugt sei, wenn diese nur durch eine Autorität vertheidigt werde. Als Heilmittel gegen etwaige Gewissenszweifel empfahl der Jesuit Busenbaum die Verachtung derselben. Nach diesen Ansichten konnte der Zweck die Mittel rechtfertigen, konnte eine That begangen werden, die man selbst für böse, der Geistliche aber für gut erklärte. Der Orden der Jesuiten betrachtete die Unterdrückung aller sittlichen und politischen Freiheit als die Grundbedingung für das Bestehen der katholischen Kirche und war deshalb jeder freien Bewegung feindlich gesinnt. Die Einführung des Despotismus in Kirche und Staat war das Streben der Jesuiten. Jesuiten und Jansenisten.

Gegen die hereinbrechende Erschlaffung des Katholicismus und den verweltlichten Einfluß der Jesuiten erhob sich eine Bewegung in einem Theile der französischen Geistlichkeit, in den Nonnenklöstern und unter vielen Laien der höhern und mittlern Stände. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts studirten zu Löwen zwei Jünglinge, Cornelius Janse aus Holland und Jean du Verger aus Gascogne. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich bald auf die Streitigkeiten, welche damals zwischen den Dominikanern und Jesuiten über das Verhältniß Gottes zum Menschen ausgebrochen waren. Janse und du Verger versenkten sich in das Studium des Augustinus, welcher lehrt, daß nur der Glaube beselige und Gott allein die Sünden vergebe. Ergriffen von dem gewaltigen Geiste des großen Kirchenvaters beschlossen beide, die Lehre und die Moral der Jesuiten zu bekämpfen. Du Verger, welcher Abt des Klosters St. Cyran in Berri wurde, trat der jesuitischen Unsittlichkeit durch seine Predigten und durch Erweckung glaubensvoller Frömmigkeit

entgegen, während Janse, welcher zuerst Professor in Löwen, dann Bischof von Ypern war, sein System in einem Buche auseinander setzte, welches er Augustinus nannte. Beide Männer verlangten Ergebenheit in den Willen Gottes und Entsagung der Welt. Sie gewannen zahlreiche Anhänger, und die Lehren von du Verger hatten besonders bei den Nonnen des Klosters Portroyal vielen Erfolg. Das strenge und glaubenseifrige Leben dieser Jungfrauen verschaffte ihrem Kloster solchen Zulauf, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichten und der Sitz desselben in weitläufigere Räume nach Paris verlegt werden mußte. In die Einsamkeit des ehemaligen Klosters von Portroyal zogen sich mehrere von du Verger bekehrte Männer zurück, um hier ungestört ihrer Frömmigkeit und ihren Betrachtungen zu leben. Die Jansenisten, so wurden die Männer dieser Richtung genannt, bildeten eine pietistisch-ascetische Partei innerhalb der katholischen und französischen Welt. Sie errichteten im Gegensatz zu den jesuitisch-päpstlichen Schulen der Theologie in dem Kloster Portroyal eine Anstalt für strenge Erziehung, Bildung, Bußübung und gründliche Gelehrsamkeit. Die Lehrbücher dieser Schule, ihre Grammatik, Rhetorik und Logik, nicht minder die mathematischen Schriften hatten bedeutenden Werth. Dagegen benutzten die Jesuiten die Stellen in dem Buche Augustinus, welche gegen die Untrüglichkeit der römischen Curie gedeutet werden konnten, um den Papst Innocenz X. 1653 zur Verdammung von fünf aus jener Schrift gezogenen Sätzen zu bewegen. Aber die Jansenisten erklärten, jene Stellen seien gar nicht in dem Augustinus enthalten; sie griffen nicht nur mit Spott und Scharfsinn die Lehren der Jesuiten an, sondern dehnten ihre Untersuchungen auch über die Grenzen der päpstlichen Gewalt aus. Unter den ausgezeichneten Geistern, welche aus der Schule von Portroyal hervorgingen, gebührt der erste Platz Arnould d'Andilly, einem der gelehrtesten, frömmsten und edelsten Männer seiner Zeit. Nach ihm ist Blaise Pascal zu nennen, dessen gegen die jesuitische Moral gerichteten Lettres provinciales ein Nationalbuch wurden. Ein zweites, unvollendetes Werk Pascals, die Pensées, bewies die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und die Nothwendigkeit des Offenbarungsglaubens. Die Prosa dieser Schriftsteller von Portroyal führte eine neue Periode der französischen Literatur herbei, und die ausgezeichnetsten Dichter, wie Boileau und Racine, befanden sich unter den Mitgliedern jener Verbindung. Diese religiösen Streitigkeiten wurden während der ganzen Regierungszeit Ludwigs geführt und wiederholten sich auch unter seinem Nachfolger; sie waren die matten Nachklänge der großen religiösen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts.

Der spanische Erbfolgekrieg. Der schwache König Karl II. von Spanien wankte kinderlos dem Grabe entgegen, und die Frage nach dem Nachfolger beschäftigte die europäischen Großmächte. Anspruch auf die spanische Erbschaft machten **Ludwig XIV.**, der **Kaiser Leopold I.** und der **Kurprinz Joseph Ferdinand von Baiern.** Ludwig XIV. war der Sohn von Anna, der Tochter Philipps III., und der Gemahl der Maria Theresia, der Tochter Philipps IV.; Leopold I. war der Sohn der Maria Anna, der jüngeren Tochter Philipps III., und der Gemahl der Margareta Theresia, der jüngeren Tochter Philipps IV., der Kurprinz Joseph Ferdinand

von Baiern war der Enkel Leopolds und dessen erster Gemahlin Margareta Theresia. Der Kaiser Leopold bestimmte seinen zweiten Sohn Karl, Ludwig XIV. den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zum König von Spanien, um der Furcht der andern Staaten zu begegnen, daß durch Vereinigung zu großer Ländermassen das europäische Gleichgewicht gestört werde. Ludwig XIV. war bei Frankreichs großer Erschöpfung einem gütlichen Vergleiche nicht abgeneigt und unterhandelte mit England und Holland über eine Theilung der spanischen Monarchie. Karl II. aber wollte von einer Theilung nichts wissen und vermachte in einem Testamente dem Kurprinzen von Baiern die ganze Monarchie. Aber der Kurprinz starb 1699, und nun unterhandelte Ludwig von neuem mit England und Holland wegen einer Theilung, während Karl II. sich geneigt zeigte, den Erzherzog Karl zum alleinigen Erben der ganzen Monarchie einzusetzen, wenn der Kaiser seinen Sohn Karl mit einem Heere von 10,000 Mann nach Spanien sende. Der Kaiser erfüllte aber diese Bedingung nicht, und so gelang es dem schlauen französischen Gesandten, dem Marquis von Harcourt, den spanischen Hof für die Ansprüche seines Königs zu gewinnen. Als Karl II. am 1. November 1700 gestorben war, fand man in seinem Testament Philipp von Anjou zum alleinigen Erben der ganzen spanischen Monarchie eingesetzt. Ludwig XIV. erklärte seinen Enkel Philipp von Anjou zum König von Spanien und dieser hielt am 14 April 1701 als König Philipp V. seinen Einzug in Madrid.

Ludwig gewann den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, den Statthalter der spanischen Niederlande, für sich, indem er ihm den Besitz der Niederlande versprach. Auch der Bruder des Kurfürsten, der Kurfürst Joseph Clemens von Köln, nahm französische Regimenter in sein Land auf. Die Herzöge von Savoien und Mantua und der Statthalter von Mailand erklärten sich ebenfalls für Frankreich Der Kaiser Leopold I. war entschlossen, die spanische Erbschaft mit Waffengewalt zu erringen. Ihn unterstützten von den deutschen Fürsten nur der neue Kurfürst von Hannover und der König Friedrich I. von Preußen, welchen beiden der Kaiser ihre neue Würde nur aus Rücksicht auf die ihm versprochene Unterstützung bestätigt hatte. In dem Prinzen Eugen von Savoien besaß der Kaiser einen höchst ausgezeichneten Feldherrn. Eugen stammte aus einer Seitenlinie des savoiischen Hauses, war 1663 geboren und wegen seines schwächlichen Körpers zum geistlichen Stande bestimmt worden. Schon im siebenten Jahre hatte er zwei Abteien und wurde von Ludwig XIV. im Scherz das Aebtchen genannt. Aber mit jedem Jahre fand Eugen weniger Freude an der Theologie und bat Ludwig um ein Regiment. Der König fand diesen Einfall des kleinen Abbé's lächerlich und empfahl ihm im geistlichen Stande zu bleiben. Aber als die Nachricht von dem ausgebrochenen Türkenkriege (1683) nach Frankreich kam, begab sich Eugen nach Wien und trat in den Dienst des Kaisers. Der kleine Kapuziner, so wurde Eugen wegen seines schwächlichen Körpers und wegen seines grauen Mantels von den Soldaten genannt, bildete sich in den Türkenkriegen zum größten Feldherrn aus. Vergebens suchte Ludwig XIV. ihn in seine Dienste zu ziehen und bot ihm die Statthalterschaft der

Champagne, die Würde eines Marschalls und einen jährlichen Gehalt von 2000 Louisd'or an.

Eugen wurde von dem Kaiser 1701 mit einem Heere nach Italien gesandt. Er bahnte sich, da alle Pässe von den Franzosen besetzt waren, einen neuen Weg über die Alpen, drängte den französischen Feldherrn Catinat über den Mincio und Oglio zurück, besiegte dessen Nachfolger Villeroi bei Chiari und nahm ihn in Cremona gefangen. Bisher hatten England und Holland mit Frankreich unterhandelt und einen billigen Vergleich zu erreichen gehofft. Aber am 7. September 1701 wurde zwischen Oestreich, England und Holland ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, welches das große Bündniß genannt wurde. Man wollte dem Kaiser Genugthuung für seine Ansprüche verschaffen, die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern und sich Sicherheit verschaffen, daß Frankreich und Spanien nie unter einem Scepter vereinigt werden könnten. Was die Seemächte im Laufe des Krieges von den spanischen Besitzungen in Amerika erobern würden, das sollten sie behalten. Wilhelm III. von England sandte 1702 den durch seine Thaten in diesem Kriege so berühmt gewordenen Grafen, nachmaligen Herzog von Marlborough als Oberbefehlshaber der englischen und holländischen Landmacht nach den Niederlanden. Zwar starb Wilhelm III. noch in diesem Jahre, aber seine Schwägerin und Nachfolgerin Anna blieb seiner Politik treu und veränderte nichts in den getroffenen Maßregeln. Auch das deutsche Reich erklärte 1702 den Krieg an Frankreich. Dagegen ließ sich der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern der französischen Partei nicht abwendig machen, sondern sammelte eine ansehnliche Kriegsmacht und überrumpelte und besetzte die feste Stadt Ulm.

Der König Peter II. von Portugal und der Herzog Victor Amadeus von Savoien traten 1703 dem großen Bündniß bei, Marlborough eroberte eine Reihe fester Plätze in den spanischen Niederlanden, und in Deutschland loderte die Kriegsflamme schrecklich auf. Der Kurfürst von Baiern vertheidigte sich tapfer gegen die Kaiserlichen und besetzte Regensburg. Der Marschall Villars umging das unter Ludwig von Baden am Rhein stehende Heer und vereinigte sich mit dem Kurfürsten. Dieser drang in Tyrol ein, um sich mit dem aus Italien vorrückenden Vendome zu vereinigen. Glücklich war der Kurfürst bis über Innspruck hinaus vorgedrungen, als die tapfern Tyroler sich erhoben und ihn mit großem Verluste zur Rückkehr zwangen. Die Bedrängniß des Kaisers war um so größer, da auch in Ungarn ein Aufstand ausbrach und die wegen verweigerter Glaubensfreiheit unzufriedenen Ungarn an dem Fürsten Franz Ragoczy ein Haupt fanden.

Im Jahr 1704 zog Marlborough unerwartet an den Neckar und vereinigte sich bei Heilbronn mit Ludwig von Baden und Eugen. Während Eugen dann nach dem Rheine zog, besiegten Marlborough und Ludwig von Baden die Franzosen und Baiern am Schellenberg bei Donauwerth. Noch wichtiger war der Sieg, welchen bald nachher Malborough und Eugen über die durch ein französisches Heer unter Tallard verstärkten Feinde bei Höchstädt erfochten. Durch diesen ruhmvollen Sieg wurde nicht nur das feindliche Heer fast vernichtet, sondern auch ganz Baiern und Schwaben von den Franzosen

befreit. Dem Kurfürsten von Baiern blieb nichts übrig, als mit seinen Bundesgenossen über den Rhein zu ziehen. Ganz Baiern wurde von Kaiserlichen besetzt.

Der Krieg wurde auch in Spanien geführt. Eine zahlreiche englisch-holländische Flotte erschien 1702 an der spanischen Küste; sie vermochte zwar nicht Cadix zu nehmen, bemächtigte sich aber bei der Rückkehr in dem Hafen von Vigo der aus Amerika gekommenen, reich beladenen spanischen Flotte, zerstörte viele Schiffe und führte große Beute hinweg. Die spanische Seemacht wurde dadurch vernichtet. Auch sonst war der Zustand Spaniens sehr traurig. Philipp V. war ein schwacher Fürst; er hatte sich mit einer savoiischen Prinzessin vermählt; diese brachte eine ränkevolle Oberhofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mit; ein verhaßtes Weiberregiment verdrängte und erbitterte mehrere spanische Großen, die bisher alles gegolten hatten. Die Mißvergnügten unterhandelten mit den Verbündeten und versprachen, den östreichischen Erzherzog Karl als König anzuerkennen, wenn er selbst nach Spanien kommen und sich an ihre Spitze stellen wollte. Der Erzherzog Karl reiste 1703 von Wien ab und landete 1704 mit 12,000 Engländern und Holländern an der portugiesischen Küste. Auch ein portugiesisches Heer rückte in Spanien ein. Aber weder Philipp noch Karl war ein Held, keiner von beiden besaß ausgezeichnete Geisteskraft und keiner war vollkommen Herr seiner Truppen. Daher wurden weniger große Kriegsthaten als blutige Frevel und Grausamkeiten ausgeführt. Zwar gelang es Karl, in den Städten von Catalonien, Valencia und Aragonien anerkannt zu werden, aber dagegen erklärte sich Kastilien für Philipp V. Es trat die uralte Feindschaft des aragonischen und des kastilischen Reiches wieder grell hervor. Erst durch den Sieg des Marschall von Berwick bei Almanza (1707) wurde die Krone von Spanien Philipp V. gesichert. Die Städte von Valencia wurden nun erobert und die alten Vorrechte der Provinzen Valencia, Aragonien und Catalonien aufgehoben.

In Deutschland wurden im Jahre 1705 keine großen Kriegsthaten ausgeführt. Es starb in diesem Jahre der Kaiser Leopold I. und es folgte ihm sein älterer Sohn Joseph I. (1705—1711). Auch dieser war entschlossen, den Krieg mit allem Ernste fortzusetzen. Während der Kurfürst von Baiern mit dem Rest seines bei Höchstädt geschlagenen Heeres sich bei dem französischen Heere in den Niederlanden befand, litt sein armes Land unter dem Drucke östreichischer Commissarien unaussprechliches Elend. Alles baare Geld wurde den Baiern abgepreßt und die junge Mannschaft zum östreichischen Kriegsdienst gezwungen. Die Erbitterung veranlaßte eine Verschwörung, und die Entdeckung derselben rief noch härteren Druck hervor. Da rotteten sich die Bauern zusammen und entrissen den umherziehenden Werbehaufen die junge Mannschaft wieder. Die Schaaren vergrößerten sich, überfielen einzelne östreichische Abtheilungen und zwangen die Besatzungen kleinerer Städte sich zu ergeben. Ihr Glück vergrößerte ihre Schaar, und bald waren 30,000 beisammen. Aber einem heranrückenden Reichsheer waren die ungeordneten Bauern nicht gewachsen, sie wurden durch die zügellosen Ausschweifungen und Plünderungen der Soldaten hart gestraft. Auch an Hinrichtungen fehlte es nicht. Die blutigen Auftritte währten bis zum

Ende des Krieges. Der Kaiser Joseph I. sprach die Acht über den Kurfürsten von Baiern und dessen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clemens von Cöln aus; er schritt zu einer Zerstückelung Baierns und verschenkte mehrere kleinere baierische Herrschaften. Die vier ältesten Prinzen des Kurfürsten wurden mit bewaffneter Bedeckung von München nach Klagenfurt abgeführt.

Im Jahre 1706 erfocht Marlborough bei dem Dorfe Ramillies einen glänzenden Sieg über Villeroi und den Kurfürsten von Baiern. Das französische Heer mußte sich hinter die Schelde zurückziehen. Ganz Brabant, das spanische Flandern und ein Theil von Hennegau mußten Karl III. als ihrem Landesherrn schwören In demselben Jahre vernichtete auch Eugen in der ruhmvollen Schlacht bei Turin das französische, 80,000 Mann starke Heer. Durch diesen Sieg wurde ganz Italien von den Franzosen gesäubert. In Folge einer sogenannten Generalcapitulation räumten die französischen Truppen alle Plätze der Lombardei, wogegen ihnen freier Abzug mit den Waffen gestattet wurde.

Zwei Provinzen der spanischen Monarchie, die Niederlande und Mailand, hatte das Haus Oestreich den Franzosen glücklich entrissen. Im Jahre 1707 zog der Graf Daun mit nur 8000 Mann nach Neapel und besetzte dieses Königreich fast ohne Widerstand. Das Volk nahm die Kaiserlichen mit Jubel auf. Dagegen mißlang die Eroberung von Toulon. Auf Verlangen von England und Holland zogen Eugen und der Herzog von Savoien mit 31,000 Mann vor Toulon, während gleichzeitig eine englisch-holländische Flotte die Stadt von der Seeseite einschloß. Allein Toulon war fest und ein großes französisches Heer rückte zum Entsatz heran; da mußte Eugen den Rückzug antreten. Am meisten litt in diesem Jahre Deutschland durch den Krieg. Ein französisches Heer unter Villars drängte das deutsche Heer unter dem Markgrafen von Baireuth zurück, drang bis nach Franken und Schwaben vor und erpreßte von den kleinen Städten ungeheure Brandschatzungen.

Der Krieg hatte bereits sieben Jahre gedauert, und das französische Volk war durch Stockung des Handels und der Fabriken sowie durch die großen Auflagen aufs äußerste erschöpft. Ludwig war bereit, den Frieden mit großen Aufopferungen zu erkaufen, aber seine Feinde meinten, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, um Ludwigs Macht und Uebermuth zu brechen. Da stellte Ludwig ein Heer von 80,000 Mann an der Grenze von Flandern auf, unter Anführung seines Enkels, des Herzogs von Bourgogne, dem er den klugen Vendome als Rathgeber beiordnete. Aber diese beiden Männer waren nicht einig, und ihre Uneinigkeit war schuld, daß sie von Marlborough und Eugen bei Oudenarde (1708) geschlagen wurden.

Der nächste Winter war ein sehr harter und brachte große Noth über Frankreich. Es machte große Schwierigkeiten, die Mittel für den nächsten Feldzug aufzubringen, und deshalb wünschte Ludwig den Frieden dringender als bisher. Er knüpfte zuerst mit den Holländern Unterhandlungen an, an denen später auch Eugen und Marlborough Theil nahmen. Je bereitwilliger aber sich Ludwigs Gesandter zu Zugeständnissen zeigte, desto größer wurden die Forderungen der Gegner. Diese

verlangten nicht bloß die Abtretung der ganzen spanischen Monarchie, sondern auch Theile des französischen Gebietes, endlich sogar, es solle der König von Frankreich es dahin bringen, daß Philipp von Anjou innerhalb zwei Monaten die spanische Monarchie räume. Darüber wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Aber auch das Kriegsglück war Frankreich nicht günstig. Der Marschall Villars wurde von Eugen und Marlborough in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709) geschlagen.

Ludwig mußte sich dazu verstehen, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber mit seiner Bedrängniß war auch der Uebermuth seiner Gegner gewachsen. Es genügte diesen nicht, daß Ludwig zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien monatlich eine Million Livres als Hülfsgelder zu zahlen versprach. Da brach Ludwig die Unterhandlungen wieder ab. Der Krieg begann unglücklich für Frankreich (1710), und auch aus Spanien kamen schlimme Nachrichten. Der östreichische Graf Stahrenberg hatte Philipps Heere geschlagen, und Karl III. hatte seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Veränderung des englischen Ministeriums. Tod d. Kaisers Joseph. Friede zu Utrecht, Rastadt und Baden.

Ludwig XIV. war in der größten Bedrängniß. Aus dieser wurde er unerwartet durch eine Veränderung des englischen Ministeriums gerettet. Bis jetzt hat Marlborough in London alles gegolten; seine Gemahlin war die innigste Vertraute der Königin Anna; die Minister waren seine Verwandten oder seine Geschöpfe. Marlborough schloß sich den Whigs an; die Torys strebten nach seinem Sturz. Die Herrschsucht der Herzogin Marlborough, deren Hochmuth, der sich bis zu einem die Königin selbst beleidigenden Betragen steigerte, leisteten den Ränken der Torys großen Vorschub. Es kam zum Bruch zwischen der Königin und der Herzogin; der letzteren wurde der Hof verboten. Die Anhänger Marlboroughs wurden entsetzt, und deren Stellen erhielten Torys. Dem Herzoge ließ man zwar die Anführung des Heeres, aber nicht mit der uneingeschränkten Vollmacht, wie bisher. Die neuen Minister wünschten den Frieden, um Marlborough ganz entbehrlich zu machen.

Noch ein anderer für Ludwig XIV. günstiger Umstand trat ein. Der Kaiser Joseph I. starb ohne einen Sohn zu hinterlassen, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, war der Erbe seiner Länder. Es war nicht zu erwarten, daß England und Holland darauf bestehen würden, dem mächtigen Besitzer Oestreichs, Ungarns und Böhmens auch noch die ganze spanische Monarchie zu überlassen. Ludwig XIV. wünschte sogar dem Hause Oestreich die Kaiserkrone zu entwinden und soll dem König Friedrich I. von Preußen seine Unterstützung zugesagt haben; aber das gelang nicht, der bisherige Karl III. von Spanien wurde unter dem Namen Karls VI. zum Kaiser gewählt.

Die neuen englischen Minister waren bemüht den Krieg zu beendigen, der England große Opfer kostete, ohne dem Lande wesentliche Vortheile zu versprechen. Sie traten mit Ludwig XIV. in Unterhandlung und nahmen die von diesem aufgestellten Präliminarien an, ohne die Verbündeten zu berücksichtigen. Marlborough wurde abberufen, der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt und seiner Stellen entsetzt. Der Kaiser und die Generalstaaten suchten den Friedenscongreß zu hintertreiben, aber sie mußten sich fügen. Die Friedensverhandlungen wurden

1712 zu Utrecht eröffnet, und am 11. April 1713 wurde zu Utrecht der Friede unterzeichnet. Philipp V. erhielt das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen. Frankreich und Spanien sollten nie unter einem Fürsten vereinigt werden. Frankreich erkannte die protestantische Thronfolge in England an und trat an England die Hudsonsbai, Neuschottland oder Akadien und Neufundland ab. Savoien erhielt eine treffliche Barriere von Festungen gegen Frankreich und die Insel Sicilien als ein Königreich. Die Holländer erhielten das Besatzungsrecht in einer Reihe von Festungen. Zwischen Holland, England und Frankreich wurde ein Handelsvertrag geschlossen. Spanien trat in einem besonderen Frieden an England die Festung Gibraltar und die Insel Minorca ab.

Der Kaiser nahm den Frieden nicht an, sondern beschloß in Verbindung mit dem deutschen Reiche den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Die Reichstruppen kamen aber so sparsam und unregelmäßig an, daß Eugen nichts ausrichten konnte. Der Marschall Villars eroberte Landau und brandschatzte die offenen Städte am Rhein, dann ging er auch über den Rhein, nahm Freiburg ein und setzte auch auf dem rechten Rheinufer seine Erpressungen fort. Deshalb sah der Kaiser sich genöthigt, auf die angebotenen Friedensunterhandlungen einzugehen. Von Villars und Eugen wurde zu Rastadt 1714 der Friede unterzeichnet. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen an der westlichen Küste. Frankreich gab alle seine Eroberungen am Rheine, bis auf Landau, heraus. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden der Reichsacht entledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. Mit dem deutschen Reiche schloß Frankreich zu Baden im Aargau in demselben Jahre Frieden.

Ende Ludwigs XIV.

Frankreich war erschöpft, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder, der Wohlstand war verschwunden, eine ungeheure Schuldenlast lastete auf den Staatskassen. Auch in seiner Familie traf Ludwig XIV. großes Unglück. Sein Sohn, der Dauphin Ludwig, starb 1711, dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, und dessen liebenswürdige Gemahlin und ihr ältester Prinz, der Herzog von Bretagne, starben 1712. Ein zweiter Enkel Ludwigs, Philipp V., saß auf dem spanischen Thron, und ein dritter Enkel, der Herzog Karl von Berry, starb 1714. Ludwigs Urenkel, der nachherige Ludwig XV., war noch ein Kind. Das Leben des alten Königs bewegte sich in dem gewohnten Kreise und der fest bestimmten Ordnung, alles drehte sich um die Person des Königs. Durch sein Testament setzte Ludwig XIV. einen Regentschaftsrath ein und beschränkte die Macht des Herzogs von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. zur Regentschaft berechtigt war. Ludwig XIV. starb am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung seines 77. Jahres. Das Volk jubelte bei der Nachricht von seinem Tode und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit pöbelhaftem Muthwillen.

Ludwig XV. Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Ludwig XV. (1715—1774) war bei dem Tode seines Urgroßvaters erst fünf Jahre alt, und während seiner Minderjährigkeit gebührte

die Regentschaft dem Herzog Philipp von Orleans, dem Brudersohn Ludwigs XIV. Philipp von Orleans besaß die mannigfaltigsten Fähigkeiten. Er würde als Maler, als Musiker, vielleicht selbst als Gelehrter sich haben geltend machen können. Die Geheimnisse der Natur und die Fragen der Philosophie zogen ihn auf gleiche Weise an. Dem Chemiker Homberg errichtete er ein Laboratorium im Palais Royal und liebte es, mit ihm zu arbeiten. Gern zog er Männer von literarischem Talent an sich, man kam bei ihm in dem Maße in Gnade, in welcher man seinen Geist unterhielt. Er selbst wußte sich mit eben so viel Nachdruck wie Anmuth auszusprechen. Den meisten Werth legte er auf seine militärische Befähigung, und die öffentliche Meinung schrieb ihm nicht allein Muth, sondern auch Feldherrngabe zu. Aber alle seine schönen Gaben wurden durch eben so große Laster verdunkelt. Er war in früher Jugend durch die Schuld seines Vaters in die schlechteste Gesellschaft gerathen und artete dieser nach. Er ließ sich nicht allein zu Ausschweifungen fortreißen, sondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künsten, so auch in wildem Genuß es allen anderen zuvorzuthun. Er raste ganze Nächte hindurch, und wenn seine Kräfte erschöpft waren, meinte er sie durch starkes Trinken zu erneuen, so daß er sich vollends zerrüttete. Oft gerieth er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder Werkzeugen seiner Ausschweifungen. Die Nachwelt nennt den Herzog von Orleans nicht, ohne mit seinem Namen das Gedächtniß schamloser Orgien zu verbinden. Wenn er voll Weines war, so gab es nichts, was ihm Rücksicht eingeflößt und die wildesten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Hasses oder auch offenbarer Gottlosigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein starker Geist wollte er glänzen.

Ludwig XIV. hatte Bedenken getragen, einem Manne von diesem Charakter die Zukunft des Reiches anzuvertrauen, und hatte die Macht des Regenten durch einen Regentschaftsrath beschränkt. Aber der Herzog von Orleans ergriff mit rascher Hand die Zügel der Regierung und ließ durch das Parlament von Paris seine durch die Geburt ihm zustehenden Rechte anerkennen. Das lange unterdrückte Parlament strebte nach Wiederbelebung seiner Gerechtsame, und der Regent gab ihm die Befugniß zurück, vor der Registrirung königlicher Edicte solche Vorstellungen zu machen, die ihm nützlich scheinen würden. Das Parlament erkannte die Rechte an, welche die Geburt dem Regenten gab; der Regent erkannte die Rechte an, welche das Parlament nach dem alten Herkommen des Reiches besaß. Eine Anerkennung war der Preis der andern. Den bedeutendsten Einfluß auf den Regenten hatte der Abbé Dubois, welcher die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Er war der Sohn eines Apothekers, besaß eine wissenschaftliche Bildung und einen scharfen Verstand, war aber ein cynischer, brutaler und ganz unsittlicher Mensch. Er war der Lehrer des Regenten gewesen und hatte dessen Hang zu Ausschweifungen befördert und ihn zur Unsittlichkeit verleitet. Er hatte seinen Zögling gelehrt, daß es thöricht sei, sich irgend einen Sinnengenuß zu versagen, daß Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei, und daß nur ein Thor an Freundschaft, Tugend, Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Der damalige Zustand der Kirche in Frankreich stand in Widerspruch mit den Fortschritten der Wissenschaften

und der Bildung. Um so leichter wurde es einer flachen Philosophie die Grundfesten der Religion zu erschüttern. Auch am Hofe fand diese Philosophie Eingang, und kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, so traten an die Stelle der Bigotterie der abscheulichste Atheismus, und in diesem gab der Herzog von Orleans das schlimmste Beispiel. Hatte man am Hofe Ludwigs XIV. durch Heuchelei und äußeren Anstand die tiefe Verderbtheit zu verstecken sich bemüht, so riß jetzt der Regent jeden die Blöße deckenden Schleier weg. Der pariser Hof wurde der Sammelplatz aller Unsittlichkeit und Verworfenheit. Der Regent feierte im Kreise verworfener Genossen, die er selbst mit dem bezeichnenden Namen Roués belegte, Gelage, bei denen jede Ehrbarkeit von den rohen Lüstlingen mit Füßen getreten wurde.

Finanzen. John Law.

Der Regent fand die Finanzen in dem heillosesten Zustande. Die Zinsen der großen Staatsschuld verschlangen die Einnahmen, so daß für den Staatshaushalt fast nichts übrig blieb. Man schritt zu einer Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Forderungen an den Staat und erklärte viele für ungültig, man verschlechterte die Münze, man klagte viele Einnehmer und Finanzpächter des Unterschleifs an und zwang sie zu hohen Strafgeldern. Doch vermochte das alles das Mißverhältniß zwischen den Staatseinnahmen und Ausgaben nicht zu heben. Da stellte sich dem Regenten ein Schotte, John Law aus Edinburg, vor und überreichte dem Regenten einen Plan, nach welchem die ungeheure Staatsschuld in wenigen Jahren baar bezahlt werden könnte. Seine Vorschläge fanden Eingang. Es ward eine Zettelbank errichtet, die anfangs Privatunternehmen war. Die Noten dieser Bank fanden Zutrauen und wurden gern statt baaren Geldes genommen. Bald wurde die Bank zu einem Institut des Staates erhoben, mit dem Rechte, daß ihre Scheine in den öffentlichen Kassen angenommen werden konnten. Mit der Bank wurden große Handelsunternehmungen verbunden. Es wurde eine große, auf die zu entdeckenden Gold- und Silbergruben in Louisiana gerichtete Unternehmung angekündigt, von welcher ein außerordentlicher Gewinn zu hoffen sei. Die Compagnie kaufte die Privilegien der ostindischen Compagnie und begann Schiffe zu bauen und nach allen Weltgegenden abgehen zu lassen. Sie brachte das Recht der Umprägung der Münzen, die Generalpacht der Steuern, endlich die Verwaltung der allgemeinen Einnahmen an sich. Es wurden, außer in Paris, auch in anderen Städten Bankcomtoirs angelegt, alles baare Geld in die königliche Bank gezogen und das Land mit Papiergeld überschwemmt. Ein Edict befahl, es sollten auf dem Markte nicht über sechs Livres in baarem Gelde ausgegeben werden; es erschien ein Verbot, keine Zahlung über zehn Livres in Silbergelde und keine über dreihundert Livres in Golde zu machen; endlich erfolgte ein Verbot, mehr als fünfhundert Livres in gemünztem Golde in seinem Hause aufzubewahren. Alle bei den Gerichten niedergelegten Gelder, das Vermögen unmündiger Waisen und ähnliche Gelder, wurden in Banknoten umgewandelt. Die Aktien wurden bei jeder Geschäftserweiterung vermehrt; sie waren ursprünglich zu 500 Livres ausgegeben worden, wurden aber bald in Aussicht des großen Gewinns um das Zehnfache, ja Zwanzigfache des ursprünglichen Betrags gekauft. Die von Law ausgegebenen Bankbillets berechnet man

zu dritthalb Milliarden Livres. Der Regent hatte gleichsam freie Hand in die Kassen; er hat das Geld zuweilen zu nützlichen und wohlthätigen Zwecken, zuweilen auch für seine Ausschweifungen und Wollüste verwendet. Um dem Schwindelgeiste zu steuern, erschien 1720 ein Edict, durch welches der Preis der Aktien nach und nach auf den Nominalwerth zurückgeführt und die Annahme der Bankbillets an den öffentlichen Kassen auf eine bestimmte Zeit beschränkt werden sollte. Aber das vermeinte Rettungsmittel gereichte zum Verderben. Ein allgemeiner Schreck ergriff die Inhaber der Papiere. Die von allen Seiten bestürmte Bank konnte nicht zahlen, und das Luftgebäude stürzte in Trümmer. Der ganze Vermögensstand hatte sich verändert; während Einzelne die Aktien mit ungeheurem Gewinn weiter verkauft und große Reichthümer erworben hatten, verloren viele tausend Familien ihr Vermögen. 2000 Millionen Livres der Forderungen an die Bank blieben unbezahlt. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt. Law flüchtete aus Frankreich und starb zu Venedig in Dürftigkeit.

Die Königin Elisabet, die zweite Gemahlin Philipps V. von Spanien, strebte, von dem talentvollen Kardinal Alberoni unterstützt, den Söhnen ihrer Ehe Länder zu verschaffen. Während die Nachfolge in Spanien den Söhnen der ersten Ehe ihres Gemahls gebührte, glaubte sie, daß ihre Söhne ein Anrecht auf Frankreich hätten, im Fall Ludwig XV. söhnelos sterben würde. Dagegen war der Herzog von Orleans entschlossen, in diesem Fall seine Ansprüche auf Frankreich zu behaupten. Aus diesem Grunde schloß er (1717) einen Bund mit England und Holland, eine Tripelallianz. Als eine spanische Flotte sich Sardiniens und Siciliens bemächtigte, trat auch der Kaiser Karl VI. dem Bunde bei, der nun eine Quadrupelallianz wurde (1718). Die Verbündeten kamen überein, daß der Kaiser für Sardinien die Insel Sicilien, der älteste Sohn der Elisabet und Philipps V. Toskana, Parma und Piacenza erhalten solle. Spanien wollte diesen Vorschlag nicht annehmen, aber die spanische Flotte wurde von der englischen im mittelländischen Meere geschlagen. Nun trat der spanische Gesandte in Paris, Fürst Cellamare, mit den französischen Großen, die mit dem Regenten unzufrieden waren, in Verbindung und man beabsichtigte, den Regenten nach Spanien zu entführen und Philipp V. bis zur Volljährigkeit Ludwigs XV. die Verwaltung Frankreichs zu übergeben. Die Verschwörung wurde aber entdeckt und viele französische Großen verhaftet. Ein französisches Heer drang in Spanien ein. Gleichzeitig trat aber auch der Herzog von Orleans in Unterhandlungen mit Elisabet. Der Erfolg derselben war, daß Spanien der Quadrupelallianz beitrat, Alberoni entlassen und die dreijährige Infantin der Elisabet mit Ludwig XV. verlobt wurde.

Streit mit Spanien. Tod des Herzogs von Orleans.

Der zum Kardinal erhobene Dubois befestigte auch im Innern die Macht des Regenten; die Parlamente wurden zu ihrer früheren Unterordnung wieder herabgedrückt. Ludwig XV. wurde 1723 für mündig erklärt, und in demselben Jahre starben Dubois und der Herzog von Orleans. Die Stelle des ersten Ministers erhielt nun der Herzog von Bourbon-Condé. Dieser sandte die mit dem König verlobte Infantin nach Spanien zurück und vermählte Ludwig XV. mit

Maria, der Tochter des aus Polen vertriebenen Königs Stanislaus Lescinsky (1725). Bourbon wurde entlassen, als er Fleuri, den früheren Lehrer des Königs, aus der Umgebung desselben zu verdrängen suchte.

Der Kardinal Fleuri.

Fleuri, der bald Kardinal wurde, erhielt nun die Leitung der Geschäfte. Besonnene Ruhe, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit waren die Grundzüge seines Charakters. Er strebte während seiner siebzehnjährigen Staatsverwaltung den Frieden zu erhalten, dem gesunkenen Wohlstande Frankreichs aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufakturen und Wissenschaften emporzubringen. Der König zeigte wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit. Er war zu einem schönen Jüngling herangewachsen, und tägliche Bewegung hatte seinen schwächlichen Körper gestärkt. Seine liebevolle, fromme Gemahlin pflegte ihn auf das zärtlichste und hatte ihm zwei Prinzessinnen und einen Dauphin geboren. Aber das Familienglück Ludwigs XV. war von kurzer Dauer. Die Höflinge glaubten, daß Langeweile und Neigung den König doch zu anderen Frauen führen würden, und in der Furcht, dann ihren Einfluß zu verlieren, beschlossen sie, des Königs Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken. Man brachte den König durch schändliche Künste dahin, eine Gräfin von Mailli zur Buhlerin anzunehmen. Nachdem Ludwig an dem Umgang mit buhlerischen Weibern einmal Vergnügen gefunden hatte, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung und er ergab sich der ungebundensten Sinnlichkeit, so daß sein Hof selbst den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Die stille, fromme Königin fand nur Trost in Thränen; die Treue der Gemahlin rührte den König nicht; nur zuweilen schreckten Gedanken an Tod und Teufel ihn auf. Die Kirchengebräuche beobachtete der König mit pünktlicher Genauigkeit, er versäumte keinen Gottesdienst und sagte auch nach schlecht verlebten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her.

Der alte Kardinal Fleuri, der mit Sorgfalt den Frieden zu erhalten gesucht hatte, sah doch Frankreich in den polnischen Erbfolgekrieg (1733 — 1735) verwickelt. Nach dem Tode Augusts II. von Polen wählte die Mehrheit des polnischen Adels Stanislaus Lescinzky, den Schwiegervater von Ludwig XV., zum König; aber durch die Unterstützung von Rußland und Oestreich wurde August III. von Sachsen, der Sohn von August II., zum König eingesetzt. Ludwig XV. war nicht im Stande, an Rußland Rache zu nehmen, aber dem Kaiser erklärte er den Krieg, und französische Heere drangen in Lothringen und in das Herzogthum Mailand ein. Der Krieg endigte glücklich für Frankreich, indem es durch denselben Lothringen erwarb. Der alte Kardinal Fleuri sah trotz seiner Friedensliebe bald nachher Frankreich in den östreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) verwickelt. Frankreich erntete in diesem Kriege anfangs wenig Ruhm, und hierüber tief betrübt, starb Fleuri, beinahe neunzig Jahre alt, 1743.

Einfluß der Maitressen auf den König. Zerrüttung Frankreichs.

Nach dem Tode des Kardinals äußerte Ludwig XV. die Absicht, die Leitung des Staates selbst zu übernehmen, aber in den schmählichen Banden der Wollust vergaß er seine Pflichten gegen das Volk und ver-

schwendete an seine Buhlerinnen nicht nur die Einkünfte des Staates, sondern überließ ihnen gewissermaßen die Zügel der Regierung. Um den Muth der wiederholt geschlagenen Truppen wieder zu beleben, begab sich Ludwig XV. 1744 zu dem französischen Heere nach den Niederlanden. Es wirkte das so günstig auf das französische Volk, daß nicht nur die Truppen siegreich waren, sondern auch die Bürger den Druck der Kriegssteuern willig ertrugen. Die große Liebe der Franzosen zu ihrem Könige zeigte sich besonders, als dieser zu Metz schwer erkrankte. Dem Tode nahe, entließ der König auf die Vorstellungen seines Beichtvaters seine Buhlerin, die Herzogin von Chateauroux, und diese entging auf dem Wege nach Paris kaum der Wuth des Volkes. Die gütige und fromme Königin Maria eilte nach Metz, und weinend küßte ihr der beschämte, zerknirschte Gatte die Hände und schwur, von nun an ihr ganz allein zu leben. Der Einzug des wiederhergestellten Königs in Paris glich einem Triumphzug; mit so großem Jubel und mit so vielen Festlichkeiten empfing ihn das Volk. Der König besaß aber so wenig sittliche Kraft, daß er alle guten Vorsätze bald wieder vergaß, und unvermögend, sich geistig zu beschäftigen und bei der Leere in seinem Kopfe die Zeit hinzubringen, berief er die Chateauroux wieder zu sich. Als diese bald nachher starb, bestach die Frau des Finanzpächters d'Etioles, um dem Könige zugeführt zu werden, dessen Kammerdiener. Sie erhielt den Titel Marquise von Pompadour und erlangte bald eine solche Herrschaft über den König, daß sich alle Höflinge vor ihr beugten. Nach ihren Winken wurden die höchsten Aemter des Staates besetzt. Ihre Verschwendung war schrankenlos; der Glanz ihrer Lebensweise, die Menge ihrer Landgüter und Lustschlösser, die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre; jede ihrer Launen wurde befriedigt. Sie hatte es gern, wenn man sie als Beschützerin von Künsten und Wissenschaften pries; ihr huldigte Voltaire und widmete ihr Dichtungen in widerlicher Schmeichelei. Ueber den König herrschte sie auch dann noch, als sie ihn nicht mehr durch körperliche Reize zu fesseln vermochte, indem sie dem abgelebten Schwelger, welchen alle Arbeiten anwiderten, immer neue Genüsse bereitete.

Auch in den folgenden Jahren begab sich Ludwig XV. zu dem französischen Heer in den Niederlanden, und die Pompadour begleitete ihn. Diese bekam es aber satt, immer mit dem Könige im Felde umherzuziehen. Da nun auch in Folge des langwierigen Krieges Frankreichs Geldmittel erschöpft, die Seemacht durch die englische vernichtet, die Kolonien ohne Schutz waren, so kam der Friede zu Aachen (1748) zu Stande. Frankreich und England gaben sich wechselseitig ihre Eroberungen zurück.

Ludwig XV. setzte sein unsittliches Leben fort. Die Marquise von Pompadour blieb unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen; sie setzte Minister ein und ab; alle Personen, die den König umgaben, waren ihre Geschöpfe. Ludwig empfand diese Abhängigkeit, aber er hatte nicht den Muth, sich ihr zu entziehen. Die Franzosen zogen mit der ihnen eigenen Frivolität die Vorgänge am Hofe und das Verhältniß der Marquise zum Könige ins Lächerliche; aber mancher Spötter wanderte für einen witzigen Einfall in die Bastille, und ein gewisser Desforges, der ein beißendes Gedicht auf die Marquise und

den König gemacht hatte, wurde mehrere Jahre in einen eisernen Käfig eingesperrt, in welchem er weder stehen noch liegen konnte. Aufmerksame Beobachter ahndeten schon damals, daß die entsetzliche Verderbniß des Hofes einen Umsturz herbeiführen werde. Hier und da entstanden unruhige Bewegungen, indem theils der Druck der Steuereinnehmer an einigen Orten Aufstände verursachte, theils das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle Widersetzlichkeiten zeigten; aber die Staatsgewalt machte von ihren Militärmitteln schonungslosen Gebrauch und unterdrückte diese Bewegungen. Der unter Ludwig XIV. entstandene kirchliche Zwiespalt zwischen den Jansenisten und Jesuiten dauerte fort. Die Geistlichen dieser beiden Parteien verfolgten einander mit tödtlichem Hasse, sowohl persönlich, als in Schriften und Predigten. Wer die Jesuiten haßte, schloß sich den Jansenisten an. Wohl waren die Lehren das Panier, das man vortrug, aber es war nicht bloß ein Streit gegen Lehren, sondern auch gegen die Personen.

An einem finstern Winterabend 1757 wurde der König, als er aus dem Thore des versailler Schlosses auf den vorgefahrnen Wagen zuging, durch einen Stoß in die Seite verwundet. Der Verbrecher hieß Damiens, war Bedienter bei mehreren Parlamentsmitgliedern gewesen und hatte in diesem Verhältniß oft Gelegenheit gehabt, von der schlechten Verwaltung des Staates und der Gunst des Königs gegen die Jesuiten sprechen zu hören. Drei Jahre lang hatte er darüber gebrütet, wie man den in Lüsten versunkenen König zur Erkenntniß seiner Pflicht bringen könne. Er war endlich dabei stehen geblieben, daß man den König nicht tödten, sondern, um ihm den Tod von ferne zu zeigen, verwunden müsse. Zu diesem Zwecke hatte er sich nur eines Federmessers mit kurzer Klinge bedient, und die Verwundung war auch nicht mehr als ein Aderlaß. Die Hinrichtung des Verbrechers wurde zu Paris mit wahrhaft höllischer Grausamkeit vollzogen.

Das Mißtrauen zwischen Frankreich und England war seit dem Frieden zu Aachen gestiegen, und Grenzstreitigkeiten in Nordamerika veranlaßten (1755) den Ausbruch eines Seekriegs zwischen beiden Staaten. Da nun auch zwischen Oestreich und Preußen ein Krieg drohte und Friedrich II. von Preußen mit England ein Bündniß geschlossen hatte, so gelang es dem östreichischen Minister Grafen Kaunitz ein Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich zu Stande zu bringen. Der Abschluß des Bündnisses, welches alle einsichtsvollen französischen Staatsmänner mißbilligten, wurde besonders von der Marquise von Pompadour betrieben. Die Unglücksfälle, welche in dem siebenjährigen Krieg (1756—1763) Frankreich trafen, vermehrten noch die großen Uebel, an welchem der französische Staat litt. Unfähige Günstlinge der Frau von Pompadour wurden zu Ministern, Feldherren und Admiralen ernannt. Die Engländer eroberten fast alle ostindischen und amerikanischen Kolonien der Franzosen. Auf den körperlich und sittlich erschlafften König machte das Unglück und die Schande seines Landes keinen Eindruck. Er blieb auch gleichgültig, als bald nach dem Abschluß des Friedens seine Gebieterin, die Pompadour, starb (1764).

Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich.

Zwei Jahrhunderte lang hatte der Orden der Jesuiten über alle Angriffe seiner zahlreichen Feinde den Sieg davon getragen. Jetzt

wurde aber die Politik der Staaten nicht mehr durch Fragen des Glaubens bestimmt, und die Jesuiten standen nicht mehr als die Leiter der geistigen Bewegung da, und deshalb unterlagen sie ihren Gegnern. In Portugal waren sie der Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs angeklagt und von dem Minister Pombal aus dem Lande gewiesen worden (1759). Zu derselben Zeit vervielfältigten sich in Frankreich die Angriffe auf den Orden. Eben hier hatte derselbe unter Ludwig XIV. über Hugenotten und Jansenisten den Sieg davon getragen und die ganze katholische Geistlichkeit von sich abhängig gemacht. Aber jetzt entwickelte sich der Streit der Jansenisten mit den Jesuiten in einer von dem Ursprunge desselben verschiedenen Richtung. Das jansenistisch gesinnte Parlament zu Paris trat nämlich als Vertheidiger der weltlichen Macht gegen die Jesuiten auf und erklärte es für einen sträflichen Eingriff in die Rechte des Staates, daß die Jesuiten nur dem General ihres Ordens und dem Papste unterworfen sein wollten. Hierzu kam, daß mehrere Schriftsteller ihre Waffen wider alles Bestehende richteten und nicht bloß gegen veraltete Mißbräuche, sondern zugleich gegen das Heiligste und Ehrwürdigste mit sophistischen Deklamationen und mit höhnischem Spott und Witz kämpften. Statt die wahre Aufklärung zu befördern und in ihr die kräftigste Schutzwehr gegen den trüben und seichten Strom der neuen Ideen zu suchen, verboten die Inhaber der Gewalt die Werke, in welchen jene Ansichten enthalten waren, und ganz besonders waren es die Jesuiten, die jene Schriften zu widerlegen und zu unterdrücken suchten. Das erweckte aber in der Nation einen heftigen Reiz, sich über die streitigen Gegenstände zu unterrichten, und von der Bigotterie ging man zur Freigeisterei über. Die Wirkung dieser Veränderung mußten besonders die Jesuiten empfinden. Durch seine lettres provinciales schlug der witzige Pascal, durch ätzende Worte Voltaire den Jesuiten tiefe Wunden. Seitdem Voltaire den Ton angegeben hatte, wollte jeder Witzling auf Kosten der Geistlichkeit und der Religion witzig sein. Man deckte die verwerflichen Grundsätze der Jesuiten auf, die Leichtigkeit, mit welcher sie im Beichtstuhl von Todsünden zu entbinden pflegten, die Schleichwege, deren sie sich am Hofe bedient, die fluchwürdige Gewalt, welche sie unter Ludwig XIV. auf Frankreich ausgeübt hatten, ihre Habsucht, ihren alles Maß überschreitenden Ehrgeiz. Es forderten nicht nur die gelesensten Schriftsteller auf, die Macht Roms zu brechen, dessen Stütze der Orden sei, man klagte auch die Jesuiten als Staatsumstürzer, Königsmörder und Sittenverderber an, und wo nur eine Frevelthat geschehen war, da sollten die Jesuiten sie verübt haben. Die nächste Ursache ihrer Unterdrückung in Frankreich war ein Rechtsstreit, den ein marseiller Handlungshaus gegen einen Pater la Valette führte. Dieser, der Vorsteher der Mission in Westindien, bereicherte den Orden durch glücklichen Handel außerordentlich. Er hatte kurz vor dem Ausbruche des Krieges einige reichbeladene Schiffe nach Europa abgehen lassen, und in deren Erwartung hatte jenes marseiller Haus für mehr als anderthalb Millionen von ihm auf dasselbe gezogene Wechsel acceptirt. Die Engländer aber nahmen die Schiffe, der Pater erklärte sich für zahlungsunfähig, und das Handlungshaus mußte das Geld bezahlen. Es entstand nun die Frage, ob der Orden zur Zahlung angehalten werden könne. Er weigerte sich,

indem er behauptete, der Pater la Valette habe die Ordensgesetze überschritten, welche den Handel verböten. Das Gericht forderte deshalb die Jesuiten auf, ihre Constitutionen vorzuzeigen. Dies geschah, aber das Parlament sprach denselben die Gültigkeit in einer Rechtssache ab und verurtheilte den Orden zur Bezahlung der von la Valette gezogenen Wechsel. Das Parlament, den Jesuiten längst feindlich gesinnt, unterwarf bei dieser Gelegenheit die Satzungen des Ordens einer Prüfung und erklärte, daß eine Reihe von Sätzen dem Staate gefährlich, daß die den Jesuiten von den Päpsten ertheilten Vorrechte mit der kirchlichen, weltlichen und sittlichen Ordnung im Widerspruch ständen. Der Minister Herzog von Choiseul ermunterte die Schritte des Parlaments. Man stellte an den Ordensgeneral die Forderung einer gründlichen Revision des Ordens und daß als Generalvicar für Frankreich ein Franzose ernannt werde Aber der General des Ordens verweigerte jede Reform und erklärte, die Jesuiten müßten so bleiben, wie sie wären, oder gar nicht mehr bestehen (sint ut sunt, aut non sint). Hierauf erfolgte (1762) der Beschluß des Parlaments, daß die Gesellschaft Jesu in Frankreich völlig aufgehoben sein sollte, weil ihre Fortdauer mit der Wohlfahrt des Staates unverträglich sei. Den einzelnen Jesuiten wurde der Besitz von Pfarrämtern und Pfründen gestattet, wenn sie sich durch einen Eid verpflichteten, aller Gemeinschaft mit dem Orden zu entsagen. Unter Tausenden fand sich kaum Einer, der den Eid leistete. Da gab das Parlament (1764) den Befehl, daß alle Jesuiten binnen vier Wochen Frankreich verlassen sollten. Der König milderte jedoch den Ausspruch des Parlaments dahin, daß die gewesenen Jesuiten in Frankreich bleiben könnten, wenn sie ohne alle Verbindung mit dem Orden als treue Unterthanen leben wollten.

Frankreich erwirbt Korsika. Vermählung des Dauphin mit Marie Antoinette. Aufhebung der Parlamente. Tod Ludwigs XV.

Im Jahre 1768 erwarb Frankreich die Insel Korsika, indem die Republik Genua, der dieselbe gehörte, sich außer Stande sah, einen langjährigen daselbst ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken, und daher die Insel gegen eine Geldsumme an Frankreich überließ.

Der König sank immer tiefer in Unwürdigkeit und legte es ordentlich darauf an, dem Throne alle Achtung zu rauben und den Umsturz desselben vorzubereiten. Voll Gram über das sittenlose Leben seines Vaters starb (1765) der Dauphin, des Königs einziger Sohn, der mit seiner Gemahlin in schöner Häuslichkeit und Treue lebte. Die Dauphine starb 1767 und die Königin Maria Lescinska 1768. Der König blieb nicht gleichgültig bei dem Tode der Seinigen, aber seine besseren Aufwallungen waren nicht von Dauer. In seinem sechzigsten Jahre wurde er der Sklave eines Frauenzimmers, welches vorher ein verworfenes Leben geführt hatte und das er zur Gräfin Dubarri erhob. Seit diese Frau gebot, wünschte Frankreich schmerzlich die Tage der Pompadour zurück. In Paris häuften sich die Schmähschriften und Spottlieder auf den gesunkenen König. Selbst der verworfene Hof war über die Erhebung einer Dubarri empört, aber die meisten Höflinge beugten sich bald in sklavischer Unterwürfigkeit, und nur der Herzog von Choiseul grollte und ließ der Dubarri gelegentlich sogar seine Verachtung blicken. Choiseul war es auch, welcher die Vermählung des Thronfolgers, des Sohnes vom verstorbenen Dauphin, mit Marie Antoinette

von Oestreich bewirkte. Während der Einsegnung zu Versailles (1770) tobte ein furchtbares Gewitter. Vierzehn Tage später wurden bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris zu Ehren der Vermählung veranstaltete, mehrere hundert Menschen erdrückt und zertreten, auf demselben Platze (place de Louis XV.), auf welchem 22 Jahre später der damals Gefeierte als König sein Haupt auf die Guillotine legte.

Die Steuern waren während des siebenjährigen Krieges vervielfältigt und nach dem Frieden nicht herabgesetzt worden. Besonders lastete auf dem Landvolk ein harter Druck. Das Parlament von Paris, das sich für den natürlichen Vertheidiger des Volkes, besonders in Bezug auf die Abgabenverhältnisse ansah, unterhandelte mit dem Hofe über eine Verminderung der öffentlichen Lasten. Auch in den Parlamenten der Provinzen wurden laute Klagen erhoben. Der Herzog von Aiguillan, der Gouverneur der Bretagne, gerieth wegen des Druckes seiner Verwaltung mit dem Parlament von Rennes in einen gefährlichen Rechtsstreit. Der König übertrug diesen Prozeß dem Parlament von Paris. Nun aber gerieth die Regierung selbst in Streit mit dem Parlament. Der König hielt 1770 ein Lit de Justice, in welchem das Parlament scharf zurückgewiesen wurde. Der Haß gegen den Hof und der Druck der Abgaben bewirkte, daß Vornehme und Geringe für das Parlament Partei ergriffen. Das Parlament aber stellte alle gerichtlichen Handlungen ein. In diesen Tagen der Aufregung bewirkte der feile Kanzler Maupeau, unterstützt von der Dubarri, daß der Minister und Herzog von Choiseul vom Hofe verwiesen wurde. Auf die Kunde davon strömten die zahlreichen Gegner des Hofes in Masse nach dem Hotel des Ministers, um durch Begrüßung desselben ihre Abneigung gegen die, welche ihn gestürzt hatten, an den Tag zu legen. Der Kanzler Maupeau ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Da das Parlament bei seiner Weigerung beharrte, so ließ er in der Nacht (20. Januar 1771) die Mitglieder des Parlaments durch Musketire wecken und viele derselben zu der Erklärung zwingen, in der Ausübung ihres Amtes fortfahren zu wollen. Aber der größere Theil derselben war zu keiner Unterschrift zu bewegen, und am andern Tag nahmen auch die durch die plötzliche Erscheinung der Bewaffneten Eingeschüchterten ihr Wort zurück. In der Nacht darauf wurden sie wieder geweckt. Gerichtsdiener behändigten ihnen einen Beschluß des Staatsrathes, der sie ihrer Aemter entsetzte. Gleich darauf erschienen Musketire, welche die Parlamentsräthe nach verschiedenen, von der Hauptstadt entfernten festen Plätzen abführten. Die Absicht von Maupeou war, nicht bloß das Personal des Parlaments, sondern die ganze Organisation zu verändern. Er setzte statt des Parlaments ein Obergericht (grand conseil) ein und errichtete unter dem Namen von conseils superieurs ähnliche Gerichtshöfe in Arras, Blois, Chalons-sur-Marne, Clermont, Lyon und Poitiers. Die Mitglieder dieser hohen Gerichtshöfe sollten von der Regierung ernannt und besoldet werden. Die Erblichkeit der Stellen und damit der Geist einer unabhängigen Körperschaft sollte in der neuen Einrichtung nicht fortbestehen. Den entlassenen Parlamentsräthen wurde der Preis ihrer Stellen zurückgezahlt. Anfangs protestirten zwar die meisten Prinzen und Pairs gegen die neue Gerichtsordnung, und man verhöhnte in Paris durch Satiren und Spottlieder das soge-

nannte Maupeou-Parlament; aber bald freute sich das Volk der schnelleren und wohlfeileren Rechtspflege, die protestirenden Prinzen und Pairs und die verbannten Parlamentsräthe söhnten sich mit der Regierung aus.

Die Beseitigung der oft unwirksamen, aber immer wachsamen Controle der Parlamente ließ den Ministern besonders in ihren Finanzoperationen vollkommen freie Hand. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung und kümmerten sich nicht um das Glück und die Ehre der Nation. Ludwig XV. starb 1774. Der Staatshaushalt war in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerschwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel gelähmt, Irreligiosität und Sittenlosigkeit durch alle Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verschwunden. Daher wurde die Nachricht von dem Tode Ludwigs XV. überall mit Freude aufgenommen, und jedermann richtete seine Hoffnungen auf den Dauphin, der bei dem allgemeinen Hasse gegen seinen Vorgänger mit dem Beinamen der Ersehnte begrüßt wurde.

Die französischen Colonien

Frankreich trägt bis auf die neueste Zeit den Charakter einer Continentalmacht, und seine Bedeutung zur See tritt dagegen zurück. In noch viel höherem Grade war das früher der Fall. Obgleich Frankreichs Lage gleichsam einlud, die neue Welt zu besuchen und dort festen Fuß zu fassen, vernachlässigte man doch die sich darbietende Gelegenheit und ließ selbst den Unternehmungsgeist Einzelner ohne Unterstützung, welche die Fahrt nach der neuen Welt wagten. Franzosen entdeckten Kap Breton und untersuchten die Küsten Neufundlands, wo sie die ersten Gründer des großen Fischfangs wurden. Jakob Cartier drang in die Lorenzbai, fuhr den Lorenzfluß hinauf, besuchte die anwohnenden Stämme der Wilden und tauschte gegen europäische Waren Pelzwerk ein. Franz I. (1515 — 1547) ernannte für die neu entdeckten Länder einen Statthalter, und es wurden auf Kap Breton und am Lorenzfluß feste Plätze angelegt. Allein die Regierung des Mutterlandes nahm kein wahres Interesse an den fernen Kolonien, und diese würden wieder vergessen worden sein, hätten sie sich nicht durch den Fischfang erhalten, den die unerschrockenen Seeleute der Normandie, der Bretagne und des biskaischen Busens auf den Bänken Neufundlands zu betreiben fortfuhren.

Kein besseres Schicksal hatten die Expeditionen, welche während der Religionskriege unter Karl IX. auf Anstiften des Admirals Coligny von hugenottischen Auswanderern nach Florida unternommen wurden. Erst unter Heinrich IV. (1589 — 1610) wurden die Kolonisationsversuche wieder aufgenommen. Florida gab man auf und wandte sich dem Norden zu, wo die Spuren der ersten Ansiedler noch vorhanden waren. Die Franzosen drangen tiefer in das Land und legten Kolonien an, besonders Quebek und Montreal. Allein das Vordringen der Franzosen brachte die Engländer und Holländer in Bewegung. Die Holländer suchten die wilden Indianerstämme aufzuhetzen und unterstützten diese mit Feuerwaffen und Munition, die Engländer aber brauchten offne Gewalt. Die Lage der französischen Kolonien blieb eine unsichere und kritische, bis mit Ludwig XIV. (1643—1715) ein neuer kräftiger Geist in die französische Staatsverwaltung kam. Ein Colbert konnte die

Bedeutung der Kolonien nicht übersehen. Er sendete zu wiederholten Malen den bedrängten Pflanzern die Hülfe einer militärischen Macht, welche die Indianer zu Paaren trieb und das gesunkene Ansehen des französischen Namens zu Ehren brachte. Nachdem die Existenz der Kolonien gesichert war, ergriff man Maßregeln, ihre ökonomischen Zustände zu verbessern. Das Aufblühen Kanadas erregte den Neid der Engländer, welche nach der Unterwerfung Neu-Yorks die Grenznachbarn geworden waren. Zwei kriegerische Stämme, die Irokesen und Huronen waren die Bewohner des Landes, welches die Franzosen jetzt als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Wenn sie gleich vor der überlegenen Gewalt zurückwichen, so bewahrten sie doch ein Gefühl der Rache, das zu befriedigen sie keine Gelegenheit vorübergehen ließen. Die Engländer boten ihnen dazu die Hand, indem sie den Wilden Feuergewehre, Kriegsmunition und Branntwein verkauften. Die Kriege, in welche die Revolution von 1688 England mit Frankreich verwickelte, übertrugen sich auch auf die Kolonien, und die Grenzgebiete Kanadas und Neu-Yorks wurden unter der Theilnahme der Indianer der Kampfplatz für die beiden Rivalen. Der Friede von Utrecht (1713) entschied gegen Frankreich Ludwig XIV. mußte die Hudsonsländer, Neufundland und Akadien an England abtreten.

Eine Entschädigung für diese Verluste fand Frankreich an den Inseln Kap Breton und St. Johann, die durch ihre Lage sowohl die Fischereien an der Bank Neufundlands, als auch den Eingang in die Lorenzbai und die Verbindung mit Kanada deckten. Kanadas europäische Bevölkerung hatte sich vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges auf 90,000 Seelen gehoben. Der Sitz der Regierung und erster Seehafen war Quebek, der Hauptplatz des Pelzhandels Montreal. Die Franzosen suchten den Engländern den Pelzhandel ganz zu entreißen und dieselben vom tieferen Eindringen in das Land abzuhalten. Sie zogen eine Grenzlinie vom Lorenzfluß bis zum Missisippi und versahen sie mit Festungswerken. Darüber entstanden Streitigkeiten, welche im pariser Frieden (1763) damit endigten, daß die Franzosen den Engländern Kanada abtreten mußten. Um dieselbe Zeit (1764) überließ Frankreich an Spanien Louisiana am Missisippi, seine letzte Kolonie auf dem amerikanischen Kontinent. Die Franzosen hatten Louisiana von Kanada aus entdeckt, es aber nie zu wahrer Blüte bringen können.

In Westindien waren Seeräuber (Flibustier) die Gründer der französischen wie der englischen Kolonien. Als sie mächtig genug waren das Recht des Besitzes zu behaupten, machten sie ihre Nationalität geltend und stellten sich unter die Hoheit und den Schutz ihrer Regierungen. So constituirte sich 1626 die erste französische Kolonie St. Christoph. Dem Unternehmungsgeist der kühnen Freibeuter gelang es bald, sich in Besitz einzelner Antillen zu setzen und auf ihnen die Herrschaft Frankreichs zu verkünden. Die französische Regierung beging aber den Fehler, daß sie das Monopol zur Betreibung des westindischen Handels und zur Anlage neuer Niederlassungen einer Gesellschaft überließ. Diese verlangte für alle europäischen Waren so unmäßige Preise, daß die Kolonisten den Holländern in die Arme getrieben wurden, die mit ihnen einen vortheilhaften Schleichhandel trieben. Der Aufschwung und die Blüte des französischen Westindiens begann erst, als 1717 die französische

Regierung allen Zoll von den Einfuhren des Mutterlandes in die Kolonien aufhob und den Zoll von den Einfuhren der Kolonien in das Mutterland ansehnlich ermäßigte. Die drei Hauptinseln waren Martinique, Guadeloupe und St. Domingo.

In Südamerika ließen sich Franzosen in Cayenne nieder. Das ungesunde Klima und die drückende Nachbarschaft der Holländer hinderten aber den Aufschwung der Kolonie.

Mit der Westküste von Afrika haben französische Kaufleute aus der Normandie und der Bretagne sehr frühzeitig Handel getrieben. In Folge der Bürgerkriege unter Karl IX. (1560—1574) hörten diese Fahrten auf. Später lebte dieser Handel wieder auf, und namentlich wurde Sklavenhandel mit Westindien getrieben. Während der Kriege Ludwigs XIV. mit der holländischen Republik nahmen die Franzosen den Holländern alle ihre Besitzungen zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Gambia weg.

Einen Handel mit Indien anzuknüpfen, hatten bereits einzelne Privatpersonen und Gesellschaften versucht, als Ludwig XIV. 1664 zu diesem Zweck eine Gesellschaft gründete. Man wählte Madagaskar zur ersten Station; aber diese Niederlassung scheiterte durch schlechte Verwaltung und Mißgriffe aller Art. Nun suchte die französische Kompagnie in Surate sich festzusetzen und eroberte später auch St. Thomas an der Küste von Tranquebar; allein die französische Kolonisation wollte nicht glücken. Erst als Dumas (1730) in Pondichery eintraf und die Leitung der Geschäfte übernahm, gelang es, das gute Einvernehmen mit den indischen Fürsten herzustellen und durch geschickte Verwaltung mit geringen Mitteln Großes zu leisten. Die Inseln Bourbon und Isle de France wurden zu Zwischenstationen bestimmt und der in Handelsgeschäften wie im Seedienst gleich ausgezeichnete La Bourdonnais nach den Inseln gesandt, um sie zu den geeigneten Stationen zu machen. Um in Indien den Geschäftskreis zu erweitern, wurde durch Dupleix in Chandernagor am Ganges noch eine Faktorei angelegt. Dupleix dehnte den Handel durch das ganze Stromgebiet des Ganges aus und richtete einen Zwischenverkehr der indischen Länder ein.

Die mit Erfolg gekrönten Anstalten machten die Engländer, die sich bereits im Alleinbesitz des vorderindischen Handels glaubten, eifersüchtig auf die Franzosen und legten den Keim zu den Feindseligkeiten, die im Zusammenhang mit den Kriegserklärungen des Mutterlandes auch auf diesem Schauplatz ausbrachen. La Bourdonnais bewaffnete auf eigne Kosten neun Schiffe, schlug die englische Flotte und eroberte den Haupthandelsplatz der Koromandel-Küste, Madras. Allein die Eifersucht von Dupleix auf La Bourdonnais war Ursache, daß die Franzosen ihren Sieg nicht verfolgten. La Bourdonnais wurde nach Frankreich zurückgerufen und Dupleix blieb Meister des Feldes. Der Friede von Aachen (1748) gab zwar den Engländern Madras zurück, aber ihr Ansehen bei den indischen Völkerschaften war durch die erlittene Niederlage sehr geschwächt worden. Dupleix erkannte die Vortheile der Lage, und sein thatkräftiger Geist bildete den Gedanken aus, Frankreich zur herrschenden Macht in Indien zu erheben. Die Gründung einer territorialen Macht theils durch unmittelbare Besetzung von Land, theils durch Ernennung abhängiger Nabobs war das Ziel, nach dem Dupleix strebte. Die Zer-

rüttung des Mongolenreichs, die Empörungen einzelner Statthalter und ihre Anstrengungen sich unabhängig zu machen und manches andere kam seinen Plänen zu statten. Die genaue Kenntniß des Nationalcharakters und der indischen Sitten und die kluge Anbequemung an dieselben gab ihm einen unwiderstehlichen Einfluß. Frankreich war im Begriff die erste Handels- und Kolonialmacht in Asien zu werden. Da wurde Dupleix nach Frankreich zurückgerufen und unter seinem unfähigen Nachfolger traf die Franzosen ein Schlag nach dem andern. Im Frieden zu Paris (1763) behielten die Franzosen in Indien nur Pondichery und Mahie auf der Küste Malabar.

Die französische Literatur zur Zeit Ludwigs XIV.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die französische Literatur. In inniger Beziehung zu dem Geistesleben jener Zeit steht die dramatische Poesie. Die Tragödien aus der Zeit Ludwigs XIV. führen uns in eine Welt von Vorstellungen und Empfindungen, welche der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts zum Theil schwer begreift, geschweige theilt und billigt. Die Werke der tragischen Dichter haben eine charakteristische Färbung, die dem Zeitalter ausschließlich angehört. In den Tragödien fällt besonders das drückende Uebergewicht conventioneller Vorstellungen über die natürlichen Gefühle des Herzens auf. Wir athmen überall Hofluft. Man nimmt das Kleid für den Mann, die Ehre für die Tugend, den Anstand für Sittenreinheit, äußere Andacht für Frömmigkeit. In den verzweifeltsten Situationen scheinen die Helden sich beständig zu erinnern, daß der große König und sein Hof da sind, um sie zu hören. Diese Hofluft ist um so drückender, da die Stoffe der Stücke fast ausschließlich aus der klassischen Mythologie, sowie aus der Geschichte der alten Völker und der der Türken entnommen sind. Die Dichter bemühen sich nicht in den Geist des Zeitalters und des Volkes einzudringen, welches sie darstellen. Ihre Griechen, ihre Römer, ihre Türken denken und handeln wie Höflinge des großen Ludwig. Die dem Alterthum ganz fremde ritterliche Galantrie drängt sich überall ein. Die beaux yeux der Hermione treiben Orest zum Meuchelmord; der Türke Bajazet will lieber sterben als eine Sultanin heirathen, die er nicht liebt.

Willkürliche, beengende Schranken, die der damaligen Tragödie gesteckt wurden, waren die sogenannten drei Einheiten. Ueber die Einheit der Handlung waltet kein Streit; aber die Anforderung der Einheit des Orts und der Zeit beruhte auf einem Mißverständniß von Aristoteles Poetik, wie zuerst Lessing nachgewiesen hat. Auch äußere Verhältnisse waren dem Aufblühen der tragischen Poesie hinderlich. Der Hof war nicht zufrieden, seine Sprache und seine Sitten auf der Bühne wiederzufinden, sondern er führte sich dort in Person ein und machte die Bühne gleichsam zur Antichambre. Die gens de qualité nahmen ihre Plätze längs den Coulissen, dicht neben den Schauspielern. Dort schwatzten und scherzten sie während des Spieles, kritisirten laut die Schauspieler und erlaubten sich alle möglichen Leichtfertigkeiten. Diese Umgebung konnte die Schauspieler nicht ermuthigen, sich den Eingebungen ihres Genies zu überlassen. Sie fürchteten immer, lächerlich zu erscheinen, und diese beständige, ängstliche Besorgniß, die Feindin jedes Enthusiasmus, wirkte auch auf die Dichter zurück. Daher jene übertriebene Delikatesse des tragischen Stils, die, indem sie den Schein des

Gewöhnlichen und Unedlen ängstlich zu vermeiden sucht, oft gerade dann lächerlich wird, wenn sie am meisten bemüht ist, ihre Würde zu wahren. Abgesehen von diesen Uebelständen haben die Meisterwerke der französischen klassischen Tragödie die Bewunderung verdient, mit der das gebildete Europa sie damals aufnahm. Die bedeutendsten tragischen Dichter sind Corneille und Racine.

Pierre Corneille (1606—1684) war zu Rouen geboren. Er studirte die Rechtsgelehrsamkeit und war bereits bis zum Generaladvokat beim Parlamente vorgerückt, als er, durch die günstige Aufnahme eines von ihm geschriebenen Lustspiels bewogen, die juristische Laufbahn aufgab, um sich ganz der Poesie zu widmen. Anfangs schrieb er Lustspiele, aber bald erkannte er, daß er mit größerem Talent für das Tragische, als für das Komische begabt sei. Gleich sein erstes Trauerspiel, Medea, erwarb ihm den größten Beifall. Noch höhere Bewunderung erregte sein Cid, und den Gipfel seines Ruhmes erreichte unser Dichter durch die Horatier. Seine späteren Stücke fanden weniger Beifall. Den Ruhm von Corneille überstrahlt der von Jean Racine (1639—1699). Nach dem frühen Tod seiner Eltern in Portroyal erzogen, widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der Classiker. Sein erstes Stück, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, wurde 1664 aufgeführt. Unter seinen folgenden Stücken sind Andromache, Britannicus, Phädra und sein letztes Werk, Athalia, auszuzeichnen. Racine übertrifft Corneille an Wahrheit der Charakterschilderung.

Neben den Tragikern ist der Begründer der französischen Komödie, der berühmte Moliere (1620—1673) zu nennen. Er hieß eigentlich Jean Baptiste Poquelin. Er war der Sohn und Enkel von Hoftapezierern des Königs, und zu diesem Geschäft sollte er auch gebildet werden. Da erweckten die theatralischen Vorstellungen im Hotel de Bourgogne, in welche sein Großvater ihn bisweilen mitnahm, in dem Knaben die Lust zum Theater und zu den schönen Wissenschaften. Nach langem Sträuben willigte sein Vater ein, ihn in das Jesuitencollegium von Clermont zu schicken, wo der junge Poquelin sich fleißig mit den alten Sprachen, der Philosophie und der Rechtswissenschaft beschäftigte. Nach vollendeten Studien begleitete er mit seinem Vater den Hof nach Narbonne. Als hier zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele aufgeführt wurden, zeigte sich Niemand geschäftiger als der junge Poquelin. Er brachte Leben und Ordnung in diese Darstellungen und zeichnete sich selbst in mehreren Lustspielen durch sein komisches Talent aus. Nach Paris zurückgekehrt, trat er als Schauspieler auf und vertauschte seinen Namen mit dem Namen Moliere. Später durchreiste er an der Spitze einer Schauspielertruppe die Provinzen, wurde dann von dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orleans, zum Direktor von dessen Hoftruppe ernannt und endlich von dem König mit einem jährlichen Gehalt von 7000 Livres in Dienst genommen. Seine Stücke brachten ihm aber noch viel mehr ein. Vor Moliere hatte man fast alle Lustspiele nach spanischen Intriguenstücken bearbeitet. Auch Moliere that das anfangs, aber er erhob sich auch zum Sitten- und Charakterlustspiel, dem er vorzüglich seinen Ruhm verdankt.

Die Oper, eine italienische Erfindung, hatte bereits Mazarin den Franzosen bekannt gemacht, indem er im Louvre Opern aufführen ließ.

Als der beste Operndichter ist Quinault zu nennen. Boileau (1636—1711) war ein ausgezeichneter Satiriker, und von den Franzosen wird auch dessen Poetik gerühmt. La Fontaine (1621—1695) schrieb Fabeln und kleine anmuthige Erzählungen; er war im Leben ebenso einfach, anspruchslos und gutmüthig wie in seinen Schriften.

In der Zeit Mazarins, in welcher der ritterliche Adel die letzten Anstrengungen machte, um sich als politische Macht neben der Krone zu behaupten, wurden Ritterromane geschrieben. Die Namen der Helden waren aus dem Alterthum entlehnt, aber ihre Galanterie, ihre Tapferkeit und ihr Ehrgefühl erinnerten an die Gefühle der ritterlichen Romantik. Es folgten dann Romane, deren Handlung ebenfalls aus dem Alterthum entlehnt war, den Helden wurden aber die schwülstigen und sentimentalen Galanterien zugeschrieben, die damals bei den Vornehmen der Hauptstadt üblich waren. Diesen Uebertreibungen einer affectirten Galanterie machte Boileau durch seine Satiren ein Ende. Nun wurden historische Romane Mode, in denen die Geschichte und die Dichtung gegenseitig ihre Wirkung zerstörten und in denen wirkliche Thatsachen mit mehr pikanten als poetischen Erfindungen leichtfertig gemischt waren. François de Salignac de la Fenelon schrieb einen didactischen Roman, Telemach. Er wollte durch denselben den Herzog von Bourgogne, dessen Erzieher er war, auf angenehme Weise über seine Pflichten belehren und ihm Muster aus dem Alterthume zur Bildung seines Geistes und Herzens vorhalten.

Nach Beendigung der Bürgerkriege hatte der französische Klerus durch zeitiges Aufgeben des ersten Platzes in der gesellschaftlichen Ordnung sich den zweiten gesichert und ein enges Bündniß mit dem absoluten Königthum geschlossen. Das Königthum fürchtete den Klerus nicht mehr, sondern begünstigte ihn als treuen und nützlichen Bundesgenossen. So geschah es, daß die Kanzelredner ihre Kunst mit einer gewissen Freiheit üben durften und daß die religiöse Beredtsamkeit in dem allgemeinen Aufschwung der französischen Sprache und Literatur eine hervorragende Rolle spielt. Den vollständigen Sieg der katholischen Kirche bekundet es, daß alle Talente ersten Ranges auf der Seite der triumphirenden Kirche stehen. Die Reihe dieser Redner beginnt mit Bourdaloue (1632—1704). Die Stärke seiner Predigten beruht auf der Klarheit und Anordnung der Gedanken und auf der Festigkeit seiner Ueberzeugung. Jacques Benigne Bossuet (1627—1704) zeichnete sich früh durch sein Rednertalent und seinen Scharfsinn aus. Der König machte ihn zum Lehrer des Dauphin und zum Bischof von Meaux. Bossuet verstand es, die Würde der Religion inmitten eines glänzenden und geistreichen Hofes zur Geltung zu bringen, sowie gleichzeitig die gallikanische Kirche gegen die Reformirten und gegen Rom zu vertreten. Bossuet versuchte es auch in seinem Discours sur l'histoire universelle in den wechselnden Ereignissen aller Jahrhunderte und aller Nationen das Gesetz eines beständigen Fortschritts zu einem von der Vorsehung voraus bestimmten Ziele nachzuweisen. Esprit Flechier (1665—1742), der französische Isokrates, glänzte durch die Eleganz seines Stiles. Johann Baptist Massillon (1665—1742) endlich vereinigte rührende Milde mit der kühnsten Freimüthigkeit; er übertraf, von einer reichen Phantasie und bedeutender Gelehrsamkeit unterstützt,

alle seine Vorgänger in Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit seiner Werke.

In der Zeit Ludwigs XIV. wurden auch die ersten Versuche gemacht, in französischer Sprache mit den Geschichtschreibern des Alterthums zu wetteifern. Mezeray, Vertot und Rollin sind die bedeutendsten Geschichtschreiber. Unter den zahlreichen Memoiren, in welchen das Leben dieser Zeit sich abspiegelt, zeichnen sich die des Kardinal von Retz und die des Herzogs de la Rochefoucauld aus.

Die geistige Thätigkeit des 17. Jahrhunderts hatte in der philosophischen Forschung nicht geringere Erfolge, als in den schönen Wissenschaften. Die französische Philosophie des 17. Jahrhunderts ist wesentlich religiöser Natur, sie unterwirft nicht die Geheimnisse des Glaubens der Kritik, sondern leiht ihnen vielmehr ihren Beistand. Der tiefste und originellste Denker dieser Zeit ist René Descartes, geboren zu la Haye in der Touraine (1596—1650). Mit unersättlicher Wißbegier warf er sich auf alle mögliche Studien; aber plötzlich ließ er davon ab und nahm Kriegsdienste. Das wüste Kriegsleben konnte ihn nicht lange fesseln; er kehrte nach Frankreich zurück, begab sich aber bald, da er Verfolgungen der französischen Geistlichkeit zu befürchten hatte, nach Holland. Hier lebte er 25 Jahre, bis ihn die Königin Christine von Schweden 1649 nach Stockholm berief, wo er 1650 starb. Seine Studien hatten sich allmälig vorzugsweise der Philosophie und Mathematik zugewendet. In der Mathematik brach er den Bestrebungen der neueren Zeit die Bahn und ist Erfinder der analytischen Geometrie. Noch weit bedeutender sind seine Verdienste in der Philosophie. Indem Descartes die Grundlagen unserer Ueberzeugungen und Kenntnisse untersucht, findet er, daß es nichts Gewisses für uns giebt, als den Gedanken, insofern dieser der unvermeidliche Vermittler jedes Begriffs ist, sogar des Zweifels selbst. Je pense, donc je suis, das ist der oberste Grundsatz seines Systems. Es folgt daraus, daß wir die materielle Welt bei weitem nicht mit der Sicherheit erkennen können, wie die Vorstellungen, die wesentlich zum Denken gehören. Die angeborne Ueberzeugung von dem Dasein eines unendlichen und vollkommnen höchsten Wesens ist unter den letzteren die hervorragendste. Sie ist zweifelloser als alle übrigen, weil sie den Beweis ihrer Wirklichkeit in sich selbst trägt.

Das System von Descartes fand unter seinen Landsleuten heftige Gegner, unter denen sich besonders Peter Gassendi (1592—1656) auszeichnete. Auch er hatte zugleich als Mathematiker und Physiker große Verdienste. Dagegen unternahm es Nicolas Malebranche (1638—1715), ein Mann von dem edelsten Charakter und der innigsten Frömmigkeit, die Philosophie des Descartes hauptsächlich nach der religiösen Seite hin weiter auszubilden.

Peter Bayle (1647—1706) war Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan; beim Beginn der Hugenottenverfolgung (1681) flüchtete er nach Rotterdam, wo er als Lehrer der Philosophie und Geschichte auftrat. An Mannigfaltigkeit und Ausdehnung der Studien ist er nicht leicht übertroffen worden. Von unersättlicher Wißbegierde erfüllt, aber die schwachen Seiten aller Meinungen und Systeme scharf erkennend, um sich irgend einem derselben vollständig

hinzugeben, fand er seine Freude daran, seinen Zeitgenossen die Unsicherheit ihrer vermeintlichen Kenntnisse nachzuweisen, vorzüglich auf theologischem und philosophischem Gebiet. Bayle muß als einer der Begründer jener Richtung der Literatur angesehen werden, welche sich im Gefühl selbstbewußter Freiheit und der Geltung des Verstandes zerstörend gegen alles Vorhandene, gegen Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Regierungsweisen, wie gegen dogmatische und juridische Autoritäten richtete, und trotz des Verderbens und Unheils, welches von ihr ausgegangen ist, doch den Ruhm erworben hat, die Wichtigkeit subjektiver Einsicht und Ueberzeugung mit Wärme und Muth verfochten und erkämpft zu haben. Den umfassendsten Einfluß auf die Umgestaltung der Ansichten seiner Zeitgenossen gewann Bayle durch das von ihm gegründete Journal: Nouvelles de la république des lettres. Für die Gelehrten verfaßte er sein berühmtes Dictionnaire historique et critique, ein Werk seltener Belesenheit und großen Scharfsinnes.

Die französische Literatur zur Zeit Ludwigs XV.

Ludwig XIV. war es gelungen, die französische Sprache zur Sprache der Diplomaten in dem Verkehr der Staaten zu machen; die Auswanderung der französischen Protestanten, welche ihre Sprache im Auslande, besonders an den norddeutschen Höfen, als Erzieher und Erzieherinnen der Fürstenkinder redeten und lehrten, wirkte noch mehr zur Verbreitung der französischen Sprache und Literatur. Diese Literatur war der Weltansicht der Großen in allen Ländern genehm. Man pries überall das Zeitalter Ludwigs XIV. als klassisch und unübertrefflich. Unter Ludwig XIV. hatte der Hof, der zu Versailles seinen Sitz hatte, nicht nur den Staat, sondern auch die Bildung, die Mode und den gesellschaftlichen Ton beherrscht. Das änderte sich unter Ludwig XV., der nur Sinn für religiöse Ceremonien, die Jagd und schöne Frauen hatte. Der Hof verlor seinen Einfluß auf die Bildung und Literatur; die Stimme der Stadt Paris wurde sogar zur Opposition, und diese Opposition machte sich als Organ dessen geltend, was Bedürfniß der Zeit und des Landes war. Der große Einfluß, den die Literatur gerade damals auf die Nation übte, wurde dem Hofe und den Ministern entzogen, und die Nation huldigte von jetzt an ebenso den Ton angebenden Gelehrten und den vornehmen Herrn und Damen in Paris, wie früher den Ministern.

In jener Zeit, wo auch die wichtigsten Angelegenheiten im Kabinet von Maitressen entschieden wurden, bildeten sich in Paris gewisse von Damen geleitete Privatgesellschaften, welche die Herrschaft über die Literatur an sich zogen und dadurch für die literarische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Bedeutung erlangten. Diese pariser Privatgesellschaften waren nicht sittlicher und sittsamer, als der Hof von Versailles, dessen Gedanken sich nur um Lustbarkeiten, Jesuiten, Processionen und unsittliche Frauen drehten; aber sie huldigten dem Zeitgeiste, suchten ihre Unterhaltung und ihren Genuß in geistreichem Witz und führten Krieg mit allem, was von der Regierung und der Geistlichkeit begünstigt wurde. Sie schütteten ihren Hohn und Spott über alles Hohe und Heilige aus, während die große Masse des Volkes der Bigotterie und dem Aberglauben ergeben war und in Unwissenheit und Elend lebte. Jene Herrn und Damen bewiesen aber vor den Augen des Volkes allem dem, was diesem heilig war, eine scheinbare

Anerkennung und Verehrung. Diese Heuchelei der vornehmen Kreise und die unter diesen herrschende Lebensansicht haben sich später auf furchtbare Weise an ihnen gerächt. Denn die unter ihnen geltende Weisheit und der Spott, den sie trieben, verbreiteten sich auch zu der verachteten, in geistliche und weltliche Bande geschmiedeten, arbeitenden Klasse. Die erste Dame, welche einen solchen literarisch-gesellschaftlichen Kreis in ihrem Hause versammelte und bewirthete, war die Frau von Tencin. Sie war in früheren Jahren durch nichts weniger, als durch Sittlichkeit ausgezeichnet gewesen, erlangte aber doch ein solches Ansehen, daß selbst der Papst Benedict XIV. mit ihr einen Briefwechsel unterhielt. An Geist und Kenntniß stand ihr die Frau Geoffrin nach, die sich aber durch große Feinheit im Benehmen auszeichnete. Sie verstand von Kunst und Wissenschaft fast gar nichts, ihr Haus galt aber als die Schule des guten Tones. Kein angesehener Mann kam nach Paris, ohne sie zu besuchen; alle deutsche Höfe, die der Mode huldigten, bezahlten Correspondenten, um alles, was an diesem Hofe vorging, zu erfahren. Der polnische König Stanislaus Poniatowsky lud die Frau Geoffrin nach Warschau ein und empfing sie dort wie eine große Herrschaft. Ja selbst Maria Theresia zeichnete diese Frau, als sie auf der Rückreise nach Wien kam, in auffallender Weise aus. Die beiden genannten Damen übertraf an Geist und Witz Frau Deffant. Sie nahm gegen die Gelehrten einen anderen Ton an und warf sich zur Richterin über Philosophie und Geschmack auf. Als sie blind geworden war, nahm sie, um die Unterhaltung zu beleben, ein armes Fräulein, die l'Espinasse, zu sich, welche jung und lebhaft war. Es kam aber bald zum Bruch zwischen den beiden Damen, und die l'Espinasse bildete einen neuen Kreis für geistreiche Unterhaltung. In etwas späterer Zeit vereinigte der Baron Holbach an seiner reich besetzten Tafel alle diejenigen, welche der Religion und der Sittlichkeit offen den Krieg erklärt hatten. Auch der gothaische Geschäftsträger Grimm bewirthete die geistreichen Herren.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. erwachte Frankreich allmälig wie aus einem Traume. Der Verdruß folgte dem Rausche; die Kritik trat an die Stelle der Bewunderung; man warf sich blindlings in eine verbissene Opposition. Die Philosophie fing an die Literatur zu beherrschen und bald auch die Gesellschaft. Freilich hatte diese Philosophie mit den tiefsinnigen Speculationen des 17. Jahrhunderts nur den Namen gemein. Weit entfernt, sich mit Erforschung der Geheimnisse des Unendlichen zu ermüden, stützte sie sich lediglich auf die Erfahrung und die sinnliche Wahrnehmung. Man glaubte nur, was man ohne Mühe begriff, und der Autorität der Ueberlieferung setzte man den gesunden Menschenverstand (bon sens) entgegen. Der erste Stoß richtete sich gegen die Kirche. Dann griff man Religion und Moral an, indem man der officiellen Heuchelei ein Ende machte und zum System erhob, was die Mehrheit aller Parteien längst befolgt hatte. Mit der weltlichen Macht verfuhr man behutsamer, überzeugt, daß auch sie ihrem Schicksal nicht entgehen könne, nachdem sie erst bei der Vernichtung ihres mächtigen Bundesgenossen geholfen hatte. Noch bei Lebzeiten Ludwigs XIV. begann der Kampf mit einem Tirailleurfeuer von satirischen Versen und beißenden Witzen; aber der ernste und systematische Kampf entwickelte

sich erst im vierten Jahrzehent des Jahrhunderts. Von da an bildete der Haß gegen die Vorurtheile die wesentliche Eigenschaft eines Mannes von Geist. Die ungeschickten und inconsequenten Verfolgungen des Kardinals Fleury vermehrten nur den Glanz der neuen Meinungen, die Bigotterie der Geistlichkeit, die unbillige Härte der Rechtspflege thaten das Uebrige. Von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an befand sich die öffentliche Meinung in offenem Kriege mit allen politischen, religiösen und socialen Ueberlieferungen. Der Fanatismus des Unglaubens folgte auf den Fanatismus des Glaubens, und das Ende des philosophischen Zeitalters sah die Fluth der revolutionären Ideen bereit, alle Dämme zu durchbrechen. Den Schriftstellern blieb kaum eine Wahl, sie mußten unter den Fahnen der Philosophie kämpfen oder jeder Hoffnung auf Ruhm und Erfolg entsagen.

Alle französischen Philosophen des 17. Jahrhunderts stimmten darin überein, daß die menschliche Seele gewisse angeborne, über den Zweifel wie über jede Beweisführung erhabene Vorstellungen besitze. Der Engländer Locke hingegen leugnete die angebornen Ideen und suchte die Quelle unserer Erkenntniß lediglich in der sinnlichen Wahrnehmung und in der Reflexion. So erhielt die persönliche Erfahrung und der Verstandesbeweis in allen Problemen der Wissenschaft die entscheidende Stimme. Diese Lehre wurde von den Franzosen aufgenommen und weiter entwickelt.

Voltaire oder, wie er eigentlich hieß, François Marie Arouet (1694—1778) war der Prophet des neuen Glaubens; er war unter den französischen Schriftstellern, was Ludwig XIV. unter den französischen Königen. Er war der Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Beamten und wurde nach seiner Entlassung aus der Jesuitenschule in die Kreise der vornehmen pariser Gesellschaft eingeführt, wo man seine ersten Gedichte bewunderte. Mit seiner Familie zerfiel er, weil er dem Andrängen und den Drohungen seines Vaters widerstand, der schlechterdings einen Juristen aus ihm machen wollte. Er wurde zweimal in die Bastille gesetzt, das erste Mal wegen einiger Spottverse auf die Regierung Ludwigs XIV., das zweite Mal wegen eines Zwistes mit dem Herzog von Sulli, der ihn auf offener Straße durch seine Bedienten mißhandeln ließ und, als ihn Voltaire zum Zweikampfe forderte, einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirkte. Diese Haft verschaffte ihm den Schein eines Märtyrers. Er fuhr fort in bitteren satirischen Gedichten gegen den harten Druck der bigotten Regierung Ludwigs XV., gegen die eiteln Mitglieder der Akademie, gegen das Christenthum mit seiner Möncherei und seinem Pfaffenthum und gegen die herrschende Heuchelei und Intoleranz zu schreiben. Auch suchte Voltaire als Tragiker in Racines Fußstapfen zu treten. Er lebte dann einige Zeit in England, wo er mit der englischen Literatur bekannt wurde und sich durch die Herausgabe seiner Henriade, eines Epos, ein hübsches Vermögen erwarb.

Nach seiner Rückkehr aus England wurde er durch seine Dramen berühmt und gewann durch seine kleineren Gedichte diejenigen Herren und Damen, welche auf die Mode-Bildung Anspruch machten. Auch zeigte er durch seine Geschichte Karls XII., wie man die Geschichte zur geselligen Unterhaltung benutzen und ihr den Einfluß und die Bedeutung

des Romans verschaffen könne. Er verstand es, die Geschichte leicht, witzig und unterhaltend vorzutragen und verbreitete durch dieselbe seine Ideen in ganz Europa. Sein Essai sur les moeurs et sur l'esprit des nations ist als erste philosophische Universalgeschichte von Bedeutung und zeigt im Vergleich zu Bossuet's Universalgeschichte einen großen Fortschritt.

Durch seine Briefe über die Engländer machte er den Franzosen die damalige englische Religions-Philosophie und Lebensansicht bekannt. Der in diesen Briefen enthaltene Angriff auf das herrschende System und auf die Dogmatik brachte die Theologen und Juristen in Aufruhr. Das Buch wurde förmlich verurtheilt und durch Henkers Hand verbrannt. Um sich der Aufmerksamkeit seiner Gegner zu entziehen, begab sich Voltaire nach Cirey, einem Schlosse in der Champagne. Er verlebte dort glückliche Tage mit der Dame vom Hause, der berühmten Emilie du Chatelet, und einer kleinen Zahl auserlesener Freunde. Seine unermüdliche Thätigkeit umfaßte Mathematik, Physik, Geschichte, Philosophie und schöne Literatur. Er suchte auch über die mathematischen und physikalischen Wissenschaften den Reiz seines Witzes und seiner Darstellungsgabe zu verbreiten. Wissenschaftlich haben diese Arbeiten keinen Werth.

Voltaire wurde auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen durch Verwendung der Marquise von Pompadour. Diese, der er einige seiner Werke widmete, wurde seine Gönnerin und verschaffte ihm die Stelle eines Kammerherrn und eines Historiographen von Frankreich. Bald aber führte der Aerger, sich am Hofe von dem mittelmäßigen Tragödienschreiber Crebillon verdunkelt zu sehen, ihn nach Cirey zurück und von da an den Hof des Stanislaus Lescinsky in Nancy. Die schmeichelhaften Einladungen Friedrichs II. bewogen ihn (1750) nach Potsdam zu gehen. Die Freundschaft des Königs, ein bedeutendes Gehalt und glänzende Ehren schienen ihn für immer dort festzuhalten. Voltaire bewies aber auch hier, wie überall, kleinliche Eifersucht gegen jedes fremde Talent und hämische Rachsucht gegen die, welche seine Eitelkeit einmal beleidigt hatten. Er verließ Potsdam 1753 und kaufte in dem Ländchen Gez das Landgut Ferney, eine Meile von Genf. Hier machte er einen fast fürstlichen Aufwand, wurde von den bedeutendsten Personen aufgesucht und widmete die 20 Jahre dieser glänzenden Zurückgezogenheit einer durch das Alter nicht geschwächten literarischen Wirksamkeit.

Im Winter 1778 entschloß sich Voltaire, noch einmal Paris zu besuchen. Die Hauptstadt empfing ihn wie einen Triumphator. Wo er sich zeigte, umgaben ihn die Huldigungen des Volkes. Eine Menge Menschen wartete Stunden lang vor seinen Fenstern auf das Glück, ihn einige Augenblicke zu sehen. Gelehrte und Staatsmänner drängten sich zu ihm, die Akademie ließ ihn durch drei Mitglieder feierlichst begrüßen, und sämmtliche Schauspieler erschienen vor ihm, ihn zu bitten, „sie mit seinem Odem zu beseelen." Im Theater wurde in der Loge er selbst, auf der Bühne seine Büste unter dem Zujauchzen des Volkes bekränzt. Aber die Freude über die schmeichelhafte Aufnahme und die Anstrengung seines Geistes, allen Bewunderern zu genügen, erschöpften den achtzigjährigen Greis. Er erkrankte und starb am 30. Mai 1778.

Voltaire's Werke bilden eine Masse von 70 starken Oktavbänden; sie umfassen alle Gattungen der poetischen und rednerischen Darstellung. Entfesselung von Vorurtheilen und Denkfreiheit ist seine angebliche Aufgabe. Mit dem klarsten und kältesten Verstand, mit der größten Schärfe des Witzes, mit einer bisher noch nie dagewesenen Meisterschaft der Sprache zieht er gegen alles zu Felde, was anders als er dachte. An Stoff zu Witz und Spott fehlte es einer Philosophie und Weltansicht nicht, die alles, was der sogenannte gesunde Menschenverstand nicht auf der Stelle zu begreifen im Stande war, für Betrug, Abgeschmacktheit, Wahn und Vorurtheil hielt. Die Heldenjungfrau von Orleans wurde in einem schmutzigen Gedicht dem Spott und der Verachtung preisgegeben; Leibnitz für einen Charlatan, Plato für einen Verfasser von Galimathias, Spinoza für einen trockenen Pedanten erklärt. Noch größerer Spott wurde gegen die christliche Religion gerichtet. Die Lehre, die den Menschen über das Sinnliche zu erheben sucht, erschien natürlich den Verkündigern der Sinnlichkeits-Weisheit nur als eine Fessel für den Pöbel. „Zwölf Jünger, sagte Voltaire, waren nöthig, um diese Religion auszubreiten, aber Einer wird hinlänglich sein, sie auszurotten."

Bei solchen Grundsätzen gerieth Voltaire natürlich in Kampf mit den Parlamenten und der Geistlichkeit. Er bestand siegreich diesen Kampf, da das Talent und die öffentliche Meinung auf seiner Seite waren, die Parlamente mit ihrer barbarischen Criminaljustiz den Geist der Zeit wider sich hatten, und die Geistlichkeit, die häufig dem Weltgeiste diente und nicht durch Fülle christlicher Tugenden glänzte, sich leicht in das ungünstigste Licht stellen ließ, als werde ihr Widerstreben nur von Eigennutz und Hochmuth erzeugt.

Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689 bis 1755) war Rath, später Präsident des Parlaments von Bordeaux. Während Voltaire als Dichter und als Philosoph seine Angriffe besonders gegen den Aberglauben und das Pfaffenthum richtete, faßte Montesquieu als Rechtsgelehrter und Adeliger mehr die politische Seite des Despotismus und den Mangel an Achtung vor dem Gesetze und vor den gesetzlichen Formen ins Auge. Montesquieu's erstes Werk, die persischen Briefe, ist in der Manier Voltaire's, in leichter, angenehmer Schreibart geschrieben und in die Form eines Romans gekleidet. Montesquieu schildert die Verwaltung und Regierung Frankreichs, die gewaltsam aufrecht erhaltene Kirchenlehre, die Hierarchie, das Mönchswesen und die Unduldsamkeit, das abgeschmackte Treiben der Schulgelehrten, die der Schmeichelei und dem Wortgepränge dienende Akademie, um spottend zu beweisen, daß das ganze Lehr- und Regierungssystem des damaligen Frankreich verkehrt und unhaltbar sei.

Eine Reise, welche Montesquieu nach England unternahm, brachte in seinen politischen Ansichten eine Aenderung hervor. Die gesetzliche Ordnung des englischen Volkes, die in England herrschende rege Bewegung und die Blüthe dieses Reiches söhnten ihn mit manchen Dingen aus, die er in den persischen Briefen angefeindet hatte. Er gewann unter den Engländern die Aristokratie und eine gewisse Art Hierarchie lieb und pries nun eine Staatsverfassung, in welcher, wie bei den Engländern, Geistlichkeit, Adel und Reichthum eine Stelle erhielten.

In dem Buche über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer bedient sich Montesquieu der römischen Geschichte, um seinen Landsleuten an dem Schicksale der Römer klar zu machen, welche Bedeutung einerseits Patriotismus und das Bewußtsein eigener Kraft und unvergänglicher Rechte haben, und wie andererseits die Völker durch Despotismus herabgewürdigt und ihrem Untergange entgegengeführt werden. Montesquieu's Werk über den Geist der Gesetze ist das Ergebniß langjähriger, gewissenhafter Studien und eröffnet ein neues Zeitalter der politischen Wissenschaften. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Menschen bei der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Sitten und Gesetze nicht lediglich willkürlichen Einfällen gefolgt sind, untersucht Montesquieu das Verhältniß der Gesetze zu den Bedingungen des Klimas, des Bodens, der natürlichen Hauptbeschäftigungen und des angebornen Charakters der Völker, sowie ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander. Alle Verfassungen lassen sich auf drei Grundformen zurückführen, welche freilich nie rein, sondern in den mannigfaltigsten Mischungen angetroffen werden. Die Demokratie hat ihre treibende Kraft in der politischen Tugend, d. h. in der Liebe zum Vaterlande und zur Gleichheit; die Aristokratie gedeiht durch den Geist der Mäßigung; die monarchische Verfassung wird durch die Ehre aufrecht erhalten und der Despotismus endlich kann nur durch Furcht bestehen. Von den drei Grundverfassungen wird die Republik als ein unerreichtes Ideal dargestellt, die Despotie dagegen, von welcher die absolut monarchischen und militärischen Staaten des Festlandes am meisten an sich haben, als eine Pest der Menschheit, die constitutionelle Monarchie aber als letzte Zuflucht der europäischen Völker. Jede Verfassung, in welcher die drei Gewalten, die gesetzgebende, die ausführende und die richtende, nicht von einander getrennt sind, muß in Despotie ausarten.

Montesquieu stützte seine Gedanken auf die Betrachtung der Thatsachen und der Geschichte; er bemühte sich redlich, durch Forschung und Prüfung zur Wahrheit zu gelangen, und wenn seine Betrachtung die Verfassung seines Vaterlandes berührt, so erkennt man immer, daß er nur abändern, nicht umstürzen wollte. Er erstrebte nicht wie Voltaire mit den Waffen des Witzes, nicht wie Rousseau mit der Sprache des beredten Gefühles eine Umwälzung. Verachtung und Haß gegen den Despotismus, hohe Achtung vor den politischen Tugenden der Alten und entschiedene Vorliebe für eine verständige und gemäßigte Freiheit, wie England sie bereits damals besaß, das sind die Gefühle, welche der Geist der Gesetze überall athmet und in der beredtesten Weise vertritt.

Jean Jacques Rousseau (1712—1778) war in Genf geboren und war der Sohn eines armen Uhrmachers. An der Hand einer Erzieherin und in einem ländlichen Aufenthalt bildete Rousseau besonders sein Gemüth aus sowie die Liebe zur freien Natur. Auch war es von Einfluß auf ihn, daß er seine Erziehung und erste Bildung unter Protestanten und in einer Republik erhielt, in welcher damals noch strenge religiöse Zucht, große Sittlichkeit, Einfachheit und Häuslichkeit bei großem Reichthum bestand. Auch herrschte in dem kleinen Freistaat noch republikanisches Leben; und diesen republikanischen Geist sog Rousseau ein und nährte ihn durch frühe Bekanntschaft mit Plutarchs Lebensbeschreibungen. Er sollte auch Uhrmacher werden und erhielt deshalb

keine gelehrte Bildung. Seine historischen Kenntnisse gewann er aus Plutarch, seine poetische Bildung aus Romanen. Später studirte er mit großem Fleiß die verschiedenartigsten Dinge. In seinem sechzehnten Jahre, als er sich eines Abends auf einem Spaziergange verspätet hatte, entfloh er aus Furcht vor der angedrohten Züchtigung seinem Lehrmeister und ging nach Savoien. In Annecy wies man ihn an Frau von Warens, eine junge, aus der Schweiz entflohene Dame, die zum Katholicismus übergetreten war und vom König von Sardinien eine Pension erhielt. Rousseau ward freundlich aufgenommen. Seine Beschützerin sandte ihn mit Empfehlungen nach Turin, wo er katholisch wurde und in den Dienst eines vornehmen Herrn trat. Ein Zufall gab ihm, während er bei der Tafel aufwartete, Gelegenheit, seine Geistesbildung zu verrathen, und bestimmte seinen Herrn, ihm eine würdigere Lebensbahn zu eröffnen. Aber der freiheitsliebende Jüngling verließ die günstige Lage, in die er versetzt worden war, aus hartnäckigem Eigensinn und kehrte zur Frau von Warens zurück. Im vertrauten Umgange mit dieser liebevollen Frau, in der Freiheit eines unbeschränkten Lebens und im Genusse der schönen Natur erweiterte er durch Bücher und den Umgang mit unterrichteten Leuten seine Kenntnisse und erwarb sich, durch Ausbildung seines musikalischen Talents, in der Tonkunst ein neues Werkzeug für seine lebhafte Empfindung.

Im Jahre 1741 ging Rousseau nach Paris. Sein Plan, eine von ihm erfundene Methode der Notenbezeichnung durch Zahlen geltend zu machen, gelang nicht. Aber er gewann Freunde unter den Schriftstellern. Er wurde bei der Gesandtschaft in Venedig angestellt, kehrte aber nach Paris zurück, weil er sich mit dem Gesandten nicht vertragen konnte. Vergebens versuchte er, sich als Opernkomponist bekannt zu machen, er nahm deshalb eine Gehülfenstelle bei dem Generalpächter Dupin an und wurde allmälig mit den Schöngeistern bekannt, besonders mit Diderot.

Im Jahre 1750 fiel ihm eine von der Akademie zu Dijon gestellte Preisaufgabe in die Hände. Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften (im funfzehnten Jahrhundert) zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Rousseau wandelte die Frage in die allgemeinere um, ob der Mensch durch Bildung sittlich besser werde, und verneinte diese Frage. Obgleich die Akademie in der Hauptsache nicht seiner Meinung war, erhielt er doch den Preis, wegen der Scharfsinnigkeit und Beredtsamkeit, mit welcher er die Künste und Wissenschaften als Ursachen des menschlichen Verderbens darstellte. In dieser Preisschrift sprach Rousseau die Grund-Idee aus, von der er sich nachher im Leben und in allen seinen Arbeiten leiten ließ, daß der Naturzustand des Menschen die Grundbedingung seiner Sittlichkeit und seines Glückes sei, und daß das Heraustreten aus demselben, also auch die wissenschaftliche Ausbildung, die Ursache alles Verderbens und alles Unglückes der Menschheit sei. Da diese Schrift mit dem sich überall regenden Bedürfnisse einer gänzlichen Verbesserung zusammentraf, so wurde Rousseau der Prophet der neuen Zeit.

In einer Schrift über die Musik sprach Rousseau den Franzosen das Talent für diese Kunst ab. Das erregte großen Unwillen, und Rousseau verließ Paris und ging nach Genf, wo er wieder Kalvinist

wurde. Er löste 1753 eine zweite Preisfrage der Akademie von Dijon über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Er erklärte alle Ungleichheit der Menschen für eine Folge der Entartung, welche durch das Zusammenleben entstehe, und leitete jede gesellschaftliche Ordnung vom Mißbrauche der Gewalt auf der einen Seite und von der Schwäche auf der anderen ab. Rousseau lebte dann einige Zeit zu Montmorency in der Nähe von Paris. Er schrieb hier einen Roman, die neue Heloise, den Contrat social und seinen Emil. In der neuen Heloise theilte Rousseau seine ganze Lebensansicht mit, seine Gedanken über Menschheit und Menschlichkeit, über Liebe und Natur, über Moral, Religion und Leben. Der Roman hatte eine außerordentliche Wirkung. Die edlen und gefühlvollen Menschen, die in jener Zeit des Erwachens zu einem neuen Leben das Steife, Erkünstelte und Entartete verbannt und die Menschen wieder der Natur näher gebracht haben wollten, wandten sich dem Verfasser der Heloise zu. In dem Contrat social geht Rousseau von einem Urvertrage aus, auf welchem die Entstehung des Staates beruhen soll, und entwickelt dann die Idee von der Souveränität des Volkes. Der didaktische Roman Emil oder über die Erziehung setzt der herkömmlichen Behandlung der Jugend das Ideal einer Erziehung entgegen, die nur der Natur folgt. Rousseau ging allerdings zu weit, aber wir verdanken es doch dem Emil, daß ein die Beobachtung, den Verstand, die Einbildungskraft bildender Unterricht den Despotismus der bloßen Gedächtnißübungen verdrängt hat. Das Parlament von Paris verdammte den Emil zum Feuer, und Rousseau mußte, um der Verhaftung zu entgehen, Frankreich verlassen. Der Emil wurde auch in Genf verbrannt. Der Fanatismus der Geistlichen vertrieb den Verfasser aus Genf, aus Motiers-Travers in dem Gebiet von Neufchatel und von der Petersinsel im Bieler See. Rousseau nahm nun das Anerbieten des Geschichtschreibers Hume an, ihn nach England zu begleiten. Er wurde mit Begeisterung aufgenommen, aber sein Argwohn und seine übertriebene Empfindlichkeit verleiteten ihn auch diesen Aufenthalt schon nach wenigen Monaten. Er verließ England wieder, irrte eine Zeitlang in Frankreich umher und beschloß endlich sein Leben zu Ermenonville, einem Landsitze unfern von Paris, der einem seiner Freunde und Verehrer gehörte.

Unter den übrigen sogenannten starken Geistern, welche mit der größten Dreistigkeit alle überlieferten Vorstellungen, insbesondere das Christenthum und sogar jede Art von Religion bekämpften, zeichnete sich Diderot aus. Er war Dichter und Philosoph. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine Leichtigkeit in Auffassung fremder Ideen, seine Gleichgültigkeit gegen persönlichen Ruhm, alles machte ihn zum Mittelpunkte der Bewegung. Diese seltenen Eigenschaften wiesen ihm auch den Platz an der Spitze der großen literarischen Unternehmung an, die alle Strahlen der neuen Aufklärung gleichsam in einem Brennpunkte zu vereinigen, das Zeitalter der Philosophen vor der Nachwelt zu vertreten bestimmt war. Es war dieses die berühmte Encyklopädie. Sie sollte alle übrigen Bücher entbehrlich machen und die der alten Philosophie und Religion entgegengesetzte neue Lehre über alle Fächer des Wissens und in alle Stände der Menschen verbreiten. Diderot entwarf den Plan gemeinschaftlich mit dem berühmten Mathematiker d'Alembert. Die

Mitarbeiter oder die sogenannten Encyklopädisten sind es besonders, die man unter dem Namen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts lange übermäßig gepriesen hat und jetzt ebenso übermäßig tadelt. Ein Theil der Encyklopädisten bildete mit anderen Männern die oben erwähnte Holbachische Gesellschaft, welche ein durchaus materialistisches System der Selbstsucht und des Genusses lehrte und deren Mitglieder man deshalb die Materialisten nennt. Die berühmtesten Männer dieses Kreises waren Holbach, Diderot, Helvetius, Grimm, Marmontel, Condorcet und Raynal. In den Zusammenkünften besprach man sich über die Lehren, welche verbreitet, und über die Schriften, welche herausgegeben werden sollten. Das berüchtigste der Bücher, welche aus dieser Gesellschaft wie aus einer literarischen Fabrik hervorgingen, war das sogenannte Natur-System (Système de la nature). In demselben wird die Natur als bloße Maschine, die Religion für leeren Wahn, die Moral für Vorurtheil oder Gewohnheit, kurz alles, was sich nicht auf physische Gesetze zurückführen läßt und nicht dem Genusse dient, für Unsinn erklärt. In dem Geiste der Materialisten versuchte Helvetius in seinen Büchern über den Geist (de l'esprit) und über den Menschen (de l'homme) die Ansicht zu begründen, daß die Triebfeder aller menschlichen Thätigkeit und Tugend der Eigennutz sei.

Noch bedeutender als Diderot und dabei vorsichtiger, feiner und verständiger war d'Alembert. Dieser war ein bedeutender Mathematiker und verband die Kenntniß der Naturwissenschaften mit der Philosophie. Seine Untersuchungen über das Gleichgewicht und die Bewegung der Flüssigkeiten sichern ihm seinen Platz neben den größten mathematischen Genies seines Jahrhunderts. Als Philosoph theilte er Diderots Ansichten ohne dessen revolutionäre Energie zu besitzen. Er brachte die neue Lehre in die Wissenschaft und übte einen großen Einfluß auf die vornehme Welt aus. Er war als einer der Freunde Voltaire's und als geistreicher Mann bekannt und spielte in den Salons und Bureaux d'esprit eine große Rolle. Friedrich der Große unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit ihm.

Mathematik und Naturwissenschaften wurden mit Eifer betrieben. Büffon (1707—1788) übertrug die Beredtsamkeit auf die Beschreibung der lebendigen Natur; Lavoisier (1743—1794) gab der Chemie durch sein antiphlogistisches System eine neue Wendung; Lalande (1732—1807) und Laplace (1749—1827) bereicherten die Astronomie durch tiefsinnige Forschungen.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zog der wachsende Reichthum Englands die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich und namentlich blickte man in Frankreich mit Bewunderung und Neid auf die materielle Wohlfahrt des englischen Volkes. Die vergleichende Betrachtung des Unterschiedes, welcher zwischen beiden Nationen bestand, richtete die Gedanken auf die Erforschung der Quellen des Wohlstandes und dies rief die Erfindung einer neuen Wissenschaft, der Staatsökonomie hervor. Ein menschenfreundlicher Arzt, Quesnay, und ein gebildeter Kaufmann, Gournay, stellten zuerst philosophische Systeme der Staatswirthschaft auf. Quesnay hielt die Boden-Production, Gournay aber Industrie und Handel für die Hauptquelle des National-Wohlstandes.

Der Erstere wollte daher den unglücklichen Bauernstand erleichtert und unterstützt haben. Der Andere dagegen hielt Handel und Gewerbe für die wichtigsten Arbeitskräfte und wollte daher sie vorzugsweise begünstigt haben. Quesnay's System fand viele Anhänger, und man nannte diese Physiokraten oder Oekonomisten.

Die Geschichtschreibung wurde in dieser Zeit häufig als Mittel benutzt, um politische und philosophische Meinungen unter das Volk zu bringen. Neben Voltaire und Montesquieu sind Raynal, Condorcet, de Mably, de Brosses, Barthelemy und Duclos als Geschichtschreiber zu nennen. Die französische Literaturgeschichte wurde von la Harpe und Marmontel bearbeitet.

Unter den tragischen Dichtern ist Voltaire der bedeutendste; er benutzte aber auch die Bühne, um gegen Fanatismus, Buchgelehrsamkeit, Sklavensinn und Despotismus zu wirken. Von den Lustspieldichtern wurde Moliere nicht erreicht. Die Komödie sank zur bloßen geselligen Unterhaltung herab, stellte nur die gewöhnliche witzige oder verdorbene Gesellschaft der Salons dar und gestaltete sich immer mehr nach dem Bedürfnisse einer entarteten Welt, welche für wahre Kunst keinen Sinn hatte, sondern nur am Witzigen, Schlüpfrigen und Leichtsinnigen Gefallen fand.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand das rührende Schauspiel. La Chaussée war der Erfinder dieser neuen Gattung. Noch weiter ausgebildet wurde das Drama durch Diderot. Dieser verbannte das komische Element ganz und machte das Rührende und Romanhafte der Verwicklung zur Hauptsache. Auch brachte er seine beiden Schauspiele, der natürliche Sohn und der Hausvater, dadurch dem Leben näher, daß er sie in Prosa schrieb. Der talentvollste unter Diderots Nachfolgern ist Beaumarchais.

2) Die Geschichte der Deutschen vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Regierungsantritt Friedrichs II.

Leopold I. Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Das deutsche Volk glich nach dem dreißigjährigen Krieg einem aus schwerer Krankheit Erstandenen. Es war ein unter dem Jammer des Krieges herangewachsenes Geschlecht; die Dörfer verwüstet, die Städte verödet, die Aecker in Wildniß umgewandelt, das freie, fröhliche Volksleben verstummt, aber an den Höfen Pracht und Luxus. Es dauerte lange, bis die abgedankten Söldner, welche bettelnd und raubend das Land durchzogen, eine bleibende Stätte fanden, des Predigers Wort die Gemeinde wieder an den Tisch des Herrn rief, und der mit dem Gebrauch der Waffen vertraute Bürger auf dem Schutte der väterlichen Wohnung sein Haus aufbaute.

Auf dem Reichstage zu Regensburg (1653) gelang es Ferdinand III. die Wahl seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand, zum römischen König durchzusetzen; aber der Erzherzog starb unlange darauf. Seitdem strebte der Kaiser für die Nachfolge seines zweiten Sohnes Leopold. Aber noch hatte er diese nicht erreicht, als ihn der Tod ereilte (1657). Nun boten Mazarins Gesandte Beredtsamkeit und Bestechungen auf, um die Kurfürsten für die Kaiserwahl Ludwigs XIV. zu gewinnen. Als die Bemühungen an dem beharrlichen Widerstande von Brandenburg und Sachsen scheiterten, versuchte Mazarin, die Kaiserkrone dem Kurfürsten von Baiern zu verschaffen. Aber auch das gelang nicht. Leopold I. (1658—1705) wurde zu Frankfurt zum römischen Kaiser gewählt und ebendaselbst gekrönt. Leopold war rechtschaffen, gewissenhaft und nicht ohne Kenntnisse, aber kleinlich, ohne Scharfblick, langsam und schwankend und immer dem Einflusse Anderer unterworfen. Er war ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt gewesen, unter Jesuiten aufgewachsen und nach der abgemessenen Förmlichkeit und dem steifen Zwange der spanischen Weise erzogen. Er war streng in der Ausübung kirchlicher Vorschriften, ließ sich aber von der Hofgeistlichkeit und den Jesuiten leiten, welche ihn zur Verfolgung der Protestanten in Ungarn antrieben. Leopold hatte ein wohlwollendes Herz und Sinn für die Pflege der Wissenschaften und Künste; aber unter ihm gerieth die Regierung der östreichischen Erblande in Verfall. Hingegen wurden von ausgezeichneten Feldherrn glänzende Siege erfochten.

Seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges wurde der Verband des Reiches immer lockerer. Deutschland bot das Bild dar der Vereinigung mehrerer selbständigen Staaten, die nicht immer geneigt waren, dem gewählten Oberhaupt Folge zu leisten. Die deutschen Staaten standen unter einander in schwachem Zusammenhange; der Reichstag war ohne Gewalt; auch die kleineren Fürsten folgten ihrer eigenen Politik. Die Landstände verloren ihre Bedeutung, und von der mit Söldnern gefüllten Residenz aus gebot der fürstliche Wille; es war für Deutschland die Zeit der fürstlichen Allgewalt, der Vernichtung ständischer Freiheiten. Auf dem Bürger und Landmann lastete der Druck der Steuern. An inneren Unruhen fehlte es nicht. Donauwerth erhielt, trotz der Bestimmungen des westphälischen Friedens, die Reichsfreiheit nicht wieder. Die Städte Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg besaßen große Vorrechte und strebten schon lange nach Reichsunmittelbarkeit. Darüber geriethen sie in Streitigkeiten mit den Fürsten, denen sie bisher pflichtig gewesen waren, und wurden von diesen mit den Waffen zur Unterwerfung gebracht. Erfolgte zwischen deutschen Fürsten eine Beilegung lange bestandenen Streites, wie der Vergleich hinsichtlich der jülichschen Erbfolge zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg (1666), so geschah dies mehr in Folge freiwilliger Uebereinkunft, als eines Machtspruches des Kaisers.

Dieser Mangel an Einheit in Deutschland war es, der es Ludwig XIV. möglich machte, einen Gewaltstreich nach dem andern gegen Deutschland auszuführen. Nur einen Fürsten gab es in Deutschland, der mit der Liebe für die Ehre des Vaterlandes die Umsicht und Kraft verband, dieselbe zu schützen. Es war Friedrich Wilhelm von

Brandenburg, ein Sohn von Georg Wilhelm. Er hatte (1640) zwanzig Jahre alt die Regierung der kurfürstlichen Lande übernommen und war seitdem unablässig bemüht, sein Land zu erweitern und den Wohlstand seiner Unterthanen zu vergrößern. Er erreichte die unumschränkte Hoheit über das bisher von Polen abhängige Herzogthum Preußen. Wenn der Kurfürst in seinem Lande nach unumschränkter Gewalt strebte, auf keine Einrede der Stände achtete und zur Erhaltung seines großen Heeres ungewöhnlicher Steuern bedurfte, so zeigte er sich andrerseits auch thätig für den Anbau des Landes, hob durch Anlegung von Straßen den Verkehr, legte den nach ihm benannten Wilhelmskanal an, welcher Oder und Elbe verbindet, begünstigte Künste und Wissenschaften und konnte sich rühmen, nach Oestreich über die erste Kriegsmacht in Deutschland zu gebieten.

Der Kurfürst leistete dem (1672) von Ludwig XIV. angegriffenen Holland Beistand, bis ihn des Feindes Uebermacht zum Frieden von Vossem (1673) zwang, nahm aber schon im folgenden Jahre an dem gegen Frankreich erklärten Reichskriege wieder Theil und schlug (1675) die in sein Land eingedrungenen Schweden bei Fehrbellin. Der Friede zu Nimwegen (1679) zeugte von der Uebermacht Frankreichs und von dem durch Uneinigkeit herbeigeführten Verfall des deutschen Reiches. Während Ludwig XIV. durch die Aussprüche seiner Reunionskammern und die Besetzung Straßburgs Deutschland verhöhnte, haderten auf dem Congresse zu Frankfurt die Abgesandten um den Vorrang. Es wurde der schimpfliche Waffenstillstand zu Regensburg geschlossen (1684), den Ludwig XIV. nach Gutdünken verletzte. Es folgte Ludwigs dritter Eroberungskrieg (1688—1697). Nur der Erschöpfung Frankreichs und dem Verlangen Ludwigs XIV., für die bevorstehende Erledigung des spanischen Thrones seine Kräfte zu sammeln, verdankte es Deutschland, daß die Bedingungen von Ryswick weniger hart waren. Die bittern Erfahrungen, welche die deutschen Stände in den Kriegen gegen Frankreich machten, brachten sie nicht zur Einheit und zum treuen Gehorsam gegen den Willen des Reichsoberhauptes, wodurch allein die Ehre und Freiheit Deutschlands hätte gewahrt werden können. Die Fürsten strebten nach Vergrößerung ihrer Hausmacht und nach erweiterter Unabhängigkeit vom Kaiser. Es gab wenige unter ihnen, die, wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Ernst August von Hannover, den Feind Deutschlands in Frankreich erblickten. Die meisten derselben beobachteten mit kleinlicher Eifersucht den Kaiser und die Mitstände. Deshalb widersprachen viele Fürsten, als der Kaiser (1692) an Ernst August von Hannover, der im Türkenkriege ausgezeichnete Hülfe geleistet hatte, die kurfürstliche Würde ertheilte.

Türkenkrieg. Aufstand der Ungarn.

Während die westliche Grenze Deutschlands den Angriffen Frankreichs ausgesetzt war, drohten auch von Osten her die furchtbaren Erbfeinde, die Osmanen. Ganz Niederungarn war in den Händen der Türken, in Ofen thronte ein türkischer Vezir, der Fürst von Siebenbürgen war der Pforte unterworfen; die Protestanten in Oberungarn waren aus religiösen, die Adeligen auch aus politischen Gründen in Opposition gegen den Kaiser. Die Protestanten, unter Ferdinands III. Regierung ruhig und zufrieden, klagten seit Leopolds Regierungsantritt über Bedrückung.

Der Großvezir Achmet Köprili fiel (1663) mit 150,000 Mann in Ungarn ein, eroberte Neuhäusel, das Bollwerk des westlichen Ungarns, und osmanische Reiter drangen unter Gräuel und Verheerung bis Brünn und Olmütz. Aber im folgenden Frühjahr erfocht Montecuculi bei der Cistercienser-Abtei St. Gotthard einen glänzenden Sieg über den Großvezir, und dieser schloß einen Frieden auf zwanzig Jahre.

Die Ungarn hatten lange die Vormauer des Reiches gegen die Ungläubigen abgegeben. Es wäre die Aufgabe Leopolds gewesen, die Ungarn durch Liebe an sein Haus zu knüpfen. Aber dieser Aufgabe kam der Kaiserhof so wenig nach, daß er die Protestanten auf alle Weise bedrücken ließ, die Bekehrungssucht der Jesuiten unterstützte und ungescheut die anerkannten Rechte des Adels beeinträchtigte. In allen ungarischen Festungen lagen deutsche Regimenter, denen das Land den Sold verabreichen mußte und die mit Söldnertrotz dem freien Magyaren begegneten. Als keine in Wien angebrachte Beschwerde Abhülfe verschaffte, schlossen viele Männer von Adel einen Bund: der Palatin Graf Wesselenyi, Graf Peter Zriny, Ban von Kroatien, die Grafen Ragoczy, Nadasdi, Frangipani und Tättenbach. Schon hatte sich der Bund mit der Pforte und dem Fürsten von Siebenbürgen in Verbindung gesetzt, als der Kaiser von demselben Kunde erhielt. Den Jesuiten und kaiserlichen Räthen war die Gelegenheit erwünscht, Ungarn seiner Vorrechte zu berauben, den protestantischen Glauben zu unterdrücken und das Wahlreich in ein Erbreich umzuwandeln. Zriny, Nadasdi, Frangipani und Tättenbach fielen durch des Henkers Hand. Ganz Ungarn wurde wie ein erobertes Land behandelt und ihm die Erhaltung einer deutschen Armee von 30,000 Mann auferlegt; den Protestanten wurden die Kirchen genommen, die Geistlichen an Spanien als Ruderknechte auf den Galeeren verkauft und gegen die Ketzer peinliche Gerichtshöfe eingesetzt. An verschiedenen Orten brach offene Empörung aus (1674); Protestanten und Katholiken einten sich, um die Landesfreiheit zu retten. Ein junger Edelmann, Emmerich Tökeli, trat an ihre Spitze, sah sich bald von 20,000 Mann umgeben und von einem auf französische Kosten geworbenen polnischen Heere unterstützt. Der Sultan Mohammed IV. trat mit Tökeli in Verbindung und belehnte ihn mit Mittelungarn unter Oberhoheit der Pforte.

Der Großvezir Kara Mustapha fühlte sich berufen, den großen Glaubenskrieg wieder aufzunehmen. Ganze Stämme von Arabern und Kurden trieb er zusammen, sammelte Mameluken und Albanesen, Griechen und Tataren. Während des Winters (1682—1683) sah man in unaufhörlichem Zuge Menschen, Kameele und Wagen auf dem Wege von Adrianopel nach Ofen. Am 3. Mai 1683 langte Kara Mustapha mit 300,000 Kriegern in Belgrad an. Zu Essek empfing ihn Tökeli. Als sie in die Gegend von Raab kamen, wurde ein starker Heerhaufen zur Belagerung Raabs zurückgelassen, ein zweiter ward dem Befehl Tökelis übergeben, um Presburg zu berennen. Mit allen übrigen Streitern, noch über zweihundert tausend, eilte der Großvezir gegen die Hauptstadt Oestreichs. Kara Mustapha, ein ehrgeiziger, aber talentloser und habsüchtiger Emporkömmling, gedachte Oestreich als ein Paschalik für sich

Belagerung Wiens.

zu erobern und seine Roßschweife in der Hofburg des Kaisers aufzupflanzen.

Oestreich war auf diesen Krieg nicht vorbereitet. Im Mai musterte Herzog Karl von Lothringen bei Presburg 40,000 Geworbene, wich beim Nahen des feindlichen Heeres zurück, verheerte, um das Vordringen des Feindes zu erschweren, das Land von Presburg bis Wien und erreichte unter heißen Kämpfen mit dem folgenden Feind die Hauptstadt. Unaufhaltsam drang Kara Mustapha vor; Dörfer, Flecken und Klöster gingen durch die Renner und Brenner in Gluth auf, 40,000 Männer wurden in Ketten von den Tataren fortgeschleppt. Nur hin und wieder stießen die Plündernden auf Widerstand. Die Verwirrung und der Schrecken in der Kaiserstadt beim Anzuge des türkischen Heeres war grenzenlos. Der Kaiser floh nach Linz und dann die Donau hinauf bis Passau. Auch gegen 60,000 Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht, und diesem Strome der Ausziehenden wogte ein eben so gewaltiger von Hineinfluthenden von dem platten Lande entgegen. Am 12. Juli erschienen die ersten türkischen Reiter, und am 14. kam der Großvezir mit seinen Heeresmassen vor Wien an. In der kürzesten Zeit war der größere Theil der Kaiserstadt von dem türkischen Lager eingeschlossen. Wien würde das traurigste Schicksal erfahren haben, wenn die Türken die erste Bestürzung zu einem allgemeinen Sturme benutzt oder die Belagerung mit mehr Einsicht betrieben hätten. Durch ihren anfangs nur gegen zwei Bastionen gerichteten Angriff ließen sie dem tapfern und entschlossenen Befehlshaber, dem Grafen Ernst Rüdiger von Stahremberg Zeit, die zum Theil sehr schadhaften Festungswerke auszubessern und zu verstärken. Nur über 10,000 Söldner gebot Stahremberg, aber Bürger, Studenten und Söldner reichten sich brüderlich die Hand und versahen gemeinschaftlich den Wachdienst. Der Herzog von Lothringen hatte sich an's andere Ufer der Donau gezogen und schützte Mähren vor den Einfällen der Tataren.

Weit über Deutschland hinaus verbreitete sich der Schrecken. Der Papst fürchtete, die Verbreiter des Islam von den Alpen herabsteigen zu sehen. Der Herzog von Savoien versprach Unterstützung an Geld und Söldnern; in Spanien, in Portugal und Italien wurden von dem Adel und den Städten große Summen für die Kirche zusammengebracht, und Innocenz XI. gestattete in Deutschland und Italien die Veräußerung geistlicher Güter zur Rettung der Kirche. Den König von Polen, Johann Sobiesky, baten der Kaiser und Karl von Lothringen um Hülfe, und Sobiesky kam mit 18,000 Polen. Der Fürst von Waldeck führte 9000 Reichssöldner, der Kurfürst Maximilian Emanuel 10,000 Baiern, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen 12,000 Sachsen. Das christliche Heer zählte 70,000 Mann.

Im September wuchs die Gefahr für Wien; die Mauer war durchlöchert, manches Bollwerk in Schutthaufen umgewandelt; Hunger und Krankheiten und die Kugeln der Feinde lichteten die Schaaren der Vertheidiger. Die Stadt war verloren, wenn Kara Mustapha einen allgemeinen Sturm wagte; aber der Großvezir ließ immer nur ein- bis viertausend Mann anlaufen, weil er die Stadt durch Uebergabe zu gewinnen hoffte, und sein Geiz die Beute nicht mit dem Heere theilen wollte. Sorglos hatte Kara Mustapha die Gegner über die Donau setzen lassen.

Als die Christen die Höhe des Kalenbergs erklommen hatten, dehnte sich das ungeheure Lager der Türken, hinter diesem Wien vor ihren Blicken aus. Eine Todtenstille hatte sich über die Stadt gelagert. Im stillen Schmerz blickten Sobiesky und Lothringen einander an; sie glaubten, daß die Stadt bereits vom Feinde erstürmt sei. Da ertönte ein Kanonenschuß von den Bollwerken der Stadt, und am Abend stiegen, die Noth zu verkünden, Raketen vom Stephansthurme auf.

Am 12. September 1683, fünf Uhr Morgens, wurden die vorgeschobenen Schaaren der Verbündeten von Spahis und Janitscharen angegriffen. Während am Fuße des Gebirges der Kampf schon entbrannte, las der fromme Kapuziner Marco d'Aviano, den der heilige Vater zum Heere gesendet hatte, auf der Höhe des Leopoldberges die heilige Messe, und der König von Polen diente ihm am Altar. Darauf erhob sich Johann Sobiesky und schlug seinen Sohn zum Ritter, zum Andenken des größten Tages, den er jemals erleben könne. Der Kapuziner aber, das Kreuz in der Hand, trat in die Thür der Kapelle und verhieß Allen, wenn sie an Gott glaubten, im Namen des Papstes den Sieg. Dann gaben fünf Kanonenschüsse das Zeichen zur Schlacht. Auf dem rechten Flügel führte Sobiesky seine Polen; das Mitteltreffen war dem Fürsten von Waldeck übergeben, unter welchem die Kurfürsten von Sachsen und Baiern ihre Schaaren befehligten; und auf dem linken Flügel, der die Donau entlang marschirte, führte der Herzog von Lothringen die kaiserlichen Regimenter die Höhen hinab auf den Feind. Als die Bürger und Söldner Wiens die christlichen Schaaren die Höhen des Gebirges herabsteigen sahen, da schlugen sie erhöhten Muthes den Sturm auf die Mauerlücken ab. Um vier Uhr waren die Türken bis an ihre Zelte zurückgetrieben, die einbrechende Dunkelheit vermehrte ihren Schrecken, und um sieben befand sich das ganze Heer in wilder Flucht. Ueber 10,000 Osmanen lagen auf dem Schlachtfeld. Dreihundert Geschütze, funfzehntausend Zelte, neuntausend Wagen mit Kriegsvorräthen, sechshundert Beutel Piaster wurden erbeutet. Das Zelt des Großvezirs wurde zu 400,000 Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf zehn Millionen Thaler geschätzt. Dem Könige von Polen und dem Herzoge von Lothringen gebührte die Ehre dieses großen Sieges.

Der Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz.

Die Bürger der befreiten Hauptstadt empfingen die Sieger und besonders Johann Sobiesky mit der herzlichsten Dankbarkeit. Dagegen dankte der Kaiser, welcher nach Wien zurückgekehrt war, dem Polenkönig kalt und abgemessen. Sobiesky und der Herzog von Lothringen verfolgten die Türken, besiegten sie bei Parkany und eroberten Gran. Dann kehrten die Polen in ihre Heimath zurück. Der Herzog von Lothringen eroberte (1684) Wisegrad und Pesth, vermochte aber Ofen nicht einzunehmen. Auch im folgenden Jahre waren die Oestreicher siegreich. Die Russen erklärten 1686 den Türken den Krieg; Johann Sobiesky drang in die Moldau und Walachei ein, und die Venetianer, schon seit zwei Jahren mit dem Kaiser verbündet, machten bedeutende Eroberungen auf Morea. Durch Brandenburger, Baiern, Sachsen und andere Reichstruppen verstärkt, eroberte Lothringen (1686) Ofen und besiegte die Türken bei Mohacz (1687).

Den Schrecken, welcher jetzt vor den Waffen des Kaisers herging, und die Entkräftung der Ungarn suchte der wiener Hof zur völligen Unterwerfung der Ungarn zu benützen. Der Graf Caraffa, ein grausamer, ganz papistischer Neapolitaner, wurde zum Statthalter von Oberungarn ernannt und errichtete ein Blutgericht zu Eperies, in dem er selbst den Vorsitz führte. Der ungarische Adel sollte niedergedrückt und geschwächt werden. Besonders war es auf die Protestanten abgesehen. Alle, von denen man Beweise aufrührerischer Gesinnungen hatte oder bei denen man solche Gesinnungen vermuthete, wurden auf die Folter gespannt, geköpft, gerädert oder geviertheilt. Nachdem man durch solche Grausamkeiten den Trotz der Ungarn gebeugt zu haben glaubte, berief der Kaiser einen Reichstag nach Presburg und verlangte von den ungarischen Ständen, sie sollten erstens ihrem Wahlrechte entsagen und die Erbfolge seines Hauses anerkennen, zweitens aber auch den Artikel aus ihrem Privilegium entfernen, vermöge dessen es ihnen vergönnt sei, die Waffen zu ergreifen, wenn sie ihre Privilegien für verletzt hielten. Der Reichstag ging auf diese Forderungen ein, und der älteste Sohn des Kaisers, Erzherzog Joseph, wurde zum König von Ungarn gekrönt. Das Blutgericht von Eperies wurde nun aufgehoben, eine allgemeine Amnestie erlassen, von der nur Tököli und dessen Anhänger ausgeschlossen waren, und den Protestanten wurde die freie Religionsübung bestätigt.

Der Fürst Abaffi von Siebenbürgen wurde (1688) genöthigt, den Kaiser als seinen und Siebenbürgens Oberherrn anzuerkennen, und der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel eroberte an der Spitze des kaiserlichen Heeres Belgrad, welches die Heerstraße von Constantinopel nach Ungarn beherrschte. Nun gehorchte ganz Ungarn dem Kaiser, und dieser konnte seine Schaaren gegen die inneren Länder des türkischen Reiches aussenden. Der Markgraf Ludwig von Baden eroberte (1689) Widdin. Da schien die Einsicht des neu ernannten Großvezirs Mustapha Köprili den osmanischen Waffen das Glück wieder zuzuwenden. Belgrad wurde von den Türken wieder erobert und Tököli drang in Siebenbürgen ein. Aber der Markgraf Ludwig von Baden gewann die ruhmvolle Schlacht bei Salankemen, in welcher der Großvezir fiel, und trieb Tököli wieder aus Siebenbürgen (1691).

Weniger glänzend waren die Feldzüge der nächsten Jahre, da der Kaiser genöthigt war, seine Hauptkraft am Rhein gegen die Franzosen zu verwenden. Die Entscheidung des bereits vierzehn Jahre dauernden Kampfes führte endlich der Prinz Eugen von Savoien herbei. Der Sultan Mustapha II. erschien 1697 selbst im Felde und wurde von Eugen bei Zenta so entscheidend geschlagen, daß er 1699 zu Carlowitz Frieden schloß. Der Kaiser behielt fumfzehn ungarische Comitate und außerdem Slavonien und Sirmien. Zu gleicher Zeit wurde auch der Friede zwischen der Pforte einerseits und den Polen, Russen und Venetianern andererseits unterzeichnet. Das Uebergewicht der Osmanen im Osten war vernichtet, ihre Macht an der Donau für immer gebrochen.

Joseph I. Bald nach Beendigung des Türkenkrieges brach der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) aus (S. 360). Noch vor Beendigung desselben

starb der Kaiser Leopold I. 1705, und es folgte ihm sein Sohn Joseph I. (1705—1711). Joseph war unter der Aufsicht des trefflichen Fürsten von Salm herangewachsen. Er war für alles Edle empfänglich, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und griff kräftig in die Regierung ein. Die Jesuiten verloren ihren Einfluß am Hofe, und der Fürst von Salm und der Prinz Eugen von Savoien waren die Freunde und Rathgeber des Kaisers. Gegen die Ungarn zeigte sich der Kaiser versöhnlich; dennoch brach ein Aufstand aus, da die Ungarn nach Wiedererlangung des verlornen Wahlrechts strebten. Nach einer blutigen Niederlage der Insurgenten gelang es dem Kaiser durch Klugheit und Mäßigung eine Aussöhnung mit den Ungarn herbeizuführen. Joseph I. übertraf an Einsicht, Thätigkeit und Güte seinen Vorgänger und seinen Nachfolger und besaß die Achtung und Liebe seiner Unterthanen. Er starb in einem Alter von 33 Jahren 1711. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm sein jüngerer Bruder Karl VI. (1711—1740), der in Spanien eine Zeitlang die Krone getragen hatte.

Karl VI. Türkenkrieg. Quadrupelallianz. Die pragmatische Sanction.

Die Republik Venedig hatte im Frieden von Carlowitz (1699) Morea oder den ehemaligen Peloponnes erworben. Die Venetianer hatten sich aber bei den Bewohnern so verhaßt gemacht, daß die Türken, als sie 1714 der Republik den Krieg erklärten, binnen wenigen Monaten mit Hülfe der Griechen Morea eroberten. Da der Kaiser mit der Republik ein Bündniß schloß, so erklärte ihm die Pforte den Krieg. Prinz Eugen besiegte die Türken bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717), und im Frieden zu Passarowitz (1718) trat die Pforte an den Kaiser das Banat mit Temeswar, ganz Slavonien mit Belgrad, die Wallachei bis an die Aluta, einen Theil von Kroatien und Bosnien und die türkischen Besitzungen in Slavonien ab; die Pforte aber behielt Morea.

Zu diesem Frieden wurde der Kaiser besonders dadurch bewogen, daß er seine Besitzungen in Italien von einer spanischen Flotte bedroht sah. Wie der Kaiser sich fortwährend weigerte, die königliche Würde Philipps V. anzuerkennen, so strebte dieser nach dem Wiedererwerb der durch den spanischen Erbfolgekrieg eingebüßten Nebenlande. Philipps V. zweite Gemahlin Elisabet, welcher der Kardinal Alberoni zur Seite stand, wünschte ihren Söhnen unabhängige Fürstenthümer zu verschaffen, da zwei Söhne Philipps aus der ersten Ehe ihnen die Aussicht benahmen, auf den Thron Spaniens zu gelangen. Eine spanische Flotte nahm 1717 Sardinien und Sicilien. Gegen Spanien vereinigten sich der Kaiser, England, Frankreich und Holland zu einer Quadrupelallianz und es wurde beschlossen, daß der Kaiser Sicilien, Savoien dagegen Sardinien erhalten solle. Für Don Carlos, den ältesten Sohn Philipps V. und Elisabets, dagegen bestimmte man Toskana, Parma und Piacenza, wo die männlichen Linien Medici und Farnese dem Aussterben nahe waren.

Karl VI. war der letzte männliche Nachkomme Rudolphs von Habsburg. Von seinen Kindern waren nur zwei Töchter, Maria Theresia und Maria Anna, am Leben geblieben. Deshalb entwarf er, um seine Länder nach seinem Tode vor Zersplitterung zu schützen, die soge-

nannte pragmatische Sanction, der zufolge, falls er ohne männliche Nachkommen sterbe, seine Länder ungetheilt auf seine weiblichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt übergehen sollten. Da aber auch sein älterer Bruder, Kaiser Joseph I., zwei Töchter hinterlassen hatte, hatte Karl VI. diese bei ihren Vermählungen mit den Kurfürsten von Sachsen und Baiern auf die Erbfolge in Oestreich Verzicht leisten lassen. Auch die Stände der Erbstaaten hatten die neue Erbfolgeordnung anerkannt. Und um die Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seiten der europäischen Mächte zu erwirken, scheute Karl VI. kein Opfer an Geld und Ländern. Vergebens bemerkte Eugen, daß eine Armee von 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer die sicherste Bürgschaft für die Thronfolge der Erzherzogin Maria Theresia sein würden. Spanien, Holland, England, Dänemark und das deutsche Reich erkannten die pragmatische Sanction an; dagegen weigerten sich die Kurfürsten von Baiern und Sachsen hartnäckig, der neuen Erbfolgeordnung ihre Zustimmung zu ertheilen. Als der Kurfürst August von Sachsen sich bereit erklärte, die pragmatische Sanction anzuerkennen, wenn dagegen der Kaiser ihm zur Erlangung der polnischen Krone behülflich sein wolle, ging der Kaiser hierauf ein und zog (1733) an der polnischen Grenze einen Heerhaufen zusammen, um die Wahl von August gegen Stanislaus Lesciczky zu unterstützen. Darüber gerieth der Kaiser mit Frankreich, Spanien und Sardinien in einen Krieg (1733—1735), der für ihn sehr unglücklich ausfiel. Im Frieden wurde bestimmt, daß Franz Stephan, der sich 1736 mit Maria Theresia, der ältesten Tochters Karls VI., vermählte, Lothringen an Stanislaus überlassen und dafür das Großherzogthum Toskana erhalten sollte, sobald der letzte Mediceer sterben würde. Der spanische Infant Don Carlos erhielt Neapel und Sicilien, überließ aber seine Ansprüche auf Toskana an Franz Stephan und Parma und Piacenza an den Kaiser.

Der Kaiser glaubte sich wegen der in Italien verlorenen Landschaften an den Türken erholen zu können, die seit 1735 Krieg mit Rußland führten. Ein östreichisches Heer brach 1737 in die Wallachei ein, kämpfte aber so unglücklich, daß im Frieden zu Belgrad (1739) der größte Theil der Eroberungen Eugens den Türken zurückgegeben wurde. Kaiser Karl VI. starb 1740. Er war mild und wohlwollend, voll Sinn für Kunst und höhere Bildung; aber Regentengröße besaß er nicht.

Der preußische Staat unter Friedrich I.

In der Regierung der kurbrandenburgischen Lande war dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, dessen Sohn Friedrich III. (1688—1713) gefolgt. Er besaß nicht die Geistesgröße seines Vaters, strebte aber auch nach Vergrößerung seiner Macht. Er wies vertriebenen Hugenotten und Waldensern in seinen Landen eine Freistätte an und ließ durch Pfälzer, welche ihr verwüstetes Vaterland verlassen hatten, Magdeburg wieder aufbauen. Aus unüberwindlicher Neigung zu Pracht und Glanz strebte er nach der prunkvollsten Darlegung seiner fürstlichen Hoheit. Seine schöne und liebenswürdige Gemahlin Sophie Charlotte, die Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover, die Schülerin und Freundin des großen Leibnitz, sammelte

einen Kreis von hochgebildeten Männern um sich. Während Friedrichs Regierung erwarb der Prinz von Oranien die englische und der Kurfürst von Sachsen die polnische Königskrone. Das war ein Sporn für Friedrich, auch sein Haus mit dem königlichen Titel zu schmücken. Dem Kaiser war der Kurfürst als Bundesgenosse in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieg wichtig, und deshalb gelang es dem Kurfürsten durch schlaue Unterhandlungen, den Kaiser zur Einwilligung zu bewegen. Leopold I. unterzeichnete im November 1700 einen Vertrag, in welchem er den Kurfürsten als König in Preußen anerkannte, und dieser dagegen sich verpflichtete, dem Kaiser während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges 10,000 Mann Hülfstruppen auf seine Kosten zu stellen und seine deutschen Staaten keiner der bisherigen Verbindlichkeiten gegen das Reich zu entziehen. Mit großer Pracht hielt Friedrich einen feierlichen Einzug in Königsberg, setzte sich am 18. Januar 1701 die Krone auf und wurde von zwei bloß dazu ernannten reformirten Bischöfen als König Friedrich I. gesalbt. Durch die Königskrone erwarb das Haus Zollern keinen unmittelbaren Zuwachs an Macht, aber es zeigte seitdem ein unaufhörliches, mit dem glänzenden Erfolg gekröntes Bestreben, zu den Hauptmächten Europa's gezählt zu werden. Friedrich I. kam während des spanischen Erbfolgekrieges seinen dem Kaiser gegebenen Zusagen mit Gewissenhaftigkeit nach. Aber die Kosten des Krieges und der vermehrte Aufwand am Hofe trieben auch die Steuern zu einer unerträglichen Höhe. Durch Leibnitz ließ Friedrich 1700 zu Berlin die Societät der Wissenschaften stiften. Bereits 1694 hatte die Vertreibung des Thomasius aus Leipzig den Anlaß zur Gründung der Universität Halle gegeben. Daselbst lehrte der Philosoph Christian Wolf, und der fromme August Hermann Franke gründete das später so bedeutend erweiterte Waisenhaus.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), der Sohn Friedrichs I., besaß weder die Feinheit seiner gebildeten Mutter, noch die Prachtliebe seines Vaters. Die Wissenschaften verachtete er und machte seinen Hofnarren zum Präsidenten der Akademie zu Berlin. Im Eifer für Ordnung und Sparsamkeit verbannte er allen Luxus von seinem Hofe. Er entließ den zahlreichen und kostspieligen Hofstaat und die große Dienerschaft seines Vaters. Viele Gehalte wurden eingezogen, viele herabgesetzt. Das kostbare Gold- und Silbergeräth in den Zimmern des Schlosses, sowie die aufgehäuften Schätze von Edelsteinen und Perlen wurden verkauft und von dem Gelde die Schulden bezahlt. Friedrich Wilhelm vereinigte in seiner Person einen bürgerlichen Hauswirth und einen Hauptmann der Fußgarde. Seine Lebensart war ganz bürgerlich, und sein Haushalt wurde mit einer sehr geringen Summe bestritten. Seine einzigen Vergnügungen waren die Jagd, das Spiel seiner Hautboisten und das sogenannte Tabakskollegium, wo sich Vertraute, meistens Officiere, um ihn versammelten und beim Genusse von Dünnbier auf Kosten einiger Einfältigen oder Gutwilligen nicht immer harmlose Scherze machten. Die Etikette war dem König zuwider, er wollte nur Soldatenkönig sein. Friedrich Wilhelm I.

In alle Zweige der Verwaltung wurde die größte Ordnung gebracht. Der rastlos thätige König wollte allein regieren, und niemand konnte

sich eines ausschließlichen Einflusses auf ihn rühmen. Mit wahrer Vatersorge war er auf Emporbringung des Nährstandes bedacht. Er erließ die drückendsten Abgaben und ordnete das ganze Steuerwesen. Die adeligen Güter, die bishe: steuerfreie Mannlehen gewesen waren, wurden steuerpflichtig gemacht, aber auch dafür in freie Erbgüter verwandelt. Zu Berlin wurde das Lagerhaus gestiftet, welches gegen fünftausend Menschen ernährte und in welchem so viele und so gute Tuche verfertigt wurden, daß das ganze Heer mit denselben gekleidet werden konnte. In Potsdam und Spandau wurden Gewehrfabriken angelegt. Viele durch Brandschäden herabgekommene Städte wurden wieder aufgebaut. In dem durch die Pest verödeten Litthauen wurden arme Familien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen, Nassau und der Wetterau und von ihrem Erzbischof vertriebene Salzburger angesiedelt. Der König ließ viele Landschulen einrichten, gründete das potsdamsche Waisenhaus, das Kadettenhaus und das allgemeine Krankenhaus in Berlin.

Die Sorgfalt des Königs erstreckte sich besonders auf das Heer; für dieses sparte er und vermehrte es von 40,000 Mann auf 98,000. Die strenge Ordnung, der unbedingte Gehorsam, welcher in den Regimentern lebte, entsprachen seiner absoluten Gesinnung. Es war eine Liebhaberei des Königs, schöne und große Soldaten zu haben. Sein Leibregiment zu Potsdam bestand aus lauter Riesen, die aus allen Ländern Europa's mühsam zusammengebracht waren. Mancher hatte Tausende gekostet und erhielt täglich eine Löhnung von zwei Thalern. In allen Verträgen bedung sich Friedrich Wilhelm eine Anzahl „Gardesubjecte" aus, und am sichersten konnte er durch Geschenke mit Riesen versöhnt werden. Aus Sorge für diese schönen Leute war er höchst friedliebend, obgleich sein Heer immer gerüstet und schlagfertig war. Die Gewaltthätigkeiten, mit welchen die preußischen Werber im In- und Auslande allen großen Leuten nachstellten und die in wahre Menschendieberei ausarteten, machten dem Könige einen bösen Namen und brachten ihn in unangenehme Reibungen mit anderen Staaten. Um in die Rekrutenlieferungen aus seinem eigenen Lande ein festes System zu bringen, richtete er die Kantonverfassung ein. Er theilte seine Staaten in gewisse Bezirke und schickte in jeden derselben einen Hauptmann, welcher die schönsten Männer für das Heer aussuchte.

Die Dressur der Soldaten war dem Fürsten Leopold von Dessau anvertraut, der unter dem Namen des alten Dessauers bekannt ist. Er war eine rauhe und derbe Natur, seinem König in Verachtung der Wissenschaften und in der Liebe für das Soldatenwesen ähnlich. Wie in seinem Lande war er auch im preußischen Heere ein Tyrann; er verfuhr mit rücksichtsloser Härte. Durch ihn wurde der allgemeine Gleichschritt, das Geschwindfeuern, die Anwendung des eisernen Ladestockes eingeführt. Ein preußisches Bataillon feuerte dreimal geschwinder als andere, und auf einen Ruf waren die Reihen geordnet. Die Strenge der Subordinationsgesetze war fürchterlich, und entsetzlich die Unmenschlichkeit der Befehlshaber, welche den ungelenken Rekruten mit Stockschlägen, Faustsößen und Fußtritten einübten. Je vollendetere Maschinen die Soldaten wurden, um so größer war die Freude des Königs, der seinem Hofe keine anderen Vergnügungen gewährte, als Musterungen und Wachtparaden.

Friedrich Wilhelm war ein strenger und sparsamer Hausherr; er verwendete große Summen auf die Verbesserung seines Landes und sparte auch noch einen bedeutenden Schatz. Er war unermüdet thätig. Jeder Bescheid mußte ihm zur Unterschrift vorgelegt werden. Er verlangte den unbedingtesten Gehorsam und duldete keinen Widerspruch. Ein „Räsonnir er nicht" schnitt alle Einwendungen ab. Ein entschiedener Widerspruch konnte den König bis zu Thätlichkeiten hinreißen, und seinen Stock und seine Fäuste hat mancher gefühlt. Bei seiner hitzigen Gemüthsart schonte er selbst die Königin und seine Kinder nicht. Auf der Straße ging man ihm aus dem Wege, weil er oft Leute anredete und scharf ausfragte. Sein bloßer Name erregte Schrecken.

Die Härte des Königs traf auch den Kronprinzen, den schwächlichen, an den Soldatenkünsten des alten Dessauers sich wenig ergötzenden Friedrich. Friedrich II. war 1712 zu Berlin geboren. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Anstand, Wißbegierde und Geistesgegenwart aus. Seine Kindheit verlebte er unter der Leitung einer ehrwürdigen Frau, der verwittweten Oberstin von Rocoulles. Im siebenten Jahre kam er unter männliche Leitung und erhielt Unterricht in der Feldmeß- und Kriegsbaukunst, im Fechten, Reiten und Tanzen. Später unterrichtete ihn ein geistreicher Franzose, du Han du Jandin, in den schönen Wissenschaften und machte ihn mit den geschichtlichen und dichterischen Werken der Franzosen bekannt. Der Kronprinz erhielt früh eine Hauptmannsstelle bei den Kadetten und später eine Compagnie bei dem potsdamer Leibregiment. Bei einem Besuch in Dresden hörte Friedrich den berühmten Tonkünstler Quantz auf der Flöte, und dieser kam auf Veranstaltung der Königin zweimal im Jahre nach Berlin und unterrichtete den Kronprinzen, welcher in der Folge ein großer Meister im Flötenspiel geworden ist. Friedrichs II. Jugendjahre.

Der Kronprinz wurde 1728 Oberstlieutenant bei dem Leibregiment und bekam nun mit dem unablässigen Einüben der Truppen viel zu thun. War ihm das schon an sich ein lästiges Geschäft, so wurde es ihm noch widerlicher durch die unmenschliche Härte, mit welcher sein Vater und der Fürst von Dessau die Soldaten behandelten. Auch der König war mit den mißbilligenden Mienen und Aeußerungen seines Sohnes unzufrieden. Beide stießen einander ab. Den Vater verdroß die Neigung seines Sohnes zu Studien, dessen Vorliebe für die französische Literatur und die Leichtfertigkeit, mit welcher der Prinz sich sinnlichen Genüssen hingab. Der Kronprinz sah sich durch die Sparsamkeit seines Vaters, die mit den Jahren bis zur Kargheit wuchs, so beschränkt, daß er bei seiner Umgebung borgen mußte, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Der Prinz saß oft Schulden halber in der Wache und mußte täglich die Vormittage auf dem Exercierplatze zubringen. Nur die Nachmittage konnte er den Studien und seiner Flöte widmen. Wenn ihn der lauernde Vater bei diesen Beschäftigungen überraschte, erfolgten lange Strafpredigten.

Die Tyrannei seines Vaters wurde dem Prinzen immer unerträglicher. Die Spannung erreichte den höchsten Grad im Sommer 1730, als von einer Vermählung des Kronprinzen die Rede war und der König sich hierbei von dem schlauen östreichischen Gesandten Seckendorf leiten

ließ. Der Prinz faßte den Entschluß, sich durch die Flucht nach England der Gewalt seines Vaters zu entziehen. Eine Reise, welche der König mit dem Kronprinzen durch Sachsen, Franken, Schwaben und die Rheinlande unternahm, schien Gelegenheit zur Flucht darzubieten. Aber durch einen Brief, den der Kronprinz an einen seiner Vertrauten, den Lieutenant von Katte, geschrieben und auf dessen Aufschrift er in der Eile den Bestimmungsort vergessen hatte, bekam der König in Frankfurt Kenntniß von dem Plane. Er gerieth in so heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte, ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß und sogar den Degen gegen ihn zückte. Nach Berlin erging sofort der Befehl, den Lieutenant Katte zu verhaften. Der Kronprinz wurde als Gefangener nach Küstrin auf die Festung gebracht. In Berlin und Potsdam wüthete der König gegen alle, mit welchen der Prinz in Berührung gekommen war. Den Kronprinzen stellte der König vor ein Kriegsgericht, und dieses sprach dem Oberstlieutenant Fritz wegen beabsichtigter Desertion das Leben ab. Aber gegen die Bestätigung des Urtheils sprachen mit edler Wärme die Generale, und auch der Kaiser mahnte von derselben ab. Der Lieutenant Katte wurde von dem Kriegsgericht zur Cassation und Festungsstrafe verurtheilt, aber auf Befehl des Königs zu Küstrin unter den Fenstern des Prinzen hingerichtet. Der Prinz erhielt endlich Begnadigung, er mußte aber einige Jahre in Küstrin bei der Domänenkammer als wirklicher Kriegsrath arbeiten. Als diese Prüfungszeit vorüber war, hatte der Groll ein Ende. Friedrich bemühte sich, seinem Vater Ergebenheit und Gehorsam zu bezeigen, und erfüllte besonders seine militärischen Dienstpflichten mit der größten Pünktlichkeit. Sein Vater suchte jetzt auch eine Braut für ihn und wählte die junge und liebenswürdige Prinzessin Elisabet Christine von Braunschweig-Bevern. Die Vermählung fand 1733 statt, aber Friedrichs Geist war nicht für die engen Schranken des häuslichen Lebens geschaffen; er sah seine Gemahlin selten und erklärte nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Bruder für den Erben des Thrones.

Eine schönere Lebensperiode begann für den Kronprinzen, als ihm sein Vater (1734) die Herrschaft Ruppin zum Leibgedinge gab und für ihn das Lustschloß Rheinsberg kaufte. Zu Rheinsberg, in einem kleinen Kreise geistreicher Männer erfreute sich der Prinz an den Genüssen, welche Wissenschaften und Künste edleren Naturen gewähren, er führte mit den gefeiertsten Gelehrten des Auslandes, namentlich mit Voltaire und Maupertuis, einen lebhaften Briefwechsel und erfreute sich an schriftstellerischen Arbeiten. Die Begierde nach Ruhm erfüllte sein Inneres mit sehnsüchtiger Ungeduld. Da er damals noch nicht wissen konnte, ob Gelegenheit und Glück ihn jemals auf die Heldenbahn führen würden, so suchte er durch schriftstellerische Werke sich den Ruhm zu erwerben, nach dem seine Seele dürstete. Er schrieb „Bemerkungen über den Zustand des europäischen Staatensystems im Jahre 1736" und seinen Anti-Machiavell, durch den er der Welt einen glänzenden Beweis von dem Adel seiner Gesinnungen geben wollte.

Um den König zu befriedigen, erschien das kronprinzliche Regiment auf den Musterungen als eins der bestexercirten und rekrutirten in der Armee, und aus der Holländerei und dem Garten zu Rheinsberg kam manches willkommene Geschenk, schöne Kälber oder Truthähne, Melonen,

frühzeitiger Spargel, Blumenkohl und dergleichen in die Berliner Schloßküche. Alle Mißhelligkeiten, die zwischen dem König und dem Kronprinzen obgewaltet hatten, waren nun vergessen. Friedrich Wilhelm I. starb den 31. Mai 1740.

Das Kaiserthum galt noch als die höchste weltliche Würde der Christenheit; aber seine wirkliche Bedeutung war sehr gering. Die Aufgabe des Kaisers bestand nur darin, die einmal bestehenden Verhältnisse im Reiche nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten, und das gelang ihm auch im Ganzen bis zum Jahre 1740. Die habsburgischen Kaiser erreichten dieses, weil sie zugleich die Gebieter einer europäischen Großmacht, der östreichischen Länder, waren. Auch war jede der größeren oder kleineren außerdeutschen Mächte, mit Ausnahme von Frankreich, an der Erhaltung des deutschen Reiches in den einmal bestehenden Formen interessirt und handelte diesem Interesse gemäß. Das erforderte schon die Vorstellung des europäischen Gleichgewichts, welche während der bedrohlichen Bestrebungen Frankreichs zur Gründung einer Universalmonarchie sich zum klaren Bewußtsein entwickelte. Dieses Gleichgewicht suchte man in der Aufrechterhaltung der bestehenden äußeren Besitzverhältnisse der europäischen Staaten, der größeren wie der kleineren. Es verstand sich daher von selbst, daß der geringe staatliche Organismus Deutschlands, welcher nur durch die Ueberbleibsel von der Macht des Kaisers den einzigen realen Zusammenhang besaß, möglichst in seiner vorhandenen Gestalt geschützt wurde. Auch sahen die nichtdeutschen Staaten, welche deutsche Länder besaßen, wie England, Schweden und Dänemark, in der Erhaltung der Reichsverfassung eine Bürgschaft für ihre Besitzungen und Ansprüche. Die kleineren Staaten schlossen sich an den Kaiser an und dienten zur Verstärkung der kaiserlichen Macht, weil sie nur so ihren reichsverfassungsmäßigen Einfluß behaupten zu können hofften, während sie bei einer Auflösung des Reichsverbandes ihre Selbständigkeit zu verlieren und von den größeren deutschen oder fremden Staaten verschlungen zu werden befürchteten. Auch die größeren deutschen Staaten, wie z. B. Brandenburg, waren bis 1740 so gut kaiserlich und conservativ wie die kleineren Reichsfürsten und Städte, natürlich ohne an eine Verzichtleistung auf die einmal gewonnene innere und äußere Selbständigkeit zu denken. Der verwickelte und doch wenig zusammenhängende Organismus der deutschen Reichsverfassung, wie er sich seit dem westphälischen Frieden gebildet hatte, erhielt sich daher nothdürftig im Gang. Die Zustände des deutschen Reiches um 1740.

Obgleich die Gleichberechtigung der beiden großen Religionsparteien in einem Grundgesetze des Reiches ausgesprochen worden war, bildeten doch die Versuche der katholischen Partei, sich über das Gesetz hinweg zu setzen, und das Bestreben der protestantischen Reichsstände, ihr Recht gegen solche Angriffe zu wahren, den Hauptinhalt der Thätigkeit des Reichstags. Bei dem schwerfälligen Gange des regensburger Reichstages kamen nur die wenigsten Beschwerden zur Erledigung, und eine Menge von unlösbaren Streitfragen aus dem kirchlich-politischen Gebiet häuften sich auf und schienen das Bestehen des Reiches mit einer neuen gewaltsamen Lösung zu bedrohen. Aber die kirchlichen Gesichtspunkte hatten nicht nur für die europäische Politik, sondern auch für die der deutschen Staaten ihre Bedeutung verloren

Die Organisirung gemeinsamer Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe Ludwig's XIV. gelang dem Reichstag nur immer mit dem größten Zeitaufwand und in jeder Beziehung ungenügend. Wäre nicht die Macht des Kaisers als Herrn der östreichischen Erblande im Hintergrunde als fester Stützpunkt für diese langsamen, schwachen und zersplitterten Vertheidigungsmaßregeln vorhanden gewesen, so würden sie im Vergleich mit den raschen Angriffen der concentrirten französischen Macht noch lächerlicher erschienen sein, als es in der That schon der Fall war. Die inneren Verwaltungs-Angelegenheiten des Reichs wurden in dem Maße dem Einflusse des Kaisers und des Reichstages entzogen, als sich die fürstliche Gewalt in den einzelnen Staaten consequenter ausbildete. Der Einfluß des dreißigjährigen Krieges hatte in den einzelnen deutschen Ländern die Staatsgewalt sowohl in ihrer Stellung nach außen als nach innen außerordentlich gehoben. Die Beschränkung durch die landständische Verfassung war so gut wie nicht vorhanden. Zwar bestanden die Landstände fast überall ungestört fort, aber die Regierung verletzte unaufhörlich deren Rechte, oder gebrauchte die Stände nur, um gewisse Verwaltungsmaßregeln, namentlich Landessteuern, durch deren Bestätigung in eine Art von herkömmliche Rechtsform zu kleiden. Alle Theile des deutschen Volkes waren durch den dreißigjährigen Krieg zu einer willen- und einflußlosen Masse herabgedrückt worden, während die Fürsten allein mit bedeutendem Machtgewinn aus diesem Kampfe hervorgegangen waren.

Die Landesverwaltung wurde vollständig umgestaltet, die Thätigkeit der ständischen Vertretung des ganzen Staates oder der einzelnen früher selbständigen Theile wurde beschränkt, den städtischen Magistraten ihre wichtigsten Geschäfte entzogen. Zur Erhebung der Steuern und für die übrigen Zweige der Verwaltung z. B. der Landespolizei wurden neue Behörden eingesetzt. Alle diese neuen Einrichtungen hatten ihren Mittelpunkt in einer jetzt vollständiger besetzten Oberbehörde, die in unmittelbarer Berührung mit dem Fürsten stand. Es bildete sich ein Beamtenstand, der sich auf ähnliche Weise, wie die Lehnsaristokratie des Mittelalters, an die fürstliche Gewalt anlehnte und für die inneren Landesangelegenheiten das Organ der fürstlichen Gewalt war, wie nach außen hin das stehende Heer. Die Erhaltung der Beamten und des Heeres erforderte eine Vermehrung des Staatseinkommens, die nicht im Verhältniß mit der Vergrößerung des Volkswohlstandes zunahm. Am übelsten gestalteten sich da die finanziellen Zustände, wo noch außerdem die Bedürfnisse einer glänzenden fürstlichen Hofhaltung zu bestreiten waren. Von dem alten staatsrechtlichen Grundsatz, daß die Hofhaltung aus den Einkünften der fürstlichen Domänen zu erhalten sei, war in dieser Zeit der fürstlichen Autokratie nicht die Rede; es mußte auch dafür durch Belastung des Landes gesorgt werden.

Die deutschen Höfe und Staaten.

An den Höfen und in den höheren Ständen Deutschlands herrschten in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts auf der einen Seite Rohheit und Barbarei, auf der anderen gekünsteltes Wesen, sittliche Entartung und geschmacklose Pracht. Der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bietet ein Bild deutscher Derbheit und Rohheit, aber auch zugleich deutscher Ehrlichkeit und Tüchtigkeit dar. Er

hatte weder Mätressen, noch allmächtige Minister, noch einen Hofstaat; er haßte die Narrheit der Moden, den leeren Glanz der Fürstenwürde, die Hof-Kunst und die todte Gelehrsamkeit. Er war freilich ein geiziger und tyrannischer Regent, aber sein Geiz verschaffte seinem Sohne und Nachfolger die Mittel, durch welche dieser die deutsche Nation wieder zu Ehren brachte. Friedrich Wilhelm lebte und redete wie ein Privatmann, er zeigte dem deutschen Bürgerstande, daß man durch Einfachheit des Lebens und Verachtung kostspieliger Vergnügungen reich werden könne. Er haßte die französische Bildung und Etikette, weil man sie ihm in seiner Jugend hatte aufdrängen wollen. Neben Officieren und Soldaten schenkte Friedrich Wilhelm nur den Pietisten einiges Vertrauen, die jede Philosophie und jede Poesie außer der geistlichen verachteten und verfolgten. Damals waren Fürsten und freie Städte für die Sache ihres Glaubens oft sehr grausam. So z. B. vertrieb 1731 der fanatische Erzbischof von Salzburg 30,000 fleißige, ruhige und fromme Unterthanen, weil sie Protestanten waren und bleiben wollten. In einer solchen Zeit des religiösen Partei-Hasses kann es nicht auffallen, daß ein so energischer, barbarisch strenger Fürst, wie Friedrich Wilhelm, auch in Glaubenssachen hart und einseitig war. Den Geistlichen bezeugte er die größte Ehrfurcht und korrespondirte mit den Pietisten in Halle. Der Haß Friedrich Wilhelm's gegen Wissenschaft, Bildung und Poesie erklärt sich daraus, daß in jener Zeit die Gelehrsamkeit dem Leben ganz entfrembet worden war. Der König wollte Leute haben, welche Urtheilskraft und die Fähigkeit, diese zu gebrauchen, besäßen, und fand bei den Deutschen nur eine abgeschmackte Gelehrsamkeit, ein unfruchtbares Wissen und eine unsinnige Citir-Wuth. Die Regierungsweise Friedrich Wilhelm's war nicht nur militärisch-polizeilich, sondern rücksichtslos-despotisch. Der Wille des Königs entschied über Eigenthum und Leben der Unterthanen. Der König mischte sich in die Kriminal-Gerichtsbarkeit und in die Gesetzgebung; er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Er ließ Mägde, die nicht weiter dienen wollten, in Zucht- oder Spinnhäuser setzen und mißhandelte Damen, welche eine neumodische, nach seiner Meinung, unanständige Kleidung trugen. Er ließ Stahlschmiede und Fabrikarbeiter aufheben und durch Soldaten nach Rußland bringen, damit sie in Peter's Fabriken arbeiteten. Dagegen schickte ihm Peter große Leute für seine Garde. Friedrich Wilhelm bestimmte sogar die Tracht der Leute und den Preis des Getraides durch Gesetze. An seinem Hofe durften sich nicht, wie an anderen Höfen, vornehme Säufer und Schuldenmacher sehen lassen. Friedrich Wilhelm beschützte die Bürger gegen übermüthige Junker und verachtete das Rang- und Titelwesen, die Etikette und das Ceremoniel. Er benutzte aber die Thorheit seiner Zeit in Beziehung auf das Titel- und Rangwesen, indem er für drei- bis sechshundert Thaler jeden Titel verkaufte. Noch schlimmer war es, daß er auch mit den Stellen Handel trieb, was freilich damals in vielen deutschen Staaten gebräuchlich war.

Von dem an anderen Höfen üblichen Glanze war bei Friedrich Wilhelm nicht die Rede. Dieser befleißigte sich einer fast wunderlichen Einfachheit und Sparsamkeit, er zwang seine Gemahlin und Kinder zur Beobachtung derselben Ordnung, welche er in Bürgerhäusern beobachtet wissen wollte. Er war für deutsche Art und Sitte eingenommen und

hielt auch bei allen Gelegenheiten zu dem Reiche. Er umgab sich nicht, wie andere Fürsten, mit Franzosen und Italienern und gebrauchte nicht fremde Grafen und Marquis zu seinen Gesandten. Obgleich er der französischen Sprache ganz mächtig war, unterhielt er sich doch in seinen Abendzirkeln, mit seiner Familie, und mit den Gesandten deutscher Mächte nur in deutscher Sprache. Ja er duldete in seiner Haushaltung keine französischen und spanischen Weine, sondern hatte große Vorräthe von Rheinweinen.

Am östreichischen Hofe herrschte Verschwendung, Schwelgerei und Prachtliebe. Als der römische König Joseph I. 1702 eine Reise an den Rhein machte, um die Belagerung der Festung Landau zu leiten, hatte er ein Gefolge von 233 Personen und unter diesen befand sich nicht eine einzige, die im Felde zu gebrauchen war. Die Königin, die ihren Gemahl begleitete, hatte ein Gefolge von 170 Personen. In der letzten Zeit der Regierung Karl's VI. waren die Minister unter einander uneinig und arbeiteten oft dem entgegen, was der Kaiser wollte. Das Heer gerieth in Verfall, und die Finanzen waren im traurigsten Zustande. Die Einnahmen flossen spärlich und verschwanden unter den Händen von Hofbeamten, Dienern und Geistlichen. Von Uneigennützigkeit und Aufopferung für das öffentliche Wohl durfte niemand reden, der für einen Geschäftsmann gelten wollte.

Der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, welcher als August II. zugleich König von Polen war (1697—1733), suchte das Wesen des Königthums nur in der äußeren Erscheinung, er hatte sein Augenmerk nur auf Feste, auf Pracht und Schwelgerei gerichtet und kannte kein höheres Streben als die Wissenschaft des Ceremoniels und der Etikette. Er war nicht ein König des Volkes, sondern des Hofes und des Adels, der sich gleich ihm durch thörichten Prunk zu Grunde richtete. August II. war nur von prunkenden Edelleuten und Höflingen umgeben, und an seinem Hofe wimmelte es von Franzosen und Italienern, welche wohl Dreistigkeit, Geläufigkeit der Zunge und äußere Gewandtheit, aber keine wahren Verdienste besaßen. König August trug bei der Vermählung seines Sohnes Juwelen, die auf mehrere Millionen geschätzt wurden. Bei demselben Vermählungsfest wechselten einen Monat hindurch französische Opern und Komödien mit Kampfjagen und Feuerwerken, mit Turnieren, Carroussel-Reiten, Türken- und anderen Aufzügen, mit einem Nachtrennen, einer Wasserjagd, einem Jahrmarkt maskirter Personen von allerlei Nationen, einem Damen- und einem Berghauer-Feste. Solche Hoffeste wurden dann in steifem Kanzleistil in den Zeitungen oder in dicken Büchern und Kupferwerken ausführlich beschrieben. Die gutwilligen Landstände verordneten eine neue Abgabe nach der andern und übernahmen eine Million Schulden nach der andern.

Friedrich August II. von Sachsen oder August III. von Polen (1733—1763), ein gutmüthiger, aber phlegmatischer Mann, überließ die Regierung dem Grafen Brühl, der sich vom Pagen zu den höchsten Aemtern schnell emporgeschwungen hatte. Brühl machte einen mehr als königlichen Aufwand, betrachtete das arme Sachsen wie sein Landgut und richtete es förmlich zu Grunde.

Auch an dem Hofe von Hannover herrschte eine ähnliche Prachtliebe und Verschwendung. Als Georg I. 1706 seine Tochter Sophia Dorothea mit dem preußischen Kronprinz Friedrich Wilhelm vermählte, ließ er seine Tochter mit einem so großen Gefolge nach Berlin bringen, daß auf jeder Post 520 Pferde bereit gehalten werden mußten. Von Berlin aus schickte man zum Empfange der Prinzessin eine Abtheilung des Hofstaates entgegen, für welche 350 Pferde nöthig waren.

Am württembergischen Hofe regierte unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733) die Frau von Grävenitz, welche nur durch ihre Laster, durch Spielsucht, Geiz, Wollust und Unverschämtheit sich auszeichnete. Sie bildete aus ihren Creaturen ein Ministerium, führte in diesem den Vorsitz, verkaufte die öffentlichen Stellen und vertrieb die verdienten Männer. Die Jagdlust und der große Wildstand brachten dem ganzen Lande bedeutenden Schaden. Der folgende Herzog, Karl Alexander (1733—1737), dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld. Die Verwaltung wurde dem Juden Süß Oppenheimer überlassen. Dieser und seine Genossen verkauften alle Stellen und Gnadensachen nach einer Art Taxe, straften Beamte willkürlich um Geld und beraubten Waisenhäuser und andere milde Stiftungen. Das erpreßte Geld, so weit es Süß und seine Genossen nicht bei Seite schafften, wurde für Lustbarkeiten, Juwelen, Theater und Sängerinnen ausgegeben. Nach dem Tode des Herzogs wurde Süß in einem eisernen Käfig der Verspottung des Volkes preisgegeben und dann auf grausame Weise hingerichtet. Während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl Eugen wurde Württemberg etwas besser regiert. Als aber Karl Eugen (1744—1793) die Regierung antrat, verwendete er vieles Geld für eine prunkvolle Hofhaltung, große Bauten, weite Reisen und seine Mätressen. Erst später schränkte er seinen Aufwand ein und verwendete das Geld auf nützliche Anstalten. Er gründete 1772 die Karlsschule, legte Fabriken an, begünstigte den Ackerbau und beschützte Wissenschaften und Künste.

Auch in der Pfalz zeigten sich damals dieselben Erscheinungen wie in den meisten deutschen Ländern: prachtvolle neue Bauwerke, glänzende Hoffeste und kostspielige Jagden neben großem Elend des Bauernstandes. Jedem französischen Edelmanne und Abenteurer wurden alle Thüren geöffnet, während der eigene Unterthan von dem Fürsten verachtet wurde. Der französische Sprachmeister war hoffähig, während der deutsche Leibarzt den Rang des Hofkutschers hatte.

In den sächsischen Herzogthümern gab es viele Streitigkeiten über Rang und Etikette, die bisweilen zu ärgerlichen Auftritten und einmal sogar zu einem kleinen Krieg zwischen Gotha und Meiningen führten. In anderen Gegenden Deutschlands war Hader und Zwietracht über kirchliche Dinge; Protestanten wie Katholiken zeigten sich in gleichem Grade unduldsam: Hannover und Preußen nahmen sich mit Ernst und Nachdruck der protestantischen Sache an.

Baiern zeigte in mancher Beziehung noch ein Bild mittelalterlicher Zustände. Die zahllosen Mönche und Geistlichen, die vielen Feiertage und Wallfahrten beförderten den Müssiggang. Die vielen Klöster fütterten mit ihren unverständig vertheilten Almosen Schaaren von

Bettlern. Die Zahl der begangenen Verbrechen war erstaunlich groß. Neunhundert Jesuiten hielten sich in Baiern auf und hatten Schulen, Hof und Volk in ihrer Gewalt. Die Schulen befanden sich im traurigsten Zustande, und auf der Landesuniversität Ingolstadt herrschten Aberglaube, Unwissenheit und das unsittlichste Schlemmerleben. Zwar zeigte sich auch in Baiern das Verlangen nach einer neuen und besseren Ordnung, aber die Geistlichkeit und der Adel waren zu mächtig und verhinderten in Verbindung mit den verknöcherten Juristen, daß das Licht der neuen Zeit auch Baiern erleuchtete. Der Kurfürst Maximilian Joseph (1745—1777) hatte die besten Absichten, aber er und seine Räthe suchten überall durch bloße Verordnungen zu bessern und mischten sich in alles. Man beachtete nicht die Natur des Landes und den Charakter der Bewohner und suchte Fremdartiges und Fernliegendes zu erzwingen, statt das den Verhältnissen Angemessene zu pflegen. Man suchte die Fabrikation von Luxus-Waaren zu Stande zu bringen und die Seidenzucht einzuführen, während es dem Lande noch an den nöthigsten Handwerkern fehlte. Man bemühte sich dem Landbau durch allerlei Maßregeln aufzuhelfen und ließ die strengen Jagdgesetze bestehen, welche das zahlreiche Wild schützten. Man wollte den häufigen Verbrechen Einhalt thun, aber das von Kreitmayer, einem um die Verwaltung verdienten Juristen, verfaßte Kriminal-Gesetzbuch vermehrte durch seine Strenge, durch Folter und Hinrichtungen die Zahl der Verbrechen.

Die geistlichen Fürsten suchten es an Prunk den weltlichen Höfen gleich zu thun. An ihren Tafeln wurde sehr gut gegessen und sehr viel getrunken. Der Erzbischof Joseph Clemens von Köln hatte anderthalbhundert Kammerherrn. Der Graf von Schönborn, welcher um 1731 Bischof von Würzburg war, hatte in Würzburg und in Bamberg einen vollständigen Hofstaat und an letzterem Orte wenigstens dreißig Kammerherrn. Sein Minister konnte zehn Maß Burgunder an einem Tage trinken.

Reichsstädte. Das Verhältniß der Reichsstädte zum Reich hatte sich nicht verändert; in ihnen war alles fest und starr geworden, ohne Möglichkeit der Weiterentwickelung. Auf dem Reichstage thaten sich die Städte mehr hervor durch die kleinliche und argwöhnische Vertretung ihrer particularistischen Stellung, als durch Bereitwilligkeit, auch nur das kleinste Opfer zum Wohle des Reiches, etwa zur Vertheidigung desselben gegen die Franzosen, freiwillig zu bringen. Im Innern der Reichsstädte bewirkte die streng abgeschlossene aristokratische Regierung für alle nicht regierenden denselben starren Zwang wie in den fürstlichen Territorien. Das Verhältniß der städtischen Unterthanen gestaltete sich meist noch schlimmer, weil Verwaltung und Rechtspflege noch nach altem Zuschnitte geübt wurden, und die regierende Körperschaft jeder Verbesserung widerstand. Der ganze Staat erschien als eine bloße Versorgungsanstalt für die politisch berechtigte Körperschaft, und die in diesem Sinne geleitete Verwaltung hatte es auch so weit gebracht, daß die reichen Einkünfte vieler Reichsstädte nicht mehr zur Bestreitung des Staatshaushaltes hinreichten.

Gefügigkeit des Volkes.

So gleichförmig wie sich die Staatsgewalt im Ganzen in dem hundertfach gespaltenen deutschen Reiche entwickelt hatte, eben so gleichförmig hatten sich auch die politischen und socialen Zustände der ganzen Masse des Volkes, das nicht an der Staatsgewalt betheiligt war, ausgebildet. Ueberall war die Ausschließung der von der Staatsgewalt nicht besonders herangezogenen Unterthanen von allem thätigen Antheil am Staate fast auf gleiche Weise durchgesetzt worden. Die Unterthanen fügten sich allenthalben in diese Ausschließung, überhaupt in die modernen Vorstellungen von der obrigkeitlichen Gewalt. Der Geist des duldenden Gehorsams hatte überall Raum gewonnen. Die bestehenden Zustände wurden nicht als eine aufgedrungene Gewalt ertragen, sondern als die einmal hergebrachte und für alle Zeiten gültige Lage der Dinge, als die Erfüllung der biblischen Vorschriften über das Verhältniß der Unterthanen zur Obrigkeit. Die Noth des dreißigjährigen Krieges hatte das Volk zahm und demüthig gemacht, und auf diesem wohlvorbereiteten Boden hatte die Erscheinung der modernen fürstlichen Gewalt und ihrer Staats- und Militäreinrichtungen, sowie die Lehre der beiden Kirchen Deutschlands über das Verhältniß der Unterthanen zur Obrigkeit Wurzel geschlagen und sich herausgebildet. Der Protestantismus hatte schon durch Luther selbst eine starke Hinneigung zur unbedingten Unterstützung der Staatsgewalt gegenüber den Unterthanen empfangen. Der unbedingte Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, welcher die Beschirmung und Oberleitung der evangelischen Kirche anvertraut war, wurde nach und nach zu einer Art von Dogma der protestantischen Sittenlehre ausgebildet, das von den Dienern der Kirche ihren Pfarrkindern immer wiederholt und von dessen vollständiger Erfüllung das zeitliche und das ewige Heil abhängig gemacht wurde. Der katholischen Kirche war ein solches Dogma ursprünglich fremd, wie sie das ganze Mittelalter hindurch bewiesen hat, aber auch sie schloß sich, um den Kampf gegen die Reformation zu bestehen, eng an die Staatsgewalt an. Wenn sie daher auch theoretisch diese Lehre nicht annahm, so erkannte sie doch in der Praxis dieselben Grundsätze an, und somit wurde auch die katholische Hälfte der deutschen Nation von ihrer Kirche auf dieselbe Weise zu Gunsten des Absolutismus bearbeitet.

Der Adel.

Das ganze mittelalterliche politische Leben war auf die Unterscheidung nach festgeschlossenen Geburts- und Berufsständen gegründet gewesen. In dem Staate der neueren Zeit verschwand dieser Unterschied gegen den des Beamten- und Militärstandes und der Unterthanen. Es gab noch die drei mittelalterlichen Stände, den Adel, die Bürger der Städte und die Landbevölkerung, aber diese Unterschiede hatten mehr auf dem Gebiete des Privatlebens, als auf dem des öffentlichen noch wirkliche Bedeutung. Dem Staate gegenüber besaß jeder von diesen Ständen noch eine Reihe von Rechten und Privilegien, aber viele dieser Rechte waren mit der Entwickelung des modernen Staatswesens entweder von selbst verschwunden oder nach und nach ausdrücklich aufgehoben worden.

Der Adel war noch in die Form des Lehnsverhältnisses gefügt, aber es war nur die privatrechtliche Seite desselben übrig geblieben, die ihn vor den Eingriffen des fürstlichen Absolutismus eben so wenig schützte,

als die anderen Stände. Die übrigen Stände sahen diese Privilegien des Adels so gut wie die fürstliche Gewalt als etwas Unantastbares an. So dauerten der eximirte Gerichtsstand, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, die Steuerbefreiung gewisser adeliger Güter als Privilegien einzelner Privaten fort. Nur dadurch verschaffte sich der Adel auch als Stand noch eine Art von politischer Bedeutung, daß er auch jetzt, wie früher, am meisten in unmittelbare Berührung mit der Person des Fürsten kam. Die nächste Umgebung desselben war aus Schaaren von höherem und niederem Adel zusammengesetzt. Theils hatte sie die alte Sitte hingeführt, theils die Nothwendigkeit, sich dort eine den Lebensunterhalt gewährende Stellung zu verschaffen. Denn es wurde noch von der Sitte streng festgehalten, daß ein Mann von Adel nicht mit Betrieb der bürgerlichen Gewerbe, auch nicht durch die Beamtenlaufbahn seinen Lebensunterhalt gewinnen dürfe. Die großen Versorgungsanstalten der geistlichen Stiftungen waren wenigstens für den bei weitem größten Theil des deutschen protestantischen Adels nicht mehr vorhanden. Dagegen war der Hofdienst in seinen höheren Graden niemals aus den Händen des Adels gekommen und bot jetzt, wo die Stellen fast überall außerordentlich vermehrt wurden, um den Glanz der Fürstlichkeit zu erhöhen, die bequemste und einflußreichste Versorgung. Die Militärstellen waren in der Zeit der Entstehung der besoldeten Heere und bis zum dreißjährigen Kriege nicht ein Eigenthum des Adels gewesen. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege fingen die Fürsten an, den Adel vorzugsweise bei den militärischen Anstellungen zu berücksichtigen. Die Civilbeamtungen, deren jetzt mit der fortschreitenden Durchführung der modernen Staatsformen immer mehr geschaffen wurden, wurden nur seltener und nur dann, wenn eine gewisse äußere Repräsentation mit ihnen verbunden war, von dem Adel erstrebt. Durch die Berührung mit der Person des Fürsten erlangte der Adel wieder ein gewisses politisches Gewicht, aber nicht als Stand, sondern mittelst derjenigen seiner Glieder, welche in den Hof- und Dienstadel übergetreten waren. Der Grundbesitz des Adels war nach und nach ganz außer alles Verhältniß zu der großen Zahl seiner Angehörigen gekommen. Seine Vermögenszustände, die schon zur Zeit der Reformation sehr zerrüttet gewesen waren, hatten sich seitdem nicht gebessert, während die ökonomischen Verhältnisse des Bürgerstandes sich allmälig wieder zu heben begannen. Nur durch festes Anschließen an die Höfe und Fürsten bewahrte sich der Adel vor der Verarmung. Die Fürsten sahen in dem Adel ihre wahre Stütze, während sie das Beamtenthum, auf welchem doch ihre Kraft beruhte, mehr wie eine Art von nothwendiger, aber lästiger Maschine zum Regieren betrachteten. In dem Adel erwachte wieder der Standeshochmuth und dadurch schied sich in socialer Beziehung das deutsche Leben in die zwei scharf getrennten Kasten des Adels und der niederen Stände. Zwischen beiden bildete der höhere Beamten- und Gelehrtenstand eine vom Adel nicht immer anerkannte Vermittelung.

Bürgerstand.

In den Städten der verschiedenen deutschen Staaten waren an die Stelle der deutschen Magistrate Beamten des Landesherrn getreten. Wo in städtischer Verwaltung und Gerichtspflege nicht alle Spuren der früheren Selbstregierung durch die landesherrlichen Beamten vertilgt worden

waren, war, ähnlich wie in den Reichsstädten, die thätige Theilnahme an der Regierung und Verwaltung der Stadt auf oligarchisch zusammengesetzte Körperschaften, die Magistrate, beschränkt, so daß sich die Masse der Bevölkerung von allem politischen Leben ausgeschlossen sah. Die Stadt und deren aus früheren besseren Zeiten gerettetes Vermögen wurde dann in den meisten Fällen wie eine Art Familieneigenthum der Magistrate angesehen und gewöhnlich sehr eigennützig, unverständig, ja gewissenlos verwaltet. Die Fortschritte in Staatsverwaltung und Rechtspflege, die in dem einen oder anderen Staate gemacht wurden, fanden in solchen Städten keinen Eingang. Die oft gewissenlose Rechtspflege trug auch nicht dazu bei, die Bewohner in politisch-sittlicher Hinsicht zu heben. Das Gefühl der Unterthänigkeit und der gänzlichen Unfreiheit lastete auf ihnen noch stärker, als auf den übrigen Unterthanen, weil sie neben dem Absolutismus des gesammten Staatswesens noch in unmittelbarer Nähe einen nicht weniger starren, nur noch kleinlicheren und innerlich unsittlichen zu ertragen hatten, der von Leuten ihres Gleichen ausging.

Der nationalökonomische Verfall des deutschen Reiches erreichte zu Ende des dreißigjährigen Krieges seinen Höhepunkt. Dörfer und Städte waren eingeäschert, die Felder lagen brach, und was man mit Mühe baute, verzehrte das im Uebermaß vermehrte Wild, welches eine grausame Gesetzgebung mehr in Schutz nahm als den Fleiß des Landmanns. Hungersnoth und Seuchen hatten die Bevölkerung vermindert und Elend und Verarmung verbreitet. Der Geist des Volkes war durch die lange Kriegszeit verwildert, überall herrschte Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, Gewerbe und Handel wurden nicht weiter betrieben als für das unumgängliche Bedürfniß. Während Holland, England und Frankreich ihre See- und Kolonialmacht ausbildeten und auch in den kleineren Staaten des Nordens, später selbst in Rußland die Regierungen Handel, Schifffahrt und Gewerbe ihrer Unterthanen emporzubringen suchten, sahen die Deutschen theilnahmlos dem allgemeinen Erwerbstrieb zu und fingen erst an sich in Bewegung zu setzen, als alles vergeben war. Der Reichstag in Regensburg befaßte sich mit elenden Rangstreitigkeiten; die Kaiser waren zu sehr mit den Interessen ihrer Hausmacht beschäftigt, um sich um allgemeine deutsche Fragen zu bekümmern. Die anderen Fürsten hatten mit der Befestigung ihrer Herrschaft zu thun und schenkten einer nationalen Handelspolitik keine Aufmerksamkeit. Das Volk war in ein geistloses Stillleben versunken, auf dem Landmann lastete noch feudaler Druck und in den Städten hatte ein engherziges, kurzsichtiges Spießbürgerthum Platz genommen. Während Colbert Frankreich, Kromwell England, de Witt Holland, Karl XI. Schweden, Peter Rußland durch Handel und Gewerbe, durch Schifffahrt und Kolonien zu Reichthum und Macht erhoben, blieben die Deutschen in diesem allen weit zurück. Nur durch die Subsidien, welche Frankreich, später England deutschen Fürsten zahlten, erhielt Deutschland geraume Zeit seinen Antheil an der reichen Ausbeute der edlen Metalle Amerika's. Aber nur das Wenigste blieb im Lande, das Meiste floß zurück in die Hände des Gebers. Kein deutscher Hof hielt sich für zu klein, um nicht nach Möglichkeit den französischen nachzuahmen. Die

Handel und Gewerbe.

einheimischen Gewerbe waren gesunken, oder wurden zu sehr verachtet, als daß man ihnen die Arbeit und den Lohn hätte geben wollen. Nur was aus Frankreich, aus Italien oder aus England kam, hatte Werth. Das Beispiel des Hofes ahmte jeder nach, der Vermögen besaß. Die englischen Hülfsgelder wurden oft mehr als zur Hälfte in Waren gezahlt und dadurch wurde die Nachfrage nach englischen Waren außerordentlich gesteigert. So verbreitete sich die Vorliebe für fremde Sachen und die Geringschätzung der eigenen in Deutschland. Man konnte die nationalen Gewerbe nicht systematischer entmuthigen und unterdrücken. Sich selbst überlassen, ohne Schutz, auf dem innern Markte zurückgesetzt, geriethen sie in immer größeren Verfall. Während Anerkennung und Wetteifer fehlten, äußerten sich auch die nachtheiligen Einflüsse der Zunftverfassung um so stärker, je mehr die auswärtige Industrie vom Handwerksbetrieb zum Fabrikbetrieb überging und größere Massen und wohlfeiler hervorbrachte. Die altdeutschen Gewerke sanken im siebzehnten Jahrhundert von ihrer früheren Höhe tief herab; sie arbeiteten nur für den örtlichen Bedarf. Für den auswärtigen Handel war nur die Leinweberei von belangreichem Umfang und Werth geblieben. In den meisten anderen Industrieerzeugnissen wurde Deutschland dem Auslande tributpflichtig. Preußen war der einzige Staat, welcher seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts einigermaßen handelspolitische Grundsätze annahm und befolgte. Die übrigen deutschen Regierungen hatten bei den Zöllen, welche sie nach Gutdünken einführten, mehr einen fiskalischen als nationalökonomischen Zweck. Die Zölle belästigten den Binnenhandel, schützten aber den Fabrikanten auf dem innern Markte nicht gegen die fremde Konkurrenz. Da das Vaterland nicht hinlängliche Arbeit oder nicht hinreichenden Lohn für die Arbeit gewährte, so fingen die Deutschen an auszuwandern, nach England, nach Holland und nach Amerika.

In Folge der Aufhebung des Edictes von Nantes (1685) verließen viele Franzosen, welche dem Gewerbstand angehörten, ihr Vaterland. Sie fanden bei ihren protestantischen Glaubensgenossen in England, Holland, in der Schweiz und in Deutschland Aufnahme, aber vorzugsweise zog der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Einwanderer in sein Land und unterstützte sie. Die Flüchtlinge führten neue Industriezweige ein und eine neue Art des Betriebs. Sie arbeiteten nicht in geschlossenen Handwerken, sondern nach dem Prinzip der getheilten Arbeit. Ein Fabrikunternehmer stand an der Spitze und leitete das Ganze. Dadurch erhielt der Zunftzwang den ersten wohlthätigen Stoß der Erschütterung. Die Einwanderung der französischen Protestanten war für die industrielle Entwicklung Deutschlands, besonders des Nordens, ein entschiedener Gewinn. Die deutschen Manufakturen arbeiteten fast nur für den einheimischen Verbrauch, in das Ausland gingen fast nur Produkte des Bodens. Nur nach Spanien führte Deutschland mehr Waren, als es von dort erhielt; von allen übrigen Ländern erhielt es bei weitem mehr, als es ihnen schickte. Der Hauptartikel der deutschen Ausfuhr nach Spanien war Leinwand. Das Rheingebiet schickte seine Hauptprodukte, Wein, Obst, Getraide und Holz auf die Märkte von Amsterdam und Rotterdam und erhielt dagegen Kolonialwaren und Fabrikate.

Der schwäbische und fränkische Kreis mit ihren vielen und durch Zollschranken abgesperrten Gebieten waren durch den Verfall des italienischen Handels sehr herabgekommen. Augsburg und Nürnberg glichen nur dem Schatten einstmaliger Größe. Augsburg behauptete sich noch als Wechselplatz; Nürnberg hatte durch den dreißigjährigen Krieg sehr gelitten, sein Handel war beinahe ganz verloren, seine Industrie bekam Konkurrenten, nur in seinen Kurzwaren machte es jede Mitbewerbung vergeblich. Die südwestliche Spitze Deutschlands war mit der Ergiebigkeit ihres Bodens an Wein, Tabak, Hanf, Getraide und Vieh auf die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz verwiesen; den Rhein abwärts ging mit diesen Produkten sowie mit Holz und Baumaterial ein starker Handel nach Holland. Auch der Schwarzwald besaß von Alters her seine eigenthümlichen Industriezweige. Der größte Handelsplatz Süddeutschlands blieb Frankfurt. Seine Messen wurden immer bedeutender, sie vermittelten den Handel zwischen den beiden Hälften Deutschlands, sowie den Handel des Nordens mit der Schweiz und mit Frankreich. Man fand nirgends größere Lager französischer und englischer Waren.

Das südöstliche Deutschland lag zu entfernt von den großen Handelsplätzen des Westens. Die Türken hielten die Mündung und den untern Lauf der Donau versperrt und duldeten auf dem schwarzen Meere Jahrhunderte lang neben dem Halbmonde keine andere Flagge. Auch mit dem Binnenverkehr der Donau sah es dürftig aus. Die Verwahrlosung ihres Fahrwassers, drückende Zölle und die Unsicherheit der Zustände in Ungarn waren demselben nicht günstig. Am besten befanden sich noch die baierischen Uferstädte Regensburg und Passau, welche landwärts mit Franken und Schwaben in Zusammenhang blieben. Die östreichischen Erblande trennte das politische Regierungssystem bereits frühzeitig von dem übrigen Deutschland. Tausende verließen des Glaubens wegen das Land. Oestreich besitzt einen großen Reichthum an den herrlichsten Gaben der Natur; aber der Druck, der auf dem Bauer lastete, die ungeheuren Besitzungen des Klerus und des hohen Adels, die ohne Fürsorge liegen blieben, die Absperrung nach außen, die Unterdrückung eines selbständigen und selbstthätigen Volksgeistes, dies und vieles andere hinderte eine gedeihliche Entwicklung. Hinderlich war auch der Mangel eines gleichförmigen Tarifs für die ausgedehnte und mannigfache Monarchie, noch mehr als das Merkantilsystem, welches Karl VI. mit Macht einführte, seine Tochter Maria Theresia erhöhte und Joseph II. bis zum äußersten ausbildete. Unter dem Schutze hoher Zölle entstand zwar eine östreichische Industrie; aber wie die Leistung ausfiel, wie theuer sie den Konsumenten zu stehen kam, was der Schaden für das Nationalvermögen war, kam nicht in Frage. Einzelne Zweige der östreichischen Industrie standen allerdings in Blüte und schickten ihre Erzeugnisse selbst auf fremde Märkte. Allein dies waren nur solche, die bereits vorher und ohne Hülfe bestanden hatten, böhmische Glaswaren, böhmische Leinwand, mährische Tücher, steierisch-kärnthner Stahl- und Eisenwaren, wiener musikalische Instrumente.

In Baiern war die Bierbrauerei das bedeutendste Gewerbe, mit den andern stand es schlecht. In Sachsen waren bis zum dreißigjährigen Kriege Ackerbau und Gewerbe in gedeihlichem Zustand. Das Land

erholte sich von den Leiden des Krieges; seine Industrie wurde durch den erweiterten Verkehr mit den überseeischen Ländern und mit dem Osten Europa's sehr gefördert. Die leipziger Messen wurden das große Lager für fremde und inländische Waren, sowohl zum Verbrauch in Deutschland als zur Wiederausfuhr nach Rußland, Polen, der Türkei und der Levante. Die Lausitz war damals der Sitz der sächsischen Industrie, die Leinen gingen auf überseeische Märkte, die Tücher fanden im nordwestlichen Deutschland, dann auch im östlichen Europa guten Absatz. In Sachsen wurde (1706) das Porzellan erfunden, welches Europa bisher nur von China kannte, und in Meißen die erste Fabrik gegründet. Der Luxus und die Verschwendung des Hofes, seitdem August der Starke die polnische Königskrone erhalten hatte, stürzte das Land in Schulden. In Thüringen entstanden Glashütten, Porzellanmanufakturen, Hüttenwerke und Fabriken in Holz-, Eisen- und Stahlwaren. Westphalen war von Alters her der Sitz der deutschen metallurgischen Industrie, Solingen und Iserlohn genossen für Waffen und Schmiedewerkzeuge jeder Art ausgezeichneten Ruf, für die in Elberfeld und Barmen gewebten bunten Leinen gab es in Amerika immer Nachfrage. Auch nach Osten gelangten die rheinisch-westphälischen Erzeugnisse zur Ausfuhr. Ihre Hauptniederlage wurden die Messen in Braunschweig. In Mecklenburg, Pommern, Holstein, Oldenburg, Hannover und Friesland war Landwirthschaft die allgemeinen Volksarbeit, so weit sich nicht die Küstenbewohner mit Handel und Schifffahrt abgaben. Diese Länder schickten in guten Jahren den Ueberschuß der Erzeugnisse ihres Ackerbaus und ihrer Viehzucht in die nördlichen und westlichen Länder Europa's. Sie erhielten dafür Fabrikate und Kolonialwaren.

In einsichtsvoller Pflege der materiellen Interessen zeichnete sich von jeher Kurbrandenburg aus. Wirthschaftlichkeit und Ordnung, Sinn und Verständniß für die Künste und Gewerbe des Friedens sind alte Tugenden des Hauses der Hohenzollern. Der dreißigjährige Krieg zerstörte den Wohlstand des Landes, und diesem wurde auch nach dem Frieden keine Ruhe zu Theil, da bald darauf der Krieg mit Schweden ausbrach. Bei der ohnedies schwachen und durch die Kriege noch mehr gelichteten Bevölkerung fehlten die Arbeitskräfte. Ackerbau und Viehzucht lagen ganz darnieder, die zuvor nicht unbedeutenden Schäfereien waren vernichtet. Viele Tuchmacher wanderten nach Sachsen aus, und die in den Marken zurückgebliebenen waren verarmt und ohne Mittel ihr Gewerbe wieder anzufangen. In gleicher Bedrängniß befand sich das Gewerbe der Bierbrauer. Die weise und sparsame Verwaltung des großen Kurfürsten (1640—1688) brachte das ausgesogene Land nach und nach wieder zu Kräften und setzte es in den Stand, die alten Erwerbsweisen wieder aufzunehmen. Durch die französische Einwanderung nahm das preußische Gewerbswesen, man kann sagen die gesammte preußische Staats- und Volkswirthschaft einen bedeutenden Aufschwung. Die nächste Wirkung äußerte sich bei der Wollmanufaktur und der Verfertigung feinerer und leichterer Stoffe, dann folgte die Fabrikation von seidenen und halbseidenen Zeugen, von Gold- und Silberarbeiten, Hüten, Handschuhen, feinen Metall- und Glaswaren, insbesondere von Spiegeln. Alle diese Artikel hatte man bisher aus Frankreich bezogen.

Auch für den Ackerbau war die Einwanderung segensreich. Meilenlange, bis dahin wüste Strecken wurden mit den östreichischen Protestanten und mit Pfälzern besetzt. Schon der große Kurfürst und noch mehr seine Nachfolger sorgten für die Hebung des innern Verkehrs durch Anlegung von Kanälen.

In Hamburg entstanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts neue gewerbliche Anlagen, wie Bijouterien, Sammtfabriken, Kattundruckereien und Zuckerraffinereien. Der Schiffbau hob sich mit den Fortschritten des auswärtigen Handels. Dieser wurde hauptsächlich mit England geführt, aber auch mit Frankreich gestaltete sich ein neuer Verkehr. Von Hamburg gingen die französischen Einfuhren nach dem europäischen Nordosten und in das Innere Deutschlands. Bremen nahm an den meisten Handelszweigen der Schwesterstadt Antheil, aber in weit beschränkterem Umfange. Lübeck, früher das stolze Haupt des Hansabundes, vermochte am wenigsten die Verhältnisse der neuen Zeit zur Wiederherstellung seines Wohlstandes zu benutzen. Sein Hauptgeschäft war, daß es nordische Produkte für den Gebrauch des deutschen Binnenlandes einführte und dagegen deutsche und französische Kunst- und Gewerbserzeugnisse nach Rußland brachte.

Auf dem Bauer lastete derselbe politische Druck wie auf dem Bürger; er war seit undenklichen Zeiten daran gewöhnt, sich von aller lebendigen Theilnahme an dem Staate ausgeschlossen zu sehen. Die inneren Gemeindeangelegenheiten, so weit sie die Verwaltung betrafen, waren den Gemeindegliedern überlassen geblieben. Wenn freilich die Gemeinde unter gutsherrlicher Abhängigkeit stand, so machte sich gelegentlich der Wille des Gutsherrn geltend. In vielen deutschen Ländern seufzte der Bauernstand noch unter dem Joche der Leibeigenschaft oder Gutshörigkeit. Die gesetzlichen Grundlagen dieser Hörigkeit waren ziemlich überall dieselben, aber die Praxis hatte sie hier gemildert, dort geschärft. Am schroffsten ausgebildet fand sich dieselbe in den ehemals slavischen Ländern im Osten und Norden Deutschlands, in Mecklenburg, Pommern, den Lausitzen, Böhmen u. s. w. Dagegen war die Lage der Bauern im südlichen und westlichen Deutschland in der Regel eine freiere und günstigere. Hier hatten die früh aufblühenden Städte dem Landmann gegen allzu harte Bedrückung eine immer bereite Freistatt geboten und dadurch seine Zwingherrn zu größerer Milde gegen ihn genöthigt. Bauernstand.

Für die Bauern, die in einer gutsherrlichen Unterthänigkeit standen, war die veränderte Lebensrichtung des Adels eine Art von Schutz gegen den früheren unerträglichen Druck. Der zum Hof-, Militär- und Civildienst größtentheils übergegangene Adel stand nicht mehr in so unmittelbarer Berührung mit seinen bäuerlichen Unterthanen, wie früher die Ritter, die den größten Theil ihres Lebens auf ihren ländlichen Besitzungen zuzubringen pflegten. Dann hatte auch die veränderte Lebensrichtung den Adel wenigstens äußerlich gesitteter gemacht, als er vor dem dreißigjährigen Krieg gewesen war. Viele der in Folge des Krieges zerstörten Dörfer und Flecken wurden wieder aufgebaut, viele Felder, die lange öde gelegen hatten, wieder cultivirt, und in manchen Gegenden, besonders im Nordwesten Deutschlands, waren die Bauern zu fest gegründetem Wohlstand gelangt. Wenn auch die Bauernschaft in demü-

thigem Gehorsam und gänzlicher Enthaltung von dem Staatsleben dem Bürgerstand vollkommen glich, so war sie doch in ihrem sonstigen Leben und Treiben gesunder und frischer. So schroff in socialer Beziehung sich der Adel von dem Bürgerstande geschieden hatte, ebenso schroff war der Bauernstand seinerseits isolirt. Hier dauerten noch ganz die mittelalterlichen Zustände fort. Außer dem nothwendigen Verkehr, welchen der Austausch der Produkte des Landbaus mit einigen einfachen Erzeugnissen der noch immer auf die Ringmauer der Städte beschränkten Gewerkthätigkeit bedingte, fanden keine weiteren äußeren Berührungen statt.

Particularismus.

Diese tiefe Zerspaltung der ganzen deutschen Nation in politischer und socialer Beziehung war für die Durchführung des Absolutismus der Staatsgewalt eines der stärksten Förderungsmittel. Ein unmittelbarer Einfluß des Kaisers auf die Territorialunterthanen neben oder über der Landesregierung fand schon längst nicht mehr statt. Die Namen des Kaisers und Reichs existirten nur noch in den Vorstellungen der Masse als hergebrachte, unverständliche und im Grunde gleichgültige Begriffe, und von einem deutschen Patriotismus konnte damals keine Rede mehr sein. An dessen Stelle war der verblendetste Particularismus getreten, das Gefühl der Alleinberechtigung und Bedeutung des Einzelstaates. Zu diesem jammervollen Particularismus trug sehr viel der Eindruck bei, welchen der Glanz der einzelnen Höfe auf die Unterthanen machte, noch mehr der Einfluß des Hofadels und des Beamtenstandes, noch mehr die politische und sittliche Versunkenheit des Volksgeistes. Das damalige Deutschland erschien in der Vorstellung seiner eigenen Bevölkerung auch in politischer Beziehung in eine Menge größere und kleinere selbständige und sich selbst genügende Glieder zertheilt.

Religiöse Verhältnisse.

Die Stellung der religiösen Parteien hatte sich seit dem westphälischen Frieden nicht wesentlich, oder nur zum Nachtheil des Protestantismus verändert. Einige früher protestantische Territorien, wie z. B. die Pfalz am Rhein, waren unter katholische Regenten gekommen, und diese hatten ihre fürstliche Unumschränktheit benutzt, um die protestantische Bevölkerung möglichst zum Uebertritt zum Katholicismus zu bewegen und Katholiken in ihr Land zu ziehen. Katholische Regierungen in katholischen Territorien machten sich hier und da durch fanatische Verfolgung der Protestanten bemerkbar. Es war das aber im Ganzen mehr Privatlaune einzelner Fürsten, denn die Politik der deutschen Staaten hatte sich bereits von dem kirchlichen Gesichtspunkte losgelöst. Dagegen fühlte das Volk den Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken, sowie den zwischen Lutheranern und Calvinisten noch eben so schroff, als in den erregtesten Zeiten des kirchlichen Fanatismus. Nur die gänzliche Gebundenheit des Volkes verhinderte, daß sich diese Stimmung nicht gewaltsam Luft machte. Sowohl die Katholiken, als die Protestanten fühlten mehr das, was sie von einander trennte, als daß sie mit voller Befriedigung sich in die Lehre ihrer Kirche versenkten. Weder bei dem Katholicismus, noch bei dem Protestantismus war eine innere Entwickelung vorhanden. Sie waren beide auf der Stufe stehen geblieben, auf der sie durch das tridentinische Concil und durch die Bekenntnißacten des Protestantismus am Ende des 16. Jahrhunderts festgestellt worden

waren. Innerhalb dieses fest geschlossenen Kreises bewegte sich die wissenschaftliche Theologie immer nur im Zirkel.

Unter den katholischen Geistlichen, besonders unter den höhergestellten, zeigte sich hier und da eine gewisse Neigung, durch gelindes und humanes Nachgeben in den dem protestantischen Gefühle am meisten anstößigen Dogmen eine äußere Wiedervereinigung des Katholicismus mit dem Protestantismus und zwar zunächst mit den Lutheranern zu ermöglichen. Diese Bestrebungen machten in den gebildeten Kreisen besonders am Ende des 17. Jahrhunderts bedeutenden Eindruck und erregten unter den gebildeten Protestanten große Theilnahme. Mit großem Eifer, aber ohne sichtbaren Erfolg ergriff sie namentlich Leibnitz, welcher die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit in sich vereinigte und auf alle gebildeten Kreise der Nation einen bedeutenden Einfluß übte. Aber schon in den ersten zwanzig Jahren des 18. Jahrhunderts erkaltete der scheinbar so lebhafte Eifer für diese Sache, und es verbreitete sich immer mehr die Vorstellung, daß die kirchlichen Gegensätze für eine gewisse Stufe der Bildung nicht mehr vorhanden wären.

Eine andere Richtung des religiösen Lebens ging von Philipp Jakob Spener aus. Die gelehrte Theologie bewegte sich innerhalb der überlieferten Methode der Dogmatik, sie befriedigte als scholastische Orthodoxie nicht die Bedürfnisse des religiösen Gefühls. Spener drang darauf, über der Gelehrsamkeit nicht die Erbauung des Herzens, über dem Aeußerlichen nicht das thätige Christenthum zu vergessen. Spener und seine Anhänger, für die man den Namen Pietisten aufbrachte, sahen sich von den Orthodoxen, welche bisher geherrscht hatten, als Abtrünnige von der wahren protestantischen Kirche gehaßt, verfolgt und in eine separatistische Stellung hineingedrängt. Dagegen fühlten sich die von der bisherigen protestantischen Theologie unbefriedigten, tieferen Gemüther unter den Zeitgenossen von dieser Erscheinung angezogen. Die Schüler ihrer ersten Begründer verbreiteten sich über ganz Deutschland und bildeten die Mittelpunkte größerer und kleinerer Kreise, die sich um so inniger an einander anschlossen, je heftiger sie von den Orthodoxen angegriffen wurden. Der würdigste Schüler von Spener war August Herman Francke, der Gründer des hallischen Waisenhauses. Im hallischen Pädagogium war der Graf von Zinzendorf erzogen worden, welcher die herrnhutische Brüdergemeinde gründete.

Der pietistischen Vertiefung des religiösen Lebens gegenüber tauchte hier und da die freisinnige oder freigeistige Richtung auf. Sie war von Frankreich nach Deutschland verpflanzt und hatte an Voltaire ihren glänzendsten Vertreter. Sie brach innerlich mit allem positiven Christenthum und ersetzte dasselbe durch eine Art Deismus und Moral, die beide auf den gesunden Menschenverstand gegründet waren. Nur diejenigen, welche in Deutschland der französischen Bildung zugethan waren, wandten sich bis 1740 dieser Ansicht zu. An den Höfen und in anderen gebildeten Kreisen berührte sich diese Anschauungsweise mit dem Pietismus, mit dem sie durch die gemeinsame Abneigung gegen die Orthodoxie verwandt war.

Die deutschen Gelehrten und die deutsche Sprache.

Wie das ganze Leben des deutschen Volkes, so war auch die gelehrte Bildung nach dem dreißigjährigen Krieg tief gesunken. Antiquarische

Vielwisserei war die Ausstattung des Gelehrten. Man suchte nicht in das geistige Leben des Alterthums tief einzudringen, sondern häufte Realien ohne Kritik und Plan auf. Neben der Geschmacklosigkeit in der Behandlung der Alterthumswissenschaft herrschte eine gleiche Geschmacklosigkeit und Barbarei in dem lateinischen Stile der Gelehrten. Polyhistorie war Gegenstand der Bewunderung und höchstes Ziel; es mangelte Kritik und Methode; man hatte Gelehrsamkeit, aber keine eigentliche Wissenschaft. In einer Masse von theologischen und juristischen Schriften wurde das religiöse Leben scholastisch verknöchert und das Recht eingesargt. Der Gelehrte suchte in dem Gebrauche der lateinischen Sprache und in der Schaustellung seiner Belesenheit in römischen Autoren seine Ehre und verunstaltete sein Deutsch, wenn er sich seiner Muttersprache bediente, mit lateinischen Wörtern und Phrasen. Von den Königs- und Fürstenhöfen, aus den Kreisen des Adels und der höheren Gelehrten- und Beamtenwelt war die deutsche einfache Sitte und Sprache verschwunden und an deren Stelle sklavische Nachahmung der französischen Sitte, Sprache und Ausdrucksweise getreten; es war das à la mode-Zeitalter, wie es gleichzeitige Schriftsteller spottend nennen, mit wunderlichen steifen Redensarten, abenteuerlichen Complimenten, unerhörter Sprachmengerei, das Zeitalter Ludwigs XIV., das völlige Deutschfranzosenthum, die Zeit der Perücken, der Ceremonien, der Etikette und der Heuchelei.

In England und Frankreich hatten die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung genommen. In Deutschland konnte man an demselben keinen thätigen Antheil nehmen, weil es seit dem dreißigjährigen Krieg an der dazu nöthigen Vorbildung fehlte. Erst mit Leibniz (1646—1716) beginnt für die deutsche Wissenschaft eine neue Zeit. Er nahm nicht nur die bereits gewonnenen Ergebnisse der bis dahin gemachten wissenschaftlichen Arbeiten in sich auf, sondern ging auch fast in allen Fächern über das bis dahin Erreichte hinaus, besonders in der Philosophie, der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Geschichte. Leibnizens wissenschaftliche Thätigkeit gab in Deutschland auf allen Gebieten des Wissens einen bedeutenden Anstoß, aber doch wirkte er zunächst mehr für das Ausland, dem er auch zum Theil seine Bildung verdankte. Dagegen kam die Wirksamkeit von Christian Thomasius im Besonderen Deutschland zu Gute. Sein Verdienst es ist, daß er zur Abschaffung mancher Mißbräuche, vornehmlich der Tortur und der Hexenprocesse, beigetragen, daß er durch sein Bestreben, die Wissenschaft gemeinfaßlich zu machen, sie mehr ins Leben eingeführt, und daß er die deutsche Sprache auf das Katheder gebracht und dadurch für die Wissenschaft erobert hat. Den philosophischen Ideenkreis seines Zeitalters brachte Christian Wolff in eine systematische Ordnung. Leibnizens Ideen bildeten den Hauptbestandtheil seiner Philosophie. Die systematische Methode, die Klarheit der Begriffsbestimmungen verschafften dem wolffischen Systeme eine lange dauernde Herrschaft in der Wissenschaft, bis sich endlich der Mißbrauch des logischen Formelwesens allzu deutlich zeigte.

Die Litteratur.

In der traurigen Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg erweiterte sich immermehr die Spaltung zwischen den hinter Büchern vergrabenen

und dem Leben entfremdeten Gelehrten und der kenntniß- und willenlosen Masse des Volkes. Die gelehrte Philologie, die gelehrte Theologie, die gelehrte Jurisprudenz trug den Sieg davon über alles, was noch deutsch genannt werden konnte; die volksmäßigen Stimmen der Poesie verstummten. Dazu kam noch der Einfluß des westlichen und südlichen Auslandes, vor allem Frankreichs auf die höheren Stände. Die Folge von diesem Siege der Gelehrsamkeit und der französischen Bildung war eine große Unfruchtbarkeit auf dem Gebiete der deutschen Poesie. Die alte Minnedichtung war durch die Barbarei ihres eigenen Nachwuchses zu Grunde gegangen; das Volkslied war roher und dürftiger geworden; die burleske Satire hatte sich in Fischart erschöpft und ihre Bedeutung war gesunken, da die Streitfragen der Zeit mit dem Schwerte entschieden wurden; das Drama des Volkes endlich war entartet. Rhythmus und Accent waren verschwunden. Die edle Sprache Luthers konnte nicht mehr durchdringen, indem bald der langbeinige Stil der Kanzlei, bald die Solöcismen bäurischer Dialekte an ihr rüttelten und die Aristokratie ihre ausländischen Phrasen einmengte. An dieser Unbeholfenheit der Sprache und der Formen, welche den Gedanken abstumpfte und den Gehalt in das Gemeine herabzog, lag es, daß dieselben Männer, die mit Geist und Eleganz lateinisch dichteten, sich in ihren deutschen Versen so roh zeigten.

Im Gegensatz gegen die volksmäßige und zwanglose Poesie des 16. Jahrhunderts entstand eine gelehrte Poesie. Die lateinische Poesie des 16. Jahrhunderts benutzte nur die späteren lateinischen Dichter als Muster, und diese lateinische, eine Nachahmung von Nachahmungen enthaltende Phrasenpoesie wurde das Vorbild der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts. Die deutsche Dichtkunst bewegte sich lediglich auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit; ihr Inhalt war nicht das, was man erlebt und empfunden, mit eignen Augen geschaut und in das Herz geschlossen, sondern was man gelernt und gelesen hatte. Das Leben war erstarrt; nirgends der frische Wellenschlag einer idealen Anschauung, einer begeisterten Empfindung. Durch die Noth der Zeit gebeugt, glaubte man jede freie Aeußerung des Frohsinns und jede Klage unterdrücken zu müssen, um sich als Philosophen und als Christen zu bewähren. Das Streben des Dichters war nicht auf das Schöne, sondern auf das Würdige gerichtet. Ein gefaßtes Gemüth zu besitzen, mochte der Zeit als das Ziel der Bildung vorschweben. Eine solche Fassung des Gemüths aber, welche für die Würde des Mannes galt, vernichtete einen großen Theil der Elemente, ohne welche die Poesie undenkbar ist. Was sollte der Dichter besingen, wenn die harmlosesten Lebensgenüsse als eine unwürdige Sinnlichkeit gemieden wurden. Die Dichter lehrten unaufhörlich, daß die Schönheit des Weibes, die frischen Wangen, das braune Haar, der rothe Mund nur zur Verwesung geschaffen seien. Die Würde der Poesie suchte man ferner darin, daß sie einen möglichst großen Reichthum von Kenntnissen ausbreitete. Damit ward der Poesie ihr eigenstes Wesen genommen, und ihr Werth wurde fortan hauptsächlich nach der Nutzbarkeit der Stoffe gewogen. Opitz empfahl besonders Lobgesänge, Trostgedichte, Bücher von Kriegsthaten und Friedenskünsten. Endlich suchte man den Werth der Poesie darin, daß sie mit ihren Reimen die kleine Geschichte des Hauses begleite.

Ohne Gelegenheitsgedichte und ohne poetische Lobschriften auf hohe Potentaten konnte die junge Kunst den Schutz nicht gewinnen, dessen sie zu ihrem Wachsthume bedurfte. Es wurde nun die Ansicht allgemein, wie sie es bei den Philologen längst gewesen war, die Poesie sei nichts als eine erlernbare Fertigkeit, deren Regeln man nur kennen und längere Zeit üben müsse, um bald den Dichterlorbeer sich aufs Haupt setzen zu können. Nur das poetische Handwerkszeug, die Mythologie, die aus der lateinischen und französischen Poesie entlehnten Redensarten, die sogenannten sinnreichen Beiwörter, die Tropen und Figuren und die Regeln des Versbaues mußte man zur Hand haben, dann konnte man Verse machen.

Diese neue Art von gelehrter Poesie entwickelte sich in Schlesien und Martin Opitz (1597—1639) war das zu seiner Zeit gefeierte Vorbild dieser Dichter. Opitz war kein Dichtergeist, seine Phantasie war arm und er entlehnte den Stoff seiner Gedichte aus Büchern. Seine Gedichte zeigen nirgends einen Schwung der Phantasie, und er selbst schreibt vor, daß ein Christ im poetischen Delirium sparsamer sein müsse als die Heiden. Opitz war mehr Grammatiker und Rhetor als Dichter; er widersetzte sich dem Einflicken fremder Wörter, während die Prosa und die Umgangssprache durch geschmacklose Sprachmengerei verdorben war; er regelte die schwankende Prosodie durch das Gesetz des Wortaccents. Die alten Verse wurden nach der Zahl der Hebungen gemessen, aber im 16. Jahrhundert zählte man nur die Silben ohne Rücksicht auf Hebung und Senkung. Opitz lehrte nun, daß man auch im deutschen Verse wie im antiken Länge und Kürze, Hebung und Senkung unterscheiden müsse.

Nachdem Opitz die deutsche Poesie der neulateinischen ebenbürtig gemacht hatte, fand seine Kunst allenthalben Gönner und Jünger. Der Name Poet hörte auf ein Schimpfwort zu sein, die Dichterkrone war nun auch durch deutsche Verse zu erlangen. Die höheren Stände litten den Dichter in ihrer Mitte. Die Muttersprache war wieder zu Ehren gebracht und verlor mit der Unehre ihre bäuerische Rohheit. Vorzüglich war es Norddeutschland, Schlesien, Sachsen und Königsberg in Preußen, wo Opitz viele Nachahmer fand. Man bezeichnete diese Dichter als die erste schlesische Dichterschule. Wir nennen nur die bedeutendsten dieser Dichter. Paul Flemming und Simon Dach zeigen in ihren lyrischen Gedichten mehr Wahrheit und Tiefe des Gemüths, als in den meisten Reimgedichten jener Zeit herrscht. Friedrich von Logau ist ein fruchtbarer Epigrammendichter. In vielen seiner Sinngedichte zeigt sich Wahrheit der Empfindung und Ernst der Gesinnung. Logau war am wenigsten befangen in der engherzigen Gelehrsamkeits- und Formelpoesie seiner Zeit. Andreas Gryphius war nicht bloß lyrischer, sondern auch dramatischer Dichter. Er ist volksthümlich in seinen Lustspielen. In seinen Trauerspielen aber suchte er nach einseitig aufgefaßten Regeln der Alten die Kunstform des antiken Drama's nachzuahmen. Der Hauptfehler seiner Trauerspiele geht aus seiner eigenen Weltverachtung und Schwermuth hervor. Die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit ist eiteler Schaum; es scheint dem Dichter kindisch, nach ihren Gütern zu trachten und deren Verlust zu beklagen. Erhaben ist ihm, wer, wenn es die Pflicht fordert, ohne Seufzer das Leben

hingiebt und für seine Mörder betet. Seine Helden sind frei von jeder Leidenschaft und jedem menschlichen Schmerze. Damit man nun, weil ihnen der Sieg so leicht wird, ihre Größe nicht übersieht, muß der Dichter die Bosheit ihrer Verderber und die ausgesuchten Qualen mit den grellsten Farben schildern. Die Stücke von Gryphius sind arm an Handlung, aber reich an sententiösen Stellen, an Exclamationen und bombastischen Redensarten.

Die Pedanterie, welche damals in der deutschen Dichtkunst herrschte, zeigt sich auch in der Stiftung von Gesellschaften, welche an verschiedenen Orten zu Stande kamen. Sie setzten sich zum Zweck die Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache, besonders die Pflege ihrer Reinheit und mittelbar auch die Pflege der Dichtkunst. Die erste dieser Gesellschaften war die zu Weimar gestiftete fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, eine Nachahmung der italienischen Akademien. Es wurde eine aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg, eine deutsch gesinnte Genossenschaft durch Philipp Zesen in Niedersachsen, ein Schwanenorden in Holstein durch den Pfarrer Rist und in Nürnberg der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz von Harsdörfer und Klai gestiftet. Die Form der Schäferdichtung findet sich im 16. Jahrhundert in allen Literaturen. Das Liebesgedicht wagte nicht ohne die Hülle der Allegorie aufzutreten. Aus Ueberdruß an der verwickelten Wirklichkeit suchte man sich in ein goldenes Zeitalter zu flüchten. Die Pegnitzschäfer unternahmen es, nicht nur poetisch zu schreiben, sondern auch poetisch zu fühlen und zu leben. Sie ergaben sich dem Strome der Empfindung und der Phantasie. Sie brachten aber nur geistlose Spielereien in einer Gattung hervor, welche in anderen Literaturen nicht wenigen Talenten gestattete, sich dauernden Ruhm zu erwerben.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein waren die Häupter der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule. Während Opitz die Poesie als eine Lehrerin männlicher Lebensweisheit betrachtete, führte Hoffmannswaldau die frivolste Liebespoesie ein. Der Ehrbarkeit des Inhalts entsprach bei Opitz ein farbloser Ausdruck, diese späteren Schlesier aber erfreuten sich an der üppigsten Bilderpracht, und die Sinnlichkeit der Sprache stimmte mit der Sinnlichkeit des Inhalts zusammen. Die ganze Lyrik war erotisch und jeder edele Gedanke, jede zartere Regung des Seelenlebens aus derselben verschwunden. Der Dichter wird nicht müde die sinnlichen Reize der Frauen, bald in aller Nacktheit, bald in Anspielungen und nie ohne cynische Frechheit zu schildern. Die italienischen Dichter Guarini und Marino, deren süßliche, schwülstige und unreine Poesie war das Vorbild des entnervten Dichtergeschlechts der damaligen Zeit.

Der einzige Ton edler volksmäßiger Poesie, der in diesen Zeiten der Künstelei und Gelehrsamkeit, in dieser Zeit der gemachten Empfindungen und erlogenen Gefühle sich vernehmen läßt, ist das evangelische Kirchenlied, und als der bedeutendste und fruchtbarste Liederdichter ist Paul Gerhard zu nennen.

---

3) Die Geschichte der Deutschen vom Regierungsantritt Friedrichs II. bis zum Tode Leopold's II.

Friedrichs II. Regierungsantritt.

Friedrich II. (1740—1786) war 28 Jahr alt, als er die Regierung antrat. Er erbte von seinem Vater einen gefüllten Schatz, ein trefflich geübtes Heer und einen durch Verkehr und geordnete Verwaltung blühenden Staat. Dem preußischen Heere fehlte aber Erfahrung, weil Friedrich Wilhelm I. aus Liebe für seine stattlichen Regimenter sorgfältig den Krieg vermieden hatte. Der preußische Staat nahm nach außen keineswegs die seiner Kriegsmacht und seiner jugendlich frischen Entwicklung entsprechende Stellung ein. Als Kronprinz hatte Friedrich mit bittrem Unmuthe die Geringschätzung ertragen, mit der die größeren Mächte den kleinen König von Preußen behandelten. Ueber Friedrich Wilhelm I. wurde an andern Höfen mit Geringschätzung gesprochen. Man spottete über seine Soldatenliebe und sagte, er spanne seine Waffen beständig, drücke aber nie los. Georg II. von England hatte ihn immer nur seinen Bruder den Unteroffizier und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer genannt. Und in der That, sollte das preußische Königreich seinen Titel mit Recht führen, so mußte es eine angemessene Macht zu erlangen suchen.

Friedrich II. erregte gespannte Erwartungen und bei den Unterthanen des preußischen Staates große Hoffnungen. Er hatte sich bisher nur an den Genüssen des Lebens und der Wissenschaft ergötzt; sobald er den Thron bestieg, zeigte er sich als Gesetzgeber und Soldat. Da wegen des vorhergegangenen strengen Winters große Noth im Lande herrschte, so ließ er seine Magazine öffnen und überall Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen. In Religionssachen beobachtete er die größte Duldung. Den auf Anregung der Pietisten aus Halle vertriebenen Philosophen Wolff rief er aus Marburg zurück. Den Mathematiker Maupertuis lud er in einem höflichen Schreiben ein, Paris mit Berlin zu vertauschen, und ernannte ihn zum Präsidenten der unter seinem Vater ganz verfallenen Akademie der Wissenschaften. Die Tortur und das Säcken der Kindsmörderinnen wurde abgeschafft. Das potsdamsche Leibregiment von lauter Riesen, das so große Summen gekostet hatte, ließ Friedrich II. aus einander gehen und behielt nur ein Bataillon zum Andenken an seinen Vater. Die kriegerischen Uebungen wurden aber nicht eingestellt, sondern vermehrt, ja es wurden noch mehrere Regimenter errichtet. Friedrich II. war einem jeden zugänglich, er durchschaute mit seinem Flammenblick die Menschen, er liebte kühne, kurze Antworten, eine schlichte Kleidung und anfangs auch eine einfache Tafel.

Friedrich II. fühlte, daß er berufen sei, die Aufgabe zu lösen, welche Friedrich I. durch Erwerbung des Königstitels seinen Nachfolgern hinterlassen hatte. Er lag krank in Reinsberg, als er den am 20. Oktober 1740 erfolgten Tod Karls VI. erfuhr. Alsbald war er entschlossen,

die gegründeten Ansprüche des brandenburgischen Hauses an die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegniß, Brieg und Wohlau geltend zu machen. Er sandte den Grafen Gotter nach Wien und machte der jungen Königin von Ungarn den Vorschlag, ihm mit Berücksichtigung seiner Ansprüche Schlesien oder doch einen Theil desselben abzutreten; dafür versprach er, ihre Erbfolge gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ihr sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen und bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Kurstimme ihrem Gemahl zu geben. Da er jedoch eine abschlägige Antwort, wie sie auch erfolgte, schon vorhersah, so rückte im December das preußische Heer in Schlesien ein. In einem Manifeste machte Friedrich bekannt, daß er lediglich seine Ansprüche auf die vier genannten Fürstenthümer geltend zu machen gedenke, und daß er den Reichsfrieden nicht stören, die Gültigkeit der pragmatischen Sanction, die er anerkannt habe, nicht bestreiten wolle. Die Einwohner von Schlesien ermahnte er zur Furchtlosigkeit und Ruhe und versprach ihnen ungekränkten Besitz ihres E[illegible]enthums und ungestörte Religionsübung. Da der größere Theil der Schlesier dem protestantischen Glauben angehörte, so wurde Friedrich II. überall freudig aufgenommen, und in kurzer Zeit war ganz Schlesien bis auf einige Festungen von den Preußen besezt

Der erste schlesische Krieg u. der östreichische Erbfolgekrieg.

Kaiser Karl VI. hatte sich bei den Verlusten, welche das Ende seiner Regierung trübten, mit dem Gedanken getröstet, daß er durch die gebrachten Opfer seiner Tochter Maria Theresia eine ruhige Erbfolge gesichert habe. Fast alle Mächte Europa's hatten die pragmatische Sanction anerkannt. Am 20. Oktober 1740 starb Karl VI., der lezte Habsburger. Maria Theresia (1740—1780), ausgezeichnet durch Geist und Schönheit, schien ganz geeignet, in der gealterten Monarchie ein neues kräftiges Leben zu erwecken. Alle blickten voll Hoffnung auf die junge Königin von Ungarn und Böhmen. Aber wenige Tage nach dem Hinscheiden des Kaisers erklärte der baiersche Gesandte in Wien, daß sein Kurfürst Karl Albrecht die Erzherzogin Maria Theresia als Erbin und Nachfolgerin des verstorbenen Kaisers nicht anerkenne, da ihm selbst die östreichische Monarchie gehöre. Der baiersche Gesandte verließ Wien, nachdem er gegen die Erbfolge der Erzherzogin Protestation eingelegt hatte. Da der Kurfürst von Baiern schon bei Lebzeiten des Kaisers die Anerkennung der pragmatischen Sanction verweigert hatte, so war dieses Verfahren nicht unerwartet. Aber daß auch andere Mächte, welche die Sanction gewährleistet hatten, die Gültigkeit derselben anfechten würden, das erwartete man in Wien nicht. Dennoch geschah dieses. Die kriegslustige Partei am Hofe zu Versailles, deren Seele der Graf von Belleisle war, errang den Sieg über den Kardinal Fleuri, welcher gegen den Bruch mit Oestreich war. Frankreich sollte nicht mit eigenen Ansprüchen auftreten, sondern nur die Rechte von Spanien und Baiern vertheidigen. Der König von Spanien hatte zwar auch die pragmatische Sanction anerkannt, erklärte aber jezt, daß er als Nachfolger der habsburgischen Dynastie in Spanien auch deren Ansprüche auf das Erbe der deutschen Linie erlangt habe. Frankreich, Spanien und Baiern schlossen im Mai 1741 zu Nymphenburg ein Bündniß, welchem bald auch die Kurfürsten

von Sachsen, Köln und Pfalz beitraten. Die östreichischen Länder sollten getheilt und der Kaisertochter nur Ungarn, die Niederlande und Niederöstreich mit dem Herzogthum Kärnthen und Krain gelassen werden.

Maria Theresia war durch Friedrichs Angriff überrascht worden. Im Anfange des Jahres 1741 zog der Feldmarschall von Neipperg, ein erfahrener Feldherr aus Eugens Schule, bei Olmütz ein ansehnliches Heer zusammen. Bei Molwitz kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Preußen siegten. Die Erfolge Friedrichs förderten den baierisch-französischen Eroberungsplan. Der Kurfürst von Baiern begann am 31. Juli 1741 den Krieg gegen Oestreich durch Ueberrumpelung der Stadt Passau, rückte, durch ein französisches Heer verstärkt, in Oestreich vor und ließ sich zu Linz huldigen. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen wollte auch an der großen Beute Theil nehmen und sandte ein Heer nach Böhmen. Von allen Bürgen der pragmatischen Sanction zeigte sich nur Georg II. von England in seiner Eigenschaft als König von Hannover entschlossen, dem gegebenen Worte treu zu bleiben. Er versammelte 30,000 Hannoveraner in Norddeutschland, wurde aber durch ein französisches und preußisches Heer eingeschlossen und zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er sich verpflichtete, der Königin von Ungarn keinen weitern Beistand zu leisten.

Der Kurfürst von Baiern drang bis 12 Stunden von Wien vor und ließ die Kaiserstadt zur Uebergabe auffordern. Dann aber wandte er sich nach Böhmen und ließ sich am 19. December 1741 in Prag als König von Böhmen huldigen. Aber während er sich in diesem Prunke gefiel, hatte Maria Theresia schon am 11. September auf dem Schlosse zu Presburg zu den Ständen von Ungarn gesprochen. Sie war die Erbin jenes Kaiserhauses, welches seit Jahrhunderten die Rechte Ungarns und die Freiheiten seiner evangelischen Kirche zu schmälern gestrebt hatte. Jetzt rührte die Schönheit und das Unglück der jungen Frau die Magnaten so, daß sie ihr Treue bis in den Tod gelobten. Schon im Oktober fanden sich 15,000 berittene Edelleute in Presburg ein, und zahlreiche Mannschaften strömten herbei. Zwei Heere wurden gebildet. Mit dem einen rückte Großherzog Franz, der Gemahl der Königin, in Böhmen ein, mit dem andern eroberte Khevenhüller im Januar 1742 Oberöstreich wieder. Die Oestreicher drangen auch in Baiern ein und besetzten München, während am 12. Februar Karl Albrecht als Kaiser Karl VII. (1742—1745) gekrönt wurde.

Friedrich II. drang 1742 in Mähren ein, zog sich aber dann wegen der verstärkten Streitkräfte seiner Gegner nach Böhmen zurück. Bei Chotusitz (Czaslau) besiegte er den Prinzen Karl von Lothringen. Nach dieser Schlacht war Maria Theresia entschlossen, mit Friedrich II. Frieden zu schließen. Zu Breslau wurden die Präliminarien, zu Berlin der Friede unterzeichnet. Durch diesen Frieden zu Breslau endigte der erste schlesische Krieg (1740—1742). Friedrich erhielt fast ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz. Bald darauf versöhnte sich auch Sachsen mit Oestreich.

Jetzt wurde Böhmen bis auf einige feste Punkte dem Feinde entrissen und die französische Armee unter den Marschällen Broglio und Belleisle mußte sich nach Prag zurückziehen. Vergebens versuchte

der Marschall Maillebois mit einem französischen Heer der in Prag eingeschlossenen französischen Armee Hülfe zu bringen; Maillebois mußte sich wieder nach Baiern zurückziehen. Das französische Heer in Prag sah sich vom Hungertode bedroht. Da faßte Belleisle einen verzweifelten Entschluß. In einer finstern Decembernacht 1742 zog er heimlich aus Prag ab und ließ nur 1000 Invaliden zurück. Diese übergaben Prag den Oestreichern und erhielten freien Abzug.

Baiern hatte der aus östreichischen Diensten in baiersche übergetretene Feldmarschall Seckendorf im Oktober 1742 wieder erobert. Im April 1743 kehrte auch der Kaiser in seine Hauptstadt München zurück. Aber geführt von dem Prinzen Karl von Lothringen drangen die Oestreicher wieder in Baiern ein und nöthigten den Kaiser zum zweitenmal aus München zu fliehen. Inzwischen war Frankreich in dem Kriege, welcher seit 1739 zwischen England und Spanien geführt wurde, auf die Seite Spaniens getreten, und das bestimmte England zur thätigen Unterstützung Oestreichs. Georg II. gewann auch die Holländer für die Beschützung der pragmatischen Sanction und sammelte im Herbst 1742 in den Niederlanden eine Armee von 50,000 Mann. Im Frühjahr 1743 drang er gegen den Main vor, besiegte ein französisches Heer unter dem Marschall Noailles bei Dettingen unweit Aschaffenburg, im Juni 1743, und folgte den Franzosen über den Rhein. Auch der Prinz von Lothringen führte die Oestreicher über den Rhein, er wurde aber bald zum Schutze Böhmens wieder abgerufen.

Der zweite schlesische Krieg und das Ende des östreichischen Erbfolgekriegs.

Friedrich II. war nämlich durch die Erfolge der östreichischen Waffen und durch die Unterstützung, welche Maria Theresia in ihren Bündnissen mit England, Holland, Sardinien und Sachsen fand, um den Besitz von Schlesien besorgt gemacht worden. Er schloß im Mai 1744 ein Bündniß mit dem Kaiser Karl VII. und mit Frankreich und brach im August 1744 mit 80,000 Mann in Böhmen ein. Prag wurde von ihm eingenommen. Aber der treffliche Feldmarschall von Traun und der Prinz von Lothringen brachten durch geschickte Märsche und Stellungen Friedrich II. in solche Bedrängniß, daß er nach Schlesien zurückweichen mußte. Die Oestreicher folgten ihm und überschwemmten Oberschlesien. Aber bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) gewann Friedrich einen glorreichen Sieg über den Prinzen von Lothringen, und dieser mußte sich nach Böhmen zurückziehen. Friedrich folgte ihm dahin und besiegte ihn nochmals bei Sorr. Nachdem von dem Fürsten Leopold von Dessau noch der Sieg bei Kesselsdorf gewonnen und von den Preußen die sächsische Hauptstadt besetzt worden war, wurde der Friede zu Dresden geschlossen, und mit demselben endigte der zweite schlesische Krieg (1744—1745). Friedrich behielt Schlesien und erkannte den Großherzog von Toskana als Kaiser Franz I. (1745—1765) an.

Nach dem Beginn des zweiten schlesischen Krieges war der Kaiser Karl VII. nach München zurückgekehrt und daselbst am 20. Januar 1745 gestorben. Sein Sohn, der Kurfürst Maximilian Joseph schloß zu Füssen Frieden mit Oestreich (im April 1745) und entsagte allen Ansprüchen auf die östreichische Erbschaft. Der Großherzog

Franz, der Gemahl der Maria Theresia, wurde zu Frankfurt zum Kaiser gewählt und gekrönt (1745). Der Krieg wurde nun noch in Italien und den Niederlanden geführt. Die Franzosen eroberten nach den Siegen bei Fontenai (1745) und Raucour die östreichschen Niederlande bis auf Luxemburg und Lüneburg. Die Erschöpfung der Mächte machte sie zum Frieden geneigt und dieser wurde im Oktober 1748 zu Aachen geschlossen und endigte den östreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748). Alle Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben, bis auf Parma, Piacenza und Guastalla, welches Oestreich an den spanischen Prinzen Philipp abtrat, und bis auf ein Stück des mailändischen Gebiets, welches der König von Sardinien erhielt. Der Frieden zu Aachen endigte auch einen Seekrieg, welcher seit 1739 zwischen England und Spanien geführt worden war. Seit 1744 hatte auch Frankreich gegen England an demselben Theil genommen.

Veranlassung und Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Nach dem Frieden von Aachen war die ganze Sorgfalt von Maria Theresia darauf gerichtet, die Wunden, welche der Krieg ihrem Lande geschlagen hatte, zu heilen. Den meisten Einfluß auf sie übte Anton Wenzel Graf (später Fürst) von Kaunitz. Dieser betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, an Preußen Oestreich zu rächen, für welches die Abtretung Schlesiens eine bittere Demüthigung und ein schwerer Verlust war. Darin stimmte mit Kaunitz Maria Theresia überein, die keinen Schlesier sah, ohne daß ihr Thränen in die Augen traten. Die durch Spottreden Friedrichs II. erbitterte Elisabet von Rußland betrachtete mit Eifersucht das kühne Emporstreben des Nachbars, und der prachtliebende Graf Brühl, welcher statt des Kurfürsten August das unter einem prunkenden Hofe verarmte Sachsen despotisch regierte, war von Oestreich erkauft und von persönlicher Rachsucht gegen Friedrich erfüllt, weil dieser nur verächtlich von ihm zu sprechen pflegte. Rußland und Sachsen genügten aber Kaunitz als Bundesgenossen nicht, er suchte auch Frankreich für die Vereinigung gegen Friedrich II. zu gewinnen.

Friedrich II. erkannte die ihm drohende Gefahr. Durch seinen Gesandten am sächsischen Hofe und durch einen bestochenen sächsischen Kanzlisten erhielt er Kenntniß von Brühls Unterhandlungen mit den beiden Kaiserhöfen. Durch die beiden schlesischen Kriege war Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte eingetreten; aber sein Einfluß beruhte auf der Persönlichkeit des Königs, dem es leichter geworden war, Bewunderung als Liebe zu erwecken. Friedrich II. wußte, daß ihm keine europäische Macht als zuverlässige Stütze zur Seite stand, und daß er nur in sich die Bürgschaft für die Erhaltung seiner Stellung finden konnte.

Wegen Grenzstreitigkeiten auf dem Festlande des nördlichen Amerika kam 1755 ein Seekrieg zwischen Frankreich und England zum Ausbruch und drohte, da Hannover den Franzosen einen Gegenstand des Angriffs darbot, sich auf das feste Land zu verbreiten. Georg II. wandte sich mit der Forderung an Oestreich, in Gemäßheit früherer Verträge ein Heer in den Niederlanden und ein zweites zum Schutze Hannovers aufzustellen. Vorsichtig wich Kaunitz diesem Verlangen aus, und Georg II. schloß (am 16. Jan. 1756) zu Westminster ein

Bündniß mit Friedrich II., in welchem beide Theile sich verpflichteten, nicht zu dulden, daß eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lasse. Die Folge hiervon war, daß Frankreich, mit Verleugnung der bisher von ihm befolgten Politik, auf die Anträge von Kauniß einging und (am 1. Mai 1756) in Versailles ein Bündniß mit Oestreich abschloß.

Um diese Zeit zog die russische Regierung in Liefland und die östreichische in Böhmen zahlreiche Truppenmassen zusammen. Friedrich II. zweifelte nicht, daß das Ungewitter in kurzer Zeit losbrechen werde, und glaubte, daß er den Gegnern zuvorkommen müsse, ehe noch diese mit gemeinsamen Kräften ihn überzögen. Nachdem er die Vertheidigung Preußens gegen das russische Heer dem Feldmarschall Lehwald übertragen hatte, warf er sich mit voller Gewalt auf Sachsen. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte wurden besetzt, und die Hauptstadt selbst sah am 9. September 1756 den Feind in ihren Mauern. Zugleich erklärte Friedrich in einem Manifest, daß die Klugheit ihm gebiete, den von Oestreich, Rußland und Sachsen zu seinem Verderben gefaßten Plänen zuvorzukommen. Der erschrockene Kurfürst von Sachsen und König von Polen flüchtete mit seinem Minister Brühl in das Lager seines Feldmarschalls, des Grafen Rutowsky, der in der Eile 17,000 Krieger bei Pirna zusammengebracht hatte. Friedrich umstellte das feste Lager der Sachsen, schlug den zum Entsatz des sächsischen Heeres aus Böhmen heranziehenden Feldmarschall Brown bei Lowositz, zwang die Sachsen zur Ergebung und bildete aus ihnen preußische Regimenter. Der König August ging mit Brühl nach Polen; Friedrich aber ordnete in Dresden eine preußische Landesverwaltung an und verwendete die Hülfsquellen und Kriegsvorräthe Sachsens zu seinem Nutzen.

Der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Friedrichs Einfall in Sachsen erregte in ganz Europa das größte Aufsehen. Von Wien und Regensburg gingen die heftigsten Schriften gegen Preußen aus. Frankreich erkärte an Preußen den Krieg und bewog durch sein Geld auch Schweden zur Theilnahme an demselben. In Rußland rüsteten sich 100,000 Mann, und die deutschen Stände bewilligten der Kaiserin eine Reichshülfe von 60,000 Mann. Friedrich konnte berechnen, daß in dem nächsten Feldzuge gegen 500,000 Mann gegen ihn heranrücken würden, denen er höchstens 200,000 entgegenstellen konnte.

Mit seiner Hauptmacht drang Friedrich in Böhmen ein und besiegte (1757) bei Prag in einer blutigen Schlacht den Prinzen Karl von Lothringen. Auch die Preußen hatten viele Leute verloren, und der edle Graf von Schwerin war gefallen. Von Prag, welches von Soldaten und Bürgern tapfer vertheidigt wurde, wandte sich Friedrich mit einem Theile des Belagerungsheeres gegen den Grafen Daun, der mit einem zweiten östreichischen Heere bei Kollin stand. Bei Kollin wurden die Preußen gänzlich geschlagen und mußten nicht nur die Belagerung von Prag aufgeben, sondern auch Böhmen räumen. Daun und Lothringen vereinigten ihre Heere, folgten den Preußen nach Schlesien und verschanzten sich an der Neiße. 20,000 Schweden fielen in Pommern ein, ein russisches Heer unter Fürst Apraxin zwang Memel zur Uebergabe und besiegte den Feldmarschall Lehwald bei

Groß-Jägerndorf. Bei Erfurt vereinigte sich das Reichsexecutionsheer unter dem Prinzen von Hildburghausen mit einem vom Prinzen Soubise geführten französischen Heere, während Hadbick mit 6000 östreichischen Reitern aus Schlesien nach den Marken streifte und Berlin brandschatzte. Da eilte Friedrich mit einem kleinen Heer nach Sachsen und vernichtete durch den glorreichen Sieg bei Roßbach (5. November 1757) das französische und das Reichsheer. Mit seinem siegreichen Heer eilte Friedrich wieder nach Schlesien und erfocht mit seiner berliner Wachtparade, wie die Feinde das kleine preußische Heer nannten, bei dem Dorfe Leuthen einen vollständigen Sieg über das weit überlegene östreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen.

Dem zwischen Preußen und England zu Westminster abgeschlossenen Vertrage waren auch Braunschweig, Hessen-Kassel und Gotha beigetreten. An der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann stellte sich der Herzog von Cumberland, zweiter Sohn Georgs II., an der Weser auf. Ihm entgegen zog vom Niederrhein durch Westphalen der Marschall d'Etrées, ging über die Weser und besiegte bei Hastenbeck, unweit Hameln (1757), den Prinzen von Cumberland. Dieser wich immer weiter zurück, öffnete den Feinden den Weg in die Kurlande seines Vaters und ging die Konvention von Kloster-Zeven ein. In derselben versprach er, alle seine Truppen bis auf die Hannoveraner aus einander gehen zu lassen, sich mit diesen über die Elbe zurückzuziehen und den Franzosen die bis jetzt besetzten Länder einzuräumen. Die Konvention wurde zwar weder von England noch von Frankreich ratificirt, aber die Franzosen blieben im Besitz des Kurfürstenthums Hannover, besetzten auch Bremen, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hessen-Kassel und erpreßten große Brandschatzungen. Das kleine, in die nächste Umgebung von Stade zurückgedrängte, hannoversche Heer ertrug mit Unwillen die unwürdige Stellung, in die es durch seinen Anführer versetzt war. Da trat der berühmte William Pitt (nachmals Graf Chatam) an die Spitze der englischen Verwaltung. Auf dessen Vorschlag bewilligte das Parlament dem Könige von Preußen jährliche Hülfsgelder von vier Millionen Thalern. Auf Empfehlung Friedrichs II. wurde der Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberanführer des durch Engländer verstärkten hannoverschen Heeres ernannt. Ferdinand vertrieb die Franzosen aus Hannover und Hessen und folgte ihnen im Sommer 1758 über den Rhein.

Im Jahre 1758 brach Friedrich II. in Mähren ein und belagerte Olmütz; aber er vermochte es nicht einzunehmen, und Mangel an Zufuhr in dem gebirgigen und feindlichen Lande nöthigte ihn zum Rückzug. Unter beständigen Kämpfen gelangte er durch einen meisterhaften Rückzug durch Böhmen nach Schlesien. Von hier brach er mit einem Theil seines Heeres gegen die Russen auf, welche Preußen, Pommern und die Neumark überschwemmt hatten und furchtbar verwüsteten. In der blutigen Schlacht bei Zorndorf wurden die Russen geschlagen und zurückgedrängt. Von der Neumark eilte Friedrich II. nach Sachsen, um seinem von Daun bedrängten Bruder Heinrich Unterstützung zu bringen. Auf die Nachricht von Friedrichs Annäherung zog sich Daun in ein festes Lager bei Stolpen zurück. Er gedachte den König von

Schlesien abzuschneiden und stellte sich diesem zwischen Löbau und Glossen in den Weg. Im Vertrauen auf sein Glück und Dauns bekannte Langsamkeit ließ Friedrich gegen die Vorstellungen seiner Generale bei dem Dorfe Hochkirch sein Lager aufschlagen. Hier wurde er am Morgen des 14. Oktobers 1758 von Daun überfallen. Friedrich verlor sein Lager und Gepäck und das meiste Geschütz; der Feldmarschall Keith fiel und die besten preußischen Regimenter wurden vernichtet. Die Geistesgegenwart der Führer und die Ordnung im preußischen Heere bewahrten dasselbe vor gänzlicher Vernichtung. Durch künstliche Märsche täuschte Prinz Heinrich den Feind und stieß mit 7000 Mann zum König, und beide gelangten mit dem Heere nach Schlesien.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte sich gegen zwei französische Heere nicht auf dem linken Rheinufer behaupten können. Er legte sein Heer nach Westphalen und schützte Hannover und Westphalen vor der vom französischen Kriegsminister befohlnen Verwüstung.

Das größte Unglück traf Friedrich im Jahre 1759. Als er die auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzten Russen und Oestreicher angriff, wurde sein Heer fast gänzlich aufgerieben. Friedrich wäre verloren gewesen, wenn seine Gegner einig gewesen wären. Aber die Russen unter Soltikow gingen nach Polen zurück, und Friedrich konnte seine zerstreuten Schaaren wieder ordnen und ergänzen. Das Reichsheer unter dem Herzog von Zweibrücken brach in das von Truppen entblößte Sachsen ein, und wenn auch Friedrich die meisten Städte bald wieder eroberte, so blieb doch Dresden verloren. Auch wurde der General Fink mit 15,000 Mann von den Kaiserlichen bei Maxen eingeschlossen und zur Ergebung gezwungen.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte zwar am 13. April 1759 bei Bergen ein Treffen gegen die Franzosen verloren, er hatte aber am 1. August über sie bei Minden einen herrlichen Sieg errungen. Auch 1760 schützte er Westphalen und Hannover gegen die weit zahlreicheren Feinde. Als 1760 Georg II. starb, sank der Einfluß von Pitt und die Zahlung der englischen Hülfsgelder an Preußen hörten auf. Aber unverzagt setzte Herzog Ferdinand den Kampf gegen Frankreich fort.

Die Lage Friedrichs wurde immer bedenklicher. Seine Hülfsquellen waren erschöpft; der Muth seiner Feinde stieg mit ihrem Glücke; Russen und Oestreicher verstärkten sich, und der nächste Feldzug drohte noch unglücklicher als der vorige zu werden. Diesmal wollte Friedrich Sachsen beschützen, Schlesien und die Mark sollten Fouquet und der Prinz Heinrich decken. Aber Fouquet wurde von Laudon mit einer vierfach überlegenen Macht überwältigt und gefangen und die Festung Glatz von den Oestreichern erobert. Da brach Friedrich nach Schlesien auf, vor ihm und hinter ihm ein östreichisches Heer unter Daun und Lascy. In der Gegend von Liegnitz lagerten sich die Preußen, vor ihnen jenseits der Katzbach die nun vereinigten Heere von Daun und Laudon und verlegten den Preußen den Weg nach Breslau und Schweidnitz, wo sich die preußischen Magazine befanden. Die Oestreicher waren den Preußen dreifach überlegen und überdies standen noch jenseits der

Oder, unweit Breslau, 60,000 Russen unter Soltikow. Da gedachte Laudon die Preußen bei Liegnitz zu überfallen, er wurde aber gänzlich geschlagen. Nun war der Weg nach Breslau geöffnet, und auch die Russen zogen sich zurück.

Während Friedrich sich in Schlesien befand, war Sachsen den Reichstruppen preisgegeben, und ein russisches und östreichisches Heer drang bis Berlin vor und besetzte die Stadt. Aber der Ruf: Friedrich kommt! verscheuchte nach drei Tagen die gefürchteten Gäste. Friedrich war aus Schlesien herangezogen, er ging ins Anhaltische, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen und wollte dann Sachsen wieder erobern. Aber bei Torgau lag Daun verschanzt, der dem Könige aus Schlesien gefolgt war. Am 3. November griff der König mit der einen Hälfte seines Heeres das östreichische Lager von vorn an, während Zieten mit der andern Hälfte demselben in den Rücken fiel. Es war ein blutiger Tag und es gelang Friedrich nicht, sich der feindlichen Verschanzungen zu bemächtigen. Aber Zieten brachte auf der anderen Seite den Feind in so große Verwirrung, daß Daun sein Heer zurückziehen ließ. Durch diesen Sieg hatte sich Friedrich die Winterquartiere in Sachsen erstritten.

Im Jahre 1761 behauptete sich Friedrich mit 50,000 Mann gegen 130,000 Oestreicher und Russen, und die Feinde wagten nicht ihn in dem Lager bei Bunzelwitz anzugreifen. Die Oestreicher nahmen aber die Festung Schweidnitz durch Ueberrumpelung, und die Schweden und Russen eroberten Kolberg. Nun konnten die Feinde in Schlesien und Pommern ihre Winterquartiere aufschlagen. Der größte Theil der preußischen Provinzen war erobert oder verheert, und Friedrich wußte nicht, woher er Rekruten, Pferde und Kriegsbedürfnisse nehmen sollte.

Nirgends zeigte sich eine Aussicht zum Frieden. Da starb (5. Januar 1762) die russische Kaiserin Elisabet, und ihr Neffe, Peter III., bestieg den russischen Thron. Dieser war ein begeisterter Verehrer Friedrichs und schloß Frieden mit ihm, ja er ließ 20,000 Russen zu dem preußischen Heere stoßen. Nun kam auch der Friede zwischen Schweden und Preußen zu Stande. Peter III. wurde schon nach einem halben Jahre gestürzt und getödtet, aber dessen Gemahlin Katharina II. ließ den Frieden bestehen, wenn sie auch die russischen Truppen zurückrief. Friedrich II. eroberte (1762) Schweidnitz, und der Prinz Heinrich schlug das durch Oestreicher verstärkte Reichsheer bei Freiberg. Mit Oestreich wurde am 24. November 1762 ein Waffenstillstand geschlossen und zwischen Frankreich und England wurden zu Ende des Jahres 1762 zu Fontainebleau die Friedens-Präliminarien unterzeichnet. Um auch bei den deutschen Fürsten das Verlangen nach Frieden zu erregen, sandte Friedrich unter dem Oberst Kleist ein Heer nach Franken, welches bis nach Regensburg vordrang und bedeutende Brandschatzungen erhob. Die Folge war, daß sich mehrere Fürsten vom Bunde gegen Friedrich lossagten. Maria Theresia erkannte die Unwahrscheinlichkeit, ohne Bundesgenossen den Krieg mit Glück fortsetzen zu können. Im December 1762 wurden auf dem Schlosse Hubertsburg die Unterhandlungen eröffnet und am 15. Februar 1763 die Friedensurkunde unterzeichnet. Es wurde alles auf den Stand vor dem Kriege zurückgeführt. Friedrich behauptete Schlesien

und gab seine Stimme zur römischen Königswahl Joseph's II.; August III. kehrte aus Polen in sein Kurfürstenthum Sachsen zurück.

Die traurigen Folgen des siebenjährigen Krieges (1756—1763) waren in vielen Ländern Europa's sichtbar. Am meisten hatten die Länder gelitten, in denen die Franzosen und Kosacken gehaust hatten. Die blühendsten Gegenden waren Einöden geworden. In Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark waren viele in Aschenhaufen verwandelt. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Menschen fehlte, sie zu bebauen. Allein der Gedanke, es ist Friede und Friedrich lebt, erfüllte das Herz jedes Preußen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen. Selbst die als Krüppel nach Hause gekommen waren, bereuten es nicht, ihrem König gefolgt zu sein, sie erzählten mit Begeisterung von ihren Thaten, wie der alte Fritz mit ihnen gescherzt und ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Zieten, der kühne Seidlitz, Kleist, Werner, Belling und hundert andere Officiere für herrliche Thaten ausgeführt hätten. Daß der glorreich beendigte Krieg nicht aus Eigennutz, sondern bloß zur Rettung der Nationalehre geführt worden war, das erhöhte den Ruhm dieses Krieges und den Stolz und die Liebe der Preußen zu ihrem Könige. Weit über Europa hinaus verbreitete sich der Ruf von dem Scharfblicke und der Thatkraft Friedrichs II., der im Unglück unbesiegt geblieben war, im Glücke sich nicht überhoben, der sich fest entschlossen gezeigt hatte, den von den Feinden ihm zugedachten Untergang nicht zu überleben.

Friedrich II. zeigte als Regent seines Staates dieselbe Einsicht und Kraft, durch die er im Kriege so Großes vollführt hatte. Er wollte nicht nur der erste, sondern auch der thätigste Mann in seinem Staate sein. Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Nichts aufzuschieben war sein fester Grundsatz. In der Eintheilung des Jahres machten die festgesetzten militärischen Musterungen die Hauptabschnitte. Auf seinen Reisen erkundigte er sich nach allem, merkte sich alles und überraschte gern durch scheinbare Allwissenheit. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben seinem Wagen herreiten und von ihren Angelegenheiten erzählen. Einen Staatsrath hatte Friedrich II. nicht. Seine Minister mußten alles schriftlich an ihn berichten. Er sagte dann seinen Cabinetsräthen, was auf jede Eingabe eines Ministers oder auf jeden Brief geantwortet werden solle, schrieb auch oft einige lakonische Worte an den Rand. Wie der König selbst in allen Dienstsachen auf der Stelle seine Entschließungen ertheilte, so forderte er dasselbe von allen Beamten. Alles ward mit Pünktlichkeit und Kürze abgemacht. Jedermann wußte, daß gegründeten Beschwerden über Beamtendruck von oben herab Abhülfe geschah, und deshalb minderte sich der Despotismus der Staatsdiener. So sehr Friedrich II. die französische Sprache der deutschen vorzog, so gab er doch auf alles deutsch Eingereichte eine deutsche Antwort, und die deutsche Sprache war und blieb die Dienstsprache. Friedrich war von dem Wahne frei, daß die Größe der Fürsten in Glanz und Pracht bestehe. Ohne sich zu dem Cynismus seines Vaters zu verirren, hielt er in allen Theilen des Staatshaushaltes streng auf Sparsamkeit.

Friedrich II. als Regent.

Zur Erholung dienten Friedrich II. seine schriftstellerischen Arbeiten und seine Flöte, die er meisterhaft spielte. Am Morgen spazierte er wohl zwei Stunden lang blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, daß ihm unter diesen Phantasien neue Entschlüsse und ernste Gedanken über die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seien. Die Tafel des Königs war mit mancherlei Leckerbissen besetzt; aber der sinnliche Genuß wurde durch geistige veredelt. Friedrichs Tischgesellschaften sind berühmt. Er wählte zu denselben nicht bloß die geistreichsten und gebildetsten unter seinen Officieren, sondern auch französische Gelehrte und Humoristen, die er an seinen Hof zog. Am liebsten führte er selbst die Unterhaltung. Er sprach schnell und fließend, und sein gutes Gedächtniß, seine Erfahrung und sein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Der vertraute Umgang mit einem Könige von Friedrichs Geiste hatte bei dessen Aufgelegtheit, die Fehler Anderer hervorzuziehen, auch etwas Peinliches. Denn es war für die durch den Witz des Königs Gereizten eine mißliche Sache, gleiche Waffen gegen den König zu gebrauchen. Daher schlug der Mathematiker d'Alembert einen Jahrgehalt von 6000 Thalern aus, um Friedrichs Gesellschaften zu entgehen.

Durch den steten Umgang mit Franzosen wurde der König ganz französirt und für die deutsche Literatur unempfänglich. Mit Voltaire stand er in vertrautem Briefwechsel und überhäufte denselben mit schmeichelhaften Einladungen, an seinen Hof zu kommen. Endlich 1750 gab Voltaire den dringenden Bitten des Königs nach. Der sonst so sparsame Monarch gab ihm 4000 Thaler Reisegeld, ein Jahrgehalt von 3000 Thalern und 2000 für dessen Nichte nebst freier Wohnung im Schlosse, auch freier Tafel und Equipage und machte ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienstordens. Der König war entzückt über Voltaire's Erwerbung. Aber die Nähe minderte die Bewunderung, da der Bewunderte große Fehler besaß. Voltaire zeigte eine schmutzige Habsucht und gerieth in den Verdacht eines betrügerischen Handels mit einem berliner Juden. Mit hämischer Bosheit verlästerte er Andere und ließ in den Abendunterhaltungen Niemanden neben sich aufkommen, als den König. Den giftigsten Neid ergoß er auf Maupertuis, den er in einer beißenden Schmähschrift lächerlich machte. Friedrich ließ die trotz seines Verbotes gedruckte Schrift auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch den Scharfrichter verbrennen. Voltaire aber benutzte eine Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren (1753), und um noch einen Gewinn zu machen, steckte er heimlich ein Heft Gedichte vom Könige ein, die er in Frankreich gegen ein ansehnliches Honorar drucken lassen wollte. Da der König die Gedichte vermißte, so ließ er Voltaire in Frankfurt so lange festhalten, bis dieser die Handschrift wieder herbeigeschafft hatte. Später söhnte sich jedoch Voltaire wieder mit seinem Gönner aus. So bittere Erfahrungen machten Friedrich gegen die Menschen mißtrauischer und verschlossener. Weiblichem Umgange hatte er sich schon seit seiner Thronbesteigung entzogen.

Den Künsten wandte Friedrich gleichfalls seine Pflege zu. Der geheime Finanzrath von Knobelsdorf baute ihm das schöne Sommerschloß Sanssouci sowie das berliner Opernhaus. Italien und Frankreich lieferten die Sänger und Tänzer. Die Bibliothek wurde

ansehnlich vermehrt, eine Münzsammlung angelegt, eine Sammlung von Antiken gekauft und zu einer Bildergallerie der Anfang gemacht. Berlin und Potsdam vermehrten sich von Jahr zu Jahr.

Die Verwaltung des preussischen Staates seit dem hubertsburger Frieden.

Nach dem siebenjährigen Krieg dachte Friedrich II. darauf, seine Kriegsmacht so zu verstärken, daß kein halb versöhnter Feind es wagen dürfe, seine Ruhe wieder zu stören. Das Feldgeräth wurde hergestellt, die Vorrathshäuser gefüllt und die Artillerieregimenter vermehrt. Die Soldaten wurden mit Eifer geübt und die Mannszucht bis zu großer Strenge verschärft. Um den Officieren taktische Grundsätze beizubringen, schrieb Friedrich für sie einen Unterricht. Die Officierstellen besetzte er nur mit Adeligen. Um die Anhänglichkeit des Adels an die Krone zu verstärken, half er heruntergekommenen adeligen Familien auf, schenkte ihnen Summen zur Verbesserung ihrer Güter, oder lieh ihnen noch größere zu geringen Zinsen. Es wurde das noch jetzt bestehende landschaftliche Creditsystem errichtet, nach welchem jeder Rittergutsbesitzer auf sein Grundstück, unter Bürgschaft der übrigen in der Provinz, bis zu einer bestimmten Höhe des Werthes Schulden aufnehmen kann. Bei dieser Einrichtung hat der Gläubiger große Sicherheit und der Schuldner den Vortheil eines geringern Zinsfußes. Die jungen Adeligen wurden in Cadettenhäusern erzogen, und in Berlin eine Militärakademie errichtet.

Auch den durch den Krieg zerrütteten Gewerben und dem Landbau widmete der König seine Sorgfalt. Das für den nächsten Feldzug angekaufte Getraide wurde als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt. Die Landräthe und Magistrate mußten diejenigen Hausväter und Fabrikanten angeben, die der Unterstützung am meisten bedurften. Von 1763 bis 1786 soll Friedrich über 24 Millionen Thaler aus seinen Privatersparnissen auf die Unterstützung seiner verschiedenen Provinzen verwendet haben. Im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Ostfriesland verwandelten sich durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner ganze Strecken Moorgrundes in das fruchtbarste Ackerland oder in Wiesen. Im Magdeburgischen bauten sich 2000 neue Familien an. Man giebt den Zuwachs, den die verschiedenen Landestheile durch Ansiedelung von Kolonisten aus Würtemberg, der Pfalz und anderen Gegenden erhielten, auf 42,609 Familien an, mit denen 539 Dörfer bevölkert wurden. In Ostfriesland wurde die Viehzucht, besonders die Zucht der Pferde, gehoben, und überall den Schäfereien große Aufmerksamkeit gewidmet. Der Flachsbau gewann an Umfang. Auch eine bessere Forstwirthschaft wurde eingeführt. Friedrich II. wollte in seinen Landen alles erzeugt wissen, und das führte ihn auch auf Mißgriffe. So munterte er im Brandenburgischen zum Weinbau auf, obgleich die klimatischen Verhältnisse hinderlich waren. In gleicher Weise wollte er den Seidenbau in dem rauhen Norden einführen, und es wurde damit viel Mühe und Geld verloren.

Auch auf die Hebung der Gewerbe und des Handels wurden ansehnliche Summen verwendet. Friedrich ließ die Oder schiffbar machen, die Seehäfen verbessern und Kanäle anlegen. Er nahm sich des Handels seiner Staaten gegen Beschränkungen auswärtiger Mächte, namentlich Rußlands, mit Nachdruck an, machte Vorschüsse an Fabriken

und ermunterte die Handwerker zu Verbesserungen. Zur Beförderung des Handels wurde in Berlin eine Bank gegründet, zu welcher der König einen Fonds von acht Millionen hergab. In den Städten, die im Kriege eingeäschert worden waren, erhielten die Bürger Geld zum Aufbau ihrer Häuser. Ueberall entstanden neue industrielle Etablissements. In Schlesien und Westphalen gelangte die bereits blühende Leinenverfertigung zu immer größerer Vollkommenheit. In Oberschlesien wurden Berg- und Hüttenwerke gegründet. Demohngeachtet darf man sich das Wiederaufblühen des Staates nicht so leicht und schnell vorstellen. Die Wunden waren zu zahlreich und zu tief gewesen, um rasch geheilt werden zu können, und das Land war arm an Hülfsquellen. In Beziehung auf den Handel hatte Friedrich nicht die aufgeklärtesten Grundsätze; er huldigte dem Vorurtheil, den Verbrauch inländischer Erzeugnisse erzwingen zu können. Damit das Geld nicht aus dem Lande gehe, führte er zur Abwehr fremder Fabrikate ein drückendes Prohibitiv-System ein. Nachdem die Zölle ungeheuer gesteigert worden waren, verbot er endlich die Einfuhr gewisser Waren gänzlich. Ja man ging so weit, selbst den Durchgang fremder Waren durch Preußen zu erschweren. Durch große Abgaben und die häufigen Durchsuchungen der Schiffe und Frachtwagen wurden die Schiffer und Fuhrleute so abgeschreckt, daß sie die preußischen Länder möglichst zu vermeiden suchten. So wurde der wichtige Transithandel zerstört.

Um den Ertrag der Steuern zu heben, zog Friedrich II. den auch als Schriftsteller bekannten französischen Generalfinanzpächter Helvetius zu Rathe. Dieser versicherte dem König, daß die indirekten Abgaben weit mehr einbringen würden, wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt und das Steuerwesen besser eingerichtet würde. Er sandte dem Könige fünf Franzosen, die an die Spitze der neuen Einrichtung traten. Der König bildete aus ihnen (1766) eine General-Zoll- und Accise-Administration (gewöhnlich Regie genannt), zu deren Bedienung noch mehrere hundert andere Franzosen ins Land gezogen und als Accisebedienten in die Provinzen vertheilt wurden. Man erklärte gewisse Bedürfnisse, wie Salz, Kaffee und Tabak, für königliche Monopole, verbot Jedermann außer der Regie, den Verkauf, und spionirte dann selbst im Innern der Häuser nach verbotenen oder geschmuggelten Artikeln. Da sich die Zollwächter zur Entdeckung der Defraudationen der gehässigsten Mittel bedienten und die Strafen der Zollübertretungen überaus streng waren, z. B. für den unerlaubten Verkauf von gebranntem Kaffee mehrjährige Festungsstrafe, so war diese Einrichtung den Unterthanen meist verhaßt. Der König aber, der die jährlichen Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöht sah, achtete nicht auf das Murren des Volkes. Auch das Schulwesen beschäftigte den König. Ein Gesetz über das Volksschulwesen setzte fest: die Verpflichtung aller Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken und, wenn sie es vermögen, Schulgeld zu bezahlen; die Bestrafung derjenigen Eltern, welche ihre Kinder zurückhalten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkasse, das Schulgeld der Zahlungsunfähigen zu decken. Nachtheilig war es aber, daß die Volksschulen zur Versorgung der Invaliden und Unterofficiere benutzt und diese zum Theil ganz unfähigen Leute als Dorfschulmeister angestellt wurden.

Auch die Verbesserung der Rechtspflege lag dem König am Herzen. Er erkannte, daß Einheit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, strenge Beaufsichtigung der Richter, Verbannung der gelehrten Spitzfindigkeiten und veralteten Bestimmungen, vor allem Abkürzung der Prozesse nothwendig wären. Die Ausführung dieser Verbesserungen besorgte der Großkanzler Cocceji, später der Großkanzler Carmer. So ward ein Gesetzbuch begonnen, dessen Vollendung Friedrich zwar nicht erlebte, dessen Fortschreiten er aber bis an seinen Tod die lebhafteste Theilnahme widmete.

In Beziehung auf religiöse Duldung beschämte Friedrich die Protestanten wie die Katholiken seiner Zeit. Was seine Unterthanen glaubten, war ihm ganz gleichgültig, wenn sie nur gehorchten und die Steuern entrichteten. Mag er auch von religiöser Gleichgültigkeit geleitet worden sein, so war er doch der erste von allen neueren Regenten, welcher vollkommene Duldung übte.

Die Augen der gebildeten Welt waren mit Bewunderung und Begeisterung auf Friedrich II. gerichtet, in ihm sah man den Helden und Fürsten der Zeit. Der Ausgang des siebenjährigen Krieges steigerte diesen Glauben noch höher. Man räumte Friedrich II. und dem preußischen Staate als einer der ersten europäischen Mächte eine Bedeutung ein, die weit über die Kräfte und Hülfsmittel Preußens und seines Königs hinausging. Friedrich II. war fortwährend bemüht, seinem Staate diejenige innere Kraft zu geben, welche dessen äußerer politischen Stellung als einer selbständigen europäischen Macht entsprach. Die Mittel, die er dazu mit Umsicht und Energie anwandte, waren die besten und wirksamsten, die sein Jahrhundert kannte. Die Verwaltung und Gerichtspflege des preußischen Staates standen als unerreichtes Muster von Ehrenhaftigkeit, Unparteilichkeit und Pünktlichkeit da, während in dem damaligen Deutschland fast überall das Gegentheil von diesen Vorzügen anzutreffen war. Die äußere Erscheinung des preußischen Heeres, seine Bewaffnung, seine Uebung und Disciplin flößten allen anderen Staaten Achtung und Furcht ein. Wie in der Staatsverwaltung, so auch im Heerwesen wurden die Einrichtungen des großen Königs von allen Seiten angestaunt und fast in allen größeren Staaten nachgeahmt.

Das deutsche Reich war ohne Ansehen, während Oestreich und Preußen unter den Hauptmächten Europa's glänzende Stellen einnahmen. Kaiser Franz I. (1745—1765), der Gemahl der Maria Theresia, war reich an bürgerlichen Tugenden, aber als Reichsoberhaupt ganz unbedeutend. Er war ein leutseliger, behaglicher Herr, ohne Einfluß und frei von Ehrgeiz. Maria Theresia überließ ihrem Gemahl, der sich auf Handel und Sparsamkeit vortrefflich verstand, die Leitung der Finanzen, aber auf die Regierungsgeschäfte gestattete sie ihm keinen Einfluß. Schon 1764 erreichte Maria Theresia die Erwählung ihres ältesten Sohnes Joseph zum römischen Könige und sicherte dadurch ihrem Hause die Kaiserkrone. Im Jahre darauf (1765) starb Kaiser Franz zu Insprück. Das deutsche Reich unter Franz I. und Joseph II.

Joseph II. (1765—1790) erhielt die Kaiserkrone, sein Bruder Leopold aber erbte den großherzoglichen Thron von Toscana. In den östreichischen Ländern führte Maria Theresia die Regierung bis

zu ihrem Lebensende. Sie nahm ihren Sohn zwar zum Mitregenten an, überließ ihm aber nur das Kriegswesen. Der Thätigkeitstrieb Josephs wandte sich deshalb auf die Angelegenheiten des Reichs. Zuerst wollte er die Reichsjustiz verbessern. Das deutsche Reich hatte zwei Gerichtshöfe, das Reichs-Kammergericht in Wetzlar, dessen Beisitzer von den Reichsständen ernannt wurden, und den Reichshofrath in Wien, dessen Mitglieder der Kaiser einsetzte. Beide Gerichtshöfe hatten nicht nur den Fehler, daß der Geschäftsgang äußerst langsam und verwickelt war, sondern es herrschten auch bei beiden Bestechlichkeit, Entscheidung nach Gunst und Partei-Rücksichten und Mißbrauch des Sportel-Wesens. Es war deshalb ein schöner Entschluß des jugendlichen Kaisers, sich mit Heilung dieser veralteten Schäden zu befassen. Aber die gehegte Erwartung schlug fehl. Es erhoben sich bei der Ausführung überall Widersprüche und Hindernisse.

Der baierische Erbfolgestreit. Maria Theresia stirbt. Der deutsche Fürstenbund.

Dieselbe Widersetzlichkeit erfuhr der Kaiser, als er den Plan entwarf, Baiern an sein Haus zu bringen. Es erlosch nämlich 1777 mit dem Tode Maximilian Joseph's der baierische Zweig des Wittelsbacher Hauses, und Baiern fiel als Erbe an den Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor. Allein Joseph beschloß, alte Ansprüche Oestreichs auf einen Theil von Baiern geltend zu machen. Der schwache Karl Theodor, der keine rechtmäßigen Kinder hatte, wurde durch Furcht vor Oestreichs Macht und durch Vortheile, welche seinen zahlreichen natürlichen Kindern zugesichert wurden, zu einem Vertrage bewogen, in welchem er Oestreichs Recht an Niederbaiern und einige andere Stücke der Erbschaft anerkannte. Friedrich glaubte zu diesem Verfahren nicht schweigen zu dürfen und ließ deshalb den nächsten Lehnserben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, ermuntern, gegen den eingegangenen Vergleich Einspruch zu thun und bei Preußen Hülfe zu suchen. Dies geschah, und Friedrich trat nun in der Eigenschaft eines Sachwalters auf. Nach mannigfachen Unterhandlungen rückte er 1778 mit einem Heere nach Böhmen, wo auch Joseph Truppen zusammengezogen hatte. Da aber Maria Theresia durchaus keinen Krieg wollte, so kam 1779 der Friede zu Teschen zu Stande. Oestreich gab das bereits in Besitz genommene Land zurück und erhielt nur einen Landstrich zwischen der Donau, dem Inn und der Salza.

Das Jahr darauf (1780) starb Maria Theresia. Sie hatte den Staat bei dem Antritte ihrer Regierung verarmt, der Auflösung nahe gefunden; durch ihren Geist und ihre Kraft hatte sie ihn gerettet. Durch sie wurde die Kaiserkrone dem Hause Oestreich erhalten. An die Stelle der Verschwendung war strenge Sparsamkeit getreten. Fast alle ihre Handlungen tragen das Gepräge von Milde und Güte. Die Strenge der Leibeigenschaft wurde durch sie gemildert, beim Adel der Sinn für höhere Bildung angeregt.

Der Thätigkeitstrieb Josephs wandte sich zunächst auf die Umformung seiner Erbländer. Erst 1785 trat er wieder mit dem Kurfürsten Karl Theodor in Unterhandlung, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, Baiern gegen den Besitz der zu einem Königreich Burgund zu erhebenden Niederlande an Oestreich zu übergeben. Allein auch dieses Mal scheiterte der Versuch an dem Einschreiten Friedrichs II., der den Herzog

von Zweibrücken und die Stände Baierns zum Widerspruch trieb. Auch vereinigte Friedrich II. durch den Abschluß des Fürstenbundes einen Theil der deutschen Mächte gegen Eingriffe des Kaisers in die Reichsverfassung. Zuerst unterzeichneten die Bevollmächtigten der drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover zu Berlin den deutschen Fürstenbund. Später traten auch noch andere Reichsfürsten bei. Sie gelobten in dem Vertrage, gemeinsam über die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung zu wachen, jedem Reichsstande den Besitz seiner Länder und Gerechtsame zu sichern, sich unerlaubten Maßregeln in dem Wege der Ordnung zu widersetzen.

Friedrich II. behielt auch als Greis dieselbe Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja dieselbe Raschheit in seinen Bewegungen, wie in den kraftvollern Jahren. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit. Nur wenige Diener waren um seine Person. Die Vernachlässigung seines Körpers ging zuletzt in Cynismus über. Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Zeit seiner Jugend noch übrig geblieben waren. Dem Kronprinzen, seinem Neffen, gestattete er keinen Antheil an den Regierungsgeschäften. Mit seiner Gemahlin, Christine von Braunschweig, und mit seinen Brüdern Heinrich und Ferdinand pflog er keinen vertrauten Umgang. Friedrichs Alter u. Tod.

Wie die Poesie dem Manne in den gefahrvollsten Perioden des Krieges Trost gewährt hatte, so erheiterte sie auch dem Greise die Mußestunden des Friedens.

Außer vielen poetischen Versuchen schrieb Friedrich II. auch die Geschichte seines Lebens bis zum Jahre 1779, ein Buch über die deutsche Literatur und eine Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten. Seinen Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert setzte er bis an den Tod beider Männer fort. Lange wußte er sich eine seltene Heiterkeit zu erhalten; doch allmälig verlor er zuletzt die Freude an der Welt und den Glauben an die Güte der menschlichen Natur. Die Wahrnehmung eintretender Schwäche machte ihn mißtrauischer und strenger gegen seine Diener. Das unbezwingliche Gelüst nach fetten, stark gewürzten und unverdaulichen Speisen zog ihm ein Verderbniß der Säfte zu, die mit Wassersucht endete. Am 17. August 1786 senkte sich sein Haupt zum ewigen Schlummer. Sein Hinscheiden erregte in ganz Europa allgemeine Theilnahme.

Friedrich II. hat sein Reich zu derselben Zeit rasch emporgehoben, in der die übrigen Staaten durch ihre Regenten tief herabsanken. Als Schöpfer einer neuen protestantischen Hauptmacht in Europa kämpfte Friedrich, gestützt auf seine Geistesüberlegenheit, seine Kriegserfahrung und auf die Hingebung seines Volkes, gegen den Haß der Höfe, der Pfaffen und der Feudal-Aristokraten. Die Einkünfte des Staates waren bei seinem Tode um mehr als das Doppelte gestiegen, das stehende Heer auf 200,000 Mann vermehrt, ein Schatz von 72 Millionen Thalern erübrigt. Ein durch Lage und Boden von der Natur wenig begünstigtes Reich wurde durch ihn so emporgehoben, daß Preußens Name groß wurde, sein Heer gefürchtet, seine Verwaltung geraume Zeit den

Gegenstand der Nachahmung abgab. Mehr noch im Unglück, als wenn sich Sieg an Sieg reihte, zeigte sich des Königs Größe. In seinem Reiche sah man gleichzeitig alle Kräfte gleich angespannt, die pünktlichste Geschäftigkeit, eine starke, strenge, gerechte Regierung. Friedrich II. hätte der Nationalheld werden können; aber es fehlte ihm der vaterländische Sinn. Seinem Volke war er nur Herrscher, den Menschen erschloß er nur gegen Franzosen. In dem französischen Wesen, dem Gefallen an seinen Spöttereien, auch über das, was seine Unterthanen als heilig ehrten, in Tischreden voll Witz über einheimische Sitte, in dem Abmessen der Bildung nach Bekanntschaft mit französischen Schriftstellern, zeigte sich Friedrich II. als der echte Sohn seiner Zeit Ernst, sinnend, rastlos fördernd saß er einsam auf dem Throne, zuletzt voll Verachtung gegen die Menschen, kinderlos, ohne Freund, getrennt von der Gemahlin.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrichs II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), war der Sohn von Friedrichs II. Bruder, dem verstorbenen Prinzen August Wilhelm. Er besaß ein wohlwollendes Herz, aber nicht den Geist und die Festigkeit seines Vorgängers. Das Volk freute sich, daß der König die Regie aufhob, die französischen Zollbeamten entfernte, die Hemmungen des Handels beseitigte, als Deutscher auch mit Deutschen verkehrte und mild und wohlwollend zu den Unterthanen sprach. Die Verbindung Friedrichs II. mit Voltaire und die Kunde von seinen eignen, dem Christenthume nicht günstigen Privatmeinungen war der Verbreitung einer ähnlichen Denkungsart in den höheren Kreisen sehr förderlich gewesen. Friedrich Wilhelm II. dagegen hielt es für seine Pflicht, die Kirchenlehre gegen die Lehre der Neuerer in Schutz zu nehmen. Er stellte einen Mann altgläubiger Gesinnung, Wöllner, an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten und erließ (1788) ein von demselben entworfenes Religionsedict, welches den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung verbot, sich auf der Kanzel und dem Katheder Abweichungen vom Lehrbegriff und von den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche zu erlauben, obwohl die innere Ueberzeugung nicht gezwungen werden solle. Die Folgen des Edicts waren aber eher eine Verstärkung des Rationalismus als eine Schwächung desselben. In vielen Schriften wurde bemerkbar gemacht, daß das Edict mit der Lehrfreiheit, auf welcher die protestantische Theologie und Kirche beruhe, in Widerspruch stehe. Die Geistlichen betrachteten die Unterscheidung zwischen dem Glauben der Kirche und dem Privatglauben als eine Hinweisung zur Heuchelei, und der geistlichen Oberbehörde fehlte es an Macht dem Edicte Gehorsam zu erzwingen, da die anderen Staatsbehörden ihr mit Widerwillen und Nichtachtung begegneten.

Kurz nach dem Antritte seiner Regierung fühlte sich Friedrich Wilhelm II. veranlaßt, mit Gewalt der Waffen in die Angelegenheiten der Republik Holland einzuschreiten. Hier theilte sich die Bevölkerung in zwei erbitterte Parteien, die oranische, welche die Macht der unter England's Einflusse hergestellten und erblich gemachten Erbstatthalterschaft zu erweitern strebte, und die ständische oder patriotische, in welcher sich die Abneigung gegen die Erbstatthalterschaft mit einem grimmigen Hasse gegen England, den Feind und Zerstörer der holländischen

Handelsgröße, vereinigte. Die letztere, welcher besonders der reiche Kaufmannsstand angehörte, erhielt unter der kraftlosen Verwaltung Wilhelms V. das Uebergewicht und brachte es dahin, daß die Republik an dem Kriege Theil nahm, der von Frankreich zur Befreiung Nordamerika's gegen England geführt wurde. Der unglückliche Gang dieses Krieges steigerte die Erbitterung gegen den mit England befreundeten Erbstatthalter, dem man den Verfall der holländischen Flotte zur Last legte. Die Gährung brach in blutige Auftritte aus. Die Truppen des Erbstatthalters wurden überwältigt, seine Freunde beschimpft und er selbst (1786) nach Verlust seiner Würden und Aemter genöthigt, den Haag zu verlassen und sich nach Nimwegen zu begeben. Die Erbstatthalterin, eine Schwester Friedrich Wilhelms II., wurde auf einer Reise von den Patrioten angehalten und von den Bürgermilizen wie eine Verhaftete nach Nimwegen zurückgeführt. Friedrich Wilhelm betrachtete diese Verletzung des Anstandes gegen seine Schwester als eine seinem Hause zugefügte Schmach. Ein preußisches Heer von 24,000 Mann unter dem Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig besetzte fast ohne Gegenwehr das holländische Gebiet und setzte den Erbstatthalter wieder in seine Rechte und Würden ein.

Seit diesem Zug nach Holland schlossen sich England und Preußen enger an einander an. Als 1788 Katharina II. von Rußland und Joseph II. einen Krieg gegen die Pforte unternahmen, glaubten England und Preußen zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts zu Gunsten der Pforte eingreifen zu müssen. Friedrich Wilhelm II. schloß 1790 einen Bundesvertrag mit der Pforte und versammelte ein Heer in Schlesien. Da aber Joseph II. 1790 starb und sein Bruder und Nachfolger Leopold den Frieden herzustellen wünschte, so kam die Uebereinkunft zu Reichenbach zu Stande, in welcher Oestreich versprach, an Rußland's Krieg mit der Pforte keinen weiteren Antheil zu nehmen.

Zwar wurde Preußen während der Regierung Friedrich Wilhelms II. durch die beiden letzten Theilungen Polens und durch den Heimfall der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth vergrößert, aber es riß Unordnung im Staatshaushalt ein und eine maßlose Verschwendung erschöpfte den von Friedrich II. zurückgelegten Schatz. Es stand kein Mann in der Nähe des Königs, auf den das Volk mit Liebe und Vertrauen blickte. Friedrich Wilhelm II. wurde bei seinem Tode (1797) weder von seiner Familie, noch von seinem Volke betrauert.

Nach dem Tode seiner Mutter (1780) übernahm **Joseph II.** die Regierung der östreichischen Staaten. Er war geboren 1741 und hatte nach dem Tode seines Vaters (1765) die Kaiserwürde erhalten. Er war mit großen Anlagen ausgestattet, lebendig, reich an Kenntnissen, von unbegrenzter Thätigkeit. In der Jugend hatte die Strenge seiner Mutter und seine geistlichen Erzieher ihn blöde und verschlossen gemacht. Der siebenjährige Krieg weckte die Ruhmliebe des Jünglings. Sein Vorbild war Friedrich II., den er an Talent nicht erreichte, an warmer Liebe zu allem Hohen und Menschlichen weit übertraf. Seine Wißbegier trieb ihn auf Reisen; er wollte mit eigenen Augen die Quellen des Wohlstandes und der Macht anderer Staaten prüfen. Er war jedem Gepränge abgeneigt, einfach, enthaltsam, auch den untersten Ständen zugänglich. Als Kaiser

Joseph II.

hatte sich Joseph II. als Ziel die Wiederbelebung des Kaiserthums gestellt, das nur noch ein Name ohne wirkliche Macht war. Aber seinen Reformplänen trat das Mißtrauen der deutschen Staaten hindernd in den Weg. Friedrich II. arbeitete dem Kaiser auf alle Weise entgegen und war die Seele des Widerstandes, der einen Reformplan des Kaisers nach dem andern durchkreuzte. Joseph II. faßte darauf Pläne für die Vergrößerung und Abrundung seiner ihm einst zufallenden Erbstaaten. Aber auch seine Absichten auf die Erwerbung Baierns wurden durch Friedrich II. vereitelt.

Bei dem Tode seiner Mutter erhielt Joseph II. einen ganz anderen Wirkungskreis als bisher. Ohne die äußere Politik aus dem Auge zu verlieren, wandte er doch seine Hauptthätigkeit auf die inneren Angelegenheiten seiner Erblande. Sein Grundgedanke war, aus seinen weitläufigen, theilweise weit entlegenen Ländern mit der verschiedenartigsten Bevölkerung einen Staat im Sinne seiner Zeit und nach dem Vorbilde des preußischen zu schaffen, wo möglich sein Vorbild zu übertreffen. Maria Theresia hatte ihre durch Sitte und Sprache von einander verschiedenen Völker mit gleicher Liebe umfaßt; sie hatte mancherlei Verbesserungen eingeführt, den Staatshaushalt und das Abgabenwesen geregelt und dadurch die Kraft des Staates bedeutend erhöht; sie hatte die Frohndienste gemildert, Tortur, Hexenprozesse und Inquisition abgeschafft, Normalschulen und Erziehungsanstalten angelegt, Ackerbau und Handel befördert; sie hatte aber selten das Alte mit der Wurzel ausgerissen, sondern meistens nur einzelne Mißbräuche abgestellt. Joseph II. war von dem Materialismus des Zeitgeistes durchdrungen. Er war bekannt mit den Grundsätzen der französischen Schriftsteller, besonders der Physiokraten, der Verfasser der Encyklopädie und anderer, die in dem bestehenden gesellschaftlichen Zustande große Umwälzungen beabsichtigten. Er wollte, durch die reinsten und edelsten Beweggründe getrieben, die ganze Regierung, Verwaltung, Gesetzgebung und Justiz, sowie die Erziehung, den Unterricht und das kirchliche Wesen seiner Staaten umändern. Aber das, wonach er zum Wohle seiner Völker strebte, stand in Widerspruch mit dem Geiste, den Gewohnheiten und der Bildungsstufe derselben. Er mußte, um das Bestehende umgestalten zu können, zur Gewalt seine Zuflucht nehmen und also oft gegen seinen Willen ein Tyrann sein. Auch erhielt Joseph für seinen schöpferischen Drang zu spät, erst im vierzigsten Jahre, den Spielraum, den er für seine bildende Thätigkeit suchte. Der Gedanke an die Kürze der Zeit und die Größe seiner Aufgabe rief bei ihm eine Raschheit des Regierens, eine Neigung zu Entwürfen und eine Uebereilung in der Ausführung hervor, die einen nicht geringen Antheil an dem unglücklichen Ausgange seiner Unternehmungen hatten. Er theilte mit seinen Zeitgenossen die irrthümliche Ansicht, daß auf dem papiernen Grunde der Theorie und des Verordnens ein dauerhaftes Staatsgebäude errichtet werden könne. Auch erschwerte er sich selbst alles, was er unternahm, dadurch, daß er stets nur seinem eigenen Sinne folgte und deshalb manche Einrichtung machte, welche hernach seinen wohlmeinenden Absichten nicht entsprach. Er trieb das Streben, alles selbst zu sehen, viel zu weit und ins Kleinliche. Er umgab sich in seinem Kabinet bloß mit Sekretären, arbeitete mit unausgesetzter Thätigkeit Tag und Nacht und

ließ alle, welche ein Anliegen an ihn hatten, zu jeder Stunde vor sich. Conduitenlisten, die von Zeit zu Zeit eingereicht werden mußten, gaben ihm Bericht über die einzelnen Staatsdiener.

Oestreich hatte bis dahin, namentlich im Gegensatz zu Preußen, als die katholische deutsche Großmacht gegolten; die katholische Kirche übte auf die innere Regierung einen entschiedenen Einfluß. Es war daher eine merkwürdige Erscheinung, daß der Herrscher von Oestreich sich in seinen Regierungsmaßregeln wie ein protestantischer Fürst aus dem Reformationszeitalter benahm. Joseph II. erließ 1781 ein Toleranzedict, durch welches den Protestanten freie Uebung ihres Gottesdienstes und in politischer Hinsicht Gleichstellung mit den katholischen Unterthanen gewährt wurde. Dann nahm Joseph eine völlige Umgestaltung des Klosterwesens vor. Er untersagte den östreichischen Klöstern die Verbindung mit Rom und stellte sie unter die Aufsicht der Landesbischöfe. Von 2100 Klöstern wurden 700 aufgehoben, besonders diejenigen, welche ein rein beschauliches Leben führten und weder Schulen, noch Beichtstuhl hielten, noch Kranke pflegten. Die Zahl der Mönche und Nonnen verminderte sich um 36,000. Alles Vermögen der eingezogenen Klöster sollte in eine Religionskasse fließen und zu kirchlichen oder verwandten Zwecken verwandt werden. Es wurde eine Menge neuer Pfarren und Schulen gestiftet und wohlthätige Anstalten, wie das Taubstummeninstitut, ein Krankenhaus u. s. w. gegründet und die bestehenden verbessert. Joseph ließ unnütze Ceremonien, Wallfahrten und Processionen abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen und die Bibel in die Landessprache übersetzen. Er wollte die Geistlichkeit seiner Staaten von Rom und jedem fremden Einfluß unabhängig machen und der Aufsicht des Staates unterwerfen. Er machte das Recht geltend, alle geistlichen Pfründen in der Lombardei zu verleihen; er untersagte die Anstellung aller Geistlichen, welche Mönche waren oder in Rom ihre Bildung erhalten hatten; er verbot die Einholung von Dispensationen in Rom, sowie die Geldzahlungen für Messen, die man dort lesen zu lassen pflegte; er untersagte die Bekanntmachung aller Bullen und Breven ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Regierung, und verbot sogar, vom Papste einen Titel oder eine Würde ohne kaiserliche Genehmigung anzunehmen. Bei den Gebildeten des In- und Auslandes erweckten diese aus dem Geiste der Zeit hervorgehenden Maßregeln begeisterten Beifall, aber bei den Gliedern der Kirche Abneigung und Erbitterung gegen den Kaiser. Auf die unteren Klassen des Volkes besaß der Klerus noch hinlänglichen Einfluß, um ihr Mißtrauen gegen die Neuerungen zu erregen. Der Papst Pius VI. versuchte erst durch Vorstellungen den Kaiser zur Zurücknahme seiner Befehle zu bewegen. Als die Vorstellungen nichts halfen, entschloß er sich zu einem in der neueren Zeit unerhörten Schritt und reiste selbst nach Wien (1782). Aber trotz aller Ehrenbezeigungen, welche dem Papst in Wien erwiesen wurden, blieb Joseph fest bei seinen Grundsätzen, und der Papst reiste wieder von Wien ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Kirchliche Reformen.

Wie Joseph II. beharrlich die kirchliche Verfassung ordnete, arbeitete er auch an der Veränderung der bürgerlichen Gesellschaft. Reformen im Staate.

Er hob die rechtlichen Ungleichheiten auf, welche die alten Geburtsstände noch von einander trennten. Die Juden wurden von dem Schimpfe befreit, besondere Abzeichen zu tragen, sie durften ihre Kinder in öffentliche Schulen schicken und sich zu öffentlichen Aemtern fähig machen. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben und in eine gemäßigte Unterthänigkeit verwandelt. Joseph wollte der von Alters her bestandenen Herrschaft der großen Familien ein Ende machen und dem gedrückten Volke, besonders dem Bauernstande aufhelfen. Um durch gerechte Vertheilung der Staatslasten den Bürger und Bauer zu erleichtern, machte Joseph eine neue Steuer-Regulirung und ließ das Land neu vermessen. Aber bei der großen Eile, mit der die Sache betrieben wurde, fiel die Messung des Bodens und die Bestimmung des Ertrages unrichtig aus, so daß überall Streit und Mißvergnügen entstand. Ebenso ging es mit den Reformen der Gerechtigkeitspflege. Joseph fand überall Bestechlichkeit, Ungleichheit des Rechtes, Begünstigung der Vornehmen und einen schleppenden Geschäftsgang. Diese Mißbräuche wollte er abstellen. Allein da die Privilegirten, die Beamten und die Gerichte einen förmlichen Bund gegen die Einführung der Rechtsgleichheit bildeten, so sah sich der Kaiser genöthigt, die Ueberwachung der Gerichte selbst zu übernehmen, und da waren dann Fehler und Härten unvermeidlich. Joseph folgte oft mehr seinem individuellen Rechtsgefühl, als den bestehenden Gesetzen und erlaubte sich bisweilen sogar Verschärfungen der von den Gerichtshöfen festgesetzten Strafen. Die Todesstrafe wurde abgeschafft und dafür Gefängnißstrafen, durch Anschmiedungen und wiederholte Stockschläge verschärft, oder öffentliche Arbeiten, z. B. das Schiffziehen, das Straßenkehren der Stadt Wien u. s. w. eingeführt. So sah man neben Verbrechern des gemeinsten Standes ansehnliche Beamte, Stabsofficiere und sogar einmal einen Grafen mit geschornem Haar und im groben Kittel zu solchen Arbeiten verdammt. Durch einige schwere Verbrechen erschreckt, führte Joseph plötzlich die Todesstrafe wieder ein und ließ die Verbrecher nach einem anderen Gesetze hinrichten, als unter dem sie gefrevelt hatten.

Aufklärung, Reform der kirchlichen Mißbräuche, Verbesserung der Lage des Volkes und Herstellung eines geordneten Finanzwesens, eines geregelten Ganges der Regierung und einer unparteiischen Rechtspflege waren die Hauptziele des Kaisers. Auch der Handel war ein Gegenstand seiner Sorgfalt. Nach den Vorstellungen des Zeitalters suchte er jeden Ausfluß einheimischer Schätze zu verhindern. Er verbot daher streng alle ausländischen Kunst- und Genußwaren, besonders alle fremden Weine. Aus demselben Grunde erlaubte er den Nachdruck aller deutschen außerhalb seiner Staaten gedruckten Bücher und Zeitungen. Dadurch bewirkte er eine dem wissenschaftlichen Verkehr zwischen Deutschland und den östreichischen Staaten nachtheilige Spaltung, während er wieder dadurch, daß er die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erklärte und dieselbe als Lehrgegenstand in den Schulen ausschließlich berücksichtigte, eine Opposition gegen die deutsche Sprache, namentlich in Ungarn, hervorrief.

Joseph II. suchte auch den Erzeugnissen seiner Länder den Weg nach außen zu eröffnen und schloß mit der Pforte einen vortheilhaften Handelsvertrag. Die Donau, damals erst für Oestreich mit dem schwarzen

Meere und mit Triest in Verbindung gesetzt, schien die Pulsader der ganzen Monarchie werden zu können. Auch die Schelde wollte Joseph für seine Niederlande nützlich machen. Dazu war erforderlich, daß die Sperrung dieses Flusses, welche die Republik Holland in ihrem Frieden mit Spanien 1648 durchgesetzt hatte, aufgehoben wurde. Bereits hatte Joseph das Recht, welches Holland seit dem utrechter Frieden besaß, in den Festungen der östreichischen Niederlande Besatzungen zu halten, durch einen Machtspruch für ungültig erklärt und alle Festungen geschleift. Der Kaiser hoffte, daß Holland sich auch in die Aufhebung der Schelde-Sperrung fügen werde. Als Holland sich nicht bereitwillig fand, beschloß Joseph ohne Einwilligung der Berechtigten sich Bahn zu brechen. Von Antwerpen aus wurde ein Schiff abgefertigt in die See zu gehen, ohne bei einer holländischen Zollstätte eine Angabe zu machen, und von Ostende aus segelte ein anderes in die Schelde, um nach Antwerpen hinaufzufahren. Allein die Holländer feuerten gegen das erstere und nöthigten es zum Rückzuge, und das andere brachten sie nach Vliessingen auf. Nun wollte Joseph zu den Waffen greifen, aber Frankreich erklärte sich so nachdrücklich für Holland, daß der Kaiser in einen Vertrag willigte und seine Forderungen gegen eine Summe von zehn Millionen Gulden fallen ließ.

Während England und Preußen sich enger an einander anschlossen, trat Joseph II. der Kaiserin Katharina II. von Rußland näher, vielleicht weil er bei dem nahe scheinenden Untergang der Pforte an der Beute Theil zu nehmen wünschte. Als nun die Pforte, der beständigen Forderungen Rußlands müde, Rußland den Krieg erklärte (1787), forderte Katharina II. den Kaiser Joseph zum Beistand auf. Dieser stellte auch (1788) 200,000 Mann und nahm selbst am Kriege Theil. Die Oestreicher waren aber im ersten Jahre des Krieges nicht glücklich, und Joseph, der sich allen Beschwerden wie der gemeinste Krieger unterzogen hatte, kehrte krank nach Wien zurück.

Die Bestrebungen Joseph's II. aus seinen verschiedenen Ländern und Völkern ein großes Ganzes, ein Reich zu gestalten, fanden lebhaften Widerstand in den Ländern, welche eine eigenthümliche Verfassung hatten, wie dies mit den Niederlanden und Ungarn der Fall war. In Belgien hatte jede Provinz, jede Landschaft und jede Stadt ihre besonderen Rechte und Privilegien. Diese Rechte beschwor der Herrscher bei seinem Regierungsantritt und verpflichtete sich dadurch, die Stellen nur mit Eingebornen zu besetzen, keinen Bürger willkürlich verhaften zu lassen und seinem gesetzlichen Richter zu entziehen. Von den Gerichten hatten die drei höchsten, der Rath von Geldern, der von Brabant und der von Mecheln nicht bloß eine ganz unabhängige Stellung, sondern auch eine politische Gewalt, indem die Verordnungen der Regierung nur dann Gültigkeit hatten, wenn sie von jenen drei Gerichtshöfen anerkannt worden waren. Jede Provinz hatte ihre besonderen Stände, welche aus der Geistlichkeit dem Adel und den Bürgern gewählt wurden und welche nicht bloß die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung besaßen, sondern zum Theil auch die Erhebung, Vertheilung und Verwendung der Steuern bestimmten. Die Masse des Volkes war stets bereit, für ihre sogenannten Freiheiten Gut und Blut einzusetzen.

Ein Charakterzug des belgischen Volkes war von jeher die Anhänglichkeit an der katholischen Religion, den kirchlichen Festlichkeiten und Gebräuchen. Die Geistlichkeit hatte unbedingte Gewalt über das bigotte Volk. Diese Macht derselben stützte sich auch darauf, daß der größte Theil des Grund und Bodens sich im Besitze der Kirche befand, und daß die vielen Abteien, Bisthümer und geistlichen Pfründen zur Versorgung der jüngeren Söhne des Adels dienten, daß also das Interesse des Klerus mit dem der weltlichen Aristokratie innig verbunden war. Die Zahl der Geistlichen war in Belgien sehr groß. Belgien bildete einen besonderen Staat des Beherrschers von Oestreich und war niemals als eine östreichische Provinz angesehen und behandelt worden. An der Spitze stand ein Statthalter, gewöhnlich fürstlichen Ranges, welcher einen förmlichen Hof hielt und von beglaubigten Gesandten fremder Staaten umgeben war. Unter Joseph II. war dessen Schwester, Christine, die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen, Statthalterin. Dem Statthalter zur Seite stand ein Minister, sein Rathgeber, und im Falle der Abwesenheit sein Vertreter, eigentlich aber derjenige, durch welchen der Kaiser die Provinzen regierte.

Joseph II. beging unter diesen Verhältnissen eine Unvorsichtigkeit, als er seine wohlgemeinten Theorieen von Staatseinrichtung, Verwaltung, Justiz, Schul- und Kirchenwesen auch in Belgien auszuführen suchte. Er begann seine Reformen mit den Religions-Angelegenheiten und dem Schulwesen. Aber schon die Bekanntmachung des Toleranz-Edictes wußten die Geistlichen zu hindern. Joseph ließ sich jedoch nicht irre machen, er verordnete die Einziehung vieler Klöster, verminderte die Processionen und Wallfahrten, verbot die Appellation an den Papst und ordnete Normalschulen für den Volksunterricht an. Großes Mißvergnügen erweckte es vorzüglich, als er die Vorrechte der Universität Löwen aufhob und zur Bildung der jungen Geistlichen ein General-Seminarium einrichtete, an welchem von der Regierung angestellte Lehrer nicht im Sinne der römischen Curie lehrten. Die erbitterte Geistlichkeit sah sich dadurch in ihrer Herrschaft über die Gemüther des Volkes bedroht und erhob ein arges Geschrei. Die Schüler des General-Seminariums machten einen förmlichen Aufstand, und die Regierung ließ Soldaten aufmarschiren, welche auf die jungen Leute schossen.

Noch bedeutendere Unruhen und eine förmliche Empörung brach im folgenden Jahre (1787) aus, als das ganze Gerichts- und Verwaltungswesen geändert und das Land in Kreise getheilt wurde. Die Städte und Stände forderten die Aufhebung der vom Kaiser erlassenen Verordnungen, und die Regierung ließ sich so einschüchtern, daß sie die Forderungen gewährte. Der Kaiser war mit der Nachgiebigkeit der Regierung unzufrieden und berief die Herzogin Christine und Abgeordnete der Stände nach Wien. Der damals beginnende Türken-Krieg und andere Verhältnisse nöthigten aber den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Er gab die Versicherung, daß die alte Landesverfassung, bis auf wenige, einer näheren Untersuchung vorbehaltene Punkte, wiederhergestellt werden sollte. Die Herzogin Christine kehrte nach Belgien zurück, begleitet von dem Grafen Trautmannsdorf, als bevollmächtigten Minister, und dem General Alton, als Befehlshaber der Truppen. Der Kaiser wollte wenigstens seine kirchlichen Anordnungen und das General-Seminarium

aufrecht erhalten. Aber darüber kam es zu neuen Unruhen. Eine Widersetzlichkeit der Stände von Brabant und Hennegau führte zur Anwendung der bewaffneten Macht, und so entstand eine förmliche Revolution. Ein brüsseler Anwalt, van der Noot, und ein Canonicus van Eupen stellten sich an die Spitze. Jenseits der Grenze, in Holland sammelte sich ein Heerhaufen von Ausgewanderten, dessen Anführung ein früherer östreichischer Oberst, van der Mersch, übernahm. Ein Manifest erklärte den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig und die Niederlande für unabhängig. Alton und Trautmannsdorf handelten ohne gegenseitige Uebereinstimmung und vermehrten dadurch ihre Bedrängniß. Die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner gelockt, gingen haufenweise zu dem Heere der Patrioten über, und das kaiserliche Heer räumte nach und nach das ganze Land bis auf Luxemburg. Die Stände aller übrigen Landschaften vereinigten sich und setzten zu Brüssel einen allgemeinen Congreß ein (1790).

Wie in den Niederlanden hatten auch in Ungarn Josephs Einrichtungen Mißvergnügen und Unwillen erregt. Der Türkenkrieg, dessen Schauplatz Ungarn war, mehrte den Unmuth. Obgleich die Gegenwart der Heere einen offenen Aufstand in Ungarn verhütete, so sah sich doch Joseph auch hier zum Widerruf aller seiner Verordnungen genöthigt, bis auf das Duldungsgesetz, die Pfarreinrichtung und die Aufhebung der Leibeigenschaft. Der Gram über die Nothwendigkeit, die Werke seiner Anstrengung selbst zu zertrümmern, nagte an dem Herzen des Kaisers. „Ich wünsche, sagte er einmal, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen.“ Krank kehrte Joseph aus dem Feldzuge von 1788 zurück, in dem er alle Beschwerden wie die gemeinen Krieger ertragen hatte. Am 20. Februar 1790 starb er, im neun und vierzigsten Jahre.

Joseph II. hinterließ keine Kinder, und es folgte ihm sein Bruder Leopold II. (1790—1792) bisheriger Großherzog von Toskana. Dieser Fürst hatte eine schwierige Aufgabe, er löste sie aber mit großer Klugheit. Mit Preußen und dessen Bundesgenossen, England und Holland, schloß er den Vertrag zu Reichenbach (1790). Darauf erhielt Leopold die Kaiserkrone und schloß mit den Türken zu Szistova Frieden (1791). Den Niederländern versprach er, sie nach der alten Verfassung zu regieren und ihnen eine allgemeine Verzeihung zu gewähren. Der niederländische Congreß war entschlossen, seine Unabhängigkeit zu behaupten, allein er war verlassen von fremder Hülfe, und die eigene Kraft wurde durch Uneinigkeit zersplittert. Daher besetzte das östreichische Heer ohne Widerstand die Niederlande. Eben so schnell beruhigte Leopold die Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Leopold II. starb schon 1792. Leopold II.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann im katholischen Europa ein Kampf gegen die Jesuiten, welcher die Aufhebung ihres Ordens herbeiführte. Der Kampf ging von den Regierungen aus und war weniger gegen die von den Jesuiten gepredigte Lehre, als gegen die politische Bedeutung des Ordens gerichtet. In Beziehung auf die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma.

Dogmen war der Orden nur insofern den Regierungen gefährlich, als er eine casuistische Moral predigte und sich von dem Grundsatze leiten ließ, der Zweck heilige die Mittel. Die Jesuiten waren aber eine für die Regierungen gefährliche Macht geworden; sie hatten eine fast unbegrenzte Gewalt über die Seelen der Menschen erlangt; sie bildeten einen Staat im Staate und dienten bloß ihrem General und dem Papste. Der Orden war auch eine gefährliche Geldmacht geworden, welche durch große Handelsunternehmungen in Amerika und in Europa alle bedeutenderen Geschäfte der Privatleute an sich zu bringen suchte.

Der Jesuiten-Orden war ein über die ganze Erde verbreiteter geheimer Bund, welcher die Religion und die Hierarchie des Mittelalters zu erhalten und jeden Fortschritt der Menschheit zu hemmen suchte. Er hatte in allen Klassen und Ständen Mitglieder, beherrschte durch die Beichtstühle die Fürsten und den Adel und kam so in den Besitz aller Geheimnisse. Zur Erreichung seiner Zwecke standen ihm die ausgedehntesten Geldmittel zu Gebote. Er konnte in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens eingreifen, übte nicht nur auf alle katholischen Lehranstalten einen großen Einfluß, sondern besaß auch selbst überall Schulen für die gebildete Klasse, in welchen der Unterricht nur von Mitgliedern des Ordens ertheilt wurde. Aller fähigeren Köpfe bemächtigte sich der Orden und bildete sie zu Sophisten, damit sie seinen Zwecken dienen könnten; die beschränkten Schüler dagegen überließ er dem Staate zu dessen Geschäften.

Der erste Angriff auf die Jesuiten wurde dadurch hervorgerufen, daß diese ihre geistliche Stellung zur Gründung einer weltlichen Macht und zur Erwerbung großer Reichthümer mißbraucht hatten. Obgleich durch eine päpstliche Bulle den Jesuiten Handel und Gewerbe und jede weltliche Herrschaft über neubekehrte Völker untersagt worden waren, trieb der Orden doch großartige Geldgeschäfte und gründete in Südamerika einen besonderen Staat. Dieser entstand aus den Missionen, welche der Jesuiten-Orden sowohl im spanischen als im portugiesischen Paraguay errichtet hatte. Er umfaßte einen ausgedehnten Strich Landes, und die Jesuiten hatten sich die alleinige Regierung in demselben verschafft. Die Jesuiten, welche den einzelnen Bezirken vorstanden, sorgten für die Bedürfnisse der Indianer, leiteten und lenkten das ganze Leben derselben und richteten alles so ein, daß die Unterthanen glücklich, aber gedankenlos dahin lebten. Was die Indianer durch ihren Fleiß erwarben, kam mit Abzug des zu ihrem Unterhalt Nöthigen in die Magazine der Jesuiten. Auf diese Weise erwarb der Orden bedeutende Schätze. Auch im übrigen spanischen und portugiesischen Amerika wußte der Orden seine Einkünfte zu vermehren.

Als in Folge eines Vertrags zwischen Spanien und Portugal (1750) ganz Paraguay an Portugal abgetreten und die Eingebornen in andere Gegenden versetzt werden sollten, fügten sich die Indianer nicht, und es kam zum förmlichen Krieg. Dieser endigte 1755 damit, daß das Land zur Einöde gemacht wurde. Die armen Jesuiten-Zöglinge, welche der Krieg nicht hingerafft hatte, wurden als Sklaven in andere Gegenden geschleppt, oder flohen in die Gebirge und Urwälder zurück, aus denen die Jesuiten sie geholt hatten. Der Staat der Jesuiten in Amerika gestattete zwar keine selbständige Entwickelung der

Individuen, aber er begründete doch ein gewisses äußeres Wohlbefinden der Indianer und war besser, als alles das, was später der Liberalismus in jenen Ländern geschaffen hat. Der Aufstand der Indianer wurde allein den Jesuiten zugeschrieben, weil diese bei dem unbedingten Gehorsam, den ihnen ihre Beichtkinder bewiesen, die Indianer leicht hätten zur Unterwerfung unter die königlichen Befehle bewegen können. Aus diesem Indianer-Aufstande sind die Maßregeln herzuleiten, welche zuerst in Lissabon, dann in Paris und Madrid gegen den Orden ergriffen wurden und die zuletzt die Aufhebung des Ordens herbeiführten.

Der Minister Pombal war es, welcher dem Jesuiten-Staate in Amerika ein Ende machte und welcher unmittelbar darauf in Portugal den Vernichtungskampf gegen die Jesuiten begann. Pombal hatte lange Zeit zu London und Paris diplomatische Geschäfte besorgt; er hatte die französische Philosophie und die neuen Einrichtungen europäischer Staaten kennen gelernt und nach seiner Rückkehr nach Portugal die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Landsleute durch die Jesuiten, in deren Händen sich die Regierung und aller Unterricht befand, um mehr als ein Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurückgehalten worden wären. Pombal war ein äußerst kräftiger und energischer Mann und hatte den größten Einfluß auf den König Joseph Emanuel. Die Jesuiten selbst gaben Pombal Gelegenheit, mit dem größten Nachdruck gegen sie zu verfahren, als sie die politischen Reformen Pombal's und die Härte, mit welcher diese durchgeführt wurden, benutzten, um ihn bei der königlichen Familie und beim Volke als einen gottlosen, gefährlichen Menschen zu verdächtigen. Die Jesuiten wurden 1757 vom Hofe entfernt und durch andere Geistliche ersetzt. Pombal ließ zwei officielle Schriften drucken, in welchen das Verfahren gegen die Jesuiten durch Nachweisungen über das Treiben derselben in Südamerika und Portugal gerechtfertigt und alle Monarchen aufgefordert wurden, die Jesuiten als Feinde der Fürstenmacht zu verfolgen. Diese Schriften wurden in ganz Europa verbreitet und trugen nicht wenig zu den Maßregeln bei, welche bald auch von anderen Regierungen gegen den Orden ergriffen wurden. Vom Papste verlangte Pombal eine gänzliche Reform des Ordens.

Der Papst ernannte den Erzbischof Saldanha zum Visitator und Reformator des Jesuiten-Ordens in Portugal, und dieser erklärte die Jesuiten für schuldig, dem päpstlichen Befehl zuwider Handel und Wucher getrieben zu haben. Saldanha untersagte den Jesuiten das Predigen und die Abhaltung von Beichten. Ein Mordanschlag auf den König gab Pombal Gelegenheit, auch mehrere angesehene Jesuiten ins Gefängniß zu werfen. Das ganze Vermögen der Jesuiten wurde 1759 in Beschlag genommen. Der Papst konnte sich der Zumuthung nicht erwehren, als Pombal von ihm die Erlaubniß verlangte, den Orden durch die weltlichen Gerichte zu verfolgen. Auf Pombal's Befehl wurden 113 Jesuiten, zum Theil alte und achtbare Männer, auf ein Schiff gebracht und an die Küste des Kirchenstaates geschafft. Ein königliches Edict verbannte alle Jesuiten als Rebellen und Verräther aus dem Reiche und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie wieder zurückkehren würden. Unmittelbar nachher wurde wieder eine Anzahl Jesuiten unter Mühsalen und Entbehrungen nach Civitavecchia gebracht.

Das Verfahren Pombal's gegen die Jesuiten war hart und despotisch; aber durch ihn wurde Portugal von den Umtrieben und der Herrschsucht der Jesuiten befreit. Die von ihm veröffentlichten Schriften wirkten auch auf andere katholische Länder. Pombal lieferte den Beweis, daß troß der Jesuiten und des Papstes ein energischer Wille überall der Finsterniß zu steuern vermöge. Er enthüllte zuerst den eigenthümlichen Charakter der jesuitischen Schulen und derjenigen Art von Wissenschaft, welche die Jesuiten in ihrem Orden allein treiben ließen. Er zeigte der Welt, daß die Jesuiten durch ihre Lehrart das Wachsthum der Wissenschaften gehemmt und den Verfall der gelehrten Studien herbeigeführt hatten. In gleicher Zeit gab er aber auch durch seine Schul-Reformen der Welt das Muster einer neuen Art von Unterricht.

Zu derselben Zeit wurden auch in Frankreich die Klagen über die Jesuiten immer heftiger, und 1764 wurde der Jesuiten-Orden in Frankreich gänzlich verboten (S. 359 und 373).

Spanien war gleich im Anfange der Regierung Karls III. (1759—1788) mit Frankreich in enge Verbindung getreten. Die Männer, welche den größten Einfluß auf den König und die Regierung hatten, waren mit der französischen Bildung und Aufklärung bekannt und arbeiteten im Geiste der fortschreitenden Zeit an der Verbesserung und Hebung des spanischen Staates. Es waren dieses der Genuese Grimaldi, Campomanes und Aranda, denen als Gehülfe in kirchlichen Dingen der Geistliche Figeroa zur Seite stand. Der König war anfangs den Jesuiten gewogen und schien nicht in die Verfolgung derselben willigen zu wollen. Aber die Männer, welche ihn umgaben, machten ihm begreiflich, daß eine unumschränkte Monarchie, wie die neuere Zeit sie fordere, neben dem mächtigen Einflusse und dem unermeßlichen Reichthume der Jesuiten nicht bestehen könne. Sie zeigten dem König, daß der monarchische Glanz, welchen Karl wünschte, nur durch das Fortschreiten der Civilisation und durch die auf ihm beruhende Vermehrung des nationalen Wohlstandes erlangt werden könne, daß aber beides mit der Fortdauer des Jesuiten-Ordens unverträglich sei. Diese Gründe wirkten. Der König erkannte in dem Orden einen Nebenbuhler, den er beseitigen müsse; er war überdies auf die Jesuiten wegen ihres trotzigen Benehmens in Amerika aufgebracht. Dennoch wurde anfangs in den geistlichen Angelegenheiten weiter keine Veränderung vorgenommen, als daß die Inquisition den weltlichen Gerichten untergeordnet wurde. Als aber in Madrid wegen der neuen Finanzmaßregeln ein Aufstand ausbrach, stellte der König den energischen und verschlossenen Aranda an die Spitze der Regierung. Bei der Untersuchung erschienen einige Jesuiten schuldig, den Aufstand angestiftet zu haben. Nun wurde der Beschluß gefaßt, den Jesuiten-Orden in Spanien aufzuheben. Alle Jesuiten in Spanien, mehr als 5000, wurden (1767) verhaftet und die Güter des Ordens in Beschlag genommen. Die Verhafteten wurden nach Civitavecchia eingeschifft. Da der Papst gegen ihre Aufnahme protestirte, so mußten die zum Theil alten, zum Theil kranken Geistlichen längere Zeit auf den Schiffen bleiben, auf welchen sie wie auf Sklavenschiffen zusammengepreßt waren. Für den lebenslänglichen Unterhalt der Jesuiten wies die spanische Regierung nur je neunzig bis hundert Piaster jährlich an. Auch im Königreich Neapel

(1767) und in Parma (1768) wurden alle Jesuiten verhaftet und nach dem Kirchenstaat gebracht.

Verbreitung der jesuitenfeindlichen Stimmung in Deutschland. Aufhebung d. Ordens durch den Papst.

Auch in den katholischen Theilen Deutschlands und sogar in Oestreich und Baiern verbreitete sich die Ansicht von der Gefährlichkeit des Jesuiten-Ordens. Kaunitz und Joseph II. hatten dieselbe Ansicht von dem Orden, von welcher damals fast alle katholischen Staatsmänner durchdrungen waren. Johann von Hontheim, Weihbischof von Trier, schrieb unter dem angenommenen Namen Febronius ein Buch, in welchem er den Widerspruch des vom tridentinischen Concil eingeführten päpstlichen Kirchenrechts mit der früheren christlichen Kirchenverfassung nachwies. Das Buch wurde in allen katholischen Staaten mit Beifall aufgenommen. Maria Theresia war den Jesuiten von Herzen zugethan, aber auch sie mußte der herrschenden Stimmung gegen den Orden nachgeben. Sie setzte zuerst in ihren italienischen Besitzungen dem jesuitisch-papistischen System Schranken. Alle Rechte, welche seither der Papst und die Bischöfe über Personen und Güter der Geistlichkeit ausgeübt hatten, wurden einer in Mailand errichteten Oberbehörde übertragen, und der Verkehr der Unterthanen mit Rom unter Aufsicht der Regierung gestellt. In Wien wurde den Jesuiten die Leitung der Universität und die Censur der neuen Bücher genommen.

Joseph II. verband sich, als er 1769 zur Zeit der Erwählung eines neuen Papstes in Rom anwesend war, mit den bourbonischen Höfen, um die Wahl eines Papstes zu bewirken, welcher im voraus die Aufhebung des Jesuiten-Ordens zugesagt hatte. Es war dieses der Kardinal Ganganelli, welcher als Papst den Namen Clemens XIV. annahm. Er versuchte zwar die Erfüllung seines Versprechens zu verzögern, erkannte aber, daß er nur durch Nachgiebigkeit eine noch größere Gefahr vom Papstthum abwenden könne. Daher hob er zunächst im Kirchenstaate die Klöster und Seminare der Jesuiten auf. Am 19. August 1773 erließ er dann das berühmte Breve, Dominus ac redemptor noster, durch welches der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde. In Deutschland bildeten die Ex-Jesuiten auch nach der Aufhebung des Ordens eine im Stillen schleichende Opposition, welche dem neu erwachenden Leben hemmend entgegenwirkte.

Der Illuminaten-Orden. Mystische Schwärmerei.

Die Bemühungen der Ex-Jesuiten, die Leitung der Universität Ingolstadt ganz an sich zu bringen, rief die Stiftung des Illuminaten-Ordens hervor. Die großen Vortheile nämlich, welche den Jesuiten die innige Verbindung ihres geheimen Bundes verschaffte, brachte die Gegner derselben auf den Gedanken, dem jesuitischen Geheimbunde für Finsterniß einen Geheimbund für dasjenige entgegenzusetzen, was sie selbst als Licht ansahen und deshalb Illuminatismus nannten. Der Illuminaten-Orden wurde 1776 zu Ingolstadt von dem Professor Weishaupt und von einem seiner Schüler, dem Studenten von Zwackh, gestiftet. Er sollte die aufgeklärten Männer ebenso zu einem gemeinschaftlichen Wirken für die Vervollkommnung der Menschheit vereinigen, wie die Jesuiten für die von ihnen verfolgten Zwecke einen Bund bildeten, dessen Aushängeschild die Ausbreitung des Reiches Gottes war. Der Illuminaten-Orden, welcher Symbole, Weihen und

Ordens-Grade hatte, fand bald nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, in Skandinavien und sogar in Spanien Anhänger. Es erklärt sich dieses aus der mystischen Schwärmerei, welche damals Mode war, und aus der Schwäche und Eitelkeit der Menschen, welche Schwärmereien und Betrügereien Eingang verschafft. Ursprünglich war die Absicht der Illuminaten gut, und es gab unter ihnen viele ehrenwerthe und selbst hochstehende Männer; indem aber die Verbindung sich mit einem Schleier vorgeblicher Geheimnisse umgab, verirrte sie sich zum Mystischen und Ueberspannten. Als die Jesuiten Kenntniß von dem Dasein und den Zwecken des Bundes erhalten hatten, begannen sie einen erbitterten Kampf gegen denselben. Sie klagten die Illuminaten der Irreligiosität, Staatsverrätherei, Giftmischerei und anderer Verbrechen an. Als das Mißtrauen der Regierungen erweckt war, begann 1784 zuerst in Baiern eine gewaltthätige Verfolgung der Gesellschaft. In den folgenden Jahren wurden dann nicht bloß in Baiern, sondern auch in anderen Gegenden Deutschlands alle freisinnigen Männer als Illuminaten verfolgt, um sie zu verderben oder wenigstens unschädlich zu machen.

Mit der mystischen Schwärmerei, welche in der Mitte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte, hingen zusammen die Geisterseherei eines Jung-Stilling, die Schwärmerei eines Lavater, welcher ein System der Physiognomik aufstellte und den Glauben an unmittelbare Eingebungen Gottes und wunderbare Phänomene verbreitete, die Wunder-Heilkunde des Pater Gaßner, welcher in Schwaben und Baiern sein Wesen trieb, das Aufsehen, welches Mesmer durch die Wunderkuren seines mystischen Magnetismus hervorrief. Schon früher hatte der dresdner Kaffeewirth Schröpfer durch seine vorgebliche Verbindung mit der Geisterwelt die angesehensten Leute zu betrügen verstanden. Ein Graf von St. Germain gab vor, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, das Lebens-Elixir besitze, 300 Jahre alt sei und echte Edelsteine verfertigen könne. Der Sicilianer Balsamo trieb sich als Graf Cagliostro in den höchsten Kreisen Deutschlands und Frankreichs umher und wußte durch seine Wunder-Kuren, sein Goldmachen, sein Geister-Citiren, seine Phantasmagorieen, seine Lehre von einem alt-ägyptischen Orden, dessen Groß-Kophtha oder Großmeister er sei, die Menschen zu betrügen. Der schwedische Geisterseher Swedenborg erwarb sich viele Anhänger; er behauptete, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott, mit Engeln und mit den Seelen verstorbener Menschen stehe und auf solche Weise Offenbarungen erhalte. Das Volk findet stets an dem Wunderbaren Geschmack, und deshalb konnte es nicht fehlen, daß die neuen mystischen Lehren viele Gläubigen und Anhänger erhielten.

Die deutsche Literatur von Gottsched bis Klopstock.

In der deutschen Dichtung behauptete die von Hoffmannswaldau und Lohenstein ausgebildete bombastische und schwülstige Darstellung lange ein großes Ansehen. Erst allmälig kehrte man wieder zur Einfachheit und Nüchternheit oder zunächst vielmehr zur Wässrigkeit und Plattheit zurück. Es handelte sich darum, der Poesie einen Inhalt und zugleich auch Muster und Regeln zu geben. Durch die handwerksmäßige Nachahmung der lateinischen Dichtungen in phrasen-

haften Schulversen und die seit hundert Jahren herrschende Nachahmung der modernen ausländischen Dichter war man zu verbildet, um sich zu den Alten und besonders zu den Griechen als den besten Mustern zu wenden. Nachdem man die italienischen Dichter bei Seite geschoben hatte, stritt man nun darüber, ob die Franzosen oder die Engländer, ob die französische Regelmäßigkeit oder die englische Dichterkraft als Vorbilder für die deutsche Poesie aufgestellt werden sollten. Das war der wesentliche Inhalt des Streites zwischen Gottsched und den Schweizern.

Die Nachahmung der französischen Regelmäßigkeit hatten schon die sogenannten Hofdichter angebahnt. An den deutschen Höfen nämlich fand mit der französischen Etikette auch die französische Bildung Eingang, und man bemühte sich auch, einer nach französischem Muster geformten Hofpoesie Eingang zu verschaffen. Durch die Hofdichter wurde zwar die Poesie aus dem Studirzimmer der Gelehrten in die vornehmsten Kreise der Gesellschaft verpflanzt, aber die Hofdichter selbst nehmen in dem Bildungsgang unserer Poesie eine sehr untergeordnete Stellung ein. Die deutschen Hofdichter und die Staatsmänner, welche zur Dichtkunst griffen, wie Canitz und Besser, blieben weit hinter ihren Kunstgenossen in Frankreich zurück; sie konnten keinen Aufschwung der höfischen Bildung bewirken, und die vornehme Welt war in sich zu arm und zu unbeholfen, um ihnen eine geistige Anregung oder auch nur bedeutende Gegenstände darzubieten.

Johann Christoph Gottsched (1700—1766) war das Haupt der einen, hauptsächlich auf die Franzosen und deren Regelmäßigkeit hinweisenden Partei. Gottsched hielt als Professor in Leipzig in deutscher Sprache Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und suchte durch Regeln und Vorschriften die Poesie von dem Schwulst Lohensteins zur Einfachheit zurückzuführen, hielt aber Wässrigkeit und Plattheit für Einfachheit und Natürlichkeit. Um die Beschäftigung mit der deutschen Sprache in die Schulen einzuführen, verfaßte er Grammatiken und Lehrbücher. Auch schrieb er Zeitschriften und Gedichte, die dem niederen Bildungsgrad des großen Haufens angemessen waren. Gottsched verstand die Kunst schlechter Schriftsteller, lobend und schimpfend Lärm zu machen und sich durch Loben und Empfehlen einen Anhang zu bilden. Er war es, der innerhalb der Gelehrtenwelt die ausschließliche Herrschaft der lateinischen Verse zu brechen und die deutsche Dichtkunst als gleichberechtigt mit der lateinischen Schulpoesie, ja als mehr berechtigt geltend zu machen wußte. Auch der Rohheit der damaligen, eben so unregelmäßigen als schmutzigen Theaterstücke machte er ein Ende, indem er den Hanswurst feierlich von der Bühne verdrängte und nach den Regeln der Franzosen geschriebene deutsche Stücke aufführen ließ. Dadurch ging freilich der letzte Rest von Volksmäßigkeit des deutschen Theaters verloren, und die Stücke, welche Gottsched auf die Bühne brachte, wie sein sterbender Cato, waren steif und hölzern.

Der Einfluß, welchen Gottsched durch sein Verdienst um die Sprachlehre, durch seine Sammlungen, durch seine Handbücher über Poesie und Redekunst erhalten hatte, täuschte ihn über sich selbst. Das Glück, welches bei der völligen Geschmacklosigkeit des Publikums seine Dramen machten, brachte ihn auf den eitelen Gedanken, der Reformator des

deutschen Theaters zu werden; er bildete sich ein, als eine Art Dictator den deutschen Geschmack zu beherrschen. Der Despotismus, welchen Gottsched und seine Schüler in ihren Zeitschriften und Büchern sich anmaßten, hatte die wohlthätige Folge, daß in Berlin, in Hamburg und in der Schweiz eine Art Opposition entstand, daß die Zahl der literarischen Journale und Streitschriften zunahm, und daß in Deutschland eine allgemeinere Theilnahme für die Literatur hervorgerufen wurde.

Die Stimmführer der andern, hauptsächlich auf die Engländer, und unter diesen wieder besonders auf Milton hinweisenden Partei waren Joh. Jak. Bodmer (1698—1783) und Joh. Jak. Breitinger (1701 — 1776) aus Zürich. Sie waren eben so wenig Dichter wie Gottsched und in der Handhabung dichterischer Formen noch weniger geschickt als dieser. Sie erkannten aber, daß die Quelle der Poesie das lebendige Gefühl, die frische, unverkünstelte Phantasie sei. Gottsched dagegen ging von der Ueberzeugung aus, daß die Poesie Sache des Verstandes, der ruhigen Ueberlegung, nicht aber Sache der Phantasie sei. Nüchterner als Opitz hatte Gottsched keine Ahnung von der freien Schöpfung der Phantasie, von den tieferen Bewegungen des Gemüths, von idealen Anschauungen, und forderte nur, daß der Dichter die Oberfläche der gemeinen Wirklichkeit mit verständigem Sinne, in reiner Sprache und korrekten Reimen darstelle. Es kommt, sagt Gottsched, in der Poesie nur auf die Wissenschaft der Regeln an.

Die Blüthezeit Gottscheds waren die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts; sein Streit mit den Schweizern brach 1740 aus und endigte mit Gottscheds völliger Niederlage, da man auch in Sachsen seiner unleidlichen, schulmeisterlichen Dictatur müde war. Als Gottsched einige Jahre später Klopstock und Lessing mit stumpfen Waffen anzugreifen wagte, wurde er ganz lächerlich und verächtlich. Eine treue Anhängerin und Mitarbeiterin Gottscheds war seine Gattin, Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus; sie war an Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes ihrem pedantischen, regelfesten Gatten weit überlegen. Als ein Schildknappe von Gottsched ist ein junger Kürassierlieutenant Freiherr von Schönaich zu nennen, der seinem Patron als Satiriker gegen Bodmer und Klopstock diente und der von Gottsched im Gegensatz zu Klopstock als wahrer Heldendichter gerühmt wurde, wegen eines vermeintlichen Heldengedichts „Hermann oder das befreite Deutschland." An Bodmer dagegen schlossen sich in ihrer Jugend Klopstock und Wieland auf das innigste an. Bodmer und Breitinger folgten dem Gange der neuesten Literatur und suchten das Bessere durch ihren Schutz zur Anerkennung zu bringen. Das Wesen der Poesie schwebte aber auch ihnen nur in Ahnungen des Wahren vor. Bodmer erkannte auch den hohen Werth der alten deutschen Poesie und suchte ihr Anerkennung und Eingang zu verschaffen. Ihm verdanken wir die erste Ausgabe der Minnesänger und die Auffindung und Herausgabe des Niebelungenliedes.

Eine Reihe von jüngeren Dichtern, die bisher zu Gottsched gehalten hatten, trennten sich von ihm, weil sie sich nicht an seinen tumultuarischen und unfruchtbaren Kämpfen betheiligen wollten. Sie bildeten eine besondere Gesellschaft und hielten regelmäßige Zusammenkünfte, in denen sie ihre Arbeiten einer gegenseitigen Kritik unterwarfen. Es

beseelte sie der redliche Eifer, den deutschen frommen Sinn zu kräftigen und die Herzen an einen würdigen und frommen Gebrauch des Lebens zu gewöhnen. Ein Zeugniß für die Innigkeit und Wahrheit ihrer sittlichen Begeisterung ist es, daß die kleine poetische Gemeinde von inniger poetischer Zuneigung erfüllt war. Klopstock hat ihre Freundschaft in unvergeßlichen Liedern gefeiert. Gärtner gab die erste Veranlassung zum Abfall von Gottsched und verband sich 1744 mit Cramer und Adolf Schlegel zur Herausgabe der Monatsschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die man nach dem Verlagsorte die Bremischen Beiträge zu nennen pflegt und die in der Geschichte unserer Literatur berühmt geworden sind. Gellert, Rabener, Zachariä, Schmidt von Lüneburg, Giseke, Ebert, Klopstock und andere traten nach und nach zu diesem Verein. Elias Schlegel sandte aus Kopenhagen Beiträge ein. Hagedorn stand mit den Jünglingen in freundlichem Verkehr. Die poetischen Neigungen und Anlagen der Mitglieder waren sehr verschieden; dieser versuchte sich im Lehrgedicht und in Naturgemälden, jener in der Satire, andere in geistlichen Oden, in Idyllen und Fabeln, alle aber trafen zusammen in der sittlich-didaktischen Richtung. Wir nennen im Folgenden die bedeutendsten Dichter dieses Kreises oder der sächsischen Schule.

Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), Professor in Leipzig, hielt zahlreich besuchte Vorlesungen und wurde wegen seiner milden und edlen Persönlichkeit allgemein geliebt und verehrt. Er war der beliebteste und gelesenste Schriftsteller seiner Zeit, und ist dieses auch über ein Vierteljahrhundert geblieben. Er hat Dramen, geistliche Lieder, Fabeln und Erzählungen geschrieben. Seine Dramen sind nur dialogisirte Erzählungen und kommen nicht über die Dürftigkeit des gottschedischen Geschmackes hinaus;. seine geistlichen Lieder haben nicht die Kraft des älteren protestantischen Kirchenliedes und sind nur erbauliche Moralbetrachtungen. Gellert's Dichterruhm gründeten die Fabeln und Erzählungen; der gutmüthige Humor und die leicht faßliche Darstellung machten sie zu einem Lesebuch aller Stände. Das Streben nach Verständlichkeit verleitete Gellert zur Weitschweifigkeit und Geschwätzigkeit, die in den moralischen Epilogen am lästigsten wird. Das erregte aber bei Gottscheds Zeitgenossen keinen Anstoß; diese liebten einen Dichter, welcher bescheiden, demüthig, gläubig, pedantisch und geschwätzig war, wie sie. Gellerts rechtgläubiger, gutmüthiger und bescheidener Ton war den mittleren Ständen angepaßt; aus deren Sphäre war auch sein unschuldiger Witz entlehnt und für dieselben bestimmt. In den Fabeln Gellerts des Dichters sah, liebte und verehrte man Gellert den Menschen. Die Sprache Gellerts war reiner und edler als die Sprache vieler gleichzeitigen Schriftsteller.

Neben Gellert haben viele andere Dichter Fabeln gedichtet. Die Fabeldichtung entsprach der Richtung der Zeit, wo man nicht Genialität des Dichters, nicht einen kühnen Flug der Phantasie und Reichthum der Erfindung in der Poesie verlangte, sondern neben dem Anmuthigen das Lehrhafte, das utile und dulce. Auch Lafontaine's Beispiel regte zur Nachahmung an. Von den übrigen Fabeldichtern nennen wir nur Hagedorn, Lichtwer und Pfeffel.

Ein anderer Dichter der sächsischen Schule ist der Satiriker Rabener. Wie Gellert als Fabeldichter, so war Rabener als Satiriker der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit. Er verdankt seine Geltung ähnlichen Gründen wie Gellert. Rabener kämpfte nicht mit dem Schwerte des Geistes für Wahrheit, Freiheit und Recht; seine Satire traf nicht die Thorheiten der Großen und besprach nicht die wichtigen Fragen der Zeit, nicht den damals in vollem Feuer lodernden Kampf der Dichterschulen, nicht den Kampf des nationalen Lebens mit der französischen Bildung, nicht die in den höheren Ständen hervortretenden Laster dieser französischen Kultur. Mit gutmüthiger Geschwätzigkeit bewegt sich Rabeners Satire in den niederen unbedeutenden Kreisen des Lebens und belächelt die kleinlichen und geringfügigen Verkehrtheiten, die zu jeder Zeit unter wenig veränderter Gestalt wiederkehren. Sein Spott trifft nur die Thorheiten des Mittelstandes, Dorfjunker, Pfarrer, Hauslehrer, Gelegenheitsreimer, Geizhätse und eitele Weiber. Rabeners gutmüthig scherzende Satire diente zur Erheiterung der Gesellschaft.

Zachariä, der sich später in den meisten Dichtungsarten versuchte, erlangte schon als Student großen Beifall durch seinen Renommisten, eine sogenannte komische Epopöe, in welcher die damalige jenaische Studentenrohheit, das unmäßige Biertrinken, das Hieberwetzen und Schnurrendurchprügeln nicht ohne Anschaulichkeit, aber ohne Poesie geschildert wird. Als ein Anhänger von Gottsched ist auch Abraham Gotthelf Kästner, Professor der Mathematik zu Göttingen, zu nennen, der besonders als Epigrammendichter sich ausgezeichnet hat. Johann Elias Schlegel ist der Repräsentant der von Gottsched angeregten dramatischen Poesie. Seine Stücke sind besser als die Gottscheds; die Lustspiele sind lebhafter, die Trauerspiele wenigstens nicht bloße Schulexercitien, aber doch leiden die ersteren noch sehr an Langweiligkeit, die letzteren an Mangel der Handlung und an Ueberfluß der Reden. Der jüngste der drei Brüder, Heinrich Schlegel, hat englische Stücke übersetzt. Den Stil der gottschedschen Schule hielt im Ganzen auch fest Christian Felix Weiße (1726—1804), Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig. Seine Blüthezeit fällt jedoch etwas später, und er ist auch von den Einflüssen der späteren Zeit vielfach berührt worden. Von Lessing angeregt und gefördert, versuchte sich Weiße zuerst im Lustspiel. Seine Stücke fanden Beifall, obgleich sie nur das Verdienst hatten, eine gelenkere und für das Lustspiel passendere Sprache, als bisher üblich gewesen war, auf dem Theater einzuführen. Später wandte sich Weiße auch dem Trauerspiel zu, und auch seine Trauerspiele waren zum Theil bei dem Publikum beliebt. Sie waren aber phrasenhaft und gespreizt, wie die französischen Tragödien und die Stücke der gottschedschen Schule. Zuletzt dichtete Weiße Singspiele, deren ungemeiner Beifall auf Rechnung der Hiller'schen Compositionen kömmt. Auch als lyrischer Dichter war Weiße beliebt, am bekanntesten aber durch seinen Kinderfreund.

Unabhängig von dem Streite der Züricher und Leipziger waren Haller und Hagedorn und beförderten in selbständiger Stellung das Aufkommen eines besseren Geschmackes. Albrecht von Haller aus Bern (1708—1777) war von 1736 bis 1753 Professor in Göttingen, und sein Name glänzt noch heller in den Annalen der Wissenschaft, als

in der Geschichte der Poesie. In seiner Jugend dichtete er in Lohensteins Manier, aber Homer, Virgil und die moralische, philosophische und beschreibende Poesie der Engländer bildeten seinen Geschmack. In seinen Dichtungen herrscht ein hoher und würdiger Ernst, der sich die Bildung und Erziehung des nationalen Lebens zur Aufgabe gesetzt hat. Haller gab der Poesie, was ihr vor allem fehlte: einen würdigen, ernsten und großen Stoff. Sein berühmtestes Gedicht, die Alpen, schildert die erhabenen Naturscenen und die idyllischen Sitten der Alpenbewohner und verbindet damit Betrachtungen über das Glück ländlicher Unschuld und einfachen Lebensgenusses.

Friedrich von Hagedorn aus Hamburg (1708—1754) ist der Schöpfer der anakreontisch-horazischen Poesie, der Dichter der heiteren Geselligkeit und genügsamen Zufriedenheit. An fließender Sprache und Leichtigkeit der Darstellung übertrifft Hagedorn die meisten seiner Zeitgenossen. Die Feinheit seines Ausdruckes und die Züchtigkeit des Inhalts seiner Gedichte gaben ihm für die gesellige Bildung der Deutschen eine um so größere Bedeutung, je platter und gemeiner oder je schwärmerischer und geistlicher der Ton der damaligen Schriftsteller war. Die singbaren geselligen Lieder Hagedorns waren in Aller Munde. Auch durch seine Fabeln zeichnete sich Hagedorn aus.

Gegen die Geschmacklosigkeit seiner Zeit und gegen die schlechten Schriftsteller kämpfte der Satiriker Christian Ludwig Liscow. Er war 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen geboren und starb 1760 als kursächsischer Kriegsrath zu Eilenburg. Er wagte es, mitten im Drucke und in der Finsterniß, seine Geißel über alle Feinde des Lichtes zu schwingen und diese dem Hohne preiszugeben. Seine Satire war besonders gegen das „Ungeziefer" der schlechten Schriftsteller, gegen dünkelvolle Nichtigkeit und seichte Gelehrtthuerei gerichtet; mit der feinsten Ironie griff er auch den Despotismus im Staate wie in der Kirche an. Seine Sprache ist so lebendig und fließend wie keiner seiner Zeitgenossen zu schreiben verstand.

Friedrich Gottlieb Klopstock war geboren 1724 zu Quedlinburg. Er erwarb sich in Schulpforta eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen und faßte schon auf der Schule den Vorsatz, eine Epopöe zu dichten. Die Ausarbeitung beschäftigte ihn neben theologischen Studien zu Jena und zu Leipzig. In den bremischen Beiträgen erschienen 1748 die ersten drei Gesänge der Messiade und erregten großes Aufsehen. Seit dem Frühling 1748 lebte Klopstock einige Zeit als Hauslehrer in Langensalza, wo eine unerwiederte Liebe ihn schwermüthig stimmte. Auf die Einladung von Bodmer begab er sich 1750 nach der Schweiz, und hier kehrten ihm in heiterer Geselligkeit Frohsinn und Lebensmuth zurück. Auf Empfehlung des Ministers Bernstorff berief der König Friedrich V. 1751 Klopstock nach Kopenhagen und verschaffte ihm durch ein Jahrgehalt unabhängige Muße, um den Messias zu vollenden. Dieser war 1755 bis zum zehnten Gesang gediehen. Die zweite Hälfte vollendete der Dichter erst 1773 zu Hamburg, wo er seit Bernstorff's Entlassung seinen Wohnsitz genommen hatte. In dem letzten Abschnitte seines Lebens beschäftigte sich Klopstock mehr mit Grammatik und Poetik als mit Poesie; auch den großen Erscheinungen in der Klopstock.

deutschen Literatur, die er noch erlebte, sah er nur von fern zu, ohne deren Bedeutsamkeit zu begreifen. Klopstock starb 1803.

Klopstock war durch so reiche Gaben ausgezeichnet, daß die besten seiner Zeitgenossen ihn als ihr Ideal begrüßten, seine Ueberlegenheit willig und unbedingt anerkannten und ihm mit Freudigkeit huldigten. Er war der Morgenstern, der nach langer Nacht den Tag heraufführte. Klopstock war neu, groß und schöpferisch in der Form, aber noch größer und schöpferischer im Stoffe. An ihm haben die Geister seiner Zeit sich entzündet und gebildet. Mit ihm beginnt ein neues Jahrhundert der Dichtkunst. Seit dem dreißigjährigen Krieg war die deutsche Poesie immer undeutscher, abhängiger und niedriger geworden. Da trat Klopstock auf, und durch ihn erlangte die deutsche Poesie wieder ihre Selbständigkeit. Denn Klopstock war seinem innersten Wesen nach deutsch, deutsch an Ernst und Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe, deutsch in Einfachheit und Wahrheit, deutsch in der Stärke des Naturgefühls und der elegischen Stimmung. Durch seine wahrhaft deutsche Gesinnung erweckte Klopstock zuerst wieder ein regeres und allgemeineres Interesse an der deutschen Geschichte und dem deutschen Alterthum.

Ein zweites Element in Klopstocks Gemüth und Poesie ist sein christlich-gläubiges Gefühl. Seit den Zeiten der Reformation hatte sich das christliche Gefühl, außer in dem protestantischen Kirchenliede, in seiner vollen Wahrheit und Innigkeit nicht wieder laut ausgesprochen. Das Christenthum war auch in der evangelischen Kirche zur Gelehrsamkeit, zur todten Formel geworden. Da ließ Klopstock der unsterblichen Seele Gesang erschallen von des sündigen Menschen Erlösung; kühn und frei, in der vollsten Stärke glaubensvoller Ueberzeugung sang er von dem Erlöser, den er als seinen Erlöser mit vollster Innigkeit einer liebenden, begeisterten Seele umfaßt hielt. In Klopstock lebte eine wahrhafte, echt dichterische, belebende und entzündende christliche Begeisterung.

Mit der tiefsten religiösen Gemüthsstimmung und der innigsten Liebe zum deutschen Vaterlande vereinigte Klopstock einen fast leidenschaftlichen Sinn für die Freundschaft, eine innige Hingebung seines Wesens an die Besten seiner Zeit, ein zartes Sehnen nach gleichgestimmten Gemüthern. Diese Richtung seines Geistes steigerte sich bis zu einer gewissen Weichheit, bis zu einem starken Vorwiegen des Gefühls, zu einem Schwimmen in Empfindungen, die keine Worte finden können, zu einer lyrischen Ueberschwenglichkeit, bei welcher die elegische Stimmung zur weinerlichen wird. Es war diese Weichheit des Gemüths nicht eine Eigenthümlichkeit Klopstocks, sondern seiner Zeit. Es erfolgte in dieser eine Reaktion gegen die verkünstelte, in hohle Förmlichkeiten erstarrte, in herzlosem Ceremoniell vertrocknete Gesellschaftswelt am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts. Man suchte sich loszuwinden von den steifen, drückenden Fesseln der Convenienzwelt und sich menschlich an ein menschliches Herz anzuschließen, an einen Freund, der ohne Perücke, galonierten Rock und Stoßdegen sich warm und herzlich umfassen ließ. Das Leben Klopstocks und seiner Freunde war voll steter Rührung und fast unaufhörlichen Thränenreizes, und so sind auch Klopstocks Helden und Heldinnen voll Rührung und Thränen. Dieses weiche Gefühlsleben wurde zu einer in lauter Idealen schwebenden socialen

und politischen Schwärmerei, welche sich bei Klopstock auch in seiner begeisterten Begrüßung der französischen Revolution kund gab.

Ein großes Verdienst Klopstocks ist es, daß durch ihn zuerst die Maße und Formen des klassischen Alterthums für die deutsche Poesie gewonnen und in ihnen deutscher Geist und deutsche Stoffe dargestellt wurden. Länger als zwei Jahrhunderte war die Literatur der Griechen und Römer in Deutschland Gegenstand des eifrigsten Studiums gewesen, aber noch herrschte in Deutschland völlige Bewußtlosigkeit von dem inneren Werthe jener großen antiken Dichtungen. Man mißhandelte jene edlen Erzeugnisse des römischen und griechischen Geistes als bloße Phraseologien und brachte nur hölzerne, geistesleere Nachahmungen des Antiken zu Markte. Man blieb Jahrhunderte lang auf dem Standpunkte des unmündigen, sich plagenden Schülers stehen, bis endlich mit Klopstock die lange Schulzeit vorüber war, und das durch so lange Uebungen Erlernte, in Saft und Blut Verwandelte als freies Eigenthum des frei gewordenen Geistes an das Licht trat. Die Deutschen sind, wie kein anderes Volk, hinausgekommen über die bloß handwerksmäßige Beschäftigung mit den Alten; die Maße und die Formen der Alten sind die unsrigen, ihre Anschauung ist unsere Anschauung, ihre Gedanken unsere Gedanken. Alles dieses beginnt mit Klopstock in Entwickelung und Blüthe zu treten. Er hat der deutschen Poesie die Versmaße der Alten gegeben, deren Nachahmung so oft versucht, aber niemals gelungen war. Durch die antiken reimlosen Verse hat uns Klopstock von dem handwerksmäßigen Klingeln mit Reimen, von dem todten Formalismus, in welchen unsere Poesie versunken war, frei gemacht, und uns die Richtung auf große Gedanken, als das den Vers Erfüllende und die Dichtung Erzeugende, auf eine edle, erhabene und wahrhaft dichterische Sprache gegeben.

In der Messiade besingt Klopstock die Erlösung des Menschen durch Christus. Auf dieses religiöse Epos in zwanzig Gesängen gründet sich vorzüglich Klopstock's Ruhm, dasselbe ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und vielfach erklärt und beurtheilt worden. Der hohe Werth des Gedichtes liegt in den lyrischen Partien; als Epos ist das Gedicht vielfach getadelt worden. „Die Messiade, sagt Schiller, ist mir als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als episches Werk befriedigt.“ Die Passionsgeschichte ist nicht geeignet zur epischen Behandlung, da sie für die Gestaltung wahrer Charaktere und die Schilderung wechselnder Handlungen wenig Stoff bietet und überdies als geheiligte Ueberlieferung dem freien Schaffen der Phantasie unübersteigliche Schranken setzt.

Die eigenthümliche Klassicität Klopstocks liegt in seinen Oden. Der lyrische Schwung, der in der erzählenden Dichtung ermüdet, entfaltet sich hier zu einem majestätischen Fluge. In den Oden haben wir das vollständige Abbild von der Dichterpersönlichkeit Klopstock's; sie sind nicht nur der Ausdruck seiner tiefen religiösen Gefühle, sondern er feiert in denselben auch die Freundschaft, die Liebe und das Vaterland, und begleitet mit diesen Accorden sein ganzes langes Leben, so daß wir in den Oden Zeugnisse seiner frühesten wie seiner spätesten Productivität haben. Klopstock hat auch eine Reihe älterer Kirchenlieder umgestaltet und eigene

geistliche Lieder gedichtet, denen aber das eigentlich Volksmäßige fehlt. Nicht hoch wird Klopstocks dramatische Poesie angeschlagen. Wir haben von ihm drei biblische Stücke und drei sogenannte Bardiete, in welchen das germanische Alterthum dargestellt werden sollte.

Theils das Beispiel Klopstock's, theils Macpherson's Bearbeitung der Ossian'schen Gesänge regte die Bardendichtung an. Die preußischen Dichter stellten sich in Chor um ihren großen König, und der preußische Patriotismus erklang in horazischen Oden. Gleim dichtete preußische Kriegslieder.

Wieland.

Die deutsche Literatur ist in den letzten hundert Jahren dadurch groß und stark geworden, daß keine Richtung des Geistes sich in träger Einseitigkeit dauernd festsetzen konnte. War Klopstock der begeisterte christliche Dichter voll der erhabensten Ideen, der deutsche Dichter voll tiefen Nationalgefühls, so führte Wieland die moderne französische Bildung ein, die Poesie des um alles Höhere unbekümmerten heiteren Lebensgenusses, der Sinnlichkeit, der Frivolität. Christoph Martin Wieland war 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe bei Biberach, geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Frühzeitig entwickelten sich die Anlagen des Knaben. Die Frömmigkeit des elterlichen Hauses legte in sein empfängliches Gemüth den Keim zu religiöser Schwärmerei, den er auf der Schule zu Klosterbergen noch mehr ausbildete. Schon im achtzehnten Jahre ließ Wieland ein Gedicht „über die Natur der Dinge" drucken. 1751 bezog er die Universität Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, beschäftigte sich aber auch mit literarischen Arbeiten. Wieland war damals einer der eifrigsten Verehrer und Nachahmer Klopstock's. Von 1752 bis 1758 lebte er in Zürich, anfangs als Bodmers Gast, dann als Hauslehrer. In Bodmers Sinn und Stil dichtete er „den geprüften Abraham," eine Nachahmung Klopstock's. Allmälig kam er von seiner pietistischen Strenge zu einer gemäßigteren Lebensansicht zurück.

Seit 1760 war Wieland Rath in Biberach. Er begann Shakspeare's Dramen zu übersetzen und wurde im Hause des Grafen Stadion mit der französischen Literatur bekannt. Von der früheren Sittenstrenge ging Wieland zur französischen Leichtigkeit, Lüsternheit und Schlüpfrigkeit über. Er schrieb lascive Erzählungen, bei denen ihm französische Dichter zu Mustern dienten. Eine Darstellung der von ihm durchlebten Gegensätze gab er in dem Roman „der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva", noch mehr in dem Roman Agathon. Die Gestalten, welche Wieland in seinen Romanen den Griechen giebt, sind nicht griechische, sondern ganz modern französische. Seine Romane versetzen uns zwar auf den Boden Griechenlands, aber die Zustände der Griechen schildert Wieland nur im Wiederschein der modernen und europäischen Bildung. In seinem Athen fand er die höfische Bildung seiner Zeit, in den griechischen Philosophen seine popularphilosophischen Lehrer wieder, und seinen Helden schob er sich selbst unter. In seinen episch-didaktischen Poesieen, Idris und Zenide, Musarion, die Grazien, der neue Amadis, Kombabus und anderen stellte er sich die Aufgabe, in heiteren Einkleidungen eine Theorie des verfeinerten Sinnengenusses zu geben und

die Sinnlichkeit in ihre Rechte einzusetzen. Durch diese Werke gewann er die französisch gebildeten und von dem feinen und süßen Gifte der französischen Literatur angesteckten höheren Kreise der Gesellschaft für die deutsche Literatur.

Von dem Kurfürsten von Mainz wurde Wieland 1769 als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität zu Erfurt berufen. Hier beschäftigte er sich mit Rousseau und den modernen Staatstheorien und schrieb den goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian. Die Herzogin Anna Amalia von Weimar ernannte Wieland 1772 zum Erzieher der Prinzen Karl August und Constantin. So wurde durch Wieland jene unvergeßliche Zeit eingeleitet, wo der weimarische Hof der Sammelplatz der größten Dichter unseres Vaterlandes wurde. In dem edlen Kreise zu Weimar fand Wieland die Anregung zu seinen vorzüglichsten poetischen Leistungen, hier dichtete er seine romantischen Erzählungen und den Oberon und schrieb die Abderiten, eins seiner besten prosaischen Werke. „Der Oberon, sagte Goethe, wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." In den Abderiten schildert Wieland, mit Benutzung der von Abdera's Thorheiten aufbewahrten Geschichtchen, die kleinstädtische Philisterei, die zu beobachten er in Biberach Gelegenheit gehabt hatte. Mehr aus Rücksicht auf Erwerb, als aus besonderer Neigung unternahm er 1773 die Herausgabe des deutschen Mercur, einer ästhetisch-literarischen Wochenschrift. In der letzten Periode seines Lebens beschäftigte er sich besonders mit Uebersetzungen, von denen die Episteln und Satiren des Horaz, Lucian und die Briefe Cicero's die gelungensten sind. Wieland starb 1813.

Wieland war ein heiterer gutmüthiger Mann, dessen ganzes Bestreben sich darauf richtete, möglichst viele Freunde und keinen Feind zu haben, der sich hütete, es mit den Bedeutenden zu verderben. Kränkungen vergab er leicht, wenn sie ihn auch eine Weile in üble Laune versetzten. Literarischen Zänkereien ging er aus dem Wege oder brachte sie doch schnell zu Ende. Seine rechtliche Gesinnung und Herzensgüte entwaffnete bald seine Gegner. Sein Geist war bis zu enthusiastischer Aufregung für neue Eindrücke empfänglich, aber ohne bedeutende schöpferische Kraft. Wieland besaß keine Genialität, keinen erfindenden, schöpferischen Geist; aber er war ein Mann von Talent, hatte große Gewandtheit und einen feinen Tact, wußte sich den Bedürfnissen seiner Leser anzupassen und hatte schon früh Gelegenheit erhalten, mit der französischen Literatur, sowie mit dem Geschmack der sogenannten feinen Welt vertraut zu werden. Seine Darstellungsweise in Poesie und Prosa hat den deutschen Stil von der Künstlichkeit der älteren, gelehrten Zeit befreit und den Ueberschwenglichkeiten, zu denen Klopstock's Schule hinneigte, einen Damm gesetzt. Das Freie, Natürliche, Ungezwungene, das Heitere und Jugendliche, welches sich in seinen meisten Werken zeigt, hat etwas Ansprechendes und Fesselndes. Wieland hat die Musik des Reimes, welche den neueren Sprachen unentbehrlich geworden ist, der deutschen Poesie erhalten. Während Klopstock der deutschen Sprache Kraft und Hoheit gab, bildete Wieland die Fülle und Lebendigkeit, die Eleganz und Weichheit der Sprache weiter aus. Die heitere Gefälligkeit

seiner Darstellung wird aber in seiner Poesie wie in seiner Prosa oft zur Zerflossenheit, seine Zwanglosigkeit zur Nachlässigkeit, seine Fülle zur Geschwätzigkeit, welche sich in der Prosa zuweilen in monströsen Perioden ergeht, in der Poesie in willkürlich gemachten Versarten herumirrt.

Wielands Beispiel veranlaßte eine eifrigere Beschäftigung mit der Literatur des südlichen Europa und Uebersetzungen aus dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen. Durch Wieland wurde nicht nur das Gebiet der Poesie erweitert, sondern die Literatur gewann durch ihn auch ein größeres Publikum, ja eine größere geographische Ausdehnung. Durch ihn wurde der katholische Süden von Deutschland zur Theilnahme an der Literatur herangezogen. Die Rittergedichte der wiener Dichter, Doolin von Mainz und Bliomberis von Alxinger, und Richard Löwenherz und Adalbert der Wilde von Fr. Aug. Müller sind Nachahmungen von Wielands Oberon. Auch der wiener Jesuit und nachherige Buchhändler Aloys Blumauer, welcher Virgils Aeneide in burleske Späße travestierte, hing sich an Wieland an und glaubte von diesem den Freibrief zum Obscönen erhalten zu haben. Von denen, welche Wielands Sinnlichkeit nachahmten, nennen wir den Verfasser des Romans Ardinghello, Wilhelm Heinse. Auch Moritz August von Thümmel stehet in seinen früheren Schriften auf Wielands Boden.

Lessing. Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn eines Predigers zu Camenz, war 1729 geboren. Auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt er eine gründliche Bildung in den alten Sprachen und in der Mathematik. Er bezog 1746 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; aber in den Hörsälen wurde es ihm zu eng; er lernte tanzen, reiten, fechten, übte sich im Disputiren und schrieb kleine Theaterstücke. Abwechselnd lebte er dann in Berlin, Wittenberg und Leipzig, mit den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. 1760 nahm er die Stelle eines Sekretärs beim Grafen Tauenzien an, welchem er nach Breslau folgte. 1767 wurde er als Theaterdichter nach Hamburg berufen, wo damals die Ackermannische Gesellschaft das vorzüglichste deutsche Theater geschaffen hatte. 1770 wurde Lessing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen und starb zu Braunschweig 1781.

In Lessing vereinigten sich nicht nur alle zu einem Reformator des geistigen Lebens der Deutschen erforderlichen Talente, sondern er war auch durch Charakter und Gesinnung zu einer solchen Aufgabe befähigt. Unermüdete Forschbegier, strenge Aufrichtigkeit, Geradheit im Reden und Handeln sind die Grundzüge seines energischen und männlichen Charakters. Das Forschen nach Wahrheit galt ihm über alles; den Streit liebte er, weil er überzeugt war, daß die Wahrheit bei jedem Streite gewinne. Doch stellte er sich deshalb nicht auf die Seite oberflächlicher Neuerer, welche genug gethan zu haben meinen, wenn sie das Alte einreißen; er stürzte das Alte nicht ein, ohne etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen. Gern nahm er sich des verkannten Alten an, wenn er seichte Schwätzer darüber herfahren sah; gern erinnerte er an verkanntes oder vergessenes Verdienst. Nach allen Seiten griff er ein, niemals stand er still, niemals zögerte er, wo es galt, vorzuschreiten und

einen Kampf zu beginnen. Seiner noch in Gottschedscher Ueberklugheit, in Bodmerscher Unklarheit, in Klopstockischer Ueberschwenglichkeit sich verlierenden Zeit zeigte er ihre Aufgabe und ihr Ziel, mit einer Ueberlegenheit, gegen die kein Widerspruch aufkam, mit einer Scharfsichtigkeit, der nichts verborgen blieb, mit einer Aufrichtigkeit, die nichts verschwieg und nichts beschönigte. In der Theologie verlangte er freie Forschung in Luther's Geist, nahm aber die Orthodoxie gegen vage Aufkläreri in Schutz; im Drama forderte er Naturwahrheit, brach die Abhängigkeit von den Franzosen, stellte Shakspeare als unerreichtes Vorbild hin, wies aber auch auf die Lehren des Aristoteles zurück. Mit gleicher Schärfe richtete sich Lessing gegen Gottsched's geistlosen Formelkram wie gegen Klopstock's gestaltlose Darstellungen im Messias, gegen die unfähigen Bearbeiter und Nachahmer des Horaz, gegen die breite Fabeldichtung und die Lehrpoesie überhaupt, wie gegen die Sucht der Poesie zu schildern und zu malen.

Schon durch die bloße Form und Sprache seiner Schriften hat Lessing einen mächtigen Einfluß auf die Bildung und Literatur der Deutschen ausgeübt. Er schrieb streng logisch, gründlich, belehrend und doch auch unterhaltend, lebhaft, witzig und schön. Er besaß die schwere Kunst, rein philosophische und gelehrte Gegenstände so zu behandeln, daß jeder Gebildete ihn nicht nur verstehen konnte, sondern auch durch die Darstellung sich angezogen fühlte. Lessings Stil ist ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem ein treffender Gedanke durch den andern hervorgelockt, berichtigt und entwickelt wird. In seiner Schrift **Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie** bewies er den Deutschen, daß die von ihnen als Dichtkunst angesehene poetische Malerei und Versmacherei nur Rhetorik, nicht Poesie sei. Schönheit sei das höchste Gesetz der Kunst, und der Dichter habe Handlungen darzustellen. In seiner **Hamburger Dramaturgie** zeigte er den Unterschied zwischen Rhetorik und Poesie, zwischen Künstelei und wirklicher Kunst; er setzte der dramatischen Dichtkunst der Franzosen die der Griechen, Spanier und Engländer, sowie der französischen Theorie die des Aristoteles entgegen. Lessings **antiquarische Briefe** sind gegen den Professor Kloß in Halle geschrieben, sie sind ein Muster der gegen bestimmte Personen gerichteten Satire. Zugleich verbreitete Lessing in ihnen über einzelne Theile der alten Kunst ein neues Licht und lieferte ein nie wieder erreichtes Muster der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände für alle einigermaßen Gebildeten.

Diejenige Gattung der Dichtkunst, auf welche Lessing nicht nur sein kritisches Streben richtete, sondern in welcher er auch schaffend und Weg bahnend auftrat, war das **Drama**. Schon in seinen Jugendversuchen findet sich ein bei weitem lebhafterer und natürlicherer Gesprächston, als in allen gleichzeitigen Lustspielen. Sein Trauerspiel **Miß Sara Sampson** war der erste Versuch, nach den unzähligen rhetorischen Bühnenstücken, einen wahren Charakter in naturgemäßer Erscheinung darzustellen. Ein großes Verdienst um die Erweckung der deutschen Nation zu einem nationalen Leben erwarb sich Lessing durch sein Drama **Minna von Barnhelm**. Das Stück enthält nur deutsche Geschichten, deutsche Sitten und Gefühle. Es zeichnet sich durch eine meisterhafte Anlage, lebhaften Dialog und eine rasche, dem Ziele ent-

gegendrängende Handlung aus. Zum Hintergrunde hat das Stück die großen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges, zum Inhalte eine aus dem Conflicte der Völker und Staaten entsprossene Handlung. Dieses Drama wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und hatte eine bedeutende Wirkung. Mit einem Male verschwand der ganze Plunder der älteren steifen Schau- und Tragödienstücke. Freilich brachte auch eine Schaar von unberufenen Dichtern eine große Menge unsinniger Soldatenstücke auf das Theater. In Emilie Galotti gab Lessing ein Muster einer wahrhaften Tragödie. Musterhaft ist die Klarheit der Exposition, vortrefflich das Zusammenwirken der Begebenheiten und der Handlung, fein und scharf die Zeichnung der Charaktere. Durch die theologischen Streitigkeiten, in welche Lessing in den letzten Jahren seines Lebens verwickelt wurde, erhielt sein letztes Drama, Nathan, eine überwiegend didaktische Tendenz. Durch dieses Stück machte Lessing den fünffüßigen Jambus zum stehenden Verse des Dramas.

Die deutsche Prosa, die wissenschaftliche Bildung, die Philosophie.

Der Aufschwung der Poesie wirkte auch auf die Ausbildung der deutschen Prosa. Wenn sonst die deutschen Gelehrten zufrieden waren, von Fachgenossen anerkannt zu werden, so entstand jetzt auch ein Ehrgeiz, viel gelesen, von den Gebildeten im Volke gelesen und gelobt zu werden. Man sah, daß es die Kunst des Vortrags war, welche den französischen Schriftstellern eine solche Verbreitung durch ganz Europa verschaffte. In Deutschland hatten bisher die Universitäten eine größere Bedeutung gehabt, als in irgend einem anderen Lande. Jeder, der nicht zu den französisch gewordenen höheren Kreisen gehörte, holte seine geistige Bildung auf der Universität. Die deutschen Universitäten standen aber zu dem Leben in keiner anderen Beziehung, als daß sie die jungen Leute zu den Aemtern des Staates und der Kirche vorbereiteten oder vielmehr abrichteten. Um die Mitte des Jahrhunderts traten einige tüchtige Männer auf, welche sich in populären Schriften bemühten, neben der zünftigen Thätigkeit der Gelehrten, eine auf innerem Interesse beruhende Beschäftigung mit der Wissenschaft in's Leben zu rufen. Spalding und Reimarus kämpften gegen die Dogmatik der Orthodoxen wie gegen die Heuchelei der Pietisten, sie suchten die Religion zu einer Sache des Herzens zu machen und mit dem Verstande auszusöhnen. Reimarus, Professor in Hamburg, that dies besonders durch seine Schrift: die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. Spalding, Prediger in Berlin, suchte dasselbe Ziel durch seine Predigten, durch Uebersetzung gemäßigter englischer Schriften und durch sein Buch über die Bestimmung des Menschen zu erreichen. Justus Möser, Justizrath zu Osnabrück, weckte durch seine kleinen Aufsätze, die er später unter dem Titel Patriotische Phantasieen herausgab, den Sinn für Verhandlungen über öffentliche Verhältnisse.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts blühte auf den Universitäten die Philosophie Wolffs. Einzelne Professoren, wie Darjes in Frankfurt an der Oder und Crusius in Leipzig, machten sich von Wolff unabhängig. Um 1760—1780 befand sich die Schulphilosophie im Zustande eines völligen Verfalles. Die Philosophie trat mit der

schönen Literatur in nähere Verbindung, und einzelne Theile der Philosophie, wie Psychologie, Aesthetik und andere mehr angewandte Doctrinen wurden in lesbaren, mit Geschmack geschriebenen Büchern, zum Theil sogar in der leichten Form von Romanen und Briefen behandelt. Dadurch gewannen die Poesie, Kunst, Literatur und Sprache ungemein, aber die Philosophie als Wissenschaft gerieth in Gefahr ganz unterzugehen. Man mußte vom philosophischen Dilettantismus wieder zum tieferen Denken und zu einer neuen und wahren philosophischen Bildung zurückkehren. Den Uebergang vermittelten die viel gelesenen Schriften von Herder, F. H. Jacobi, J. G. Schlosser, Lessing und Hamann. Der Reformator aber der ganzen philosophischen Wissenschaft war Emanuel Kant, Professor zu Königsberg (1724—1804). Seine berühmte Kritik der reinen Vernunft (1781) erschütterte nicht nur das Lehrgebäude der bisherigen Philosophie in seinem Grunde, sondern führte auch eine Reformation der deutschen Wissenschaft und Literatur herbei. Kant's kritische Philosophie rief eine allgemeine Bewegung in der gelehrten Welt hervor und erwarb sich, trotz vielfacher Opposition, eine große Zahl von Anhängern. Sie wurde auf den Lehrstühlen und in Schriften erläutert und auf verschiedene wissenschaftliche Disciplinen angewandt, so daß fast keine Wissenschaft von dieser Erschütterung frei blieb.

Für die Geschichte und die verwandten Wissenschaften herrschte auf der Universität Göttingen großer Eifer. Dort lehrte Pütter deutsche Reichsgeschichte, Gatterer Universalgeschichte, der letztere machte sich aber auch, wie Büsching, um Geographie verdient; Achenwall erhob die Statistik zu einer Wissenschaft. Weit bedeutender als Pütter und Gatterer waren Schlözer und Spittler. Schlözer erwarb sich besonders durch eine Zeitschrift große Verdienste um das Fortschreiten Deutschlands; in der Geschichte hatte er nur Sinn für die äußere Erscheinung und nahm bei seiner Beurtheilung nur Rücksicht auf die Güte der Verwaltung, auf Ordnung, Sicherheit und Justiz. Daher hatte er auch eine wahre Abneigung gegen das unruhige, aller Polizei sich entziehende Volk der Griechen. Spittler hat die Geschichtschreibung mit dem Leben in Beziehung gebracht. In seiner Kirchengeschichte bekämpfte er den Papismus und den Pfaffengeist; seine Specialgeschichten von Würtemberg und Hannover suchte er für eine freiere Regung im Staatsleben nutzbar zu machen. Geschichte.

Justus Möser machte in seiner Osnabrückischen Geschichte die Entwickelung der germanischen Verfassung zum Hauptgegenstand und suchte aus dieser die Verhältnisse der Stände zu einander und die Stellung des Landesherrn zum Volke herzuleiten. Dohm hat in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit als Staatsmann über die politischen Angelegenheiten seiner Zeit einfach, klar, offen und ehrlich geschrieben. Großen Ruhm erntete bei seinen Zeitgenossen Johannes von Müller durch seine Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft. Müller suchte nicht bloß den historischen Stoff mit Fleiß zu sammeln, sondern auch mit dem Lichte des Geistes zu durchdringen und zu beherrschen. Mit Begeisterung für das Große und Edle im Völkerleben und in den Charakteren betrachtete er die Geschichte; aber bei der Erregbarkeit seines Gemüths war sein Urtheil nicht immer con-

sequent und er genügte nicht den Forderungen der Kritik. Auch sein zwischen rhetorischem Pathos und alterthümelndem Chronikenstil hin und her schwankender Stil ist nicht zu loben. Müller hat auch eine Skizze der allgemeinen Geschichte geschrieben. Von großem Einfluß auf die deutsche Geschichtschreibung waren Herder's Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit. Durch Herder erhielt die Universalgeschichte eine ganz neue Behandlung. Vor Herder lag für die Geschichte die Periode des Sammelns, mit Herder trat die Epoche der werdenden Organisation ein. Die allgemeinen Geschichten suchten nur den ungeheuren Stoff zusammenzustellen. Kein Faden leitete durch diese Labyrinthe, und wo man urtheilte, legte man doch an alles nur den Maßstab der Gegenwart. Voltaire hatte erklärt, die Menschheit werde im Kreislauf der Jahrhunderte weder weiser, noch glücklicher. Dieser Ansicht trat Herder entgegen. Die Natur war ihm ein sprechendes Zeugniß von einer festen und gütigen Weltordnung, und diese letztere konnte nicht den Menschen von sich ausschließen und ihn dem Zufall preisgeben. Herder betrachtete den Menschen als ein Geschöpf der Natur und mit ihr im Zusammenhange. Schon aus der höheren sinnlichen Organisation des Menschen ergab sich dessen höhere Bestimmung, und diese, welche das Räthsel der Weltgeschichte löst, fand er in der fortschreitenden Bildung der Menschheit zur Menschlichkeit. Auf diesem Wege unterstützt uns die Natur, deren zerstörende Kräfte mit der Zeit den erhaltenden nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zur Ausbildung des Ganzen dienen. Es unterstützt den Menschen seine eigene innere Natur, die es nicht zuläßt, daß der Strom der Kultur, wenn er auch in weiten Biegungen seinen Lauf verlängert, zu seiner Quelle zurückfließt. Ihm steht endlich die weise Güte des Schicksals zur Seite, und es giebt kein dauerhafteres und reineres Glück, als im Rathe derselben zu wirken. Die Natur bestimmt jedoch auch die Form des menschlichen Daseins und der ganzen Lebensthätigkeit des Menschen. Die politische Geschichte der Völker bleibt lückenhaft ohne die Geschichte ihrer Sitten, Lebensweise, Neigungen, Denkart, ihrer Sagen, Religion und Künste, und dieses alles wieder hängt auf das innigste zusammen mit der Beschaffenheit des Bodens, den sie bewohnen, seiner Erzeugnisse, seines Klimas. Diese nöthigen und befähigen den Menschen, sein Wesen nach den verschiedensten Seiten zu entwickeln, aber allenthalben bleiben dieselben Grundzüge, und alle Völker, alle Zeiten arbeiten an demselben großen Werke. Mit diesem Werke schließt einst die Geschichte der Menschheit, dasselbe reicht jedoch über die Erde hinaus, wie der Mensch selbst in der Reihe der sichtbaren Geschöpfe deren letztes Glied ist, aber als das erste in der Kette der Wesen einer höheren Ordnung die Erde verläßt und sein wird, wenn sie nicht mehr ist. Nach diesem Grundgedanken ordnete und beleuchtete Herder die Geschichte der Völker.

Theologie. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandten die Schüler des Philosophen Wolff dessen mathematische Methode auf die Theologie an. Vermöge dieser Methode sollten die Lehren des christlichen Glaubens wie mathematische Sätze begriffen und bewiesen werden. Nicht nur die Vorträge und Lehrbücher der theologischen Professoren wimmel-

ten von Definitionen, Divisionen und Demonstrationen, sondern sogar die Pfarrer verfaßten ihre Predigten nach der mathematischen Methode. Da traten Semler und Michaelis auf und machten den deutschen Theologen die Hohlheit des alten Systems kund; sie brachten Licht in das Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Bibel-Erklärung und Dogmatik. Sie hatten einen unbesiegbaren Widerwillen gefaßt gegen das herrschende pietistische Wesen und Treiben wie gegen die dogmatische Beengung, und obgleich sie der alten Theologie nie ganz den Rücken zuwandten, bilden sie doch den Uebergang von der alten orthodoxen Theologie zu der neuen Behandlungsart der Religions-Wissenschaft.

Einen umgestaltenden Einfluß auf die Religions-Wissenschaft übte Lessing aus, nicht als Theolog, sondern vom Standpunkt der allgemeinen Bildung. Dieser klar und scharf denkende Mann nahm sich zuerst der alten Dogmatik an, welche als System einen philosophischen Werth hatte, und kämpfte gegen die Aufklärer, welche alle Religion auf bloße Sittenlehre zurückbringen wollten. Als aber der Pastor Götze in Hamburg und andere Zeloten mit wahrer Wuth über Lessing herfielen, sah dieser sich genöthigt, seine Waffen gegen das andere Extrem, gegen die Orthodoxen, zu richten. Die unter dem Titel Anti-Götze erschienenen Manifeste gehören zu den größten Meisterwerken der deutschen Literatur; sie sind in der reinsten, klarsten Sprache, lebendig, treffend und witzig geschrieben. Der alten Dogmatik wurde durch den Streit der Orthodoxen mit Lessing der Todesstoß versetzt.

Bei Herder vereinigte sich das religiöse Interesse mit dem poetischen. Auch in der Theologie wie in der Geschichte suchte er die Stubenweisheit zu verdrängen. Herder war kein Freund jener Rationalisten, die das Licht nur in ihrem Lichte sahen, aber er liebte auch nicht diejenigen Orthodoxen, welche aus Frömmigkeit den Gedanken scheuten und über dem Buchstabendienste der Wahrheit wie der Liebe vergaßen. Ihn verdroß der kalte Streit über Lehrmeinungen, welcher den Geist verwirrt und das Herz versäuert; die christliche Religion war ihm die Religion des Christus, der sich stets in Gott fühlte und sein Leben für die Brüder ließ. „Seid Himmel und nicht Erde." In diesem Geiste faßte er die Geschichte Christi auf. Der Trieb, hinter den Formen der Erscheinung das Wahre und Lebendige aufzusuchen, führte ihn zu neuen Ansichten über die sagenhaften und dichterischen Theile der Bibel, insbesondere über die Schöpfungsgeschichte, und er konnte die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, wie er sie auffaßte, in der That eine nach Jahrhunderten enthüllte Schrift nennen. Die stumpfsinnige Verkennung des erhabensten Erzeugnisses der religiösen Volksdichtung und die Mißhandlung des göttlichen Wortes erregten in ihm jenen Eifer, mit welchem er die Weisheit der christlichen Talmudschulen vernichtete und in flammender Begeisterung die orientalischen Kosmogenien erläuterte und nachdichtete. Noch inniger schließt sich an jenes Interesse für Volksdichtung die Uebersetzung und Erläuterung von Salomo's Liedern, und dieses Werk war wieder nur eine Vorarbeit zu der Schrift vom Geist der ebräischen Poesie, welche eine erschöpfende Charakteristik jenes wichtigen Zweiges der orientalischen Volksdichtung gab.

Die wissenschaftliche Theologie stellte sich mehr und mehr die Aufgabe, die durch Erweiterung der Forschungen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten gewonnenen Kenntnisse zu sich herüberzuleiten, die gründlicheren Sprachforschungen für die Exegese, die Resultate der Universalgeschichte für die alttestamentliche und für die Kirchengeschichte zu nutzen. Diese neue Theologie ging von Jena aus. Dort wirkten für den Fortschritt der theologischen Wissenschaften Griesbach, Paulus und Eichhorn. Die beiden letzteren Männer suchten ein von allen Zusätzen gereinigtes Christenthum herzustellen und machten namentlich in der Exegese den Grundsatz geltend, daß man bei der Bibel dieselbe Kritik, wie bei den Schriften der Griechen und Römer anwenden, auf Grammatik, nationalen Geist und Landessitte Rücksicht nehmen müsse.

Von den Mystikern, Schwärmern und Wortgläubigen wurde Lavater als Oberhaupt und Patriarch angesehen. Er war ein strenggläubiger Mann und ein schwärmerischer Anhänger jener ängstlichen Art von Religiosität, welche jedes Mittel zur Erregung einer künstlichen Andacht ergreift. Nichtsdestoweniger war er zugleich ein Schüler von Rousseau's Freiheitslehre und ein aufrichtiger Freund der von diesem gepredigten naturgemäßen Bildung.

Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum. Reform des Schulwesens.

Von dem größten Einfluß auf die deutsche Literatur und Bildung war es, daß die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum von einem ganz neuen Geist durchdrungen und durch das Studium der Alten der Geschmack in Poesie und Kunst gebildet wurde. Während durch Lessing in der Poesie die deutsche Nation auf einen neuen Weg geleitet wurde, geschah dieses durch Winckelmann in der bildenden Kunst. Beide Männer schöpften ihre Theorie des Schönen unmittelbar aus den Schriften und Kunstwerken der Griechen. Vor Winckelmann war die Geschichte der Kunst des Alterthums von den Gelehrten nur zur Erläuterung der Antiquitäten benutzt worden; Winckelmann bearbeitete dieselbe zuerst mit wissenschaftlichem Geiste und erhob das Verständniß der Kunstwerke und der historischen Entwickelung der Kunst zum Zwecke der Archäologie. Er wies das Studium des Alterthums auf die Auffassung des antiken Geistes in Leben, Kunst und Dichtung hin. In Göttingen popularisirte Heyne in seinen archäologischen Vorlesungen Winckelmanns geniale Kunstbetrachtung und wirkte mit großem Erfolge für eine geistvollere Behandlung der Alterthumswissenschaften. Noch bedeutender war die Wirksamkeit von Friedrich August Wolf in Halle, dessen Prolegomena zu Homer das allgemeinste Aufsehen erregten. Wolf brachte durch eine streng kritische Prüfung Ernst, Kraft und Gründlichkeit in das Studium der Alten.

Das Schulwesen erfuhr eine gänzliche Umgestaltung. Basedow, durch Rousseau's Emil angeregt, wollte das gesammte Schul- und Erziehungswesen umgestalten; er drang auf Naturgemäßheit der Erziehung und Vereinfachung des Unterrichts. Sein Elementarwerk bewies, daß er weder hinreichende pädagogische, noch wissenschaftliche Bildung besaß; seine Leitung des philanthropischen Instituts zu Dessau zeigte, daß es ihm auch an sittlicher Würde und Charakterfestigkeit fehle. Allein die Anregung, die von ihm ausgegangen war, ging nicht verloren. In Norddeutschland wirkten Campe, Resewitz,

Salzmann als Begründer von Erziehungsinstituten und als pädagogische Schriftsteller; Büsch zu Hamburg errichtete eine Handelsschule; von Rochow suchte durch Schriften, welche für die Kinder der Landleute bestimmt waren, nützliche Kenntnisse zu verbreiten und errichtete auf seinen Gütern die ersten Musterschulen für Landschullehrer. Vieljährige Beobachtung der geistigen Entwickelung der Kinder führte Pestalozzi zu der auf Anschauung gegründeten Unterrichtsmethode, welche im Beginn des 19. Jahrhunderts einen neuen Schwung in das Unterrichtswesen brachte.

Die Journalistik. Die deutschen Fürsten.

Einen fördernden Einfluß auf die deutsche Literatur hatten die von Lessing, Nicolai und Mendelssohn (1759—1765) geschriebenen Briefe, die neueste Literatur betreffend. Sie sollten ein kritisches Tribunal sein, um dem Schlechten und Mittelmäßigen in der Literatur Schranken zu setzen und dem Guten und Gediegenen zur Herrschaft zu verhelfen. Die Kritiken waren witzig und scharf, aber gerecht. Die Literatur-Briefe deckten die Mängel von Schriftstellern auf, die bisher unverdienter Weise bewundert worden waren; sie führten befähigte Schriftsteller, die irre gegangen waren, auf die rechte Bahn zurück, und suchten jede Art von Genialität zu fördern, indem sie die meisten bedeutenden Schriftsteller jener Zeit erst recht bekannt machten. Die mächtige Wirkung der Literatur-Briefe brachte den speculativen Nicolai auf den Gedanken zu einem großen Unternehmen, durch welches die neue Aufklärung über alle Fächer des Wissens verbreitet werden sollte. Er gründete zu diesem Zweck die allgemeine deutsche Bibliothek. Anfangs wirkte auch dieses Journal fördernd auf die deutsche Literatur ein; aber nicht lange erfreute sich Nicolai seines erkünstelten Ansehens als Kritiker. Er war ein einseitiger Halbwisser, der nur für das Flache und Nützliche Sinn hatte und dabei anmaßend den Zeitgeist und das Publikum leiten zu können meinte.

Den Kritiken der Literatur-Briefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek stellte sich in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur Herder kühn entgegen. Herders originelle Behandlungsweise und Sprache, sein feiner, edler und leichter Ton und das Treffende in seinen Urtheilen machten auf das deutsche Volk, welches an platte Breite, an gelehrten Ernst und an faselnde Geschwätzigkeit gewöhnt war, einen großen Eindruck. Der von Wieland gegründete deutsche Merkur war für die höheren Stände bestimmt. Wieland benutzte seine Zeitschrift, um seine eigenen Erzeugnisse erst als Proben bekannt zu machen und denselben dadurch viele Leser zu verschaffen.

Von den schönen Wissenschaften ging die Journalistik erst später zur Politik über. An Oeffentlichkeit und Freiheit der Presse war im 18. Jahrhundert in dem an Servilität gewöhnten Deutschland nicht zu denken. Glücklicherweise begünstigten damals in Deutschland viele Fürsten, nach dem Vorgange Joseph's II. und Friedrichs des Großen, die Aufklärung des Volkes und die Abschaffung der Mißbräuche. So lange Friedrich der Große lebte, beförderte die preußische Regierung den Fortschritt. Auch die Regierungen der kleineren Staaten, die der Reichsstädte ausgenommen, begünstigten Verbesserungsvorschläge. Vor allen deutschen Staaten zeichnete sich Weimar aus. Weimar und Jena

wurden der Mittelpunkt für das geistige Leben Deutschlands. Während in Jena die protestantische Theologie auf eine der fortgeschrittenen Bildung entsprechende Weise umgestaltet und von da aus Kant's Philosophie verbreitet wurde, vereinigten in Weimar die verwittwete Herzogin Anna Amalia und ihr Sohn, Karl August, die größten Dichter und Schriftsteller um sich, Wieland, Goethe, Herder und Schiller. Auch die Fürsten von Dessau und Baden waren auf Verbesserungen bedacht. In Braunschweig wurde Lessing geschützt. Mannheim wurde ein Hauptsitz der deutschen Musik und der dramatischen Dichtkunst. Die Universität Erfurt erhob Karl von Dalberg zu einer Zufluchtsstätte der Vertheidiger des neuen Lichtes.

Die Universität Göttingen wurde der Sitz der freimüthigen Journalistik. Schlözer widmete die Zeitschrift, die er von 1775 unter dem Titel Briefwechsel, von 1782 an unter dem Titel Staatsanzeigen herausgab, der Verbesserung des öffentlichen Lebens. Seine Zeitschrift wurde ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen fast alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten. Das deutsche Museum von Dohm und Boie war die beste Zeitschrift für das größere Publikum, in welchem die ausgezeichnetsten Prosaisten ihre Arbeiten mittheilten. Georg Forster und Lichtenberg gaben das Göttingische Magazin der Wissenschaft und Literatur heraus, in welchem die göttinger Professoren einzelne Theile der Wissenschaft dem Volke verständlich zu machen suchten. Das von Meiners und Spittler herausgegebene Göttingische historische Magazin zeigte, daß Spittler die beginnende französische Revolution zur Belehrung der Deutschen zu benutzen verstand. K. F. von Moser zog in seinem patriotischen Archiv schreiende Mißbräuche deutscher Staaten an das Licht der Oeffentlichkeit. Herr von Göckingk brachte in seinem Journal von und für Deutschland alles das, was juristisch nicht angegriffen werden konnte, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes.

Sturm- und Drangperiode.

Je steifer und ceremonieller das Leben im 18. Jahrhundert sich ausbildete, um so mehr erwachte auf der anderen Seite das Streben nach einem Naturzustande, nach dem Zerstören aller hergebrachten Kultur und dem Beginnen eines neuen, ursprünglichen Kulturlebens. Seitdem Rousseau die Kultur verwarf und die Natur pries, tönte dieser Ruf vielfach wieder. Rousseau's auf naturgemäße Entwickelung gegründete Erziehungslehre regte auch in Deutschland eine folgenreiche Umwälzung des Erziehungswesens an. In dem politischen und socialen Leben, in der Philosophie, in der Theologie und in allen Wissenschaften kündigten sich ähnliche Umwälzungen an, und so auch in der schönen Literatur. Durch Klopstocks tiefe und wahre Begeisterung, durch Lessings scharfe und klare Kritik, durch Wielands rücksichtslose Bloßgebung der Sinnlichkeit war in den jüngeren Gemüthern eine große Gährung entstanden. Es bemächtigte sich der Seelen der befähigteren Jugend die Ueberzeugung, daß man mit der bisherigen Kultur nicht länger fortleben könne, daß man mit der herkömmlichen Poesie ganz und gar brechen, sich von ihr ganz und gar frei machen müsse. Diese Periode der Originalgenie's und Starkgeister, diese Periode des Sturmes und

Dranges, wie man sie nach einem Drama Klingers trefflich benannte, beginnt um 1767 mit Herders Auftreten und schließt Herder selbst, Basedow, Goethe, Lavater, Lenz, Klinger, Müller, die beiden Stolberge und viele unbedeutendere Geister in sich und endigt 1781 mit Schiller. Es sind die verschiedensten Geister, die später die verschiedensten Richtungen einschlugen, die aber damals darin einig waren, daß sie berufen seien, der Welt eine neue geistige Gestalt zu geben, daß sie zurückkehren müßten zu der Urpoesie der Völker und aus Quellen schöpfen, aus denen vor ihnen noch niemand geschöpft habe. Mochten auch manche dieser Originalgenies ihrem Geniedrange in einem lächerlichen Cynismus der äußeren Erscheinung Luft machen; mochten andere in thörichtem Uebermuthe alles Wissen verachten; mochten noch manche andere Verkehrtheiten und Unfertigkeiten vorkommen, so erkannte man doch, daß man zu einer ursprünglichen, nicht gekünstelten noch gemachten Naturpoesie zurückkehren müsse. Man verstand unter Naturpoesie eine Dichtung, welche die Wirklichkeit, die Erfahrung, die innere Natur des Menschen sowie das äußere Leben der Menschen darstellte. In der Form sollte ebenfalls das Natürliche nebst der Wahrheit und Lebendigkeit maßgebend sein. Man erkannte in Shakespeare ein großes, in Homer das größte aller Vorbilder wahrer Poesie.

Eine Pflanzschule dieser Naturdichtung war Straßburg, wo sich an Goethe eine poetisch angeregte Genossenschaft anschloß. Nach Straßburg kam Herder, und dessen neue Grundsätze gingen von Munde zu Munde und riefen eine stürmische Bewegung hervor. Herders Ansichten waren angeregt durch Hamann in Königsberg. Dieser eiferte in seinen kleinen, in dunkler Sprache geschriebenen Schriften gegen die damalige Schulweisheit und Literatur und gegen die bestehenden Verhältnisse überhaupt. Er drang auf die Rückkehr zu dem Kindesalter der Völker und zu der Einfalt eines kindlichen Glaubens. In der Heilslehre des Christenthums fand die Sehnsucht seines Innern einen Halt; es zog ihn zu der Einfalt des Evangeliums, zu dem Kindesalter der Menschheit, das er im alten Testament, in den Zuständen des Orients wiederfand. Er bezeichnete die Poesie als die Muttersprache der Völker und als ein Bedürfniß des menschlichen Geistes. Er machte darauf aufmerksam, daß die Poesie, wie alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nicht von dem Verstande oder dem Gefühl allein, sondern von allen Kräften des menschlichen Wesens in ihrer ungetrennten Einheit, in ihrem vollen Zusammenwirken geschaffen werde. Im Gegensatz zu der gekünstelten, willkürlich gemachten Poesie der letzten Jahrhunderte deutete er auf die Unwillkürlichkeit der ältesten, echten und wahren Poesie, der Natur- und Volkspoesie hin. Er wies im alten Testamente die Elemente der vollendetsten Dichtung nach.

Die Verkündigung einer Natur- und Volkspoesie verbreitete sich wie ein Evangelium durch ganz Deutschland. Im nördlichen Deutschland stellte sich diese Naturpoesie friedlich neben Klopstocks Kunstpoesie. Durch seine Bardenpoesie hatte Klopstock beide vermittelt. Wie zuerst als Sänger der Religion und der Liebe, so gewann er jetzt ein neues Geschlecht als Sänger des Vaterlandes, als Vertheidiger der Natur gegen die Regel. Ein wandernder Klopstocks-Apostel in Würtemberg war Christoph Daniel Friedrich Schubart. Ueberall, wohin er kam,

pflegte er Klopstocks Messias vorzulesen und ungemeine Erschütterung hervorzurufen. Schubart nahm in seinen Gedichten Klopstocks patriotische Gesinnung und dessen Pathos des Ausdrucks an, das er aber auf einen derberen Ton zu stimmen wußte. Daneben dichtete Schubart die lascivsten Sachen in Wielands Geschmack. Die weichen Elemente der Klopstockischen Poesie, das Empfindsame, das Wehmüthig-Schwermüthige, nahmen die Naturdichter an, der Idyllendichter Salomon Geßner, ferner Friedrich von Matthisson, welcher die Mischung von Naturschilderung und elegischer Schilderung zu einer eigenthümlichen Manier ausbildete, und der Freiherr von Salis-Sewis, der noch mehr Kraft und Frische besaß, als Matthisson.

Der Hainbund.

Weit bedeutender als die genannten Nachfolger Klopstocks sind die Mitglieder des Hainbundes in Göttingen, die sich ebenfalls zur Geniedichtung bekannten. Boie und Gotter verbanden sich 1769 zur Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs. Als Boie 1770 die Redaktion allein übernahm, setzte er sich mit den poetischen Talenten unter den Studirenden in Verbindung, mit Hölty, Miller, Voß, Cramer, den Grafen Christian und Leopold zu Stolberg. Anfangs wurden in wöchentlichen Versammlungen die Gedichte der Mitglieder kritisirt; aber bald traten neben den literarischen auch sittlich-patriotische Zwecke hervor. Der Bund, welcher vom September 1772 bis 1774 bestand, hielt sich nicht frei von jugendlicher Schwärmerei und Uebertreibung. Bald suchten die Bundesglieder auf Wanderungen in die Dörfer und Wälder idyllischen Genuß der Natur, bald feierten sie unter deutschen Eichen dichterische Feste, indem ihre Freundschaft sich nicht allein auf persönliche Sympathien, sondern auch auf das Gefühl gründete, daß sie gemeinsam an einem großen Werke arbeiteten. Bei ihren anakreontischen Symposien bekränzten sie nicht nur die Becher und die Schläfe mit Rosen und Eppich, sondern salbten auch, wie einst die Griechen, die Bärte. Bei der Feier von Klopstocks Geburtstag wurden Wieland's Bild und Idris verbrannt. Denn Wieland's Dichtungen haßten die Bundesglieder als undeutsch und entnervend, während sie in Klopstock ihren Lehrer und Führer verehrten.

Der Hainbund wollte alles Abgelebte, Undeutsche, Unwahre aus der deutschen Poesie verbannen; Shakespeare, die griechischen Dichter und Klopstock wurden von ihm als Vorbilder gepriesen. Der Hainbund war die beste Pflanzschule Klopstocks. Der Freiheitsstolz des Klopstockischen Bardenwesens, Klopstocks sanftere Empfindungen der Jugendfreundschaft, der Sehnsucht nach Natur und Unschuld wie Klopstocks Begeisterung für die griechischen Dichter finden sich auch bei den Mitgliedern des Hainbundes. Ihr schöner Patriotismus übertrug auf das Bild eines deutschen Mannes die Grundzüge ihres Ideales, Freiheitsliebe, Kraft, Muth, Keuschheit, den einfachen, treuen und biedern Sinn. Ihre stürmischen Gesänge haben dazu beigetragen, daß sich das deutsche Volk in immer weiteren Kreisen seines sittlichen Adels bewußt wurde. Mit Innigkeit priesen diese Dichter Freundschaft, Liebe und Natur; in ihren Naturliedern findet sich Lauterkeit und Anmuth; mit jugendlicher Lebenslust erfreuten sie sich an der Schönheit der Schöpfung. Ein Stück Rasen, ein Garten mit blühenden Kirschbäumen, der Eichenwald und das

Mondlicht waren ihnen zu ihrem Wohlsein unentbehrlich, Milch und Brot zu einem festlichen Mahle hinreichend. So entstanden jene Lieder an die süße heilige Natur, deren einfältige Wahrheit zum Herzen drang. In diesem Kreise mußte sich die echte Idylle erneuern und Homer seinen Uebersetzer finden. Die Begeisterung für Homer führte die jungen Dichter immer tiefer in das classische Alterthum. Das Organ des Bundes war der göttinger Musenalmanach, der auch von Bürger, Klopstock und Goethe Beiträge enthielt.

Eine große Liebe des deutschen Volkes erwarb sich durch seine Lieder und Elegieen Hölty, der früh verstorbene Dichter zarter Gefühle, süßer Träume und wehmüthiger Ahnungen. Miller machte sich besonders durch seinen sentimentalen Roman Siegwart bekannt. Bei den Stolbergen und Johann Heinrich Voß tritt am meisten der Einfluß Klopstocks und der griechischen Dichter hervor. Bei Voß sind die dichterischen Verdienste geringer, als die des Alterthumsforschers und Uebersetzers. Er hat zuerst die Kunst aus Poesie in Poesie zu übersetzen gelehrt und der deutschen Poesie die strengeren Maße gegeben. Von seinen eigenen Gedichten fanden seine Idyllen den meisten Beifall; seine Luise und sein siebzigster Geburtstag waren lange Jahre hindurch das Entzücken der Lesewelt. Ein Nachfolger von Voß als Idyllendichter ist Hebel, der sich noch größeren Beifall durch seine allemannischen Gedichte und als Volksschriftsteller erwarb.

Nur äußerlich, gleichsam als Verwandter, schloß sich an den Hainbund Gottfried August Bürger an. Seine Gedichte zeichnen sich durch Leichtigkeit der Darstellung, Geschmeidigkeit der Erzählung und Wohllaut der Sprache aus. Bürger wußte den echten Volkston zu treffen, und einzelne seiner Balladen, wie seine Lenore, waren rasch durch ganz Deutschland verbreitet. Viele Gedichte von Bürger zeigen aber auch, daß er seine Sinnlichkeit in der Poesie ebenso wenig zu zähmen verstand wie im Leben. Beiträge in den Musenalmanach lieferte auch Matthias Claudius, von welchem viele Lieder allgemein verbreitet waren.

Johann Gottfried von Herder wurde 1744 zu Morungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Kantor und Glöckner war. Den Schulunterricht erhielt er in der Stadtschule in Morungen. Im Jahre 1760 nahm der morunger Diakonus Trescho Herdern ins Haus, behandelte ihn jedoch nicht freundlich, daher dieser sehr verschlossen war. Der Regimentschirurg eines russischen Regiments lernte Herdern kennen und nahm ihn mit nach Königsberg, damit er dort Chirurgie studire. Aber bei der ersten Section fiel er in Ohnmacht. Dies bestimmte ihn die Chirurgie aufzugeben und sich als Theolog immatriculiren zu lassen. Seine drückende Lage verbesserte sich, als er 1763 am Collegium Fridericianum eine Lehrerstelle erhielt. 1764 wurde Herder Kollaborator an der Domschule in Riga, und drei Jahre später erhielt er neben dem Schulamte eine Predigerstelle. In Riga gab er 1767 die Fragmente zur deutschen Literatur und 1768 die kritischen Wälder heraus. Er legte 1769 seine Stelle nieder und reiste zur See nach Frankreich. Paris wurde ihm eine neue Bildungsschule. Das Anerbieten, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin als Herder.

Reiseprediger zu begleiten, rief ihn nach Deutschland. Er trat 1770 die Reise mit dem Prinzen durch die Rheingegenden nach Frankreich an, aber die Verbindung löste sich schon in Straßburg, wo Herder wegen eines Augenübels den Winter hindurch verweilen mußte. Hier schloß sich der junge Goethe an ihn an, für dessen Bildungsgang Herders Lehren ungemein anregend wurden. 1771 wurde Herder als Consistorialrath nach Bückeburg berufen; 1776 wurde er Generalsuperintendent zu Weimar, 1801 Präsident des Oberconsistoriums und starb in Weimar 1803

Herders erste literarische Thätigkeit war eine kritische, indem er, angeregt durch die Literaturbriefe, theils das Wesen der Poesie, was wahrhafte Poesie und poetisches Verdienst sei, theils das Wesen Homers klar zu machen und das Verständniß Homers den Deutschen zu eröffnen suchte. Dann wendete er seine Thätigkeit dem alten Testamente zu und zeigte in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts und in der Schrift vom Geiste der ebräischen Poesie, daß das alte Testament eins der vornehmsten Dokumente einer Urpoesie, einer erhabenen, unnachahmlichen Dichtung sei. Er schloß die poetische Welt des Orients auf und stellte sich den poesielosen Exegeten der alttestamentlichen Dichtung entgegen. In den Buche von deutscher Art und Kunst entwickelte er den Begriff der Volkspoesie, zunächst der Volkslyrik, gegenüber der Kunstpoesie und zeigte den Werth der Volkslieder, der ältesten und ursprünglichsten Volksgesänge. Das hatte einen großen Einfluß auf das Verständniß aller Poesie und der Geschichte der Poesie. Dadurch, daß man den poetischen Werth des Volksgesanges erkannte, wurde Achtung vor dem geistigen Leben des Volkes angebahnt. Es wurde unmöglich gemacht, das Volk als eine rohe, dumme Masse zu verachten. Herders Stimmen der Völker in Liedern war die erste Sammlung von Volksliedern vieler Nationen. Auch die Legende führte Herder wieder in die Literatur ein und eröffnete von neuem den lange verschlossenen Sinn für diese Dichtungen frommer Phantasie.

Herder besaß die großartige Fähigkeit, sich an das eigenthümliche, innerste Leben aller Nationen anzuschließen und das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen. Er vermochte es, alle Völker mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und in ihrem Hasse zu verstehen, ihren Geist zu begreifen und in ihrer Seele zu lesen. Homer und Ossian, Pindar und David, Sophokles und Shakespeare stellten sich ihm, jeder in seiner Eigenthümlichkeit dar, aber neben einander weilend in derselben Sphäre einer schönen und großen Menschheit; er umfaßte in seinem Bewußtsein den classischen, den orientalischen, den romantischen, den nordischen Charakter des Seelenlebens, ja in den Ländern der Wilden, an den Grenzen der bewohnten Erde, war es ihm gegeben, noch die Trümmer der Humanität, die letzten blassen Lichter der den Völkern eingebornen Gottheit zu entdecken. Die Deutschen allein besitzen das ganze, tiefe Verständniß fremder Volksgeister, und das haben sie zuerst und allein von Herder gelernt. Durch ihn wurde der deutsche Geist mit dem Geiste der Orientalen, der Griechen und der Romanen genährt. Die Deutschen hatten im 15. und 16. Jahrhundert die Griechen und Römer, in der Folgezeit die Franzosen und Niederländer, die Italiener und Engländer zu fassen und zu ver-

stehen versucht; durch Herder fanden alle diese Versuche ihre Erfüllung und Vollendung. Die von Herder angeregte Forschung hat sich in immer weiteren Kreisen zu allen anderen Völkern der Erde ausgedehnt, zu den Arabern, Persern und Hindus, zu den Malaien und Chinesen wie zu den absterbenden Stämmen der amerikanischen Rothhäute. Erst durch Herder wurde ein allgemeines historisches und vergleichendes Sprachstudium, eine Kultur- und Sittengeschichte und eine wahrhafte Universalgeschichte möglich.

Herders eigene Dichtungen neigen meistens zum Didaktischen hin. Seine große Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Poesie liegt weniger in seinen eigenen Dichtungen, als darin, daß er den Deutschen die Fähigkeit gegeben hat, Gestalten zu bilden aus fremdem Stoffe mit eigener Form und aus eignem Stoffe mit fremder Form. Seine besten poetischen Erzeugnisse sind die Nachdichtungen und Uebersetzungen der Volkslieder; sein Cid wird stets unter den edelsten poetischen Schöpfungen unserer Nation genannt werden. Die Verdienste Herders um die Theologie und die Universalgeschichte sind bereits (S. 466 und 467) erwähnt worden.

Johann Wolfgang von Goethe war den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Privatmann mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes, war ein Mann von Bildung und Kunstsinn, von ernstem, entschiedenem Charakter, die Mutter eine energische, mit einem reichen Gemüthe begabte Frau. Schon als Knabe zeigte Goethe einen nie rastenden Bildungstrieb und ein allgemeines, nach allen Seiten strebendes Interesse; die Lage seiner Eltern gewährte ihm, dem einzigen Sohne, jedes Mittel zu seiner Bildung. Die wissenschaftliche Bildung des Knaben war jedoch wenig geordnet; er lernte alles Mögliche und nichts gründlich. Eine frühzeitig erwachte Neigung zur Poesie trieb ihn auch zu metrischen Versuchen. In seinem sechzehnten Jahre (1765) bezog Goethe die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Da die trockene Schulmethode seinen strebsamen Geist nicht anregte, so geriethen seine wissenschaftlichen Studien bald ins Stocken; auch in der Poesie fühlte er sich rathlos und ohne Führer. Von der deutschen Literatur ward er wechselsweise angezogen und abgestoßen, die französische gewährte ihm noch weniger einen sichern Anhalt. Es blieb nur die antike übrig, deren Bedeutung er ahnte, die er aber noch wenig benutzen konnte. Er erzählt, daß die geliebten Alten noch immer wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont seiner geistigen Wünsche begrenzten. Noch in Straßburg mußte er sich von Herder sagen lassen, daß er die Tröster der Schulen mehr von außen besitze als von innen. Goethe.

Seine Neigung führte ihn auf einen anderen Weg, mit dem Geiste der antiken Dichtung bekannt zu werden. Er lernte bei Oeser zeichnen, der bereits in dem Sinn Winckelmanns die Schönheit des antiken Ideals vornehmlich in die Einfalt und Stille setzte. Er studirte die Schriften Winckelmanns und Lessing's und übte sich in der Auffassung der Kunstwerke. Diese Beschäftigung mit den plastischen Künsten erweckte auch in ihm den Sinn für den plastischen Stil der Dichter.

Nachdem Goethe vom Herbst 1768 an ein Halbjahr zur Stärkung seiner zerrütteten Gesundheit im elterlichen Hause zugebracht hatte, begab er sich auf die Universität Straßburg, um seine juristischen Studien zu vollenden. Hier traf er mit Herder zusammen und erhielt von diesem Aufschluß über das, was die Wiedergeburt der deutschen Poesie herbeiführen konnte. Herder wies ihn auf Shakespeare, Ossian und das Volkslied hin. Die Dramen Shakespeares eröffneten Goethe eine lebensvollere Welt, an der er sich mit gleich strebenden Freunden erfreute. Der erhabene Münster lehrte ihn altdeutsche Baukunst schätzen. Das Liebesverhältniß zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, war die erste Liebe, die sein ganzes Herz erfüllte, und seine Lyrik fand die weichen, seelenvollen Töne, die bis dahin das deutsche Lied noch nicht gekannt hatte. Goethe kehrte 1771 in seine Vaterstadt zurück und arbeitete dann einige Zeit bei dem Reichskammergericht in Wetzlar. Von hier aus kam er durch Gotter mit dem göttinger Dichterbund in Berührung und sandte mehrere Gedichte in den Musenalmanach ein. Die erste Frucht der neuen Ansichten über die Poesie war Goethe's Götz von Berlichingen (1773). Allen Anforderungen der Sturm- und Drangperiode war mit einem glücklichen Wurfe genügt. Der Stoff ist einer drang- und bewegungsvollen Zeit der deutschen Geschichte entnommen, wo der Freiheitsstolz des Reichsritters mit der neuen Ordnung der Dinge einen letzten, ehrenvollen Kampf besteht. Die Behandlung ist in der Form und im Geiste von Shakespeares Dramen. Die Charaktere sind eben so wahr und scharf gezeichnet, wie gehaltvoll und mannigfaltig. Vorzüglich ist, wie in allen Dichtungen Goethe's, die Zeichnung der Frauen. Der Götz ist ein deutsches Nationalgedicht nach dem Stoffe, nach den Interessen, nach der Denkungsart und den Sitten der Personen, nach der Sprache; und dies deutsche Wesen hat das Nationalgefühl mächtig angeregt. Das Stück riß die jungen deutschen Dichter zum höchsten Enthusiasmus hin. Man war überzeugt, daß für die deutsche Poesie eine neue Aera beginne; denn im Vergleich mit dieser frischen Natur, mit diesem Geiste von poetischer Urkraft, der durch das ganze Stück wehte, erschien die bisherige Poesie matt, schwächlich und kraftlos.

Hatte Goethe durch seinen Götz von Berlichingen den Anforderungen der Starkgeister genügt und den Kampf des Naturmenschen gegen ein durch Kultur verderbtes Zeitalter, gleichsam das Ringen und Kämpfen der Sturm- und Drangperiode in einem poetischen Bilde, dargestellt, so schilderte er in den Leiden des jungen Werther (1774) eine andere Richtung, welche die Angriffe auf die Kulturverhältnisse der Gegenwart nahmen. Die Jugend war von dem Gefühle durchdrungen, daß etwas Höheres erstrebt werden müsse; aber die meisten waren nicht fähig, ein bestimmtes Ziel zu fassen. Mit dem Scharfsinne eines Selbstpeinigers zergliederten sie sich die Gebrechen der Zeit; sie hatten Ernst und Tiefe genug, diese Gebrechen zu empfinden, und ihre Schwermuth wuchs über dem dumpfen und unfruchtbaren Grübeln zum Lebensüberdrusse. Ueberspannte Forderungen an den Menschen und an die Welt erfüllte ihr Gemüth mit einem Idealismus, der es ihnen unerträglich machte, ihre Tage in der mechanischen, geistlosen Regelmäßigkeit des bürgerlichen Daseins hinzuschleppen, da sie sich zu ganz anderen Dingen berufen

glaubten. Berufsarbeiten sind diesen Menschen zu kleinlich, die Gesellschaft zu schal; sie fliehen vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen, um sich in der Einsamkeit aufzuzehren, bis endlich ein gesuchter Unfall ihnen die Gelegenheit bietet, eigenmächtig das Leben abzuschütteln. Goethe erzählt, daß er selbst an dieser Krankheit der Empfindsamkeit gelitten habe, an dieser Krankheit, welche in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen bestand, in einer schmerzlichen Passivität, die sich in Gefühlen und Launen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte. Goethe wurde bei seiner kräftigen und gesunden Natur dieser Krankheit bald Herr, und die Frucht dieser Ueberwindung ist Werther. Mit der Vollendung des Buches, erzählt er selbst, war er die empfindsame Stimmung los. Die Erzeugnisse des Goethe'schen Genius erhielten dadurch die unübertreffliche Naturwahrheit, daß der Dichter in der eigenen Brust den Kreis menschlicher Gefühle und Leidenschaften vielfach durchlebt, auf den Höhen und in den Tiefen geweilt, das Leben durch das Leben kennen gelernt hatte. Die künstlerische Darstellung des Durchlebten war für ihn ein Act der Befreiung und Beruhigung des Gemüths, der versöhnende Abschluß kleiner Lebensdramen, so daß er seine Dichtungen als eine Reihe von Selbstbekenntnissen bezeichnen konnte. Derselbe Dichter, dessen Objectivität man vorzugsweise rühmt, ist zugleich der subjectivste.

Goethe's Götz von Berlichingen veranlaßte eine Menge von Ritterstücken, in denen wüstes Treiben roher Ritter, Trinkgelage, Sporen- und Schwertergeklirr, Flüche und Schimpfreden, Entführungen, Burgverließe und Vehmgerichte die stereotypen Bestandtheile waren. Noch größeres Aufsehen erregte Werther; er veranlaßte nicht nur eine Menge Nachahmungen und Gegenschriften, sondern verbreitete auch die Sentimentalität und machte sie zu einer wahrhaft gefährlichen Krankheit; das Wertherfieber ergriff alle Welt; Lotte und Werther wanderten in Schrift und Bild durch ganz Europa, ja bis nach China. Während die Wertherschwärmerei als eine gefährliche Krankheit der Zeit von den orthodoxen Theologen wie von den moralischen Aufklärern und Pädagogen verschrieen wurde, lebte Goethe in der Kraft und Freude des poetischen Schaffens. Von den größeren Entwürfen jener Zeit ist nur Faust noch in späteren Jahren zur Ausführung gekommen. Dagegen benutzte der Dichter in der munteren Laune des Augenblicks manches äußere Ereigniß als einen poetischen Stoff zu kleinen humoristischen Productionen, in welchen er in der Manier von Hans Sachs die Geradheit und Derbheit des altdeutschen Witzes erneuerte.

Mit den beiden Stolbergen bereiste Goethe 1775 die Schweiz. Im Herbst desselben Jahres begab er sich zum Besuch nach Weimar. Er war den weimarischen Prinzen Karl August und Constantin auf ihrer Durchreise durch Frankfurt von dem Herrn von Knebel vorgestellt worden und hatte diese bei der ersten Bekanntschaft so für sich eingenommen, daß Karl August, als er 1775 die Regierung übernommen hatte, ihn zum Besuch nach Weimar einlud. In Weimar fand Goethe eine so freundliche Aufnahme, daß er sich nicht wieder losreißen konnte. **Wieland** empfing ihn mit enthusiastischer Verehrung. Karl August

aber und Goethe schlossen einen heiligen Bund fürs ganze Leben. 1776 erhielt Goethe als herzoglicher Legationsrath Sitz und Stimme im Geheimenrathscollegium. Auch Herder wurde 1776 nach Weimar berufen. Am weimarischen Hofe entwickelte sich ein freies, frisches Geistesleben, das durch steife Etikette nicht beengt wurde. Ein Liebhabertheater wurde errichtet, in dem die meisten von Goethe's kleineren, mitunter satirischen Stücken, theils in Weimar, theils in Ettersburg und Tiefurt aufgeführt wurden. Goethe nahm thätigen Antheil an den Einrichtungen und Reformen, welche der Herzog traf, und verschönerte durch seine Dichtungen die Festlichkeiten des Hofes. Größere poetische Arbeiten wurden von ihm nur vorbereitet, aber nicht zur Ausführung gebracht. Er begleitete 1779 den Herzog auf einer Reise in die Schweiz, wurde wirklicher Geheimerrath, 1782 Kammerpräsident und in den Adelstand erhoben.

Die unwiderstehliche Sehnsucht, die Kunstdenkmäler der alten Welt kennen zu lernen, trieb Goethe nach Italien. Diese italienische Reise (1786—1788) bildet in Goethe's Bildungsgeschichte den bedeutendsten Wendepunkt. Unter dem Himmel Italiens fand er eine zweite Jugend, von deren heiterem Frieden und stiller Glückseligkeit uns seine Briefe und Tagebücher berichten. Er suchte in Italien vornehmlich den künstlerischen Geist der Alten in den Werken der Sculptur und der Baukunst zu erfassen. Sein Gedanke, die Poesie in der plastischen Kunst zu erobern, machte Epoche, denn es wurde damit ausgesprochen, daß der neuere Dichter, welcher sich an den Alten bilden wolle, hauptsächlich auf den Geist des Idealschönen und auf den Stil der Behandlung zu achten habe, und daß allem Technischen in den einzelnen Gattungen der Poesie nur ein untergeordneter Werth beizulegen sei. Die Erkenntniß einer solchen Einheit der Poesie und der bildenden Kunst, der Rückgang auf die gemeinsame höhere Anschauung und Empfindung des Erhabenen und Schönen erhob Goethe über alle zerstreuenden und einseitigen Theorien.

Mit derselben Hingebung überließ sich Goethe den Eindrücken der Natur. Seine Nachforschungen über das Wesen des Lichtes und der Farbe, über den Urtypus der Pflanze, des Thieres entsprangen demselben Bedürfnisse, in der Natur, in dem Vorbilde der Kunst, die Grundgesetze des Werdens und der Harmonie aufzufinden. Doch in Italien beschäftigte ihn weniger der Organismus der Natur als ihre sinnliche Fülle und die Schönheit ihrer Erscheinungen.

Iphigenie, Egmont, Tasso, schon früher entworfen und theilweise ausgeführt, erhielten in Italien ihre Vollendung. In der Iphigenie bildete Goethe das Antike im Geiste der neueren Zeit fort. Die großartige Einfachheit der Handlung und der Sprache, die majestätische Ruhe, welche bei der heftigsten inneren Aufregung die Personen des Dramas bewahren, sind im Sinne des Alterthums; dagegen ist die Innigkeit und der Friede, welcher über das Stück ausgegossen ist, Eigenthum des deutschen Geistes. Im Tasso hat der Dichter eigene Erlebnisse und Zustände in idealen Gestalten der Dichtung dargestellt. Im Egmont gehören die Volksscenen der Götzischen Periode an, die häuslichen Scenen waren in Weimar ausgearbeitet worden; in Rom wurde

die Tragödie vollendet. Faust, mit dessen zweitem Theil Goethe 1831 seine poetische Thätigkeit beschloß, erschien 1790 als Fragment.

In den nächsten Jahren wandte sich Goethe mehr zur Betrachtung der Natur; er schrieb die Metamorphose der Pflanzen und die optischen Beiträge. Dann vollendete er den schon früher angefangenen Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das innige Verhältniß, in welches Goethe und Schiller seit 1794 traten, regte auch Goethe von neuem zu poetischer Thätigkeit an. Neben einer Reihe von Balladen und den trefflichsten lyrischen und didaktischen Gedichten erschien sein unübertreffliches bürgerliches Epos Hermann und Dorothea, in welchem Goethe Begebenheiten der Gegenwart und zwar des häuslichen und bürgerlichen Lebens im reinsten epischen Stile schilderte.

Die Verbindung mit Heinrich Meyer veranlaßte Goethe zu archäologischen Studien und zur Herausgabe der Propyläen, einer archäologischen Zeitschrift. Nach Schillers Tode (1805) wandte sich Goethe immer mehr den schon lange liebevoll gehegten Naturstudien zu, als deren Frucht 1810 die Farbenlehre erschien. Von seinen übrigen Werken nennen wir nur noch den Roman die Wahlverwandtschaften und die herrlichen Schilderungen seines eigenen Lebens in Wahrheit und Dichtung. In der lyrischen Poesie neigte er sich immer mehr zum Didaktischen und Allegorischen hin und versuchte sich auch im westöstlichen Divan in der Form der orientalischen Poesie.

Während eines langen Lebens hat Goethe nach allen Seiten hin in unserer Literatur Licht und Wärme ausgestrahlt, er hat auf den verschiedensten Gebieten neue Bahnen eröffnet und seiner und aller folgenden Zeit in seinen unsterblichen Meisterwerken vollendete Muster des Schönen aufgestellt. Ein sanfter, schmerzloser Tod nahm ihn am 22. März 1832 hinweg. Sein letztes Wort war: Licht, mehr Licht!

Friedrich Schiller wurde am 11. November 1759 in dem würtembergischen Städtchen Marbach geboren, in dessen Nähe sein Vater, damals würtembergischer Lieutenant, in einem Uebungslager stand. Einzelne Züge, deren man sich aus Schillers frühesten Jahren erinnert, sind Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Grenzdorfe, wo Schillers Eltern von 1765 an drei Jahre lang sich aufhielten. Schillers Familie zog 1768 nach Ludwigsburg, und hier sah der neunjährige Schiller zum erstenmale ein Theater. Der Eindruck war tief und bleibend. Schiller lebte wie in einer neuen Welt, alle seine jugendlichen Spiele bezogen sich auf das Theater. Bis zum Jahre 1773 erhielt er Unterricht in einer öffentlichen Schule zu Ludwigsburg, 1773 aber wurde er in die vom Herzog errichtete Karlsschule aufgenommen. Er mußte hier seinem Wunsche Theologie zu studiren entsagen und sich zur Rechtsgelehrsamkeit entschließen. Als die Anstalt eine größere Ausdehnung der Lehrfächer erhielt, vertauschte er die Jurisprudenz mit dem Studium der Medicin. Nach beendigtem Cursus vertheidigte er 1780 eine Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, und erhielt eine Anstellung als Regimentsarzt. Schiller.

Die Einrichtung der Karlsschule war streng militärisch und die Gegenstände der Beschäftigung den Zöglingen genau vorgeschrieben. Die pedantische Strenge konnte aber nicht verhindern, daß die Werke, welche damals die deutsche Jugend begeisterten, auch in die Karlsschule als verbotene Ware eingeschmuggelt wurden, und daß die Oden Klopstock's und Schubart's, die Dramen Shakespeare's, Gerstenberg's, Goethe's in den Herzen einzelner aufstrebender Karlsschüler dichterische Begeisterung weckten. Auch Schiller wurde zu poetischen Versuchen angeregt. Aus dem lange verhaltenen Unmuthe über den Druck seiner Verhältnisse, aus der Sehnsucht nach Freiheit gingen seine Räuber hervor. Sie waren vollendet, als er 1780 die Akademie verließ. Schiller sagt: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, in dem ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war. — — Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nach einer begegnete."

In der ungeheuren Aufregung, welche das Schauspiel in ganz Deutschland hervorrief, lag der Beweis, daß Schiller kein unnatürliches Product geliefert haben konnte, aber vielmehr, daß die Unnatur seines Stückes damals eine furchtbare Wahrheit war. Die Räuber sind treffend als der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit bezeichnet worden. Aber den Druck gleicher Fesseln, in denen Schiller damals schmachtete, glaubte ein großer Theil der Welt zu fühlen. Trotz mancher Mängel beurkundet das Stück doch die entschiedene Anlage des jungen Dichters für das Drama, es zeichnet sich durch lebhafte Handlung und eine Fülle wahrer Empfindung aus. Es zeigt das Stück aber auch die Richtung Schillers auf das Ideale, auf den Kampf gegen das Einengende bürgerlicher Verhältnisse, ja gegen die gegebenen Zustände überhaupt, die Neigung, nicht sowohl die Wirklichkeit poetisch zu erfassen und zu gestalten, als Ideen in die Wirklichkeit hineinzutragen, sich der herrschenden Ideen der Zeit zu bemächtigen und dieselben poetisch zu vertreten und poetisch geltend zu machen, endlich die Neigung zu lebhafter Darstellung und starker oratorischer Färbung.

Auf den Wunsch des Freiherrn von Dalberg, der das mannheimer Theater leitete, arbeitete Schiller das Stück für diese Bühne um. Eine heimliche Reise nach Mannheim verschaffte ihm den Genuß, sein Stück von ausgezeichneten Schauspielern aufgeführt zu sehen. Aber eine zweite heimliche Reise nach Mannheim zog ihm einen vierzehntägigen Arrest zu. In diesem entwarf er Luise Müllerin oder Kabale und Liebe. Während die Räuber auf allen Bühnen mit großem Beifall aufgeführt wurden, hatten sie den Unwillen des Herzogs erregt, und dieser verbat dem Dichter, außer im medicinischen Fache, etwas drucken

zu lassen. Dieses Verbot bewog Schiller zur Flucht aus Stuttgart (1782). Seine Hoffnung, die von ihm gedichtete Verschwörung des Fiesco auf der mannheimer Bühne aufgeführt zu sehen und durch die Aufführung sich die nöthigen Geldmittel zu verschaffen, ging nicht in Erfüllung. Das Stück wurde zurückgewiesen, obgleich sich der Dichter einer Bearbeitung desselben für das Theater unterzog. Fiesco hatte nicht die Wahrheit der Empfindung und die Lebhaftigkeit der Handlung wie die Räuber; auch war der junge Dichter, der die Welt noch nicht kannte, der Aufgabe eines politischen Trauerspieles nicht gewachsen.

Die Freundschaft der Frau von Wolzogen gewährte Schiller eine Zuflucht auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen. Hier vollendete er Kabale und Liebe. Das Stück zeigt, wie man damals den höheren Ständen dem gedrückten und verachteten Bürgerstand gegenüber alle Abscheulichkeiten zuschrieb, und eben weil es der Gesinnung der Zeit entsprach, blieb es lange Jahre ein Lieblingsstück der deutschen Bühne. Im Sommer 1783 begab sich Schiller wieder nach Mannheim und wurde als Theaterdichter angestellt. Hier begann er den Don Carlos. In seiner Stellung und in dem wüsten Schauspielerleben fühlte sich Schiller nicht glücklich, zumal da er häufig am Fieber litt. Er verließ deshalb 1785 Mannheim und begab sich nach Leipzig, aus welcher Stadt er unerwartet Beweise der Liebe und Verehrung erhalten hatte. In Leipzig und Dresden lebte Schiller bis 1787. Hier lebte er im Umgange mit hochgesinnten Freunden, und aus der Periode der überkräftigen und unklaren Jugend hob sich sein Geist auf eine höhere Stufe der Weltanschauung. Hier entstand die Hymne an die Freude und hier vollendete der Dichter den Don Carlos. Das Stück liegt auf der Grenze der trüben und gedrückten ersten Lebensperiode des Dichters und einer zweiten durch das Glück der Freundschaft erheiterten, in welcher der Dichter durch ernstliche Studien eine gediegene Bildung zu erlangen strebte. Anfangs besaß Don Carlos die Gunst des Dichters, während später Marquis Posa dessen Platz einnahm. Ursprünglich sollte das Stück ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause darstellen, während es später die Menschenrechte gegen Despotenwillkür, die weltbürgerliche Begeisterung gegen die Intriguen der Cabinetspolitik vertheidigte. Das Wehen dieses Geistes war der Frühlingshauch, der bald hernach die Herzen von ganz Europa mit freudigen Hoffnungen erfüllte. Deshalb decretirte auch später der französische Convent dem Mr. Gillès die Ehre des französischen Bürgerthums.

Die Vorstudien zu seinen Dramen, besonders zum Don Carlos, hatten Schiller in die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt. Die Frucht dieser Studien war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, ein mit enthusiastischer Wärme ausgeführtes Gemälde des Kampfes der Freiheit gegen Tyrannendruck. Schiller wollte nicht sowohl den strengen Anforderungen der Wissenschaft genügen, als vielmehr ein allgemeineres Interesse für die Geschichte erregen.

Schon 1785 hatte der Herzog Karl August von Weimar Schillern nach Anhörung des ersten Actes des Don Carlos den Titel eines Rathes ertheilt. Dieses und der Ruf, welchen Weimar in der gebildeten

Welt erlangt hatte, bestimmte Schiller seinen Aufenthalt in Weimar zu nehmen (1787). Auf Goethe's Empfehlung wurde Schiller 1789 als Professor der Geschichte nach Jena berufen. Mit welchem großartigen Sinne er seine Aufgabe auffaßte, geht aus seiner Antrittsrede hervor: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte. Mit philosophischem Geiste suchte Schiller in die Entwickelung der Menschheit einzudringen. Er war einer der ersten, die das Mittelalter gerecht zu würdigen verstanden. Er schrieb die Geschichte der französischen Religionskriege und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Dem Geschichtsstudium entzog ihn die Philosophie. Seine ästhetischen Abhandlungen haben das Gebiet der Aesthetik durch eine Menge fruchtbarer Ideen bereichert.

Der Poesie wandte sich Schiller eifriger wieder zu, seit er 1795 die Horen, eine Zeitschrift, herausgab. Zu derselben Zeit entspann sich auch das freundschaftliche Verhältniß zu Goethe und Wilhelm von Humboldt, welche beide auf die Entwickelung von Schiller's Geist einen großen Einfluß gehabt haben. Durch Goethe wurde Schiller aus den Regionen der Abstraction mehr auf das Reale und Individuelle hingewiesen; Humboldt war Schiller durch seine Kenntniß des Alterthums förderlich. Aus der Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe stammen die vortrefflichsten lyrischen Gedichte unseres Sängers. Im edlen Wetteifer dichteten beide Dichter ihre herrlichen Balladen. Die mit giftigem Spott verbundene Opposition, welche die Horen hervorriefen, reizte beide Dichter und trieb sie zu einer Gegenwehr. Sie machten nämlich unter dem Titel Xenien eine Anzahl von satirischen Epigrammen, in welchen sie den herrschenden Geschmack, die schlechten Zeitschriften, die gehaltlosen und schwachen Schriftsteller mit dem bittersten Spotte verhöhnten.

Aus dieser Periode stammen auch Schillers wahrhaft große Tragödien. Mit Wallenstein hatte er sich seit 1790 beschäftigt; mit Wallensteins Lager wurde 1798 das neue Theater zu Weimar eingeweiht; die ganze Trilogie wurde 1799 vollendet. In einer durch Kriege und Staatsumwälzungen hoch aufgeregten Zeit stellte Schiller eine bewegungs- und thatenvolle Periode der vaterländischen Geschichte dar, eine historische und imposante Größe, welche sich in der Zeit der gewaltigsten Gährungen emporgearbeitet hatte und in denselben unterging. Der glücklichen Wahl des Gegenstandes entsprach die lebensvolle, künstlerisch vollendete Ausführung. Wie die Räuber, Fiesco und Don Carlos gleichsam weissagende Bilder der französischen Revolution waren, so war Wallenstein ein divinatorisches Vorbild für Napoleon. Die Wirkung auf die Nation entsprach der Größe der Idee und dem Gehalte des Stückes. In Maria Stuart ließ sich Schiller wieder zu einer sentimentalen Behandlung einer weiblichen Leidensgeschichte herab, während das Historische der behandelten Periode mehr zurücktrat.

Im December 1799 siedelte Schiller nach Weimar über, da er sich jetzt ganz dem Drama widmen wollte und ihm dazu die Nähe einer guten Bühne ein Bedürfniß war. Unter Goethe's Direktion und unter Schiller's Mitwirkung wurde das weimarische Theater eine Musterschule deutscher dramatischer Kunst und naturgemäßer Darstellung. Schiller strebte den Kreis des Dramatischen zu erweitern und versuchte seine Kraft

an verschiedenartigen Aufgaben. Aus den Anregungen der damals neu belebten mittelalterlichen Romantik entstand die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie. In diesem Drama brachte Schiller die phantastischen und mystischen Elemente des Mittelalters zur Darstellung. Die Tragödie enthält ein ebenso vortreffliches und anziehendes Charaktergemälde wie Maria Stuart und gleicht dem Wallenstein darin, daß die Personen sich wieder auf dem Schauplatze großer Weltbegebenheiten bewegen. Die Braut von Messina bezeichnete Schiller selbst als einen Versuch, einen romantischen Stoff antik zu behandeln. Wilhelm Tell endlich wird von vielen Kritikern für das beste Drama Schillers gehalten. An der Vollendung des falschen Demetrius hinderte den Dichter der Tod (9. Mai 1805).

Allgemein und tief war die Trauer des deutschen Volkes um den frühen Hingang seines geliebten Dichters. Die Liebe zu Schiller steigerte sich in der Zeit des Befreiungskampfes und in den Jahren der Hoffnungen, die an seinen Dichtungen sich nährten; die Liebe zu ihm trat mit der Zeit immer verklärter und bewußter hervor. Sie gründet sich ebenso auf seinen sittlichen wie auf seinen künstlerischen Charakter. Seine reine sittliche Gesinnung, die edle Humanität seines Gemüths, die Männlichkeit und Energie seines Willens haben ihm die Herzen seines Volkes gewonnen. Kein Dichter verdient in dem Grade wie Schiller den Namen eines deutschen Homer. Seine Dichtungen sind in allen Kreisen bekannt; man findet sie oft auch da, wo man sonst nur die Bibel und das Gesangbuch hat. Durch die gleiche Richtung des Geistes nach Humanität stehen Schiller und die deutsche Nation in enger Wechselbeziehung. Schiller repräsentirt die sich ihrer Geistesfreiheit und Gemüthstiefe bewußte Humanität. Seine Dichtungen fielen in eine Zeit, welche von der Idee des Weltbürgerthums erfüllt war, und auch er suchte sein Volk immer mehr zu dieser erhabenen Idee zu erheben, obgleich er wußte, daß das Vaterländische die starke Wurzel unserer Kraft sei. Diese Humanität zeigt sich hauptsächlich in der Gewohnheit, alles Erscheinende mit den höchsten Ideen in Verbindung zu setzen und das ganze sittliche Lebensgebiet der Vernunftfreiheit zu unterwerfen. Diese Humanität machte den Dichter zum Vorbilde und zum Führer seines Volkes. Schillers ganzes Dasein war den ewigen und ernsten Dingen geweiht, und indem er seine großen Gedanken zwar für die Vernunft darstellte, sie aber auch mit lyrischer Wärme belebte und in das Herz legte, wurden die Gedanken selbst, fast ohne künstlerische Gestaltung zu bedürfen, zur Poesie. Die Erhabenheit von Schillers Ansichten und Grundsätzen erfüllte und erhob die Herzen seines Volkes. Wie sich an den Namen Homer's eine Literatur von Schriften anschließt und das anscheinend Allbekannte sich noch immer wieder von einer neuen Seite darstellt, so haben auch Goethe und Schiller schon viele Ausleger beschäftigt, und noch immer glaubt man, das Edle, Große und Schöne, was in ihrer Persönlichkeit und in ihren Werken liegt, nicht so gründlich und erschöpfend beleuchtet zu haben, daß sich die deutsche Nation schon völlig darüber klar sein könnte, welche reiche Hinterlassenschaft in ihren Besitz gekommen ist.

Die Baukunst.

Von einer deutschen Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts kann kaum die Rede sein. Die Baukunst hatte in Deutschland aufgehört, ein nationales Gepräge zu haben; man begnügte sich französische und italienische Muster nachzuahmen. Die Baukunst war in der vorigen Periode von der Nachahmung der Antike zu einer willkürlichen Anwendung und Vermischung ihrer Formen fortgegangen, jetzt nahm sie allmälig eine willkürliche Aenderung und Umbildung derselben vor, in der Richtung auf das Effectvolle, Prächtige, Majestätische. Man verlor sich immer tiefer in das Gebiet des Luxus, und Willkür trat an die Stelle organischer Verbindungen. Wie die Mode immer mehr Stoff für die Kleider verbrauchte, die Röcke immer weiter aufbauschte und die Leiber immer enger einschnürte, wie sie an die Stelle der natürlichen Kopfbedeckung hohe Toupés setzte oder Perücken von tausend Locken, so überbot sich die Baukunst in leerem Schmuck und mannigfachen Ausschweifungen. Gleich einem Menschen, der den Mangel an Gedanken durch einen Schwall von Worten zu verdecken sucht, häufte sie Gliederungen und Ornamente ohne Ende, und wie ein schlechter Schauspieler suchte sie in der Menge und Mannigfaltigkeit der Bewegungen den Ausdruck. In Abwechselung von Formen aller Art, von Richtungen, Verschiebungen und Verdrehungen konnte sie sich im Jagen nach Sinnenreiz nicht genug thun und fiel dadurch aus einer Abenteuerlichkeit in die andere. Die gerade Richtung und ebene Fläche waren ihr so zuwider, daß sie keiner Linie einen ruhigen Verlauf gönnte, sie vielmehr mit ihrem Gegensatz verband und sich namentlich, selbst für Wandflächen, in einem Wechselspiel von concaven und convexen Abtheilungen gefiel.

Während so die Baukunst in ihren Formen und Verzierungen einer geschmacklosen Willkür, Ueberladung und Unschönheit verfiel, blieb ihr für die architektonische Anordnung im Allgemeinen, namentlich von Palästen und großen Baugruppen, für die Anlagen von Auffahrten und Freitreppen, von Vorplätzen, Hofräumen und Treppenhäusern, von Zimmern und Sälen, vor allem für Maße und Verhältnisse ein vollkommen gesunder Schönheitssinn und ein Gefühl für Würde. Man hat den architektonischen Geschmack dieser Zeit in ganz richtiger Vergleichung mit der gleichzeitigen Modetracht den **Perücken- und Zopfstil** genannt. Und in der That trägt er die Kennzeichen von Zopf und Perücke nicht nur in seinen Abweichungen von Natur und Schönheit, sondern ebenso in der ihnen anhängenden imponirenden Grandezza, feierlichen Pracht und einnehmenden Eleganz. Wenn diese Eigenschaften ihn zur Ausführung von Palastbauten befähigten, so wurde er durch eben dieselben bei kirchlichen Gebäuden auf ebenso unverkennbare Irrwege geführt; denn nie kann es dem Prunk gelingen, die erhebenden Wirkungen des Erhabenen und Schönen hervorzubringen.

Es wurden noch immer viele Kirchen gebaut, namentlich von dem Jesuiten-Orden; die meisten Neubauten waren aber Paläste, Wohnungen und öffentliche Anstalten. Die umfassendsten Unternehmungen wurden in den großen Residenzen ausgeführt, zu Wien und Prag, zu Berlin und später zu Potsdam. Zur Ausführung dieser Bauten wurden viele italienische und französische Architekten nach Deutschland gezogen, deutsche Künstler bildeten sich bei ihnen oder gingen zu ihrer Ausbildung nach Paris und Rom.

Der bedeutendste Baumeister dieser Zeit war Andreas Schlüter aus Hamburg (1662—1714). Er wurde mit dem Umbau und der Verschönerung des Schlosses in Berlin beauftragt. Von ausgezeichneter Schönheit sind die Portale und Treppen des berliner Schlosses und von mächtiger Wirkung ist die Stirnseite.

Bei dem Bau von Sommer-Residenzen und Lustschlössern wurde es Aufgabe der Architektur, Gartenanlagen zu machen, die mit jenen in genauester Verbindung standen. Dem architektonischen Gefühl genügte der bloße Bau nicht, und der Gedanke bedurfte zu seiner vollen Entwickelung Plätze und Wege, Brunnen und Bassins, Blumen und Bäume, einen möglichst großen umgebenden Raum, in welchem die Kunst, indem sie ihn zum Garten umschuf, die architektonischen Linien und Formen des Gebäudes weiterführte. Eine der schönsten Anlagen dieser Art ist die zu Potsdam. Um ein weites Bassin mit hohem Wasserstrahl stehen weiße Marmorstatuen vor Gebüschen und Bäumen, in deren kühlen Schatten ebene Wege führen. In Terrassen erhebt sich ein breiter offener Hügel, mit einer Orangenpflanzung besetzt; zu beiden Seiten führen mächtige Treppen empor zu dem Schloß auf der Höhe, dem der königliche Bauherr den Namen Sans souci gegeben hat. Die Ausführung des Ganzen ist das Werk des Freiherrn von Knobelsdorf. In barocken Formen und prunkhaften Ausschweifungen überbietet der dresdner Zwinger die Anlagen in Potsdam. Zierlicher sind die fast abenteuerlichen Anlagen zu Baireuth, der Sonnentempel mit den Wasserkünsten. Das Imposanteste aber, was in dieser Richtung hervorgebracht worden ist, ist die Wilhelmshöhe bei Kassel mit ihren Springbrunnen und Wasserfällen, Terrassen, Grotten, Tempeln, dem Riesenschloß mit dem Koloß des Hercules, der Löwenburg, dem chinesischen Dörfchen und den mannigfaltigsten, von einer schönen Natur begünstigten Parkanlagen.

Die Sculptur oder Bildnerei diente im 17. und 18. Jahrhundert hauptsächlich ornamentistischen Zwecken, indem sie an Façaden und auf Attiken, an Giebeln und Portalen von Kirchen, Palästen und andern öffentlichen Gebäuden ihre Figuren, Gruppen, Trophäen und dergleichen anbrachte, Gartenanlagen, Grotten und kunstreiche Wasserwerke mit Meer- und Landgöttern und Ungeheuern ausschmückte und im Innern der Gebäude Wände und Decken mit einer Unmasse von Stuccaturen überkleidete. Dazu kamen die Grabmäler hoher und fürstlicher Personen in Stein und Erz, im Innern der Kirchen, und mit ihnen abwechselnd oder verbunden Altäre einzelner Heiligen, reicher und prächtiger als je zuvor mit bemaltem und vergoldetem Holzschnitzwerk ausgestattet, so daß in größeren Kirchen fast kein Pfeiler frei gelassen wurde. Auch fing man an, Ehrendenkmale ausgezeichneter Personen auf öffentlichen Plätzen zu errichten. Es steigerte sich die Lust an Prachtgeräthen bis ins Ueberschwängliche; Elfenbeinschnitzwerke, Reliefs und Figuren in Silber und Gold, Bernstein, Speckstein und andern Stoffen in Verbindung mit Geräthschaften, oder auch als bloße Schaustücke wurden in Masse gefertigt, und selbst Spielereien und Kunststücke stellten sich neben einer porzellanenen Schäferwelt mit in die Reihe der Die Sculptur.

Kunsterzeugnisse. Gemmen, Cameen und Medaillen wurden in Masse gefertigt.

Für kirchliche Zwecke bot der christliche Ideen- und Personenkreis hinlänglichen Stoff, für weltliche benutzte man die Mythologie der Griechen und Römer und um poetischen Anforderungen zu genügen, bediente man sich der allegorischen Darstellung. In der Auffassung, Darstellung und Formengebung hatte man nach und nach alle Eigenthümlichkeit und Nationalität aufgegeben. Es gab sehr viele deutsche Künstler, aber keine deutsche Kunst. In Rom und Versailles holte man sich Vorbild und Anweisung, und was man in Deutschland machte, unterschied sich von italienischen und französischen Arbeiten nur durch den Grad einer mehr oder minder glücklichen Nachahmung. Da nun dort die Sculptur, einer natürlichen Auffassung und wahrhaften Empfindung ganz entfremdet, sich in übertriebenen Bewegungen und in Verdrehungen der Figuren gefiel, so blieb auch für die lernbegierigen Jünger aus Deutschland nichts übrig, als ihren angestaunten Meistern zu folgen. Nur einzelne Künstler erkannten noch den Werth der antiken Kunst und zeigten in ihren Werken eine richtige Auffassung der Natur. Der ausgezeichnetste unter diesen besseren Künstlern ist der bereits als Baumeister genannte Andreas Schlüter. Ein Werk desselben ist die Statue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin.

Die Malerei. Während die Baukunst und Bildnerei immer mehr an Eigenthümlichkeit verloren und durch Nachahmung fremder Muster zu allgemeiner Charakterlosigkeit herabsanken, erhob sich die **Malerei** mit neu auflebenden eigenthümlichen Kräften zu einer Höhe, auf welcher sie bisher in Deutschland noch nicht gestanden hatte. Die allgemeine Unbefangenheit der religiösen Anschauung hatte aufgehört, selbst im Katholicismus, und an die Stelle der mitelalterlichen Religiosität war ein mehr weltlicher Sinn getreten. Die Schule von van Eik (S. 161) hatte den Blick auf das wirkliche Leben, auf die Natur und die Gegenwart gerichtet, aber nur um eine gedachte und geglaubte Welt wirklich und mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung erscheinen zu lassen. Das 17. Jahrhundert schritt in der naturalistischen Bestrebung zu einer noch größeren Versinnlichung und Verweltlichung des Heiligen fort. Die Malerei begnügte sich nicht damit, Götter und Heilige mit dem Scheine der Wirklichkeit zu umgeben, sie verlangte und gab die Wirklichkeit selbst und unmittelbar.

Das Bildniß, früher vornehmlich als Zeichen der Widmung auf Altargemälden angebracht, führte, von dieser Bestimmung abgelöst, zu einer selbständigen Gattung, der **Bildnißmalerei**. Eine theilnehmende Beobachtung des Lebens und Verkehrs der Menschen hatte die Eiksche Schule dahin geführt, auf Nebenstellen und in Hintergründen ihrer Heiligenbilder, Markt- und Straßenscenen, Bilder der Häuslichkeit und dergleichen episodisch anzubringen. Reizend und fesselnd, wie sie dort sind, konnten sie es auch ohne alle Verbindung mit geschichtlichen Darstellungen sein, und so entstand in den Bildern des allgemeinen Lebens die **Genremalerei**. Ebenso entwickelte sich aus der liebevollen Beachtung der landschaftlichen Natur auf historischen Gemälden die bedeutungsvolle Kunstgattung der **Landschaftsmalerei**, indem

man die Landschaft auch ohne historische Gegenstände der Darstellung werth hielt. Ganz in gleicher Weise bildeten sich die Architektur-malerei, die Thiermalerei und selbst die Kunst der Stillleben. Die Historienmalerei des 17. Jahrhunderts ging mit allen Nebenkunstgattungen aus der alten Schule hervor, sie gewann aber durch ihre naturalistische Richtung einen eigenthümlichen Standpunkt. Durch die Verbreitung classischer Bildung und Gelehrsamkeit wurde der Stoff für historische Gemälde außerordentlich erweitert. Dem poetischen Bedürfniß, dessen die Kunst troß des Naturalismus sich nie ganz entschlagen kann, wurde mit Fabelgestalten und Allegorien Genüge geleistet. Man strebte nach Glanz und Pracht, nach überraschenden, eindringenden Wirkungen, selbst auf Kosten der Schönheit und mit Vernachlässigung reiner Zeichnung. Die Kunst warf sich mit dem glücklichsten Erfolg auf das Studium der Farbe und des Lichts, wobei sie nicht nur höchste Naturwahrheit, sondern auch alle Zauber der Frische, Kraft und Harmonie erreichte. Hatte auch die Malerei noch unverkennbare Mängel auf dem Gebiet historischer Darstellung, so verschwanden diese fast sämmtlich, sobald sie sich der unmittelbaren Darstellung des Lebens widmete. Scheint es doch, als hätte sie die Augen jeßt erst aufgethan für eine richtige Auffassung der verschiedenen Charaktere unter den Menschen und ihrer individuellen Züge, für den Antheil, den Seele, Empfinden, Erlebnisse, Gewohnheiten u. s. w. an der äußeren Erscheinung haben.

Der Hauptschauplaß malerischer Thätigkeit in dieser Periode waren Belgien und Holland; das übrige Deutschland war dagegen arm an Talenten. Es waren überhaupt nur wenige ausgezeichnete Meister und mit diesen erlosch das schöpferische Kunstvermögen wieder. Man legte immer mehr Werth auf die Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Ausführung. An die Stelle wahrer Kunst trat die Kunstfertigkeit.

Peter Paul Rubens (1577—1640) bezeichnet die Richtung und den Höhepunkt dieser Periode. Er war mit allen Gaben des Talentes ausgerüstet, durch und durch eigenthümlich und umfaßte und erweiterte alle Gebiete der Malerei; zur höchsten Vollkommenheit fehlte ihm nur ein geläuterter Geschmack und ein edler Formensinn. Rubens war in allen Fächern seiner Kunst thätig, in der Historienmalerei nach allen Richtungen und Unterabtheilungen, wie als Maler von Bildnissen und Conversationsstücken, in Bildern des Lebens, von spielenden Kindern, liebenden Paaren, zu Trink- und Prügelscenen, wilden Thieren und blutigen Jagden, zu Landschaften und sogar zu Stillleben, so daß die ganze Malerei des 17. Jahrhunderts aus ihm hervorgegangen zu sein scheint. Dazu kömmt, daß er sich auch als Architekt und als Herausgeber eines architektonischen Werkes hervorgethan hat.

Rubens besaß ein großes Maß von Eigenthümlichkeit und sein höchstes Ziel war die Natur. Kein Zauber der Kunst wirkte auf ihn wie der des Lebens; diesen in seine Gewalt zu bekommen, erschien ihm als die höchste Aufgabe des Künstlers, und ein Mangel an Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit schien ihm selbst durch die höchste Schönheit nicht erseßt werden zu können. Das Schöne und Reizende im Leben mußte natürlich durch dieses Bestreben einer vollkommenen Uebereinstimmung mit der Wahrheit im Abbilde der Kunst an Bedeutung unendlich gewinnen, während das nur Poetisch-Schöne oder Geschichtlich-

Bedeutsame durch dieses Streben in eine niedere, oft sehr niedrige Sphäre herabgezogen wurde.

Aus diesem Streben nach Naturwahrheit ging das lebenswahre und lebenswarme Colorit von Rubens hervor, durch welches er seine Zeitgenossen so sehr zur Bewunderung hinriß, daß Guido Reni bei einem Bilde von Rubens ausrief: „Mischt dieser Maler Blut unter seine Farbe?“ Mit diesem überwiegendem Talent für die Farbe in allen ihren Abstufungen steht bei Rubens der Formensinn nicht im Gleichgewicht. Wohl kannte er die Natur auch von dieser Seite vollkommen, Verhältnisse und Gestaltung der Körper und aller Körpertheile; allein er liebte es mehr, sie nur anzudeuten, als sie klar und streng durchzubilden. Seine Formen sind aber nicht nur nicht durchgebildet, im strengen Sinne, sondern es fehlt ihnen auch Adel, Schönheit und Anmuth. Seine energische Hinneigung zur Naturwahrheit fand in den niedern Lebenserscheinungen mehr Befriedigung, als in den höheren. Das Rohe und Derbe mochte ihm natürlicher und darum wahrer erscheinen, als das Hohe und Feine.

Die Bildnisse von Rubens sind unübertroffene Meisterwerke, aus denen uns die einzelnen Personen mit ihren Neigungen und Gewohnheiten, heftigen oder ruhigen Gemüthsverfassungen, heitern oder ernsten Stimmungen, freundlichen oder feindlichen Gesinnungen, kurz mit ihrem ganzen Thun und Lassen leibhaftig entgegentreten. Als Historienmaler hat Rubens eine Menge und Verschiedenartigkeit des Stoffs bewältigt, wie kaum je ein anderer Künstler. Wir finden bei ihm christlich-religiöse, alt- und neutestamentliche Gegenstände, Legenden und Wundergeschichten, Götterfabeln und Allegorien, Erzählungen der alten Dichter, Begebenheiten aus der alten, aus der neueren und der neuesten Geschichte in einzelnen Bildern oder ganzen Reihenfolgen. Ein je offeneres Auge aber Rubens für die sichtbare, wirkliche Welt hatte, desto ferner lag ihm eine Welt der Vergangenheit oder des bloßen Gedankens. Seine Charaktere, die als Bildnisse Lebender sprechende Persönlichkeiten sind, nehmen an Individualität und Bedeutsamkeit der Züge ab, je weiter sie von der Gegenwart und Wirklichkeit abliegen. Bei ihm tritt kein Unterschied hervor zwischen wirklichen und Phantasie-Gestalten, zwischen Göttern und Menschen, zwischen Zeiten und Völkern, und selbst ganz klar umschriebene historische oder poetische Charaktere, wie etwa ein Mars, ein Alexander oder ein romantischer Ritter, sondern sich durch keinen bezeichnenden Zug von einander ab. Rubens verwendete dieselbe Gruppe einer knieenden Mutter mit zwei Kindern einmal als Latona mit Apollo und Diana, welche die das Wasser trübenden Bauern in Frösche verwandelt, und ein anderes Mal als eine Beterin vor dem Throne der Madonna. War ihm somit ein Einblick in die geschichtlichen Charaktere und ihr inneres Leben versagt, so stand die äußere Handlung mit um so größerer Klarheit und Bestimmtheit vor seiner Einbildungskraft. Denn im hohen Grade besaß er das Talent dramatischer Darstellung. Seinem ganzen Naturell nach nahm Rubens eine Begebenheit, gleichviel ob sie von der Religion und Kirche, von der Dichtkunst, der Geschichte oder dem Leben der Gegenwart überliefert worden war, einfach als solche, in ihrer äußeren Erscheinung, als einen wahren Vorgang, realistisch, naturalistisch. Es

liegt aber auf der Hand, daß der Unterschied des Stoffes für die Art der Auffassung von Bedeutung ist, daß der eine Gegenstand sich mehr für eine ideale, der andere mehr für eine natürliche Anschauung eignet und demgemäße Mittel der Darstellung verlangt. Dem wirklichen Leben entnommene Gegenstände, naturgemäße Handlungen und Begebenheiten, gleichviel ob sie die heilige oder die profane Geschichte und Dichtkunst mittheilen, stellte Rubens mit unübertroffener Vollkommenheit dar. Anders zeigt sich der Naturalismus von Rubens Auffassungsweise da, wo es ein Ereigniß gilt, dessen Erscheinung im Widerspruch mit den Gesetzen der Natur stattgefunden hat. Wundergeschichten vertragen keine naturwahre Darstellung, und weit entfernt durch eine solche an Wärme und Glaubwürdigkeit zu gewinnen, werden sie zu einer theatralischen Vorstellung herabgedrückt und lassen den Beschauer kalt und theilnahmlos. Der Tod eines Märtyrers sinkt zur bloßen Henkerscene herab, wenn uns der Künstler vornehmlich die Leiden des dem Tode Geweihten oder die Anstrengungen und die Mordlust der Marterknechte darstellt. Am ungeeignetsten erscheint die naturwahre dramatische Darstellung bei Scenen einer übersinnlichen Welt. Sehen wir, wie die Seligen unter großen Anstrengungen ihrer Schutzengel in den Himmel gehoben werden und sehen wir überdies diese Seligen mit aller Fülle des irdischen Fleisches begabt, so haben wir einen nur sinnlichen Vorgang vor uns, bei welchem der Ausdruck der Seligkeit zur Nebensache geworden, oder gar nicht vorhanden ist.

Der bedeutendste Schüler von Rubens und einer der größten Künstler überhaupt ist Anton van Dyck, geboren zu Antwerpen 1599 und gestorben zu London 1641. Den Gipfel seiner Kunst erreichte er im Bildniß; außerdem malte er besonders kirchliche Historien, beschränkte sich aber auf eine geringe Anzahl von Aufgaben. Statt der dramatischen Darstellung, durch welche Rubens glänzte, war ihm das mehr lyrische Element im Ausdruck der Empfindung eigen: stilles Sinnen und ruhiges Behagen, mehr noch tiefer Schmerz und innige Betrübniß. Voll Kenntniß und Liebe der Natur und fern von allen idealistischen Bestrebungen ließ er sich doch hauptsächlich durch die Schönheit leiten, und Zartgefühl und ein geläuterter Geschmack bewahrten ihn vor den Maßlosigkeiten im Naturalismus seines Meisters, wie vor den Uebertreibungen in der Bezeichnung der Gefühle und Leidenschaften. In der Genauigkeit der Zeichnung übertraf er seinen Meister. In der Farbe dagegen erreichte er nicht die blühende Frische von Rubens, aber eine höhere Wahrheit und einen zarteren Schmelz.

Neben Rubens und van Dyk steht Paul Rembrandt von Rhyn (1606—1665), ein Künstler von scharfausgeprägter Eigenthümlichkeit und unübertroffener Meisterschaft. Rembrandt malte historische Gegenstände des Alten und Neuen Testamentes, auch einige mythologische und profanhistorische Bilder, sehr wenige Allegorien; Bildnisse und große Bildniß-Bilder in ungewöhnlicher Zahl, auch Genrebilder und Landschaften. Er betrachtete das wirkliche Leben mit all seinen Zufälligkeiten als die allein sichere Grundlage einer wahren historischen Darstellungsweise, ohne sich von dem Schönheitssinn weder in der Wahl der Formen, Mienen und Bewegungen noch in der Anordnung im mindesten beirren zu lassen. So fiel bei ihm z. B. bei der heiligen Familie

alles weg, was sie von irgend einer armen Holzhauersfamilie unterschied. Der Weltheiland kann in seinen ersten Lebensstunden so wenig als ein anderes neugebornes Kind, namentlich um Weihnachten, unbekleidet auf Stroh oder auf dem Schooß der Mutter ausdauern, er wird deshalb eingewickelt wie ein anderes Wickelkind. Der Heiland der Blinden und Lahmen erscheint als ein Wunderdoctor, wie er im einsamen Hirtenhaus auf dem Lande gefunden wird. Auf diesem Wege lief die Kunst Gefahr alle Bedeutsamkeit und allen höheren Reiz zu verlieren. Gegen diesen trüben Ausgang war Rembrandt auf eigenthümliche Art behütet. Denn was seine Bilder durch Verschmähung alles Ungewöhnlichen, Wunderbaren und Ueberuatürlichen an poetischem Geiste verloren, das erlangten sie durch die Zauberwirkung des Lichtes wieder, durch welche die wirkliche Welt in eine Wunder- und Mährchen-Welt verwandelt wurde. Die Anordnung seiner historischen Compositionen bezog sich fast einzig auf diese Lichtwirkung und das dadurch bedingte Helldunkel, das er mit der größten Meisterschaft handhabte. Das Costüm holte sich Rembrandt aus der Scheuke und vom Trödelmarkt und verwendete aus Abneigung gegen alles Gesuchte und Ideale auf die Ausbildung des Geschmackes keine Mühe. Das Hauptverdienst von Rembrandt besteht in seinen Bildnissen.

Als Genremaler zeichneten sich aus David Teniers der Aeltere (1582—1649) und besonders David Teniers der Jüngere (1610—1690). Der letztere richtete sein Auge auf Erscheinungen, an denen die Kunst bis dahin vorübergegangen war. Er wählte sich für seine Darstellungen die flämischen Bauern, unbeirrt durch die Plumpheit ihrer Gestalt und Züge, durch das Gewöhnliche ihrer Tracht, durch die Dürftigkeit ihrer Wohnung, ihres Hausrathes, ihrer ganzen Existenz. Er fand bei ihnen, was er suchte, eine Fülle guten Humors und die Fähigkeit, auch unter ärmlichen Umständen sich glücklich zu fühlen. Außer Trinkstuben und Tanzplätzen, Dorf-Kirmsen, Hochzeiten und Jahrmärkten, Bürgerwachen, Soldatenscenen und dergleichen, die den Hauptinhalt seiner Bilder ausmachen, hatte Teniers noch einige Lieblingsgegenstände, die er wiederholt behandelte. Dahin gehört vor allem der Alchymist. Mit wahrer Lust führt er uns in die wirre Wirthschaft dieser wunderlichen Menschen ein, die ihr Glück in Töpfen und Tiegeln, Retorten und Blasen suchen und mit stillem Vergnügen das Feuer des Heerdes anblasen, um Gold zu kochen. Noch weiter von dem fröhlichen Treiben entfernte er sich in Darstellungen von Zauberern und Hexen und ihrem phantastischen Hausrath.

Adrian Brower aus Harlem (1608—1640) war in dem Hütten- und Kneipenleben völlig heimisch. Raufereien und ausgelassene Saufereien, Ungezogenheiten mit Weibern, Marktschreier und Quacksalber, Zahnbrecher und Dorfbarbiere bilden den Hauptinhalt seiner Bilder, die in kecker, breiter Manier gezeichnet, mit großer Leichtigkeit gemalt sind.

Mit Teniers und Brower in der Wahl der Gegenstände verwandt, aber in der Feinheit des Gefühls wie in rein künstlerischer Beziehung ihnen überlegen ist Adrian von Ostade aus Lübeck (1610—1685). Er hatte einen äußerst feinen Sinn für das Komische; ganz unnachahmlich aber sind seine Schilderungen der gemüthlichen Hausfreude am Kamin, wenn beim Klang der Bierfidel einem alten Bauer die Tanzlust

in die Waben fährt, und andere, das Pfeifchen im Mund, den Krug in der Hand, ihm mit wahrer Herzenslust zusehen.

Während die genannten Genremaler ihre Gegenstände sich vornehmlich in den untern Lebenskreisen suchten, gelang es Gerhard Terburg aus Zwoll (1608—1681) auch in den Kreisen, in denen Wohlstand und Bildung herrscht, einen für die Kunst geeigneten Stoff und volle Naivität der Empfindung zu finden.

Philipp Wouvermann aus Harlem (1620—1668) malte Jagden und Jagdzüge, reichgekleidete vornehme Herren und Damen mit ihrem Gefolge zu Pferde, Reitergefechte, Scenen vor dem Wirthshaus oder der Schmiede, auf Pferdemärkten und in Marställen.

Als Landschaftsmaler zeichnete sich Jakob Ruysdael aus Harlem (1635—1681) aus. Er ist der Maler der norddeutschen Landschaft, die uns aus seinen Bildern mit der erquickenden Frische des Lebens entgegentritt. Wilhelm van der Velde der Jüngere aus Amsterdam (1633—1707) malte die Meeresstille, die laut- und regungslose weite Wasserfläche und die feierliche Himmelsruhe darüber. Mit gleich ergreifender Wahrheit malte er auch die bewegte See bis zum verderbenden Sturm. Als der erste aller Marinemaler wird Ludolf Backhuysen aus Emden (1631—1709) geachtet.

4) Geschichte Englands von der Thronbesteigung der Stuart's bis zum Ausbruch der französischen Revolution von 1603 bis 1789.

Jakob I.

Mit Elisabet erlosch das Geschlecht der Tudor und nach dem Erbrecht folgte König Jakob von Schottland aus dem Hause Stuart, der von einer Schwester Heinrichs VIII. abstammte. Die Engländer sahen ihren neuen Herrscher mit Vertrauen und Hoffnung entgegen; aber seine Feigheit, seine Pedanterie, seine unbehülfliche Gestalt, seine linkischen Manieren, sein Accent aus der Provinz machten ihn bald zum Gegenstand des Spottes. Er war gelehrt und selbst Schriftsteller, vornehmlich interessirten ihn theologische Streitfragen, aber seine Kenntnisse bestanden meist in pedantischen Kleinigkeiten, und sein Urtheil zeigte weder Scharfsinn noch Umsicht. Der verdiente Staatssekretär Elisabets Sir Robert Cecil blieb in seinem Amte; aber zugleich überhäufte Jakob I. seine mitgebrachten schottischen Höflinge mit Würden und Ehren und nahm sechs derselben in den Staatsrath auf. Durch die Thronbesteigung von Jakob I. wurde England mit Irland und Schottland zu einem Staate verbunden. Das Territorium, welches der neue König beherrschte, war an Ausdehnung fast doppelt so groß, als dasjenige, welches Elisabet geerbt hatte. Man sollte glauben, daß das Gewicht Englands unter den europäischen Nationen von dieser Zeit an außer-

ordentlich vergrößert worden sei; aber das war nicht der Fall; unter Jakob I. stieg England wieder von der Stufe herunter, auf der es bisher gestanden hatte. Jakob begann seine Regierung mit der Beendigung eines Krieges, welcher viele Jahre hindurch zwischen England und Spanien geführt worden war, und von dieser Zeit an vermied er Feindseligkeiten mit einer Festigkeit, welche selbst Beleidigungen der Nachbarn und der laute Unwille seines Volkes nicht erschüttern konnten. Jakob rühmte sich immer einer besonderen Geschicklichkeit in dem, was er des Königs Metier nannte, und doch ist es kaum möglich, sich von einem Verfahren eine Vorstellung zu machen, welches den Grundsätzen dieses Metiers entschiedener widerspräche, als dasjenige, welches er zur Anwendung brachte. Während sich in dem Parlamente und dem Lande ein republikanischer Geist mit Kraft zu regen begann, erhob der König beständig in der beleidigendsten Form Ansprüche, an die seine Vorgänger nicht gedacht hatten. Er hatte die übertriebensten Vorstellungen von seiner unbeschränkten königlichen Macht und besaß doch keine stehende Armee und machte nicht einmal den Versuch, eine solche zu bilden. Er beunruhigte und erzürnte das Parlament, indem er demselben ohne Aufhören sagte, daß es nur so lange, als es ihm gefiele, seine Privilegien behaupten werde. Dennoch beugte er sich vor dem Parlament, opferte demselben einen Minister nach dem andern und duldete es, daß er zu Schritten gezwungen wurde, die seiner Neigung entschieden widersprachen. Gleichzeitig waren die religiösen Zerwürfnisse furchtbarer als jemals geworden. Früher hatten sich alle protestantischen Parteien gegen die Papisten vereinigt; jetzt, wo die Gefahr vor dem Papstthum nicht mehr vorhanden war, standen sich die Anhänger der anglikanischen Kirche und die Puritaner schroff gegenüber. Die Streitfragen nahmen eine solche Form an, daß alle Hoffnung auf Versöhnung verschwand; neue Controversen von viel größerer Bedeutung wurden den bisherigen Gegenständen des Streites hinzugefügt. Die Katholiken hegten große Erwartungen von einem König, dessen Mutter sie als eine Märtyrerin für ihren Glauben verehrten, und der Papst freute sich über die Thronbesteigung des Hauses Stuart in England.

Auch war Jakob nicht abgeneigt, den Katholiken Einiges zu gewähren, aber aus Furcht, ein Papist gescholten zu werden, entsagte er bald der anfangs bewiesenen Billigkeit gegen die Anhänger der römischen Kirche. In dem ersten Parlamente Jakobs (1604) wurden die strengen Verordnungen Elisabets gegen die Katholiken erneuert. Jakob I., obgleich im Presbyterianismus der Schotten aufgewachsen, war doch der bischöflichen Kirchenverfassung überaus zugethan, da diese den englischen Königen stets die größte Unterwürfigkeit bewies. Die gleichzeitig mit dem Parlamente versammelte Geistlichkeit der Episcopalkirche erließ neue Disciplinarverordnungen, und eine große Zahl puritanischer Geistlichen wurde aus ihren Stellen getrieben. Diese schrieen über Papismus, und der König verhängte, um diesem Vorwurf zu entgehen und zugleich geschreckt durch die Umtriebe der Jesuiten, nun auch Verfolgungen der Katholiken. Er ließ die Gesetze seiner Vorgängerin gegen die Jesuiten sowie gegen jeden Engländer, welcher die Ablegung des Suprematseides verweigerte, erneuern. Dies Fehlschlagen aller Hoffnungen brachte die Anhänger der alten Kirche in die größte Aufregung. Sir Robert

Catesby, ein fanatischer Diener des römischen Stuhles, beschloß mit einem Streiche das Joch, das ihn und seine Glaubensgenossen drückte, zu brechen und den König und das Parlament zu vernichten. Er verband sich mit mehreren anderen Abenteurern, sie schworen auf das Sacrament, welches sie aus den Händen des Jesuitenmissionars Gerard empfingen, die strengste Verschwiegenheit über ihre Absicht und mietheten einen Keller unter dem Parlamentshaus, in welchen sie nach und nach 36 Tonnen Schießpulver brachten. Am Morgen des nämlichen Tages (5. Nov. 1605), an welchem der König mit dem Parlamente unter den Trümmern des Hauses begraben werden sollte, erfolgte die Entdeckung dieser sogenannten Pulververschwörung. Catesby mit seinen Anhängern entfloh, wurde ergriffen und hingerichtet. Seit diesem Ereignisse wurde der auf den Katholiken lastende Druck härter als zuvor.

Im Stillen zeigte sich der König viel gemäßigter gegen die Katholiken und erklärte geheimen Abgeordneten des heiligen Stuhles, daß er eine Aussöhnung befördern wolle. Er bewarb sich für seinen Thronfolger um die Hand einer spanischen Infantin, und als sich die bereits weit gediehenen Unterhandlungen zerschlugen, ließ er eine Kriegserklärung gegen Philipp IV. ergehen (1624). Verschwenderisch, ohne Haltung, stand Jakob I. unter dem Willen seiner Günstlinge; ihnen spendete er seine Schätze, so daß ihm nicht immer die Mittel seiner Hofhaltung verblieben. Jakob I. starb 1625.

Auf Jakob I. folgte dessen Sohn Karl I. (1625—1649). Kurz nach dem Tode seines Vaters vermählte er sich mit Henriette Maria, der Tochter Heinrichs IV. von Frankreich. Karl I. hatte in Madrid und Paris das unumschränkte Königthum kennen gelernt; nur bei einer ähnlichen Unumschränktheit glaubte er ein wahrer König zu sein. Aber wie anders war die Lage der Dinge in England, als in Spanien und Frankreich. Karl I. Die drei ersten Parlamente.

Unter dem Hause Tudor stand auch in England das Königthum über allen Gesetzen. Aber während der hohe Adel Englands den Thron dienend umlagerte, erwuchs der niedere Adel, welcher im Hause der Gemeinen seine Stimme abgab, zu ungewöhnlicher Kraft. Die Bürger hatten sich durch den aufblühenden Handel und das Emporkommen des Gewerbes bereichert, und mit dem Wohlstande mehrte sich ihre Kühnheit. Bereits unter Jakob zeigten sie sich bereit, der Regierung, wo sie sich von dieser beeinträchtigt sahen, mit Nachdruck entgegenzutreten. Die gesetzlichen Mittel zu einem solchen Widerstande wurden ihnen durch die alten Nationalinstitute gesichert. Das Parlament war trotz aller Eingriffe der Krone im Besitze des Rechtes geblieben, die Steuern zu bewilligen. Schon unter Jakob entstanden Streitigkeiten über die Geldbewilligungen. Weit gefährlicher wurde diese Opposition unter Karl I., da zu derselben die religiöse Entzweiung hinzukam. Jakob I. hatte die Puritaner, deren republikanische Kirchenverfassung ihm verhaßt war, verfolgt, Karl I. machte sich Puritaner und Episcopale gleich beim Antritt seiner Regierung zu Feinden, indem er eine katholische Gemahlin heimführte.

Wie stark die gegen ihn erweckten Gesinnungen seien, erfuhr Karl schon in dem Parlamente, welches er gleich nach seiner Thronbesteigung versammelte, um Geld zur Deckung der Schulden seines Vaters, so wie für die Ausgaben seiner Vermählung und zur Führung des spanischen Krieges zu erhalten. Die entschlossensten Mitglieder des Unterhauses wollten die Verlegenheit der Krone benutzen, um durch die ihnen verfassungsmäßig zustehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunsten der Religion und der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Deshalb bewilligte das Haus nur eine geringe Summe, und Karl löste unwillig das Parlament auf.

In einem 1626 zusammenberufenen Parlament richtete sich die Opposition besonders gegen den übermächtigen Günstling des Königs, den Herzog von Buckingham. Durch sieben Abgeordnete erhob das Unterhaus vor dem Oberhaus die Klage gegen Buckingham, daß er die Staatsämter für Geld verkaufe, die Einkünfte der Krone zu seinem Nutzen verwende und dem Kardinal Richelieu ein Geschwader gegen die Reformirten geliehen habe. Um allen weiteren Schritten gegen den Günstling ein Ende zu machen, löste der König auch dieses Parlament auf, ohne die gewünschten Geldbewilligungen erreicht zu haben. Ohne durch eine Bill des Parlaments dazu bevollmächtigt zu sein, gebot der König das Tonnen- und Gewichtgeld zu erheben, welches den Haupttheil des jährlichen Einkommens ausmachte. Und als dieses für die Bedürfnisse nicht ausreichte, schrieb Karl ein zwangweises Anlehen aus, welches allen Unterthanen einen Vorschuß nach dem Verhältniß ihres Vermögens abforderte. Denjenigen, welche ihren Beitrag verweigerten, wurden Soldaten ins Haus gelegt.

Im März 1628 wurde ein drittes Parlament berufen. Die Gesinnung des Volkes hatte sich in der Zwischenzeit noch entschiedener vom König abgewandt. Die Abgeordneten verfuhren mit Mäßigung und Besonnenheit; sie bewilligten zwar eine ansehnliche Summe, aber sie bestimmten nicht die Zeit der Hebung, um vorher die Abstellung mehrerer Beschwerden durchsetzen zu können. Die Wünsche des Hauses wurden in eine Bitte um Recht (petition of right) zusammengefaßt. Auch die Lords traten der Petition der Gemeinen bei und Karl mußte sich zur Nachgiebigkeit entschließen und erkannte die Bittschrift für ein Reichsgesetz. Das Unterhaus schritt aber dann zur Untersuchung anderer Beschwerden fort. Es erklärte die eigenmächtige Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes für eine Verletzung seiner Rechte. Um dem ferneren Widerspruch ein Ende zu machen, vertagte der König das Parlament am 26. Juni 1628. Bald nachher wurde Buckingham von einem schwärmerischen Menschen, Namens Felton, ermordet. Der Tod seines Günstlings eröffnete dem König die Aussicht auf eine bessere Stellung zum Parlament, dessen Sitzungen am 20. Januar 1629 wieder begannen. Aber diese Hoffnungen trübten sich, als sich das Augenmerk der Versammlung auf die Angelegenheiten der Religion und des protestantischen Glaubens richtete. Vergebens ersuchte sie Karl, zuerst über das Tonnen- und Gewichtgeld zu verhandeln. Endlich ließ er den Sprecher anweisen, die Sitzungen von neuem zu vertagen, aber mehrere Mitglieder hielten den Sprecher auf seinem Sitze fest, bis die Versammlung eine Protestation abgefaßt hatte. Diese Acte erklärte alle, die den

Papismus oder Arminianismus begünstigten, so wie jeden, der zur Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes ohne Bewilligung des Parlaments riethe oder dasselbe erhebe oder bezahle, für einen Todfeind des Königreichs und einen Verräther der englischen Freiheit. Nun löste der König das Parlament auf. Um den Geist der Widersetzlichkeit durch strengere Maßregeln einzuschüchtern, wurden neun der heftigsten Oppositionsmänner eingezogen und von dem geheimen Rath troß der parlamentarischen Freiheit zu hoher Geldbuße und zur Einsperrung verurtheilt.

Eingriffe in die Verfassung des Staates und d. Kirche.

Der König war nun entschlossen, ohne Mitwirkung des Parlaments zu regieren. Ihm zur Seite stand Sir Thomas Wentworth, der früher ein Vorkämpfer der Opposition gewesen war. Mit dem Plaze hatte er seine Gesinnung gewechselt. Sein jeziger Plan war, die Unumschränktheit des Königs herzustellen und eine starke Verwaltung zum Besten des Landes unbekümmert um die Rechte des Volkes zu begründen. Die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten war in der Hand von William Laud, Erzbischof von Canterbury. Von allen Prälaten der anglikanischen Kirche ist Laud am meisten von den Grundsäzen der Reformation abgewichen und hat sich Rom am mehrsten genähert. Seine Leidenschaft für Ceremonien, seine Verehrung der Feiertage, Fasten und heiligen Orte, seine Abneigung gegen die Ehe der Geistlichen, der glühende und nicht ganz uneigennüzige Eifer, mit welchem er den Anspruch des Klerus auf Ehrerbietung von Seiten der Laien behauptete, würden ihn zum Gegenstand der Abneigung der Puritaner gemacht haben, wenn er auch nur gesezmäßige Mittel zur Erreichung seiner Zwecke angewandt hätte. Aber sein Verstand war beschränkt, er war heftig, reizbar, von lebhaftem Gefühle für seine Würde, von geringem Mitgefühl für die Leiden Anderer. Unter seiner Leitung wurde jede kleine Gemeinde von Separatisten aufgespürt und mit Gewalt aus einander getrieben; sogar die Privatandacht in Familien entging der Wachsamkeit seiner Späher nicht.

Um die Geldbewilligungen des Parlaments für den Augenblick nicht nöthig zu haben, schloß Karl I. Friede mit Frankreich und Spanien (1629 und 1630). Das Tonnen- und Gewichtgeld wurde weiter erhoben, gegen starke Zahlungen oder jährliche Abgaben die ausgedehntesten Monopole ertheilt und zum Bau einer Flotte ein bedeutendes Schiffsgeld eingefordert. Noch mehr wurde das Gefühl des Volkes dadurch verlezt, daß auf Lauds Betreiben die Puritaner heftig verfolgt wurden. Aus ihren Pfarren vertrieben, zogen ihre Geistlichen von Ort zu Ort und predigten auf freiem Felde gegen den Papismus, welchen, wie sie glaubten, der König und Laud einzuführen beabsichtigten. Auch von den Staatsämtern wurden die Dissenters ausgeschlossen, auf alle Weise bedrückt und ihnen sogar die Auswanderung verboten. Noch größer wurden die Besorgnisse der Puritaner, als Laud eine Liturgie entwarf, durch welche eine Menge Ceremonien eingeführt wurden. Die Gährung des Volkes zeigte sich in einer Menge von Schriften, welche gegen die Begünstigung des Papismus, gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Tyrannei in der Kirche und im Staate gerichtet waren.

Die Gerichtshöfe gewährten den Unterthanen gegen die bürgerliche und kirchliche Tyrannei keinen Schuz. Besonders zwei Gerichts-

höfe, die Stern-Kammer und die hohe Commission, waren bereitwillige Werkzeuge willkürlicher Gewalt, die erstere ein politischer, die zweite ein religiöser Inquisitionshof. Die Gewalt, welche diese Gerichtshöfe vor der Thronbesteigung Karl's besessen hatten, war ausgedehnt und furchtbar, aber unbedeutend im Vergleich mit derjenigen, welche sie jetzt an sich rissen. Sie entwickelten eine Raubgier, eine Gewaltthätigkeit und eine böswillige Energie, von denen kein früheres Zeitalter sich eine Vorstellung gemacht hatte. Die Regierung konnte durch ihren blinden Gehorsam ohne Beschränkung auf hohe Geldstrafen erkennen, an den Pranger stellen und verstümmeln. Ein besonderer Rath, welcher zu York unter dem Vorsitze von Wentworth residirte, war im Widerspruch mit dem Gesetz mit fast unumschränkter Gewalt über die Grafschaften des Nordens ausgestattet. Das Volk verbarg seinen Unwillen nicht, wenn achtbare Männer verurtheilt wurden, am Schandpfahle zu stehen, beide Ohren zu verlieren, Zeitlebens im Gefängniß zu schmachten und unerschwingliche Geldstrafen zu zahlen. Das Volk betrachtete die Verurtheilten als Märtyrer des Glaubens und der nationalen Freiheit und fühlte sich durch ihr Beispiel zum Widerstand gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt ermuthigt.

Karl beachtete diese sich immer mehr entwickelnde Volksstimmung nicht, er ging immer weiter und wollte nun Lauds neue Liturgie, die in England bereits bestand, auch in Schottland einführen. Schon Jakob I. hatte versucht, in Schottland an die Stelle der presbyterianischen Kirchenverfassung die Episcopalkirche zu setzen; allein die Hartnäckigkeit der Prediger, ihr strenger und düsterer Sinn hatte ihm große Hindernisse in den Weg gelegt. Karl wollte das Werk seines Vaters vollenden. Allein der König war in Schottland nicht, wie in England, das gesetzliche Haupt der Kirche; die Schotten erklärten laut, daß der König kein Kirchengesetz erlassen könne, und bereiteten sich zum Widerstande. Als in der Kathedrale von Edinburg die Liturgie eingeführt werden sollte (Juli 1637), kam es zu tumultuarischen Auftritten. Aus dem ganzen Lande strömte das Volk in Edinburg zusammen, und Bittschriften über Bittschriften gegen die neue Liturgie wurden nach London gesandt. Es traten in Edinburg vier Ausschüsse oder Tafeln, wie man sie nannte, zusammen, aus dem höchsten Adel, aus den geringeren Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Mit diesen standen andere in den Provinzen in Verbindung, und die Befehle dieser neu errichteten Behörde wurden überall beachtet und befolgt. Der König ertheilte hingegen auf die Bittschriften eine abschlägige Antwort und erklärte die Tafeln für ungesetzlich. Nun beschlossen die Schotten zum Schutze der Rechte und Freiheiten ihres Landes in einen engeren Bund (Convenant) zusammenzutreten. In Edinburg ward ein feierliches Fasten ausgeschrieben „Als Vorbereitung der Erneuerung des Bündnisses Gottes mit Israel," und hierauf der Convenant nach langen Ermahnungen und inbrünstigen Gebeten am 1. Mai 1638 von einer unzähligen Volksmasse mit aufgehobenen Händen beschworen.

Der König sandte den Grafen Hamilton als Statthalter nach Edinburg und bewilligte auf dessen dringende Vorstellungen gegen Zurücknahme des Convenants die Aufhebung der neuen Liturgie, so wie die Abhaltung einer Kirchenversammlung und eines Parlaments. Die Schotten

erließen aber eine Protestation gegen die Auflösung des Convenants und sandten außer den Geistlichen aus jedem Presbyterium, wie die Unterabtheilungen der kirchlichen Provinzialverbindungen genannt wurden, einen Kirchenvorsteher und vier Beisitzer nach Glasgow zur Versammlung. Diese Synode hob alle von Jakob I. und Karl I. in der schottischen Kirche getroffenen Einrichtungen wieder auf. Als die Schotten dem Könige diese Maßregel anzeigten, erklärten sie, daß sie alles mit der demüthigsten und loyalsten Rücksicht auf Seine Majestät eingerichtet hätten, dessen Ehre ihnen nächst Gott am theuersten sei. Doch fehlte es den Schotten auch nicht an Muth und Entschlossenheit zu gewaltsamen Widerstande. Es wurde ein Heer aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt. Volksbeliebtheit, Einsicht und Kraft machten den Grafen von Argyle zu einem trefflichen Führer der Bewegung. Auch der König rüstete ein Heer, und bald standen sich das königliche und das schottische Heer gegenüber, aber es kam zu einem Vertrag, daß beide Theile ihre Truppen entlassen, und daß eine neue Kirchenversammlung und ein nächstens zusammentretendes Parlament die obwaltenden Streitigkeiten entscheiden sollten. Die Schotten blieben aber im Stillen gerüstet, die neue Kirchenversammlung zeigte sich nicht viel geschmeidiger als die frühere, und stellte mit Beharrlichkeit Forderungen, die der König nicht bewilligen wollte. Da ließ Karl das Parlament vertagen, und die Schotten beschlossen den Krieg zu erneuern. Dem König blieb, um Geld zum Krieg zu erhalten, nichts übrig, als die Berufung eines englischen Parlaments.

Das Parlament trat am 13. April 1640 zusammen und nahm zunächst die alten Beschwerden wieder vor. Der König hingegen verlangte die Bewilligung der zum Kriege nöthigen Geldsummen. Als die Debatten immer heftiger wurden, löste der König schon am 3. Mai das Parlament wieder auf. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung. Die Schotten rückten gegen die Grenze vor und schlugen einen königlichen Heerhaufen in die Flucht. In diesem Drange versammelte Karl das Oberhaus, aber dieses wollte die Verantwortlichkeit allein nicht übernehmen.

Das lange Parlament.

Zwölf Peers vereinigten sich zu einer Bittschrift um ein Parlament beider Häuser; 10,000 Einwohner von London thaten ein Gleiches. Selbst Wentworth, den Karl zum Grafen von Strafford ernannt hatte, und der Erzbischof Laud wollten nicht länger gegen den nachdrücklich ausgesprochenen Willen des Volkes streiten. Da gab der König nach, und am 3. November 1640 wurde das Parlament eröffnet. Die Führer der Opposition waren entschlossen, dieses Mal nur nach großen Zugeständnissen und Gewährleistungen für ihre Rechte auseinanderzugehen. Der Graf Strafford wurde als Feind des Vaterlandes und Hochverräther vom Unterhause angeklagt und verhaftet. Dasselbe Schicksal traf kurz darauf den zweiten Rathgeber des Königs, den Erzbischof Laud. Der Siegelbewahrer und der Staatssekretär entflohen nach Frankreich, und so war in wenigen Tagen der Staatsrath des Königs aufgelöst. Das Unterhaus erklärte alle Mitglieder, welche Monopole vom Könige erkauft hatten, für unfähig, ihre Stimmen abzugeben, und

beraubte sie ihres Sitzes im Parlamente. Alle in den letzten Jahren erlassenen Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden vernichtet. Die Erhebung des Schiffsgeldes wurde von beiden Häusern für ungesetzlich erklärt; alle Beamten, die an der Ausführung der von den Kammern verworfenen Maßregeln Theil genommen hatten, sollten zur Rechenschaft gezogen werden. Das Parlament schloß einen Vertrag mit den Schotten, nach welchem das schottische Heer bis zur Vollendung der Reform in Staat und Kirche in den nördlichen Grafschaften bleiben und von englischer Seite 125,000 Pfund zum Unterhalt und 300,000 Pfund unter dem Namen einer freundschaftlichen Unterstützung und Entschädigung erhalten sollte. Im Volke wurde das Verlangen nach einer gänzlichen Kirchenverbesserung und der Einführung der Presbyterialverfassung immer lauter.

Der König, von allen Freunden verlassen, sah kein andres Mittel, die Gegenpartei zu gewinnen, als sich mit denen zu vereinigen, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er bildete ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Volkspartei und gab seine Einwilligung zu dem Gesetze, daß künftig das Tonnen- und Gewichtgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben, und zu der Bill, daß wenigstens alle drei Jahre ein Parlament versammelt werden sollte. Der Wunsch, Strafford zu retten und der Kirche das Episcopat zu erhalten, hatte den König zur Nachgiebigkeit bewogen; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Umsonst vertheidigte sich Strafford siebzehn Tage lang edel und gründlich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen. Das Unterhaus erklärte ihn durch eine sogenannte Ueberführungsbill für überführt. Lords und König fühlten sich zu schwach, einer Körperschaft zu widerstehen, für welche das ganze Volk war. Die Bewegung der Hauptstadt wurde mit jedem Tag lauter, drohender. Das Oberhaus nahm die Bill des Unterhauses an, und trotz alles Sträubens gab der König seine Einwilligung zur Hinrichtung. Strafford starb am 11. Mai 1641 auf dem Schaffot.

Durch solche Erfolge kühner gemacht, faßte das Unterhaus den Beschluß, daß das Parlament ohne seine Zustimmung weder vertagt noch aufgelöst werden sollte, dann einen zweiten, daß die verhaßten Gerichtshöfe, die Sternkammer und die hohe Commission, auf ewig abgeschafft sein sollten. Der König bestätigte auch diese Beschlüsse. Auch die Abschaffung des Episcopats ging im Unterhaus durch, wurde aber vom Oberhaus verworfen.

In seiner Rathlosigkeit kam der König auf den Gedanken, nach Schottland zu gehen, um seine schottischen Unterthanen durch Zugeständnisse zu gewinnen und sich ihrer Unterstützung gegen die Widersetzlichen in England zu bedienen. Das Parlament schöpfte Verdacht und suchte die Reise des Königs zu hindern. Als der König auf seinem Vorsatz beharrte, vertagte sich das Parlament, nachdem es zwei Ausschüsse ernannt hatte, von denen der eine in London die Angelegenheiten wahrnehmen, der andere den König begleiten sollte. Am 14. August 1641 kam der König in Edinburg an, und fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Die Puritaner betäubten ihn mit fanatischem Geschrei. Dennoch zeigte er sich freundlich und gütig, und seine Gunstbezeigungen und Bewilligungen blieben nicht ohne Wirkung. Das Parlament erklärte bei seiner Abreise: Der König habe

ihnen hinsichtlich der Religion und Freiheit vollständig Genüge geleistet, und ein zufriedener König verlasse ein zufriedenes Land. Schon schöpfte Karl neue Hoffnungen, als der Aufstand der Irländer alles wieder zum Nachtheile des Königs umwandelte.

Die Irländer hatten, seitdem der Protestantismus in England zur herrschenden Kirche erhoben worden war, nicht mehr bloß, wie früher, über Bedrückung in politischen, sondern auch in religiösen Dingen zu klagen. Man betrachtete Irland als ein erobertes Land und behandelte seine Bewohner wie Wilde mit Härte und Gewalt. Das Beispiel des englischen Unterhauses und des schottischen Convenants machten großen Eindruck in Irland. Die Irländer glaubten noch viel mehr Recht auf Abstellung viel größerer, seit Jahrhunderten drückender Uebel zu haben. Im October 1641 erhoben sich die Bewohner der Grafschaften, in welchen sich englische Ansiedler befanden, und wütheten mit Feuer und Schwert gegen deren Eigenthum. Allmälig traten Männer von größerem Ansehen an die Spitze. Man verlangte, daß alle Strafgesetze gegen die Katholiken für Irland aufgehoben und die Katholiken zu Aemtern zugelassen werden sollten. Das englische Parlament wies diese billigen Forderungen zurück.

Der König wurde bei seiner Rückkunft nach London vom Volke mit Jubel begrüßt (25. Nov. 1641); aber seine Gegner wußten diese Regungen der Ergebenheit bald zu unterdrücken, indem sie dem König den Aufstand der Irländer zur Last legten und ihn des heimlichen Einverständnisses mit den Rebellen beschuldigten. Das Unterhaus hatte seine Sitzungen wenige Tage vor der Ankunft des Königs wieder begonnen und verfaßte eine Beschwerdeschrift an den König, in welcher das Vorhandensein einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge behauptet wurde. Die Schrift wurde gedruckt und war ein Aufruf an das Volk, sich um das Unterhaus zu schaaren; sie versetzte auch das Volk in offene Gährung, und bewaffnete Pöbelhaufen durchzogen London.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König zu einem Schritt hinreißen, der üble Folgen hatte. Am 3. Januar 1642 erschien der Kronanwalt im Oberhause, um im Namen des Königs den Lord Kimbolton und fünf Mitglieder des Unterhauses des Hochverraths anzuklagen. Der königliche Waffenherold trat in das Unterhaus und begehrte im Namen des Königs die Auslieferung dieser Mitglieder. Der Sprecher aber befahl ihm sich zurückzuziehen. Am nächsten Tage kam der König selbst mit einigen hundert Bewaffneten. Doch trat er allein, den Hut in der Hand, nur von seinem Neffen, dem deutschen Pfalzgrafen Ruprecht begleitet, in den Saal und verlangte die Verhaftung der Angeklagten. Diese hatten sich aber bereits auf Befehl des Hauses entfernt. Es ward ein Beschluß gefaßt, welcher das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete. Am Abend waren alle Bürger von London in Waffen, theils um die fünf Parlamentsglieder zu beschützen, theils weil man das Gerücht verbreitet hatte, die Anhänger des Königs wollten in der Nacht die Stadt anzünden und die Bewohner niedermetzeln. Nach einigen Tagen wurden die fünf Angeklagten, von starken Abtheilungen der Stadtmiliz und einer unzähligen Volksmenge umgeben, unter un-

geheurem Jubel und Muthwillen des Volkes, feierlich nach Westminster in die Sitzungen zurückgeführt.

Der König hielt sich in London nicht mehr sicher und verließ sein Schloß Whitehall und begab sich nach York, um in den Provinzen neue Mittel des Widerstandes zu suchen. Ehe er zu weiteren Maßregeln schritt, forderte er das Unterhaus auf, eine vollständige Aufzählung alles dessen zu geben, was es verlangte. Das Unterhaus forderte die Ausschließung der Bischöfe aus dem Parlament, ferner daß die Krone nicht berechtigt sei, einen Engländer zum Dienst im Heere oder auf der Flotte zu zwingen, daß der Befehl über die Land- und Seemacht nur Leuten gegeben werde, welche das Parlament dazu vorschlüge, daß alle übrigen entsetzt und daß die katholischen Lords aus dem Oberhause entfernt würden. Das Parlament war in die Stellung gerathen, daß es alle Regierungsrechte besitzen mußte, um nicht zu unterliegen. Jetzt hatte der König Recht, wenn er klagte, daß das Parlament die Verfassung verletze. Die Umwandlung des Verhältnisses zwischen dem König und dem Parlament blieb den Gemäßigten nicht verborgen. Während früher die Opposition durch Flugschriften mit Erfolg auf das Volk gewirkt hatte, fehlte es jetzt nicht an Blättern royalistischer Tendenz. Die Partei des Königs mehrte sich mit jedem Tage und bestand besonders aus Landedelleuten, die man spöttisch Cavaliere nannte, wie ihre Gegner Rundköpfe, wegen ihres gewöhnlich rund weggeschnittenen Haares.

Der Bürgerkrieg.

Zweiunddreißig Lords und mehr als sechzig Mitglieder der Gemeinen begaben sich zum König nach York. Die Bürger dieser Stadt boten ihm ihre Hülfe an, und die Provinzen in Westen und Norden folgten diesem Beispiel. Dennoch waren die Hülfsmittel des Königs gering. Seine Commissäre reisten von einem Edelhof zum andern, um Geld zu sammeln, und die Königin, die sich ihrer Sicherheit wegen nach Holland begeben hatte, versetzte ihre Juwelen und erhielt für dieselben Geld und Schiffe, die aber zum Theil von englischen Kapern aufgebracht wurden. Dagegen erklärte das Parlament jeden für einen Feind des Vaterlandes, der dem König Beistand leisten würde; es setzte sich in Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte und nahm alle königlichen Einkünfte in Beschlag. Auf die Aufforderung des Parlaments schickten die Londoner ihr Silbergeräth in die Münze, die Frauen gaben willig ihren Schmuck her und die jungen Leute ließen sich zum Dienst im Heere einschreiben.

In neunzehn Artikeln stellte das Parlament seine Forderungen auf. Es verlangte die gänzliche Abschaffung der alten königlichen Prärogative; nicht bloß alle militärischen, bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten sollten von der Zustimmung des Parlaments fortan abhängen, auch die Ernennung neuer Peers, die Einsetzung und Absetzung der höheren Staatsbeamten, die Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder sollten dieser Zustimmung bedürfen. Der König antwortete mit Recht, daß er dann nur der Schatten eines Königs sein würde. Das Parlament wählte einen Sicherheitsausschuß, der aus fünf Lords und zehn Mitgliedern der Gemeinen bestand, zur Leitung der öffentlichen Vertheidigung, befahl die Aufstellung eines Heeres von 20,000 Fußgängern und

4500 Reitern und ernannte den Grafen Essex zum Anführer. Zu Nottingham schaarte sich die Mehrzahl der Edelleute mit ihren Vasallen und Untergebenen um die Fahne des Königs, während Kaufleute, Bürger und freie Bauern zu den Sammelplätzen des Parlaments strömten. Von Nottingham brach Karl mit 6000 Mann auf, und sein Marsch längs den Grenzen von Wales vermehrte diese Zahl um das Dreifache. Beide Armeen bestanden aus Männern, welche niemals ein Schlachtfeld gesehen hatten; dennoch war der Unterschied groß. Die Reihen der Parlamentstruppen waren mit Söldlingen angefüllt, welche Mangel und Müssiggang bewogen hatten, ins Heer zu treten. Die königliche Armee dagegen bestand zum großen Theil aus Edelleuten von hohem Muth, die gewohnt waren, Schande für schrecklicher zu halten, als den Tod, geübt im Hinwegsetzen über Gräben und Zäune, im Gebrauch der Feuerwaffen, im kühnen Reiten. Diese Herren ritten auf ihren Lieblingsrassen, befehligten kleine Abtheilungen, welche aus ihren jüngeren Brüdern, Reitknechten, Wildhütern und Jägern zusammengesetzt waren, und zeigten sich als sehr fähig, mit Ehren ein Gefecht zu bestehen. Deshalb war das königliche Heer im ersten Jahr entschieden im Vortheil, und der König drang bis in die Nähe von London vor. Der Kampf dehnte sich über das ganze Königreich aus; jede Grafschaft, jede Stadt, ja jedes Dorf war in Parteien getheilt, die sich gegenseitig beraubten und ausplünderten.

Der König nahm seine Winterquartiere in der Gegend um Oxford. In den nördlichen Grafschaften schalteten die Royalisten; im Süden und Osten war das Uebergewicht des Parlaments entschieden. Der Kampf im Jahre 1643 führte zu keiner Entscheidung. Karl beschloß, dem aufrührerischen Parlament ein legales entgegenzusetzen. Im Januar 1644 fanden sich gegen siebzig Lords und an hundert und achtzig Mitglieder des Unterhauses, dem Rufe des Königs gehorsam, in Oxford ein, während nur etwa zwanzig Peers und über zweihundert Gemeine in London zurück blieben. Dennoch waren die Aussichten des Königs nicht glänzend; die Geldnoth war groß, die nicht bezahlten Kriegsleute murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, klagten laut. Dagegen half sich das londoner Parlament immer durch neue Auflagen, und diese hatten bereits eine außerordentliche Höhe erreicht, und doch zahlte sie das begeisterte Volk mit Freuden. Es wurden Bevollmächtigte nach Schottland gesendet, wo man die Früchte des früheren Aufstandes zu verlieren fürchtete, wenn in England die Volkspartei unterlag. Es wurde zwischen England und Schottland ein feierliches Bündniß und Convenant abgeschlossen und im Januar 1644 führte Leslie 20,000 Schotten über die Grenze.

Wie das Parlament in Schottland, fand Karl in Irland Unterstützung. Die Befehlshaber des nach Irland geschickten Heeres, welches vom Parlament schlecht unterstützt wurde, neigten sich zum König. Auch die Irländer wandten sich, nachdem sie einen Convenant zur Vertheidigung des katholischen Glaubens und der Rechte des Königs geschlossen hatten, mit einer Petition an Karl und erklärten, daß sie keine Empörung bezweckten, sondern nur durch Bedrückungen ihrer Religion, ihrer Ehre und ihres Eigenthums zur Ergreifung der Waffen genöthigt worden wären. Es kam zunächst ein Waffenstillstand zu

Stande, und der König berief einen Theil des Heeres nach England. Auch versprachen die Irländer dem König monatlich 30,000 Pfund zu zahlen. Aber Sir Thomas Fairfax vernichtete die irischen Regimenter bei Nantwich und besiegte und zersprengte die Truppen des Königs auf dem Marstonmoor (1644). Den Ruhm dieses Tages hatte vor allen der Generallieutenant Cromwell.

Oliver Cromwell war 1599 zu Huntingdon geboren und stammte aus guter Familie. Er war zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet. Nachdem er sein väterliches Erbtheil durchgebracht hatte, ging mit ihm eine seltsame Bekehrung vor. Er mischte sich unter die eifrigsten Puritaner, veranstaltete religiöse Versammlungen, hielt lange Predigten und erbot sich, allen, denen er früher im Spiele Geld abgewonnen hatte, dasselbe wieder herauszugeben. Er wurde 1628 von seiner Vaterstadt in das Parlament erwählt, machte sich aber nicht sehr bemerkbar. Er war häßlich von Person, schmuzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hing schlecht zusammen. Die Tyrannei, welche Laud gegen die Puritaner ausübte, brachte ihn zu dem Entschluß, nach Amerika auszuwandern, da verbot die Regierung die Auswanderung. Durch Ränke erreichte Cromwell die Wahl für Cambridge in das lange Parlament, und hier schloß er sich eng an die Führer der Opposition an. Beim Ausbruch des Krieges erhielt er vom Unterhause ein Hauptmannspatent für die Anwerbung einer Reiterschwadron. Als die ersten Gefechte die Ueberlegenheit der königlichen Truppen gezeigt hatten, erkannte Cromwell, worin die Stärke der Royalisten bestand, und er beschloß dem Parlamente Krieger zu bilden, die durch moralische Stärke dem Muth, dem Ehrgefühl und der Entschlossenheit der Cavaliere gewachsen wären. Er sah sich nach Rekruten um, welche nicht lediglich Söldlinge wären, nach Rekruten von anständiger Lebensstellung und ernstem Charakter, welche Gott fürchteten und die öffentliche Freiheit liebten. Mit solchen Männern füllte er die Reihen seines eigenen Regiments und unterwarf sie der strengsten Disciplin. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge erfüllten die Trägen eben so sehr mit Furcht, als sein belebender Zuspruch den Tapferen schmeichelte. Cromwell bewies die Einsicht eines erprobten Kriegers. Aber ein noch höheres Ansehen im Heere erwarben ihm sein religiöser Eifer, seine Predigten und seine politischen Ansichten.

Der wachsende Fanatismus hatte neben Katholiken, Episcopalen und Presbyterianern eine vierte Partei hervorgerufen, die Independenten, welche auch die Macht der presbyterianischen Geistlichen und deren Synoden nicht anerkannten. Die Religion, erklärten sie, sei ein rein Innerliches, jede christliche Gemeinde, die sich in der Gemeinschaft des Geistes zusammenfinde, stehe unmittelbar und unabhängig (independenter) von allen anderen Kirchen unter Christus, und sei selbst die ganze und vollkommene Kirche. Noch weiter als die Independenten gingen die Levellers, welche für jeden Einzelnen das unbedingte Recht religiöser Selbstbestimmung forderten. Parallel mit der Entwickelung der kirchlichen Parteien und ganz mit derselben verbunden ging die Veränderung der politischen Faktionen. Die Independenten

waren zugleich Republikaner; sie erhielten durch Cromwell einen bedeutenden Vertreter ihrer Meinungen im Parlament und im Heere.

Das Kriegsglück zeigte sich dem Könige wieder günstiger. Essex wurde mit seinem Heere eingeschlossen und capitulirte auf freien Abzug ohne Waffen und Kriegsgeräthe. In Schottland hatte der Marquis von Montrose, der von dem Schlachtfelde von Marstonmoor entkommen war, die Waffen mit Glück für den König erhoben.

Nach beendetem Feldzuge wurden durch die Selbstverleugnungsbill alle Parlamentsglieder vom Heere entfernt, dadurch den Presbyterianern die executive Gewalt aus den Händen genommen und die Armee zu einer selbständigen Macht gebildet. Fairfax, ein tapferer Soldat, aber von geringem Verstande und unentschlossenem Charakter, ward dem Namen nach Lord-General aller Streitkräfte, aber Cromwell war ihr wirkliches Haupt. Denn zu dessen Gunsten wurde das neue Gesetz verletzt. Cromwell beeilte sich, die ganze Armee nach denselben Grundsätzen zu organisiren, welche er bei seinem Regimente angewendet hatte; sobald er damit fertig war, war der Ausgang des Krieges entschieden. Das Heer des Königs wurde 1645 bei Naseby gänzlich geschlagen und mit dieser Schlacht war alles verloren. Auch Montrose wurde in Schottland von Leslie besiegt und sein Heer gänzlich zersprengt.

Auch die Kirchenverfassung ward umgewandelt, die meisten Mitglieder des alten Klerus wurden von ihren Stellen vertrieben und die presbyterianische Kirchenverfassung eingeführt. Der Prozeß des Erzbischofs Laud wurde wieder vorgenommen, und dieser 1645 hingerichtet.

Karls Gefangenschaft und Hinrichtung.

Da alle Unterhandlungen des Königs mit dem Parlament zu keinem Ziele führten, so beschloß Karl, sich den Schotten in die Arme zu werfen. Am 5. Mai 1646 kam er in dem Lager der Schotten an. Der Empfang war ehrfurchtsvoll, aber mit jedem Tage zogen sich die Schranken enger, in welchen sich der königliche Gast bewegen durfte, zumal seitdem er die Bekehrungsversuche der schottischen Geistlichen zurückgewiesen hatte. Das Schicksal des Königs wurde der Gegenstand eifriger Unterhandlungen zwischen dem schottischen und englischen Parlamente. Das letztere wollte Karl ferner als König anerkennen, wenn er einwillige, den Convenant zu unterzeichnen, die bischöfliche Kirche aufzuheben, die Kriegsmacht zwanzig Jahre lang dem Parlamente zu überlassen. Als der König der Erklärung über diese Bedingungen auswich, lieferten ihn die Schotten gegen Empfang von 400,000 Pfund an das englische Parlament aus. Im Anfange des Jahres 1647 holte ihn ein englisches Reiterregiment aus dem schottischen Lager ab und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Nordhampton in engen Gewahrsam.

Der Kampf zwischen dem König und dem Parlament war nach vierjähriger Dauer zu vollkommenem Triumph des letzteren entschieden; aber das Heer bereitete jetzt dem Parlament einen tiefen Sturz und riß alle Gewalt an sich. Die Armee bestand zum Theil aus Personen, welche an gesellschaftlicher Stellung und Erziehung der Menge voraus waren, die nüchtern, sittlich, fleißig und an Nachdenken gewöhnt, nicht durch den Druck der Armuth, nicht aus Hang zum unge-

bundenen Leben, sondern durch religiösen und politischen Eifer, verbunden mit dem Streben nach Auszeichnung, bewogen worden waren, die Waffen zu ergreifen. Die Einsicht, der Ernst und die Selbstbeherrschung der Krieger, welche Cromwell gebildet hatte, waren aber so groß, daß in ihrem Lager eine politische und religiöse Organisation vorhanden sein konnte, ohne die militärische Disciplin zu zerstören. Dieselben Männer, welche außer Dienst als Volksführer und Feldprediger sich einen Namen erwarben, waren auf der Wache und dem Schlachtfelde durch Standhaftigkeit, Ordnungsliebe und Gehorsam ausgezeichnet. Im Kriege war diese merkwürdige Armee unwiderstehlich. Doch was sie am meisten auszeichnete, das waren die strenge Sittlichkeit und Gottesfurcht, welche in ihren Reihen herrschte.

Das Parlament faßte den Beschluß, daß die Armee, bis auf einige nach Irland und zu Garnisonen bestimmte Regimenter, verabschiedet und vorläufig aus der Nähe der Hauptstadt entfernt werden sollte. Alsbald drang das Heer in Bittschriften auf Zahlung der Rückstände und war der Meinung, es dürfe sich nicht nach Irland verschicken und dort zerstreuen lassen. Es bildete sich ein Officiersverein und ein Soldatenverein, und beide handelten wie Ober- und Unterhaus gemeinsam. Eine Reiterabtheilung entführte den König und stellte ihn unter den Schutz des Heeres. Jetzt war die Macht beim Heere und in diesem hatte Cromwell den größten Einfluß. Der König wurde nach Hamptoncourt gebracht.

Die Armee rückte gegen London heran und verlangte, daß ihre Feinde, welche jene schlimmen Maßregeln gegen die Truppen vorgeschlagen hätten, vom Parlament ausgeschlossen würden. Als solche wurden die elf einflußreichsten Häupter der Presbyterianer angegeben. Diesen blieb nichts übrig, als aus dem Parlament auszuscheiden. Neue Forderungen des Heeres veranlaßten in London einen Aufstand der Bürger zu Gunsten des Königs; das Volk verlangte eine Aussöhnung des Parlaments mit dem König, und die Independenten des Parlaments begaben sich zum Heere, um sich der Wuth des Volkes zu entziehen. Da erschien Fairfax mit dem Heere vor London, zog an der Spitze von vier Regimentern in die Stadt und führte die entflohenen Independenten im Triumph ins Unterhaus zurück.

Karl wurde in Hamtoncourt mit Achtung behandelt, und in den Tagen der Spannung zwischen Heer und Parlament suchten die Officiere sowohl als die Presbyterianer den König für sich zu gewinnen. Auch Cromwell überlegte, ob er nicht durch eine Annäherung an den König die vollste Befriedigung seines Ehrgeizes finden könne. Der König bot ihm den Oberbefehl des Heeres und der Garde, die Erhebung zum Grafen von Essex und für seinen Schwiegersohn Ireton die Statthalterschaft von Irland. Aber die Falschheit des Königs, welcher gleichzeitig mit den Schotten und Irländern unterhandelte und bei auswärtigen Mächten Hülfe suchte, vereitelte alle diese Unterhandlungen. Karl war in der Verstellung nicht allein gewissenlos, sondern auch unglücklich; es hat niemals einen Staatsmann gegeben, dem so viele Lügen und Täuschungen nachgewiesen worden sind. Cromwell hatte die Absicht, zwischen dem Könige und dem Parlamente zu vermitteln und den zerrütteten Staat durch die Gewalt des Schwertes,

aber mit Beibehaltung des Königthums neu zu organisiren. Diese Absicht verfolgte er einige Zeit; aber durch den widerspenstigen Geist seiner Soldaten und die unheilbare Falschheit des Königs wurde er gezwungen, dieselbe aufzugeben.

Die Lehren der Levellers hatten sich im Heere verbreitet; die Schwärmerei derselben ging so weit, daß sie nicht bloß in religiösen, sondern auch in politischen Angelegenheiten jeden Zwang und jede Autorität verwarfen; jede Verschiedenheit des Ranges sollte verschwinden und eine allgemeine Gleichheit wie der Stände und Personen, so des Eigenthums und Vermögens eingeführt werden. Die Verfassung sollte auf den gemeinsamen Rechten aller ruhen; der König und die Lords sollten wegfallen, die Souveränetät einzig und allein beim Volke sein, welches dieselbe durch seine Abgeordneten ausübe. Verschwörungen bildeten sich; eine Meuterei der Soldaten brach aus, bei deren Unterdrückung Cromwell alle seine Kraft und Entschlossenheit anwenden mußte. Wenn er aber auch durch eine kluge Mischung von Strenge und Milde die Ordnung wieder herstellte, so sah er doch, daß es im höchsten Grad schwierig und gefährlich sein würde, gegen die Wuth des Kriegsvolkes zu kämpfen, welches den gefallenen König als einen Tyrannen des Volkes, als einen Feind Gottes betrachtete.

Die zunehmende Stärke der Partei der Levellers, sowie die verschärfte Strenge, mit der man ihn bewachte, bewogen den König von Hamptoncourt auf die Insel Wight zu entfliehen. Er hatte aber damit nur den Ort seiner Gefangenschaft vertauscht. Den Freunden des Königs in Schottland, an deren Spitze jetzt der Graf Hamilton stand, gelang es endlich, den König zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrags zu bewegen, durch welchen sie ihre Landsleute für seine Rettung zu bewaffnen gedachten. Karl konnte sich aber nur entschließen, versuchsweise auf drei Jahre den Covenant anzunehmen. Diese Halbheit lähmte die Schritte seiner schottischen Anhänger. Karl aber verwarf in fester Hoffnung auf die zu erwartende Hülfe der Schotten die Bedingungen der Aussöhnung, welche ihm das Parlament im December 1647 vorlegen ließ. Nach dieser Weigerung des Königs wurde im Unterhause verlangt, man solle den König in strenge Haft bringen, ihn anklagen und das Königreich ohne ihn ordnen. Das Parlament faßte den Beschluß, es solle mit dem König nicht weiter verhandelt werden.

Anders aber als im Parlament zeigte sich die Stimmung im Volke. Die Mehrzahl desselben war für den König und der Tyrannei des Heeres überdrüssig. Das schottische Parlament beschloß, eine Armee von 40,000 Mann zum Schutze des Königthums und des Covenants aufzustellen. Auf diese Nachricht erhoben sich die Royalisten von einem Ende Englands bis zum andern; ein neuer Krieg war da, welcher zwischen den Independenten und der Armee einerseits und den mit einem Theil der Presbyterianer verbündeten Royalisten andrerseits entscheiden sollte. Während Fairfax die Aufstände in der Nähe Londons glücklich bekämpfte und unterdrückte, eilte Cromwell nach dem Westen des Reiches. Auf die Nachricht, daß das schottische Heer die Grenze überschritten und sich mit 4000 Cavalieren vereinigt habe, zog Cromwell heran, besiegte die Cavaliere bei Preston und vernichtete

einen schottischen Heerhaufen nach dem andern. Er drang in Schottland ein und schloß nur unter der Bedingung Frieden, daß man den Bund für König Karl aufhob und den heiligen Bund beider Königreiche aufs neue beschwor.

Die Presbyterianer im Parlament erkannten, daß der Sieg der Independenten eine Niederlage für sie im Parlamente herbeiführen müsse. Auf die Nachricht von Cromwells Siege bei Preston entschlossen sich die Presbyterianer, von neuem mit dem König zu unterhandeln. Fünf Lords und zehn Mitglieder der Gemeinen gingen nach der Insel Wight zum König. Aber die Aussöhnung scheiterte wiederum an Karls Hartnäckigkeit in Betreff des Episcopats und weil er auch den englischen Presbyterianern ihre Verfassung nur auf drei Jahre zugestehen wollte.

Das fanatische Heer unter Fairfax näherte sich der Hauptstadt. Täglich wurde den Soldaten gepredigt, daß es gottlos sei, sein Heil noch länger von einem Monarchen zu erwarten, dessen Herz der Herr verhärtet habe. Ein Oberst erklärte, nur Karls Tod könne den Zorn Gottes besänftigen. Ein Regiment verlangte, daß man den König vor Gericht stellen und einen Kriegsrath zur Abstellung der Leiden des Landes einsetzen solle. Eine von Fairfax berufene Versammlung der Officiere verfaßte eine lange und heftige Vorstellung, welche dem Unterhause am 20. November 1648 überreicht wurde. Die repräsentative Versammlung solle fortan die höchste Gewalt besitzen und den König wählen, der König solle aber nicht das Recht erhalten, Beschlüssen des Parlaments seine Genehmigung zu verweigern. Das Oberhaus müsse aufgehoben werden. Als die Presbyterianer hierauf nicht sogleich eingingen, wurde der König durch eine Truppenabtheilung von der Insel Wight nach dem Schlosse Hurst, welches auf einem einsamen Felsen am Meere lag, entführt und wieder in die Gewalt des Heeres gebracht. Zugleich ließ Fairfax mehrere Regimenter in London einrücken. Jetzt aber mitten unter den Waffen und Drohungen der Soldaten zeigten die Presbyterianer Muth und Standhaftigkeit. Sie bewirkten im Parlament die Annahme einer Erklärung, die Armee habe sich des Königs ohne Autorisation bemächtigt. Nach einer Discussion von zwei Tagen und einer Nacht erklärte eine Mehrzahl von 36 Stimmen, daß die Bewilligungen des Königs eine hinreichende Grundlage zur künftigen Anordnung der Verfassung gäben (5. December 1648).

Noch an demselben Tage entwarfen die Häupter der Independenten im Parlamente und eine Anzahl Officiere eine Proscriptionsliste ihrer Gegner. Am folgenden Tage besetzten zwei Regimenter alle Zugänge zur Westminsterhalle und nahmen ein und vierzig Presbyterianer, die sich ins Parlament begeben wollten, gefangen. Später wurden noch 102 Parlamentsglieder vom Parlament ausgeschlossen. Die nun noch übrigen Independenten, etwa 50 oder 60, erklärten alle mit dem König gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Der Rath der Officiere trug beim Unterhause darauf an, den König auf den Tod anzuklagen. Mit 26 Stimmen ging die Petition durch. Nur 40 Abgeordnete waren zugegen. Es wurden 135 Männer ernannt, welche über den König richten sollten. Es waren nicht bloß

Mitglieder des Unterhauses, sondern auch viele Officiere, mehrere Rechtsgelehrte und einige andere Männer, welche kein Staatsamt bekleideten. Viele weigerten sich die Ernennung anzunehmen. Bradshaw, ein Advokat von Ruf, war Präsident des Gerichtshofes, und 69 Mitglieder waren zugegen, als am 20. Januar 1649 der König vor das Gericht gestellt wurde. Der König bestritt die Competenz des Gerichtshofes und zeigte die würdigste Fassung und die edelste Besonnenheit. Die Stimmung des zahlreich anwesenden Volkes wurde für den Angeklagten täglich günstiger und nöthigte die Richter ihr Verfahren zu beschleunigen. Bei verschlossenen Thüren, ohne dem Angeklagten einen Vertheidiger gegeben oder ihm die Vertheidigung gestattet zu haben, sprach der Gerichtshof fast ohne alle Discussion die Verurtheilung aus. Am 27. Januar wurde dem König das Urtheil publicirt: „Nachdem das Gericht in seinem Gewissen überzeugt sei, daß er, Karl Stuart, sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig gemacht habe, verdamme es ihn als Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe." Vier ehemalige königliche Räthe stellten sich persönlich vor Gericht und erklärten, sie allein seien als Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm zum Verbrechen angerechnet habe, und nach dem Gesetze dafür verantwortlich, sie also solle man strafen. Sie wurden aber abgewiesen, da den Machthabern nur an dem Untergange des Königs gelegen war. Dagegen hatten Karls Gegner den Fanatismus der Soldaten so aufgeregt, daß einige derselben dem König ins Gesicht spuckten, als er nach der Verkündigung des Urtheils die Sitzung verließ. Cromwell, der ein Mitglied des Gerichtshofes war, hatte während der Sitzungen gelacht und Possen getrieben. Als er das Todesurtheil unterzeichnet hatte, strich er seinem Nachbar, einem eifrigen Republikaner, die mit Tinte gefüllte Feder ins Gesicht, und dieser zögerte nicht ihm dasselbe zu thun.

Nachdem das Urtheil ausgesprochen war, verstattete man dem König nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung desselben. Karl beschäftigte sich in dieser Zeit nur mit den Tröstungen der Religion. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der sanfteste Schlaf. Karls ältester Sohn sandte aus den Niederlanden, wo er sich aufhielt, einen Abgeordneten mit einem Blanquet, welches die Machthaber nach Belieben ausfüllen sollten. Aber nur einige wollten hierauf eingehen. Von den auswärtigen Mächten machten nur die vereinigten Niederlande Vorstellungen zu Gunsten des unglücklichen Monarchen. Am 30. Januar 1649 wurde Karl vor dem Schlosse Whitehall enthauptet. Als der Scharfrichter den Kopf des Enthaupteten bei den Haaren ergriff und mit den Worten dem Volke zeigte: „das ist der Kopf eines Verräthers!" da machte sich der Unwille und der Abscheu der gepreßten Herzen in einem langen und dumpf tönenden Murren Luft. Zwei starke Reiterabtheilungen zerstreuten aber die Menge. Cromwell, welcher der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Die Republik unter dem langen Parlament.

Das Königthum wurde für abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz aufgehoben. So war nun England eine Republik. Das Unterhaus hatte, als es 1640 zusammentrat, aus mehr als 500 Mitgliedern bestanden; jetzt saßen einige 80 in demselben; gelegentlich ordnete man neue Wahlen an und brachte es auf 150. Die Leitung der ausübenden Gewalt wurde einem Staatsrath von 41 Mitgliedern übergeben, von denen drei Viertheile im Parlamente saßen. Auch Fairfax und Cromwell waren Mitglieder des Staatsrathes. In Schottland und Irland machte die Hinrichtung des Königs einen großen Eindruck und erfüllte die Gemüther der Mehrzahl mit Abscheu gegen die Machthaber in London. Es wurden mit dem ältesten Prinzen des hingerichteten Königs, mit dem nachmaligen König Karl II., Unterhandlungen angeknüpft und von ihm die Anerkennung des Convenants verlangt. Während Karl noch zögerte sich dieser Bedingung zu unterwerfen, erhoben sich bereits für ihn im Norden Schottlands die Royalisten unter Montrose. Sie fanden aber nicht die gehoffte Unterstützung, wurden von den Truppen des Parlaments mit leichter Mühe überwunden und Montrose zu einem schmählichen Tode verurtheilt.

Nach Montrose's Hinrichtung sah der Prätendent wohl ein, daß ihm nichts übrig sei, als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte alles, was sie verlangten, und erschien (im Juni 1650) mit sieben holländischen Fahrzeugen an der schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes mußte er den Convenant unterschreiben und wurde dann mit den größten Ehrenbezeigungen in Edinburg empfangen. Dennoch war Karl in der unbequemsten Lage. Die Geistlichen ermüdeten ihn durch endlose Predigten. Außer fortwährenden Gebeten mußte er zuweilen sechs Predigten an einem Tage anhören, ungescheut wurde die Gottlosigkeit seiner Eltern geschmäht und sein eigener Wandel dem härtesten Tadel unterworfen. Dennoch zeigte sich Karl geduldig, weil er erkannte, daß er nur hierdurch die starren Herzen gewinnen und auf Hülfe gegen England rechnen könne.

In Irland war es zwischen den Katholiken und den Truppen des Parlaments zu neuen Feindseligkeiten gekommen, und die Irländer hatten nach dem Tode Karls I. dessen Sohn zum König ausgerufen. Deshalb ging Cromwell mit 12,000 Mann nach Irland. Durch Ströme Blutes dämpfte er den Aufstand, übergab dann seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohn Ireton den Oberbefehl und kehrte nach England zurück, um die Schotten zu bekämpfen.

In Schottland fand Cromwell den General Leslie an der Spitze von 32,000 Mann in einer so vortheilhaften Stellung verschanzt, daß er nicht wagte, ihn anzugreifen. Schon gerieth Cromwell durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheiten der Soldaten in eine mißliche Lage und wurde auch im Rücken durch einen feindlichen Heerhaufen bedrängt, als die Geistlichen, welche sich bei dem schottischen Heere befanden, den General Leslie zwangen, in die Ebene hinabzusteigen, um den Feind anzugreifen. Nun wurden die Schotten bei Dunbar gänzlich geschlagen (1650). Bald nach diesem Siege rückte Cromwell in Edinburg ein. Nichts desto weniger wurde Karl II. am 1. Januar 1651 in der Kirche zu Scone gekrönt und ihm dabei von dem Prediger nochmals die Haltung des Convenants eingeschärft. Die schottischen

Geistlichen, durch die Unfälle des vorigen Jahres belehrt, waren jetzt weniger anmaßend und überließen dem jungen Fürsten die Führung des neugesammelten Heeres.

Während Cromwell im Frühjahr nach Perth vordrang, unternahm Karl in dessen Rücken einen Einfall in England. Auf die Nachricht hiervon theilte Cromwell sein Heer, ließ einen Theil desselben unter General Monk in Schottland, mit dem anderen folgte er dem König. Nur spärlich fanden sich die englischen Royalisten bei Karl ein, während Cromwell durch zahlreiche Truppen sein Heer verstärkte. In der Schlacht bei Worcester (1651) wurde das königliche Heer gänzlich aufgerieben. Der Verwirrung und dem Gemetzel entfloh der geschlagene König, und das Parlament setzte 1000 Pfund auf seinen Kopf. Aus einer Verwicklung von Gefahren, in denen die aufopfernde Treue der Königlichen sich bewährte, entkam Karl II. zuletzt glücklich in die Normandie.

Monk unterwarf nun Schottland, und 1654 wurde die Union von Schottland und England ausgesprochen. Noch traugiger war das Loos, welches die Irländer traf. Durch Ireton und nach dessen Tode durch Fledwood wurde bis im Sommer 1653 der Aufstand gänzlich unterdrückt. Alle Häuptlinge und ehemalige Krieger erhielten die Erlaubniß zur Auswanderung, und gegen dreißig bis vierzigtausend streitbare Männer gingen nach Spanien, Frankreich und nach anderen Ländern. Alle Gefangenen wurden als Sklaven nach Westindien geschickt und nach und nach noch 20,000 Jünglinge, Weiber und Kinder aufgegriffen und nach Jamaika und anderen Inseln Amerika's hinübergeführt. Allen, welche Führer oder Rathgeber bei den Rebellen gewesen waren, wurde ihr Grundbesitz vollständig entrissen, alle, welche gegen das Parlament gekämpft hatten, verloren zwei Drittel, und diejenigen, welche nicht für dasselbe gestritten, ein Drittel ihrer Ländereien. Die Commissäre, welche das englische Parlament nach Irland hinübergesandt hatte, erklärten, daß die Uebung des katholischen Kultus in Irland verboten sei, daß alle katholischen Priester bei Strafe des Hochverraths Irland innerhalb zwanzig Tagen verlassen müßten.

Die Auflösung des langen Parlaments.

Die junge Republik England dachte an eine Vereinigung mit der Republik der Niederlande. Die Generalstaaten wiesen aber diese Vereinigung zurück. Da nun die englische Königsfamilie manche Unterstützung in Holland gefunden hatte und der erste Gesandte der englischen Republik in Holland ermordet, sein Nachfolger schwer beleidigt worden war, so erließ das englische Parlament am 9. Oktober 1651 die berühmte Schifffahrtsacte. Diese entzog den Holländern, den ersten Frachtfahrern der Welt, ihre besten Geschäfte mit England. Sie bestimmte nämlich, daß keine Waren aus Afrika, Asien und Amerika auf anderen als auf englischen Schiffen nach England gebracht werden sollten, daß die Producte der europäischen Länder nur auf Fahrzeugen der Staaten, in denen sie gewachsen und gearbeitet wären, oder auf englischen Schiffen in englische Häfen geführt werden dürften, und daß endlich auch Heringe, Stockfische und Walfische nur auf englischen Schiffen ein- und ausgeführt werden könnten. Die Holländer verlangten die Zurücknahme dieser Acte, und als die Engländer das verweigerten, so begann einer der

hartnäckigsten Seekriege, der von beiden Seiten mit großer Anstrengung geführt wurde. Im Verlauf von sechzehn Monaten wurden zehn Seeschlachten geliefert. Die Holländer sahen, daß troß aller Anstrengung und troß der ausgezeichneten Tapferkeit, mit welcher sie fochten, die Kräfte ihres kleinen Freistaates der aufblühenden Macht Englands auf die Dauer nicht gewachsen sein würden. Deshalb schlossen sie Frieden und versprachen, daß sie niemals die geflüchtete Königsfamilie von England unterstützen würden, und daß ihre Schiffe in den britischen Gewässern stets vor englischen Kriegsschiffen die Flaggen streichen sollten. Der Nachdruck, mit welchem dieser Krieg geführt worden war, gab ein glänzendes Zeugniß sowohl für die vermehrte Seethätigkeit und Erfahrung der Engländer als für die Einsicht und die Anstrengungen der Staatsverwaltung. Der Krieg endete 1654 zum Ruhme Englands mit der Anerkennung der Ueberlegenheit der englischen Flagge von Seiten der Niederländer, der bis dahin ersten Seemacht Europa's.

Auch im Innern hatte der Staatsrath durch strenge Maßregeln gegen die Royalisten und Presbyterianer, sowie anderer Seits gegen die Kühnheit der Levellers sein Ansehen zu behaupten gewußt. Cromwell wünschte aber nicht, daß die Staatsmänner über die Kriegsmänner siegten, und daß der Ruhm der Seemacht der Landmacht über den Kopf wachse. Er beschloß zu seiner weiteren Erhebung die Unzufriedenheit der Officiere zu benutzen, welche mit Schrecken bemerkten, daß der von ihnen nach der Reinigung des Parlaments behauptete Einfluß auf den Staatsrath und das Parlament übergegangen sei. Zu dieser Zeit führte Cromwell in Gesprächen häufig die Unterhaltung auf die Nothwendigkeit einer monarchischen Gewalt; aber immer mußte er bemerken, daß die meisten Officiere für die Republik waren, oder daß man, wenn einmal vom Königthum die Rede war, auf das alte Königshaus zurückkam. Die Republikaner im Parlament, welches nach seiner Verstümmelung durch das Heer gewöhnlich das Rumpfparlament oder der Rumpf genannt wurde, waren mit Cromwells geheimen Plänen nicht unbekannt und verdoppelten deshalb ihre Thätigkeit. Sie befehligten zwei Regimenter von der Armee zum Dienst auf der Flotte, verfügten die Entlassung des vierten Theils des Landheeres, welches gegen 50,000 Mann betrug, und brachten dann noch eine weitere Verminderung der Truppen in Vorschlag. Hiergegen übergaben die Officiere und Soldaten eine Vorstellung, in welcher auf Auszahlung des rückständigen Soldes gedrungen und den Abgeordneten gerathen wurde, sich mehr der Verbreitung des Evangeliums und der Verbesserung der Gesetzgebung zu widmen. Zuletzt wurden Anordnungen zur Zusammenberufung eines neuen Parlaments gefordert. Darauf beschloß das Parlament, daß künftig alle, welche dergleichen Bittschriften übergeben würden, des Hochverraths schuldig sein sollten. Dieser Beschluß, welcher den Bruch zwischen Parlament und Heer unheilbar machte, war Cromwell erwünscht. Sein Plan war, das ihm hinderliche Parlament zu zersprengen und einen neuen Staatsrath aus seinen Anhängern zu bilden.

Das Parlament beschäftigte sich bereits mit seiner Auflösung, es wollte aber noch Bestimmungen über die Wahlen treffen, um in die künftige Versammlung eine Anzahl Presbyterianer und Gemäßigte zu bringen, gegen den Einfluß von Cromwell und der Armee. Als Cromwell

von diesen Verhandlungen hörte, begab er sich mit einigen seiner vertrauteren Officiere und 300 Musketieren nach Westminsterhall. Nachdem er die Soldaten an den Thüren und in den Vorzimmern vertheilt hatte, trat er ruhig in den Saal, setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hörte eine Zeitlang den Verhandlungen zu. Als der Sprecher die Frage zur Abstimmung brachte, stand Cromwell auf. Er begann mit einer Schilderung des Parlaments und ging allmälig zu immer heftigern Vorwürfen über. „Schämt euch, rief er, und entfernt euch! Macht bessern Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Der Herr hat sich von euch losgesagt; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben." Cromwell stampfte mit dem Fuße, und Musketiere traten in den Saal. Indem Cromwell nun die Parlamentsmitglieder forttrieb, nannte er jeden Einzelnen noch einen Säufer, oder Ehebrecher, oder Wucherer. Als der Saal leer war; ließ Cromwell die Thüren verschließen und ging ruhig nach Whitehall zurück, wo er nach Karls Hinrichtung seine Wohnung genommen hatte. An demselben Tage trat er nach Mittag in die Sitzung des Staatsrathes und erklärte dessen Befugnisse mit der Aufhebung des Parlaments für erloschen.

Cromwell besaß jetzt alle Gewalt, er hatte jetzt zum ersten Male seine Absichten offener gezeigt; die Festigkeit des Parlaments hatte ihn genöthigt, die Maske der Demuth und Heuchelei abzuwerfen. Er bildete einen Staatsrath, der unter seinem Vorsitz aus vier Rechtsgelehrten und acht Officieren bestand. Das neue Parlament sollte aus lauter Begeisterten und Heiligen bestehen. Denn der religiöse Fanatismus zählte die meisten Anhänger, das ganze Heer lebte und webte in solchen Ansichten, und Cromwell selbst hoffte durch die Gluth seiner Begeisterung und die Gewalt seiner Rede auf solche Leute am meisten zu wirken. Man ließ in den Grafschaften und Städten Listen von sogenannten Heiligen aufertigen, Leuten, die gottesfürchtig, gläubig, allen Lüsten feind wären; aus diesen ernannte der Staatsrath 139 für England, 6 für Wales, eben so viele für Irland und 4 für Schottland, also ein Parlament von 155 Mitgliedern. Das Barebone Parlament.

Am 4. Juli 1653 eröffnete Cromwell das neue Parlament mit einer salbungsvollen Rede und ermahnte, das Gericht der Gnade und Wahrheit treu zu üben und mit den Heiligen im Glauben zu verharren. Die Zusammenkünfte dieses Parlaments glichen mehr pietistischen Conventikeln, als Staatsversammlungen. Gleich am folgenden Tag wurde von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends ununterbrochen gebetet und gepredigt. Jede Sitzung eröffneten und endeten lange Anrufungen Jehovahs; man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testament. Da viele Mitglieder als Wiedergeborene in dem Herrn betrachtet sein wollten, so hörte man seltsame Vornamen, wie Machfriede Heaton, Tödtediesünde Pimple, Stehfestinderhöhe Stringer, Weinenicht Billing, Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. s. w. Nach einem der eifrigsten Beter und Sprecher, dem Lederhändler Barebone, wird dieses Parlament das Barebone Parlament genannt.

Mit den wunderlichen Heiligen war nicht so leicht auszukommen, wie Cromwell gedacht hatte. Sie hatten über die politischen Dinge ernsthaft nachgedacht, griffen diese bürgerlich praktisch an und betrieben

die Verbesserungen des Gemeinwesens mit dem Ernst von Gewissenssachen. Als rechtliche Bürger drangen sie auf einen sparsamen Staatshaushalt, wollten das Heer vermindert wissen, verlangten statt der ungeheuren Masse von Statuten und Herkommen ein Gesetzbuch, welches in der Tasche eines ehrlichen Bürgers Raum finde, und schafften das Patronatrecht und die Zehnten ab. Deshalb waren die Gerichtshöfe, die Patrone, die Geistlichen Gegner der Heiligen, und Cromwell wünschte sie wieder los zu sein. Seine Anhänger begaben sich am 12. December 1653 eine Stunde früher als gewöhnlich in die Sitzung und faßten den Beschluß, daß das Parlament sich auflösen müsse. Dann gingen sie, etwa funfzig Personen und der Sprecher an ihrer Spitze, nach Whitehall und überreichten Cromwell eine in Eile aufgesetzte Schrift, welche den Beschluß enthielt. Die übrigen Mitglieder, welche sich später zur Berathung einfanden, wurden durch eine Compagnie Soldaten aus dem Hause getrieben.

Cromwell Protektorat.

Nach gehaltenem Rathe mit seinen Officieren beschloß Cromwell die höchste Gewalt unter dem Titel eines Lord-Protektors zu führen. Am 16. December fuhr er in feierlichem Zuge von Whitehall nach Westminster, und dort bat ihn der General Lambert im Namen der bewaffneten Macht und der drei Nationen die Würde eines Protektors von England, Schottland und Irland anzunehmen. Es wurde eine Verfassungsurkunde verlesen, deren Hauptbestimmungen waren: Die gesetzgebende Gewalt besitzt der Lord-Protektor, zu welcher Cromwell auf Lebenszeit ernannt ist, und das Parlament, welches alle drei Jahre berufen werden muß. Die Zahl der Mitglieder desselben ist vierhundert für England, je dreißig für Irland und Schottland. Die ausübende Gewalt hat der Protektor, welcher mit Zustimmung des Staatsraths Krieg erklärt und Frieden schließt, den Befehl über Land- und Seemacht führt und die Staatsämter besetzt. Aber ohne Zustimmung des Parlaments kann er keine Gesetze geben und keine Abgaben erheben. Die Katholiken bleiben von der Religionsduldung ausgeschlossen. Cromwell leistete stehend den Eid auf die neue Verfassung.

Cromwell hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht und er war entschlossen, seine Stellung mit der Kraft seines Herrschergeistes zu behaupten. Er brachte das von ihm verwaltete Reich zu hohem Ansehen, und die Höfe Europa's nahmen keinen Anstand, den erklärten Beherrscher von England anzuerkennen. Ihre Gesandten fanden in den früher von der königlichen Familie bewohnten Zimmern einen Hofstaat, und der Protektor nahm, auf einem prächtigen Sessel sitzend, ihre feierliche Aufwartung an. Der Seekrieg mit Holland endete (1654) so ehrenvoll, als er geführt worden war. Mit Frankreich verband sich Cromwell gegen Spanien, theils aus religiösem Eifer, weil Spanien vorzugsweise das katholische Princip vertrat, theils weil der Krieg reiche Beute in Europa und Amerika versprach. Der treffliche Seeheld Blake begeisterte in diesen Kämpfen durch seine Thaten die Engländer so für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang der Größe der englischen Kriegsschifffahrt rechnen kann.

Die neue Verfassung gewährte den Engländern nicht mehr Rechte und Freiheiten, als sie zur Zeit des Königs Karl besessen hatten; aber

Cromwell konnte zu seiner Sicherheit auf den Ueberdruß des Volkes an Umwälzungen und auf seine zahlreichen Truppen rechnen. Seine Gegner unter den Officieren suchte er auch ferner durch den Schein der Demuth zu täuschen; er äußerte oft, mit Freuden werde er die schwere Bürde niederlegen, wenn es mit Sicherheit für die Nation geschehen könne. Aber nur wenige konnte er mit solchen Worten täuschen; viele nannten ihn einen listigen und meineidigen Bösewicht. Gegen solche verfuhr der Protector mit unnachsichtiger Strenge; einige Royalisten wurden einer Verschwörung beschuldigt und hingerichtet; ein Aufstand schottischer Großen wurde schnell unterdrückt.

Mit königlichem Gepränge eröffnete Cromwell am 4. September 1654 das Parlament. Trotz aller Eingriffe in die Wahlfreiheit, welche sich der Staatsrath erlaubt hatte, zeigte diese Versammlung schon in den ersten Sitzungen einen Geist, welcher Cromwells Unwillen erregte. Es wurde die Stellung des Protektors, sowie die ganze neue Verfassung in Zweifel gestellt. Es wurde erklärt, daß Cromwell kein Recht habe, in seiner angemaßten Stellung zu bleiben. Diesem Geiste der Widersetzlichkeit glaubte Cromwell schnell Schranken setzen zu müssen. Er erklärte, daß er durch Gott und das Volk zu seiner Würde erhoben worden sei; das Parlament müsse die Staatsgewalt anerkennen, von der es berufen sei, weil es sonst rechtlos dastehen würde. Er habe hierüber eine Erklärung abfassen lassen, wer diese nicht unterzeichne, der schließe sich selbst vom Parlament aus. Ueber hundert Mitglieder, welche die Unterschrift verweigerten, wurden am folgenden Tag von den Wachen nicht eingelassen. Aber trotz dieser gewaltsamen Maßregel fuhr das verstümmelte Parlament fort, die neue Verfassung umzugestalten. Unwillig ließ der Protektor das Parlament nach fünf Monaten auseinandergehen.

Dieses Benehmen gegen das Parlament steigerte die Unzufriedenheit mit dem Protektor. Dazu trug auch bei, daß er sich mehr und mehr der religiösen Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen entzog und eine größere Zurückhaltung gegen die Officiere beobachtete, mit denen er sich sonst bei fröhlichen Mahlen die ausgelassensten Soldatenstreiche erlaubt hatte. Verschwörungen der Royalisten und Republikaner folgten einander und wurden mit Blutströmen gedämpft; Flugschriften wurden unter dem Volke verbreitet, welche dem Protektor Heuchelei und Eidbruch vorwarfen; selbst die Aufwiegelung des Militärs wurde versucht. Gegen geheime Pläne hatte Cromwell zahlreiche Kundschafter in Sold, und um die Aufstände niederzudrücken und die außerordentlich hohen Steuern schnell einzutreiben, theilte er das Reich in zwölf Militärgouvernements, deren jedem ein Generalmajor mit fast unumschränkter Vollmacht vorgesetzt war.

Als der Protektor 1656 ein neues Parlament berief, wurden so viele Gegner der Regierung gewählt, daß Cromwell über hundert Abgeordnete unter dem Vorwande unmoralischer Gesinnung aus der Liste strich. Dennoch zeigte auch diese Versammlung anfangs einigen Widerstand. Es war das dem Protektor um so unangenehmer, da er eben jetzt damit umging, sein Protekterat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Der Antrag wurde im Parlamente gemacht, und Cromwells Freunde brachten es dahin, daß endlich der Beschluß gefaßt wurde,

dem Protektor die Krone anzubieten. Allein in Begriff, den letzten Schritt zu thun, schwankte Cromwell. Als ihm der Sprecher den schriftlich in Form eines gehorsamen Gesuchs und Gutachtens abgefaßten Beschluß überreichte, erwiederte er, er müsse zuvor den Herrn suchen, damit ihm eine Antwort in den Mund gelegt werde. Von verschiedenen Seiten zeigten sich bedenkliche Gefahren. Es wurde eine Verschwörung entdeckt, welche gestiftet war, um Cromwells Erhebung zum Könige als ein Werk des Satans zu hindern. Noch drohender war die Stimmung des Heeres. Der Rath der Officiere sprach sich gegen das Königthum aus, und mehr als hundert Mitglieder desselben begaben sich zum Protektor, um diesem ihre Meinung offen auszusprechen. Cromwell lehnte deshalb den Antrag ab und erhielt vom Parlamente eine feierliche Bestätigung des Protektorats und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen.

Voll Erbitterung gegen die Volkspartei suchte Cromwell nun den Adel zu gewinnen. Gelegenheit dazu gab ihm der Beschluß des Parlaments, daß das Parlament künftig wieder aus zwei Häusern bestehen solle. Cromwell ernannte für das „andere Haus," wie das Oberhaus heißen sollte, außer seinen Söhnen, Schwiegersöhnen, Officieren und Rechtsgelehrten auch acht Peers von altem Adel. Als er aber 1658 beide Häuser zusammenberief, erschienen die alten Lords fast alle nicht, und das Unterhaus zeigte so große Widersetzlichkeit, daß der Protektor das Parlament wieder auflöste. Cromwells Stellung wurde immer schwieriger; die Armee murrte, da der Sold mehrere Monate im Rückstande war; viele Officiere sprachen von der Herstellung der Republik ohne einen Protektor; mehrere Mordpläne gegen Cromwells Leben wurden entdeckt und in Schriften wurde dessen Tödtung als eine gerechte Handlung dargestellt. Um die Versuche zu seinem Sturze zu vereiteln, errichtete Cromwell einen hohen Gerichtshof und besetzte ihn mit seinen ergebensten Anhängern. Mit den Sorgen für die Behauptung seiner Stellung vermehrte sich auch Cromwells innere Unruhe. Er sah nichts als Feinde um sich, die sein Leben bedrohten. In der Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er trug einen Panzer unter seiner Kleidung und führte stets Pistolen, Dolch und Degen bei sich. Er war stets von Wachen umgeben; seine Zimmer hatten verborgene Ausgänge, und sein Schlafgemach wechselte er häufig. Seine Reisen machte er mit großer Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er vorher, wann und wohin er gehen wolle. Bei dieser fortdauernden geistigen Aufregung wurde er von einem Fieber befallen, welches am 3. September 1658 seinem Leben ein Ende machte. Er wurde mit königlichen Ehren in der Westminsterabtei neben den Königen Englands beigesetzt. Seine Staatsverwaltung war im Ganzen kräftig, strenge und gerecht; nur zur Behauptung seiner Stellung scheute er nie vor despotischen Mitteln zurück. Seine Hofhaltung war bei feierlichen Gelegenheiten glänzend und prunkvoll; außerdem lebte er still und einfach. Seiner Familie zeigte er sich stets als ein zärtlicher Gatte und Vater.

Die Restauration.

Nach Cromwells Tod erklärte der Staatsrath dessen ältesten Sohn **Richard zum Protektor** des Reiches. Dieser hatte bisher zurück-

gezogen gelebt und besaß wenig Lust und Geschick zu Staatsgeschäften. Das 1659 berufene Parlament bestätigte die Nachfolge Richards, aber mit dem Zusatze, daß die Beschränkung seiner Rechte zu Gunsten der Freiheit des Volkes einer künftigen Bill vorbehalten bleibe. In dem Parlamente traten bald die Absichten der Republikaner deutlicher hervor, die höchste Gewalt im Staate dem Parlamente wieder zu verschaffen. Dagegen drängten die Officiere, um die Herrschaft an sich zu reißen, den Protektor zur Auflösung des Parlaments, und Richard war schwach genug, nachzugeben. Die neuen Gewalthaber beriefen nun das lange Parlament wieder, aber nur in der Gestalt, welche es nach der Ausschließung der presbyterianischen Mitglieder gehabt hatte, oder das Rumpfparlament. Dieses setzte einen Sicherheitsausschuß und einen Staatsrath ein und beruhigte auch die Republikaner durch die Erklärung, es solle eine Regierungsform eingeführt werden ohne Herrschaft eines Individuums, ohne Königthum und ohne ein anderes Haus. Richard Cromwell erkannte, daß er nicht der Mann sei, solche Stürme zu beschwören, und legte am 25. Mai 1659 seine Würde durch eine öffentliche Erklärung nieder.

Zwischen dem Parlamente und dem Heere kam es bald zu heftigen Streitigkeiten, weil beide sich die höchste Gewalt anmaßten. Truppen besetzten die Umgebungen des Parlamentshauses, und das Parlament mußte einwilligen, daß es seine Sitzungen einstellen und die Officiere eine neue Verfassung entwerfen, dieselbe aber zur Bestätigung einem neuen Parlament vorlegen sollten. Der Zustand Englands hatte den höchsten Grad von Verwirrung erreicht, und die Masse des Volkes war der Umwälzungen müde, welche seit achtzehn Jahren nichts als Gelderpressungen, Gütereinziehungen, Verhaftungen, Hinrichtungen und Verfolgungen bewirkt hatten. Da beschloß der General Monk, sich des unterdrückten Parlaments im Interesse „der alten Gesetze und Freiheiten des Landes" anzunehmen. Monk stammte aus einer angesehenen Familie, er hatte früher für den König gekämpft, war gefangen worden und nach längerer Gefangenschaft in die Dienste des Parlaments getreten. Er hatte im irländischen und schottischen Kriege sich das Vertrauen Cromwells erworben, und dieser hatte ihm den Oberbefehl über die Truppen in Schottland übergeben. Monk hatte sich die Liebe der Soldaten in hohem Grade erworben; er war schweigsam, vorsichtig und zurückhaltend, und niemand kannte seine wahren Absichten. Mit sechstausend Mann brach Monk nach London auf. In der Gegend von York stieß Fairfax mit vielen Royalisten zu ihm. Gegen Monk rückte der General Lambert mit dem englischen Heere heran; aber viele von dessen Soldaten gingen zu Monk über, und Lambert selbst erhielt plötzlich vom Parlament den Befehl, das Commando niederzulegen. Denn in London hatten sich auf die Kunde von Monks Unternehmen die Bürger gegen die Militärtyrannei erhoben, und das Rumpfparlament war wieder zusammengetreten.

Nach seiner Ankunft in London setzte es Monk durch, daß die ausgeschlossenen Mitglieder des ehemaligen langen Parlaments von der presbyterianischen Partei wieder ins Parlament berufen wurden. Diese Presbyterianer waren schon früher königlich gesinnt, jetzt aber, durch so viele Stürme ermüdet, noch unbedingter für die Wiederherstellung des

Königthums gestimmt. Da sie die Mehrheit bildeten, so verließen die meisten Republikaner das Haus. Nun wurde Monk zum Oberbefehlshaber in allen drei Reichen ernannt und die Wahl eines neuen Parlaments angeordnet.

Nach dem Sturz des Heeres und der Republikaner erhoben die Royalisten überall ihr Haupt. Das neue Parlament war dem Königthum günstig gesinnt. Da zeigte der Präsident des Staatsraths dem Parlament an, daß ein Abgesandter von Sr. Majestät dem König Karl II. um Einlaß bitte. Die Erlaubniß ward sogleich ertheilt. Von Breda aus verhieß Karl allen, welche binnen vierzig Tagen zu Treue und Gehorsam zurückkehren würden, volle Verzeihung, volle Gewissensfreiheit für Jedermann und für die Armee Bezahlung des rückständigen Soldes und Uebertritt in den Dienst des Königs. Ohne Berufung traten die alten Lords als geborne Räthe des Königs im Oberhause zusammen, und beide Häuser beschlossen, daß, da nach den alten Grundgesetzen des Landes die Regierungsgewalt bei dem Könige und beiden Häusern des Parlaments sei, es auch in Zukunft so gehalten werden solle. Am 8. Mai 1660 ward Karl feierlich zum Könige ausgerufen. Eine Gesandtschaft beider Häuser schiffte nach Holland hinüber und lud den neuen Herrscher ein, von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Die englische Flotte begab sich in die Bai von Scheveningen und nahm Karl mit seinen Brüdern an Bord. Am 29. Mai zog Karl II. in die Hauptstadt ein, die Häuser waren mit Teppichen geschmückt, die Straßen mit Blumen bedeckt und unaufhörlicher Jubelruf ertönte.

Karl II. Karl II. (1660—1685) war dreißig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Ein schönes männliches Aeußere, Leutseligkeit und eine heitere Gemüthsart erhöhten die Neigung des Volkes für ihn, die ihm seine rührenden Schicksale bereits erworben hatten. Karl war von jeher gewohnt, sich für die kürzeste Anstrengung durch einen Taumel der Lust zu entschädigen. Da war ihm nun sein erster Minister, der allverehrte Lord Hyde, nachheriger Graf von Clarendon, ein Schatz, da dieser alle Last der Regierung auf sich nahm. Das Parlament bewilligte Karl mehr, als jemals einem Könige von England zugestanden worden war, nämlich 1,200,000 Pfund jährlich. Das Heer wurde bis auf 5000 Mann abgedankt. Die Episcopalkirche erhielt ihre alten Rechte zurück. Auch die Schotten ließen sich ihren früher so eifrig vertheidigten Covenant entreißen. Die Ruhe wurde nicht gestört, als über 2000 presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verließen, weil sie sich der zu Gunsten der bischöflichen Kirche vom Parlament erlassenen Uniformitätsakte nicht fügen wollten. Nicht zufrieden mit dem König waren die Cavaliere, weil sie sich für ihre Verluste nicht genug entschädigt und für ihre Treue nicht genug belohnt glaubten. Von den Richtern des Königs Karl I. waren noch 48 am Leben; 19 entflohen über die See; die übrigen wurden vor ein außerordentliches Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, zehn derselben wurden hingerichtet. Karl II. verheirathete sich (1662) mit einer portugiesischen Prinzessin, die ihm Tanger in Afrika und Bombai in Ostindien als Mitgift zubracht. Mit Holland brach 1665 ein Krieg aus, und der Friede zu Breda 1667 bestätigte den Engländern den Besitz des während des Krieges von ihnen

eroberten Neu-York, aber auch die Niederländer wurden von den drückendsten Bestimmungen der Navigationsacte befreit.

Bei seinem angebornen Leichtsinn schien Karl II. das Schicksal seines Vaters und die Ereignisse seiner Jugend vergessen zu haben; er vergeudete die Einkünfte des Staates mit Buhlerinnen und behelligte das Parlament nur mit Geldforderungen. Nachdem er 1667 seinen einsichtsvollen Minister Clarendon entlassen hatte, fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Es waren dies Clifford, Ashley, Buckingham und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden und diesem bei dem Volke den Namen des Cabal-Ministeriums zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen zusammensetzte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und heftigen Leidenschaften. Er sagte dem König unaufhörlich, daß man suchen müsse, die Krone so unabhängig als möglich zu machen. Einem solchen Unternehmen war aber Karl nicht gewachsen. Auch zerfielen die fünf Minister bald unter sich, und Shaftesbury ging nach seiner Entlassung (1673) sogar zur Oppositionspartei über. Das Cabalministerium bewirkte ein Bündniß mit Frankreich gegen Holland und begünstigte den Katholicismus als Stütze des Königthums. Der König neigte sich zum Katholicismus hin; Jesuiten bekamen Einfluß in London; der Bruder des Königs, der Herzog von York, trat zum Katholicismus über. Als Karl II., um die Katholiken zu begünstigen, durch eine königliche Verordnung die bestehenden Gesetze gegen alle von der bischöflichen Kirche getrennten Secten aufhob, drang das Parlament auf Zurücknahme der Verordnung und gab 1673 die Testacte, durch welche alle Katholiken von den Staatsämtern ausgeschlossen wurden.

Karl schloß ein Bündniß mit Ludwig XIV. und erhielt von Frankreich ein Jahrgehalt von 100,000 Pfund. Dadurch wurde er unabhängiger von den Geldbewilligungen des Parlaments. Dieses aber, unterstützt von der Stimmung des Volkes, brachte den König zur Bestätigung einer Bill, daß fortan die Katholiken weder Sitz im Parlament haben sollten, noch in der Umgebung des Königs sich aufhalten dürften. Das Parlament ließ den König ersuchen, seinen Bruder, den Herzog von York, aus seiner Nähe zu entfernen, und faßte endlich einen Beschluß, durch welchen der Herzog von York von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Der König mußte die Habeas-corpus-Acte genehmigen, welche jedem Engländer, der in Verhaft genommen wird, in möglichst kurzer Zeit Verhör und Urtheil zusichert.

Von der begeisterten Liebe, mit welcher die Nation den König bei seiner Thronbesteigung begrüßt hatte, waren in den letzten Jahren seiner Regierung wenige Spuren übrig. Zwar bewirkte die Erinnerung an die Stürme der Revolution, daß sich die Opposition innerhalb der Grenzen der Verfassung hielt, aber mit der größten Erbitterung standen sich die Anhänger des Hofes, nunmehr Tories, und die des Volkes, jetzt Whigs genannt, einander gegenüber. In Schottland riefen die religiösen Angelegenheiten aufrührerische Bewegungen und blutige Auftritte hervor. Karl II. starb am zweiten Februar 1685, nachdem er

einem katholischen Priester gebeichtet und von diesem das Abendmahl und die letzte Oelung empfangen hatte.

Jakob II. Jakob II. (1685 — 1688) bestieg trotz der Absetzungsbill ohne Widerstand den Thron. Er schien es von Anfang an darauf anzulegen, der Nation die religiöse und politische Freiheit zu rauben. Er schickte Gesandte an den Papst, besuchte öffentlich die Messe, machte bekannt, daß sein Bruder in der katholischen Religion gestorben sei und erhob Abgaben aus eigner Machtvollkommenheit. Der Herzog von Monmouth, Karls II. natürlicher Sohn, der sich damals in Holland aufhielt, hörte mit Freuden von Jakobs unklugem Verfahren. In der Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Regierung und im Vertrauen auf seine eigene Beliebtheit landete er mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von England und nahm den Titel eines Königs von England an. Aber die Empörung wurde schnell unterdrückt, und Monmouth und viele seiner Anhänger büßten das kühne Unternehmen mit dem Tode. Jakob erklärte dem Parlamente, daß die Sicherheit des Königreiches die Vermehrung der schwachen stehenden Armee um zehn bis elftausend Mann erfordere, und daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, da er die Treue dieser Männer kenne. Zwar nahm Jakob gegen funfzigtausend Hugenotten in England auf, die nach der Aufhebung des Edictes von Nantes ihr Vaterland verlassen hatten; aber er stellte auch viele Katholiken an, ja sogar in dem geheimen Rath, und verkündigte allgemeine Gewissensfreiheit. Carmeliter, Benedictiner, Franziskaner und Jesuiten kamen in ziemlicher Anzahl nach England und ließen sich großentheils in London nieder. Die Katholiken Irlands wurden auffallend begünstigt, und der Beichtvater des Königs, der Jesuit Petre, zum Cabinetssekretär ernannt und in den geheimen Rath aufgenommen. Als der König den Bischöfen der anglikanischen Kirche befahl, die Erklärung der Gewissensfreiheit von den Kanzeln verlesen zu lassen, überreichten ihm sieben Bischöfe eine Bittschrift gegen eine solche Bekanntmachung. Erzürnt hierüber ließ der König die Bischöfe in den Tower bringen und vor Gericht stellen. Die Antworten der Bischöfe waren aber so befriedigend, daß die Richter nicht umhin konnten, die Bischöfe von aller Schuld frei zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dieses Urtheil bekannt wurde.

Die Nation fand einigen Trost darin, daß Jakob keinen Sohn hatte und die Thronfolge auf eine seiner protestantischen Töchter erster Ehe überging. Die ältere, Maria, war mit dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, die jüngere, Anna, mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt. Die Nachricht, daß ein Prinz von Wales, geboren sei, war ein Donnerschlag für das ganze Reich. Bald verbreitete sich das Gerücht und wurde leichtgläubig aufgenommen, der Knabe sei untergeschoben, damit die Regierung Englands in katholischen Händen bleibe. Viele Lords begaben sich nach Holland; von anderen wurde der Prinz von Oranien schriftlich aufgefordert, sich der gedrückten Nation anzunehmen. Wilhelm III. rüstete eine ansehnliche Flotte aus; Jakob II. aber beachtete nicht die Warnungen, die ihm von Ludwig XIV. zukamen.

Als Jakob durch seinen Gesandten im Haag unzweifelhafte Nachricht von dem Landungsplane seines Eidams erhielt, da eilte er alle früheren Mißgriffe wieder gut zu machen und nahm alle Verordnungen zurück, die den Unwillen erregt hatten. Wilhelm landete am 5. Nov. 1688 an der Westküste von England und kündigte sich in einem Manifeste als Anwalt der Nation an. Die Truppen und Officiere gingen zu Wilhelm über und die Städte öffneten ihm ihre Thore. Jakob, von allen verlassen und durch übertriebene Gerüchte geängstigt, sandte die Königin und den Prinzen nach Frankreich voraus. Er selbst wurde, als er ihnen folgen wollte, von Fischern, die an der Küste auf katholische Priester Jagd machten, festgehalten, mißhandelt und rein ausgeplündert. Er wurde nach Faversham gebracht, und hier machte man ihm Hoffnung, daß sich die Stimmung des Landes leicht zu seinen Gunsten ändern könnte. Deshalb kehrte Jakob nach Whitehall zurück. Aber der Prinz von Oranien ließ das Schloß von holländischen Truppen besetzen und dann den König nach Rochester bringen. Von hier entfloh Jakob zum zweiten Male und erreichte unangefochten die französische Küste. Ludwig XIV. nahm ihn mit großer Artigkeit auf, überließ ihm das Schloß zu St. Germain zu seinem Wohnsitz und gab ihm ein ansehnliches Jahrgehalt bis an sein Ende (1701). Die Revolution.

Wilhelms Benehmen war sehr besonnen und klug; er schien alles von dem eignen Willen der Nation erwarten zu wollen. Das Parlament erklärte den Thron für erledigt, und am 6. Februar 1689 wurde der Beschluß gefaßt, der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollten König und Königin von England sein, dem Prinzen aber allein die Verwaltung der Geschäfte zustehen. Nach Wilhelms und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Tode sollte die Regierung auf Jakobs jüngere Tochter Anna übergehen.

Nachdem durch die bill of rights die Verhältnisse der königlichen und der Volksgewalt genauer bestimmt und die Bill von dem Prinzen von Oranien angenommen worden war, wurde Wilhelm mit seiner Gemahlin am 21. April 1689 zu Westminster gekrönt. Er regierte von 1689—1702. Der Erbstatthalter von Holland hatte durch eine Bewegung den englischen Thron bestiegen, welche im Interesse der religiösen und politischen Freiheit Englands, im Interesse des durch Ludwigs XIV. Anmaßungen bedrohten Europa's unternommen worden war. Wilhelm bildete den Mittelpunkt von Ludwigs Gegnern, und das Parlament unterstützte ihn in diesen Bestrebungen. Nichts war populärer in England, als der Krieg gegen Ludwig XIV., den Verfolger der Protestanten. Das Parlament gewährte dem König durch große Geldbewilligungen die Mittel zu seinen Unternehmungen. Eine Landung Jakobs in Irland scheiterte, und Jakob kehrte nach der Niederlage am Fluß Boyne nach Frankreich zurück 1690 (S. 344). Da Wilhelm III. seine Truppen so schnell als möglich in den Niederlanden brauchen wollte, so schloß er eine für ganz Irland geltende Capitulation. Der Vertrag bestimmte eine allgemeine Amnestie und die Freiheit des katholischen Kultus, wie sie zur Zeit Karls II. gewesen war. Die Auswanderung mit Verkauf aller Güter ward freigegeben, und so setzte sich die Auswanderung, die schon unter Cromwell in so Wilhelm III.

bedeutendem Umfange begonnen hatte, in noch größerem Maßstabe fort. Ein zweiter Versuch Ludwigs XIV. Jakob II. nach Irland und Schottland überzusetzen, scheiterte ebenfalls, da die französische Flotte unter Tourville bei dem Vorgebirge La Hogue von der vereinigten niederländischen und englischen Flotte geschlagen wurde (1692).

Unter Wilhelm III. erhielt England einen großen Einfluß auf den Continent und dessen politische Verhältnisse. Die englische Seemacht wurde bedeutend vergrößert, es hob sich der Wohlstand des Landes, und der Handel wurde lebhafter und allgemeiner. Aber trotz des Aufschwunges der englischen Macht fehlte es auch unter Wilhelms Staatsverwaltung nicht an inneren Zwistigkeiten. Die Whigs verhinderten, daß der aussöhnende Vorschlag einer allgemeinen Amnestie für alle, welche unter Jakobs Regierung die Rechte und Freiheiten des Volkes verletzt hatten, im Parlamente angenommen wurde. Ebenso geringen Eingang fanden die Maßregeln, durch welche Wilhelm die Nonconformisten zu gewinnen hoffte. Nur eine Toleranzbill wurde 1689 von beiden Häusern angenommen, welche die Dissenters von allen harten Strafgesetzen befreite. Ueber den Mangel an Willfährigkeit der Whigs erzürnt, näherte sich Wilhelm III. den Torys. Aber diese waren nur gegen Jakob II. aufgetreten, weil sie die Herstellung der protestantischen Religion und die Abschaffung einiger politischen Beschwerden von Wilhelms bewaffneter Dazwischenkunft erwarteten; an eine Entthronung Jakobs hatte diese Partei damals nicht gedacht. Die Mehrzahl der Torys stand noch jetzt in fortdauernder geheimer Verbindung mit dem entthronten Herrscher. Doch gelang es dem Könige mit Hülfe der Torys die früher verworfene Amnestie durchzubringen.

Im Vertrauen auf seine Verbindungen mit den Torys so wie auf die Unzufriedenheit der Whigs mit Wilhelm III. beschloß Jakob nochmals eine Expedition nach England zu unternehmen. Zwanzigtausend Mann französischer Truppen sammelten sich zwischen Calais und Dünkirchen, und der entthronte König begab sich im Februar 1696 nach Calais, um auf das nächste Zeichen die Ueberfahrt anzutreten. Ein Schotte, der Ritter Georg Barclay, wurde vorausgeschickt, um in England einen Aufstand zu veranlassen. Barclay setzte sich mit mehreren Mißvergnügten in Verbindung, und man beschloß, den König Wilhelm auf der Jagd gefangen zu nehmen oder zu ermorden. Aber kurz vor dem zur Ausführung bestimmten Tage machten zwei irländische Officiere, die in das Complott verwickelt waren, Anzeige von der Verschwörung. Diese Entdeckung ließ sogleich alle Opposition im Parlamente verschwinden, und beide Häuser kamen überein, sich in der Vertheidigung des Königs zu unterstützen. Aehnliche Gesinnungen zeigten sich in allen Städten des Landes. Barclay entkam, aber mehrere Verschworene wurden hingerichtet. Nach dem Mißlingen dieses Anschlags gab auch der König von Frankreich die beabsichtigte Landung auf.

Nach dem Frieden von Ryswick (1697) gerieth Wilhelm in Streitigkeiten mit dem Parlament. Er wollte bei dem drohenden Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich die in den Niederlanden gebrauchten Truppen beibehalten, aber das Parlament beschloß die Verabschiedung der Armee bis auf 7000 Mann. Auch mußte der König die strengen Beschlüsse des Parlaments gegen die Katholiken bestätigen, und

das Parlament verwarf die Schenkungen, welche Wilhelm an einzelne Generale und sonstige Anhänger mit den den irischen Rebellen abgesprochenen Ländereien gemacht hatte. Hingegen bewilligte das Parlament Geld, Soldaten und Matrosen in Ueberfluß, als nach dem Tode Jakobs II. (1701) Ludwig XIV. dessen Sohn, Jakob III., als König von England anerkannte und gleichzeitig auch seinen Enkel Philipp von Anjou vom spanischen Throne Besitz nehmen ließ. Es brach der spanische Erbfolgekrieg aus, und Wilhelm betrieb die Einschiffung der Truppen nach den Niederlanden, da führte ein Sturz mit dem Pferde seinen Tod herbei (1702).

Wilhelm III. war der Mann, welcher die Freiheit Europa's gegen Frankreichs Uebermacht gerettet hat, der die Seemächte Holland und England unter seiner Leitung vereinigte, der oft besiegt, doch stets wieder schlagfertig und unermüdlich im Felde stand. Die Natur hatte Wilhelm mit den Eigenschaften eines großen Regenten ausgestattet, und die Verhältnisse hatten diese Eigenschaften in nicht geringem Grade entwickelt. Er hatte eine hagere und schlanke Gestalt, eine Adlernase, große und glänzende Augen, eine hohe und breite Stirn, finstere Augenbrauen, einen entschlossenen und etwas grämlichen Mund, blasse, von Krankheit und Sorge eingefallene Wangen. Seine würdige und feierliche Haltung flößte Ehrfurcht ein und verschaffte ihm den schnellsten Gehorsam. Er sprach wenig und ohne starken Ton der Stimme, nur in der Schlacht war er ganz Feuer und Leben. In seiner Jugend von der Eifersucht der Republikaner seines Vaterlandes streng beaufsichtigt, hatte er sich früh an Zurückhaltung und Verschwiegenheit gewöhnt. Seine Erziehung war nicht glänzend gewesen, doch was ihm an allgemeiner wissenschaftlichen Bildung abging, ersetzte sein richtiger Blick und seine geniale Auffassung der politischen Verhältnisse. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet; seine Beobachtung eindringend, sein Urtheil scharf und schlagend. Schmeichler haßte er, und leicht war er zu Verdacht geneigt; erwiesene Dienste belohnte er großmüthig und sogar verschwenderisch. Die Engländer stieß sein kaltes Benehmen zurück, aber sie erkannten seinen Werth, und jede Opposition verstummte, sobald sich Gefahren für den Thron zeigten. Wilhelms Gemahlin war schon sieben Jahre vor ihm kinderlos gestorben. Allem Parteitreiben und jedem Ehrgeize fremd, hatte sie ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf das häusliche Glück ihres Gemahls gerichtet.

In Schottland war Wilhelms Erhebung kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, und nachdem er in die Wiedereinführung der presbyterianischen Kirche als herrschenden gewilligt hatte, war er in Edinburg als König ausgerufen worden. Aber bald verlangten die Puritaner strenge Beschlüsse gegen die Episcopalen, und der König gab endlich nach. Wie die englische Kirche die Presbyterianer ausschloß, so waren diese in Schottland bemüht, die Episcopalen zu unterdrücken.

Auf Wilhelm III. folgte die Schwester seiner Gemahlin, Anna (1702—1714), die jüngere, mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählte Tochter Jakobs II. Sie besaß zu wenig Kraft des Charakters, um selbständig die Regierung zu führen. Das ihrem Vorgänger gegebene Versprechen und der Wunsch des englischen Volkes bewog sie Anna.

zur fortgesetzten Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg. Die Thaten Marlboroughs verherrlichten Anna's Regierung. Trotz des Widerstandes der Schotten kam 1707 die **Union von Schottland und England** zu Stande. Beide Reiche sollten unter dem Namen **Großbritannien** nur ein Ganzes bilden, unter einem in England sitzenden Parlamente gleicher Rechte und Freiheiten und derselben Verwaltung sich erfreuen, das kirchliche Leben Schottlands aber in keiner Weise angetastet werden. Der Wunsch der Königin, ihrem Bruder Jakob Eduard die Nachfolge zu verschaffen, wurde zwar von vielen Tories unterstützt, aber Anna erkannte, daß sie die Liebe zu ihrem Bruder der Ruhe von England zum Opfer bringen müsse. **Anna** starb als Wittwe, nachdem alle ihre Kinder vor ihr gestorben waren, am 1. August 1714.

Georg I. Durch die Parlamentsacte vom Jahre 1701 war die Nachfolge in England der Kurfürstin Sophia von Hannover zugesichert. Sie war als Tochter der unglücklichen Pfalzgräfin und böhmischen Königin Elisabet eine Enkelin König Jakobs I. Da die Kurfürstin Sophia noch vor der Königin Anna gestorben war, so ging das Thronfolgerecht auf ihren ältesten Sohn **Georg Ludwig** über, der unmittelbar nach dem Tode Anna's in den Hauptstädten der drei Königreiche als **König Georg I.** ausgerufen wurde. **Georg I.** (1714—1727) überließ die Regierung den Whigs, welche die Ausschließung der Stuarts bewirkt hatten. Gegen das vorige Ministerium wurde wegen des Utrechter Friedens und wegen Begünstigung des Prätendenten eine Anklage erhoben. Der durch dieses harte Verfahren erregte Unwille der unterdrückten Partei gab sich zunächst in Schottland kund. Hier erhob der **Graf Marr** an der Spitze von vier bis fünftausend Schotten die Fahne des Aufstandes, indem er Jakob III. (Chevalier St. George) zum König ausrief.. Jakob erschien selbst bei dem Heere seiner Anhänger. Aber die Minister bewiesen große Thätigkeit, und das Parlament unterstützte sie mit Nachdruck. Der Prätendent kehrte nach Frankreich zurück und der Aufstand wurde unterdrückt. Um die Jakobiten-Partei durch Neuwahlen nicht größere Geltung erlangen zu lassen, wurde die Dauer des Parlaments von 3 auf 7 Jahre verlängert. Durch diese Maßregel wurde die Macht des Parlaments vermehrt, so daß es im Laufe der Zeit für einen König von England immer schwerer wurde, als solcher eine persönliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen. **Georg I.** starb 1727 zu Osnabrück auf einer Reise, die er in seine deutschen Erbstaaten machte.

Georg II. Unter **Georg II.** (1727—1760) behauptete sich **Robert Walpole** in dem Einflusse, den er schon unter Georg I. durch geschickte Verwaltung, namentlich durch eine ohne Erhöhung der Steuern bewirkte Verminderung der Staatsschuld, ausgeübt hatte. Walpole hoffte Englands gebietende Stellung in Europa erhalten zu können, ohne zu einem Kriege gezwungen zu sein. Allein sein Bestechungssystem hatte ihm viele Gegner zugezogen, und diese freuten sich, als der verhaßte Minister gezwungen wurde, wider seinen Willen den Krieg an Spanien zu erklären. Die grausame Strenge, mit welcher Spanien dem engli-

schen Schmuggelhandel von Jamaica nach seinen westindischen Inseln ein Ende zu machen suchte, erregte den Unwillen des Volkes und veranlaßte das Parlament (1739) auf die Kriegserklärung gegen Spanien zu dringen. Walpole legte seine Aemter nieder und mußte seine Geschäftsführung einer Untersuchung unterzogen sehen.

Noch dauerte der Seekampf mit Spanien, als der östreichische Erbfolgekrieg ausbrach. Das Parlament bewilligte der verlassenen Maria Theresia Hülfsgelder, und Georg II übernahm die Leitung der in den Niederlanden zusammengezogenen pragmatischen Armee. Bei Dettingen (1743) siegte er über die von Noailles geführten Franzosen. Als nun auch die englische Flotte die mit der spanischen vereinigte französische Flotte im Mittelmeer angriff und schlug, erklärte Ludwig XV. den Krieg an England (1744). Auch nahm er den alten Plan Ludwigs XIV. wieder auf, den englischen Thron den katholischen Stuarts wieder zu verschaffen. In dieser Absicht berief er den jungen Stuart Karl Eduard, einen Sohn des Chevalier St. George, von Rom nach Frankreich. Unterstützt von Ludwig XV. landete Karl Eduard 1745 in Schottland. Die Clans der Hochlande fielen ihm zu und bald zählte er 15,000 Gerüstete um sich. Er ließ seinen Vater als König von Großbritannien ausrufen und hielt seinen Einzug in Edinburg. Schon war er in England eingedrungen, da rückte der Herzog von Cumberland gegen ihn heran, folgte dem vor ihm weichenden Prätendenten nach Schottland und besiegte ihn bei Culloden (1746) gänzlich. Während die Anhänger des Prätendenten nach dem Spruche des Blutgerichts büßten, irrte Karl Eduard fünf Monate lang im Norden Schottlands umher, in Wäldern, Höhlen, Fischerhütten übernachtend, oft wie durch ein Wunder den Händen seiner Verfolger entrinnend, vielen Tausenden von treuen Schotten bekannt und doch von keinem verrathen, bis ihm endlich die Ueberfahrt nach Frankreich gelang. In den Niederlanden mußten die englischen Fahnen vor dem Marschall von Sachsen weichen, aber auf den Meeren errang England Siege auf Siege. Gegen das Ende des Krieges war die Seemacht Frankreichs und Spaniens vernichtet, und die Herrschaft über die Meere gehörte England.

Bald nach dem Frieden von Aachen fanden in Nordamerika zwischen England und Frankreich Reibungen statt, welche wegen des zwischen beiden Völkern obwaltenden Nationalhasses zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756—1763) führten (S. 372 und 377). Die Besetzung der Insel Minorca durch die Franzosen sowie der anfangs für die Engländer unglückliche Gang des Krieges in Amerika nöthigte den König sein Ministerium zu entlassen. William Pitt (Lord Chatham), der größte Staatsmann Englands während des achtzehnten Jahrhunderts, trat an die Spitze der Verwaltung. Mit scharfem Blick erfaßte er sein Ziel, mit Kühnheit und eiserner Kraft des Willens wußte er es zu erreichen. Es begann ein glänzender Zeitraum, mit Recht Pitts Verwaltung genannt. Alle Kräfte wurden geweckt, Mißbräuche beseitigt, kein Eingriff in die Rechte des Volkes gestattet. Ein neuer Hülfsvertrag kräftigte den Widerstand Friedrichs II., Herzog Ferdinand wurde durch auserlesene Regimenter Englands unterstützt, ganz Kanada wurde durch den Sieg gewonnen, welchen General

Wolf bei Quebeck (1759) erfocht, die französischen, zur Landung in Irland bestimmten, Flotten wurden durch Admiral Hawke geschlagen.

Georg III. Georg II. erlebte das Ende dieses Krieges nicht; er starb 1760, in einem Alter von 77 Jahren. Es folgte ihm sein Enkel Georg III. (1760—1820), der Sohn des verstorbenen Prinzen von Wales. Wie das englische Volk, so wünschte auch der König den Frieden. Der Krieg verschlang die Schätze des Staates und bot nach der Eroberung der wichtigsten französischen Kolonien keine Aussicht zu neuen Erwerbungen. So geschah es, daß der Einfluß von Pitt mehr und mehr durch den friedliebenden Lord Bute beim Könige untergraben wurde und die Zahlung der Hülfsgelder an Preußen aufhörte. Mit Pondichery hatte Frankreich seinen letzten Handelsplatz in Ostindien verloren; Dominique, Martinique und andere westindische Inseln waren von England erobert. Da gelang es dem französischen Minister Choiseul den bourbonischen Hausvertrag mit Spanien (1761) abzuschließen, durch welchen sich Frankreich und Spanien gegenseitig ihre Besitzungen gewährleisteten. Noch war dieses Bündniß nicht veröffentlicht, als Pitt den Abschluß desselben ahnete und auf eine Kriegserklärung gegen Spanien drang, ehe noch dessen Silberflotte in Spanien angekommen sei. Als Lord Bute dem widerstrebte, trat Pitt aus dem Ministerium. Sobald Spanien den Krieg erklärt hatte, nahmen die Engländer Manilla und Cuba, und die spanische Seemacht erlitt allenthalben Niederlagen. Aber auch die englische Staatsschuld war auf 144 Millionen Pfund Sterling gestiegen. Deshalb war auch England zum Frieden geneigt, und dieser wurde zu Paris 1763 geschlossen.

Der Handel d. Engländer. Die Vereinigung Englands mit Schottland gab der brittischen Schifffahrt beträchtlichen Zuwachs; die Schotten waren von Alters her gute Seeleute und erfahren im Fischfang. In den übrigen Kulturzweigen standen sie hinter England zurück. Irland befand sich damals in einem fast rohen Zustande. Viehzucht war die Hauptnahrung, der Ackerbau durchaus vernachlässigt. England behandelte Irland mit dem Rechte des Eroberers und beraubte die Eingebornen ihrer Besitzungen, um diese an wenige englische Große zu vertheilen. Damit wurde die Saat des Verderbens ausgestreut, die bis auf den heutigen Tag fortwuchert.

Während der Regierung der Stuarts verlor England von seiner Bedeutung unter den europäischen Staaten. Und wie in der Politik, so auch im Handel. Die Fortschritte der Engländer waren nur langsam und blieben zurück hinter dem energischen Aufschwung, mit dem sich die holländische Republik während des siebzehnten Jahrhunderts an die Spitze der materiellen Kultur Europa's stellte. Selbst Frankreich tritt für diese Zeit als ein gefährlicher Nebenbuhler auf. Die Regierung der Stuarts mit der kurzen Unterbrechung der Republik kann man als eine große Uebergangsperiode zu der eigentlichen Entwicklung der handelspolitischen Herrschaft Englands betrachten. Die inneren Kämpfe waren für das englische Volk eine Schule, aus der es reich an Erfahrungen und fest in Grundsätzen hervorging. Die Engländer erkannten bei dem Kampf für ihre Rechte und Freiheiten, wie wichtig es sei, daß das Parlament auch bei der Handelsgesetzgebung seinen angemessenen

Antheil nehme. Zeither hatten sich die Könige dieselbe als ein Vorrecht beigelegt. Nach der Revolution von 1688 trat England mit einem Male mit großem Uebergewicht hervor, schnell holte es das Versäumte nach, schlug alle Rivalen und nahm einen Vorrang unter den Völkern ein, den es bis jetzt noch behauptet. Mit dem Handel verband das frei gewordene englische Volk eine kulturhistorische Mission. Denn wohin das englische Schiff und der englische Kaufmann drang, da sind ihm früher oder später Aufklärung und Gesittung gefolgt.

Der englischen Wolleinindustrie brachten die holländischen Manufakturen Schaden. Deshalb wurde unter Jakob I. und später (1660) durch eine Parlamentsakte die Ausfuhr der Wolle verboten. Dem Zwecke entsprach es noch mehr, daß die Engländer die Tuche, welche bisher weiß und in rohem Zustand ausgeführt worden waren, färben und appretiren lernten. Die Fabrikation baumwollener Zeuge in Manchester wird zuerst 1641 erwähnt, und 1676 kannte man in London den Kattundruck. Der Rohstoff kam aus Cypern und Smyrna. In Irland verbreitet sich um diese Zeit die Leinweberei. Die Industrie Irlands wurde aber zu Gunsten Englands vielfach gehindert, wie z. B. die Beschränkung der Tuchfabriken eine große Anzahl Arbeiter nöthigte, nach Frankreich auszuwandern. Auch religiöse Intoleranz vertrieb manche tüchtige Arbeitskraft. Fortschritte machte die Verfertigung von Glas, das selbst zur Ausfuhr kam und mit Venedig konkurrirte. Dagegen entwickelte sich die Eisenindustrie sehr langsam und ließ ihre glänzende Zukunft nicht ahnen. Großen Umfang gewann die Ausbeute von Steinkohlen; in London wurden Kohlen das allgemein übliche Brennmaterial.

Unter den zwei letzten Stuarts bedrängte die durch Colbert gehobene französische Industrie die englische und die holländische. Karls II. Vorliebe für französische Fabrikate war dem inländischen Gewerbfleiß nachtheilig, da die Verschwendung des Hofes viel Geld nach dem Ausland abfließen ließ. Frankreich schickte seine Wollen- und Leinwaren, Seidenstoffe, Papiere und Luxusartikel, während die englischen Waren durch hohe Zölle von den französischen Märkten ausgeschlossen waren. Die Widerrufung des Edictes von Nantes brachte aber viele gewerbfleißige Franzosen nach England, der Tod Colberts, dessen Geist nicht in seinem Werke zurückblieb, Einfuhrverbote und ein strenges Kolonial- und Schifffahrtssystem hoben im Zusammentreffen mit der Revolution von 1688 die englische Industrie zu der Ueberlegenheit, die sie seitdem behauptet hat.

Dem Ackerbau waren die Bürgerkriege nicht günstig; bedeutende Strecken dienten noch als Weide. Segensreich wirkte die republikanische Periode für die Befreiung des Grund und Bodens; sie hob den größten Theil der Lehnsverhältnisse und bäuerlichen Frohndienste auf. Die Wollproduktion hatte, seitdem die Ausfuhr verboten war, an ihrem Werth verloren, und die Landwirthe fingen an, mehr als sonst auf den Fleischertrag bei ihren Schäfereien zu sehen. Die Zucht von Hornvieh suchte man durch Einfuhrverbote in Aufnahme zu bringen. In der Bodenkultur konnte man vieles von Holland lernen, woher auch feinere Gemüse und Obstsorten nach England gebracht wurden. Kartoffeln waren bereits seit

Elisabet bekannt, aber erst geraume Zeit später wurden sie als Feldfrüchte angepflanzt und als Nahrungsmittel verwendet.

Die Engländer benutzten die Vortheile ihrer insularischen Lage nicht für den Fischfang; sie fischten mehr für den eignen Verbrauch als für den auswärtigen Handel. Der Zug der Heringe ging hart an den schottischen Küsten vorüber, aber Jakob I. überließ gegen eine zu zahlende Summe den Holländern den Heringsfang, für welche dieser die Grundlage ihrer Seemacht und eine Hauptquelle ihres Reichthums war. Auch bei dem Wallfischfang behaupteten die Engländer nur den zweiten Platz. Besser glückte es ihnen mit den Fischereien bei Neufundland, wohin die Holländer nicht kamen, und wo die Engländer es nur mit Franzosen und Spaniern zu thun hatten.

Cromwell erkannte, daß ohne Handels- und Seemacht England eine politische Weltstellung nicht einnehmen könne, und daß es dagegen kein größeres Hinderniß gebe, als den holländischen Nachbar, welcher den gleichen Zweck verfolgte. Aus diesem Grunde erließ er 1651 die Navigationsakte. Diese wurde 1660 durch Karl II. bestätigt und vervollständigt, sie wurde lange als die maritime Charte Englands gepriesen, bis sie endlich einer veränderten Zeit und helleren Einsicht in den Welthandel weichen mußte. Man betrachtet die Navigationsakte als den Wendepunkt für das Fallen der holländischen See- und Handelsmacht und dagegen für das Steigen der englischen. Aber nicht auf einmal und nicht ohne andere mitwirkende Umstände ist dieser Wendepunkt eingetreten.

Die englischen Kolonien in Amerika bis 1688.

Die Engländer, angeregt von Bewunderung und Neid über die glänzenden Entdeckungen und Eroberungen Spaniens in der neuen Welt, waren frühzeitig bemüht, sich auch ihren Antheil zu sichern. Die unter Elisabet gemachten Versuche schlugen fehl durch die Unkenntniß der Unternehmer. Da machte 1602 Gosnold eine Reise nach Nordamerika, und diese ist dadurch merkwürdig, daß sie zuerst die gerade Linie nach dem nordamerikanischen Kontinent hielt, während man zeither über die kanarischen Inseln nach Westindien und dann an der Küste Floridas aufwärts zu fahren gewohnt gewesen war. Gosnold landete in der Gegend von Boston. Mit kostbarem Pelzwerk kehrte er zurück und machte mit dessen Verkauf einen schönen Gewinn. Jetzt regte sich das Handelsinteresse. Mehrere Personen vereinigten sich, um in dem von Gosnold entdeckten Lande eine Ansiedelung zu gründen. Die erste dauernde Niederlassung der Engländer wurde Jamestown (1607) in dem heutigen Virginien. Die von dem König Jakob verliehenen Freibriefe bewilligten der Kolonie eine vollkommene Selbstregierung; doch wurde diese bald vielfach beschränkt.

Eine neue Anregung zur Auswanderung wurde gegeben, als in England Ereignisse eintraten, welche unbeugsame, thatkräftige Charaktere bewogen, lieber ihr Vaterland zu verlassen, als sich der Gewalt zu unterwerfen und gegen ihre Ueberzeugung zu glauben und zu handeln. Die Verfolgungen, welche unter den Stuarts die Puritaner zu erleiden hatten, trieben diese seit 1619 den rauhen Küsten zu, wo sie zu Gott auf ihre Weise beten und ihm mehr gehorchen konnten, als den Menschen. Während zeither nur materielle Vortheile und Aussichten auf Gewinn

die Europäer über den atlantischen Ocean getrieben hatten, begründete und bevölkerte der unwiderstehliche Trieb nach religiöser und politischer Freiheit die Kolonien Neu-Englands, das Stammhaus der Vereinigten Staaten. Allmälig lichteten sich die Wälder, der Anbau nahm zu, man konnte den Bedarf an Nahrungsmitteln selbst erzeugen, die Kolonie wuchs an Umfang und Gedeihn. Sie theilte sich in vier Provinzen, Massachusets, Konnektikut, Rhode Island und Neu Hamshire und nannte sich in ihrer Vereinigung die Staaten von Neu-England. Auch nach anderen Richtungen nahm die Kolonisation Nordamerikas überhand. Virginien, wo der Tabaksbau bereits eine große Ausdehnung gewonnen hatte, zog mehr und mehr Einwanderer und zwar aus den royalistischen Kreisen an sich. Maryland wurde von Lord Baltimore (1632) angelegt und ihm als Kronlehen überlassen. Der Gründer, ein eifriger Katholik, machte es zum Zufluchtsort seiner von der puritanischen Intoleranz verfolgten Glaubensgenossen. Neu-York und Neu-Jersey entstanden 1664; Konnekticut erhielt (1662) den Gnadenbrief einer priviligirten Kolonie, das Jahr darauf auch Karolina. Ein Asyl für die unbedingte Freiheit des Glaubens wurde Pennsylvanien, durch den Quäker Penn (1682) gegründet, zuletzt Georgien (1735), gleichfalls ein Zufluchtsort verfolgter Unglücklicher.

Die Verfassung dieser Provinzen war sehr verschieden, je nach den erhaltenen Freibriefen. Im Allgemeinen besaßen sie die Rechte freier Staatsbürger, wie jeder Engländer. In Beziehung auf den Handel waren die Kolonisten zu freiem direkten Verkehr mit fremden Ländern ermächtigt.

Die Augen der Engländer richteten sich auch auf Westindien. Hier hatte die Geschichte Amerika's begonnen, dahin gingen die meisten Fahrten. Die Nähe von Spaniens Gold- und Silberländern lockte die Habgier und den abenteuerlichen Unternehmungsgeist und öffnete der Freibeuterei ein weites Feld. Die Spanier, allein auf Gewinn der Bergwerke bedacht, hatten die westindischen Inseln vernachlässigt und hielten dieselben nur nothdürftig besetzt. Die anderen Nationen, durch das strenge Kolonialsystem von dem erlaubten Verkehr und durch das vermeintliche Eigenthumsrecht des madrider Kabinets von jeder Besitzergreifung ausgeschlossen, gingen bald zu unerlaubtem Handel und gewaltthätiger Erwerbung über. Sie fanden sich dazu um so mehr bewogen, da ihre Regierungen fast unausgesetzt in Krieg mit Spanien verwickelt war.

Die Holländer besetzten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die an der Küste Venezuelas liegenden Inseln St. Eustach und Curaçao und machten sie zu Stützen des Seeraubes und Schmuggels. Von da aus machten sie Jagd auf die spanischen Gold- und Silberflotten, von da aus schwärzten sie die Waren auf das Festland hinüber, und nicht der kleinste Theil ihrer Reichthümer ist daher entstanden. Bald folgten diesem Beispiel die Engländer und Franzosen und deren westindische Kolonien wurden der Heerd eines großartigen, vollkommen organisirten Schleichhandels. Nicht selten führte man ihn mit offener Gewalt und bewaffneter Hand, unterstützt und geleitet durch die unter dem Namen der Flibustier und Bukaniers bekannte

Verbindung. Diese bestand aus Europäern, besonders Franzosen und Engländern, welche zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts theils in Folge politischer und religiöser Verfolgung, theils wegen begangener Verbrechen, theils auch aus Lust zu Abenteuern ausgewandert waren. Sie hatten sich ursprünglich als Hirten und Jäger, dann als Seeräuber im Westen der Insel Domingo und auf einzelnen der kleinen Antillen angesiedelt, von wo sie Schmuggel, See- und Landraub trieben. Bevor sie sich als Piratenstaat organisirten und der Schrecken der spanischen Flotten und Küsten wurden, trieben sie friedliche Beschäftigungen und jagten auf Domingo und den nahe liegenden Inseln wilde Stiere, woher sie den Namen Bukaniers erhielten. Die grausame Verfolgung, die sie hier von den Spaniern erlitten, und die Ausrottung der Stiere erbitterten sie so, daß sie ihre zeither nur vereinzelten Streifzüge in einen systematisch angelegten Plan brachten. Sie nannten sich nun Flibustier oder Küstenbrüder; denn nicht alle waren Seeräuber, ein Theil blieb als Bukaniers bei der Jagd und ein dritter Theil bearbeitete das Land. Anfangs erkannten sie kein früheres Nationalverhältniß an; erst später theilten sie sich in französische und englische Unterthanen. Geraume Zeit genossen sie Frankreichs Schutz und wurden von England und Holland geduldet. Als sie anfingen ihre Raubgewerbe gegen Freund und Feind zu treiben, wurden sie nach hartem Kampf unterdrückt und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist der Bund verschwunden.

Die Flibustier sind die eigentlichen Gründer der englischen und französischen Kolonien in Westindien. Die erste westindische Kolonie, die von England aus angelegt wurde, war Barbados (1624). Die Flibustier gewährten der Niederlassung ihren Schutz und siedelten sich gleichfalls an. Durch sie allein konstituirte sich um dieselbe Zeit die Kolonie von St. Christoph. Auch sie suchte und fand Unterstützung in England. Während der Unruhen im Mutterlande überließ man die Kolonien sich selbst; und viele Engländer begaben sich dahin. Manche der kleinen Antillen schlossen sich als Tochterkolonien an St. Christoph an. Die ersten Gegenstände des Anbaus waren Tabak und Baumwolle, bald holte man aus Brasilien das Zuckerrohr und der Anbau desselben nahm so zu, daß die westindischen Kolonien seit 1650 vorzugsweise in den Besitz der Zuckerausfuhren nach Europa gelangten. Auch wurde Barbados ein Hauptdepot für Sklaven.

Bei der damaligen Lage Englands hatten die Kolonien ganz freien Handel. Man schickte die Erzeugnisse nach Belieben in alle Länder, wo sie den besten Absatz fanden, und öffnete ohne Unterschied jedem Kaufmann die Häfen. Diese unbeschränkte Freiheit kam besonders den Holländern zu Statten, welche den englischen Kolonialhandel ganz an sich rissen und mit ihren Schiffen Aus- und Einfuhr besorgten. Die westindischen Kolonien wurden unter kluger Benutzung der Zeitumstände allmälig unabhängig und dem Wesen nach förmliche Freistaaten. Als aber das Mutterland unter Cromwell Zeit und Kraft fand, sich nach außen umzusehen und seine gefährdeten Interessen zu wahren, zogen auch die Kolonien die Blicke auf sich. Und als es ferner galt, durch die Navigationsakte den Streich gegen die Holländer zu führen, waren es eben wieder die Kolonien, deren ergiebige Ausbeute den Fremden entzogen und dem Mutterlande gesichert werden sollte. Jamaika wurde

(1655) den Spaniern durch Cromwell entrissen. Auch in Centralamerika und auf der Halbinsel Yukatan faßten die Engländer Fuß. Die Veränderungen, welche sich seit Cromwell und noch mehr seit der Restauration in der politischen Verfassung der Kolonien zutrugen, hatten meistens eine Stärkung der königlichen Gewalt zum Gegenstand. Aber auch unter der neuen Regierungsform behielten die Kolonien die englischen Staatsbürgerrechte und behaupteten insbesondere das Grundrecht der Selbstbesteuerung. Ihre ganze Beschränkung lag nur in dem Handelsmonopol des Mutterlandes. Dieses wurde ihnen durch die Navigationsakte in vollen Maßen auferlegt, indem diese den Aus- und Einfuhrhandel der Kolonien der englischen Flagge vorbehielt. Man zwang die Kolonisten nicht bloß ihre Produkte auf englischen Märkten zu verkaufen, sie sollten auch verpflichtet werden, alle zu ihrem Gebrauch nöthigen Waren von englischen Kaufleuten und Fabrikanten zu kaufen. Bis zur Revolution von 1688 war das englische Kolonialwesen in Amerika noch in seinem Bildungsprozeß begriffen, erst seitdem oder auch schon seit der Navigationsakte erlangte der amerikanische Kolonialhandel der Engländer eine größere Bedeutung. Er unterscheidet sich durch den bemerkenswerthen Umstand von dem anderer Nationen, daß er nicht privilegirten Gesellschaften überlassen war. Jeder Engländer konnte unter den Bestimmungen der Navigationsakte frei mit Amerika verkehren.

Für den Handel mit Ostindien war bereits unter Elisabet die ostindische Gesellschaft gebildet worden, und diese hatte eine Faktorei in Surate auf der Küste Malabar gegründet. Den Engländern trat der Handelsneid der Portugiesen und Holländer entgegen, und auch in England erregte die der ostindischen Gesellschaft ertheilte Erlaubniß, 30,000 Pfund Sterling baaren Geldes auszuführen, große Unruhe. Erst allmälig fand die Antwort der Kompagnie Zustimmung, daß die Ausfuhr des Geldes vortheilhaft sei, weil die von Indien eingeführten Waren hauptsächlich nach anderen Ländern wieder ausgeführt würden, die für dieselben einen viel größeren Betrag an Geld erlegten. Ein bedeutendes Hinderniß für das Gedeihen der englischen Gesellschaft war die feindselige Eifersucht der Holländer. Diese strengten alle Kräfte an, um sich in den ausschließlichen Besitz des Gewürzhandels zu setzen. Die Engländer hingegen, welche von den eingebornen Fürsten der Molukken freundschaftlich aufgenommen worden waren, wollten nicht gutwillig zurücktreten. So kam es zu Anfeindungen aller Art und zuletzt zu offnen Gewaltthaten. Die Holländer vertrieben die Engländer gänzlich von den Molukken und dabei kam es auf Amboina (1622) zu abscheulichen Grausamkeiten. Während die holländische Kompagnie durch die Regierung des Mutterlandes kräftig unterstützt wurde, sah sich die englische von der ihrigen sehr vernachlässigt. Während der Bürgerkriege Karls I. verlor man in England den indischen Handel ganz aus dem Gesicht. Doch behauptete sich dieser auf einigen angelegten und im Laufe der Zeit befestigten Faktoreien, zumal in Surate und in Madras auf der Küste von Koromandel. Dem ersteren Orte brachte die Verbindung mit Persien wesentliche Vortheile. Schah Abbas, der kriegerische Herrscher aus dem Haus der Sofis, hatte dieses Reich

Englisches Kolonialwesen in Ostindien.

von den Türken unabhängig gemacht und in alter Herrlichkeit wieder hergestellt. Er liebte die Künste des Friedens und beförderte Gewerbe und Handel. In Ispahan entstand eine armenische Kolonie, in deren geschickte Hände der ganze persische Handel überging. Armenier beherrschten nicht nur den Landhandel Asiens, sondern dehnten ihre Geschäfte auch nach den Hauptplätzen Europa's aus. Die Portugiesen, durch diese neue Konkurrenz beunruhigt, verlangten, daß die Perser die Waren in den portugiesischen Magazinen kaufen, sich portugiesischer Schiffe bedienen und hohe Frachten und Zölle zahlen sollten. Diese Tyrannei empörte Schah Abbas und er schlug den Engländern eine Vereinigung der Streitkräfte vor, um Hormus zu belagern. Die Engländer schickten eine Flottenabtheilung, und die Stadt mußte sich ergeben. Hormus erstand nicht wieder aus seinen Trümmern, aber ein wenige Stunden davon entfernter Ort, Gamron oder Bender Abassi wurde nun der Stapelort für den persisch-indischen Handel, welcher auch den Engländern höchst gewinnreich war.

Der siegreiche Krieg Cromwells gegen die holländische Seeherrschaft hob etwas die gedrückte Lage der englischen Kompagnie; doch die auf Java und den Molukken weggenommenen Faktoreien erhielten die Engländer nicht zurück. Unter der Republik trat eine Zeit ein, wo der indische Handel ganz frei und der Privatthätigkeit offen war. Bei der freien Konkurrenz wurden die indischen Einfuhren größer in Betrag und auch ungleich wohlseiler im Preis. Dennoch wurde der Kompagnie 1657 ihr Freibrief erneuert und derselbe später auch von Karl II. bestätigt. Die Fortschritte der Kompagnie waren nur gering. Die Holländer, im Besitz größerer Mittel und einer befestigten Macht, hinderten sie, wo sich nur immer Gelegenheit fand. Einen werthvollen Zuwachs erhielt die Kompagnie durch die Insel Bombay, welche Karl II. von seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, erhalten hatte, und 1668 an die Kompagnie abtrat. Bombay wurde nun der Hauptplatz von Vorderindien. In Bengalen erwarb die Kompagnie 1689 Landbesitz und gründete Kalkutta.

Die englische Industrie seit 1689.

Mit der Revolution von 1688 trat England aus seinen Lehr- und Lernjahren hinüber in die Manneskreise und Selbständigkeit. Die Bill of rights befreite den Bürgerstand von den letzten Resten des Mittelalters, stellte ihn in der Vertretung und Gesetzgebung des Landes ebenbürtig, ja erhob ihn durch das ausschließende Bewilligungsrecht der Steuern über die anderen Stände. Die Verwaltung stand unter Aufsicht und Einfluß der öffentlichen Meinung, die Gesetzgebung war nur der Ausdruck des Nationalwillens, und ein glückliches Einverständniß der Gewalten, ein Gleichgewicht der Kräfte bildete sich aus. Die Handelspolitik, welche auf dem Kontinent als eine Kabinetssache galt, wurde in England Nationalsache. Daß Wilhelm III. aus dem Handelsstaat, wo er aufgewachsen war, richtige Grundsätze von Staats- und Volkswirthschaft auf den Thron von England mitbrachte, erleichterte nicht wenig die Maßregeln, welche zu treffen waren, um die Herrschaft auf den Meeren zu erlangen und die Mitbewerbung Frankreichs zu beseitigen. Die spanische und portugiesische Marine war zerstört, die hollän-

dische gelähmt. England erhielt die Herrschaft auf dem Meere, ihm konnte auch der Welthandel nicht entgehen.

Erst jetzt fand das handelspolitische System, welches Cromwell durch die Navigationsakte begründet hatte, seine umfassende folgenrechte Anwendung. Die englische Handelsmarine gelangte bei dem über alle Welttheile ausgedehnten Besitz von Kolonien zu einer solchen Stärke, daß ihr die Konkurrenz der Holländer nicht mehr schaden konnte. Die erstaunliche Zunahme des Kohlentransports und der Fischereien war für die Ausbildung der englischen Marine eine gute Schule. Zwar konnten die Engländer ihre Frachten nicht so billig stellen, als die Holländer, und diese blieben im Zwischenhandel im Vorrang, aber die Engländer fanden hinlängliche Beschäftigung in der Betreibung des Eigenhandels, von dem sie jede fremde Flagge ausgeschlossen hatten. Es galt die Gegenstände des Eigenhandels an Zahl und Werth zu vermehren, die Manufakturkraft des Mutterlandes und die Ausbeute der Bodenprodukte in den Kolonien zu befördern. Zu diesem Zwecke diente, unter den damaligen Umständen, das Merkantilsystem.

Unter den englischen Industriezweigen stand als der älteste die Wollfabrikation auch jetzt noch oben an. Die häufigen Einwanderungen französischer Hugenotten und holländischer, vorzüglich in der Kunst des Färbens und Appretirens bewanderter Arbeiter verschafften der Fabrikation eine stets fortschreitende Vervollkommnung. Die Leinweberei war bereits seit längerer Zeit in Irland eine Art Hausindustrie, jetzt kam sie auch in den größeren Handel und zur Ausfuhr, die sonst nur in französischen, niederländischen, russischen und deutschen Leinen stattgefunden hatte. Eine Menge Verordnungen des Parlaments suchten die Leinweberei auf jede Weise zu heben und zu befördern. Bereits unter Elisabet waren Seidenmanufakturen gegründet worden, aber diese konnten bei der bedeutenden Einfuhr französischer Seidenstoffe nicht aufkommen. Die Aufhebung des Edikts von Nantes führte viele Seidenweber nach England, welche ihre Gewerbe in Spitalfield bei London wieder anfingen und neue Zweige ihrer Kunst einführten. Ihrem Verlangen nach Schutz kam die Regierung bereitwillig entgegen; es wurde aber dadurch nichts ausgerichtet, indem Frankreich seine Seidenwaaren auf dem Wege des Schmuggels einführte. Die Verarbeitung der Baumwolle machte sehr langsame Fortschritte. Die Fabrikation nahm etwas zu, als die Baumwolle der amerikanischen Kolonien zur Ausfuhr kam. Manchester war der Hauptsitz, verschiedene Baumwollstoffe erhielten daher ihren Namen. Große Spinnereien nach dem heutigen Begriff bestanden in dieser Zeit noch nirgends. Die anhaltende Vertheuerung der feinen Schafwolle bewirkte, daß man die Baumwolle nicht aus den Augen verlor, deren Bezug seit Vermehrung des Anbaus in den Kolonien immer wohlfeiler wurde. Als der Zimmermann Hargraves (1767) das sogenannte spinnende Hannchen erfand und wenige Jahre darauf Arkwright mit einer noch vollkommnern Spinnmaschine folgte, da trat ein in den Annalen des Gewerbfleißes unerhörter Umschwung der Dinge ein. Die Baumwollfabrikation überholte schnell die übrigen Manufakturen und überwand alle Schwierigkeiten, so daß weder die erstaunliche Billigkeit des Arbeitslohnes in Indien, noch der Grad der Vollkommenheit, welchen die Arbeiter

jenes Landes besaßen, gegen die Ueberlegenheit der Maschine sich geltend machen konnte. Es wurde möglich, aus Indien die Baumwolle zu holen und sie verarbeitet mit Nutzen dahin zurückzuführen. Mit der Erfindung der Spinnmaschine beginnt die weltbeherrschende Industrie Englands.

Für die metallurgische Industrie, diesen anderen Reichthum des heutigen Englands, war das achtzehnte Jahrhundert nicht viel mehr als eine Zeit der Vorbereitung. Zwar blieb sie im allgemeinen Fortschritt nicht zurück und die Verwendung der Steinkohle zum Hüttenwesen wurde jetzt allgemein; aber in Vergleich mit der ungeheuren Produktion von Eisen in unseren Tagen ist der damalige Ertrag nur sehr gering. In der Verarbeitung des Eisens, zumal als Stahl, waren die Engländer bereits in dieser Zeit allen Anderen voraus. Birmingham hatte sowohl in den gröberen Sorten von Metallwaren, als in den mannigfachen kurzen Waren aus Tombak, Messing, Zinn, Blei, Eisen und Stahl ein reiches Assortiment. Die berühmten Schneidewerkzeuge von Sheffield fanden sich auf allen Märkten. Auch die Steinkohlen wurden ein Handelsartikel und nach Frankreich und Holland versendet. Von den übrigen Gewerben sind noch die Papier- und Hutfabrikation hervorzuheben. Die Vervollkommnung beider verdankt England den französischen Flüchtlingen. Zuletzt ist die Steingutfabrik zu erwähnen, welche Wedgwood 1760 auf den öden Haiden von Staffordshire begründete und welche bald kein geringer Zuwachs zur industriellen Weltherrschaft Englands wurde.

Das englische Gewerbwesen war lange Zeit eingeengt in Zunftzwang, allein die Bedürfnisse und Interessen des praktischen Lebens machten es früher als anderswo frei von lästigen Bestimmungen. Auch kam es nirgends früher als in England zu einem fabrikmäßigen Betrieb und zu einer Theilung der Arbeit. Dabei wollte die Regierung nicht alles bis in das Einzelne leiten wie auf dem Kontinent; man vertraute der persönlichen Einsicht und Rechtschaffenheit. Kein kleiner Vortheil war die enge Verbindung der englischen Industrie mit dem Handel, welcher dem Fabrikanten die Rohstoffe lieferte, oft Geld vorstreckte und gegen baare Bezahlung seine Waren nahm und sie vortheilhaft vor denen anderer Länder auszeichnete. Die englische Zollgesetzgebung nahm am frühsten den Grundsatz an, Fabrikmaterialien und Rohstoffe mit keinem oder nur geringen Zöllen zu belasten; auch waren die Ausfuhrzölle niedriger, als in den meisten andern Ländern.

Der englischen Industrie unterthänig war nur Portugal und in mancher Weise auch Deutschland in Folge der Subsidien, welche für den Ankauf von Fabrikaten wieder nach England zurückflossen. Die anderen Staaten suchten ihren inneren Markt durch Verbote zu sichern, vor allen Frankreich, das während dieses Zeitraums mit England nichr minder um die kommerzielle als politische Herrschaft kämpfte.

Zunahme der Schiffahrt. Hohe Achtung vor dem Handel.

Die Rhederei war erstarkt, und der Schiffsbau hatte einen außerordentlichen Umfang genommen. Durch seine Flotten und deren glänzende Siege erwarb sich England die Herrschaft über die Meere. Der englischen Flagge fehlte nirgends Schutz und, wo sie beleidigt wurde, Genugthuung. Handel und Schifffahrt konnten sich mit

Vertrauen überall hin bewegen, weil sie wußten, daß ihre Interessen von der Nation und der Regierung mit Energie vertreten wurden. Aus den Küstenfahrten, zumal mit Kohlenladungen, und aus den Fischereien gingen tüchtige Matrosen hervor. Das Hauptrevier der englischen Fischereien blieb die große Bank bei Neufundland. Das Parlament wendete den Fischereien ausnehmende Fürsorge zu. Der Geist des Volkes für die Schifffahrt erwachte wunderbar. Die Betreibung des Handels brachte jedem Stand Ehre und Ansehen; das Vorurtheil so vieler Kontinentalstaaten, als ob der adelige Stammbaum durch Betreibung von Handel beschimpft werde, war in England nie zu finden. Der englische Adel hat von jeher mehr dem Vaterland als der Dynastie gedient, er hat es vorgezogen, Patriot statt Hofmann zu sein. Wie sollte er also die einträglichste Nationalbeschäftigung geringschätzen? Die nachgebornen Söhne des Adels treten in die bürgerlichen Kreise zurück; die Häupter der ersten Familien betheiligen sich an Handelsgeschäften und stellen sich an die Spitze neuer Unternehmungen. Wie mancher Lord und Herzog stammt von einem Citykaufmann, von einem Wollspinner ab. Kein Edelmann glaubt sein Wappenschild befleckt, wenn er der Tochter eines Kaufmanns die Hand reicht. Der englische Kaufmann hat, wenn er in das Parlament gewählt wird, bei der Gesetzgebung mitzusprechen und die Regierung zu beaufsichtigen. Großhandel und Geldwechsel zu treiben steht in England Jedermann frei, er mag Ausländer oder Inländer, Christ oder Jude sein.

Die großen Handelsstädte Englands.

London war schon im Mittelalter groß; unter den Tudors und Stuarts bildete es die Metropole des englischen Verkehrs; zum Welthandelsplatz wurde es im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts. Als Sitz der Handelsgesellschaften, Kreditanstalten und Assekuranzkammern, vor allem aber der Börse wurde es der Mittelpunkt des Waren- und Geldmarktes, die Niederlage der Aus- und Einfuhr. Auch die Industrie war in den meisten Zweigen vertreten. Manchester, Birmingham und Sheffield erlangten erst in der neueren Zeit ihre Größe und Bedeutung. Glasgow hob sich rasch seit der Union, welche die schottischen Häfen den englischen für den Kolonialhandel gleichstellte; es wurde die Hauptniederlage für den Tabak von Maryland und Virginien. Bristol folgte unter den Seehäfen nach London. Liverpool war im 16. Jahrhundert ein armseliges Dorf; der Negerhandel bahnte ihm den Weg zu seiner Größe; aber der Negerhandel wurde bald mit würdigern Geschäften vertauscht; nach der Befreiung der nordamerikanischen Kolonien zog es den Handel derselben in seinen Hafen. Hull und Newcastle waren wichtig für den Verkehr nach Norden und als die größten Kohlenmagazine.

Bank- und Kreditwesen. Staatsschulden.

Mit der Ausdehnung der politischen Macht hatten sich die Handelsgeschäfte schneller vermehrt, als die Kapitalien. Die Aufgabe war, neue Kapitalien durch Kredit zu erzeugen und zu vermehren und die klingende Münze durch künstliche Tausch- und Zirkulationsmittel zu ersetzen. Längere Zeit hatte die königliche Münzstätte dazu gedient, um größere Geldvorräthe sicher aufzubewahren. Das hörte während der Anarchie der Bürgerkriege auf. Man nahm jetzt seine Zuflucht zu den Gold-

schmieden. Diese sehr ansehnliche Zunft, welche stets einen großen Vorrath edler Metalle besaß, mußte für deren Aufbewahrung sichere Vorkehrungen treffen. Man gewöhnte sich, bei den Goldschmieden das baare Geld niederzulegen und durch sie die Zahlungen machen zu lassen. Das konnte durch bloße Gegenrechnung geschehen, wenn der Goldschmied die Kapitalien des Gläubigers und des Schuldners zugleich in Verwahrung hatte. Es waren dies also Privat-Depositen-Banken; die Deponenten zahlten dem Depositar eine mäßige Entschädigung für den nothwendigen Aufwand. Die Masse baaren Geldes, die sie nur selten baar auszuzahlen hatten, brachte die Goldschmiede nach und nach auf andere, dem ursprünglichen Zwecke fremde Geschäfte. Sie nahmen von Jedermann Geld, der solches vorräthig hatte, auf unbestimmte Zeit zu mäßigen Zinsen und liehen bedeutende Summen zu hohen Zinsen. Dadurch stieg der Zinsfuß im ganzen Lande. Das brachte dem Ackerbau, den Gewerben und Fabriken großen Nachtheil. Um so dringender äußerte sich das Bedürfniß einer umfassenden soliden Kreditanstalt. Eine Geldverlegenheit der Regierung beschleunigte den Abschluß. Kaufleute der londoner City, an deren Spitze der Schotte Patterson stand, boten der Regierung 1,200,000 Pf. St. an, wenn dieselbe einen Freibrief für Begründung einer öffentlichen Zettelbank ertheilen wolle. Die Regierung ging darauf ein und bewilligte den Freibrief der Bank von England 1694. Die Geschäfte der Bank von England bezogen sich und beziehen sich noch jetzt nur auf drei Gegenstände, Diskontiren von Wechseln, Handel mit Silber- und Goldbarren und das Recht, daß sich die Krone bei ihren Umsätzen und zu den ihr nöthigen Vorschüssen auf die Steuern des Landes gegen eine jährliche Rente von drei Prozent ausschließlich der Bank von England zu bedienen hat. Diese ist Bankier der Krone, sie unterstützt durch ihre Papiere nicht bloß den Handel und die Industrie, sondern auch den Staatsschatz. Vervollständigt wurde ihr Privilegium durch eine Parlamentsakte, welche für England die Bildung irgend einer anderen Bank von mehr als sechs Personen untersagte.

Das beschränkende Privilegium der Bank von England galt nicht für Schottland. In diesem Lande entstanden bis 1783 vierzehn Banken, welche Noten ausgaben und verschiedene Filiale eingerichtet hatten. In Schottland bildete sich das Bankwesen eigenthümlich aus. Der Handel war dort nicht bedeutend genug, um allein mit Diskontiren von Wechseln die Banken zu beschäftigen; deren Zweck ging vielmehr dahin, den Hypothekarkredit zu erleichtern, Leihbanken zu sein. Der wunderbar schnelle Aufschwung des englischen Welthandels und der englischen Weltindustrie ist nicht zum kleinsten Theile der Einführung der Banken und des Papiergeldes zuzuschreiben.

Die Kriege Englands im 18. Jahrhundert veranlaßten eine große Vermehrung der Staatsschulden. Bis um das Jahr 1694 deckte man außerordentliche Ausgaben gewöhnlich durch Erhöhung der Steuern. Erst unter Wilhelm III. machte der Staat Anleihen und verpfändete dafür einen Zweig seines Einkommens, durch welches Kapital und Zinsen getilgt werden sollten. Diese Tilgung erfolgte jedoch selten, die Bedürfnisse des Staates vermehrten sich und die Staatseinnahmen wurden wiederholt für neue Anleihen verpfändet. Endlich hob man den Gebrauch ganz auf, für eine gewisse Zeit oder auf terminliche Rück-

zahlung Geld aufzunehmen, und die meisten Anleihen wurden auf immerwährende Renten reducirt. Dies ist der Ursprung des Fundirungssystems. Für die ersten Anleihen mußten hohe Zinsen gezahlt werden. Als aber die neuen Zustände sich bewährten und im In- und Auslande Vertrauen fanden, nahm das Angebot von Geld so zu, daß man die Zinsen auf vier Prozent zurücksetzen konnte. Da der größere Theil der Anleihen im Lande geborgt wurde, so verflochten die Fortschritte des Anleihsystems immer tiefer das Geldinteresse der Regierung und der Nation. Mit dem Fall des Kredits hätte auch das Anleihsystem aufgehört und mit ihm die Kraft der Regierung. Die Erhaltung der Verfassung, der Kredit der Regierung und der Nationalwohlstand waren unauflöslich mit einander verschlungen.

Die vermehrten Schulden des Staates erweiterten das Kapitalvermögen vieler Privaten. Der Verkehr in Fonds und Effecten wurde ein bedeutsamer Zweig des Börsengeschäfts. Der Spekulationshandel nahm immer größere Verhältnisse an. Dazu kamen Aktienunternehmungen in Mode, die unsinnigsten Projekte tauchten auf und fanden bei dem Schwindelgeist und der Sucht nach Reichthum gläubige Opfer. Dieser Schwindelgeist führte, wie Law's Unternehmungen in Frankreich (S. 368), eine Katastrophe herbei (1720), welche eine gewaltige Revolution im Eigenthum und Vermögen hervorbrachte.

Fortschritte des englischen Ackerbaus.

Gleiche Fortschritte mit Handel, Industrie und Schifffahrt machte im 18. Jahrhundert auch der englische Ackerbau. Die Landwirthschaft lohnte bei vermehrter Nachfrage nach ihren Erzeugnissen die Mühe, welche auf ihre Verbesserung verwendet wurde. Der starke Fleischverbrauch veranlaßte den Ackerbauer der Viehzucht besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es wurde Stallfütterung und der Anbau von Futterkräutern eingeführt, und der größere Viehstand wirkte wieder durch Vermehrung der Düngmittel günstig auf den Ackerbau. Große Strecken öden Landes wurden für die Kultur gewonnen. Der Adel unterzog sich selbst der Bewirthschaftung seiner Güter; reich gewordene Gewerbs- und Handelsleute legten einen Theil ihres Vermögens in Grund und Boden an. Das Gegentheil fand in Irland statt. Der Grundbesitz, einem feindlichen Adel und einer anders gläubigen Geistlichkeit verliehen, wurde vernachlässigt. Die Eigenthümer verzehrten in England die Einkünfte ihrer Besitzungen.

Gründung des ostindischen Reichs.

Die Kriege, welche England in Europa führte, verpflanzten sich auch nach den Kolonien, und ihr siegreicher Ausgang verschaffte gerade hier den meisten Zuwachs an Gebiet und Handel. In Ostindien legten die Britten den Grund zu ihrem großen Kolonialreich. Auf den Inseln saßen die Holländer fest, auf dem Kontinent aber bot die mehr und mehr in Anarchie sich auflösende Herrschaft des Großmoguls den weitesten Spielraum.

Ueber die nordwestlichen Gebirgsketten waren um das Jahr 1000 die ghasnavidischen Türken in Indien eingedrungen; sie hatten das Land unterworfen, aber ihren Glauben hatten die Hindus bewahrt. Nach zwei Jahrhunderten zerstörten diese Herrschaft die Afghanen, indem sie aus den nördlichen Gebirgen bis nach Bengalen und Dekan

drangen. Als Sultan Baber, ein Urenkel Tamerlans, an der Spitze der Mongolen, den afghanischen Sultan Ibrahim überwunden hatte, entstand 1526 das Reich der Mongolen. Delhi war dessen Hauptstadt, die Einkünfte so groß, daß der Reichthum des Großmoguls zum Sprichworte wurde. Unter Aurengzeb, der 1707 starb, hatte das Reich der Mongolen in Indien die größte Ausdehnung. Die Verwaltung der verschiedenen Provinzen war Beamten (Subahs, Nabobs) anvertraut, welche in ihren Statthalterschaften eine fast unumschränkte Macht übten. So lange die mongolischen Kaiser die Kraft und Tapferkeit ihrer Vorfahren besaßen, so lange vermochten sie die verschiedenen Theile des großen Reiches in Unterwürfigkeit zu halten, und die Nabobs leisteten den aus Delhi ergehenden Befehlen den schuldigen Gehorsam. Aber die Kaiser versanken in Unthätigkeit und Schwäche, und ihre Regierung war eine Reihe von Lastern und Treulosigkeiten.

Kuli Chan, der sich des persischen Thrones bemächtigt hatte und sich Schah Nadir nannte, unternahm 1739 einen Zug nach Indien, eroberte Delhi, ließ hunderttausend Menschen ermorden und gewährte den Frieden nur gegen Abtretung aller vom Indus westlich gelegenen Länder. Dies gab das Signal zum Verfall des Reiches. Die Nabobs kündigten dem Kaiser die Lehnspflicht auf oder vollzogen nur scheinbar dessen Befehle.

Der angemaßten Unabhängigkeit der Nabobs folgten bald Kriege derselben gegen einander, und da sie die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst kannten, so bemühten sie sich mit der englischen und französischen Kompagnie ein Bündniß zu schließen und deren Hülfe zu erlangen. Die Kompagnien benutzten diese Anarchie; sie waren nicht zufrieden, einzelne befestigte Seehäfen und Handelsplätze inne zu haben, sie strebten nach dem Besitz ganzer Provinzen, und es entspann sich bald ein Kampf darum, ob Engländer oder Franzosen die Herren der indischen Königreiche sein sollten.

Eine Zeitlang standen die Aussichten für die französische Oberherrschaft in Indien besser, als für die der Engländer (S. 378). Erst als der als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete Lord Clive den Oberbefehl übernommen hatte, erlangten die Engländer die Ueberlegenheit. Indem sie ihre Truppen durch indische Rekruten (Seapoys) ergänzten und diesen letzteren europäische Zucht und Abrichtung beibrachten, ohne ihnen die Kenntniß europäischer Kriegskunst mitzutheilen, fanden sie die Grundlage, auf welcher bald ein großes Reich der Kompagnie erbaut wurde. Zur Gründung einer Territorialherrschaft in Indien war der Besitz der Gangesländer, besonders Bengalens, nothwendig. Durch Kampf, aber auch durch List und Verrath, mit welchem die einheimischen Fürsten sich gegenseitig selbst opferten, vollbrachten die Engländer bis 1765 die Unterwerfung Bengalens. Sie erhielten die Einkünfte und Verwaltung des Landes, obgleich sie dem mongolischen Kaiser und den indischen Fürsten einen Schatten von Herrschaft ließen und ihnen einen Jahrgehalt zahlten. In der Kompagnie, welche ein großes und reiches Land beherrschte, entstand ein getheiltes Interesse zwischen den Aktionären und zwischen den Direktoren und den Beamten in Indien. Den Aktionären blieb nur der mäßige Gewinn des Handels zwischen Indien und Europa, während der Ertrag des ausgedehnten Reiches in

den Händen der Direktoren in Europa und der Beamten in Indien zerrann. Die Beamten erlaubten sich jede Art von Unterschleif und bedrückten die Eingebornen, während die Kompagnie immer in neue Kriege, in Verlegenheiten und Schulden verwickelt wurde. Die Direktoren in London waren die Vorgesetzten, unter denen die vier Präsidentschaften standen. Jeder Präsident handelte für sich. Diesen Uebeln suchte die Regierung durch die Regulationsakte (1773) zu steuern. Eine neue Organisation der Kompagnie sollte theils der Regierung in Indien Einheit verleihen, theils sie in Abhängigkeit von der Krone bringen. Die Hauptpunkte der Akte waren, bessere Bestimmungen in der Wahl der 24 Direktoren, Erhöhung der Stimmfähigkeit in der Generalversammlung, Erhebung des Gouverneurs von Bengalen zum Generalgouverneur aller britischen Besitzungen, Gründung eines obersten Gerichtshofes, königliche Sanction für gewisse Akte und das Recht des Veto's.

Durch diese neue Einrichtung wurde für die Abhängigkeit von dem Mutterlande etwas, für Indien und die Kompagnie aber wenig gewonnen. Die Verwaltung wurde konzentrirter, aber es wurde kein dauernder Friede. Um zu bestehn, wurde das Erobern Nothwendigkeit. Die Bedrückungen erzeugten Widerstand, der Widerstand Kriege mit den Eingebornen und den sie unterstützenden Franzosen. Ein ausgezeichneter Mann, Warren Hastings, wurde 1774 zum Gouverneur von Indien ernannt. Er hat unter den schwierigsten und bedenklichsten Umständen die englische Herrschaft in Ostindien gerettet und das, was Clive gegründet und begonnen hatte, glücklich erhalten und glänzend erweitert. Freilich erlaubte er sich auch Hinterlist und Raubsucht, Verschwendung und das schmutzige Verfahren einer Handelsklugheit, die mit der einen Hand ein blutiges Schwert schwingt, um den leeren Beutel in der andern zu füllen. Hastings hat mit den Maratten, mit Hyder Ali und mit dessen Sohn Tippo Saib blutige Kriege geführt. Allein der glückliche Ausgang dieser Kriege und alle Erpressungen verbesserten die Geschäfts- und Handelslage der Kompagnie nicht. Sie konnte ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, man hielt sie für bankerutt, und zugleich bildete sie einen Staat im Staate. Es wurde deshalb verlangt, daß die Kompagnie unter strengere Aufsicht der Regierung und des Parlaments gestellt werde. Die Bill, welche Fox als Minister zur besseren Verwaltung der ostindischen Angelegenheiten beantragte, wurde vom Parlament nicht angenommen. Dagegen setzte William Pitt, der jüngere Sohn des verstorbenen Lord Chatam, seinen Vorschlag durch (1784). Den Direktoren und Aktionären wurde eine oberaufsichtliche Behörde zur Seite gesetzt, welche aus sechs vom Könige ernannten Mitgliedern des geheimen Raths besteht. Die Wirksamkeit derselben erstreckt sich auf alle Staats- und Kriegsangelegenheiten der Gesellschaft, mit Ausschluß des Handels. Alle Berichte aus Indien und alle Befehle und Verordnungen nach Indien müssen ihr vorgelegt werden, und es steht ihr frei, die Befehle und Verordnungen zu verändern, ja in Fällen dringender Nothwendigkeit kann sie eigne Befehle, ohne Mittheilung an die Direktoren, erlassen. Die Ernennung des höchsten Kriegsbefehlshabers gebührt dem König; er kann auch den General-Gouverneur, die Vorsteher und Glieder der drei Regierungen

zu Bombay, Madras und Kalkutta absetzen, und deren Wahl muß von ihm bestätigt werden.

Die westindischen Kolonien d. Engländer.

Fast bei jedem Friedensschluß wurde der Umfang der amerikanischen Kolonien Englands erweitert. War auch der Größe nach Spanien die erste Kolonialmacht in Amerika, so ging doch als Handelsmacht England allen voran. Die Ueberlegenheit Englands zur See war ein Hauptgrund seiner Kolonialmacht, doch eben so hoch ist die Einsicht anzuschlagen, mit der die Engländer die dauernde Ergiebigkeit ihrer transatlantischen Besitzungen nicht sowohl in gierigem Suchen nach Gold und Silber, als vielmehr im Anbau des Bodens suchten. Der Verbrauch von allen Kolonialwaren, insbesondere von Zucker, hatte seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Europa außerordentlich zugenommen, und die brittischen Kolonien in Westindien machten die größten Lieferungen nach dem Mutterlande. Allein seit 1700 geriethen Produktion und Ausfuhr plötzlich in Stocken, während auf den französischen Inseln Guadeloupe und Martinique die Zuckerplantagen einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Der Ausfall war so bedeutend und bedrohte so sehr die Interessen des englischen Kolonialhandels, daß das Parlament eine genaue Untersuchung über die Ursachen anstellen ließ. Der Hauptgrund lag in dem Widerstreit der Interessen, welcher zwischen den englischen Kolonien in Westindien und denen in Nordamerika in der Zuckerfrage entstanden war.

Die nordamerikanischen Kolonien hatten nämlich unerwartet in ihren Urwäldern eine Quelle des Reichthums gefunden. Die englische Marine hatte bisher den Bedarf ihres Schiffsbaus aus Schweden und Rußland bezogen, aber 1703 wurde in Schweden die Ausfuhr von Theer und Pech einer Gesellschaft als Monopol überlassen, welche die Preise unmäßig erhöhte. Die Noth, welche den englischen Schiffsbau traf, brachte die englische Regierung zur Einsicht, daß sie in ihren eignen Kolonien den reichsten Ersatz dafür finden könne. Man traf angemessene Anstalten, und es dauerte nicht lange, daß Pech und Theer und Schiffs- und Bauholz in Masse von den Kolonien in englische Häfen eingeführt wurde. Bald genügte den Nordamerikanern der Absatz an das Mutterland nicht mehr und sie fingen an einen direkten Verkehr mit dem holländischen und französischen Westindien einzuleiten. Westindien brauchte die Baumaterialien, die Fische und das gesalzene Fleisch Nordamerika's, Nordamerika hingegen den Zucker und Rum, den Kaffee und die Gewürze Westindiens. Welcher Umweg und welche Kosten, wenn der Umtausch über Europa geschehen sollte! Mit den nordamerikanischen Artikeln ließ sich bei der Einfuhr nach den französischen Inseln mehr gewinnen, als auf den englischen Inseln, da sie theils im Wege des Schmuggels eingingen, theils auch geringere Zölle zahlten. Obgleich ein solcher Verkehr dem Sinn und Wortlaut der Navigationsakte geradezu zuwiderlief, hatte man ihn doch bisher geduldet. Jetzt aber brachten ihn die englischen Kolonien in Westindien zur Anzeige und bezeichneten ihn als die Ursache ihres Verderbens. Die englische Regierung gerieth in keine geringe Verlegenheit. Sie erkannte die steigende Wichtigkeit der nordamerikanischen Kolonien, die außerordentliche Vermehrung der nordamerikanischen Produkte und die Nothwendigkeit,

denselben weitere Absatzwege als nur nach dem Mutterlande zu öffnen, wollte aber doch eine solche Verletzung der Navigationsakte nicht gestatten. Sie schlug einen Mittelweg ein. Um die Zuckerproduktion der westindischen Inseln zu unterstützen, wurde ein hoher Zoll auf allen fremden, in eine brittische Kolonie eingeführten Zucker, Rum und Syrup gelegt, und um auch dem Handel und der Schifffahrt der Nordamerikaner möglichst freies Feld zu lassen, wurde gestattet, den Zucker von den brittischen Kolonien und in brittischen Schiffen unmittelbar nach den europäischen Ländern südlich vom Kap Finisterrä auszuführen. Diese Bestimmungen befriedigten nach keiner Seite.

Die Nordamerikaner strebten nach Erweiterung ihrer natürlichen Rechte, und die westindischen Inseln mußten troß des Zolles auf die Hoffnung verzichten, die französische Konkurrenz zu beseitigen. Von den westindischen Inseln machte demohngeachtet Jamaika, die größte und werthvollste, ansehnliche Fortschritte und wurde zum Freihafen erhoben.

Zunehmende Wichtigkeit der nordamerikanischen Kolonien. Handelszwang.

Wichtiger als die westindischen Inseln waren für den Welthandel Englands die Besitzungen auf dem nordamerikanischen Kontinent, zumal seit sie sich nach dem pariser Frieden vom St. Lorenz bis zum Missisippi, von der Hudsonsstraße bis zur Südspitze Floridas ausdehnten. Die Auswanderung, anfangs auf England beschränkt, nahm in allen Ländern überhand, wo sich freie Menschen weltlichem und geistlichem Druck nicht fügen wollten. Die Einwanderer erhielten in dem Staate, in dem sie sich niederließen, sofort das Recht der Naturalisation und faßten Liebe zu dem neuen Vaterlande. Sie bewahrten den unerschütterlichen Freiheitssinn, der sie bewogen hatte, ihre Heimath aufzugeben. England hatte in den ersten Freibriefen den neu-englischen Kolonien die bürgerlichen und persönlichen Rechte umfassend zuerkannt und dadurch das Selbstgefühl gestärkt. Das Wachsthum und Gedeihn der nordamerikanischen Kolonien machte außerordentliche Fortschritte. Die Staaten Neu-Englands lieferten Bauholz, Neu-York und Pennsylvanien Getraide, Hanf und Flachs. Im Besitz aller nöthigen Materialien beschäftigten sich diese Kolonien frühzeitig mit dem Schiffsbau und dem Fischfang. Dadurch bildete sich ihre Marine zu großer Tüchtigkeit aus. Fische, Holz, Pech, Theer, Getraide, Mehl, gesalzenes Fleisch, Butter, Käse, Eisen und Pelzwerk waren die Gegenstände ihres Handels. Maryland und Virginien waren die Hauptländer für den Tabak. Zweihundert brittische Schiffe waren mit der Tabakseinfuhr beschäftigt. Von England wurde damals fast ganz Europa mit Tabak versehen. Die Karolinas und Georgien lieferten ausgezeichneten Reis. Auch Indigo, Wachs und Honig kam aus diesen südlichen Staaten.

Bei der wirthschaftlichen Thätigkeit und Einsicht, welche die nordamerikanischen Pflanzer von früh an auszeichnete, ertrugen sie mit Unwillen den Handelszwang, welchen ihnen das Mutterland auferlegt hatte. Troß der hohen Beträge, welche die nordamerikanischen Kolonien von den Produkten ihres Bodens und Fischfangs nach dem Mutterlande schickten, waren sie nicht im Stande, mit denselben den Bedarf aller derjenigen Artikel zu decken, welche sie von dem Mutterlande zu nehmen verpflichtet waren. Die zum bloßen Ackerbau verurtheilten Kolonien

wurden von dem Manufakturstaat ausgebeutet, der ein Monopol auf ihre Erzeugnisse wie ihre Bedürfnisse übte. Die Kolonien sahen sich genöthigt, wenigstens einige der nöthigsten Gewerbe bei sich einzuführen. Darüber entstand in England großer Lärm. Da man die Nothwendigkeit nicht ganz ableugnen konnte, so traf man wenigstens die äußersten Beschränkungen. Man erlaubte den Nordamerikanern ihre gewöhnlichen Kleider selbst zu fertigen, aber man untersagte streng, mit Wolle oder Wollenwaren von einer Kolonie in die andere zu handeln. Da die Amerikaner Biber-, Hasen und andere Felle leichter und wohlfeiler bezogen, als die Engländer, so hatten sie sich mit Glück auf die Hutfabrikation gelegt und angefangen, ihre Hüte in den Handel zu bringen. Eine Parlamentsakte von 1732 unterdrückte das ganze Geschäft, indem sie die lästigsten Bestimmungen vorschrieb. Es sollte niemand in den Kolonien Hüte verfertigen, der nicht sieben Jahre als Lehrbursche gelernt hatte, kein Meister sollte mehr als zwei Lehrburschen halten. Eisen durfte nur roh, in Stangen oder Blöcken, nach dem Mutterlande gebracht, in keiner Weise aber in den Kolonien verarbeitet werden. Die Kolonien sollten dem Mutterland alle ihre Erzeugnisse überlassen, selbst die, welche daselbst nicht verbraucht wurden, und zugleich sollten sie vom Mutterlande alle Erzeugnisse nehmen, selbst die, welche von fremden Ländern dahin gekommen waren. Ein so gewaltthätiges System mußte vor allen andern Kolonien die nordamerikanischen am schwersten beeinträchtigen und erbittern, theils weil sie bei ziemlich gleicher geographischer Lage und klimatischer Beschaffenheit mit dem Mutterlande keine so bestimmte Theilung und Unterscheidung der Arbeit und Produktion zuließen wie die west- und ostindischen, theils weil sie bei ihrer sonst freien Verfassung und geistigen Bildung das Unrecht und den Druck doppelt fühlten. Die unausbleibliche Folge so widersinniger und unbilliger Gesetze war der Schleichhandel. Die nach Amerika eingeschmuggelten fremden Waren betrugen mehr als ein Dritttheil der gesetzlich eingeführten. Die vortrefflich ausgebildete Marine der Kolonien kam dem Geschäft sehr zu statten. Sie hatte zu den glänzenden Siegen des Mutterlandes beigetragen und hatte dem Volke Vertrauen zu seiner maritimen Kraft und die Erkenntniß beigebracht, wie es einst seine freie unabhängige Weltstellung gewinnen könne.

Englands Streit mit den nordamerikanischen Kolonien.

Der Ausgang des siebenjährigen Krieges steigerte die Verstimmung zwischen den nordamerikanischen Kolonien und dem Mutterlande. Für die englische Regierung war zeither die Nachbarschaft des französischen Kanadas der Beweggrund gewesen, den nordamerikanischen Kolonien ihre staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten ungekränkt zu lassen. Jetzt aber fiel die Besorgniß weg, daß Frankreich der Unzufriedenheit und dem etwaigen Widerstand der Nordamerikaner seine Hülfe leisten könnte; jetzt trat in England das Verlangen offen hervor, die Kolonien auch in ihrer politischen Verwaltung vom Mutterlande abhängiger zu machen. Die Schuldenlast Englands war durch den siebenjährigen Krieg außerordentlich gestiegen, und das englische Ministerium faßte den Entschluß, die Einkünfte des Staates durch Auflagen auf die nordamerikanischen Kolonien zu vermehren. Das Mutterland, behauptete man, sei hierzu um so mehr berechtigt, da der letzte Krieg mit Frankreich zunächst für

die Sicherheit der Kolonien geführt worden sei, und und die Billigkeit erheische, daß die Kolonien einen Theil der im Kriege eingegangenen Staatsschuld übernähmen und zur Erhaltung von Heer und Flotte beitrügen. Wenn die Herbeiziehung der Kolonien zu den Staatsausgaben an sich nicht ungerecht erscheint, so war es doch das unveräußerliche Recht jedes Engländers, keine Steuer zu zahlen, die nicht durch seine Vertreter im Parlament bewilligt war. Da nun den Nordamerikanern durch ihre Freibriefe die Rechte freier Staatsbürger zugesichert waren, so leugneten sie, daß ihnen das englische Parlament, in dem sie nicht vertreten wären, Steuern auferlegen könne.

Die Nordamerikaner waren bereits aufgebracht über die Maßregeln, welche zur Verhinderung ihres einträglichen Schleichhandels mit dem spanischen und französischen Westindien getroffen worden waren; ferner über einen Beschluß des Parlaments, nach welchem auf einige Einfuhrartikel eine Abgabe gelegt wurde. Der Unmuth kam zum offenen Ausbruch durch die Stempelakte (1765), nach welcher gerichtliche Verschreibungen und öffentliche Aktenstücke jeder Art in den nordamerikanischen Kolonien einer Stempeltaxe unterworfen sein sollten. Die Akte wurde von den Amerikanern mit allgemeinem Abscheu aufgenommen. Sie wurde statt mit dem Wappen des Königs mit einem Todtenkopfe gedruckt und in den Straßen von Neu-York unter dem Titel: „Thorheit Englands und Untergang Amerika's" ausgeboten. Diesen Unwillen der Amerikaner rief nicht die Unerschwinglichkeit der Auflage, die nicht bedeutend war, hervor, sondern die Ueberzeugung der Amerikaner, daß das englische Ministerium sie wie auswärtige Unterthanen behandeln und ihnen kein Stimmrecht über die von ihnen zu zahlenden Auflagen einräumen wolle. In der That war dieses die Absicht des englischen Ministeriums. Die Nordamerikaner aber, im Gefühl der Kräfte, welche der eben durch gemeinsame Anstrengungen geendete Krieg zum Bewußtsein gebracht hatte, scheuten sich nicht, ihren Anspruch auf gleiches Recht mit den Bewohnern Britanniens zur Sprache zu bringen. Viele Engländer begünstigten die Amerikaner, weil sie glaubten, der Sieg über dieselben werde die Macht der Krone zum Nachtheil der englischen Verfassung und Freiheit zu sehr vermehren. Andere erklärten die neue Besteuerung für unbillig; sie erinnerten an die vielen Steuern, welche den Amerikanern durch ihre eignen Provinzialversammlungen, an die Hafenabgaben, welche ihnen durch Parlamentsacten auferlegt worden waren, ferner an die Beschränkung der Gewerbe und des Handels der Amerikaner zu Gunsten Englands.

In Neuyork versammelten sich die Abgeordneten der Provinzen und gaben die Erklärung ab, daß auch den Kolonien das Recht der Selbstbesteuerung zustehe; zugleich richteten sie die Bitte an die Lords und Gemeinen von England um Zurücknahme der Bill. Darauf löste die Versammlung sich wieder auf. In allen Theilen des Landes aber bildeten sich Vereine, um die eigene Gewerbsthätigkeit zu fördern, sich des Verbrauchs aller englischen Erzeugnisse zu enthalten. In den Gerichtshöfen stand der Gang des Rechts still, weil man, um den Gebrauch des Stempelpapiers zu umgehen, alle Streitigkeiten durch gewählte Schiedsrichter schlichten ließ. Auch fehlte es nicht an gewaltsamen Auftritten. Die Stempelbeamten legten ihre Aemter nieder oder

wurden dazu gezwungen. Der Ernst, die feste, besonnene Haltung der Amerikaner machte in England einen tiefen Eindruck. Aus allen Theilen Englands liefen Bittschriften gegen die Einführung der Stempelakte ein. Der Minister Grenville legte sein Amt nieder und an seine Stelle trat der Graf Rockingham, der sich bisher der Stempelakte widersetzt hatte. Die Stempelakte wurde wieder zurückgenommen (1766), aber in einer ausdrücklichen Erklärung wahrte das Parlament sein Recht, die Kolonien zu besteuern. Dieser Zusatz war als ein Vorbehalt des Rechts sehr ernstlich gemeint.

Es wurde unter Leitung des Lord North ein neues Ministerium gebildet. Auch Pitt, jetzt Graf Chatam, war Mitglied desselben, hatte aber, durch Krankheit oft abgehalten, wenig Einfluß auf die Entschlüsse desselben. Um den gewünschten Zweck durchzusetzen und Einkünfte aus Amerika zu erhalten, machte Townshend, Kanzler der Schatzkammer, den Vorschlag, und das Parlament nahm ihn an, gewisse Abgaben auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben zu legen, die aus Großbritannien in die amerikanischen Niederlassungen eingeführt wurden. Die Amerikaner erkannten alsbald, daß diese neue Auflage die Stempelakte in veränderter Gestalt sei. Die Provinz Massachusets bewies die größte Thätigkeit; sie machte in Bittschriften an die Minister das Recht aller brittischen Unterthanen gegen willkürliche Besteuerung geltend, sie forderte in einem Rundschreiben an alle übrigen Provinzen zum gemeinsamen Handeln auf. In Boston traten die Kaufleute zusammen und beschlossen, für das nächste Jahr (vom 1. Januar 1769 bis 1. Januar 1770) keine Waren aus England einzuführen, besonders aber keinen Thee, kein Glas, kein Papier, keine Malerfarben, bis der darauf gelegte Zoll aufgehoben sein würde. Nach und nach traten alle Provinzen diesem Beschlusse bei. Auch in gewaltsamen Auftritten machte sich der Unwille Luft. Die Zollbeamten sahen sich der Mißhandlung von Seiten des Volkes ausgesetzt, und schon entspannen sich in Boston offene Kämpfe zwischen Bürgern und Soldaten.

Eine Akte des Parlaments erneuerte ein hartes Strafgesetz Heinrichs VIII., nach welchem Hochverrath jenseits des Meeres und außer dem Königreich begangen, in England untersucht werden sollte. Es war das Gesetz zu einer Zeit gegeben, als noch keine englischen Ansiedelungen in entfernten Welttheilen vorhanden waren, und dessen Erneuerung erbitterte die Nordamerikaner. Ein anderer Vorfall steigerte die Erbitterung. Der berühmte Buchdrucker Franklin war in London Geschäftsträger der Provinz Massachusets und hatte sich in den Besitz der Berichte gesetzt, welche der Statthalter von Massachusets an das Ministerium in London abgestattet hatte. Alle liefen darauf hinaus, das Ministerium in seinem gewaltsamen Verfahren zu bestärken und kräftige Maßregeln zu empfehlen. Diese Berichte schickte Franklin nach Amerika, wo sie großen Unwillen erregten und eine Vorstellung der Provinz Massachusets an den König veranlaßten, in welcher auf die Entfernung dieses Statthalters angetragen wurde. Franklin ward in dieser Angelegenheit vor den geheimen Rath gefordert und hier sehr unfreundlich behandelt. Der Kronanwalt schalt ihn einen Aufwiegler und den gefährlichsten Feind Englands. Dieses Verfahren gegen einen

Mann, der von seinem Vaterlande geliebt, ja angebetet wurde, erregte in Amerika den größten Unwillen.

Zu derselben Zeit zeigte das Ministerium Schwäche und Nachgiebigkeit, indem es alle 1767 eingeführten Auflagen wieder aufhob und nur eine sehr kleine Auflage auf den Thee beibehielt (1770). Der Grund davon war, daß sehr wenige Waren nach Amerika gesandt worden waren, und daß der Ausfall bei den Zöllen sehr fühlbar wurde. Sehr ungünstig auf die Stimmung der Amerikaner wirkte auch eine Verordnung, durch welche das Ministerium die Statthalter und Beamten der Provinzen von sich abhängig zu machen suchte, indem diese ihre Gehalte nicht mehr von den gesetzgebenden Körperschaften der einzelnen Provinzen, sondern unmittelbar von der Krone erhalten sollten.

Dadurch, daß die Amerikaner keinen Thee aus England einführten, hatte sich eine beträchtliche Menge desselben in den Vorrathshäusern der ostindischen Kompagnie aufgehäuft. Diese erbot sich daher gegen die Regierung, für Thee den doppelten Ausfuhrzoll zu zahlen, wenn der amerikanische Einfuhrzoll aufgehoben würde. Die Regierung ging auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern hob durch die sogenannte Theeakte (1773) den Ausfuhrzoll für allen nach den englischen Kolonien zu sendenden Thee auf. Die ostindische Kompagnie ließ sich dadurch bestimmen, verschiedene Schiffe mit Thee nach Amerika zu senden, während sie bisher ihren Thee öffentlich versteigert hatte. In Amerika verabscheute man das Unternehmen als einen listig angelegten Plan, und Zeitungen und Flugschriften enthielten Aufforderungen, diese Theeschiffe nicht in den Hafen zu lassen. Einige Capitäns der Theeschiffe kehrten, als sie die Stimmung des Volkes erkannten, mit ihren Ladungen zurück; die im Hafen von Boston liegenden Theeschiffe aber wurden von einer Anzahl bewaffneter, als Indianer verkleideter Leute erstiegen, und die ganze Ladung Thee ins Wasser geworfen. Dieser Gewaltstreich rief in England die höchste Erbitterung hervor und die allgemeine Meinung war für strenge Maßregeln. Das Parlament genehmigte den Antrag, den Hafen von Boston zu sperren und den Freibrief von Massachusets für aufgehoben zu erklären; es wurde den königlichen Statthaltern das Recht zugesprochen, alle diejenigen, welche sich an öffentlichen Beamten vergriffen hätten, nach England zu schicken, damit sie dort vor Gericht gestellt würden.

In Amerika wurde die erste Nachricht von der Parlamentsakte wegen Sperrung des Hafens von Boston auf Papier mit schwarzem Rande gedruckt und in den Straßen bekannt gemacht. Man erließ Zuschriften an die übrigen Provinzen, allen Handelsverkehr mit dem Mutterlande aufzuheben, bis die bostoner Hafenbill zurückgenommen sei. Auf den Tag, an welchem die Hafenbill in Kraft gesetzt werden sollte, wurde ein Buß- und Bettag angeordnet. In Philadelphia kam ein Congreß von Abgeordneten aller Provinzen (4. Sept. 1774) zusammen und verordnete: vom ersten December an sollten keine englischen Waren und keine Erzeugnisse aus den englisch-westindischen Inseln mehr eingeführt werden; von dem 10. September 1775 an sollte alle Ausfuhr aus Amerika nach England aufhören. Man machte sich auf einen gewaltsamen Angriff gefaßt, es wurden Uebungen der jungen Mannschaft

veranstaltet und Kriegsgeräthschaften angeschafft. Als der englische General ein Vorrathshaus zu Concord zerstören lassen wollte, kam es am 18. April 1775 bei Lexington zum ersten Gefecht. Im englischen Parlament ging eine Bill durch, welche den dreizehn vereinigten Provinzen allen Fischfang bei Neufundland verbot, allen Handel und Verkehr mit England untersagte, die Schiffe der Provinzen aufzubringen gestattete. Es wurden fremde Truppen in Sold genommen, und die Fürsten von Braunschweig und Hessen-Kassel gaben 16,000 Mann in englischen Sold, auch Hannover stellte ein ansehnliches Truppencorps.

Der Krieg mit den nordamerikanischen Kolonien.

In den Kolonien sorgte man für Bewaffnung und Uebung der Miliz; jede Provinz hob 1000 Mann stehender Soldaten aus. Wegen Mangels an baarem Geld machte man Papiergeld. Zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht wurde George Washington ernannt. Dieser war 1732 zu Bridges-Creek in Virginien geboren. Als zarter Knabe verlor er seinen Vater, der nur einen mäßigen Grundbesitz hinterließ. Washington beschäftigte sich frühzeitig mit Mathematik und war mehrere Jahre Feldmesser. Als neunzehnjähriger Jüngling wurde er Major der Miliz von Virginien, die wegen wiederholter Ueberfälle der Indianer in steter Kampfbereitschaft gehalten werden mußte. Im siebenjährigen Kriege wurde er als Oberst an die Spitze der bewaffneten Schaaren Virginiens gestellt und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus. Durch Verheirathung und durch den Tod seines älteren Bruders, welcher ihm das Gut Mount-Vernon hinterließ, erwarb Washington einen nicht unbeträchtlichen Grundbesitz. Nach dem Kriege lebte er als schlichter Pflanzer und bekleidete das Amt eines Abgeordneten bei den Provinzialständen von Virginien. Jetzt wurde Washington von dem Congreß zu Philadelphia, dessen Mitglied er ebenfalls war, zum Oberbefehlshaber ernannt. Er schlug den ihm gebotenen Gehalt aus und bat nur um Erstattung der Unkosten.

Nach dem Treffen bei Lexington waren die bewaffneten Bürger in die Nähe von Boston gezogen und hatten die Anhöhe Burkershill besetzt. Lange behaupteten sie diese Stellung, bis die Generäle Howe und Clinton, unterstützt von den Geschützen schwimmender Batterien, die Höhe erstiegen. Daß die Milizen gegen geübte und gut geführte Soldaten so lange den Kampf bestanden hatten, weckte in den Amerikanern Muth und Selbstvertrauen. In dieser Stimmung fand sie Washington, als er im Juli 1775 in ihrem Lager bei Cambridge anlangte. Hier eröffnete sich seiner Thätigkeit ein weites Feld. Es fehlte im Heere an Ordnung, Zucht, Verpflegung und dem nothwendigsten Kriegsbedarf. Die Offiziere waren ohne Ansehen; die Milizen kamen nnd gingen nach Belieben; der Geworbenen waren wenige und selbst diese nicht alle mit Waffen versehen; es war viel rüstiger Wille vorhanden, aber keine Einheit. Washington ermuthigte, stärkte, bildete das Heer, beseitigte das willkürliche Ab- und Zuziehen der Milizen. Mit dem Congresse, mit den Regierungen der einzelnen Provinzen stand er im unausgesetzten Briefwechsel. Seine Thätigkeit ermüdete nicht, auch wenn er sie überall gehemmt sah, wenn er die Verwaltungsbehörde einer jeden Provinz um ihre Einwilligung angehen mußte, ehe er die Milizen berufen durfte, wenn er voll Schmerz erkannte, daß man überall seiner Gewalt

Beschränkungen auferlegte, weil die Bürger eine Soldatenherrschaft befürchteten. Die Amerikaner waren keineswegs ein einiges Volk, sondern Völkerschaften, welche die Verschiedenheit der Religion, Abstammung und Beschäftigung vielfach trennte. Die Versammlungen der einzelnen Provinzen ließen selbst dem Congreß wenig Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Provinzen. Zu den mannigfachen Schwierigkeiten kam noch das Dasein einer königlich gesinnten Partei.

Washington schloß die Engländer in Boston ein, sandte aber auch kleine Abtheilungen gegen das von Streitkräften fast ganz entblößte Kanada. Eine dieser Schaaren, von Montgomery geführt, besetzte Montreal und bedrohte Quebeck. Aber Montgomery fiel, und seine Schaar trat den Rückzug an. Das englische Heer in Boston litt während des Winters von 1775 bis 1776 den schrecklichsten Mangel. Die Truppen mußten mit allem Nothwendigen aus England versehen werden, selbst mit Pferdefutter und Steinkohlen. Im Frühjahr 1776 ging Howe mit dem englischen Heere nach Halifax und dann, durch Truppen aus Europa bis zu 30,000 Mann verstärkt, nach Neuyork, welches er nach Besiegung der Amerikaner besetzte. Washington zog sich, eines großen Theils seines Geschützes beraubt, mit kaum 3000 Mann über den Delaware zurück.

Nachdem wiederholte Kämpfe stattgefunden hatten, war den Amerikanern der Gedanke unerträglich, dereinst in das Verhältniß der Abhängigkeit von England zurückzutreten. In den Provinzen wurde mit Eifer an der Begründung einer neuen Verfassung gearbeitet. Jede Provinz besaß eine dem Unterhaus zu vergleichende Versammlung von Bevollmächtigten und einen mit dem Oberhause zu vergleichenden Senat. Durch diese wurden die Gesetze erlassen, Abgaben ausgeschrieben, die Verwaltung der Provinz besorgt. Jetzt entschieden sich fast alle diese gesetzgebenden Versammlungen für die Trennung von England und sandten ihre Abgeordneten mit den hierauf bezüglichen Vollmachten an den Congreß, von welchem die Erklärung der Unabhängigkeit (1776) ausgesprochen wurde. So gestaltete sich ein mächtiger aus 13 Staaten bestehender Freistaat, deren jeder seine eigene Verwaltung und Gesetzgebung behielt, während die auf Politik, Münze, Flotte, Abgaben und das Heer bezüglichen Angelegenheiten sowie die Ausgleichung innerer Streitigkeiten dem Congresse verblieben, und einem Staatsrathe die ausübende Gewalt übertragen wurde. Jetzt übertrug der Congreß Washington auf sechs Monate die Dictatur, er räumte ihm die Gewalt ein, Milizen von den Provinzen einzufordern und Befehlshaber zu ernennen und abzusetzen. Dieser Beweis des unbedingten Vertrauens hob die Zuversicht Washingtons. Mit verstärktem Heere ging er über den Delaware zurück und lieferte mehrere siegreiche Gefechte, doch vermochte er die Besetzung von Philadelphia durch Howe nicht zu verhindern. Ein englisches Heer unter Bourgoyne, welches von Kanada aus nach Süden vordrang, wurde von dem amerikanischen General Gates in dem Orte Saratoga, nachdem es von 7000 auf 3500 zusammengeschmolzen war, zur Ergebung gezwungen (1777).

Seit dem Siege bei Saratoga gab sich in Frankreich die unverhohlenste Theilnahme an den Angelegenheiten der Kolonien von Nordamerika kund. Schon 1776 hatte der Congreß Benjamin Franklin

nach Paris geschickt, um Anerkennung und Unterstützung des jungen Freistaates von Seiten Ludwigs XV. zu bewirken. Wie staunte der nur um Aeußerlichkeiten sich bewegende französische Königshof über den ernsten, einundsiebzigjährigen Mann, der als Gesandter nur die Erscheinung eines schlichten Bürgers darbot. Franklin wurde als zweiter Aristides oder Cato gepriesen. Franklin war 1706 zu Boston geboren; seine Eltern waren so arm, daß sie ihm kaum den dürftigsten Unterricht ertheilen lassen konnten. Der sanfte, muthige, ausdauernde Knabe konnte seinen Wunsch nach Kenntnissen nur kärglich in den Freistunden befriedigen, die ihm als Lehrling in einer Druckerei verstattet waren. Sein klarer, sinniger Vortrag machte ihn als Schriftsteller zum Liebling des Volkes, Gelehrte bewunderten die Tiefe seiner Forschungen. Ihn, den Erfinder des Blitzableiters, ehrte die Universität Oxford durch Ertheilung akademischer Würden, die Regierung ernannte ihn zum Generalpostmeister aller englisch-amerikanischen Kolonien. Die Provinzen Pennsylvanien und Massachusets ernannten ihn bei dem Zwiste, in welchen sie mit England geriethen, zu ihrem Geschäftsträger in London. Von London kehrte er 1775 nach Philadelphia zurück und trat im folgenden Jahre die Reise nach Frankreich an. Hier wurde ihm eine große Anerkennung zu Theil. Nach der Ergebung Bourgoyne's in Saratoga gelang es Franklin, die letzten Bedenklichkeiten Ludwigs XV. zu beseitigen und einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Frankreich abzuschließen (1778). In Frankreich hatte sich vom Anfange des Kampfes an große Theilnahme für die Amerikaner gezeigt. Die Seestädte versahen die Amerikaner mit Waffen und Kriegsvorräthen, und in den französischen Häfen fanden die amerikanischen Kaper manchen Vorschub. Der zwanzigjährige La Fayette, aus einem der edelsten Geschlechter Frankreichs, entwand sich nicht nur den Armen einer jungen liebenswürdigen Gemahlin, sondern trotzte dem ausdrücklichen Verbote des Königs und begab sich nach Amerika, um für die Sache der Freiheit zu fechten. Auch Casimir Pulawsky und der große Kosciusko vertauschten ihr gefesseltes Polen mit der neuen Welt.

Jetzt versuchte Lord North mit dem Congresse Unterhandlungen anzuknüpfen, aber seine Anträge wurden zurückgewiesen. Aber wenn auch eine französische Flotte und französische Truppen nach America gesendet wurden, die Engländer blieben doch im Vortheil, da Washington nicht nur durch die Ungeübtheit seiner Truppen gehindert wurde, sondern es bei den Kolonien zu sehr an Einheit im Handeln mangelte. Denn die Eifersucht unter den im Leben Gleichgestellten gestattete nicht, Einzelne mit der erforderlichen Gewalt lange zu bekleiden. Die Amerikaner entwickelten weder ausgezeichnete Tugenden noch Kräfte; aber die Natur des Landes und die Ungeschicklichkeit der wider sie streitenden Feldherrn verschafften ihnen Triumphe, welche weder ihr engherziger Krämergeist, noch ihre unbedeutende Kriegsmacht, am wenigsten ihre Kriegskunst verdiente. Nachdem Lord Howe nach England zurückgekehrt war, übernahm Henry Clinton den Oberbefehl des königlichen Heeres. Von Clinton wurde ganz Georgien unterworfen, Virginien verheert, Karolina bedrängt, während die durch England erkauften Stämme der Indianer sich vom Norden her auf die Kolonien warfen und der früher so glückliche Gates bei Cambden von Cornwallis

geschlagen wurde. Indeß lähmten die gleichzeitigen Kämpfe mit den europäischen Staaten die Entwickelung der englischen Macht, und Washington führte die Entscheidung des Krieges herbei, als er in Verbindung mit den französischen Truppen den englischen General Cornwallis zwang, sich in Yorktown mit 7000 Mann zu ergeben (1781).

Seit 1771 nahm auch Spanien an dem Kriege gegen England Theil. Auf Anregung Rußlands vereinigten sich 1780 unter dem Namen eines Systemes einer bewaffneten See-Neutralität die nordischen Mächte, um mit Gewalt der Willkür Einhalt zu thun, mit welcher England den Verkehr der Neutralen mit den Amerikanern zu stören suchte. Holland wurde an dem Beitritt zu dieser See-Neutralität dadurch gehindert, daß England ihm den Krieg erklärte. So schien England für seine Seeherrschaft einen Kampf mit allen Mächten bestehen zu müssen, aber mit eben so großer Klugheit wie Kraft führte es denselben, so daß es seine Ueberlegenheit unwiderleglich bewies. Zwar landete unter dem Schutze einer vereinigten spanisch-französischen Flotte ein Heer auf Minorca und besetzte, trotz der tapferen Vertheidigung des Engländers Murray, die Insel (1781), aber die Wegnahme von Jamaika wurde durch einen glorreichen Sieg Rodney's über die französische Flotte vereitelt (1782). Eben so scheiterte die von Frankreich und Spanien unternommene Belagerung Gibraltars an der unbezwingbaren Tapferkeit von Elliot, trotz der vom Ritter d'Arçon erfundenen und mit großem Aufwand ausgeführten schwimmenden Batterien. Das englische Parlament sprach seinen Wunsch nach dem Frieden aus; Lord North legte seine Stelle nieder, und das neue Ministerium knüpfte Friedensunterhandlungen an. Zu Paris wurde 1783 der Friede geschlossen und die dreizehn vereinigten Provinzen als ein unabhängiger Staat von England anerkannt.

Washington Präsident der nordamerikanischen Freistaaten.

In Neuyork nahm Washington von seinen Waffenbrüdern feierlich Abschied und eilte dann nach Annapolis in Maryland, wo sich damals der Congreß befand. In die Hände desselben legte er seine Oberbefehlshaberstelle nieder, am 23. December 1783. Dann begab er sich auf sein Landgut Mount Vernon in Virginien. Aber die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger entriß ihn bald wieder der Ruhe. Der Mangel einer innern und wahren Vereinigung wurde den Staaten Nordamerika's immer fühlbarer, vorzüglich als es darauf ankam, den öffentlichen Kredit zu befestigen und zu erhalten. Der Staat hatte vierzig Millionen Schulden, und der Congreß, der verpflichtet war, sie zu bezahlen, hatte nicht das Recht, Abgaben aufzulegen. Man entschloß sich daher 1787 zu einem festeren Bundesvertrage. Die einzelnen Staaten entsagten ihrer Unabhängigkeit in allen Fällen, welche die äußeren Verhältnisse betreffen, wie in einigen der wichtigsten Angelegenheiten der inneren Verwaltung und übertrugen dieselben einer Bundesregierung. Diese besteht aus einem gesetzgebenden, in zwei Kammern getheilten Congresse, den die Repräsentanten der einzelnen Staaten bilden, und aus einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten, der Oberbefehlshaber der See- und Landmacht ist. Die richterliche Gewalt ist ganz unabhängig von dem Congresse und dem Präsidenten und ist einem

Obergericht übertragen. Zu der Würde eines Präsidenten ward zuerst Washington erhoben und blieb es durch wiederholte Wahl bis 1797. Auch an der Spitze der Verwaltung beförderte er den Wohlstand, den Frieden und die Befestigung des jungen Staates und vollendete dadurch sein Werk und seinen Ruhm. Es gelang ihm nicht, von allen Parteien seines Vaterlandes anerkannt zu werden, besonders wurde er als ein Anhänger und Begünstiger des englischen Einflusses angegriffen, als er 1794 einen Handelsvertrag mit England schloß. Er erklärte im September 1796, daß er die Würde eines Präsidenten bei einer neuen Wahl nicht wieder annehmen werde. Washington starb 1799. In seinem Testament vermachte er funfzig Aktien, jede von hundert Pfund, zur Errichtung einer Hochschule in dem District Columbia. Auch schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit und sicherte den hülflosen Alten eine lebenslängliche Unterstützung zu.

Die englische Literatur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Den religiösen Interessen gegenüber bildeten sich im Laufe unseres Zeitraums die Reflexion des Verstandes und die Bestrebungen der Wissenschaft mit nicht minderer Stärke und Erfolg aus. Die Grundlage für alle folgenden naturwissenschaftlichen und philosophischen Bestrebungen legte Franz Baco von Verulam (1561—1626). Er stammte aus einer angesehenen Familie und gelangte selbst zu den höchsten Staatsämtern; er wurde aber wegen Bestechungen seiner Würden entsetzt und starb in ärmlichen Verhältnissen. In der Wissenschaft glänzt sein Name als heller Stern. Er entwarf den Plan zu einer Reform der Philosophie und schrieb das Organon oder eine allgemeine Methodenlehre und eine Encyklopädie der Wissenschaften. Seiner Methode liegt die Ueberzeugung zum Grunde, daß man nicht durch Speculation, sondern allein durch Beobachtung und Erfahrung zur Wahrheit gelangen könne. Der scholastischen Methode oder der Ableitung des Wissens aus dem Begriff, d. h. aus unerwiesenen Abstractionen, setzte er die Forderung entgegen, von der Wirklichkeit und der Erfahrung auszugehen. Von den übersinnlichen Gegenständen wies er die Forschung auf die Natur und Geschichte hin.

Baco's Gedanken führte auf eigenthümliche Weise John Locke (1632—1704) weiter aus. Wenn Baco zur Erforschung der Wahrheit auf das sinnliche Dasein verwies, so leugnete Locke die selbständige Existenz und Wahrheit des Denkens überhaupt. Er bestritt die Lehre des Cartesius von den angebornen Ideen, unter welchen dieser allgemeine, dem menschlichen Geiste angehörige Bestimmungen verstanden hatte. Locke behauptete, daß die Seele des Kindes eine leere Tafel sei, welche nur im Verlaufe der Zeit mit den Zeichen angefüllt und durch die sinnliche Wahrnehmung beschrieben werde. Sein Bestreben ging dahin, zu zeigen, wie auch die metaphysischen Begriffe aus der Erfahrung abgeleitet und aufgenommen werden, z. B. Raum, Bewegung, Form aus der äußern, Denken, Wollen u. s. w. aus der innern Wahrnehmung. Der Verstand bildet alle diese Begriffe, indem er die durch die Wahrnehmungen gewonnenen Vorstellungen bearbeitet, zusammenfügt, vergleicht und gegen einander stellt.

Isaak Newton (1642—1727) hat sich um die Mathematik und Physik die größten Verdienste erworben. Seine berühmte Theorie des

Lichts und der Farben gab er 1666 heraus. Newton war Professor in Cambridge und später Mitglied der londoner Societät der Wissenschaften. Wilhelm III. machte ihn zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate.

Als man nach der Rückkehr der Stuarts die alte Form der Hierarchie wieder einführte, richteten sich die Angriffe einiger Schriftsteller gegen das Kirchensystem und dann sogar gegen das Christenthum. Locke's Schüler Shaftesbury, welcher einen großen Einfluß auf die höheren Stände ausübte, suchte jeden Glauben sowie alle Strenge sittlicher Grundsätze zu untergraben. Neben und unmittelbar nach Shaftesbury traten andere Männer mit ihren Lehren noch offener und kecker hervor. Es bildete sich unter den zahlreichen religiösen Secten eine mehr innerlich als äußerlich zusammengehörige Partei von Freidenkern oder Deisten, als deren Vertreter wir nur den Irländer John Toland nennen. Die Deisten griffen in ihren Schriften den Offenbarungsglauben und das positive Christenthum an, und erklärten sogar jede Religion für Aberglauben. In das Volk drangen ihre Lehren nur wenig ein; aber von den Gebildeten wurden ihre Schriften viel gelesen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Anhänger des alten Systems jedem Strahle der Vernunft den Eingang versagten, die strenge Rechtgläubigkeit, die sie gewaltsam erhalten zu können glaubten, und die Verfolgung, die über den neuen Geist in der Literatur verhängt wurde, verschafften den Spöttereien der Deisten einen Reiz und verhalfen sogar den unfähigern unter den Deisten zu einem unverdienten Ansehen.

Von denjenigen Schriftstellern, welche den Kampf gegen das Bestehende begonnen und die Ansicht und Gestalt des Lebens der Gebildeten geändert haben, ist Lord Bolingbroke der bedeutendste. Er war ein eiteler von Herrschbegier und Selbstsucht geleiteter Staatsmann, besaß keinen aufrichtigen Eifer für das Fortschreiten der Menschheit und war kein uneigennütziger Kämpfer für Licht und Freiheit, für Wahrheit und Recht. Bolingbroke war mehr nach französischer, als nach englischer Weise gebildet, er war mit Voltaire befreundet und hat auf die Hauptschriftsteller der Franzosen stark eingewirkt. Bolingbroke und seine Nachfolger unter den Franzosen betrachteten alle Erscheinungen nur vom Standpunkte ihrer eigenen Zeit und ihrer gewohnten Umgebung aus. Sie predigten die Lehre des gesunden Menschenverstandes und setzten den alten philosophischen Systemen ein neues entgegen, in welchem die äußere Welt und die sinnliche Erkenntniß als alleinige Quelle des Wissens galten. Die Schriften von Bolingbroke übten einen großen Einfluß, weil er eine hohe Stellung einnahm und in leichtfertigem Tone und in gewandter, zierlicher und witziger Sprache schrieb. Auch schrieb er nur für die höheren Stände; dem Volke wollte er seine Vorurtheile und seinen Aberglauben lassen. Er verstand es, über ernste Gegenstände zierlich und witzig zu schreiben, und erweiterte dadurch den Kreis der Leser philosophischer Schriften. Zugleich setzte er aber auch, indem er wissenschaftliche Gegenstände spielend und rhetorisch behandelte, seichte Schwätzer in den Stand, über Dinge zu reden, die sie vorher nicht in ihren Kreis hatten ziehen können. Dies ist namentlich in Beziehung auf Geschichtschreibung hervorzuheben. Bolingbroke hat einerseits den historischen Halbroman geschaffen, der nachher auch für Voltaire

die einzige Art von Geschichtschreibung war, und zugleich jene pragmatische Geschichtschreibung der neueren Zeit aufgebracht, welche, wie die leitenden Artikel unserer Tageblätter, die Geschichte in diplomatische Advokaten-Kunst umwandelt. Andererseits hat er aber auch der Geschichte das abschreckende und geschmacklose gelehrte Gewand genommen, in welches sie bisher gehüllt gewesen war, und sie leicht und zugänglich gemacht.

Zugleich mit Bolingbroke waren Arbuthnot und Swift dafür thätig, daß die seitherige Grundlage der Literatur erschüttert und der Zeit eine neue Richtung gegeben wurde. Arbuthnot machte es sich zur Aufgabe, die Gelehrsamkeit und das höhere Schulwesen gegen das, was handgreiflich ist und reellen Nutzen gewährt, in den Schatten zu stellen. Swift (1667—1744) hat als Satiriker und Humorist gegen die herrschenden Ansichten, Sitten und Einrichtungen Opposition gemacht, und das Gemeinnützige, Verständige und Unterhaltende auf Kosten des Genialen und Poetischen zu fördern gesucht. Swift schrieb nicht für die vornehme Welt, sondern für das Volk.

Der Geist des Jahrhunderts war so mächtig, daß auch die zierlich gekünstelten, moralischen und ernsten Schriftsteller auf eine Reformation drangen. Addison, Steele und ihre Freunde, die sogenannten Stylisten, die in ihren Schriften moralisirend und sogar fromm waren, erhoben sich gleichfalls gegen die seitherigen Grundsätze und förderten die neue Behandlungsweise der Bildung und Wissenschaft. Sie hatten mit den Deisten die rhetorische und sophistische Bildung gemein. Sie setzten das Wesen der Schriftstellerei in Verstand, Witzelei und erlernte Kunst der Sprache und halfen die flache und rhetorische Bildung, die im Geiste der Zeit lag, in ihrem Volke verbreiten. Obgleich sie der französischen Schule huldigten, waren sie doch nicht der Leichtfertigkeit ergeben, sondern trugen eine steife Moral vor. Sie waren eitel, kraftlos, ohne Poesie, ohne Sinn für das wahrhaft Schöne, erlangten aber demohngeachtet einen großen Ruhm und Einfluß. Addison und Steele erlangten ihren Einfluß durch ihre für unterhaltende Belehrung bestimmten Zeitschriften (der Plauderer, der Zuschauer). Diese waren zwar der Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und geselliger Bildung förderlich, haben aber auch die Wirkung gehabt, daß das oberflächliche Hin- und Herreden über die ernstesten und wichtigsten Dinge eine Eigenschaft der sogenannten gebildeten Stände geworden ist.

Den Einfluß der französischen Bildung zeigen die Werke von Lord Chesterfield (1694—1773). In seinem Hauptwerke „Briefe des Herrn Stanhope an seinen Sohn" stellt er das Ideal eines Weltmanns auf und empfiehlt statt der christlichen Moral eine höfische Weltklugheit. Der politische Publicist Daniel Defoe (1661—1731) schrieb die vortreffliche bekannte Novelle Robinson Crusoe (1719), welche eine große Menge von Nachahmungen in England und in anderen Ländern hervorrief.

Einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur hatten die Romanschreiber Fielding und Richardson. Sie verbanden eine verständige, aber etwas nüchterne Moral mit einer thränenreichen Empfindsamkeit. Samuel Richardson (1689—1761) schilderte mit großer Geschicklichkeit das bürgerliche Leben genau so, wie es ist, ohne

eine Spur von Idealität. Fielding (1707—1754) stellte die mechanische Religionsübung und die hierarchische Heuchelei in demselben Lichte dar, wie die französischen Spötter thaten. Er ließ dem komischen Element einen sehr freien Spielraum.

Das religiöse Interesse, welches wir in der Geschichte Englands im 17. Jahrhundert gefunden haben, spiegelt sich auch in der Poesie dieser Zeit ab und tritt am deutlichsten in den Gesängen John Miltons hervor. Milton (1608—1674) war zu London geboren, bezog die Universität Cambridge, wo er sich sehr fleißig mit klassischen Studien beschäftigte, und besuchte dann Paris, Florenz, Rom und Neapel. Auf die Nachricht von den bürgerlichen Unruhen in England kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm aber anfangs an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil, sondern beschäftigte sich als Lehrer. Bald jedoch trat er als tüchtiger Publicist im Sinne der Oppositionspartei auf, und später wurde er ein Sekretär Cromwells und des Parlaments Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung. Er studirte eifrig Dante und Petrarca, Homer und das alte Testament und wußte die beiden letzteren Werke fast auswendig. Er verlor das Gesicht, aber seine Thätigkeit ward dadurch nicht gehemmt, er dictirte, und seine Töchter dienten ihm als Vorleserinnen. Miltons Hauptwerk ist das verlorene Paradies; er schildert in 12 Gesängen den Sündenfall der ersten Menschen und deren Vertreibung aus dem Paradies. Das Gedicht fand bei den Zeitgenossen wenig Beifall, und erst die Nachwelt hat den Werth desselben schätzen gelernt.

Milton gehörte der republikanischen, dagegen sein größter literarischer Zeitgenosse, der Satiriker Butler, der royalistischen Partei an. Wie Milton die Hoheit und Herrlichkeit der christlichen Religion in seinen Gesängen zu preisen suchte, so bestrebte sich Samuel Butler (1612—1673) die Auswüchse des puritanischen Eifers und die Maßlosigkeit der Secten mit der Geißel der Satire zu bestrafen. Butlers Hudibras ist eine Satire in Form eines komischen Epos und besteht aus neun Gesängen. Das Gedicht ist unvollendet. Die Helden, der Ritter Hudibras und dessen Knappe Ralph, sind an sich nur matte Nachahmungen des Don Quixote und des Sancho Pansa, auch die komischen Abenteuer, welche sie erleben, können nicht denen des spanischen Helden gleich gestellt werden. Der hohe Werth des Gedichtes liegt in der treffenden Satire, welche gegen die schwachen und lächerlichen Seiten zweier großen und mächtigen Parteien gerichtet ist, die nach einander die Herrschaft in England führten, der Puritaner und der Independenten. Der Dichter hat alle jene Thorheiten und Uebertreibungen, welche in Zeiten fanatischer Begeisterung hervortreten, so wie die Grübelei und die verkehrten Schlußfolgerungen der Schwärmer mit Witz und Geist gezeichnet.

Nach der Rückkehr Karls II. nach England zeigte der Hof Vorliebe für den französischen Geschmack, wie er sich auch im Leben an der Ausgelassenheit und Frivolität der französischen Umgangsformen erfreute. Sir William Davenant (1605—1668) und John Dryden (1631—1701) schlossen sich in ihren dramatischen Gedichten, den Ansichten des Hofes folgend, an französische Vorbilder an und erwarben sich um die formelle Seite der Poesie bedeutende Verdienste; allein sie

konnten weder die Glätte der Franzosen vollständig erreichen, noch durch jene Vorzüge für den Mangel an Tiefe und Bedeutung, wie sie sich in den Werken der Shakspeareschen Periode in so reichem Maße findet, genügend entschädigen. Davenant ist der Wiederbegründer des englischen Theaters, sein Hauptverdienst ist die Reorganisation des ganz zerstörten Theaterwesens. Dryden ist nur ein Formtalent, allein dies auch in hohem Grade; er hat den Dichtungsschatz seiner Nation in keiner Weise materiell bereichert, sondern ihm nur ein neues Gepräge gegeben. Seine vielseitige Thätigkeit stellt ihn in allen Dichtungsgattungen an den Eingang der neuen, klassisch französischen Zeit, welche bald nach ihm in Pope ihren Gipfelpunkt erreichen und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die englische Dichtung beherrschen sollte. Denn wie über den ganzen Westen Europa's, so dehnte sich auch über England die Herrschaft des französischen Geschmackes in und nach dem Zeitalter Ludwigs XIV. aus, und der bedeutendste englische Dichter dieser Zeit, Pope, gehört ganz und gar dieser Dichtung an, deren Einführung er vollenden half.

Alexander Pope (1688—1744) war der Sohn eines wohlhabenden londoner Kaufmanns. Die katholische Confession seiner Familie, die ihm den Eintritt in den Staatsdienst verschloß, und die Krüppelhaftigkeit seines Körpers, welche ihn sein ganzes Leben hindurch peinigte, wurden Ursache, daß er von vorn herein eine rein literarische Erziehung erhielt. Schon als junger Mann gründete er seinen Dichterruhm durch das komische Epos der Lockenraub. Von da an stand er in der Mitte eines schöngeistigen Kreises, schaffend, ermunterd, belehrend, befreundet mit den Bedeutendsten seiner Zeitgenossen, mit vielen Anderen aber auch in häufiger und bitterer literarischer Fehde. Der hohe Ertrag seiner Uebersetzung des Homer setzte ihn in den Stand, sich eine geschmackvolle Villa einzurichten, in welcher er den größten Theil der letzten Hälfte seines Lebens zubrachte.

Pope rief den französischen Geschmack nicht nach England, allein als dieser, wie fast in ganz Europa, so auch in England eingedrungen war, leistete er innerhalb der engen Schranken, welche der französische Geschmack der Produktion zog, das Mögliche. Er vereinigte eine gründliche Kenntniß der klassischen und französischen Muster mit Fleiß, kritischer Befähigung und einem bedeutenden Formtalent. Witz und Geschmack und die Herrschaft über Vers und Sprache setzten ihn in den Stand, seine Vorbilder nicht allein äußerlich, sklavisch nachzuahmen, sondern seinen Nachbildungen, als welche seine Werke allerdings erscheinen, wenigstens einigen originellen Werth zu geben. Mit richtigem Takt bleibt er dabei bei dem Schäfergedicht, der Satire, dem Lehrgedicht und dem kleinen komischen Epos stehen, in der Lyrik versucht er sich nur in wenigen Gelegenheitsgedichten und zum Drama und zur Epopee erhebt er sich gar nicht. Er sucht als Dichter die neue französische Philosophie ins Leben einzuführen, und zwar in einer freundlichen, milden und anständigen Weise, nicht mit der Schroffheit wie Holbach, Diderot und andere Franzosen. Er erkennt nur Selbstsucht und Verstand als die beiden Federn an, durch welche die Maschine des menschlichen Lebens in Bewegung gesetzt wird. Von Idealen, von eigentlich poetischen Schöpfungen ist in Pope's Dichtungen nicht die Rede; die

Haupteigenschaften sind vielmehr das Rhetorische, das Faßliche und die zierliche, abgerundete, glatte Sprache.

Die englische Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Poesie hatte sich von dem Volke und dem nationalen Geiste abgewendet, um mit fremden Formen conventionelle Stoffe und Anschauungsweisen anzunehmen, um sich nur noch in der sogenannten guten Gesellschaft und auch hinsichtlich ihrer Gegenstände nur in enggezogenen Kreisen zu bewegen. Das höchste Ziel der Poesie war nur Entfaltung von Geschmack, Witz und Geist, welche ihren Vertretern den Namen der Geistreichen und der Witzköpfe eingetragen haben. Diese Nachahmungsperiode der Engländer gewährt einen ebenso unerfreulichen Anblick, als die deutsche Literatur von der zweiten schlesischen Schule an bis zum Erscheinen der Originalgenie's. Nur Mittelmäßiges wurde geleistet, und wer Zeit und die nöthige klassische und französische Bildung hatte, glaubte Verse machen zu können, machte sie und wurde, wenn ihre Form nicht ganz schlecht war, von der literarischen Clique, der er angehörte, bis in den Himmel erhoben. Eine wahre Sündfluth von mittelmäßigen und schlechten Gedichten ergoß sich unter dem fast allgemeinen Titel lyrischer Veröffentlichungen über die literarischen Kreise von England. Das Volk blieb bei den gezierten Sprüngen dieser ausländischen Muse kalt und gleichgültig.

Unter der großen Masse mittelmäßiger Dichter haben nur drei, Young, Thomson und Akenside, sich von dem formellen Bann der Kunstschule und der Anschauungsweise derselben loszulösen gewußt. Sie kehrten zu dem ungezwungenen Blankvers zurück und behandelten neue und originelle Stoffe. Edward Young (1684—1765) wurde durch das kränkende Gefühl mangelnder Anerkennung und vereitelter Hoffnungen, im Verein mit dem Verlust seiner Frau und seiner beiden Kinder zu einer trübseligen, religiösen Schwärmerei angeregt. Sein Gedicht: die Klage oder Nachtgedanken erwarb dem Dichter bei der allgemein herrschenden Empfindsamkeit einen europäischen Ruf. James Thomson (1700—1770), ein Schotte, fand durch sein beschreibendes Gedicht: die Jahreszeiten, bei seinen Zeitgenossen großen Beifall. Aus den conventionellen Formeln der Kunstschule tritt der Dichter hinaus in das blühende und fruchterfüllte Reich der Natur, der Wahrheit und Wirklichkeit. Mark Akenside (1721—1770), ein praktischer Arzt in London, begründete seinen Dichterruhm durch ein Lehrgedicht über die Freuden der Phantasie. Als Romanschreiber zeichneten sich Smollet und Goldsmith aus. Tobias Smollet (1721—1771), ein Schotte, schrieb biographische Romane, und Oliver Goldsmith (1728—1774), ein Irländer, machte sich besonders durch seine Novelle der Pfarrer von Wakefield bekannt. Lorenz Sterne (1713—1778) erlangte einen europäischen Ruf durch Tristram Shandy und Yoricks empfindsame Reisen. Beide sind keine eigentlichen Romane, sondern das eine nur eine fingirte Biographie, das andere eine Reisebeschreibung, in welcher der Humor, eine Mischung des Komischen und Sentimentalen, den Grundton angiebt Sterne's Schriften fanden in Frankreich und Deutschland noch größeren Beifall, als in England. Sie paßten in Deutschland zu dem Charakter der empfindsamen Zeit, der Werther, Siegwart und ähnliche Schriften angehören;

in Frankreich war ihnen durch das aufkommende weinerliche Drama und durch die Rousseau'schen Romane der Weg gebahnt worden.

Die Literatur nahm auch in England immer mehr den Charakter an der auf bloße Unterhaltung und Geselligkeit gerichteten europäischen Bildung; die Damen und die Salons erhielten einen überwiegenden Einfluß auf die Schriftstellerei und die Beurtheilung derselben. Wie in Paris wurden auch in London gewisse Damen und gewisse von ihnen geleitete Kreise entscheidend für Ton, Bildung und schriftstellerischen Ruhm. Durch den Einfluß dieser Damen erhielt dann die englische Literatur allmälig den Charakter der flachen Klarheit, der verständigen, nicht anstrengenden Mittelmäßigkeit, der im Malen und Schildern unermüdlichen Rhetorik. In manchen dieser Salons hielt man nach alt-englischer Weise streng auf das Hofmäßige in Ton, Manier und Anzug. In einer anderen Gesellschaft dagegen, die sich bei der Frau Vesey versammelte, war die Unterhaltung freier, und die Mitglieder zogen sich dadurch, daß sie der steifen Hoftracht und dem glänzenden Putze entsagten, den Vorwurf gelehrter Nachlässigkeit zu. Dies hat den Anlaß zur Entstehung des Spottnamens Blaustrümpfe gegeben, welcher seitdem zur Bezeichnung gelehrter Frauen gebräuchlich geblieben ist. Im Salon der Frau Vesey spielte der Kritiker Samuel Johnson (1709—1784) die Rolle eines literarischen Dictators und Propheten. Er war der Repräsentant der verständigen, correcten, grammatischen Dichtkunst, welche durch ihn an die Stelle der aus reiner Begeisterung hervorgegangenen einfachen, natürlichen Poesie gesetzt wurde. Johnson saß, von einer zahlreichen Anhängerschaar, namentlich von Blaustrümpfen, umgeben, als unumschränkter Autokrat auf dem literarkritischen Thron und ließ mit einer gewissen Anmaßlichkeit nichts aufkommen, was nicht mit Entschiedenheit seiner Richtung anhing. Die Zeit, in welcher die englischen literarischen Salons ihre Hauptbedeutung hatten, umfaßt die Jahre 1770—1785.

Die literarhistorische Forschung wandte sich zu der alten, romantischen Volkspoesie zurück in den vom Bischof Percy gesammelten Resten altenglischer Dichtung (Reliques of ancient English Poetry), welche 1765 erschienen. Neben Percy steht Thomas Warton (1729 bis 1790) mit seiner unvollendet gebliebenen, englischen Literaturgeschichte. Ein schottischer Geistlicher, James Macpherson (1737 bis 1796), erweckte den Sinn für die Volksdichtung durch Herausgabe von Liedern, die er dem celtischen Barden Ossian zuschrieb (Band II. S. 360).

Dieser Zeit gehören auch drei bedeutende Geschichtschreiber an, Robertson, Hume und Gibbon. Robertson (1722—1793), ein Schotte, schrieb die Geschichte Schottlands, dann die Regierung Karls V. und die Geschichte Amerika's. Robertson ist deutlich, lebendig und unterhaltend. Seine Forschung war fleißig und genau, so daß er noch immer eine schätzenswerthe historische Autorität bleibt. Bei Hume und Gibbon zeigt sich der Einfluß der französischen Bildung. David Hume (1716—1776), ein Schotte, schrieb die Geschichte Englands. Die Einflüsse der französischen Gesellschaft und französischen Lektüre zeigen sich bei ihm nur in der Form, in der Ausdrucksweise und im Satzbau. Er war mit den Encyklopädisten und Akademikern enge

befreundet, aber er nahm deren Philosophie nicht an, sondern folgte ganz seiner eigenen Ansicht. Er war zum tiefen Denker, zum scharfen, skeptischen Kritiker geboren. Er hatte sich mit allen philosophischen Systemen bekannt gemacht, alle hergebrachten Meinungen geprüft, nicht bloß die Schule, sondern auch das Leben studirt und sich eine selbständige Ansicht erworben. Die Geschichte war ihm das Mittel, um seine auf Erfahrung des menschlichen Lebens beruhende Ansicht von Staat und Regierung historisch zu begründen und unter die Gebildeten zu bringen. Im Gebrauche der Quellen freilich war Hume flüchtig, so daß sein Zeugniß bei streitigen historischen Fragen werthlos ist.

Gibbon (1737—1794) schrieb die Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches. Gibbon nahm schon in seiner Jugend eine rein französische Richtung an und blieb in seinem ganzen Wesen stets mehr Franzose als Engländer. Er strebte nicht nach dem Segen der Erkenntniß, nicht nach stillem inneren Leben, sondern nach Ehre und Ruhm. Er suchte gelehrte Bekanntschaften zu machen, um schnell berühmt zu werden, und nahm es mit den heiligsten Angelegenheiten und Empfindungen so leicht, daß er zweimal die Religion wechselte. Die Anlage und Ausführung seines berühmten Werkes war ganz im französischen Geschmack und ganz für die in vornehmen Kreisen herrschende Stimmung eingerichtet. Gibbon hat die von ihm erstrebte Berühmtheit erlangt, da er ein Mann von Geist war, Fleiß, große Belesenheit, berechnende Klugheit, Meisterschaft der Rede, eine ausgezeichnete Kunst der Darstellung und die Geschicklichkeit besaß, fremde Forschungen zu benutzen.

Die Aufmerksamkeit der Welt richtete sich in dieser Zeit vorzüglich auf die Männer, welche durch Rede und Schrift unmittelbar in das politische Leben eingriffen. In der Zeit von 1763—1783 wurde in England mit demselben Nachdruck und demselben heftigen Tone für politische Freiheit gekämpft, mit welchem man damals in Frankreich eine völlige Umgestaltung der Dinge herbeizuführen suchte. Diese stürmische Periode nahm in England einen anderen Ausgang, als die in Frankreich entstandene Bewegung der Geister, weil in England Sitten, Gewohnheiten und Rechte und mit ihnen die zwischen den Ständen bestehenden Schranken seit uralter Zeit unerschütterlich feststehen.

Zur Zeit der Elisabet hatte der gehobene Nationalgeist und der literarische Aufschwung nur kaum einen schwachen Anfang von Beredtsamkeit im Parlamente hervorgerufen. Erst als der Geist der Freiheit im Hause der Gemeinen den Uebergriffen Karls I. Trotz bot, übte sich die englische Rede an den großen Fragen des nationalen Interesses. Der Puritanismus der nächsten Zeit war jeder Kunst und jedem Schmuck feind. Die Reden Cromwell's, eine Mosaik von biblischen Phrasen und Formeln, spiegeln zwar das markige Wesen des Mannes ab, aber auch die dictatorische Härte, den finstern Ernst seiner religiösen und politischen Ueberzeugungen. Seit der Restauration war die Loyalität und Frivolität der Zeit das Grab der rhetorischen Begeisterung. Der nüchterne und ernste Geist, in welchem die Revolution Wilhelms III. gemacht wurde, der Sinn für das Zweckmäßige, Verständige und Correkte, welcher die Literatur zu Anfang des 18. Jahrhunderts beherrschte, bestimmte auch die Beschaffenheit der Parlamentsreden. Die Reden

waren einfache Vorträge; die Redner trachteten nach keinen anderen Vorzügen, als nach Deutlichkeit, Beweiskräftigkeit, Zusammenhang und logischer Ordnung.

Der Aufschwung der parlamentarischen Beredtsamkeit beginnt erst mit Pitt, nachmals Earl von Chatam (1708—1778). Pitt war erfüllt mit Liebe zu seinem Vaterland und für alles, was hoch und edel ist. Als er während des siebenjährigen Krieges an der Spitze der Verwaltung stand, hob er England durch die Kühnheit seiner Politik zu einer nie gesehenen Glorie, erwarb sich die Liebe des Volkes, die Bewunderung des Welttheils. Derselbe Geist der stolzen Kriegführung und Staatsleitung zeigt sich auch in der Kraft und dem Schwung von Pitts Reden. Nicht in der Debatte, auch nicht in der ausgearbeiteten Rede, sondern in dem extemporirten Erguß einer unmittelbaren Eingebung lag die Stärke von Pitts Beredtsamkeit. Seine Angriffe und seine Sarkasmen waren furchtbar, und vielleicht ward kein englischer Redner je so gefürchtet. Was aber seinem Vortrag die meiste Wirkung verschaffte, war der Ausdruck von Aufrichtigkeit, von heftigem Gefühl und sittlicher Erhebung, welcher allein, was er sprach, eigen war. Sein Stil war nicht immer von reinstem Geschmack. Aber die Begeisterung des Redners ergriff alle, die ihn hörten; seine Wärme und seine edle Haltung gaben auch dem trockensten Inhalte Leben und Wärme.

An dem Genie entzündete sich das Genie. In der Debatte über die Stempelakte hörte das Haus der Gemeinen Pitt zum letzten Male und Burke zum ersten Male. Pitt selbst beglückwünschte den jungen Redner, der nun im Hause der Gemeinen die Stelle einnahm, welche der Earl von Chatam mit einer Stelle im Hause der Lords vertauschte. Burke vertrat die Rechte der Amerikaner und verkündete die Folgen einer unklugen und starrsinnigen Politik voraus. Aber die Gräuel der Unordnung, wie sie sich in Frankreich entfalteten, stießen sein sittliches Gefühl zurück, und er predigte mit unbilligem Zelotismus im Parlamente wie in seinen berühmten „Betrachtungen über die französische Revolution“ den Kreuzzug gegen die umwälzenden Neuerungen. Edmund Burke war ein Irländer und er besaß jene feurige, leicht erregbare, ungestüme Gemüthsart, jene Gluth der Phantasie, welche dem Irländer mit dem Südländer gemein ist.

Burke's Glanzperiode war die Zeit des amerikanischen Krieges. Er war damals der Hervorragendste in den Reihen jener durch Einsicht und Beredtsamkeit gleich ausgezeichneten Opposition, die in der Vertretung der Rechte der Kolonien das wahre Interesse ihres Vaterlandes erkannte. In dem damals zwanzigjährigen Karl Fox (1749—1806) gewann er sich einen Freund und Schüler, dem Interesse bürgerlicher und religiöser Freiheit einen ausgezeichneten Vorkämpfer. Der Schüler überragte bald den Meister. Er verdrängte ihn aus der Rolle eines Führers der Opposition. Die französische Revolution endlich zerstörte eine mehr als zwanzigjährige Freundschaft. Aus jener mächtigen Freiheitsbewegung sog der Genius und die Beredtsamkeit des jüngeren Mannes neue Kraft und neue Flammen, während sie den älteren verstimmte. Ein langes Menschenleben hindurch kämpfte Fox mit nie ermüdender Tapferkeit für die großen Principien der Freiheit, die unveräußerlichen Rechte der Menschen und der Völker. Fox war von Person schwerfällig,

seine Action war ohne Anmuth, seine Stimme hatte einen geringen Umfang. Wohl aber besaß er alles, was einen Mann liebenswerth macht. In seinem Herzen glühte die Leidenschaft für Tugend, Recht und Freiheit. Er war der mildeste der Menschen und der heftigste der Redner. Alles in seiner Rede war natürlich. Wenn er begann, ohne Methode, ohne Absicht zu glänzen, ohne den Gedanken an persönliche Triumphe, so hätte man ihn für scheu und furchtsam halten können; wer ihn nicht kannte, erwartete keine Gefahr von seinem Angriff. Kaum jedoch hatte er eine Zeitlang gesprochen, so entfalteten sich immer gewaltiger die Schwingen seiner Beredtsamkeit. Nun vergaß er sich und alles um sich her; nun fesselte und riß er alles unwiderstehlich mit sich fort; nun drang er mit der ganzen Sicherheit seines Verstandes und der vollen Gluth leidenschaftlicher Empfindung vorwärts und immer vorwärts. Seine Rede strömte wie glühende Lava; sie war von Leidenschaft rothglühend gemachter Verstand. Diese Gewalt bewährte sich vorzüglich in der Debatte.

In der glänzenden Gallerie von Rednern, welche in der letzten Generation des 18. Jahrhunderts mit dem Ruhme der alten republikanischen Beredtsamkeit gewetteifert haben, stehen die Genannten obenan, aber in der reichsten und würdigsten Umgebung. Neben Burke sollte der geistvolle und hochherzige Windham, auf der Seite von Fox Männer wie Erskine, Grey, Sheridan und viele andere erwähnt werden. Aber nur des Gegners von Fox, des großen Sohnes des großen Chatam, wollen wir noch gedenken. Noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt in's Parlament gewählt, stand William Pitt (1759 bis 1806) beinahe zwanzig Jahre, mit nur kurzer Unterbrechung, an der Spitze des englischen Staates. Der Ausbruch der französischen Revolution drängte ihn auf die Seite des Conservatismus; die Vertheidigung des Thrones und des Landes gegen den Andrang neuernder Grundsätze und gegen die Eroberungsgelüste des Auslandes, das war die Aufgabe, die er mit fester Hand und mit der Hingabe aller seiner Kräfte zu lösen suchte. Wie verschieden auch das Urtheil über seine politische Haltung lauten mag; über seine Beredtsamkeit ist es einstimmig. Fox und Sheridan sind von seiner Rede über den Sklavenhandel tief ergriffen gewesen; von einer andern sagte sein großer Gegner, daß sie die Redner des Alterthums bewundert, vielleicht beneidet haben würden. Es war etwas in den Reden Pitt's, was an die seines Vaters erinnern konnte: der sonore Wohlklang seiner Stimme, die bewundernswürdige, den Inhalt harmonisch umschließende Deklamation, verbunden mit der stets sich gleichbleibenden Würde seines Aeußern. Seine Beredtsamkeit war die eines Ministers oder vielmehr die eines Führers und Lenkers des Staates. Verstand, Kraft und Maß waren das Charakteristische seiner Reden; dabei jedoch waren ihnen tief die Spuren seines originellen Geistes aufgedrückt. Sie waren im Allgemeinen von strenger Haltung, voll ernster, Ueberzeugung wirkender Beredtsamkeit, allein zuweilen auch von den Flammen tieferer Begeisterung durchleuchtet, heftig, hinreißend, elektrisirend

---

5) Die vereinigten Niederlande.

Die Niederlande bis zur Ernennung Wilhelms von Oranien zum Statthalter.

Nach der Befreiung der niederländischen Provinzen von der spanischen Herrschaft hatten die höchste Gewalt die Generalstaaten, wie man die Versammlung der ständischen Deputirten der einzelnen Landschaften nannte. Jede Provinz sandte gewöhnlich sechs bis sieben Abgeordnete, hatte jedoch nur eine Stimme. Der Vorsitz wechselte von einer Woche zur andern. Wichtige Beschlüsse, z. B. über Krieg und Frieden, neue Steuern, Bündnisse, Abänderung der Grundgesetze, erforderten Einstimmigkeit aller Provinzen. Für die Vollziehung der Beschlüsse sorgte der Statthalter, welcher von den einzelnen Provinzen gewählt wurde; ihm zur Seite stand der hohe Rath, der sich in drei Collegien, für Polizei, für Finanzen und für Marinesachen schied. Der Statthalter hatte auch die Verwaltung des Kriegswesens, war Oberanführer der Land- und Seemacht und ernannte die Officiere. Die Verfassung so wie der Einfluß des Statthalters in den einzelnen Provinzen war sehr verschieden. Die mächtigste unter den verbundenen Provinzen war Holland, welches über die Hälfte zu allen gemeinsamen Abgaben beisteuerte. Den Vorsitz auf dem Landtage von Holland hatte der Rathspensionar. Derselbe Beamte leitete auch an der Spitze des Rathes von Holland die Verwaltung dieser Provinz, und fehlte niemals unter den Deputirten Hollands zu den Generalstaaten. Er war der erste Beamte nach dem Statthalter. Statthalter aber der vereinigten Niederlande war nach dem Tode von Friedrich Heinrich (1647) dessen zwanzigjähriger Sohn Wilhelm II. Dieser starb schon nach drei Jahren (1650), und erst nach seinem Tode gebar seine Gemahlin einen Knaben, der nachher Wilhelm Heinrich genannt wurde. Dieses Ereigniß, zu einer Zeit, wo der Handel Hollands die höchste Blüthe erreicht hatte, das Volk sich seiner ganzen Kraft bewußt war und die Kunst und Wissenschaft ein reiches Leben entwickelte, weckte die republikanische Partei zu neuer Thätigkeit, und auf einer Versammlung der Generalstaaten wurde der Beschluß gefaßt, für die Zukunft keinen Statthalter mehr zu erwählen.

Der Erlaß der Navigationsakte (S. 509) (1651) veranlaßte einen Seekrieg mit England. So tapfer auch die Holländer unter Ruyter, der vom Matrosen zum Admiral emporgestiegen war, und unter Tromp kämpften, die Kräfte ihres kleinen Freistaates waren der aufblühenden Macht Englands nicht gewachsen und im Frieden (1654) mußten sie die Schifffahrtsakte anerkennen. Dessenungeachtet blieb der Handel der vereinigten Niederlande dem englischen überlegen. Es brach unter Karl II. abermals ein Krieg mit England aus (1664—1667). Tromp und Ruyter kämpften muthig zur See, und Letzterer zwang durch Besetzung der Themsemündung Karl II. zum Frieden von Breda.

Die Niederlande unter Wilhelm III., IV. u. V.

Als (1672) die vereinigten Niederlande in Folge des von Ludwig XIV. begonnenen Rachekrieges den mächtigen Heeren Frankreichs

zu erliegen schienen, erhoben sich die Städte von Holland und Seeland und ernannten Wilhelm von Oranien zum Statthalter. In ihm lebte der Geist seines Urgroßvaters, des Begründers der niederländischen Freiheit. Von hohem Muthe beseelt, scharfsinnig, ausdauernd, schwer zu errathen, zeigte der Prinz eine Strenge und einen Ernst der Gemüthsart, eine Verachtung des Prunkes und alles weichlichen Wesens. Wilhelm von Oranien wurde bald der Mittelpunkt von den Gegnern Ludwigs XIV. und er war es besonders, der zum kräftigen Widerstand gegen Frankreichs Eroberungsgelüste anregte. Den Verlauf des Krieges (1672—1678) haben wir in der französischen Geschichte erzählt (S. 339—341). Durch die Unterstützung der Niederländer erwarb Wilhelm die Krone von England (1688). Seitdem konnte er, im Verein mit den Niederlanden, mit umfassenderen Mitteln als zuvor den Krieg gegen Frankreich fortsetzen. Nach Wilhelms Tode (1702) blieb die Statthalterschaft unbesetzt. Der Großpensionarius Heinsius und die Republikaner wünschten kein monarchisches Haupt an der Spitze der Republik. Erst im Verlauf des östreichischen Erbfolgekrieges wurde (1747) Wilhelm IV. zuerst Statthalter in den einzelnen Provinzen und dann auch Oberbefehlshaber aller Truppen. Im folgenden Jahre übertrug man ihm auch noch die erbliche Würde eines General-Statthalters. Im 18. Jahrhundert sank die Macht und der Wohlstand der Holländer; sie machten sich durch ihre Krämer-Politik und ihre ewigen inneren Streitigkeiten bei anderen Staaten verhaßt. Wilhelm IV. war ein milder, gemäßigter und einsichtsvoller Regent. Er beging aber den Fehler, daß er kurz vor seinem Tode (1751) zum Erzieher seines minderjährigen Sohnes, Wilhelm's V. (1751—1795) und zum vormundschaftlichen Regenten den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel ernannte. Dieser machte den Prinzen zu seinem bloßen Werkzeug und übte auch, als der Prinz volljährig war (1766), zum Unwillen der Holländer den größten Einfluß aus.

Die holländische Herrschaft in Ostindien (S. 239) gelangte in glücklichem Fortschritt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts auf ihren Höhepunkt. Entscheidend für die holländische Uebermacht war der Friede, welchen die Niederländer 1669 mit Portugal schlossen: das portugiesische Reich in Ostindien wurde auf Goa, Diu, Macao und einige Plätze an der Küste der Mahratten beschränkt, alle übrigen Besitzungen an die holländische Kompagnie abgetreten. Der Handel der Holländer.

In Vorderindien beschränkten sich die Besitzungen der Holländer auf einige Küstenplätze mit geringem Gebiet. Ceilon wurde 1658 fast ganz bezwungen. In Java drangen die Holländer in das Innere und verlangten unbedingte Unterwerfung. Darauf kam die Reihe an die übrigen Sundainseln Celebes, Timor, Borneo und Sumatra. Von Formosa wurden die Holländer durch die Chinesen 1662 wieder verjagt, und auch die Holländer mußten sich, wie andere Nationen, dem Zwang und der Abhängigkeit von dem auf Kanton beschränkten Verkehr fügen. Auch in Japan mußten sie sich schimpfliche Bedingungen gefallen lassen. Sie wurden (1650) auf eine kleine Insel, Desima unweit Nangasacki, verwiesen und gleich Gefangenen beaufsichtigt. Dennoch setzten sie den Handel seines großen Gewinnes wegen fort,

und sind bis heute das einzige europäische Volk, welches in Japan zugelassen wird.

Trotz einzelner Widerwärtigkeiten blieb die holländische Macht so lange ungefährdet, als sie auf den Inseln und Gewässern des indischen Archipels das ausschließende Recht des Handels und der Schifffahrt behaupten konnte. Umfang und Werth derselben waren groß, und alle Produkte der tropischen Zone fanden sich in denselben vereinigt. Vorzugsweise blieben aber die Gewürze bis zum Ende dieser Periode der lohnendste Gegenstand des indisch-holländischen Handels. Der bei weitem größere Theil der Ausfuhr der indischen Produkte geschah nach den Märkten des Mutterlandes. Dreißig bis vierzig Dreimaster waren jährlich zwischen Holland und Indien unterwegs. Eine wichtige Zwischenstation war das 1651 den Portugiesen entrissene Vorgebirge der guten Hoffnung.

Aber nicht nur Europa, auch Asien wurde dem Handel der Holländer tributpflichtig. Indische Produkte wurden in China und Japan, in Arabien und Persien begehrt und nicht minder hatte Vorderindien mancherlei zu tauschen. So weit dieser Tausch zu Wasser geschehen konnte, vermittelten ihn die Holländer. Einen großen Theil des Zwischenhandels im südlichen Asien und im indischen Archipel hatten die Chinesen inne, welche eine ganze Vorstadt Batavia's bewohnten. Doch bedurfte es dazu besonderer Erlaubnißpässe, welche sich die Kompagnie theuer bezahlen ließ. Mit den Molukken war jeder andern Nation der Verkehr streng verboten. Die Ausfuhren von Europa nach Indien waren sehr gering. Silber war das hauptsächlichste Tauschmittel. Allmälig errangen sich holländische Tuche und Leinwand Geltung auf den indischen Märkten.

Die Verwaltung aller Besitzungen der Kompagnie war einem Generalgouverneur anvertraut, der mit königlicher Gewalt in Batavia residirte. Von hier geschahen die Fahrten nach den übrigen Gegenden Asiens, von hier wurde die Verbindung mit Europa unterhalten. Die Kompagnie hatte eine eigene Art Staatswesen, geleitet durch den Rath von Indien, Finanz- und Justizbehörden, eine Land- und Seemacht. Ihr Budget war beträchtlicher, als das der Generalstaaten selbst. Die Einnahmen bestanden vornehmlich in den Handelsgewinnen, in verschiedenen Gefällen und Abgaben, Verkauf von Ländereien, Pachtkontrakten, Kriegsbeute u. s. w. In der ersten Zeit ging alles gut von statten, als aber später Unfälle eintraten und auch noch andre Nationen auf dem zeither allein beherrschten Schauplatz erschienen, da zeigten sich bald die Mängel am gesammten Organismus. Es fand sich ein Deficit, welches mit jedem Jahr um Millionen zunahm. Das große indische Kolonialreich glich mehr einer Handelsspekulation, als einer dem Nationalwohl und der Nationalehre angehörenden Errungenschaft. Es fehlte ihm der Zusammenhang mit dem Mutterlande. Ein beschränkter Krämergeist hatte sich der Kompagnie bemächtigt; es fehlten in ihrem Rath Staatsmänner. Man knickerte am falschen Ort, vernachlässigte die Wehrkraft der Kolonie und ließ die Kriegsmarine verfallen. Die Holländer haben sich nicht minder als die Spanier arge Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen, sie haben es nicht verstanden, sich die Zuneigung oder die Furcht der Einheimischen zu erhalten.

In Brasilien (S. 239) hatten die Holländer alle Küstenprovinzen von Bahia bis zur Mündung des Amazonenstromes erobert. Als Portugal sich von Spanien losriß und den Herzog von Braganza auf den Thron setzte (1640), verständigte sich dieser mit den Holländern und schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß in Europa und einen zehnjährigen Waffenstillstand hinsichtlich der Kolonien. Die holländische Herrschaft in Brasilien war von keiner Dauer. Die holländisch-westindische Kompagnie vernachlässigte die Vertheidigungsmittel, ließ die Festungen schleifen und die Kriegsvorräthe verkaufen. Die Pflanzer in Brasilien überließen sich einer Verschwendung, die ihre Vermögenszustände zerrüttete und Fallimente herbeiführte. Bald brachen Aufstände der portugiesischen Ansiedler aus. In Lissabon schenkte man dem Unternehmen im Geheimen Beifall. Die Kompagnie erkannte die Gefahr erst, als es zu spät war. Die von ihr abgesendeten Streitkräfte konnten der Empörung nicht mehr Meister werden. Eine Provinz nach der andern ging verloren, und 1654 waren die Holländer genöthigt, durch eine Kapitulation Brasilien für immer zu räumen. Für den Augenblick schien der Verlust weniger groß. Aber bald entfaltete sich die Produktivität Brasiliens, seine Schätze an edlen Steinen und Metallen verdunkelten fast Mexiko, und die auf seinen Boden verpflanzte Kultur der tropischen Erzeugnisse gedieh staunenswerth. In Zucker und Kaffee wurde Brasilien die mächtigste Rivalin von Java.

Ziemlich um dieselbe Zeit, in dem Frieden von Breda (1667), verloren die Holländer an die Engländer die Niederlassungen, welche sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Nordamerika in dem heutigen Staat Neuyork zur Betreibung des Fischfangs auf der Neufundland-Bank und wegen des Pelzhandels mit den Indianerstämmen gegründet hatten.

Von der neuen Welt waren zuerst die westindischen Inseln entdeckt und durch europäische Einwanderung bevölkert worden. Die meisten Handelsgesellschaften, obgleich für ganz Amerika privilegirt, führten doch von Westindien ihren Namen und strebten darnach daselbst Niederlassungen zu besitzen. Allein das war nicht leicht, weil in Westindien der Mittelpunkt der spanischen Macht war. Noch am frühesten gelang es Holland, welches 1634 einige kleine nördlich vom Orinoko gelegene Inseln, Curaçao, Buen Ayre und andere, eroberte. Bei dem geringen Flächenraum dieser Inseln konnte von einer Ausbeute ihrer Erzeugnisse nicht die Rede sein. Die Holländer machten die von ihnen besetzten Inseln zu Schmuggelniederlagen und organisirten den Schleichhandel, so daß der größte Theil der Aus- und Einfuhren der spanischen Kolonien in ihren Händen war. Die holländischen Inseln, zumal St. Eustach, wurden die Hauptniederlagen des ganzen westindischen Handels. Erst das letzte Jahrzehnt dieser Periode änderte die günstige Lage der Holländer, indem sie in den nordamerikanischen Krieg verwickelt wurden.

Die einzigen Kolonien in Amerika, die dem Handel des Mutterlandes ihre eignen Erzeugnisse lieferten, besaßen die Holländer in Guiana, dem zwischen den Mündungen des Orinoko und Amazonenstroms gelegnen Küstenland. Hier schufen sie durch Fleiß, Thätigkeit und Wirthschaftlichkeit die berühmtesten Zucker- und Kaffeepflanzungen.

Hollands Handel mit Rußland sank seitdem Petersburg der Mittelpunkt des russischen Handels geworden war. Der Gesammtwerth des russisch-holländischen Handels betrug 1783 nicht viel über eine halbe Million Rubel, während England für acht Millionen aus- und für drei Millionen Rubel einführte. In Dänemark und Schweden verminderte sich der holländische Handel theils durch die Einfuhren, welche diese Länder aus ihren Kolonien machten, theils durch das Verbot der holländischen Manufakturen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts neigte sich die Bilanz zwischen Holland und Dänemark-Norwegen zu Gunsten der letzteren, Holland mußte die Differenz mit edlen Metallen decken. In Schweden war das Verhältniß für Holland günstiger. Eins der wichtigsten schwedischen Erzeugnisse, Kupfer, war fast ganz in den Händen Amsterdams. In England war die Erlassung der Schifffahrtsakte eine That unmittelbarer Vertheidigung gegen die Ueberlegenheit des holländischen Handels. Am empfindlichsten wurden Zwischenhandel und Rhederei der Holländer von den Bestimmungen der Akte betroffen. Ihr kleines Land hatte nur wenige eigene Produkte und von ihren Fabrikaten war nach England nichts auszuführen. Die nordischen Einfuhren, welche auf holländischen Schiffen nach englischen Häfen gemacht worden waren, fielen nun weg. Die Handelskriege gegen die Schifffahrtsakte erreichten das vorgesetzte Ziel nicht. Hohe Schutzzölle und Verbote, welche die englische Handelspolitik zu Gunsten der nationalen Manufakturen annahm, beeinträchtigten die holländische Industrie eben so wie die Schifffahrtsakte die Rhederei. Die Handelsbilanz sank seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts mehr und mehr zum Schaden der Holländer.

In Frankreich waren die Holländer bis zum Regierungsantritt Ludwigs XIV. das vorherrschende Handelsvolk, durch ihre Hände ging mehr als ein Drittel der Aus- und Einfuhren des Landes, und ihre Marine besorgte nicht nur die Frachten zwischen französischen und holländischen Häfen, sondern hatte sich sogar eines guten Theils der Küstenschifffahrt bemächtigt. Seit dem westphälischen Frieden änderte sich der Stand der Dinge. Colberts Merkantilsystem traf Holland zunächst und am härtesten. Es kam zum Kriege zwischen Holland und Frankreich, und das pariser Kabinet führte den Krieg ebenso mittelst Zolltarifen als mittelst Soldaten. Holland, bei den Einfuhren nach Frankreich am meisten betheiligt und begünstigt, trug die ganze Größe des Schadens. Der Friede zu Nimwegen (1678) endete den Krieg und führte einen Handelsvertrag herbei, in welchem man sich vollkommene Gegenseitigkeit versprach. Allein dem Versprechen fehlte der ernste Wille es zu halten. Frankreich hatte sich zur herrschenden Kontinentalmacht Europa's aufgeschwungen, und Holland, für seine Sicherheit besorgt, trat auf die Seite seiner früheren Feinde. Der Widerruf des Edikts von Nantes führte Holland eine große Zahl französischer Emigranten zu, welche neue Fabrikationsweisen in das Land brachten. Vieles, was bisher aus Frankreich bezogen worden war, wurde nun in Holland selbst verfertigt. Dieser Umstand trug mit bei, Ludwig XIV. zur Erneuerung der Feindseligkeiten gegen die Republik zu bewegen. Erst der Friede zu Utrecht (1713) gab Europa die Ruhe. Man schloß einen Vertrag, in welchem die Interessen des holländischen Zwischenhandels bessere Rechnung

fanden, als die Holländer erwarten konnten. Der Grund lag darin, daß man in Frankreich auf die Kriegsflotte Mühe und Kosten verwendet, die Handelsmarine dagegen vernachlässigt hatte. Die Holländer blieben noch längere Zeit im Besitz der nordischen Einfuhren; erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts nahmen die directen Verbindungen zu zwischen französischen und baltischen Häfen. Gegen Ende des Zeitraums neigte sich die Handelsbilanz ansehnlich gegen Holland.

In Spanien wurden nach dem westphälischen Frieden die holländischen Schiffe auf gleichem Fuß wie die der übrigen Staaten zugelassen. Der ganze äußere Handel von Spanien, soweit er nicht Kolonialhandel war, kam in die Hände der Holländer. In Spanien war die Landwirthschaft verwahrlost und die einst blühende Industrie zerstört. Holland führte der Halbinsel das Getraide zu und die Stoffe zur Bekleidung. Spanien dagegen lieferte den Holländern besonders Wolle und erhielt als Fabrikat seinen Rohstoff zurück. Die großen Summen der holländischen Einfuhren in spanische Häfen waren theils für den Verbrauch des Binnenlandes bestimmt, theils gingen sie als Kommissionsartikel spanischer Kaufleute in die Kolonien. Mit den spanischen Kolonien führten die Holländer auch einen sehr einträglichen Schmuggelhandel. Als ein bourbonischer Prinz den spanischen Thron bestieg, verloren die Holländer alle zeither genossenen Vortheile, und die Franzosen wurden nun die in Spanien am meisten begünstigte Nation. Gegen das Ende unseres Zeitraums erhielt Spanien eine Regierung, welche die lange vernachlässigten materiellen Interessen des Landes beachtete und nicht ohne Erfolg förderte. Unter solchen Umständen sank der holländisch-spanische Handel tief herab von seiner Höhe; den meisten Vortheil brachte noch die Kontrebande nach Westindien. Auch der Zwischenhandel nahm ab, je mehr die nordischen Staaten, besonders Dänemark und Schweden, Aus- und Einfuhr auf ihren eignen Schiffen besorgten.

Mit Portugal schlossen die Holländer 1661 einen Allianz- und Handelsvertrag, welcher den freien Verkehr zwischen beiden Reichen mit vollständiger Gegenseitigkeit herstellen sollte. Die Holländer führten in Portugal ein: Manufakturen, Getraide, Holz und Fische, dagegen führten sie aus: Südfrüchte, Weine und von den brasilischen Produkten Zucker und Farbholz. Die holländischen Schiffe in Portugal nahmen ab, als die nordischen Völker ihre Produkte selbst nach Portugal brachten. Die Engländer schlossen 1703 einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Portugal, durch welchen sie das herrschende Handelsvolk in Portugal wurden. Der Handel der Holländer mit Italien, den Ländern am Mittelmeer und der Levante wurde durch Frankreich beschränkt, als dieses (1669) Marseille mit dem Monopol oder Stapelrecht desselben ausstattete.

Wie herabgekommen auch der holländische Handel am Ende der Periode erscheint, auf dem deutschen Markte hatten die Holländer nichts verloren. Die Bilanz des Rheinhandels mochte zur Zeit von Hollands Blüthe gleichstehen, allein als diese zu welken begann, neigte sie sich zum Nachtheil der Deutschen. Denn so lange auf den holländischen Werften der Schiffsbau für die halbe Welt betrieben wurde, so lange der Zwischenhandel nach dem Norden im Zuge war, da waren Holz und Wein der Deutschen ein Tauschmittel für die Kolonialwaren

der Holländer. Als aber die holländischen Werften verödeten und der deutsche Wein nicht mehr nach dem Norden ausgeführt wurde, da blieben wohl die holländischen Einfuhren von Kolonialwaren, aber von deutschem Holz und Wein war keine Rede mehr.

Die südlichen Provinzen der Niederlande blieben unter spanischer Herrschaft. Ihr alter Weltmarkt ging verloren. Der westphälische Friede entzog den spanischen Niederlanden die natürlichste Bedingung für den Wiederaufbau der gesunkenen Größe, unterband durch die Sperrung der Schelde die Ader ihres Verkehrs mit dem Ausland und verbot ihnen jeden Handel mit den spanischen Kolonien. Eine bessere Zeit kam für die südlichen Niederlande, als sie durch den rastadter Frieden (1714) von Spanien an Oestreich übergingen. Es hob sich der Wohlstand durch Industrie und Ackerbau. Getraide fand in England stets einen Markt, und die ausgezeichnete Kultur des Flachses beförderte die Linnenfabrikation, besonders in den feinen Geweben und Spitzen. Die Tuchmanufakturen hoben sich wieder, die Verarbeitung der Baumwolle nahm zu; es entstanden Papier- und Lederfabriken, Bierbrauereien und Zuckerraffinerien. Dagegen glückten nicht die Versuche Handel und Schifffahrt emporzubringen. Um sich einen Antheil an dem ostindischen Handel zu verschaffen, gründete Kaiser Karl VI. (1722) die Kompagnie von Ostende, aber diese wurde von der englischen und holländischen Eifersucht im Entstehen erdrückt. Vorübergehende Vortheile brachte den östreichischen Niederlanden der nordamerikanische Freiheitskrieg. Holland wurde zu seinem Schaden in denselben verwickelt, während die östreichischen Niederlande neutral blieben. Es fiel diesen die Frachtschifffahrt zu und sie machten Unternehmungen nach Westindien. Flandern und Brabant waren auf dem besten Weg zur Wiedererlangung der alten Größe, da störte der Ausbruch der Empörung gegen die östreichische Herrschaft den Entwickelungsgang.

Die holländische Frachtschifffahrt hatte einen außerordentlichen Umfang erreicht, als ihr durch die englische Navigationsakte ein empfindlicher Schaden zugefügt wurde. Das Beispiel Englands ahmten andere Staaten nach. Dazu kam die Konkurrenz der nordischen Staaten und der Hansestädte, welche gleich billige Frachten stellten. Auch der holländische Heringsfang, diese Goldgrube Hollands, verminderte sich dadurch, daß seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts Deutsche, Franzosen und Engländer denselben mit Eifer betrieben.

Noch früher, als der Verfall des holländischen Handels erfolgte der Verfall der holländischen Industrie. Colberts Merkantilsystem traf Holland empfindlich. Der neue Tarif belegte die Einfuhren holländischer Fabrikate mit unmäßigen Zöllen, verbot einige geradezu. Ueberall zeigten die Regierungen das Streben eine nationale Staats- und Volkswirthschaft zu führen, die einheimische Industrie durch Schutzmaßregeln zu heben und die fremde von dem innern Markt auszuschließen. Der innere Markt war ein zu kleines Feld für die holländische Gewerbsthätigkeit. Die große Schuldenlast des Landes, die Folge langwieriger Kriege, machte hohe Abgaben nöthig. Die Konsumtionssteuern vertheuerten die nöthigsten Nahrungsmittel und erhöhten die Arbeitslöhne. Die meisten Rohstoffe mußten vom Ausland bezogen werden, welches, als es selbst sie zu verarbeiten anfing, deren Ausfuhr erschwerte, oft

ganz verbot. Das Alterthum kannte nur einen Warenhandel, erst das spätere Mittelalter brachte durch Erfindung der Wechsel und Einrichtung der Banken einen Geldhandel auf. Mit der Ausbreitung und Vermehrung des Warenhandels hielt der Geldhandel der Holländer gleichen Schritt. In keinem Lande war Geld so leicht und so wohlfeil zu haben. So kam es, daß der Wechselkurs auf Amsterdam durch die ganze Welt voranstand, und viele bedeutende Handelsplätze konnten ihre Rimessen nicht anders als auf Amsterdam machen. Die Kaufleute von Amsterdam gründeten (1609) die Bank, wo jeder Kaufmann seine Hauptkasse niederlegen und dann durch bloßes Ab- und Zuschreiben in den Büchern der Anstalt seine Zahlungen leisten und empfangen konnte. Die amsterdamer Bank war eine reine Giro- und Depositenbank und ihr ganz ähnlich die 1612 in Rotterdam gegründete. Inländische Anleihen an die Generalstaaten, an die Einzelstaaten, an Stadtgemeinden, Handelskammern und andre Kollegien kamen frühzeitig vor, und die darüber ausgestellten Obligationen mochten auch in kleinen Kreisen umlaufen. Allein erst nach dem utrechter Frieden beginnt der europäische Effektenhandel Amsterdams. Als der holländische Handel an Umfang verlor, die Industrie in Abnahme gerieth, da konnten die in glücklichen Zeiten angesammelten Kapitalien im Lande selbst kein Unterkommen mehr finden und mußten sich einen andern Ausgang suchen. Die großen Staaten, die zur Führung ihrer Kriege außerordentlicher Geldmittel bedurften, fanden diese in Holland und bewilligten höhere Zinsen, als die in Holland üblichen. Die Papiere aller dieser Anleihen und die Aktien der mannigfachsten Handels- und Industrieunternehmungen des In- und Auslandes kamen auf die amsterdamer Börse. Bald drang dabei mancher Schwindel ein, und das Verlangen schnell reich zu werden erzeugte das Börsenspiel. Ein schlimmer Mißbrauch des Börsengeschäfts unsrer Zeit, nämlich die Zeitkäufe, kam schon damals vor. Man kaufte und verkaufte, ohne die Aktien zu besitzen, und zahlte sich am Lieferungstage nur die Differenzen, je nachdem sie gestiegen oder gefallen waren. Verschiedene dagegen erlassene Verbote blieben fruchtlos.

Bereits während des Mittelalters war Amsterdam von einem Fischerdorfe zum ersten Seehafen der nördlichen Niederlande und dem Emporium des nordischen Handels emporgewachsen. In dem Verhältniß, wie sich der Welthandel erweitert hatte, übertraf Amsterdam an Mannigfaltigkeit, Größe und Umfang der Geschäfte die gepriesensten Handelsplätze der Vergangenheit. Und wie viele andere blühende Handelsplätze erhoben sich neben der Metropole auf dem kleinen Gebiete der Republik! Rotterdam, Middelburg, Delft, Enkhuisen, Hoorn und das alte Dortrecht.

Der westphälische Friede brachte der holländischen Republik die größten Vortheile. Die Republik wurde als selbständige Großmacht anerkannt, ihr Besitzthum in Europa und den Kolonien gewährleistet und die Sperrung der Schelde bestätigt. Bald zeigte es sich, daß die amsterdamer Börse in ihrer Weise die Welt ebenso unterthänig zu machen strebte, als das madrider Kabinet. Wo die Republik durchzukommen hoffte, scheute sie selbst offene Gewalt nicht, und was sie durch Gewalt nicht erreichte, das suchte sie durch die feine Politik der Handelsverträge durchzusetzen. Frankreich und England hatten die Niederlande mit Geld

und Truppen unterstützt, so lange diese gegen die spanisch-östreichische Weltherrschaft ankämpften. Aber die kommerzielle und maritime Hegemonie Hollands war unverträglich mit den großen Bestimmungen, welchen Cromwell und Ludwig XIV. ihre Völker zuzuführen strebten. Der Kampf begann. Aus den Kriegen mit Frankreich ging Holland durch den bewundernswerthen Geist Wilhelms III. und einen der Vorfahren würdigen Heldenmuth mit weniger Nachtheil hervor, als aus dem Kampfe, mit welchem die Konkurrenz Großbritanniens die holländische Handels- und Seemacht zu Land und zu Wasser und in allen Welttheilen angriff. England setzte das mit der Navigationsakte eröffnete System konsequent fort, und dieses traf schlimmer als verwüstende Kriege die eigentlichen Lebensbedingungen der Republik. Der utrechter Friede entschied den Fall Hollands und die Erhebung Englands. Holland verlor seine Seemacht, und als Landmacht hatte es einen zu geringen Umfang, um sich neben Großstaaten, wie Frankreich und England, oder vielmehr über denselben zu behaupten. Die ungeheuren Ausgaben waren unerschwinglich für die paar Millionen Bewohner der Provinzen. Innere Unruhen und Verfassungsstreitigkeiten untergruben das morsche Gebäude, und es kam dem Einsturz nahe, als 1776 der nordamerikanische Krieg ausbrach, Holland in denselben verwickelt und dem unwiderstehlichen Andrang Englands preisgegeben wurde. Alle Zweige des Verkehrs der Republik geriethen in Verfall. Die dänische, schwedische und deutsche Schifffahrt erlangten durch ihre Neutralität ein solches Uebergewicht über die holländische, daß sie ihr nicht nur allen Handel zwischen dem Nordosten und Südwesten Europa's, sondern auch einen großen Theil ihres direkten Verkehrs mit den Kolonien entrissen.

Wissenschaftliche Bildung.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts blühten in den Niederlanden Kunst und Wissenschaft. Von der Kunst haben wir schon (S. 486 bis 491) gesprochen. Von 1575 bis 1648 waren fünf Universitäten gegründet worden: Leyden, Franecker, Gröningen, Utrecht und Harderwyk. Die philologischen Disciplinen, welche im 15. und 16. Jahrhundert zuerst in Italien eifrige Pflege gefunden hatten, wurden im 17. Jahrhundert mit dem größten Eifer von den Holländern getrieben, und diese zeichneten sich in denselben vor allen anderen Völkern aus. Joseph Scaliger, der Sohn des berühmten Julius Scaliger (S. 200), Justus Lipsius, Hugo Grotius, Gruter, Daniel Heinsius haben sich durch ihre Ausgaben alter Schriftsteller große Verdienste erworben. Johann Gerhard Vossius war für die Literaturgeschichte der Alten, besonders in Beziehung auf Historiker und Dichter, thätig, und auch dessen Söhne Isaak und Gerhard haben Verdienstliches geleistet. Johann Georg Grävius, von Naumburg, wurde nach Deventer und von da nach Utrecht berufen, er faßte die antiquarischen Forschungen in Beziehung auf das römische Alterthum in seinem Thesaurus antiquitatum romanorum zusammen. Als Gegenstück gab Jakob Gronov, der Sohn des ebenfalls berühmten Johann Friedrich Gronov, seine Sammlung der griechischen Antiquitäten heraus. Peter Burmann bewährte sich in seiner Ausgabe des Horaz als scharfsinniger Kritiker.

Für die Astronomie war die Erfindung des Fernrohrs durch Zacharias Jansen, so wie für die Naturwissenschaften das von Jansens Sohn zusammengesetzte Mikroskop von Bedeutung. Swammerdam machte ausgezeichnete Beobachtungen über die Insekten; die Arzneikunde hatte in Holland ausgezeichnete Vertreter. In Amsterdam war der berühmte Philosoph Baruch Spinoza (1632 bis 1677) geboren. Er war der Sohn eines portugiesischen Juden und wurde wegen seiner freien Ansichten von seinen Glaubensgenossen verfolgt und in den Bann gethan. Deshalb änderte er seinen Vornamen in Benedict um. Sein philosophisches System ist eine weitere Ausbildung der Lehren des Descartes (S. 382). Da in Holland fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit gestattet war, so suchten ausgezeichnete französische Gelehrte, wie Bayle und Descartes, daselbst eine Zuflucht.

---

6) Spanien. Portugal. Italien.

In Spanien folgte auf Philipp IV. dessen Sohn Karl II. (1665—1700). Für den schwächlichen vierjährigen Karl II. übernahm die Königin Mutter, Maria Anna von Oestreich, die Regentschaft. Sie erbitterte die spanischen Großen dadurch, daß sie ihrem Beichtvater, dem deutschen Jesuiten Neidhard, ihr ganzes Vertrauen schenkte, ihn zum Großinquisitor ernannte und an die Spitze der Verwaltung stellte. Durch Don Juan d'Austria, einen natürlichen Sohn Philipps IV., wurde Neidhard gestürzt und verließ Spanien. Aber die Königin übertrug einem anderen Günstling die Leitung der Geschäfte. Der schwache Karl II., der in den Gemächern des Schlosses wie ein Gefangener gehalten wurde, entzog sich durch Flucht der Vormundschaft seiner Mutter (1677) und überließ seinem Halbbruder Don Juan die Staatsverwaltung. Obgleich in diesem die Spanier ihren Retter begrüßten, vermochte doch Don Juan bei den tief eingewurzelten Uebeln des Staatswesens nicht die Gunst des Volkes zu behaupten. Als er nach zwei Jahren starb, glaubte Karl das Regiment selbst führen zu können, aber der in Schwermuth versunkene, geistesschwache König ließ wie ein willenloses Kind mit sich schalten, und Parteien drängten sich auf Parteien. Spaniens innere Zustände zeigen in dieser Zeit das Bild des tiefsten Verfalls. Die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung war größer als jemals. Die Stellen der Verwaltung, selbst die hohen Aemter der Vicekönige in Italien und Amerika, wurden verkauft; das Grundeigenthum befand sich noch immer in den unthätigen Händen des Adels und der Geistlichkeit. Das baare Geld war aus dem Lande wie verschwunden, man mußte sich in vielen Gegenden mit Kupfergeld behelfen oder Sachen gegen Sachen vertauschen. Die Schätze Amerika's machten nur einen Durchzug durch Spanien; in den Staatskassen war kein Geld, Karl II.

und unter funfzehn Prozent Zinsen war nicht das geringste Darlehen zu erhalten. Der Hof litt oft an dem Nothwendigsten Mangel, und die spanische Armee, in den Niederlanden, Italien und dem Mutterlande, betrug kaum 20,000 Mann.

Philipp V. Ferdinand VI. Karl III.

Karl II. war, obgleich zweimal verheirathet, kinderlos. Deshalb spielten am Hofe die verwickeltsten Intriguen der Gesandten Frankreichs und Oestreichs wegen der Erbfolge ihrer Regentenhäuser in Spanien. Als **Karl II.** (1700) **starb**, berief sein Testament den Bourbon **Philipp von Anjou**, den Enkel Ludwigs XIV., auf den spanischen Thron (S. 360). **Philipp V.** (1701—1746) zählte erst siebzehn Jahre als er seinen Einzug in Madrid hielt; er war ein sanfter, nachgiebiger Jüngling, gegen die Priester knechtisch gesinnt und von seinem Großvater an Gehorsam gewöhnt. Um dem auf Spanien lastenden Drucke und der Verarmung entgegenzuwirken, schränkte Philipp den Hofstaat ein und verminderte die Stellen der höheren Beamten. Aber die hierdurch gewonnene Ersparniß war unerheblich und erbitterte den Adel. Es kränkte den Stolz der spanischen Granden, daß viele Franzosen bedeutende Stellen erhielten; Priester eiferten gegen die Herrschaft der Fremdlinge, und zwischen den immer schroffer sich gestaltenden Parteien versank Philipp V. in Schwermuth und war zu keiner Theilnahme an den Geschäften zu bewegen. Ludwig XIV. gedachte Spanien durch seinen Gesandten zu regieren und eine der französischen ähnliche Verwaltung einzuführen. Um der jungen Königin **Maria Luise von Savoyen**, mit welcher sich Philipp V. vermählt hatte, keinen Einfluß auf den schwachen König zu gestatten, hatte ihr Ludwig XIV. die stolze und herrschsüchtige **Prinzessin Ursini** als Oberhofmeisterin zur Seite gesetzt.

Da auch der **Kaiser Leopold** für seinen zweiten Sohn, den **Erzherzog Karl**, die spanische Monarchie beanspruchte, so entbrannte der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714), der damit endigte, daß **Philipp V. Spanien**, der indessen zum **Kaiser** gewählte **Karl** aber die **spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien** und die **toskanischen Seehäfen** an der westlichen Küste erhielt (S. 360 bis 366).

Als Philipp V. 1714 seine Gemahlin verlor, behauptete die **Prinzessin Ursini** ihren Einfluß auf den König. Das Vertrauen der **Ursini** besaß **Julius Alberoni**. Er war der Sohn eines Gärtners in Piacenza, hatte den geistlichen Stand gewählt und sich durch geistige Regsamkeit, List und Schlauheit emporgearbeitet. Da nun Philipp V. auf den Wunsch der Ursini, sie zu heirathen, nicht einging, sondern seine Absicht aussprach, sich in angemessener Weise wieder zu vermählen, so rieth Alberoni der Prinzessin, eine Fürstin zu wählen, die bescheidnen Sinnes und schwachen Geistes sich blindlings ihrer Leitung hingeben würde. Als eine solche schilderte er ihr **Elisabet Farnese**, die Brudersstochter des regierenden Herzogs von Parma. Alberoni wurde nach Parma gesandt und brachte noch 1714 die Vermählung zu Stande. Aber Elisabet war das Gegentheil von dem, wie sie Alberoni geschildert hatte; sie war herrschsüchtig und kühn. Als sich ihr bei ihrem Eintritt in das Königreich die Prinzessin Ursini mit unziemlicher Vertraulichkeit

näherte, ertheilte sie sogleich Befehl, die Prinzessin über die Grenze zu bringen.

Philipp überließ die Leitung der Geschäfte seiner jungen Gemahlin; bei dieser aber galt Alberoni alles. Er wurde von der dankbaren Elisabet in den Staatsrath berufen und durch deren Vermittlung zum Kardinal ernannt. An die Spitze der Verwaltung gestellt, strebte Alberoni darnach, Spanien aus dem gesunkenen Zustande zu erheben, er beförderte den Ackerbau und schuf eine ansehnliche Seemacht. Der Königin schmeichelte er mit der Aussicht, ihren Söhnen unabhängige Fürstenthümer zu verschaffen, da zwei Söhne Philipps aus der ersten Ehe ihnen die Hoffnung benahmen, auf den Thron Spaniens zu gelangen. Es sollten die an Oestreich gekommenen Landschaften in Italien wieder an Spanien gebracht werden. Gegen die Pläne Alberoni's vereinigten sich Frankreich, England und Holland zu einer Tripelallianz (1717). Alberoni aber sandte eine Flotte von zwölf Kriegsschiffen und 9000 Mann nach Sardinien, und nach kurzer Gegenwehr wurde diese Insel erobert. Im folgenden Jahre wurde auch Sicilien von den Spaniern besetzt. Nun trat auch der Kaiser der Tripelallianz bei, die nun eine Quadrupelallianz wurde (1718). Man kam überein, daß der Kaiser Sicilien von Savoyen erhalten, diesem dagegen Sardinien einräumen sollte. Für Don Carlos, den ältesten Sohn der Elisabet, bestimmte man Toskana, Parma und Piacenza, wo die männlichen Linien der Häuser Medici und Farnese dem Aussterben nahe waren. Elisabet und Alberoni waren mit diesen Vorschlägen nicht zufrieden; aber die englische Flotte unter Admiral Byng besiegte die spanische bei Cap Passaro (1718), und England und Frankreich erklärten Spanien den Krieg. Da nun der Königin von Spanien zugleich das Anerbieten gemacht wurde, daß ihre Tochter die Gemahlin Ludwigs XV. werden solle, wenn Spanien die Bedingungen der Quadrupelallianz annähme, so erfolgte der Sturz Alberoni's, und Spanien nahm die Bedingungen der Quadrupelallianz an.

Nach Alberoni's Entfernung wollte Philipp V. die Leitung des Staates selbst übernehmen, aber das überstieg das Maß seiner Kräfte. In einem der bei ihm so gewöhnlichen Anfälle von Trübsinn, Schwermuth und Gewissensangst übergab er die Regierung seinem ältesten Sohne Ludwig (1724). Da aber der siebzehnjährige Fürst schon nach sieben Monaten starb, so übernahm Philipp V. von neuem die Regierung. Seine Melancholie wuchs und stieg bis zur Geisteszerrüttung. Die Königin mußte die Befriedigung ihres Ehrgeizes, die Staatsgeschäfte zu leiten, durch das traurige Geschäft erkaufen, einen solchen Gemahl zu beaufsichtigen, ihm Gesellschaft zu leisten und sich zuweilen auch harte Mißhandlungen gefallen zu lassen.

Als der Kaiser Karl VI. wegen der Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen bei der polnischen Königswahl mit Frankreich in Krieg gerieth (S. 370 und 400), glaubte auch Elisabet die Gelegenheit benutzen zu können. Ein spanisches Heer zog nach Italien (1733) und eroberte Neapel und Sicilien. Im Frieden (1735) wurde das Königreich Neapel mit Sicilien dem spanischen Infanten Don Carlos zugesprochen; dagegen mußte dieser Toskana an Franz Stephan und Parma und Piacenza an den Kaiser abtreten.

Wegen des Schleichhandels in Westindien brach 1739 ein Krieg zwischen Spanien und England aus. Der Tod des Kaisers Karl VI. veranlaßte dann im folgenden Jahre den östreichischen Erbfolgekrieg (1740 — 1748). Auch an diesem nahm Spanien Theil, weil Elisabet hoffte, auch für ihren zweiten Sohn, Philipp, ein Königreich in der Lombardei zu erwerben. Philipp V. starb noch während des Krieges (1746); aber Elisabet erreichte es doch, daß der Friede zu Aachen einen Theil ihres Wunsches verwirklichte, da Don Philipp mit Parma, Piacenza und Guastalla belehnt wurde.

Auf Philipp V. folgte dessen Sohn erster Ehe, Ferdinand VI. (1746 — 1759). Ferdinand war sparsam und suchte den zerrütteten Wohlstand seines Volkes herzustellen. Handel, Gewerbe und Wissenschaften hoben sich. Ferdinands Regierung würde noch segensreicher für Spanien gewesen sein, wenn der König nicht zur Melancholie geneigt und zu anhaltenden Geschäften unfähig gewesen wäre. Als Ferdinand starb, folgte ihm sein Stiefbruder Karl III. (1759—1788), bisher König von Neapel und Sicilien. Karl schloß 1761 den Bourbonischen Hausvertrag mit Frankreich, welcher den Krieg mit England und viele Verluste in den Kolonien zur Folge hatte. Karl III. hatte aufgeklärte Minister, welche dem über Europa verbreiteten Geiste der Neuerung und Verbesserung huldigten. Sie suchten die Einnahmen zu vermehren und dem Mutterlande einen reichlichern Gewinn aus den amerikanischen Besitzungen zu verschaffen. Zwei Italiener, Grimaldi und Squillace, hatten anfangs die oberste Leitung der Angelegenheiten Spaniens. Unter einer Menge von neuen Anordnungen waren manche gut und zweckmäßig, andere aber drückend und lästig, oder den alten Gewohnheiten entgegen. Es brach ein Aufstand in Madrid aus, und die Jesuiten schienen in diesen verwickelt zu sein. Deshalb wurde die Wegführung der Jesuiten aus Spanien beschlossen, und Aranda, welcher an die Spitze der Regierung getreten war, führte (1767) die Maßregel aus (S. 450).

Der Handel der Spanier.

Wir haben bereits (S. 232 — 236) den traurigen Zustand des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaus und der Finanzen in Spanien geschildert. Unter Karl II. erreichte die Noth ihren Höhepunkt. Die letzten Manufakturen verzichteten auf ihren Betrieb, um der Raubgier des Fiskus zu entgehen, und das öffentliche Elend war so groß geworden, daß selbst die Kirchen ihr Silbergeräth verpfänden mußten. Man ließ durch Mönche vor den Thüren der Granden und Kirchenfürsten Almosen sammeln. Selbst das alte Rom, wie verkommen auch seine Staats- und Volkswirthschaft geworden war, hatte doch kaum den Grad der Erniedrigung erreicht, wie Spanien.

Nach dem Tode des kinderlosen Karls II. bestieg ein Prinz aus dem Hause Bourbon, Philipp V., den spanischen Thron. Die Bourbonen verzichteten auf die Chimäre einer europäischen Universalmonarchie und suchten mit Eifer und Einsicht durch innere Reformen das unglückliche Land von seiner Erniedrigung zu dem ihm gebührenden Rang zu erheben. An politischer Freiheit gewann Spanien freilich unter den Bourbonen nicht wieder, was es unter den Habsburgern eingebüßt

hatte, aber es kam aus Frankreich ein neuer Geist der Bildung und Thätigkeit, welcher auf Sitte und Charakter, auf Handel und Wandel glücklich einwirkte. Die Schranken, welche Spanien von der Theilnahme an den Fortschritten der europäischen Kultur systematisch entfernt hatten, fielen jetzt weg.

Das Glück gab Spanien in dem Kardinal Alberoni einen Minister, der Richelieu und Colbert nicht ohne Erfolg studirt hatte. Die Landwirthschaft fand die erste Beachtung. Man suchte die Hindernisse wegzuräumen, die Spaniens natürliche Entfaltung gehindert hatten, und dem Landbau Arbeitskräfte zuzuwenden, die durch die Vertreibung der Mauren und so viele verheerende Kriege verloren gegangen waren. Man zog zahlreiche Fremde herbei, die sich auf der Halbinsel niederließen und einiges Leben zu verbreiten begannen. Die Folge war Zunahme der Bevölkerung; sie betrug 1702 gegen sechs Millionen Seelen, bis 1780 war sie auf zehn Millionen gestiegen. Tausende von Händen wendeten sich dem Ackerbau zu, ausgedehnte Strecken, die seit Jahrhunderten brach gelegen hatten, wurden der Kultur zurückgegeben. Die Regierung unterstützte den Aufschwung durch verständige Maßregeln. Sie hob die Steuer auf Getraide auf und gab den Getraidehandel frei. Der Ackerbau wäre noch mehr vorgeschritten, hätte ihn die Viehzucht besser unterstützt. Diese, besonders Hornvieh, blieb zurück, da der Verbrauch von Fleisch in dem katholischen Spanien mit seinen vielen Festtagen nie von Bedeutung war. In den ganz von Bäumen entblößten Provinzen der Mancha und Kastilien ermunterte man zur Anpflanzung von Bäumen, dachte an eine verständige Forstwirthschaft und suchte die Bewässerung wieder herzustellen. In der Sierra Morena wurden deutsche Kolonisten angesiedelt; das Waiderecht der Mesta (S. 235) wurde beschränkt, und Weinberge, Gärten und junge Baumpflanzungen einzuzäunen erlaubt. Die mit der Ausdehnung der Industrie steigende Nachfrage nach Wolle wurde zum Theil von Spanien befriedigt, wo die jährliche Wollenerzeugung auf 33 Millionen Franken geschätzt wurde. Unter den Bourbonen wies das weltliche Regiment die Kirche in die bisher übertretenen Schranken zurück.

Auf die Industrie wendete Alberoni die größte Sorgfalt; er begünstigte die Einwanderung fremder Industriellen. Die Wollenmanufaktur, die wie ausgestorben war, wurde wie neu belebt, und die Leinweberei ins Leben gerufen. Auf dem Grund, den Alberoni gelegt hatte, bauten seine Nachfolger im Kabinet weiter fort. Es verbreitete sich die Verarbeitung der Baumwolle und auch in die Seidenindustrie kam neues Leben. Toledo erlangte wieder seinen alten Ruhm in Eisen- und Stahlwaren; es entstanden Glas-, Porzellan-, Papier-, Tapeten-, Hut- und andere Fabriken; auch Buchdruckereien und Gewerbeschulen wurden angelegt. Jeder Handwerker mußte wenigstens einen seiner Söhne das väterliche Gewerbe fortsetzen lassen. Um die erwachende Volksarbeit mit Kredit zu unterstützen, wurde 1782 die Karlosbank angelegt. Es erschien 1773 ein Dekret, welches erklärte, daß Handel und Industrie sich mit dem Adel vertrügen. Die Zolllinie wurde an die äußere Grenze der Monarchie gerückt und der innere Handel von den Fesseln befreit. Mit der Steuerkraft des Volkes stiegen die öffentlichen Einnahmen, und es kam einige Ordnung in die

Finanzen. Vieles geschah für die Herstellung der Kommunikationswege. Kanalbauten wurden unternommen, versandete Häfen gereinigt, die Gebirge und Küsten von Räubern gesäubert. Die spanische Flagge erschien wieder mit Ehren auf dem mittelländischen Meere.

Die heilsamsten Reformen fanden in der Kolonialpolitik statt. Dem Mutterlande wurde stufenweis der amerikanische Handel freigegeben. Der Schleichhandel verminderte sich. Die Freigebung des Handels mit Amerika wirkte vortheilhaft auf die Hebung der spanischen Industrie. Auch in den Kolonien machte sich das bessere Regiment des Mutterlandes fühlbar. Sie erhielten 1776 eine neue politische Organisation in vier Vicekönigreiche, Mexiko, Peru, Neu-Granada und Buenos Ayres. In der Verwaltung wurden einige der gröbsten Mißbräuche abgeschafft, aber es fehlte noch viel zu einer gewissenhaften und redlichen Verwaltung. Die Ausbeute aus den Bergwerken schätzte man von 1750 bis 1780 auf jährlich 30 Millionen Piaster. Die Zunahme des Verbrauchs von Kolonialwaren in Europa bewirkte, daß man den über den edlen Metallen bisher vernachlässigten Bodenprodukten Aufmerksamkeit und Pflege schenkte. Der Freigebung des Handels zwischen Mutterland und Kolonien folgte 1774 die Freigebung des Handels der Kolonien unter einander. Der auswärtige Handel Spaniens, soweit er nicht Kolonialhandel war, hob sich nur langsam zu Gunsten der nationalen Flagge. Der größere Theil der eingeführten Kolonialwaren sowie der Produkte Spaniens wurde von fremden Schiffen geholt. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts änderte sich dieses, und gegen das Ende dieses Zeitraums begegnet man nicht selten spanischen Schiffen in der Nord- und Ostsee. In dem Verkehr mit Spanien hatte Frankreich die Holländer überflügelt. Auch England eiferte nach und stand gegen das Ende des Zeitraums hinter den Franzosen kaum zurück. Von den deutschen Industrieerzeugnissen blieb Leinwand ein auf dem spanischen Markt gesuchter Artikel.

Die geistigen Zustände Spaniens im 17. Jahrhundert.

Mit dem allgemeinen Sinken des spanischen Volkscharakters verfiel auch die spanische Literatur. Die Zahl der Schriftsteller nahm immer mehr ab. Es fehlte der Literatur an der allgemeinen Theilnahme des Volkes; alle Gunst, welche spanischen Dichtern und Gelehrten erwiesen wurde, kam vom Hofe. Die gezierte und schwülstige Schreibart der Nachtreter Gongora's (S. 251) wurde immer ausschweifender. Das Sinken der Literatur hing mit dem allgemeinen Verfalle Spaniens eng zusammen. Der alte Glaube des Landes, der zu den Zeiten der Mauren fast Wunder gethan hatte, veränderte seinen Charakter und wurde ein Mittel der Unterdrückung. Die Inquisition hatte während des 16. und 17. Jahrhunderts, von der Eroberung Granada's bis zum Erlöschen des spanischen Hauses Habsburg, ihre Macht nicht nur ununterbrochen behauptet, sondern sich auch immer enger mit dem Staate verbunden. Sie strafte, was der Regierung verhaßt war, und alles wurde niedergebrochen, was an geistiger Unabhängigkeit und männlichem Freimuthe noch vorhanden war. Es geschah das unter thätiger Theilnahme der Regierung und der höheren Stände und mit Zustimmung der großen Mehrheit des Volkes. Vom ersten König aus dem Hause Habsburg, Karl I. (in Deutschland Karl V.), bis zum letzten, Karl II., glichen sich alle

Könige in dem Eifer, mit welchem sie die Inquisition aufrecht hielten und dieselbe zur Unterstützung und Hochhaltung ihren Nachfolgern empfahlen. Eine solche Gesinnung wurde aber unglücklicherweise für Religion gehalten. Wie die Glaubenstreue der Spanier, so wurde auch die bei ihnen so tief eingewurzelte Lehnstreue verdreht und verdorben und in knechtische Unterwürfigkeit verwandelt. Die Verschwendung und die Kriecherei der Günstlinge vermochten nicht die Gefühle des Volkes für den König zu schwächen. Die Nation hörte auf, ihre wichtigsten Rechte zu fordern, wenn sie mit den königlichen Rechten in Berührung geriethen. Diese Herabwürdigung der Unterthanentreue und der Religion des Landes ist es, welche den Volkscharakter verdarb und die allgemeine Bildung Spaniens untergrub.

Die geistige Bildung und Literatur Spaniens im 18. Jahrhundert.

Durch den spanischen Erbfolgekrieg verlor Spanien fast die Hälfte seiner europäischen Besitzungen und sank bedeutend in der Wagschale der Völker. Andererseits blieben jedoch die reichen Hülfsquellen der amerikanischen Besitzungen ganz unberührt. Die Spanier waren durch ihre Anstrengungen zur Vertheidigung ihres Landes zu neuer Kraft angeregt worden, und ihre alte Lehnstreue hatte sich in ausgezeichnetem Maße an einem jungen Fürsten bewährt, der, obgleich ein Ausländer, sie bei der Behauptung des Landes gegen fremde Einbrüche angeführt hatte. Es war ganz natürlich, daß Philipp V. wünschte, auch die geistige Würde eines Landes herzustellen, welches ihn so großmüthig auf- und angenommen hatte. So lange der Krieg währte, hatte dieser die ganze Sorge seiner Regierung in Anspruch genommen; als er aber beendigt war, und der junge König sich zu der ihm gewordenen Aufgabe wendete, zeigte es sich deutlich, daß er dazu wenig geeignet war. Er war ein Ausländer, mit den Zuständen des Volkes wenig bekannt und außer Stande, dessen besondere Volksthümlichkeit ganz zu verstehen. Er war am Hofe Ludwigs XIV. erzogen, dem glänzendsten in Europa, und demjenigen, an welchem mehr als anderswo die schönen Wissenschaften als ein Mittel des Glanzes betrachtet wurden. Es war deshalb natürlich, daß er bei dem Wunsche, der schönen Literatur aufzuhelfen, zuerst zu denjenigen Mitteln griff, durch welche er sie in Frankreich unterstützt gesehen hatte. Es wurde 1714 eine Akademie gegründet für die Ausbildung und Feststellung der kastilischen Sprache. Die Mitglieder der Akademie beschlossen, ein Wörterbuch der spanischen Sprache abzufassen. Ein zuverlässiges Wörterbuch war damals ein Bedürfniß, sowohl zur Aufnahme der Wörter, die in das Spanische eingebürgert waren, als auch zur Bezeichnung der Mißbilligung derjenigen, welche die Aufnahme nicht verdienten. Auch die Rechtschreibung suchte die Akademie zu regeln; dagegen schritt die Abfassung einer Sprachlehre nur langsam vorwärts, und das Buch wurde ein nicht sehr brauchbares Werk. Eine gute Wirkung der Gründung der spanischen Akademie war die Stiftung anderer Akademien für verwandte Zwecke. Für die Literatur Spaniens ist keine der von Philipp V. errichteten gelehrten Gesellschaften nützlicher geworden, als die 1738 gestiftete Akademie der spanischen Geschichte. Sowohl die Beschaffenheit als die Anzahl ihrer gedruckten und ungedruckten Arbeiten machen ihren Mitgliedern die größte Ehre. Dergleichen Vereine können aber in keinem

Lande, so nützlich und wichtig sie auch in ihren Kreisen sein mögen, demselben eine neue Literatur geben, oder wo dessen ältere Literatur tief gesunken ist, zur Wiederbelebung derselben viel beitragen. Auch die spanischen Akademien haben hiervon keine wesentliche Ausnahme gemacht. Schon vor der Thronbesteigung der Bourbonen war die Bildung und der Sinn für schöne Wissenschaften fast so gänzlich verloren gegangen, daß deren Wiedererweckung nur das Werk der Zeit sein konnte. Während der ganzen Regierungszeit Philipps V. finden wir diesen betrübenden Zustand der Dinge.

Während der Regierung Philipps V. machte sich allmälig Frankreichs Einfluß auf die Bildung Spaniens fühlbar. Paris war damals für feine Sitten und Bildung die Hauptstadt Europa's, und der Hof Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., die mit dem Philipps V. in genauestem Zusammenhange standen, mußten auch Madrid eine Färbung verleihen, wie sie sich damals auch über Deutschland und die nordischen Länder verbreitete. Man fing an in der guten Gesellschaft von Madrid und am Hofe französisch zu reden. Bald folgten Uebersetzungen aus dem Französischen, und endlich wurde der Versuch gemacht, in Spanien eine auf die französischen Lehren gegründete Dichtkunst einzuführen. Es geschah dieses von Ignacio de Luzan, einem aragonischen Edelmann, der in Mailand, Paris und Neapel eine gelehrte Erziehung erhalten hatte. Die alte spanische Dichterbildung war mit dem Hause Habsburg erloschen. Unter solchen Umständen konnte auch eine schwache Bemühung zu einer entscheidenden Aenderung führen, und Luzan war durch seinen literarischen und kritischen Geschmack wohl geeignet, einen solchen Anstoß zu geben. Er war in den Grundsätzen der französischen sogenannten klassischen Schule erzogen und besaß Kenntnisse genug, um deren eigenthümliche Lehren zu verkünden und aufrecht zu erhalten. Er that dieses in seiner Kunst zu dichten. Luzan folgte den Lehren Boileau's und schärfte sie durch Beispiele ein. Er erklärte die Literatur der Zeit Ludwigs XIV. für das Muster der Literatur der ganzen Christenheit. Die Wirkung dieser Abhandlung war sehr groß. Es schien ein Mittel gefunden zu sein, den schlechten Geschmack zu verbessern, der das Sinken der spanischen Literatur seit Gongora begleitet und beschleunigt hatte. Luzans Kunst zu dichten erlangte seit ihrer Erscheinung ein maßgebendes Ansehen am spanischen Hofe, sowie bei den wenigen Schriftstellern von Ruf im ganzen Königreiche.

Es bedurfte jedoch in Spanien mehr als einer bloßen Verbesserung des Geschmackes, um einen sichern Grund zu Fortschritten der schönen Literatur zu legen. Die allgemein gültigsten Wahrheiten waren so lange aus dem Lande verbannt gewesen, daß der menschliche Geist, aus Mangel an passender Nahrung, im Absterben oder verkrüppelt zu sein schien. Sowohl die Philosophie als die Naturwissenschaften, die seit einem Jahrhundert in ganz Europa mit zunehmender Schnelligkeit fortgeschritten waren, vermochten nicht durch die Wache zu dringen, welche gemeinsam durch Staat und Kirche an den Pässen der Pyrenäen gehalten wurde. Aller Unterricht, der nicht von der Kirche gebilligt war, wurde als gefährlich betrachtet. Auf den in den Händen geistlicher Körperschaften befindlichen Universitäten wurden die schönen Wissenschaften nicht gefördert und erfuhren nur geringe Duldung. Man wollte

auf den Universitäten nur scholastische Geistliche und gläubige Katholiken bilden. Mathematik und Naturwissenschaften waren nur so weit erlaubt, als sie auf die Lehren des Aristoteles gegründet werden konnten. Auf den spanischen Universitäten fanden sich noch dieselben Lehrbücher und Lehrweisen, wie zu den Zeiten des Kardinal Ximenez. Es herrschte noch die scholastische Philosophie. Man hatte aber nicht nur die Fortschritte der Wissenschaft gehindert; es zeigten sich auch überall Irrthümer, Thorheiten und Unsinn. Es gab zu Anfang des 18. Jahrhunderts wenige Spanier, welche nicht an Sterndeuterei glaubten, und noch wenigere bezweifelten die schädlichen Einflüsse der Sonnenfinsternisse und der Kometen. Das System des Kopernikus durfte nicht gelehrt werden, weil es der heiligen Schrift zuwider sei. Die Philosophie Baco's war nebst allen Folgerungen aus derselben unbekannt.

Für die geistige Befreiung Spaniens war besonders der Mönch Benito Feyjoo thätig. Er war 1676 als ältester Sohn achtbarer Eltern geboren und weihte sich in seinem 14. Jahre der Kirche. Er studirte nicht bloß Theologie, sondern auch Naturwissenschaften und Heilkunde. Er trat 1717 in das Benedictinerkloster in Oviedo und lebte hier 47 Jahre in strenger Zurückgezogenheit, allein mit seinen Studien beschäftigt. Er wußte sich die Mittel zu verschaffen, einen großen Theil von dem zu erfahren, was in Italien, Frankreich, ja selbst in England zur Förderung der Wissenschaften geschehen war. Er erschrak über die tiefe Kluft, die sein Vaterland vom übrigen Europa trennte. Feyjoo war kein Mann von Genie, der fähig gewesen wäre, neue Systeme der Philosophie zu erfinden; aber er hatte einen starken und thätigen Geist, er war ein gelehrter Mann mit vorsichtiger Urtheilskraft. Er wußte den Werth der Arbeiten eines Galilei, eines Baco, Newton, Leibniß, Pascal und Gassendi zu schätzen und wünschte, daß seine Landsleute nicht länger ohne Kenntniß der Fortschritte bleiben möchten, welche die übrige Christenheit unter dem Einflusse so großer Geister gemacht hatte. Feyjoo betrachtete Druckschriften als das Mittel zur Aufklärung seiner Landsleute. Er gab die Bühne der Kritik in acht Bänden heraus, eine Sammlung von Aufsätzen, in welchen er die Dialektik und Metaphysik angriff, wie sie damals in Spanien gelehrt wurde, Baco's inductives System der Naturwissenschaften auseinandersetzte, Gesetze für geschichtliche Treue aufstellte, für die Frauen eine höhere Stellung in der Gesellschaft in Anspruch nahm und sich in jeder Hinsicht mit Verfolgung der Wahrheit und der Verbesserung des Lebens ernstlich beschäftigte. Es fehlte nicht an Angriffen auf Feyjoo, aber diese Angriffe dienten nur dazu, auf seine Schriften aufmerksam zu machen, und förderten seine Sache mehr, als sie dieselbe hemmten. Selbst die Inquisition, bei der er mehrmals angeklagt wurde, fand ihn unsträflich. Seine Gläubigkeit war unzweifelhaft und seine Sache überzeugend. Funfzehn starke Ausgaben seines Hauptwerkes wurden während eines halben Jahrhunderts gedruckt.

Philipp V. schien anfangs den übermäßigen Ansprüchen der Geistlichkeit nicht geneigt, aber schon früh erlangte die Geistlichkeit Einfluß auf den Geist des Königs. Mit vorrückenden Jahren wurde Philipp V. immer andächtiger und schien in seinen letzten Lebensjahren gern alle seine Rechte zur Förderung der Kirche zu verwenden. Ludwig XIV.

hatte seinem Enkel gerathen, die Inquisition als Mittel zur Sicherung der Staatsverwaltung aufrecht zu erhalten, und dieser Rath wurde befolgt. Die Feuer der Inquisition loderten, als ob Philipp II. noch auf dem Throne säße. Jährlich wurde mindestens einmal ein Autodafé vor jedem der 17 Gerichtshöfe des Landes gehalten, und man meint, daß während der langen Regierung Philipps V. mehr als 1000 Menschen verbrannt worden sind, mehr als zwölfmal so viele entehrende Strafen erduldet haben. Das Judenthum, welches seit der Eroberung Portugals von neuem in Spanien eingedrungen war, galt für ein mit allem Scharfblick der Verfolgungssucht zu strafendes Verbrechen. Gelehrte wurden verfolgt und bestraft oder verschwanden, weil man wußte, daß sie politische Meinungen hegten, die der Regierung oder der Kirche feindlich waren.

Während der Regierung Ferdinands VI. trat eine Besserung der Zustände ein. Der Verkehr mit dem Auslande, besonders mit Frankreich, brachte neue Kenntnisse und Begriffe ins Land. Selbst die Kirche und die Inquisition empfanden die unwiderstehliche Macht zunehmender Einsicht. Während der ganzen Regierungszeit Ferdinands VI. wurden nur noch zehn Menschen lebendig verbrannt, und diese waren geringe, vom Christenthume wieder abgefallene Juden. Die Verfolgungen der Inquisition wurden nicht nur seltener und minder grausam, sondern dienten auch mehr als je der Staatsgewalt. Die Regierung sandte Spanier ins Ausland, um dort auf öffentliche Kosten erzogen zu werden, und Fremde wurden ermuntert, sich in Spanien niederzulassen. In der schönen Literatur des Landes wurden zwar Versuche gemacht, die Dichtungsweise der alten Zeit fortzusetzen; aber die französische Schule besaß jetzt alle Gunst, die der schönen Literatur zu Theil wurde. Darauf übte ein Verein, die sogenannte Akademie des guten Geschmacks in Madrid, die mit dem Hofe zusammenhing, einigen Einfluß. Sie sollte vielleicht den unter Ludwig XIII. im Hotel Rambouillet (S. 207) gehaltenen Versammlungen gleichen. Dieser madrider Verein versammelte sich im Hause seiner Stifterin, der Gräfin Lemos, und zählte unter seinen Mitgliedern die gebildetsten Edelleute und die meisten angesehenen Gelehrten.

Die Regierung Ferdinands VI. war nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf Spanien geblieben. Ein sparsamer Haushalt war in der Staatsverwaltung eingeführt, die allzu große Kirchengewalt durch einen Vertrag mit dem Papste gemindert worden, die Bildung und Kenntnisse hatten zugenommen. Demohngeachtet stand Spanien in seiner Bildung noch immer weit hinter den übrigen westeuropäischen Ländern zurück. Unter solchen Umständen war die Thronbesteigung eines Fürsten, wie Karl III., ein wahrer Glücksfall für das Land. Er war ein kräftiger Mann, voll Einsicht; er hatte jung den Thron von Neapel bestiegen und hatte viel gethan, um das Ansehen des verfallenen Königreichs herzustellen. Als er nach dem Tode seines Halbbruders Ferdinand auf den spanischen Thron berufen wurde, brachte er eine gründliche Erfahrung in Staatsverhältnissen mit und begriff von Anfang an seine Aufgabe, daß er zur Neubelebung Spaniens berufen sei. Er beschränkte die Gewalt des Papstes und der Inquisition, er gestattete nicht die Verurtheilung einer Schrift, ehe ihr Verfasser zu ihrer Vertheidigung gehört

worden war, und vertrieb die Jesuiten aus allen seinen Reichen der alten und neuen Welt. Es wurden Anstalten zur Volkserziehung getroffen und in den wenigen höheren Schulen, die unmittelbar unter der Krone standen, der Unterricht und die Lehrweisen verbessert. Aber viele Mißbräuche blieben dem König unerreichbar, und die Universitäten zeigten keine Neigung zum Fortschritt. Die Geistesbildung wächst nur langsam. Man fühlte im ganzen Lande die Einströmung eines neuen Lebens, aber es war augenscheinlich, daß eine lange Zeit vergehen mußte, ehe das neue Leben die Volksbildung erreichte und die schöne Literatur dasselbe empfand. Es wurden verschiedene Versuche gemacht, die spanische Literatur neu zu beleben. Von einer Seite wollte man den Geschmack für die alte volksthümliche Dichtung herstellen, während Andere versuchten, alles auf den Leisten der französischen klassischen Schule zu schlagen, eine dritte Richtung aber darauf hinauslief, jene beiden Ansichten zu vereinigen und eine Schule zu bilden, deren Charakter von den beiden erstgedachten verschieden sei und sie übertreffe. Diese dritte Schule war für die Kraft und den Reichthum der älteren Schriftsteller nicht unempfindlich, sie suchte sich aber, die Auswüchse der älteren Schule vermeidend, der in Europa verbreiteten strengeren Kritik der französischen Schule anzubequemen.

Die wichtigste literarische Bewegung des 18. Jahrhunderts in Spanien betraf die Bühne, die man den französischen Regeln zu unterwerfen versuchte. Diese Versuche begannen schon zur Zeit Philipps V., nach Beendigung des Erbfolgekrieges. Diese Nachahmungen der französischen Schule erwarben sich aber ebenso wenig Beifall, als die unregelmäßigen und oft gemeinen Stücke. Alles, was noch einige Beachtung verdiente, gehörte der Schule der alten Meister an, sowie ihren schwachen Nachahmern. Die spanischen Bühnenzustände im 18. Jahrhundert.

Die spanische Bühne hatte jetzt ihren niedrigsten Stand erreicht und war gänzlich in den Händen des Pöbels, der stets großen Einfluß auf dieselbe geübt hat. Die dem Volke vorgeführten Schauspiele wurden noch immer, wie im 17. Jahrhundert, in offenen Hofplätzen mit umherlaufenden Gallerien gegeben. Diese Gehöfte hatten keine Bedachung, und beim Eintreten eines Regenschauers wurde Leinwand über dieselben gezogen. Diese schützte aber so unvollkommen, daß man, wenn der Regen anhielt, das Schauspiel abbrechen und die Zuschauer nach Hause schicken mußte. Die Zuschauer mußten während der ganzen Aufführung stehen. Auf der Bühne war es schwer, Veränderungen der Scene vorzunehmen, und die Aufführungen fanden immer bei Tage statt. Elisabet Farnese, die zweite Gemahlin Philipps V., an die Aufführungen italienischer Bühnen gewöhnt, war mit diesem Zustande nicht zufrieden. Sie fand nur eine schlecht eingerichtete Bühne im Lustschlosse Buen Retiro, auf welcher eine italienische Gesellschaft zuweilen Darstellungen gegeben hatte; sie ließ dieselbe sehr verändern und vergrößern und auf derselben Opern aufführen. Die beiden Volksbühnen der Hauptstadt richteten nun auch bequeme Gebäude für das Schauspiel ein. Doch wurden die beiden Schauspielhäuser noch immer Hofplätze genannt, die Logen Stübchen; die mittlere, der Bühne gegenüberstehende große Loge, die Schmorpfanne, war für die Frauen bestimmt, welche dort wie Nonnen verschleiert saßen,

sich aber nicht wie solche aufführten. Auch erschien der Stadtschuldheiß mit zwei Schreibern auf der Vorbühne, um Frieden zu erhalten oder dessen Verletzung zu verzeichnen. Semiramis trug einen Reifrock und Schuhe mit hohen Absätzen, und Julius Caesar wurde in einer Lockenperücke und einem sammtnen Hofkleide, mit einem Federhute unter dem Arme, ermordet. Der Hof begünstigte die Oper, und die Bühne von Buen Retiro wurde von Farinelli, dem ersten Sänger seiner Zeit, mit ungewöhnlicher Pracht eingerichtet. Die Volkstheater wurden vom Hofe und den höheren Ständen vernachlässigt und Dichtern und Schauspielern überlassen, welche den Beifall des Volkes durch gemeine Possen zu erlangen suchten.

Gegen diese Zustände der spanischen Bühne traten Gelehrte und Leute von Geschmack auf, indem sie die Befolgung der französischen Regeln empfahlen, französische Lustspiele und Trauerspiele übersetzten und bearbeiteten, oder eigene Stücke mit Beobachtung der französischen Regeln schrieben. Dies that Augustin de Montiano, ein kastilischer Edelmann, der ein bedeutendes Hofamt bekleidete und Mitglied der Akademie des guten Geschmacks war, ferner José de Cadahalso, der Freund Moratin's. Der Versuch Sebastian y Latre's, alte Stücke den neuen Regeln anzupassen, fand keinen Beifall. Tomas de Yriatre hat das erste regelrechte Lustspiel geliefert, welches öffentlich aufgeführt wurde. Der als Staatsmann ausgezeichnete Gaspar de Jovellanos schrieb nach französischen Regeln ein Trauerspiel und dann auch ein Schauspiel: der geehrte Verbrecher, welches mit ausgezeichnetem Erfolg aufgeführt wurde.

Während der Verwaltung von Aranda, welcher bis 1773 Minister war, wurden die Schauspielhäuser der königlichen Residenzstädte eröffnet. Auch die beiden Volksbühnen der Hauptstadt verbesserten die Scenerie und gaben auch Abends Vorstellungen. Dennoch blieb auf ihnen noch alles in sehr niederigem Zustande. In den beiden Theatern von Madrid herrschten zwei unruhige Parteien, die von gemeinen Mönchen und rohen Handwerkern angeführt wurden. Beide Parteien vereinigten sich zum offenen Kampfe gegen alle ferneren Neuerungen. Wer auf den beiden Volksbühnen ein Stück aufführen wollte, mußte sich an den herrschenden Kritiker, einen Grobschmied, wenden. Es wurden regelrechte Schauspiele, Uebersetzungen, welche am Hofe gefallen hatten, Trauer- und Lustspiele, Stücke alter und der beim Pöbel beliebten neueren Dichter aufgeführt. Die Zwischenzeiten der Aufzüge und die Zeit vor und nach dem Hauptstücke wurden mit Liederspielen, Romanzen und allen Arten großer und kleiner Zwischenspiele und Tänzen ausgefüllt. Auch ein Aufzug in einem ernsten Stücke wurde manchmal unterbrochen, um einem solchen Zwischenauftritte Platz zu machen und Zuschauer zu befriedigen, die nach nichts verlangten, als nach gemeinverständlichen Possen.

Mitten in dieser Verwirrung des Alten und Neuen, des Steifen, Förmlichen und Ausländischen mit dem Rohesten und Zügellosesten der heimischen Bühne, trat ein Schriftsteller auf, der durch die bloße Kraft seiner Naturgaben geleitet, durch seine Stücke sich den Beifall der Gebildeten errang. Dieses war Ramon de la Cruz Cano y Olmedilla, ein Edelmann von Stande und Beamter von Madrid. Ramon

hat ohngefähr 300 Stücke geschrieben, deren Benennungen sehr verschieden sind; einige nennt er dramatische Einfälle, andere Zwischenauftritte zum Singen, possenhafte Trauerspiele, Vorspiele, Zwischenspiele und Singspiele. Die Stoffe dieser Stücke sind eben so mannigfaltig als ihre Länge, aber bei aller Verschiedenheit haben sie doch denselben Grundton ihrer Eigenthümlichkeit. Sie wurzeln in den Sitten der mittleren und unteren Stände der Hauptstadt, welche sie frisch und treu darstellen. Bisweilen, aber selten hat Ramon versucht, ein Schauspiel nach französischen Vorschriften zu schreiben. Auch schwingt er die Geißel aristophanischen Witzes über die Unsitten der Zeit. Er parodirt die langweiligen Tragödien nach französischem Muster mit ihrer frostigen Rhetorik, ihren gemachten Affekten und ihrem Blutvergießen um nichts und wieder nichts.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde sehr viel für die Bühne geschrieben. Huerta gab 1785 14 Bände alter Schauspiele heraus, und dadurch wuchs die Theilnahme an der volksthümlichen Bühne. Aber ein Haupthinderniß für die Hervorbringung besserer Schauspiele lag in der großen Menge von Schriftstellern, die dem schlechten Geschmacke der niedrigen und gemeinen Zuschauer jener Zeit schmeichelten.

Leandro Fernandez de Moratin (1760—1828), der Sohn des älteren gleichnamigen Dichters, trat in die Fußstapfen seines Vaters und schrieb Schauspiele und Lustspiele nach französischen Regeln. Moratin fand Beifall und errang sich eine bleibende Stelle auf der Volksbühne.

Der alte Geist und das alte Leben des Drama im 17. Jahrhundert sind im 18. nicht wiedergekehrt. Die alte und die neue Schule kämpften ununterbrochen um den Sieg. Auf der einen Seite wurden ausschweifende und widersinnige Schauspiele voll Lärm und niedrige Possen dargeboten und beklatscht, auf der andern empfindsame Lustspiele und steife, kalte Uebersetzungen aus dem Französischen. Inmitten beider Parteien untersagten die Inquisition und die Prüfer der aufzuführenden Stücke die Aufführung von Hunderten von Schauspielen der alten Meister. Das 18. Jahrhundert ist für die spanische Bühne ein Zeitraum voll Umwälzung und Umänderung gewesen.

Portugal unter dem Hause Braganza bis zu Pombals Reformen.

In Portugal (S. 228) nahm Peter II. nach dem Tode seines abgesetzten Bruders Alfons (1683) den Königstitel an und regierte bis 1706. Er war nicht im Stande den gesunkenen Zustand des Landes zu heben. Die brasilianischen Besitzungen wurden durch den Frieden mit Holland wieder erworben und erweitert. Seit dem spanischen Erbfolgekrieg schloß sich Portugal aus Furcht vor Spanien an England an, in dessen Schutz Portugal, zum großen Nachtheile seines Handels und seiner Betriebsamkeit, bis auf die neuesten Zeiten geblieben ist. Peters Sohn und Nachfolger, Johann V. (1706—1750) galt für blödsinnig, obgleich die Mönche und der Pöbel ihn nur mit großer Verehrung nannten. Der König versank in dumpfe Bigotterie; er verwandte große Summen auf den äußeren Glanz der Kirche und baute mit einem Aufwand von vielen Millionen das Kloster St. Mafra. Dagegen befand sich die See- und Landmacht im tiefsten Verfalle, und die

Verwaltung des Staates krankte an einer Menge verjährter Mißbräuche. Johanns Sohn und Nachfolger, Joseph Emanuel (1750—1777), war ein schwacher, nur dem Sinnengenuß ergebener Fürst, welcher die Regierung seinem Minister Pombal überließ.

Pombals Reformen in dem Finanzwesen, in Kirche und Schule.

Wir haben Pombal und die von diesem bewirkte Vertreibung der Jesuiten aus Portugal bereits (S. 449) erwähnt. Sebastian Joseph von Carvalho, später Marquis von Pombal, war der Sohn eines geringen Edelmannes, hatte aber durch seine Heirath mit einer reichen und vornehmen Wittwe bedeutendes Vermögen und Zutritt bei Hofe erlangt. Er war von einem glühenden Hasse gegen die vornehmen Familien erfüllt, weil diese seiner Heirath Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Auf Gesandtschaftsposten in London und in Wien hatte Pombal die Welt kennen gelernt und erkannt, wie sehr Portugal hinter anderen Ländern zurückgeblieben war. Alle Aemter von Bedeutung befanden sich im Besitze des hohen Adels, die Finanzen waren zerrüttet, jede Gewerbthätigkeit erstorben, den Handel hatte England an sich gerissen. Die träge Regierung zeigte sich nach innen ohne Einsicht, nach außen ohne Selbständigkeit und Ansehn. Das Heer bestand aus bloßem Gesindel ohne Zucht und Ehrgefühl; für dessen Unterhalt wurde so schlecht gesorgt, daß die Soldaten betteln und die Officiere Bedientendienste übernehmen oder ein Handwerk treiben mußten. Die einst blühende Seemacht Portugals war so tief gesunken, daß Corsaren ungestraft die Küsten plünderten.

An die Spitze der Regierung gestellt, begann Pombal mit Eifer die Umgestaltung Portugals nach den ökonomisch-philosophischen Grundsätzen, welche damals von Frankreich aus sich über ganz Europa verbreiteten. Er ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß Verfassung, Wohlstand und Charakter eines Staates sich nach Theorieen und Verordnungen regeln und bestimmen ließen. Uebel, die aus dem vieljährigen Zusammenwirken mannigfacher Verhältnisse entstanden waren, wollte er mit einem Schlage vernichten. Da er bei seinen Reformen nicht bloß den Adel und die Geistlichkeit, sondern auch das Volk und die königliche Familie gegen sich hatte, so waren seine unzähligen Verordnungen, welche alle Verhältnisse, selbst die häuslichen, betrafen, nicht anders durchzuführen, als durch eine rücksichtslose, oft sogar grausame Härte. Bei der Einrichtung einer regelmäßigen Erhebung der Abgaben verfuhr Pombal mit einer Strenge, welche erbittern mußte; aber bei einer Dienerschaft, bei der weder Pflicht noch Ehre galt, würde er auf mildem Wege seine Aufgabe schwerlich gelöst haben. Die Finanzen Portugals brachte Pombal durch Sparsamkeit und strenge Ordnung in einen Zustand, in welchem sie seit langer Zeit nicht gewesen waren. Die Staatskassen waren unter ihm niemals leer, und im königlichen Schatz fand sich bei seiner Entlassung eine bedeutende Summe. Durch Ausrüstung leichter Kriegsschiffe sicherte er die Küsten vor den Corsaren.

Zu einem besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte Pombal den Unterricht und die Erziehung. Die Universität von Coimbra wurde zeitgemäß eingerichtet. Statt des bisherigen mönchischen Unterrichts suchte Pombal dem Volke die Vortheile einer praktischen Bildung zu verschaffen. Er gründete nicht nur Volksschulen, sondern

errichtete auch in Lissabon eine Gewerbschule. Zugleich nöthigte er die müssige Jugend der Hauptstadt, ein Handwerk zu erlernen. In religiösen und kirchlichen Dingen blieb sich Pombal nicht immer gleich. Er beschränkte erst die Macht der Inquisition, hob aber dann deren Ansehen wieder, um die Jesuiten besser verfolgen zu können. Er schaffte die Autodafé's ab, reformirte viele Mönchsorden, verminderte die Feiertage und Ceremonien und zog die Güter wieder ein, welche Johann V. der Kirche geschenkt hatte. Der Buchhandel wurde in Schutz genommen, die Büchercensur der Geistlichkeit entzogen und eine königliche Buchdruckerei angelegt.

Ein Erdbeben zerstört Lissabon.

Zu keiner Zeit zeigte sich Pombal größer, als bei dem furchtbaren Erdbeben, welches 1755 ganz Lissabon mit dem Untergang bedrohte. Fast alle Gebäude der Hauptstadt stürzten ein, mehr als dreißigtausend Menschen wurden unter den Trümmern derselben begraben, und die Ueberlebenden waren in Gefahr, entweder Hungers zu sterben oder ein Opfer der vielen Räuber und Mörder zu werden, welche aus dem allgemeinen Unglück Nutzen zu ziehen suchten. Damals erschien Pombal den Bürgern wie ein Schutzgeist; bei Tag und Nacht sah man ihn auf den Gassen; keine Gefahr des Todes schreckte ihn; er half Verschütteten, that den Flammen Einhalt, wehrte dem Plündern, sorgte für Herbeischaffung von Lebensmitteln; innerhalb einiger Tage ließ er einige hundert Gauner hinrichten, die inmitten des entsetzlichen Unglücks nur auf Raub ausgegangen waren.

Industrie und Handel.

Seine größte Thätigkeit richtete Pombal auf Erweckung der Industrie und Begründung eines selbständigen Handels. Wir haben früher (S. 229—232) die Größe und die Blüte des Handels und der Schifffahrt der Portugiesen geschildert; wir haben aber auch erzählt, daß unter der spanischen Herrschaft Portugals Handel, Land- und Seemacht zu Grunde gerichtet wurden. Als Portugal sich wieder von Spanien losriß (1640), verzehrte was noch übrig war der langwierige Krieg mit Spanien, welcher (1668) mit gegenseitiger Erschöpfung endete. Die Portugiesen, welche früher auf dem Meere heimisch gewesen waren, galten um die Mitte des 17. Jahrhunderts für die schlechtesten Seeleute in Europa. Ihre Schifffahrt war auf die Fahrten nach den übrig gebliebenen Kolonien und auf Betreibung des Negerhandels beschränkt. Zwar gaben die brasilischen Einfuhren Lissabon neues Leben (Oporto kam erst unter Pombal auf), aber es waren nur fremde Schiffe, welche im Tajo Zucker und Tabak, Gold und Diamanten holten und nach ihren Ländern verfuhren. Da die ganze Manufakturkraft Portugals und ein ansehnlicher Theil seiner Bodenproduktion vollständig darniederlag, so bezog Portugal für sich und seine Kolonien die Industrieerzeugnisse aus fremden Ländern. Selten vergingen mehrere Jahre, daß nicht Amsterdam Getraide nach Lissabon schickte, regelmäßig aber waren die Sendungen der holländischen Industrieerzeugnisse, denen sich die englischen, französischen und selbst italienischen anschlossen. Von Produkten, die nicht Kolonialien waren, hatte Portugal kaum etwas anderes der Rede Werthes, als Seesalz und Weine.

Der Minister Ericeira glaubte, daß Portugal bei seiner Produktion von Wolle auch den Beruf habe, dieselbe zu verarbeiten. Er ließ

Tuchmacher aus England kommen, und die portugiesischen Manufakturen blühten so schnell empor, daß man bereits wenige Jahre nachher (1684) die Einfuhr fremder Tuche verbieten und den innern Markt sowie die Kolonien mit dem nationalen Fabrikat versehen konnte. England, für dessen Tuche Portugal ein vorzüglicher Markt gewesen war, sah ärgerlich dieser Wendung der Dinge zu. Als im spanischen Erbfolgekriege Portugal, welches sich zeither auf Frankreich als eine feste Stütze gegen Spanien verlassen hatte, sich in die Arme Englands warf, gelang es dem englischen Gesandten in Lissabon, Methuen, einen Vertrag mit Portugal abzuschließen (1703). In diesem verpflichtete sich Portugal, alle englischen Wollenstoffe zu dem Einfuhrzoll, wie er vor 1684 bestanden hatte, zuzulassen, wogegen England die portugiesischen Weine um ein Drittheil niedriger im Zoll, als die Weine anderer Länder zuzulassen versprach. Dieser Methuenvertrag hatte für Portugal die nachtheiligsten Folgen. England, welches für seine Fabrikate ein Privilegium erhielt, bewilligte seinerseits Nichts, weil es die französischen Weine, die mit den portugiesischen konkurrirten, bereits mit einem Zoll belastet hatte, seit Frankreich keine Tuche mehr aus England bezog.

England schickte anfangs nur Wollenwaren, bald folgten alle andern Fabrikate seines sich gewaltig entfaltenden Gewerbfleißes. Es baute Portugal seine Schiffe für die Fahrten nach den Kolonien, lieferte Proviant und Kriegsmunition. England trieb den Geldhandel Portugals. Englische Häuser, in Lissabon etablirt, beherrschten den Binnenverkehr. Sie empfingen die englischen Waren und vertheilten sie an Kaufleute in den Provinzen. Engländern gehörten in der Regel die nach Brasilien abgehenden Flotten und somit auch die Reichthümer, welche sie zurückbrachten.

So bot Portugal um die Mitte des 18. Jahrhunderts den traurigsten Anblick dar. Da schien plötzlich mit Pombal der Retter zu kommen. Pombal erkannte die Ursachen der verzweifelten Lage Portugals: kirchliche Tyrannei von Rom, weltliche von England, Trägheit und Unwissenheit, Bigotterie und Hochmuth in allen Klassen, daher die Unproduktivität jeder Nationalarbeit, das Elend und die Verarmung. Hier zu helfen, mochten durchgreifende Mittel erforderlich sein und die Vertreibung der Jesuiten, die oft grausame Demüthigung des Adels sich rechtfertigen. Aber Pombal begnügte sich nicht, dem Lande eine neue Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zu geben und die Anstalten zu treffen, um sein Werk auf natürlichem Wege zur Reife zu bringen. Mit einemmal sollte es frei, reich und groß werden, und zwar, wie er es sich dachte, nach seinem Ermessen und Befehl. Pombal bestimmte diktatorisch, welchen Gebrauch der Unterthan von seinen Kräften, seinem Kapital und den Produkten seines Fleißes zu machen und nicht zu machen habe. Er wollte rasch die Industrie, den Wohlstand und die Kultur seines Landes heben. Ihm wurde des Weines zu viel und zu zu wenig Getraide gebaut. Nun sollte Getraide auf einem Boden gewonnen werden, der nur Wein zu liefern im Stande war. Weinberge wurden ausgerottet, die ausgerotteten Weinberge blieben aber ödes Land; der Ertrag an Getraide blieb derselbe, aber der Weinertrag nahm bedeutend ab. Der allmächtige Minister machte die Entdeckung, daß die Seide nicht gut gesponnen werde. Nun wurden Spinnerinnen aus

Piemont verschrieben und der Befehl gegeben, niemand solle ferner Seide spinnen, der es nicht bei den Fremden gelernt habe und ein Zeugniß seiner Geschicklichkeit aufweisen könne. Die Italienerinnen suchten das Gewerbe ganz an sich zu reißen. Sie gaben selten Zeugnisse, und die sie gaben, waren parteiisch. Das Volk, erbittert über die Beschränkung eines ihm so wichtigen Nahrungszweiges, schlug die Maulbeerbäume nieder.

Pombal befahl die Anlage neuer Städte und zwang die Menschen, sich in denselben anzusiedeln. Fabriken wurden gegründet, die sofort wieder eingingen. Ein Gesetz bestimmte, wie viel Land man als Gartenland benutzen dürfe. Der Bau des Tabaks wurde bei Todesstrafe verboten. Pachtungen sollten nur auf kurze Zeit geschlossen und, um die Viehzucht aufzubringen, keine Kälber geschlachtet werden. Wie für Landwirthschaft und Industrie wurden auch für den Handel nachtheilige Anordnungen getroffen. Bisher hatte Portugal keine Handelsgesellschaften privilegirt, Pombal führte das ausschweifendste Monopolwesen ein. Der indisch-chinesische Handel wurde einem einzigen Kaufmann in Lissabon verliehen. Die Kompagnie der Weinhändler zu Porto erhielt das unglaubliche Recht, sich für einen bestimmten geringen Preis der Weine aus allen Weinbergen am Ober-Douro zu bemächtigen. Pombal ließ sich selbst zum Direktor ernennen und von jedem Faß, das verkauft wurde, einen Antheil zusprechen. Die nächste Folge war, daß viele Familien, die ihre Weine für einen ganz geringen Preis der Gesellschaft liefern mußten, an den Bettelstab geriethen. Pombal hat manche gute Maßregel getroffen, aber auch viele, die kein Lob verdienen.

Reform des Heeres. Pombals Sturz.

Mitten unter den Reformen Pombals wurde Portugal in einen **Krieg mit Spanien** verwickelt. Frankreich und Spanien, durch den Familienpact verbündet, ließen Portugal nur die Wahl zwischen einem Kampfe mit den alten Bundesgenossen, den Engländern, oder einem Kriege mit Spanien. Pombal wählte das letztere, und ein spanisches Heer drang in Portugal ein. Die Engländer sandten nicht nur Hülfstruppen nach Portugal, sondern auch einen ausgezeichneten Feldherrn, den **Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg**, der sich in den Kämpfen unter Ferdinand von Braunschweig Kriegsruhm erworben hatte. Als Graf Wilhelm mit einer kleinen Schaar von ihm gebildeter Officiere in Portugal anlangte, fand er das aus nur 9000 Mann bestehende Heer ohne Zucht; den Soldaten mangelte die Löhnung, den Officieren das Ehrgefühl, selbst Leibwächter bettelten auf den Straßen von Lissabon; die Festungen lagen verfallen, es fehlte an Kriegsvorräthen. Alle diese Schwierigkeiten schreckten den muthigen Grafen nicht. Alle Unternehmungen der Spanier scheiterten an den Feldherrntalenten des deutschen Grafen. Portugal ging aus diesem Kriege neu gestärkt hervor. Das Heer wurde von dem Grafen Wilhelm neu eingerichtet und auf 32,000 Mann gebracht. Das Geschützwesen wurde verbessert und die Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt.

Die Willkür, welche Pombal ausübte, war groß, und bei seinem Sturze fanden sich 10,000 Staatsverbrecher in den Kerkern. Außerhalb Portugals wurde Pombal von den die Stimme der Zeit leitenden Schriftstellern als ein Freund der Menschheit gepriesen. Seine Wirk-

samkeit endete mit dem Tode des Königs Joseph Emanuel (1777). Unter dessen Tochter und Nachfolgerin, Maria, wurden seine Anordnungen größtentheils wieder aufgehoben und Pombal selbst zur Untersuchung gezogen, er behielt aber seine Titel und Einkünfte.

Der Kirchenstaat.

Das päpstliche Ansehen war selbst den katholischen Fürsten und Ländern gegenüber gesunken, namentlich hatten ihm die Verwickelungen des heiligen Stuhles mit der despotischen Politik Ludwigs XIV. sowie die Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten geschadet. Päpste waren bemüht, die Verwaltung des Kirchenstaates besser zu ordnen, den Steuerdruck zu vermindern, die Klagen über Nepotismus zu beseitigen und die päpstliche Macht über den Klerus wieder zu heben. Benedict XIV. (1740—1758) sorgte für den Anbau wüster Gegenden, ließ Moräste austrocknen, verminderte die Festtage und suchte die Geistlichkeit zum Studiren aufzumuntern. Als Oberhaupt der katholischen Kirche verstand er die Kunst, sich in die dieser Kirche sehr ungünstige Zeit zu schicken und durch Klugheit und Mäßigung das wankende Ansehen des Papstthums aufrecht zu erhalten. Sein Nachfolger, Clemens XIII., suchte die Jesuiten gegen den Sturm der Verfolgung zu beschützen und betrübte sich sehr über den Sturz seiner Lieblinge. Er hatte Ursache, sich darüber zu beklagen, daß die Staaten, in denen sich der Jesuitenorden mit Unterstützung der Fürsten angesiedelt und welche Tausende von Jesuiten aufgenommen hatten, jetzt auf einmal alle diese Tausende als hülfsbedürftige Verbannte dem Papste zusandten. Clemens XIV. (1769—1774) erließ 1773 die Aufhebungsbulle. Pius VI. (1774 bis 1799) besaß zwar das volle Gefühl der Würde und der Rechte des von ihm bekleideten Amtes, aber nicht die nöthige Regentenweisheit, um seine Rechte in seiner dem Papstthum ungünstigen Zeit zur Anerkennung zu bringen. Er erreichte durch seine Reise nach Wien (1782) nicht seinen Zweck, den kirchlichen Reformen des Kaisers Joseph II. Einhalt zu thun. Als aber die deutschen Erzbischöfe die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die päpstlichen Nuncien ausübten, einzuschränken oder aufzuheben versuchten, wußte Pius die Hebel der kirchlichen Politik so geschickt in Bewegung zu setzen, daß die vier Erzbischöfe ihren Plan nicht durchsetzen konnten und wegen der zu Ems (1786) geschlossenen Uebereinstimmung zuletzt einen Verweis der Curie hinnehmen mußten. Als Regent des Kirchenstaates nahm Pius VI. die schon von mehreren seiner Vorgänger betriebene Austrocknung des pontinischen Sumpflandes wieder auf. Es wurde eine Menge Kanäle gezogen, die Flußbetten gereinigt und eine treffliche Heerstraße durch die öde Gegend angelegt. Aber es ist zweifelhaft, ob die vorgenommenen Arbeiten den feindseligen Einwirkungen der Natur auf die Länge werden widerstehen können.

Toskana.

Das Großherzogthum Toskana wurde von den Mediceern weise und glücklich regiert. Der gewinnreiche Handel von Florenz verminderte sich durch die größere Thätigkeit der Holländer und Engländer. Am Hofe dauerte nicht bloß die Pracht und der Luxus fort, sondern auch die frühere Unterstützung der Künste und Wissenschaften.

Erst unter Cosmus III. (1670—1723) schwand der Eifer für die Beförderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen sowie der Einfluß des Großherzogthums auf die italienischen Verhältnisse. Cosmus war nur bemüht, sich die Gunst Ludwigs XIV. zu erhalten, und die Sucht nach Prunk sowie die ungemessene Freigebigkeit an Kirchen und Klöster zerrütteten die Finanzen des Staates. Als Johann Gaston, der Sohn von Cosmus III., ohne einen Erben 1737 starb, kam das Großherzogthum Toskana an Franz Stephan, den Gemahl der Maria Theresia. Nach dem Tode von Franz I (1765) folgte dessen zweiter Sohn Leopold in der Regierung von Toskana. Er richtete eine verständige Staatsverwaltung ein, vereinfachte die Gesetzgebung, gab den Handel frei und gewöhnte seine Unterthanen an Thätigkeit und Kunstfleiß. Aber seine Versuche, das herrschende Sittenverderben durch strenge Aufsicht zu zügeln, entzogen ihm die Liebe des Volkes, sowie seine kirchlichen Reformen bei der Geistlichkeit Widerstand fanden.

Venedig.

Unter den Staaten Italiens bewies die Republik Venedig die meiste Selbständigkeit und Kraft; sie sah in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch das Glück ihrer Waffen und die Geschicklichkeit ihrer Seemacht eine schöne Abendröthe des früheren Glanzes. Von allen früheren Besitzungen im griechischen Archipel und an den Küsten des Peloponnes waren den Venetianern, nach vier großen und blutigen Kriegen mit den Türken im 15. und 16. Jahrhundert, nur Candia, Tine, Paros, Zante, Cefalonia und einige kleinere Inseln geblieben. Mitten im Frieden, während man die Venetianer durch eine Ruhe von mehr als sechzig Jahren in der größten Sorglosigkeit glaubte, griffen die Türken (1645) mit einer bedeutenden Macht Candia an. Vier und zwanzig Jahre lang wurde der Krieg mit großer Erbitterung und Anstrengung geführt. Zwar mußten die Venetianer den Türken Candia mit Ausnahme einiger Hafenorte überlassen (1669), aber mit Ruhm und Ehre ging die Republik aus diesem Kampfe gegen die Uebermacht der Osmanen hervor. Die Seemacht und die Vertheidiger Candia's hatten den alten Ruf der venetianischen Tapferkeit nach langer Waffenruhe erneut. Ein Geist des Muthes und frischer Kriegslust hatte sich unter dem jungen Adel verbreitet, der seit einem halben Jahrhundert nur den üppigen und schwelgerischen Genüssen gelebt hatte. So geschah es, daß der gefeierte Vertheidiger Candia's, Morosini, als er 1684 auf einen Angriffskrieg gegen die Pforte drang, diese Absicht durchsetzte. Die Türken waren unter den Mauern Wiens entscheidend geschlagen worden (1683), die Deutschen drangen mit siegreichen Waffen in Ungarn, die Polen in der Moldau und Walachei vor, und 1686 erklärten auch die Russen den Türken den Krieg. Es war der günstigste Augenblick sich der allgemeinen Bewegung Osteuropa's, wie sie zuvor noch nie gegen die Osmanen stattgefunden hatte, mit allen Kräften anzuschließen. Zu Linz schloß Venedig mit dem Kaiser Leopold und mit Johann Sobiesky ein Bündniß (1684). Morosini führte als Generalcapitän die venetianische Flotte und richtete seine Angriffe besonders gegen den Peloponnes. Die Venetianer kämpften so glücklich, daß im Frieden zu Carlowitz (1699) die Republik im Besitz Morea's blieb.

Die Nobili, welche Morea verwalteten, übten aber einen solchen Druck aus, daß die Griechen auf die Rückkehr des türkischen Joches wie auf ihre Befreiung hofften. So geschah es, daß die Türken, als sie 1714 der Republik den Krieg erklärten und gleichzeitig in Morea eindrangen, das Land innerhalb weniger Monate mit Hülfe der Griechen eroberten und den Besitz von Morea im Frieden zu Passarowitz (1718) behaupteten.

Das Königreich beider Sicilien.

Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen an der westlichen Küste waren durch den Frieden zu Rastatt (1714) von Philipp V. von Spanien an den Kaiser Karl VI. abgetreten worden; die Insel Sicilien hatte im Frieden zu Utrecht (1713) Victor Amadeus von Savoyen als ein Königreich erhalten (S. 366). In Folge eines Angriffs der Spanier auf Sardinien und durch die Uebereinkunft der Quadrupelallianz (S. 399) kam Sicilien an Oestreich, Sardinien an Savoyen. In Folge des Krieges um die polnische Thronfolge wurden 1736 die Königreiche Neapel und Sicilien von dem Kaiser Karl VI. an den spanischen Prinzen Don Carlos abgetreten. Don Carlos regierte über Neapel und Sicilien von 1736 bis 1759, wo er auf den spanischen Thron gelangte. Die Regierung des Don Carlos war wohlthätig für diese Länder. Der Minister, welchen der König an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, Marquis Tanucci, vorher Professor der Rechte an der Universität zu Pisa, huldigte mit Vorsicht und Mäßigung den Grundsätzen der Staatsweisheit, welche das Jahrhundert beherrschte. Als Karl 1759 seinem Bruder Ferdinand VI. auf dem Throne von Spanien folgte, überließ er die Krone beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand IV. (1759 bis 1825), da er den ältesten, den nachmaligen König Karl IV., als Kronprinzen von Spanien mit sich nahm, und der zweite wegen Geistesschwäche für unfähig zum Regieren erklärt werden mußte. Ferdinand war erst acht Jahre alt, und die Regentschaft, deren Seele Tanucci war, stand unter dem Einflusse des vorigen Königs. Der Geist der Staatsverwaltung blieb daher derselbe. Ein großer Fehler war es, daß man den jungen Fürsten ohne geistige Bildung und ohne alle für seinen Beruf erforderliche Kenntnisse aufwachsen ließ. Als die Jesuiten aus Spanien vertrieben worden waren, geschah bald nachher dasselbe auch in Neapel und Sicilien.

In seinem achtzehnten Jahre wurde der König mit Maria Karoline, einer Tochter Maria Theresia's, vermählt. Mit dieser Verbindung verschwand vor dem Einflusse Oestreichs und Englands der Einfluß Spaniens auf das Königreich beider Sicilien. Tanucci, welcher sich vergebens bemühte, dem Uebergewichte der Königin die Wage zu halten, wurde entlassen, und bald gewann ein Engländer, Acton, das uneingeschränkte Vertrauen der Königin. Acton bekam nach und nach die ganze Leitung des Staates in seine Hände. Sein Regiment war, nach dem Sinne der Königin, in der äußeren Politik unfreundlich gegen Spanien und Frankreich, in der inneren Verwaltung neuerungssüchtig im Geiste Josephs II., ohne dessen Einsicht und kraftvollen Willen. Die unternommenen Reformen brachten keine Früchte, erregten aber den Haß des Volkes gegen die Königin.

---

7) Schweden. Dänemark.

Christine.

Unter der glorreichen Regierung des großen Gustav Adolf (1611 bis 1632) erhielt die schwedische Nation einen Schwung, der sie auch der inneren Veredlung rasch entgegenführte, und einen Namen, den alle Völker Europa's mit Achtung aussprachen. Auch der äußere Umfang des Reiches wurde bedeutend erweitert; die ganze Ostküste des baltischen Meeres wurde unterworfen, Finnland, Karelien, Ingermannland, Esthland gehorchten der schwedischen Herrschaft. Der 1635 mit Polen erneute Waffenstillstand setzte Schweden auch in den Besitz von Livland. Nach Gustavs Tode wurde seine sechsjährige Tochter Christine (1633—1654, gestorben 1689) von den Ständen des Reiches als Thronfolgerin anerkannt und die Regentschaft von den fünf höchsten Reichsbeamten geführt. Die im westphälischen Frieden erfolgte Abtretung von Vorpommern und dem Herzogthum Bremen schien den Einfluß Schwedens in Deutschland für alle Zeiten zu sichern.

Die königliche Gewalt war in Schweden durch den Reichsrath beschränkt, welchen der König aus den angesehensten Adeligen ernannte und dessen Mitgliederzahl Gustav Adolf auf fünf und zwanzig festgestellt hatte. Weniger einflußreich als in anderen Staaten waren die Versammlungen der Stände, und überdies hatte Gustav Adolf den Gebrauch eingeführt, gewöhnlich nur einen beliebig von ihm gewählten Ausschuß der Stände statt der allgemeinen Reichstage zu berufen. Große Vorrechte und Abgabenfreiheit besaß der Adel, dem auch alle hohen Aemter und Ehrenstellen ausschließlich zugesichert waren. Ein Edelmann zog sich durch eine Vermählung mit einer Frau aus dem Bürger- oder Bauernstande den Verlust des Adels zu. Die gutshörigen Bauern wurden mit den härtesten Frohnen gedrückt, mit Rohheit und Gewaltthätigkeit behandelt. Dennoch ruhte die Stärke Schwedens auf den Bauern, weil der Ackerbau die einzige Nahrungs- und Erwerbsquelle des Landes war. Die Geistlichkeit besaß keinen bedeutenden Einfluß, obgleich die höhern Kirchenbeamten es meist mit dem Adel hielten; die niedern waren arm und schlecht besoldet. Das Finanzwesen war nicht geordnet; die Einkünfte des Staates waren im Ganzen unbedeutend, und man mußte fortwährend seine Zuflucht zur Verpfändung von Krongütern nehmen, die gewöhnlich an den Adel kamen. Das Gerichtswesen war unter Gustav Adolf bedeutend verbessert worden. Die Armee wurde durch Werbungen und Aushebungen zusammengebracht, indem eine gewisse Zahl bäuerlicher Haushaltungen je einen Mann stellen mußte.

Christine übernahm die Regierung, als sie achtzehn Jahre alt und mündig geworden war. Sie war von gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet worden und hatte ungemeine Fortschritte gemacht. Sie las den Thucydides und Polybius in der Ursprache, schrieb und redete Französisch und Italienisch wie ihre Muttersprache, und Deutsch und Lateinisch ziemlich richtig. Tacitus und Plato studirte sie mit dem größten Eifer und lernte sogar das Hebräische. Ihr gan-

zes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie verachtete Weiberputz und weibliche Beschäftigungen, trug gern Mannskleider, war am liebsten in männlicher Gesellschaft und spornte, wie eine Amazone, den schnaubenden Renner durch den Wald. Rastlos thätig glich sie einem Geschäftsmanne und arbeitsamen Gelehrten. Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren verachtete sie; Weichlichkeit schien ihr ein Laster. Sie war von kleiner Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Ihre Unterhaltung war lebhaft und geistreich, und eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit machte ihren Umgang höchst angenehm. Es mangelten ihr aber Ruhe und besonnene Kraft; von maßlosem Ehrgeiz getrieben, gerieth sie in vielfache Uebertreibungen, wurde eigensinnig und jähzornig.

Schon im sechzehnten Jahre wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsrathes eingeführt. Nachdem sie 1644 die Regierung übernommen hatte, betrieb sie mit dem größten Eifer die Staatsgeschäfte. Niemals versäumte sie eine Sitzung des Reichsrathes, stets verschaffte sie sich vorher die genaueste Kenntniß von den Gegenständen, welche zum Vortrag kommen sollten, und gab am Schlusse der Vorträge ihr selbständiges, unbestochenes Urtheil. Mit den Gesandten fremder Mächte verhandelte sie ohne Mittelsperson.

Die Einkünfte des schwedischen Reiches waren der Größe desselben nicht angemessen. Bei der Verschiedenheit der Provinzen war es schwer, allgemeine Steuern einzuführen, und der Adel war nicht zur Zahlung von Abgaben zu bewegen. Die Einkünfte genügten nicht, um ein stehendes Heer und einen glänzend eingerichteten Hof zu halten und die Anforderungen eines verschwenderischen Adels zu befriedigen. Die Domänen oder Krongüter waren die Hauptquelle der Staatseinkünfte. Gerade diese Quelle aber versiegte durch die großartige königliche Manier, mit welcher Christine die Krongüter an ihren Hofadel verschenkte. Die Verschwendung und schlechte Haushaltung der Königin überstieg allen Glauben. Sie verschenkte ein Krongut nach dem andern, und alle ihre Günstlinge lebten im Ueberflusse, während sie selbst nicht nur oft Monate lang ihre Dienerschaft nicht zu bezahlen vermochte, sondern auch ihr Silbergeschirr versetzen und bei ihren Günstlingen borgen mußte.

Christine setzte sich durch eigenhändige Briefe mit den vorzüglichsten Gelehrten des Auslandes in Verbindung und lud sie ein nach Schweden zu kommen. Es kamen an ihren Hof Claudius Saumaise, ein Mann von außerordentlicher antiquarischer Gelehrsamkeit, die Philologen Freinsheim, Isaak Vossius, Meibom und Nikolaus Heinsius, der Sohn des berühmten Daniel Heinsius, Hermann Conring aus Helmstädt, eben so berühmt als Arzt wie als Rechtsgelehrter, Johann Loccenius aus Holstein, ein ausgezeichneter Jurist und Historiker, und der französische Arzt Naudé. Der ehrwürdige des Cartes starb in Stockholm, und Gassendi schickte Christinen seine mathematischen Werke. Christine sammelte mit großem Aufwand Bücher, Gemälde und Antiken. Ihre Freigebigkeit gegen die Fremden, die sie mit großen Summen belohnte, und die Feste, welche sie im schlechten Geschmack ihrer Zeit kostbarer und häufiger als je zuvor anstellen ließ, vermehrten die ohnehin schon große Finanznoth des armen Staates. Die Klagen hierüber verletzten die Königin; noch unangeneh-

mer war dieser das Drängen des Reichsrathes, sie möge sich vermählen, damit das Haus Wasa auf dem schwedischen Throne nicht ausstürbe. Allmälig begann auch das ewige Einerlei der Staatsgeschäfte, das Ermüdende der Ceremonien ihrem lebhaften, unruhigen und stets nach Neuem begierigen Geiste großes Mißbehagen zu erregen. Es erfüllte sie mit Schmerz, daß der Unwille des Volkes über die fremden Künstler und Gelehrten, die dem Staate so viel kosteten, immer höher stieg, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihre Neigungen dem Wohle des Staates aufzuopfern.

Schon früh hatten Christinen die weitläufigen Reden ihrer lutherischen Geistlichen ermüdet; sie fühlte sich mehr und mehr zu dem Glauben der römischen Kirche hingezogen, von dem sie nur eine dunkle Vorstellung hatte. Zuerst gab sie diesen Wunsch dem Beichtvater des portugiesischen Gesandten zu erkennen. Es kamen dann 1652 zwei Jesuiten, als italienische Nobili verkleidet, nach Stockholm, und diesen gelang es, die Königin in dem Entschluß zu bestärken, zur katholischen Kirche überzutreten. Dazu, das konnte sie sich nicht verhehlen, bedurfte es der Niederlegung der Krone. Schon 1651 hatte sie dem Reichsrathe den Vorsatz ausgesprochen, die Krone ihrem Vetter, dem Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, zu übergeben. Der Beredtsamkeit von Oxenstierna war es aber gelungen, sie diesmal von ihrem Vorsatz zurückzubringen. Aber 1654 führte sie ihren Entschluß aus, trotz aller Bitten des Reichsrathes. Sie übergab in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala dem Prinzen **Karl Gustav** die Regierung. Sie behielt sich für ihren Unterhalt bedeutende Besitzungen und Einkünfte vor. Ohne die für sie ausgerüstete Flotte zu erwarten, begab sie sich verkleidet nach Hamburg. In Brüssel trat die Tochter des bei Lützen für den protestantischen Glauben gefallenen Königs heimlich, in Innsbruck öffentlich zum katholischen Glauben über. In Loretto opferte sie Krone und Scepter der heiligen Jungfrau, zog zu Roß, wie im Triumphzuge, in Rom ein, warf sich dem Papst Alexander VII. zu Füßen und nannte sich diesem zu Ehren hinfort Alexandra. Sie wollte nur den Künsten und Wissenschaften in Italien leben, aber ihr Geist war zu unruhig, als daß sie an einer Stätte hätte ausdauern können. Mehrere Jahre verlebte sie auf Reisen, besuchte zweimal Paris und kehrte nach dem Tode ihres Vetters nach Schweden zurück, vielleicht in der Absicht, die Regierung wieder zu übernehmen. Allein ihr öffentliches Messehören erregte in Schweden allgemeines Aergerniß. Nach einem längeren Aufenthalt in Hamburg begab sich Christine wieder nach Rom. Der Glanz, welchen Künstler und Gelehrte um sie verbreiteten, schmeichelte ihrer Eitelkeit; sie hielt auf ihre Kosten ein Theater und fuhr in der Zeit des Carnevals als Diana gekleidet, von Jägern und Nymphen umgeben, durch die Stadt. Ihre Verschwendung brachte sie in solche Verlegenheit, daß sie vom Papste eine Unterstützung annehmen mußte. In Rom starb Christine 1689, und in der Peterskirche befindet sich ihr Grabmal.

Schweden bedurfte der Ruhe, um die Folgen des dreißigjährigen Krieges und der von Christine geübten Verschwendung zu verschmerzen. Dagegen gedachte das schwedische Heer gern seiner Siege in Deutschland Karl X.

und wünschte den Krieg. Damit stimmte Karl X. Gustav überein, welcher Schwedens Herrschaft im Norden durch neue Siege zu befestigen wünschte. Er hatte unter der Leitung Torstensons den Krieg in Deutschland gelernt; über alles ging ihm Schlachtenruhm; das Lager war seine Heimath; was er mit Kühnheit entworfen, führte er mit Beharrlichkeit und Tapferkeit aus.

Gelegenheit zum Kriege gab Johann Casimir von Polen, welcher Ansprüche auf die schwedische Krone geltend zu machen suchte. Dem schwedischen Heere, welches (1655) in Polen einrückte, wurde der Sieg leicht, da Polen, durch Parteiungen zerrissen, sich auch gegen die Russen und die Reiterhorden der Kosacken zu vertheidigen hatte. Warschau öffnete den Schweden seine Thore, Krakau ergab sich, Johann Casimir floh aus seinem Reiche, und in einem Feldzuge war Polen und Litthauen erobert. Auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg huldigte wegen des Herzogthums Preußen der Krone Schweden. Aber der Druck des Siegers weckte den Stolz des polnischen Adels, und die katholische Geistlichkeit nährte den Haß gegen die schwedischen Ketzer. Johann Casimir kehrte in sein Reich zurück, gewann durch Verheißungen die Tataren und stritt bei Warschau in einem dreitägigen Kampfe gegen die vereinten Schweden und Brandenburger (1656). Als Johann Casimir unterlag, schreckte dieser Sieg der Schweden die größeren Mächte auf. Der Kaiser Ferdinand III. sandte den Polen ein Hülfsheer und die Republik Holland eine Flotte, und Friedrich III. von Dänemark besetzte Bremen und Verden. Da gab Karl X. Polen auf und drang durch Pommern und Mecklenburg nach Holstein. In kurzer Zeit waren Holstein, Schleswig und Jütland von den Schweden unterworfen. Dieser Waffenerfolg diente zur engeren Einigung der Gegner Schwedens. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schloß mit Johann Casimir den Vertrag zu Welau und erwarb Preußens Unabhängigkeit von Polen.

Um zunächst Dänemark zum Frieden zu zwingen, ging Karl X. mit Roß und Geschütz über den kleinen Belt nach Fünen, von hier über den großen Belt nach Seeland. Es hemmte seinen Zug nicht, daß unter einer Schaar seiner Krieger das Eis brach und die kühnen Männer in der Tiefe der See ihr Grab fanden. Das Erscheinen der Schweden auf Seeland trieb Friedrich III. zum Abschlusse des Friedens von Roeskild (1658), den er durch Abtretung einiger Landschaften erreichte. Aber Karl X. betrachtete den Frieden nur wie einen Waffenstillstand. Er nahm seine Pläne gegen Dänemark bald wieder auf; im Besitze von Schweden und Dänemark hoffte er nicht bloß unumschränkter Herr der Ostsee, sondern auch Gebieter des ganzen Nordens zu werden. Er zog seine Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück und landete im August 1658 mit 5000 Mann auf Seeland. Bald erschien er in der Nähe von Kopenhagen und schloß die Stadt ein. Aber Verzweiflung trieb die Bewohner zum muthigsten Widerstande. Eine holländische Flotte brachte ihnen Lebensmittel und Kriegsvorräthe. Polen, der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg sandten Friedrich III. schleunige Hülfe. Dennoch setzte Karl X. die Einschließung von Kopenhagen fort, bis ihn im Februar 1660 ein bösartiges Fieber zu Gothenburg hinraffte. Nun wurde im Mai 1660 der Friede zu

Kopenhagen mit Dänemark und in dem Kloster Oliva mit Polen geschlossen.

Während der Minderjährigkeit von Karl XI. stand das Reich unter der Regentschaft der Königin Hedwig Eleonore und von fünf hohen Reichsbeamten. Dem Einflusse von Ludwig XIV. gelang es, Schweden in einen Kampf mit Dänemark zu verwickeln. Der Sieg des großen Kurfürsten bei Fehrbellin (1675) knickte den schwedischen Waffenruhm. Als die Dänen nach Schweden übersetzten und das Land verheerten, stellte sich Karl XI. selbst an die Spitze seines Heeres und bekämpfte siegreich die Feinde. Die Friedensschlüsse zu St. Germain en Laye und Fontainebleau (1679) machten dem Kriege ein Ende. Der junge König hatte den Jammer des Krieges kennen gelernt und suchte hinfort durch ein friedliches Regiment die Leiden und die Erschöpfung seines Reiches zu heilen. Er suchte den überwiegenden Einfluß des Adels zu beschränken, die vom Adel angemaßten oder von der Krone verschenkten Krongüter wieder einzuziehen und die königlichen Rechte zu befestigen. Bei der Geistlichkeit, den Bürgern und Bauern fand der König auf den Reichstagen Unterstützung seiner Entwürfe. Karl XI. vermehrte seine Einkünfte, unterstützte Manufakturen und Handel und hob das Heer und die Flotte. Er starb 1697 mit dem Ruhm eines thätigen Fürsten und hinterließ das Reich in blühendem Zustande. Karl XI.

Schweden hatte durch die Herrscherkraft Gustav Adolfs und Karls X. eine Stelle unter den Hauptmächten Europa's erlangt. Selbst arm und nicht zahlreich, zog dieses kriegerische Volk seine besten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küsten es erobert hatte. Bremen, Wismar, Stralsund, Stettin, Reval waren dem schwedischen Reiche unterworfen; die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa waren von Schweden besetzt; Ingermannland, Livland und Esthland waren Schwedens Kornkammern. So ausgedehnt aber wie die schwedische Herrschaft war, so unsicher war sie auch. Sie konnte nur zusammengehalten werden durch die Furcht vor der kriegerischen Tüchtigkeit der Schweden. Diese aber beruhte auf dem persönlichen Charakter des Königs. Als Karl XI. gestorben war, glaubten Dänemark, Polen und Rußland den Zeitpunkt benutzen zu müssen, wo ein funfzehnjähriger Regent, von dessen Fähigkeiten man eine geringe Vorstellung hatte, den schwedischen Thron bestieg. Die Monarchen dieser drei Länder waren junge und kraftvolle Männer; Friedrich IV. von Dänemark wollte die dem dänischen Reiche entrissenen Provinzen wieder gewinnen und konnte es nicht verschmerzen, daß der Herzog von Holstein durch Unterstützung Schwedens die Unabhängigkeit von der dänischen Krone erlangt hatte; August II. von Polen strebte nach dem Besitze von Livland, und Peter von Rußland wollte festen Fuß an der Ostsee fassen. Sie schlossen daher 1699 ein Bündniß, in welchem sie sich gelobten, einander in der Ausführung ihrer Pläne beizustehen. Karl XII.

Karl XII. (1697—1718) war unter den Augen seiner frommen Mutter Ulrike Eleonore von Dänemark aufgewachsen, die ihm besonders eine religiöse Gesinnung einzuflößen gesucht und ihn zum Lesen

der Bibel angehalten hatte. Der deutschen und lateinischen Sprache war Karl frühzeitig mächtig, nicht minder der französischen, zu deren Gebrauch er sich jedoch nie entschließen konnte. Von den Wissenschaften beschäftigte er sich am liebsten mit der Mathematik. Ueber alles schätzte der Jüngling die Wahrheit; auch erlaubten Genüssen gab er sich nur mit Mäßigung hin. In ritterlichen Uebungen ward er von Keinem übertroffen, und seit er als elfjähriger Knabe die Mutter verloren hatte, folgte er, ein verwegener Reiter, dem Vater auf die Musterplätze und Bärenjagden. Nach dem Tode seines Vaters wurde Karl von den Ständen für mündig erklärt.

Als die Nachricht erscholl von den Rüstungen der drei feindlichen Nachbarn, und daß die Sachsen in Livland eingerückt wären, entstand Bestürzung im schwedischen Reichsrath und man sprach von Unterhandlungen und nothwendigen Aufopferungen; aber auf Antrag des Königs wurde der Krieg beschlossen. Auf der schwedischen Flotte, die durch englische und holländische Schiffe verstärkt war, segelte Karl gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtlosen Bombardement landete er fünf Meilen von der Stadt, drang muthig gegen die dänischen Batterien vor, trieb die fliehenden Dänen nach Kopenhagen und schloß die Stadt ein. Dem gedemüthigten König Friedrich IV. blieb nichts übrig, als um Frieden zu bitten, und dieser wurde zu Travendahl im August 1700 geschlossen.

Unterdessen hatte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II., die Eroberung Livlands versucht. Ein von dem Schwedenkönig gekränkter livländischer Edelmann, Reinhold Patkul, hatte ihm versprochen, den livländischen Adel auf seine Seite zu bringen, fand aber bei dem dortigen Adel den erwarteten Anklang nicht. Auch vermochte August II. nicht, den polnischen Senat zur Theilnahme am Kriege gegen Schweden zu bewegen. Das Heer Augusts belagerte Riga, konnte es aber nicht erobern und mußte wieder über die Düna zurückweichen.

Ein russisches Heer von 80,000 Mann war in Esthland eingefallen und belagerte das von 500 Schweden vertheidigte Narwa. Die Noth Narwa's trieb Karl XII. zur höchsten Eile, und mit nur 8000 Mann rückte er eiligst heran. Als die Russen die Lagerwälle nicht verließen, erklimmte er (am 30. Nov. 1700) unter der Losung „Gott mit uns" die Schanzen. Nach einem dreistündigen wüthenden Gefechte war der Sieg für die tapferen Schweden entschieden. Unter den fliehenden Russen brach die Brücke über die Narwa, 18,000 lagen auf dem Schlachtfelde, 30,000 ergaben sich am anderen Morgen.

Während Peter I. und August II. in einer persönlichen Zusammenkunft sich noch enger vereinigten, blieb auch Karl diesen Winter nicht müssig. Ansehnliche Verstärkungen aus Schweden kamen in Livland an. Von Dorpat aufbrechend (1701), beschloß er, bei Riga über die Düna zu gehen. An dem befestigten linken Ufer dieses Stromes standen die Sachsen, durch 19,000 Russen verstärkt. Mit dem Rufe: „Bursche, nun sind wir hier, Gott wird uns weiter helfen!" führte er seine Schweden gegen die Schanzen, aus welchen Sachsen und Russen geworfen wurden. Die Folge war die Besetzung von ganz Kurland, in welchem Karl bis zum Spätherbste verweilte. Mietaus Wohlleben lockte ihn nicht;

ihm genügte eine Bauernhütte, die er bei strenger Kälte durch glühende Kugeln heizen ließ.

Einer polnischen Gesandtschaft, welche Karl um die Räumung Kurlands bat, erklärte er seine Absicht, den König August zu entthronen. Im Januar 1702 drang er in Polen ein. August II. verließ mit seinen Anhängern Warschau, um sich mit seinem Heere bei Krakau zu vereinigen; Karl XII. aber zog am 24. Mai 1702 in Warschau ein. Vier Wochen blieb er in Warschau; dann brach er auf, um August aufzusuchen. Bei Klissow wurde das zwiefach stärkere Heer Augusts besiegt, das sächsische Lager erbeutet und dann Krakau besetzt. Die wiederholten Friedensanträge Augusts wurden von Karl zurückgewiesen.

Ein von August nach Lublin berufener Reichstag (1703) verwarf die von Karl vorgeschlagene Entthronung Augusts und beschloß die Vermehrung des Kronheeres; aber Mangel an Einigkeit und Furcht vor den Schweden vereitelten die Ausführung dieser würdigen Beschlüsse. Karl aber schlug die Sachsen bei Pultusk und erzwang in Thorn, Danzig, Elbing hohe Brandschatzungen. Indeß war August nach Sachsen gegangen, und der Kardinal Primas Radziejowsky, sein heftigster Gegner, benutzte seine Abwesenheit, um einen Reichstag nach Warschau zu berufen (1704). Auf demselben wurde der Beschluß gefaßt, August habe durch seine ungerechte Eröffnung des Krieges, gegen den Willen der Republik, den Thron verwirkt; man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König anerkennen. Es frug sich nun, wen sollte man zum König wählen. Die Augen richteten sich auf die Söhne des berühmten Johann Sobiesky; allein August ließ die beiden älteren, die sich zu Ohlau bei Breslau aufhielten, durch sächsische Reiter überfallen und gefangen nach der Pleißenburg bringen, und der dritte Sohn Sobiesky's schlug die Krone aus. Nach langen Streitigkeiten versammelte sich endlich der polnische Adel behufs der Königswahl in der Nähe von Warschau, und hier wurde unter dem Einfluß des schwedischen Königs Stanislaus Leszinsky, der Kronschatzmeister und Woiwode von Posen, zum König gewählt. Er war ein Mann in der Blüthe der Jahre und erfreute sich wegen seiner Tapferkeit und der Reinheit seiner Sitten der Achtung aller Besseren seines Volkes.

Bei August II., der wieder nach Polen gekommen war, fanden sich nicht nur russische Gesandte, sondern auch ein Theil der polnischen Magnaten ein. Ein wieder frisch verstärktes Heer und ein tüchtiger General, Schulenburg, berechtigten ihn, noch nicht ganz die Hoffnung aufzugeben. Karl ließ in Warschau dem Stanislaus 900 Mann zur Bedeckung zurück und wandte sich mit dem Heere nach Lemberg. Die Stadt wurde erstürmt und mußte 300,000 Thaler Brandschatzung zahlen. Den Zug Karls nach Lemberg hatte August schnell benutzt, um sich mit seiner Macht auf Warschau zu werfen, das sich sogleich ergeben hatte. Schnell eilte Karl gegen Warschau heran, August verließ dasselbe wieder und das sächsische Heer wurde bis zur schlesischen Grenze gedrängt (1704).

Das Jahr 1705 verging Karln größtentheils unter verdrüßlichen Streitigkeiten mit den polnischen Großen. Mitten im Winter (Januar 1706) brach Karl nach Litthauen auf, trieb das russische Heer bis hinter den Dniepr zurück, folgte ihm durch die Sümpfe und erstürmte

die Engpässe Volhyniens. Vor den Thoren von Kiew sah man schwedische Reiter. Von Volhynien wandte sich Karl nach dem Westen zurück, ging bei Steinau in Schlesien über die Oder und nahte den Grenzen von Kursachsen.

Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Einwohner des Kurstaates. Die königliche Familie floh ins Ausland, die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königstein. In der besten Ordnung rückte Karl nach Meißen und zog dann über Grimma nach Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theile des Heeres, während der General Meyerfeld mit dem andern in der Nähe von Dresden stand. In Altranstädt kam der Friede zu Stande (1706). Der Kurfürst verzichtete auf den polnischen Thron, entsagte dem Bunde mit Rußland, verstattete dem schwedischen Heere den Winteraufenthalt in seinem Kurstaate, lieferte Patkul aus und ließ die Brüder Sobiesky frei.

Ein volles Jahr verweilte Karl XII. in Sachsen und kleidete und besoldete sein Heer auf Kosten des Landes. Erst im August 1707 trat er den Rückmarsch an, um nun seinen dritten Feind, Peter I., zu bekämpfen. Im Anfange des Jahres 1708 setzte er über die Weichsel und rückte gegen Grodno vor, wo sich Peter selbst befand. Das russische Heer zog sich zurück, und Peter begab sich nach Petersburg. Karl zog in die Gegend von Wilna und setzte dann über die Beresina. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl sprang selbst immer zuerst bis an die Brust ins Wasser, um seinen Leuten das Beispiel zu geben. Endlich erreichte er den General Scheremetow, der sich bei der Stadt Holowzin am Flusse Bibitsch aufs Beste verschanzt und vor sich den Fluß und Moräste hatte. Die Schweden wateten, der König voran, unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer durch den Fluß und die Moräste, und nachdem siebenmal ihre Angriffe zurückgeschlagen waren, krönte der Sieg ihre Beharrlichkeit und die Russen flohen. Karl verfolgte die Fliehenden bis Mohilew, setzte über den Dniepr und drang bis in die Nähe von Smolensk vor. Hier ließ er sich durch den alten ehrsüchtigen Hetmann der Kosacken, Mazeppa, verleiten in die Ukraine zu ziehen. Mazeppa war bisher dem Zar zinsbar gewesen, wünschte aber sich in den unbeschränkten Besitz seines Gebietes, der Ukraine, zu setzen und hoffte dieses mit Hülfe Karls XII. auszuführen. Er bot dem Könige eine Hülfe von 30,000 Mann und Lebensunterhalt im Ueberfluß für seine Truppen an, wenn dieser in die Ukraine ziehen und dort sich mit ihm vereinigen wolle. Karl ging auf diesen Antrag ein. Aber ungeheure Waldungen und wüste Steppen hemmten das Vordringen; die Wege wurden immer abscheulicher; Menschen und Vieh erlagen den ungeheuren Beschwerden, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Der General Löwenhaupt, der in Livland stand, hatte von Karl den Befehl erhalten, mit 11,000 Mann zu ihm zu stoßen und ihm Lebensmittel und Kleidungsstücke zuzuführen. Aber von einem überlegnen russischen Heere sechsmal in drei Tagen wüthend angegriffen, hatte Löwenhaupt die Hälfte seiner Mannschaft verloren, seine tausend mit Kriegsbedürfnissen beladenen Wagen in Brand gesteckt, 17 Kanonen zurückgelassen und konnte sich erst im Oktober mit dem König vereinigen. Auch Mazeppa gelang es nicht, die Kosacken

zum Krieg gegen den Zar zu bewegen, und er erschien mit geringem Gefolge bei Karl XII. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen kamen die Schweden endlich im November in Baturin, Mazeppa's Wohnort an, fanden aber nur einen Aschenhaufen. Der russische Fürst Menzikow hatte es niedergebrannt, Mazeppa's Bildniß an den Galgen gehängt und einen andern Hetmann ernannt.

Jetzt trat eine ungeheure Kälte ein, und über Schnee und Eis zogen die schlecht gekleideten und hungernden Schweden unter steten Angriffen der Feinde weiter nach Pultawa. Die Reiter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Das Fußvolk zog stets in vollem Laufen fort. Dennoch erfroren einige Tausend Hände und Füße. Auf die strenge Kälte folgte Thauwetter, das die Wege unbetretbar machte und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Endlich gelangte man vor Pultawa; die Eroberung der Stadt verhieß Ruhe und Ueberfluß an Lebensmitteln und Kriegsbedarf; aber die Stadt war fest und hatte eine russische Besatzung von 8000 Mann. Im April 1709 ließ Karl sie förmlich belagern, aber vergeblich. Die Zahl der Schweden war zu klein, auch hatten sie nur achtzehn Kanonen übrig. Den König selbst warf eine Wunde aufs Lager. Da rückte Peter I. mit 65,000 Streitern heran. In der Schlacht bei Pultawa (8. Juli 1709) wurde im Kampfe gegen die dreifach überlegenen Feinde der bisher nie besiegte Held, das Schrecken dreier mächtiger Herrscher, zum ärmsten Flüchtlinge gemacht. Es fielen mehr als neuntausend Schweden und Kosacken. Als die Verwirrung allgemein ward, half man dem Könige auf ein Pferd; aber dieses und dann noch ein zweites wurden unter ihm erschossen. Endlich brachte man Karl glücklich bis zu einer Kalesche, in der er eiligst gegen den Dniepr hin floh.

Löwenhaupt sammelte den Rest des flüchtigen Heeres, gegen 16,000 Mann, wurde aber von Menzikow ereilt und mußte sich diesem ergeben. Viele Schweden stürzten sich, um die Schande nicht zu überleben, in die Strudel des Dniepr.

Durch endlose Haidesteppen zog Karl der türkischen Grenze zu, vom Wilde und Wurzeln sich nährend. Beim Uebersetzen über den Bug waren ihm die Russen so nahe, daß sie noch 500 Schweden gefangen nahmen. Vom Pascha von Bender wurde Karl ehrenvoll aufgenommen. Der Sultan ließ ihm kostbare Geschenke reichen und ihm täglich 500 Thaler und einen Ueberfluß an Lebensmitteln anweisen. Bei Varnitza, in der Nähe von Bender, schlug Karl mit seiner Umgebung ein kleines Lager auf. Er hätte durch Ungarn und Deutschland in seine Staaten zurückkehren können; aber seine Ehre schien es ihm zu fordern, durch eben dieses Rußland, in dem er geschlagen worden war, und zwar an der Spitze eines türkischen Heeres zurückzukehren. Er sandte den polnischen Grafen Poniatowsky nach Constantinopel, um den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen.

Schon im Januar 1709 hatte Peter ein Heer nach Polen geführt. August II. erklärte den altranstädter Frieden für erzwungen und rückte an der Spitze von 13,000 Mann in Polen ein, und die meisten Großen fielen ihm wieder zu. Peter I., August II. und Friedrich IV. von Dänemark erneuerten ihr früheres Bündniß. Ein dänisches Heer landete an der Küste von Schonen, wurde aber durch den General Stenbock

wieder aus dem Lande getrieben. Dagegen wurden Livland und Esthland von den Russen überschwemmt.

Es gelang Poniatowsky endlich, den Sultan zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen. Im Frühling 1711 setzte sich das türkische Heer in Bewegung. Ihm entgegen rückte ein ansehnliches russisches Heer unter General Scheremetow; bei dem Heere befand sich auch Peter und seine Gemahlin Katharina. Die Russen zogen den Pruth hinab und wurden von den bei weitem zahlreicheren Türken so eingeschlossen, daß diese das ganze Heer hätten aushungern können. Da sandte Katharina dem Großvezir ihre ganzen Juwelen, und dieser bewilligte zuerst einen Waffenstillstand und dann einen billigen Frieden.

In Bezug auf den König von Schweden versprach Peter nur, daß er ihn ungehindert nach Schweden wollte zurückkehren lassen. Bald darauf erhielt Karl XII. vom Großvezir die Weisung, die Türkei zu verlassen. Um ihn durch die Noth zu zwingen, entzog man ihm den reichen Unterhalt, den man ihm bisher gewährt hatte. Aber Karl XII. nahm zu funfzig Prozent Geld von den Juden auf, und lebte wie bisher.

Poniatowsky bewirkte zwar eine abermalige Kriegserklärung der Pforte an Rußland; aber die russischen Bevollmächtigten in Constantinopel sparten das Geld nicht und erreichten es, daß ein neuer Vertrag geschlossen wurde. In Deutschland nahmen die Dänen, Russen und Sachsen allmälig alle schwedischen Besitzungen bis auf Stralsund, die Insel Rügen und Wismar weg, obgleich der Graf Stenbock (1712) die Dänen bei Gadebusch schlug und aus Rachsucht die Stadt Altona in Asche legte (1713).

Eine dritte Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland blieb ebenfalls ohne Folgen (1712), und der Sultan bestand darauf, daß Karl die Türkei verlassen müsse. Als Karl keinen Vorstellungen Gehör gab, schlossen Schaaren von Türken und Tataren das kleine Lager der Schweden ein. Karl fügte sich aber nicht. Da rückte ein ganzes Heer mit zehn Kanonen und zwei Mörsern gegen Karls kleine Schaar heran. Die Kanonen donnerten, und bald waren die Verschanzungen erstiegen. Karl vertheidigte sich in seinem Hause mit etwa funfzig Schweden bis auf den letzten Augenblick. Als das Haus in Flammen stand und die Balken zusammenzustürzen drohten, versuchte er, sich nach einem in der Nähe stehenden Hause durchzuschlagen. Er ließ die Thür öffnen, bildete ein dicht gedrängtes Bataillon aus seinem Häuflein und drang mit einer Salve aus Pistolen auf die Türken ein. Aber jetzt war er verloren. Er stolperte, stürzte nieder und wurde von den Janitscharen, nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet. Sein eisenfester Muth hatte ihm die Herzen der Janitscharen gewonnen; wie in heiliger Verehrung staunten sie den „Helden aus dem dunklen Lande" an. Man brachte Karl XII. nach einem Dorfe bei Adrianopel, später nach der Stadt Demotika. Es war ihm so wenig von seinem Hausrath geblieben, daß er sich schämte, Besuche zu empfangen. Er stellte sich deshalb krank und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer und dem Bett. Endlich entschloß sich Karl zur Heimkehr. Am 1. Oktober 1714 brach er, nach einem fünfjährigen unnützen Aufenthalt in der Türkei, von Demotika auf, von einem zahlreichen türkischen Gefolge ehrenvoll begleitet. Auch sandte

ihm der Sultan noch prächtige Geschenke. Fünf Tage ertrug Karl die Langsamkeit des Türkenzuges, am sechsten ließ er schon früh um zwei Uhr die Pferde satteln, zum großen Verdrusse der Türken, und so hielt er es bis an die türkische Grenze. In der Wallachei verließ er auch sein schwedisches Gefolge. Verkleidet und in unaufhaltsamer Hast ritt er durch Siebenbürgen, Ungarn, Oestreich, Regensburg, Kassel und Braunschweig, und langte am 22. November 1714 in der Nacht vor dem Thore Stralsunds an. Seit sechzehn Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett, man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Eine allgemeine Freude über seine Ankunft erfüllte die Stadt. Den Feinden Schwedens hatten sich der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Georg I., König von England und Kurfürst von Hannover, angeschlossen. Die Finanzen Schwedens waren zerrüttet, Karls tapfere Krieger lagen auf den Leichenfeldern von Pommern, Polen und Rußland oder trauerten in Sibirien um die verlorne Freiheit. Mit 12,000 jungen, ungeübten Soldaten leitete Karl die Vertheidigung Stralsunds, welches im Sommer 1715 von einem fünffach überlegnen Heere der Sachsen, Dänen und Preußen belagert wurde. Auch setzten 15,000 Dänen, Preußen und Sachsen nach Rügen über und nahmen die Insel in Besitz. Als die Mauern von Stralsund zusammengeschossen waren, fuhr Karl auf einem leichten Fahrzeug nach der Küste von Schonen hinüber. Bald nachher mußte sich Stralsund ergeben, und auch Wismar, das letzte Besitzthum Schwedens diesseits des baltischen Meeres, öffnete den Dänen die Thore. Karl beabsichtigte im Anfange des Jahres 1716 über den zugefrornen Sund nach Kopenhagen zu ziehen; aber das Eis ging früher auf, als sein Heer beisammen war. Nun brach er in Norwegen ein, aber Klima, Witterung, Wälder und Wege und die große Tapferkeit der patriotischen Norweger nöthigten ihn wieder zum Rückzug.

In Stralsund hatte Karl XII. den holsteinischen geheimen Rath Freiherrn von Görz kennen gelernt. Der gewandte, rastlose Deutsche, der in Unterhandlungen und im Entwerfen von neuen Plänen dieselbe Kühnheit offenbarte, mit welcher der König von Schlacht zu Schlacht zog, erwarb sich das volle Vertrauen des Königs. Görz hob durch Einsicht und Thätigkeit die völlig zerrüttete Verwaltung des Landes, schuf neue Erwerbsquellen und suchte beim Volke das Vertrauen auf die Regierung wieder zu erwecken. Er war ein wahrer Freund seines Herrn, aber dem Hasse des Adels, der ihn als Fremden verachtete, setzte er Trotz entgegen. Er wollte, wie der König, mit Aufbietung aller Kräfte die Fortsetzung des Krieges, aber nur um für Schweden einen ehrenvollen Frieden zu erzwingen. Mit der größten Thätigkeit rang er darnach und knüpfte an allen großen Höfen Europa's Verbindungen an. Er suchte die Feinde Schwedens zu entzweien und besonders Rußland auf Kosten Dänemarks zu gewinnen. Hierbei unterstützte ihn die Eifersucht Peters I. auf die wachsende Macht Dänemarks. Görz begab sich zum Zar nach Holland und folgte ihm dann nach Petersburg. Bereits waren die auf einer der aländischen Inseln geführten Unterhandlungen dem Abschlusse des Friedens nahe, als der Tod Karls XII. erfolgte.

Karl hatte den Plan, Norwegen zu erobern, wieder aufgenommen. Er hatte den General Armfeld mit 10,000 Streitern nördlich gegen Drontheim aufbrechen lassen, während er selbst mit 20,000 Mann in das südliche Norwegen eindrang. Er lag vor der Festung Friedrichshall und betrieb mit Eifer die Belagerungsarbeiten. In einem der Laufgräben fand man am Abend des 11. Decembers 1718 die Leiche Karls XII. Eine Kugel, wahrscheinlich eine Pistolenkugel, war neben der rechten Schläfe eingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgegangen. Kein Däne hatte den mörderischen Schuß gethan. Der Erbprinz von Hessen-Kassel, der Gemahl von Karls jüngerer Schwester Ulrike Eleonore, führte das Heer nach Schweden zurück. Auch Armfelds Unternehmung hatte einen traurigen Ausgang. Unter unsäglichen Mühsalen gelangte er bis vor Drontheim, erkannte aber hier die Unmöglichkeit, die von drei Seiten mit Wasser umgebene Festung zu erobern. Auf dem Rückzug kam fast das ganze Heer durch Kälte um; von 10,000 Mann sahen nur 300 die schwedische Heimath wieder.

Ulrike Eleonore. Friedrich I.

Durch den Einfluß des Adels erhielt Ulrike Eleonore, die jüngere Schwester Karls XII., die Krone von Schweden. Ulrike entsagte der unumschränkten königlichen Gewalt und räumte dem Reichsrathe und den Reichsständen großen Einfluß ein. Im Jahre 1720 übergab sie die Regierung ihrem Gemahl Friedrich I.. Das Bündniß mit Rußland wurde nicht geschlossen. Görz, der dem Adel sehr verhaßt war, wurde verhaftet und mit Hintansetzung aller rechtlichen Formen zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Erschöpfung des Landes nöthigte Schweden den Frieden mit großen Opfern zu erkaufen. In dem mit Georg I. zu Stockholm eingegangnen Frieden überließ Schweden gegen Geldentschädigung das Herzogthum Bremen und das Fürstenthum Verden an Hannover; in einem zweiten Frieden zu Stockholm Stettin und das Land zwischen Oder und Peene an Preußen und verzichtete zum Vortheil Dänemarks auf die Zollfreiheit im Sunde. Mit Rußland wurde erst Friede geschlossen, nachdem Peter I. die ganze Nordküste von Schweden mit Feuer und Schwert hatte verwüsten lassen. Im Frieden zu Nystädt in Finnland (1721) überließ Schweden an Rußland: Livland, Esthland, Ingermannland und einen Theil von Karelien.

Unter Friedrich I. (1720—1751) besaßen die Stände und der Reichsrath alle Gewalt. Schweden war nach außen kraftlos und im Innern durch Parteien zerrüttet. Der dürftige Adel scheute sich nicht, Geldunterstützung fremder Mächte anzunehmen. Die von Rußland erkauften Adligen wurden die Mützen, die von Frankreich abhängigen die Hüte genannt. Durch den Einfluß der französischen Partei wurde Schweden zu einem Krieg mit Rußland (1741—1743) bewogen und verlor in dem Frieden zu Abo den südöstlichen Theil von Finnland. Auch wurde auf den Wunsch der Kaiserin Elisabet von Rußland der Herzog Adolf Friedrich von Holstein Gottorp als Nachfolger Friedrichs anerkannt.

Adolf Friedrich. Gustav III.

Adolf Friedrich (1751—1771), der mit der Schwester Friedrichs II. vermählt war, sah seine Macht noch mehr als sein Vorgänger

durch den mächtigen Adel beschränkt und suchte sich umsonst von diesem Joche zu befreien. Die französische Partei nöthigte ihn gegen Friedrich II. an dem siebenjährigen Kriege Theil zu nehmen. Sein Sohn und Nachfolger Gustav III. (1771—1792), ein entschlossener, thätiger Mann, fühlte in sich Neigung und Kraft, die unumschränkte Königsmacht wieder herzustellen. Er verpflichtete sich zwar durch einen Eid zur Anerkennung der Verfassung von 1720; aber in ihm stand der Entschluß fest, sich der ihn fesselnden Bande zu entledigen. Durch Leutseligkeit gewann er die Bürger und das Heer, während der Reichstag durch Parteiungen sich schwächte. Am 19. August 1772 setzte Gustav sein Vorhaben ins Werk. Durch eine kühn ausgeführte, aber unblutige Revolution erreichte er mit Hülfe der Besatzung und der Bürgerschaft von Stockholm die Wiederherstellung der früheren königlichen Macht. Nachdem die Besatzung, die Bürgerschaft und der Rath von Stockholm dem König den Eid der Treue geleistet hatten, nahmen auch die Stände, deren Versammlungshaus mit Bewaffneten und Geschütz umstellt war, die neue Verfassung an. Der König sprach zu ihnen von der bisherigen Willkür und Zwietracht, der Zerrissenheit und Schwäche des Reiches, erlangte Unterschrift und Schwur für die neue Verfassung, zog dann ein Gesangbuch aus der Tasche und stimmte selbst das Tedeum an.

Der König hatte wohl den Willen, sein Volk durch sorgfältige Bemühung für die allgemeine Wohlfahrt zu beglücken; allein es gelang ihm nicht, diese Aufgabe vollständig zu lösen. In den ersten Jahren wurden mancherlei treffliche Einrichtungen gemacht; aber der König zeigte mehr eine unruhige, als langsam wirkende Thätigkeit. Ehe das Begonnene vollendet war, ging er schon wieder zu neuen Unternehmungen über; Vieles blieb daher liegen, Weniges wurde zu Ende gebracht. Gustav III. zeigte einen Hang zum Romantischen und mehr Liebe zu einer glänzenden Aeußerlichkeit, als das Streben nach innerer Tüchtigkeit. Er hielt ein prächtiges Turnier zu Eckholmsund, bei welchem die Ritter in vollständiger Rüstung erschienen, er ahmte den Glanz des französischen Hofes nach und verwandte große Summen auf das Schauspiel, obgleich ein solcher Glanz und Aufwand der biedern Einfachheit schwedischer Sitten widersprach und die Kräfte des Staatshaushaltes überstieg. Das Wohlgefallen des Königs erstreckte sich auch auf das französische Schriftwesen und auf die französische Sprache. Er errichtete in Stockholm eine Akademie und machte in derselben für die Sprache und Kunst der Schweden die französischen Formen und Grundsätze geltend. Er verkannte die geistige Eigenthümlichkeit seines Volkes und suchte den Geist desselben in eine fremde Form zu fassen. Durch alles dieses verminderte sich die Liebe des Volkes zum König. Dazu trug noch bei, daß der König mit großem Kostenaufwand Reisen durch Italien und Frankreich machte, während wiederholter Mißwachs große Noth über das Land gebracht hatte.

Gustav hatte das Landheer und die Flotte in ansehnlichen Stand gesetzt, um seinem Königreiche wieder eine Bedeutung unter den europäischen Staaten zu verschaffen und die Abhängigkeit von Rußlands Uebermacht zu brechen. Als Rußland 1788 in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, begab sich Gustav nach Finnland und begann

Krieg mit Rußland. Die Officiere und dann auch die Soldaten der finnischen Regimenter zeigten sich aber schwierig und nicht geneigt zu diesem Kriege, den sie für einen verfassungswidrigen erklärten. Da nun auch Dänemark, Rußlands Bundesgenosse, den Krieg an Schweden erklärte und 12,000 Dänen in Schonen landeten, so kehrte Gustav nach Stockholm zurück. Die Bürgerschaft von Stockholm bewies sich dem König wohlgesinnt und auch die Bauern von Dalekarlien stellten 6000 Freiwillige, und die benachbarten Provinzen folgten diesem Beispiele.

Die Gefahr von Seiten Dänemarks wurde dadurch beseitigt, daß England und Preußen von Dänemark forderten, es solle sich von diesem Kriege zurückziehen. Der Krieg mit Rußland wurde besonders zur See und auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit geführt. Die großen Opfer aber, welche dieser Krieg kostete, nöthigten Gustav III. zu dem Frieden zu Wörelä (1790).

Der Krieg hatte dem Königreich eine schwere Schuldenlast zugezogen, und die Unzufriedenheit mit dem König verbreitete sich immer mehr. Katharina von Rußland und Gustav III. waren jetzt Freunde, da sie die von der französischen Revolution drohende gemeinsame Gefahr erkannten. Gustav hatte den Plan, Ludwig XVI. an der Spitze eines Fürstenbundes in seine Rechte wieder einzusetzen. Allein ein von Gustav 1792 berufener Reichstag verwarf einmüthig den Vorschlag einer Anleihe von zehn Millionen und setzte dem König einen unerschütterlichen Widerstand entgegen. Unter dem Adel herrschte die größte Erbitterung gegen Gustav, und mehrere vornehme Personen verschworen sich, ihn zu ermorden. Auf einem Maskenball, im März 1792 wurde Gustav III. durch einen Schuß von Jakob von Ankarström lebensgefährlich verwundet und starb elf Tage nachher. Sein Bruder, Herzog Karl von Südermanland, übernahm die Regentschaft für den minderjährigen König Gustav IV.

Gewerbe, Handel, Schifffahrt u. Kolonien.

Seit dem Tode von Gustav Wasa (1560) war der Entwickelungsgang Schwedens durch den Zwist von Gustavs Söhnen unterbrochen worden. Erst unter Karl IX. kam wieder einige Ruhe und Ordnung in das Land. Die Städte wurden erweitert, dem Bergbau große Sorgfalt gewidmet und Fabriken angelegt, in denen Waffen, Nägel und mannigfache Werkzeuge verfertigt wurden. Wie die Geschichte Gustav Adolfs in jeder Hinsicht in Schweden Epoche macht, so auch in Beziehung auf Handel und Gewerbe. Der Bergbau war Schwedens ergiebigste Einnahmequelle. Gustav Adolf berief Bergleute aus Deutschland, machte neue Anlagen und gründete ein eignes Bergkollegium. Besonders nahm der Bau auf Kupfer zu. Die Verarbeitung des Eisens und Stahles zu Waffen und Gewehren verbreitete sich als eine Art Hausindustrie über das ganze Land und wurde von Bauern, die man Rohrschmiede nannte, getrieben. Auch Tuchfabriken und Schäfereien wurden angelegt und die Einfuhr deutscher Schafe befördert, da die schwedischen in der Wolle zurückstanden. Eine bessere Betreibung der Viehzucht wurde durch Holländer eingeführt. Die wachsende Ausbeute des Bergbaues wirkte auf den Handel, dem er den bedeutendsten Artikel der Ausfuhr lieferte. Die Anlegung von siebzehn neuen Städten während Schwedens kriegerischer Periode beweist die auf die städtischen Ge-

werbe gerichtete Sorgfalt. Auch für die Verbesserung der inneren Kommunikation wurde gesorgt.

Während aber Gustav Adolf die politische Machtstellung Schwedens im europäischen Staatensystem über das natürliche Maß hob, vermehrten sich nicht in gleichem Verhältniß die materiellen Hülfsmittel. Selbst die durch den Erwerb neuer Länder vermehrten Einnahmen reichten für den Staatshaushalt nicht zu. Die fortdauernden Kriege entzogen dem ohnedies schwach bevölkerten Schweden manche tüchtige Arbeitskraft und entfremdeten den Nationalcharakter dem Gefallen an den bürgerlichen Erwerbszweigen. Der Ruhm blendete das Volk. Die Maßregeln, welche Gustav Adolf für Handel und Gewerbe traf, brachten der Krone mehr Vortheil, als der allgemeinen Wohlfahrt; sie waren auf ein Monopol gerichtet, durch welches die Regierung sich des Handels zu bemächtigen suchte.

Durch seine Siege errang Schweden die Suprematie des Nordens; fast die ganze Ostseeküste war in seiner Gewalt, der Sund war frei und ein Handelsgebiet stand Schweden offen, welches zu dem thätigsten Antheil am europäischen und transatlantischen Verkehr berechtigte. In der Person von Karl XI. bestieg (1660) ein friedliebender, sparsamer Fürst den Thron, welcher durch Hebung der schwedischen Schifffahrt eine schwedische Handelsmacht zu schaffen bemüht war. Er erließ eine Art Navigationsakte, welche die nationale Flagge vor der fremden begünstigte. Die Wirkungen äußerten sich sofort auf die Holländer, welche den Ostseehandel an sich gerissen hatten. Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Schweden ihnen in der Ostsee den Vorrang abgelaufen und fingen auch an jenseits des Sundes nach Portugal und in das Mittelmeer zu fahren. Auch in den andern staatswirthschaftlichen Zweigen leistete Karl XI. manches Verdienstliche, er beförderte die Fortschritte des Bergbaues, schaffte die meisten Kronmonopole ab und machte den innern Handel frei.

Die schönen Hoffnungen Schwedens vernichteten die wilden Leidenschaften Karls XII. Als dieser starb, hatte Schweden nach allen Seiten hin nur Niederlagen erlitten, seine Flotte eingebüßt, die deutschen Provinzen an der Ostsee abgetreten und der Freiheit vom Sundzoll entsagt. Bei Karls Tode waren drei Schiffe die Reste der Handelsmarine. Nur langsam hob sich Schweden von seinem tiefen Fall. Eine selbstsüchtige Aristokratie hinderte die Könige an jeder dem Gemeinwohl dienlichen Regierung. Um die Schifffahrt zu heben, wurde 1724 eine Navigationsakte erlassen, welche fremde Schiffe nur mit den Erzeugnissen ihres Landes in schwedischen Häfen zuließ. Das half auch so weit, daß nach zwanzig Jahren die Marine wieder 300 Segel zählte. Auch führte das gleiche Interesse den Uebergriffen Rußlands zu begegnen zu einem freundschaftlichen Einvernehmen und zu Handelsbündnissen mit der Türkei. In Folge davon hob sich der schwedische Handel nach der Levante. Bessere Zeiten kamen unter Gustav III. Es geschah manches der Anerkennung Werthes, aber es hatte keinen Bestand. Nach Gustavs gewaltsamen Tode sank Schweden tiefer als je.

Den ersten Anstoß zu Kolonisationsversuchen der Schweden gab Gustav Adolf durch Begründung einer Südseekompagnie (1611). Sie gründete Kolonien in Guinea und in Nordamerika, die aber bald

wieder verloren gingen. Dagegen gelang das Unternehmen einer schwedisch-ostindischen Handelskompagnie, welche 1731 ins Leben trat. Sie betrieb Kolonialhandel ohne Kolonialbesitz. Die meisten Geschäfte machte sie mit China, wo sie in Kanton eine Faktorei besaß. Gegen das Ende dieses Zeitraums erlangte Schweden auch eine Kolonie in Westindien, indem ihm die französische Regierung gegen Erlassung alter Schulden die kleine Insel Barthelemy abtrat. Sie wurde das Emporium eines beträchtlichen Zwischenhandels.

Dänemark von 1648 bis 1766.

In Dänemark waren durch die Reformation die meisten Besitzungen der katholischen Geistlichkeit an den Adel gekommen und dadurch die Macht des Adels bedeutend vermehrt worden. Als Friedrich III. (1648—1670) den Thron bestieg, mußte er eine Kapitulation unterzeichnen, durch welche die höchste Gewalt aus den Händen des Königs in die des hohen Adels überging und dem Reichsrathe völlige Unabhängigkeit vom König verliehen wurde. Wir haben bereits den Krieg Karl Gustavs von Schweden mit Dänemark und den hohen Muth erwähnt, welchen Friedrich III. bei der Vertheidigung Kopenhagens bewies. Das entschlossene Benehmen Friedrichs III. während der Gefahren des schwedischen Krieges hatte ihm das Vertrauen und die Liebe der Bürger in hohem Grade erworben. Nachdem 1660 der Friede zu Kopenhagen abgeschlossen worden war, erheischten die gehäuften Schulden der Krone die Zusammenberufung der Reichsstände. Der dänische Adel war von allen Steuern, ja selbst vom Kirchenzehnten frei und zahlte von den vielen Krondomänen, die er inne hatte, einen so geringen Pacht, daß die Staatseinkünfte darunter außerordentlich litten. Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem Reichstage die mit den billigsten Forderungen des Königthums unverträgliche Stellung des Adels einer scharfen Beleuchtung von Seiten der Geistlichkeit und des Bürgerstandes unterzogen wurde. Der Adel weigerte sich, die vom Könige vorgeschlagenen Abgaben zur Bestreitung der Kosten des königlichen Hausstandes und des Militärwesens zu bewilligen; dagegen verlangten die beiden andern Stände auch eine zweckmäßigere Verwendung der Lehen und Krongüter, welche ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß zur Ausstattung des Kriegsheeres und zur Deckung der Ausgaben des Reiches dienen sollten, seit langer Zeit aber für unbedeutende Zahlungen und Leistungen dem Adel verpfändet oder verpachtet waren. Geistlichkeit und Bürgerstand erkannten, daß eine Beschränkung der unbilligen Macht des Adels nur zu erreichen sei, wenn die Wahlkrone in eine erbliche umgewandelt werde. Da der Reichsrath anstatt den Vermittler zwischen den Parteien abzugeben, sich völlig auf die Seite des Adels stellte, so wandten sich Bürger und Geistliche mit ihren Vorstellungen geradezu an den König. Die entschlossene Haltung der beiden unteren Stände und die Geneigtheit des Königs, auch gegen den Willen des Adels sich vom Bürgerstand und von der Geistlichkeit zum erblichen König ernennen zu lassen, nöthigten den Adel und der Reichsrath zum Nachgeben. So geschah es, daß sämmtliche Stände, der Reichsrath an der Spitze, sich nach dem Schlosse begaben und dem König die Erbkrone anboten. Aus Besorgniß, einen heftigen Kampf des Aristokratismus und Demokratismus ausbrechen zu sehen, legte man voll Vertrauen Alles in die Hand des

Königs. So brach mit einem Schlage die Adelsherrschaft in Dänemark zusammen. Die Kapitulationsurkunde wurde feierlich vernichtet; am 18. Oktober 1660 erfolgte auf dem Marktplatze zu Kopenhagen die Huldigung Friedrichs als erblichen Königs, und das neu entworfene Königsgesetz machte den König zum unumschränktesten Herrscher. Friedrich III. zeigte sich des Vertrauens seines Volkes nicht unwürdig. Die schädlichen Vorrechte des Adels wurden allmälig und mit Schonung aufgehoben. Der vordem so mächtige Reichsrath wurde in eine berathende Behörde verwandelt; eine neue Besteuerung deckte die Bedürfnisse des Staates, und ein stehendes Heer von 24,000 Mann schien Dänemark vor äußerer Gefahr sicher zu stellen.

Christian V. (1670—1699), der Sohn Friedrichs III., wußte die ererbte Gewalt mit starker Hand zu behaupten. Unter ihm fielen nach dem Tode von Anton Günther, dem letzten Grafen von Oldenburg, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark. Durch seine Streitigkeiten mit dem Herzogshause Holstein-Gottorp wurde das Reich wiederholt in Zwist mit Schweden verwickelt. Friedrich IV. (1699—1730) vereinigte sich mit Polen und Rußland gegen Schweden, wurde aber durch Karls XII. Landung auf Seeland zum Frieden zu Travendahl genöthigt. Der von Friedrich IV. nach Karls XII Niederlage bei Pultawa von neuem begonnene Krieg wurde nach Karls XII. unerwartetem Tode dadurch beendigt, daß Schweden auf die Freiheit vom Sundzoll verzichtete. Seit dem nordischen Krieg wurde der Friede Dänemarks siebzig Jahre nicht unterbrochen. Christian VI. (1730—1746) und Friedrich V. (1746—1766) waren auf die Wohlfahrt ihrer Unterthanen bedacht. Der letztere hatte an dem Grafen Hartwig von Bernstorf einen ausgezeichneten Minister, welcher durch seine Staatsverwaltung der dänischen Regierung allgemeine Achtung erwarb. Auf Bernstorfs Empfehlung gewährte Friedrich V. dem Dichter Klopstock ein Jahrgehalt und verschaffte ihm die zur Vollendung seines Messias erforderliche Muße.

Christian VII. (1766—1808) bestieg als siebzehnjähriger Jüngling den Thron und vermählte sich mit Karoline Mathilde, der Schwester des Königs Georg III. von England. Auf den Rath des Grafen Bernstorf machte er eine Reise nach Deutschland, Holland, England und Frankreich und wurde überall als wohlunterrichtet gerühmt. Auf dieser Reise begleitete ihn der Doctor Johann Friedrich Struensee, vorher Physikus in Altona und der Sohn eines Predigers in Halle. Er war ein Mann von Geist und ein eifriger Anhänger der von den damaligen Wortführern der französischen Literatur aufgestellten Grundsätze und Lehren. Er blieb nach der Reise als Leibarzt und Vorleser des Königs am Hofe. Der junge König zeigte eine unbesiegbare Abneigung gegen eine geordnete Lebensweise; Geschäfte widerten ihn an, und er ergab sich einer schrankenlosen Ungebundenheit und Ausschweifung. Da die Großmutter und die Stiefmutter des Königs noch am Leben waren, so war das Spiel der Hofränke und Hofparteiungen sehr lebhaft. Der ausschweifende, willenlose König stand ganz in der Gewalt seines damaligen Lieblings, des in unsinniger Verschwendung sich gefallenden Grafen Holk, der den Leidenschaften des jungen Herrschers

Christian VII. Struensee.

zu fröhnen wußte. Struensee, der mit scharfem Auge die Verhältnisse des Hofes durchschaute, verstand es, das Vertrauen seines Herrn zu gewinnen. Er hielt es aber auch für nothwendig, sich mit einer der am Hofe herrschenden Parteien zu verbinden und schloß sich deshalb an die Königin Karoline Mathilde an. Diese war überrascht, als sie in dem Leibarzte, den sie für ein Geschöpf des Grafen Holk gehalten hatte, Ehrfurcht und Ergebenheit gegen sich wahrnahm. Sie schenkte Struensee ihr Vertrauen, und diesem gelang es, ein besseres Verhältniß zwischen dem König und der Königin herzustellen. Struensee wurde zum Kabinetssekretär der Königin mit dem Titel Conferenzrath ernannt und erlangte Einfluß auf die Staatsverwaltung. Der Graf Holk wurde entfernt, und der Graf Bernstorf entlassen.

Von nun an bestimmte Struensee alle Entschlüsse des Königs, und die erste Aeußerung seiner Herrschaft war die Aufhebung der Büchercensur und die Einführung der Preßfreiheit. Struensee hatte sich die Grundsätze der damals über Europa verbreiteten philosophisch-materialistischen Schule angeeignet, und sein Streben war vorzüglich auf Förderung und zweckmäßige Einrichtung des äußeren Lebens gerichtet. Im Staatshaushalte wollte er Ordnung und Sparsamkeit herstellen. Es erfolgte eine Umgestaltung der ganzen Verwaltung. Das geheime Rathscollegium, zu welchem nur hohe Geburt den Eintritt verschaffte und in welchem leichtsinnige Günstlinge die wichtigsten Angelegenheiten des Landes verhandelten, wurde zur Freude des Volkes aufgehoben. Die Behörden wurden vereinfacht, die Gnadengehalte und Besoldungen der Höflinge heruntergesetzt, das Heer vermindert, die Rechtspflege verbessert, drückende Handelsbegünstigungen abgeschafft. Den Kronbauern wurden die Frohnden abgenommen, dem Adel die Verpflichtung auferlegt, mit der Bekleidung unterer Staatsämter die Laufbahn im öffentlichen Dienst zu beginnen. Die Aemter sollten nach den Vorschlägen der Behörden, nicht nach Empfehlungen bei Hofe besetzt, Vorrechte gar nicht, Auszeichnungen und Pensionen nur selten ertheilt werden. Nach der Ansicht, daß der Zwang nur Heuchler bilde, wurde die kirchenpolizeiliche Aufsicht über die Sitten aufgehoben. Die dritten Feiertage der großen Kirchenfeste und einige aus der katholischen Zeit übrig gebliebene Heiligenfeste wurden theils aufgehoben, theils auf die nächstfolgenden Sonntage verlegt.

Durch Freigebung der Presse hatte Struensee seinen Feinden die Waffen dargeboten. Noch unbesonnener war es, daß er durch Einführung des Gebrauchs der deutschen Sprache bei Ausfertigung der königlichen Befehle das dänische Nationalgefühl verletzte. Er widerstand den Versuchungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit nicht; es genügte ihm nicht, der Schöpfer der neuen Ordnung zu sein, er wollte auch den Glanz der Allgewalt mit seiner Stellung verbunden sehen. Er wurde 1771 zum geheimen Kabinetsminister ernannt; er sollte alle Befehle, die der König ihm geben würde, abfassen, und sie entweder dem Könige zur Unterschrift vorlegen, oder im Namen des Königs unter dem Kabinetssiegel ausfertigen. Struensee bedachte nicht, daß durch die ihm übertragene unbegrenzte Vollmacht die königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabgewürdigt werden müsse. Mit dem neuen Amte wuchs sein Stolz, und der früher so besonnene, geschmeidige Mann zeigte sich

herrisch. Struensee und Brandt, welcher dem König statt der früheren Lieblinge als Spaßmacher beigesellt war, wurden in den Grafenstand erhoben.

Die Reformen Struensees machten ihrem Urheber alle diejenigen zu Feinden, welche durch dieselben Macht und Einkünfte verloren hatten. Die Mißgunst gegen Struensee stellte dessen Verhältniß zur Königin als verbotenen Umgang dar. Bei einer gewissen gutmüthigen Oberflächlichkeit besaß Struensee nicht diejenigen Eigenschaften, durch welche Furcht erregt wird, ja er verstand es nicht einmal sich des Gehorsams und der Ergebenheit seiner Diener und Anhänger zu versichern. Unruhige Bewegungen, welche unter den Soldaten, den Matrosen und unter den aus den königlichen Fabriken entlassenen Seidenwebergesellen ausbrachen, zeigten die Schwäche des Ministers und dessen Mangel an Muth.

Um die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, sammelten sich alle mit der bestehenden Regierung Unzufriedenen, der Adel, welcher die durch den Emporkömmling erlittene Zurücksetzung nicht verschmerzte, die verdrängten Diener des Hofes, die durch Beschränkung des Heeres gekränkten oder ihres Unterhaltes beraubten Officiere. Die kluge, kräftige Frau war aufgebracht über die Vernachlässigung, welche sie selbst erfuhr, und gekränkt durch die Zurücksetzung ihres Sohnes Friedrich; sie erkannte die Schwäche des Königs und die dem Minister feindliche Stimmung des Volkes, und sie beschloß Rache zu nehmen an Struensee und an der ihr verhaßten Karoline Mathilde, und ihrem Sohne Friedrich einen Antheil an der Regierung, vielleicht selbst die Krone, zu verschaffen.

In der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1772 war Hofball, und ein für die Königin-Mutter gewonnenes Regiment bezog die Schloßwache. In der vierten Morgenstunde versammelten sich der Kabinetssekretär Guldberg, der General Graf von Ranzau und einige andere Männer bei Juliane Maria und drangen mit dieser in das Zimmer des Königs. Sie weckten diesen mit der Nachricht aus dem Schlafe, daß das Volk sich gegen ihn und Struensee erhoben habe, daß man zu seiner Rettung herbeigeeilt, und daß das regierende Haus verloren sei, wenn er nicht sofort die vorgelegten Vollmachten unterschreibe. Ueberrascht und lautlos starrte Christian VII. die vorgelegten Papiere an, welche theils die Vollmacht für die Verschworenen enthielten, jede zur Rettung des Königs und des Landes geeignete Maßregel zu treffen, theils die Verhaftung der Königin, der Grafen Struensee und Brandt und deren Anhänger betrafen. Als Juliane Maria dem König die Feder in die Hand drückte, unterzeichnete er. Struensee und Brandt wurden verhaftet, nach der Citadelle geschafft und dort an Ketten geschlossen. Die Königin Karoline Mathilde wurde mit roher Gewalt in einen Wagen gebracht und unter Bedeckung von dreißig Dragonern nach dem Schlosse Kronenburg abgeführt.

Bei der Kunde von dem Vorgefallenen strömte das Volk nach dem Schloßplatze und stieß ein wildes Freudengeschrei aus. Der König fuhr in einem sechsspännigen Gallawagen durch die Straßen der Stadt und wurde vom Jubel des Volkes begrüßt. Die Häuser der Freunde Struensees wurden vom Volke geplündert. Am nächsten Sonntage ergossen sich die Prediger in Dankreden gegen Gott für die Rettung des königs

lichen Hauses und des dänischen Reiches, und acht Tage später wurde sogar ein allgemeines Dankfest gefeiert. In den öffentlichen Blättern wechselten schwülstige Lobreden auf die Sieger mit Hohn und Spott gegen die Besiegten. Während die von dem gestürzten Günstling angestellten Diener entlassen und aus dem Reiche verwiesen wurden, vertheilten die Helden des 17. Januars Aemter, Titel und Belohnungen unter sich und bestellten sich selbst zu einem geheimen Staatsrath unter dem Vorsitze des Prinzen Friedrich.

Erst nach fünfwöchiger, harter Gefangenschaft begannen die Verhöre der Gestürzten. Struensee wurde des Verbrechens der beleidigten Majestät, des Unterschleifs und des verbotenen Umgangs mit der Königin angeklagt. Das Urtheil gegen die Grafen Struensee und Brandt lautete, daß Beide ihrer Ehren, Aemter und Güter entsetzt, ihre Wappen zerbrochen, ihnen die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen, ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden sollten. Struensee hatte sich anfangs schwach und kleinmüthig gezeigt, aber die Todesbotschaft empfing er mit Gelassenheit und bewies sich männlich und fest. Das Urtheil wurde am 28. April 1772 vor dem Osterthore von Kopenhagen in aller Strenge vollzogen. Die unzählbare Menge der Zuschauer kehrte, von dem entsetzlichen Auftritte erschüttert, in dumpfer Stille nach der Hauptstadt zurück. Die übrigen Gefangenen wurden theils mit Verlust ihrer Aemter, theils mit Verweisung bestraft.

Die Ehe Christians VII. mit Karoline Mathilde wurde durch den Spruch des Gerichts für aufgehoben erklärt. Karoline Mathilde duldete auf dem Schlosse zu Kronenburg die Qualen einer harten Gefangenschaft. Durch das kräftige Einschreiten ihres Bruders, Georgs III. von England, und das Erscheinen einer englischen Flotte vor Kopenhagen erlangte sie die Freiheit. Sie bezog das Schloß Celle im Hannöverschen und lebte fromm und in tiefster Abgeschiedenheit, von ihrer Umgebung und den Bewohnern der Stadt wie ein Engel in Menschengestalt verehrt. Gram über die auf sie gehäuften Kränkungen brach ihr das Herz, noch ehe sie das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte (1775). Die Schöpfungen Struensees gingen meistens mit ihm unter, und der Adel drängte sich wieder zwischen das Volk und den König.

Handel und Gewerbe. Kolonien.

Nach dem Tode Karls XII. von Schweden hob sich die innere Wohlfahrt Dänemarks, Handel, Schifffahrt und Gewerbe nahmen einen Aufschwung, und die Flagge des Danebrog wehte auf allen Meeren. Friedrich IV. suchte besonders die Hauptstadt zu heben, indem er den Handel mit Salz, Branntwein, Wein und Tabak ausschließlich dahin verlegte. Auch von den Nachfolgern wurde Kopenhagen erweitert und verschönert. Die Lehren des Merkantilsystems erlangten großen Einfluß; Dänemark sollte ein Fabrikstaat werden und alles selbst erzeugen. Moltke und Bernstorf, welche an der Spitze der Regierung standen, zogen fremde Künstler und Manufakturisten ins Land und unterstützten die verschiedenen Industriezweige aus Staatsmitteln. Es erfolgten strenge Verbote fremder Waren und Privilegien und Monopole für die inländischen Anlagen. Das Streben für Hebung der Gewerbe war auch auf Norwegen gerichtet, und die daselbst angelegten Glas- und Ziegelhütten, Sägemühlen, Theerbrennereien, Potaschsiedereien, Oelstampfen,

Zuckerraffinerien, Seilerbahnen und Segeltuchfabriken hatten einen guten Erfolg. In Dänemark dagegen geriethen die Fabriken, welche für den Luxus arbeiteten, in Verfall, und nur zwei Industriezweige wurden in Kopenhagen heimisch und fanden auch auswärts Absatz, Lederhandschuhe und leinene Spitzen.

Während des kurzen Ministeriums von Struensee wurden die Auswüchse des Merkantilsystems zweckmäßig beschnitten, allen Fabriken die Unterstützung aus Staatsmitteln entzogen, der Kornhandel nach Norwegen frei gegeben, überflüssige Feiertage abgeschafft und in der Staatswirthschaft liberale Grundsätze befolgt.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts machten Schifffahrt und Rhederei große Fortschritte. Außer in den Kolonien sah man im Mittelmeer häufig dänische Schiffe.

Der Ursprung des Sundzolles verliert sich in das Dunkel der frühesten Geschichte. Sein historischer Rechtstitel ist das Faustrecht. Die ersten Nachrichten über Erhebung des Sundzolles von Seiten Dänemarks kommen im 14. Jahrhundert vor. Die damals mächtige Hansa trat dagegen auf und hat zeitweise gar keinen oder nur einen geringen Zoll bezahlt. Die mit der Zunahme der Schifffahrt wachsenden Erträgnisse des Sundzolles verleiteten die dänische Regierung zu willkürlichen Auflagen; da vereinigten sich Holland und Schweden, um ihre Handelsinteressen zu schützen. Schweden erreichte im Frieden zu Brömsebro (1645) die Freiheit vom Sundzoll; die Holländer dagegen erlangten nur, daß der Zoll nach einem festen Tarif erhoben wurde. Nach dem Tode Karls XII. verlor auch Schweden die alte Freiheit vom Sundzoll wieder.

Unter Christian IV. (1588—1648) eröffneten die Dänen (1619) den Handel mit Ostindien und gründeten auf der Koromandel-Küste Trankebar. Der dänisch-ostindische Handel entfaltete sich in kurzer Zeit, sank aber bald wieder, als der dreißigjährige Krieg die Kräfte des Mutterlandes ausschließlich in Anspruch nahm. Erst im 18. Jahrhundert unter der Regierung von Friedrich IV. und Christian VI. nahm der indische Handel einen neuen Aufschwung. Trankebar blieb der Mittelpunkt; daneben bestanden Niederlassungen am Ganges. Ansehnlich erweiterten sich die Verbindungen mit China.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurden im südwestlichen Theile Grönlands feste Niederlassungen angelegt, welche sich vorzugsweise mit dem Fang von Wallfischen und Seehunden abgaben. Von mehr Bedeutung sind aber die Kolonien Dänemarks in Westindien. König Christian V. hatte (1671) St. Thomas besetzen lassen, und dessen vortrefflicher Hafen wurde wichtig für den Zwischenhandel, in Kriegszeiten ein Zufluchtsort bedrängter Schiffe und die Niederlage aller von und nach den spanischen Kolonien geschmuggelten Waren. Später besetzten die Dänen noch St. Jean und kauften von Frankreich St. Croix, welche letztere Insel durch seine Produktion von Kolonialwaren wichtig wurde.

---

8) Rußland. Polen. Die Türkei.

Die russische Geschichte bis zum Tode Peters des Großen.

In Rußland gelangte das Haus Romanow mit Michael Feodorowitsch (1613—1645) auf den Thron, und dieser hinterließ ihn, wohl befestigt, seinem Sohn Alexei Michailowitsch (1645 bis 1676). Diesem unterwarfen sich die Kosacken. Alexei hatte von seiner ersten Gemahlin Maria Miloslawska zwei Söhne, Feodor und Iwan, sowie eine Tochter Sophia, von seiner Gemahlin Natalia Narischkin einen jüngeren Sohn Peter (geb. 1672). Feodor, welcher die den Thron umgebende Aristokratie beschränkte und einen Krieg mit den Osmanen führte, starb 1682 ohne Söhne zu hinterlassen.

Nach dem hergebrachten Erbrecht gebührte die Krone dem älteren Bruder Iwan, aber dieser war so schwachen Geistes, daß die in Moskau versammelten Großen Peter zum Thronerben bestimmten. Für diesen übernahm seine Mutter, Natalia Narischkin, die Regierung. Darüber war die Prinzessin Sophia, ein schönes, kluges und ehrgeiziges Mädchen, höchst aufgebracht und es gelang ihr, die Strelitzen zum Aufstand zu bewegen. Nach Verübung vieler Gräuelthaten riefen die Strelitzen Iwan zum Herrscher aus, aber dieser bat, man möge ihm doch auch seinen Bruder Peter als Mitregenten lassen, und alsbald erscholl der Ruf: „Gott erhalte auch den Zarewitsch Peter!" Die Prinzessin Sophia führte die Regentschaft für ihre minderjährigen Brüder. Die Strelitzen, welche sich nicht hinlänglich belohnt glaubten, erregten einen Aufstand; dieser wurde aber unterdrückt und dreißig Strelitzen hingerichtet.

Peter wuchs unter der Leitung seiner Mutter in dem Dorfe Preobraschenskoe bei Moskau heran. Er zeigte große Wißbegier und ein rastloses Streben. In seiner Umgebung befand sich Lefort, der Sohn eines Kaufmanns in Genf, der in französischen und holländischen Kriegsdiensten gestanden hatte und mit einer dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Der junge Zar wurde nicht müde diesem Mann zuzuhören, wenn er von dem Leben gebildeter Völker, von ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Heer- und Seedienst, von ihrem Handel und ihren Künsten erzählte. Eifrig lernte er von Lefort die holländische und deutsche Sprache und ließ sich in der Handhabung der Waffen unterrichten. Lefort exercirte ohngefähr funfzig Spielgefährten (Poteschnie) des Zaren ein und bildete aus ihnen eine Compagnie, in welcher Peter von unten auf diente. Der Ruf dieser kriegerischen Uebungen lockte eine Menge Jünglinge der edelsten Geschlechter nach Preobraschenskoe.

Je mehr Peter unter solchen Beschäftigungen sich entfaltete, desto verhaßter wurde ihm der Zwang, in welchem seine Schwester ihn hielt. Er widersprach ihr mehrmals im großen Rathe der Bojaren und Richter, und 1689 bei Gelegenheit einer Prozession, bei welcher Sophia als Regentin erscheinen wollte, kam es zum offnen Bruch. Peter sammelte die Poteschnie um sich und erließ einen Aufruf an das Heer und den

Adel. Tausende strömten ihm zu, und alle aus dem Auslande berufene Officiere schlossen sich ihm an. Ungehindert zog Peter in Moskau ein und schickte seine Schwester in ein Kloster zu Moskau. Peter war nun Alleinherrscher, obgleich sein Bruder Iwan bis zu seinem Tode (1696) den Zarentitel führte.

Die Strelitzen waren oft den Zaren furchtbarer gewesen, als den Feinden; deshalb suchte sich Peter ein Heer nach europäischer Weise zu bilden. Den Stamm für ein neues Heer bildete die jugendliche Garde des Zaren. Zugleich sann Peter auf Errichtung einer Seemacht, weil er einsah, daß das Meer die einzige Pforte sei, durch welche europäische Bildung in Rußland einziehen und Handel und Gewerbfleiß geweckt und belebt werden könnten. Archangel am weißen Meere war damals die einzige Seestadt Rußlands, und deshalb richtete Peter seinen Blick auf die Küstenländer der Ostsee und des schwarzen Meeres. Er führte 1695 sein Heer gegen Asow, welches die Mündung des Don beherrscht; aber die türkische Besatzung behauptete die Stadt, und der Zar mußte mit großem Verluste abziehen. Er bat Oestreich, Brandenburg und Holland um Officiere und erhielt gegen dreißig Artilleristen und Ingenieurs. Mit deren Hülfe gelang es ihm, 1696 Asow zu erobern.

Um die Bildung seines Landes zu heben, zog Peter I. viele Fremde in sein Reich, und diese Ausländer, welche in ihrer Heimath meistens den unteren Ständen angehört hatten, glaubten sich in Rußland zum Herrschen berufen. Dieses, die Hintansetzung russischer Sitten, rasch auf einander folgende Neuerungen und die Selbstthätigkeit des Zaren, das alles erbitterte die bisher einflußreichen Bojaren. Es entstanden Verschwörungen, aber Peter entging ihnen durch Gottes Hand und eigene Kraft. Er fühlte, daß Gott ihn zum Lehrmeister seines Volkes berufen habe, daß er, um zu lehren, lernen müsse. Deshalb genügte es ihm nicht, seinen Unterthanen den Besuch fremder Länder zu empfehlen; er beschloß, mit eigenen Augen das Ausland zu sehen. Nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Regentschaft angeordnet hatte, trat er im April 1697 eine Reise an. Um alles Aufsehen zu vermeiden, gab er seinem Gefolge das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze der General Lefort und einige vornehme Russen standen. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Gesandtschaft glänzend aufnahm. Von Königsberg reiste Peter über Berlin, Magdeburg und Hannover nach Holland. In Emmerich hatte er sich von der Gesandtschaft getrennt, um seine Zeit nicht mit leeren Ceremonien zu verlieren. In Amsterdam erregte das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Maschinen, Dämme und Schleusen, und vor allem die Schiffe seine Aufmerksamkeit; von früh bis in die Nacht war er beschäftigt, alles genau zu besehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Amsterdam begab er sich nach dem damals für den Schiffsbau vorzüglich thätigen Dorfe Saardam und stellte sich in einer rothen Friesweste und leinenen Hosen einem Meister als einen russischen Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffbaues abgeschickt sei. Er wurde unter dem Namen Peter Michaelow als Zimmermann eingeschrieben und war mit seiner Axt auf der Schulter des Morgens immer einer der Ersten und

des Abends der Letzte bei der Arbeit. Auch in Amsterdam, in den Werften der ostindischen Kompagnie arbeitete er und ließ sich im Winter in der Mathematik, Naturkunde und Anatomie unterrichten. Die Stadt Amsterdam schenkte ihm eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, und er schickte dieselbe mit angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern nach Archangel. Im Januar 1698 begab er sich nach England, wo er ebenfalls eifrig bemüht war, sich von allem zu unterrichten. Eine außerordentliche Freude machte es ihm, als der König Wilhelm III. durch die englische Flotte ein Seetreffen vorstellen ließ. Auch aus England sandte Peter viele Seeleute, Kanoniere, Wundärzte und Künstler nach Rußland. Ueber Dresden begab er sich nach Wien, wo er sich über das östreichische Kriegswesen genau unterrichtete. Peter I. war eben im Begriff nach Venedig und Rom abzureisen, als die Nachricht von einem Aufstande der Strelitzen ihn zwang nach Rußland zurückzukehren.

Peter hatte die Strelitzen, um Unruhen vorzubeugen, in verschiedene Provinzen vertheilt. Getäuscht durch die Nachricht vom Tode des Zaren und voll Verlangen, mit Weib und Kind, die sie in der Hauptstadt hatten zurücklassen müssen, wieder vereinigt zu werden, waren die Strelitzen auf Moskau zu gezogen. Der General Gordon war ihnen mit den neuen Truppen entgegengerückt, hatte sie geschlagen und gegen viertausend zu Gefangenen gemacht. Nach Peters Ankunft dauerte das Rädern, Hängen und Enthaupten mehrere Wochen lang fort, und Peter selbst hieb gegen hundert Köpfe herunter, ja er forderte seine Freunde auf, ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Obgleich eine Theilnahme der Prinzessin Sophia an der Empörung nicht zu entdecken war, ließ der Zar doch vor dem Kloster, in welchem seine Schwester eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und an denselben 230 Strelitzen aufknüpfen. Die unglückliche Fürsten hatte bis zu ihrem Tod (1704) die modernden Ueberreste dieser Leichname vor Augen. Die Strelitzen wurden aufgelöst und mit ihren Familien nach Sibirien, Astrachan und Asow abgeführt. Seine Gemahlin Eudoxia Lapuchin, die Peter im Verdacht der Theilnahme am Aufstande hatte, nöthigte er in einem Kloster den Schleier zu nehmen.

Mit unermüdetem Eifer arbeitete Peter I. an der Bildung seines Volkes. Die neugeschaffenen, von Ausländern befehligten Regimenter bildeten ein stattliches Heer. Es wurden Kriegsschiffe gebaut und eine Navigationsschule errichtet. Die Druckereien vervielfältigten sich, und Schulen wurden gegründet. Auch im Aeußern sollten die Russen den westeuropäischen Nationen ähnlich werden, und deshalb wurde statt der russischen Tracht die deutsche Kleidung eingeführt. Kam ein Landmann in eine Stadt, so mußte ihm im Thore die Wache den langen Rock verkürzen, und trug er den langen Bart, so wurde die Zahlung einer Kopeke oder das Vorzeigen des Steuerscheins gefordert, welcher die Beibehaltung des beliebten Schmuckes verstattete. Das Volk jammerte, und Sterbende baten, ihnen den abgeschnittenen Bart mit in den Sarg zu legen. Seiner Unterthanen heilige Sitte und angestammte Gewohnheit achtete Peter nicht. Bewies er auch einen raschen und kräftigen Geist, so war er doch ein Barbar in seinen Sitten, seiner Denkungsart und Handlungsweise, roh und thierisch in seinen Begierden, dem Brannt-

weintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grausam im Strafen. Nur äußere mechanische Fertigkeiten sah Peter den cultivirten Völkern ab und verpflanzte sie in sein Reich; denn für ein höheres geistiges Leben hatten die Russen damals noch keinen Sinn.

Um seinem Volke den Verkehr mit den gebildeten Staaten Europa's zu verschaffen, strebte Peter nach dem Besitz der Ostseeländer. Deshalb verband er sich mit August II. von Polen und Christian V. von Dänemark gegen Karl XII. von Schweden. Die Niederlage bei Narwa (1700) beunruhigte Peter nicht; sein großer Staat war reich an Menschen. „Ich weiß wohl, sagte er, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren."

Die vier Jahre, welche Karl XII. ebenso halsstarrig als unüberlegt damit hinbrachte, August II. zu verfolgen und zu entthronen, benutzte Peter I., ihm die Länder an der Ostsee wegzunehmen, Ingermannland, einen Theil von Livland und Esthland. Peter vernichtete ein schwedisches Geschwader auf dem Peipussee, eroberte Dorpat und Narwa und schloß Reval ein. Er eroberte das am Ladogasee gelegene Nötaburg, befestigte es noch viel stärker und nannte es Schlüsselburg. An der Mündung der Newa wurde am ersten Pfingsttage 1703 der Grundstein zu Petersburg gelegt. Hunderttausende von Leibeigenen arbeiteten Tag und Nacht. Viele starben in Folge der übermäßigen Anstrengung, der elenden Nahrung und der ungesunden Luft; aber die Abgegangenen wurden immer wieder durch neue ersetzt. Auf 200 Meilen weit wurden die Menschen zusammengeholt, und selbst Kalmücken und Tataren wurden herbeigetrieben. Sie kamen meist in Bettlerlumpen und in diesen trugen sie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Schon im zweiten Jahre konnte die Stadt bewohnt werden, und nun erhielten viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moskau und anderen Städten den Befehl, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Welche Freude war es für Peter I., als das erste holländische Schiff in die Newa einfuhr, um den Bewohnern der neuen Stadt seine Ladung anzubieten!

Als Karl XII. nach dem Abschlusse des Friedens von Altranstädt (1706) aus Sachsen aufbrach (1707) und in Rußland eindrang (1708), war Peter I. erstarkt, sein Volk kampfbereit. Die Schlacht bei Pultawa (1709) sicherte die auf Kosten Schwedens gemachten Eroberungen. Als auf Betrieb Karls XII. die Pforte den Krieg an Rußland erklärte, begleitete Peter I. sein nach Süden vordringendes Heer. Bei ihm befand sich Katharina. Sie war die Tochter eines litthauischen Bauern und zuerst mit einem schwedischen Dragoner verheirathet, dann diente sie im Hause des protestantischen Propstes Glück in Marienburg und gerieth bei der Eroberung der Stadt in die Hände der Russen. Sie wurde dem General Bauer als Beute zugetheilt. Bauer schenkte die schöne Gefangene dem mächtigen Menzikow, und dieser überließ sie dem Zar. Mit der zur griechischen Kirche übergetretenen Katharina vermählte sich Peter 1707 und erkannte sie vier Jahre später unter dem Namen Katharina Alexiewna öffentlich als seine Gemahlin an. Als nun 1711 das russische Heer am Pruth von den Türken eingeschlossen worden war, rettete Katharina dasselbe durch Bestechung des Großveziers. Sie verwendete dazu nicht nur ihren eigenen

Schmuck, sondern bewog auch die Soldaten und Officiere alles, was dieselben an Werth besaßen, herzugeben.

Nach seiner Rückkehr aus Bessarabien verlegte Peter I. den Sitz des Senates von Moskau nach Petersburg, folgte seinem von Menzikow gegen die Schweden geführten Heere nach Pommern und Holstein und eilte von hier nach Petersburg, um als Viceadmiral unter dem Grafen Apraxin eine Flotte von 200 Schiffen gegen Helsingfors zu führen. Armfelt, welcher daselbst befehligte, ließ, als er der feindlichen Uebermacht nicht länger zu widerstehen vermochte, die ihm anvertraute Feste in Flammen aufgehen. Abo, die Hauptstadt Finnlands, wurde von den Russen besetzt und die Bibliothek der dortigen Universität nach Petersburg gebracht. Europa staunte über die Schnelligkeit, mit welcher Rußland aus der Nacht aufstieg und sich eine einflußreiche Stellung unter den europäischen Staaten zu erringen wußte. Die Verbündeten des Zaren wurden von Argwohn wegen seines Strebens nach Vergrößerung erfüllt, als Peter den Herzog von Mecklenburg zu bewegen suchte, ihm sein Land gegen große Besitzungen in Kurland und Livland abzutreten. Der Beherrscher eines Landes, welches noch vor kurzem dem größeren Theile der gebildeten Welt unbekannt war, ging auf die riesigen Pläne von Görz ein, welche halb Europa umfaßten. Da fand Karl XII. vor Friedrichshall seinen Tod. Der Vertrag von Aland wurde von Ulrike Eleonore nicht bestätigt und deshalb von dem Zaren der Krieg fortgesetzt, bis ihm der Friede von Nystädt (1721) den Besitz der Landschaften sicherte, welche den Grund zur Herrschaft Rußlands auf der Ostsee gelegt haben. Nach dem Frieden von Nystädt nahm Peter den Titel des Kaisers an.

Peter suchte auch die Lage der Bauern zu verbessern. Der Grundbesitz war in den Händen des Adels, welcher dem Bauer die Aecker auf fünf Jahre überließ und dafür den größten Theil des Feldertrags erhielt. Da nun nach Ablauf dieses Zeitraums beiden Theilen die Kündigung frei stand, so litt dadurch der Landbau, und die Steuererhebung wurde erschwert. Es war deshalb 1595 eine Verordnung gegeben worden, daß kein Bauer die Stätte, wo er ansässig sei, wieder verlassen solle. Hieraus war im Verlaufe der Zeit die Leibeigenschaft der Bauern entstanden. Der Bauer galt als Eigenthum, wurde von dem Bojaren hart behandelt und ging durch Kauf und Schenkung aus einer Hand in die andere. Peter hielt die Aufhebung der Leibeigenschaft für zu gewagt; aber er suchte der Bedrückung der Leibeigenen durch häufig angestellte Untersuchungen gegen ihre Unterdrücker zu steuern. Deshalb priesen ihn die Bauern als ihren Vater.

Mit seiner Gemahlin unternahm Peter 1716 eine Reise. Er begab sich über Danzig, Stettin und Hamburg nach Kopenhagen, besuchte dann Amsterdam und Saardam, wo er bei einem reichen Schiffszimmermann speiste. Von Amsterdam reiste er über Antwerpen und Brüssel nach Paris. Man beeiferte sich ihm alles zu zeigen, was einem so wißbegierigen Reisenden interessant sein konnte. In der Münze ließ vor seinen Augen der Münzmeister eine in der Eile geschnittene Denkmünze prägen, die sein wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Bei Richelieus marmornem Grabmal rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die andere regieren lehren."

Von Paris kehrte Peter (1717) über Amsterdam und Berlin in seine Staaten zurück.

Bei seiner Rückkehr wartete seiner das traurige Geschäft, über seinen Sohn Alexei Gericht zu halten. Die Erziehung dieses aus der Ehe mit Eudoxia Lapuchin hervorgegangenen Sohnes war von dem durch die Verwaltung des Staates in Anspruch genommenen Vater vernachlässigt worden. Die Priester, unter denen Alexei aufwuchs, flößten ihm Unwillen gegen seines Vaters Neuerungen ein. Peter hoffte den wilden, im Umgange mit rohen Genossen sich gefallenden Jüngling zu bändigen, indem er ihn (1711) zur Vermählung mit Charlotte Christiana Sophia von Braunschweig-Wolfenbüttel zwang. Aber die sanfte, hochgebildete Frau gewann keinen Einfluß auf das verwilderte Gemüth des Prinzen. Alexei behandelte seine Gemahlin höchst unwürdig und überließ sich Ausschweifungen. Vor Gram darüber starb die Prinzessin. Peter, von Schmerz und Zorn erfüllt und aufgebracht, daß der Thronerbe sich nicht um die Staatsgeschäfte kümmerte, drohte Alexei, er werde ihn von der Thronfolge ausschließen, wenn er sich derselben nicht würdig zeige. Mit erheuchelter Demuth antwortete Alexei, er fühle seine Unfähigkeit zur Regierung und wolle in den geistlichen Stand treten. Während aber Peter auf Reisen war, floh Alexei, um bis zu seines Vaters Tode verborgen im Auslande zu leben. Er begab sich nach Wien zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl VI., der ihn auf das Kastell St. Elmo in Neapel bringen ließ. Aber der Zar erforschte den Aufenthalt seines Sohnes und verlangte dringend dessen Auslieferung. Karl mußte zugeben, daß der russische Gesandte versuche, den Prinzen durch Güte zur Rückkehr nach Rußland zu bewegen. Durch ein Schreiben seines Vaters, welches ihm Verzeihung verhieß, wurde Alexei bewogen, nach Rußland zurückzukehren. Hier leistete er (1718) Verzicht auf die russische Krone. Alle Theilnehmer und Mitwisser der Flucht büßten mit dem Tode. Aber aus der Untersuchung gegen diese entwickelten sich neue Anklagen gegen Alexei. Es zeigte sich, daß der Prinz, trotz eines geleisteten Eides, seine Bekenntnisse nicht vollständig abgelegt hatte. Alexei wurde vor ein Gericht gestellt und von diesem zum Tode verurtheilt. Der Zar ließ das Urtheil bekannt machen, war aber selbst noch unentschieden, ob er es vollstrecken lassen solle. Der Prinz aber erschrak, als ihm das Urtheil angekündigt wurde, so sehr, daß er gefährlich erkrankte und im Gefängnisse starb.

Nach dem Frieden von Nystädt war Rußland die gebietende Macht im Norden Europas. Seitdem richtete Peter I. seinen Blick auf einen Theil der Küstenländer des schwarzen und kaspischen Meeres und entriß (1722) den Persern die wichtige Stadt Derbent. Im rüstigsten Mannesalter starb Peter I. 1725.

Rußland war durch Peter den Großen eine europäische Macht geworden, aber es war dieses mehr durch Staatskunst, als durch Gesittung geschehen. Wie Rußland in der Mitte liegt zwischen Asien und Europa, so stellte es auch in seinem Innern den Gegensatz dar zwischen europäischer Bildung und asiatischer Rohheit. Die beiden Hauptstädte zeigten in ihrer verschiedenen Gestalt noch lange den fortdauernden Kampf jener doppelten Richtung; Petersburg, der Sitz der Regierung,

stellte das europäische Element dar; Moskau, die alte Hauptstadt, behielt noch lange einen asiatischen oder wenigstens einen gemischten Charakter. Peter hatte seine Absicht nicht ausgeführt, durch Anstalten für den Volksunterricht zu sorgen, aber er hatte in Petersburg eine Akademie der Wissenschaften gegründet, deren Mitglieder den schwierigsten Theilen der höheren Mathematik und den dunkelsten Gebieten der Geschichte verdienstvolle Forschungen widmeten. Die russischen Großen eigneten sich durch Reisen und Privaterziehung die Sitten und Künste des Auslandes an, und Fremde erlangten im russischen Staatsdienst leichter, als in einem andern, Zutritt und Geltung.

Nach Peter I. gerieth die Regierung dieses großen Reiches in gefährliche Schwankungen, weil Peter durch ein Gesetz dem Herrscher das Recht eingeräumt hatte, sich den Nachfolger zu ernennen.

Katharina I. Peter II. Anna I.

Nach Peters Tode wurde dessen Gemahlin Katharina I. (1725 bis 1727) durch den Fürsten Menzikow auf den Thron gehoben. Für Katharina regierte Menzikow. Er war vom niedrigsten Stande bis zum ersten Staatsminister und vertrauten Günstling Peters des Großen emporgestiegen; er war verschlagen, verschwenderisch und reich an Kunstgriffen und Erpressungen. Das Testament Katharina's I. ernannte Peter II., den Sohn Alexei's (1727—1730), zu ihrem Nachfolger. Auch für Peter II. regierte Menzikow und verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter. Der Geiz und der Uebermuth des Fürsten wurde von Anderen mehr beneidet als getadelt. Menzikow wurde durch die Familie Dolgorucki gestürzt und nach Sibirien geschickt. Die Dolgorucki führten den jungen Kaiser nach Moskau und schmeichelten dem Volke durch die Aussicht, daß sie diese Stadt wieder zum Herrschersitz machen würden. Die Dolgorucki beabsichtigten ihren Einfluß durch Vermählung des Kaisers mit Katharina Dolgorucki zu befestigen; da starb Peter II. an den Pocken. Der Mannsstamm des Hauses Romanow war erloschen, und der Senat, der Staatsrath und die Generäle versammelten sich im Kreml. Durch den Einfluß der Dolgorucki wurde beschlossen, mit Uebergehung der Töchter Peters des Großen, Anna, die jüngere Tochter Iwans, die verwittwete Herzogin von Kurland, zur Kaiserin zu ernennen. Es sollte ihr aber die Krone nur unter bedeutenden Beschränkungen der Kronrechte zu Theil werden. Anna I. (1730—1740) trug kein Bedenken, sich den lästigen Forderungen, welche man ihr vorlegte, zu unterwerfen. Aber im Staatsrathe bildete sie sich eine Partei, an deren Spitze zwei, schon von Peter dem Großen gebrauchte Deutsche standen, der Reichsvicekanzler Ostermann, der Sohn eines Predigers in Westphalen, und Münnich, ein oldenburgischer Edelmann, der früher in hessischen, dann in sächsischen Diensten gestanden hatte. Auch Anna's Liebling Biron, der ihr nach Moskau gefolgt war, besaß Ehrgeiz und Unternehmungsgeist. Es gelang Anna unter der Bürgerschaft und dem niedern Adel einen bedeutenden Anhang zu gewinnen. Nach vorangegangener Verabredung erschienen die Füsten Trubetzkoi, Baratinsky und Czerkaski mit mehr als sechshundert Edelleuten vor der Kaiserin und überreichten ihr eine Bittschrift, des Inhalts, daß alle Stände des Reiches, Geistlichkeit, Adel und Volk, die seit undenklichen Zeiten

bestehende unbeschränkte Regierung für die dem russischen Reiche angemessene hielten und die Kaiserin bäten, frei und unbeschränkt zu regieren. Anna ließ die von ihr unterzeichnete Schrift holen und zerriß dieselbe unter dem Jubel des Adels. Ostermann wurde zum Kanzler des neu gebildeten Kabinetsraths ernannt, Münnich als Feldmarschall an die Spitze des Kriegswesens gestellt. Den Haupteinfluß aber übte Biron, dem Anna, da sie selbst ohne Neigung zu Staatsgeschäften war, sich und das Reich überließ. Der Hof wurde wieder nach Petersburg verlegt, und Rußland verfolgte nicht ohne Glück die von Peter I. bezeichnete kriegerische Richtung. In dem polnischen Erbfolgekrieg ergriff Anna (1733) die Partei Augusts III. gegen Stanislaus Leszinsky, welcher in Danzig von Münnich belagert wurde. August III. vergalt Birons Theilnahme an seiner Erhebung auf den polnischen Thron damit, daß er den vormaligen Stallmeister, dem der kurländische Adel den Rang eines Edelmannes streitig gemacht hatte, mit dem Herzogthum Kurland belehnte. Im Bunde mit Oestreich führten die Russen unter Münnich einen glücklichen Türkenkrieg (1736—1740). Da aber Oestreich übereilt Frieden schloß, mußte auch Rußland den Krieg aufgeben, ohne durch den Krieg viel zu erreichen.

Iwan. Elisabet.

Anna hatte keine Kinder, durch ihr Testament wurde, mit Uebergehung der Töchter Peters des Großen, Iwan, der Enkel von Anna's Schwester und der Sohn der an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählten Prinzessin Anna, zum Nachfolger bestimmt. Während der Minderjährigkeit von Iwan sollten nicht dessen Eltern, sondern Biron als Regent des Reiches die Vormundschaft führen. Nach dem Tode der Kaiserin Anna (1740) übernahm Biron mit dem Titel Kaiserliche Hoheit die Verwaltung. Die Eltern Iwans hielten sich dadurch in ihren Rechten verletzt. Mit Hülfe des Feldmarschalls Münnich wurde die Garde gewonnen, Biron im Palaste überfallen, gefangen genommen und erst nach Schlüsselburg, dann nach Sibirien geschickt.

Anna erklärte sich zur Regentin, und Münnich wurde Premierminister. Die Regentin Anna war der ihr gestellten Aufgabe nicht gewachsen, und Münnichs hochfahrender Sinn beleidigte den Herzog Anton Ulrich. Münnich forderte seine Entlassung und erhielt sie.

Schon hatte die Regentin Anna den Entschluß gefaßt, sich zur Kaiserin erklären zu lassen, als ihr Sturz erfolgte. Elisabet, die jüngere Tochter Peters des Großen, lebte in scheinbarer, aber bisher von Münnich wohl beobachteter Stille in Petersburg. Sie hatte alle Laster ihres Vaters, aber keine seiner Tugenden geerbt. Genußsüchtig, wollüstig und ohne Sinn für ernste Beschäftigung hatte sie die Besorgniß der Regentin nicht erregt. Angetrieben von ihrem Leibarzt Lestocq hatte sie sich in tiefster Heimlichkeit einen Anhang zu erwerben gewußt. In der Nacht vom 24. zum 25. November 1741 fuhr Elisabet, von ihrem Kammerjunker Woronzow und von Lestocq begleitet, auf einem Schlitten nach der Kaserne des Regiments Preobraschenskoe, brachte einige hundert Mann auf ihre Seite und eilte dann nach dem kaiserlichen Palast und nahm Anna, deren Gemahl und den jungen Iwan gefangen. Der von Elisabet berufene Senat erklärte dieselbe zur Kaiserin, und die versammelten Regimenter huldigten ihr. Eine Kundmachung

bewies dem Volke die Rechte und Ansprüche der neuen Kaiserin und die Unrechtmäßigkeit der bisherigen Regierung. Der unglückliche Knabe Iwan, der kaum ins zweite Jahr getreten war, erhielt einen Kerker in Schlüsselburg zur Wohnung, lernte weder lesen noch schreiben, und der wachthabende Officier erhielt den Befehl, den Knaben auf der Stelle niederzustoßen, wenn ein Versuch ihn zu befreien gemacht werden sollte. Seine Eltern wurden nach Sibirien gebracht. Münnich, Ostermann, Golowkin und Löwenwolde waren ebenfalls verhaftet worden; sie wurden zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüste begnadigt und nach Sibirien verwiesen.

Elisabet (1741—1762) opferte die Fremden dem Hasse des Volkes; viele derselben wurden gemordet, andere wanderten aus. Die Anhänger Elisabets erhielten Aemter und Güter. Lestocq wurde zum geheimen Rath und später zum Grafen erhoben. Die Regierung überließ die Kaiserin dem zum Vicekanzler ernannten Bestuchew. Er war ein erbitterter Feind Preußens, und auf seine Anregung nahm Rußland an dem siebenjährigen Krieg gegen Friedrich II. Antheil. Lestocq, der für Preußen günstig gesinnt war, wurde geknutet und nach einem Dorfe bei Archangel verwiesen. Elisabet führte ein äußerst zügelloses Privatleben, dessen Ausschweifungen mit Uebungen andächtelnder Frömmigkeit abwechselten. Bei dem Volke war die Kaiserin beliebt, weil sie das Fremde haßte und die alten Sitten wieder herstellte. Um die Thronfolge zu sichern, berief Elisabet 1742 den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein, den Sohn ihrer älteren Schwester Anna Petrowna, zu sich und ernannte ihn zum Nachfolger. Drei Jahre später betrieb sie die Vermählung desselben mit Sophia Auguste von Anhalt-Zerbst, welche bei der Annahme der griechischen Religion ihren Namen in Katharina Alexiewna umwandelte. Elisabet hat das beim Antritt ihrer Regierung gethane Gelübde gehalten, über niemand die Todesstrafe zu verhängen; aber sie trug kein Bedenken über zahlreiche Unterthanen die Verbannung nach Sibirien zu verhängen und sie durch die Knute oder das Ausschneiden der Zunge zu bestrafen. Unordnung und Verwirrung stiegen am Kaiserhofe zu einem unglaublichen Grade; die Verwaltung des Reiches befand sich in der schrecklichsten Auflösung; eine Art geheimer Inquisition verwandelte die Pflege des Rechts in die Ausübung schreiender Ungerechtigkeiten.

Peter III. Nach dem am 5. Januar 1762 erfolgten Tode der Kaiserin Elisabet bestieg Peter III. den Thron. Er besaß keine ausgezeichneten Gaben und war von Begeisterung für den größten Mann seiner Zeit, für den König Friedrich II. von Preußen, durchdrungen. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er mit Preußen Frieden, dann ein Bündniß schloß. Die russischen Truppen, welche so viele Jahre hindurch gegen Friedrich II. gekämpft hatten, traten nun in die Reihen desselben gegen ihre zeitherigen Bundesgenossen. Auch wurde Heer- und Staatsverfassung, so viel sich thun ließ, auf preußischen Fuß umgestaltet. Peter III., welcher bisher unter hartem Drucke gestanden hatte, zeigte sich gerecht und ohne Rache gegen seine bisherigen Feinde. Keiner der Günstlinge Elisabets wurde aus seinem Amte gestoßen, und zahlreiche Verbannte wurden aus Sibirien zurückgerufen. Es war als ob beim Antritt seiner

Regierung in Peter III. sein besseres Sein die Oberhand gewinnen sollte, als ob er aus der Wollust und Trunkenheit, in welcher er in Oranienbaum verkommen war, zu einer klaren Einsicht seiner Aufgabe geleitet werden könne. Aber bald zeigte sich, daß diese Umwandlung nur eine augenblickliche war, und indem er sich wiederum den Lüsten zügellos hingab, erbitterte er zugleich das Volk und die Großen durch eine aus unbegreiflicher Verblendung hervorgehende Schonungslosigkeit gegen die russische Volksthümlichkeit, gegen die Neigungen des Adels und gegen die Gebote der herrschenden Kirche. Es erregte Unwillen, daß Peter III. Deutschen, besonders Preußen, den Vorzug vor den Russen im Heere einräumte, daß er die einst so gefürchteten Garderegimenter seinen nach preußischer Weise eingeübten Holsteinern nachsetzte, den Popen einen Theil ihrer Einkünfte entzog, seinen Gottesdienst auf die von ihm in Oranienbaum erbaute lutherische Kirche beschränkte und den festen Entschluß äußerte, dem Könige von Dänemark das Herzogthum Schleswig zu entreißen, auf welches Peters III. Vater verzichtet hatte.

Die Ehe Peters III. mit Katharina war nicht glücklich, obgleich die Großfürstin (1754) einen Sohn geboren hatte. Während Peter den Unwillen der Russen erregte, suchte Katharina die Herzen derselben durch erheuchelte Liebe für alles Nationale zu gewinnen. Sie besuchte täglich die Kirchen, nahte sich den Popen mit allen Zeichen äußerer Ehrfurcht und schloß sich den hintangesetzten Großen an. Nach seiner Thronbesteigung ließ Peter sich merken, daß er seine Gemahlin in ein Kloster sperren lassen könnte. Katharina dagegen gewann den Grafen Panin, einen klugen Weltmann, und die Brüder Gregor und Alexis Orlow, zwei Officiere der Garde. Die dumpfe Unzufriedenheit, welche die Maßregeln Peters unter den Truppen, dem Volke und der Geistlichkeit erzeugt hatten, ließ einen glücklichen Ausgang für den Plan der Kaiserin erwarten, den ihr drohenden Gefahren durch den Sturz des Kaisers zuvorzukommen. Peters Auge war unverwandt auf Schleswig gerichtet. Schon stand ein Theil seines Heeres in Pommern, zwei Flotten, zu Kronstadt und zu Reval, lagen segelfertig, und der Tag war bestimmt, an welchem er sich über Berlin zum Heere begeben und zugleich seine Gemahlin verhaften lassen wollte. Um so mehr beschleunigten die Verschwornen die Ausführung ihres Vorhabens.

In der zweiten Stunde des 9. Juli eilte Katharina von Peterhof nach Petersburg, während sich Peter von Oranienbaum nach dem Lustschlosse Peterhof begab. Mit Gregor Orlow erschien Katharina vor den Kasernen und rief die Soldaten zu ihrem Beistande auf. Innerhalb zweier Stunden waren 2000 Soldaten gewonnen, unter deren Jubel Katharina nach der Kirche von Kasan ging, wo der mit ihr einverstandene Erzbischof von Nowgorod am Altar ihrer harrte, die Krone auf ihr Haupt setzte, sie als Kaiserin ausrief und das Tedeum anstimmte. Am Abend hatte die kühne Frau 15,000 Gewaffnete um sich, und ihr gehörte die Hauptstadt, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen war.

Während Katharina mit entblößtem Degen an der Spitze der Truppen erschien, zeigte sich Peter III., von den Geschehenen benachrichtigt, keines männlichen Entschlusses fähig. Von weinenden Frauen umringt durchirrte er den Garten von Peterhof. Wäre er den entschlossenen Rathschlägen des greisen Feldmarschalls Münnich gefolgt, sein Schicksal

würde wahrscheinlich einen anderen Ausgang gehabt haben. Als Katharina mit 20,000 Mann gegen Peterhof heranrückte, bat Peter schriftlich um Gnade und erklärte sich zur Abdankung bereit. Peter III. wurde nach einem Landhause gebracht und endete daselbst, sechs Tage nach seinem Sturze, unter den Händen von Alexis Orlow. Bedenkliche Anzeichen einer veränderten Stimmung im Volke und in den Truppen nöthigten die Urheber der Revolution, den Gegenstand der öffentlichen Theilnahme aus dem Wege zu räumen.

Katharina II. Nachdem Katharina II. (1762—1796) in Moskau gekrönt war, stand ihr Thron fest. Peter I. hatte Rußland zu einem Gliede des europäischen Staatenbundes gemacht; Katharina erhob es zu einer Macht in demselben. Katharina hatte eigentlich kein Recht auf den Thron, sondern dieser gehörte ihrem Sohne Paul. Aber wie sie dessen Rechte nicht beachtete, so ließ sie auch den unglücklichen Prinzen Iwan, dessen Loos Peter III. gemildert hatte, wieder in die Festung Schlüsselburg, in die engste Verwahrung bringen. Als ein Unterlieutenant den unbesonnenen Versuch machte, den Prinzen zu befreien, wurde der Prinz von den beiden Offizieren, die sich auf dessen Zimmer befanden, niedergestoßen. Katharina schob später viele ihrer Vertrauten, denen sie die Krone verdankte, als unnütze Werkzeuge bei Seite; aber sie wußte sich geeignete Helfer ihrer Pläne auszuwählen. Aufstände und Verschwörungen wurden streng bestraft. Bei den Kosaken, die in einigen Kirchengebräuchen von der herrschenden russischen Kirche abweichen und die damals über die Härte erbittert waren, mit der die Regierung ihnen mehrere Stücke ihrer nationalen Kleidertracht nehmen wollte, trat ein Betrüger auf, der sich für Peter III. ausgab und von Popen unterstützt wurde. Er hieß Pugatschew, hatte einige Aehnlichkeit mit Peter III. und hatte in früheren Feldzügen gegen Preußen mitgekämpft. Pugatschew fand Anhang. Horden von Kirgisen, Baschkiren, Tataren schlossen sich mit den Arbeitern in den Bergwerken des Ural und vielen verwiesenen Polen ihm an, der Goldmünzen mit seinem Bildniß vertheilen ließ. Bis in die Nähe von Moskau erstreckte sich der Aufstand. Aber bei Orenburg wurde Pugatschew geschlagen und mußte sich in die Gebirge des Ural zurückziehen. An der Spitze eines neuen Heeres kehrte er zurück und nahm Kasan ein. Aber nochmals geschlagen, mußte er mit wenigen Kosaken in die Steppen fliehen. Er wurde endlich von seinen bestochenen Genossen gefangen genommen und ausgeliefert, in einem eisernen Käfig nach Moskau geschafft und dort geviertheilt (1773).

Katharina II. verstand die Kräfte ihres Reiches zu würdigen, ihre Bestrebungen waren durchweg praktischer Natur und ihr vorzüglichstes Augenmerk war auf die durch inneren Zwiespalt zerrissenen Staaten, auf die Pforte, Polen und Schweden gerichtet. Durch alles dieses verschaffte sie sich einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's. Durch glänzende Erfolge suchte sie die gewaltsame Art, wie sie zum Throne gelangt war, und das zweifelhafte Recht ihrer Herrschaft in Vergessenheit zu bringen, und es läßt sich nicht leugnen, daß mit Anwendung russischer Mittel Großes durch sie geschah. Stolz, Neigung zur üppigsten Schwelgerei und das Verlangen, die europäischen Mächte hinsichtlich der ihr zu Gebote stehenden Mittel zu täuschen, trieb sie zu

asiatischem Luxus. Im Ausland priesen erkaufte Stimmen ihr Lob; der gewonnene Voltaire schmeichelte, Diderot erhielt kostbare Geschenke.

König August III. von Polen mußte das herrische Uebergewicht der neuen Nachbarin empfinden. Er hatte nach Birons Sturz Kurland seinem jüngeren Sohn gegeben; aber Katharina zwang ihn, dem aus Sibirien zurückgekehrten Biron Kurland wieder zu überlassen. Nach dem Tode des Königs August III. (1763) rückten russische Truppen in Polen ein, und unter dem Geklirr russischer Säbel und durch Hülfe russischen Geldes wurde (1764) Stanislaus Poniatowski zum König von Polen gewählt. Er hatte früher durch einnehmende Schönheit und gesellige Bildung die Gunst Katharinens, als diese noch Großfürstin war, gewonnen; aber als König von Polen mußte er den russischen Einfluß schmerzlich empfinden.

Von 1768—1774 führte Katharina Krieg mit den Türken. Alexis Orlow segelte mit einer Flotte aus der Ostsee nach dem Mittelmeer. Durch russische Versprechungen getäuscht, erhoben sich die Griechen gegen die Türken, wurden aber von der russischen Flotte bald wieder verlassen und der Rachsucht der wüthenden Türken preisgegeben. Zwischen der türkischen und russischen Flotte kam es bei Scio (1770) zu einer Seeschlacht, in welcher die Admiralschiffe beider Flotten in die Luft flogen. Die Türken flüchteten sich in die enge Bai von Tschesme, wurden hier von den Russen eingeschlossen und die ganze türkische Flotte verbrannt. Die großen Fortschritte Rußlands beunruhigten die übrigen Mächte, besonders Preußen und Oestreich. An diese beiden Staaten wandte sich der Sultan mit der Bitte, die Vermittlung des Friedens mit Rußland zu übernehmen. Es geschah, und bei diesen Verhandlungen wurden Rußland, Preußen und Oestreich einig, große Stücke des Königreichs Polen unter sich zu theilen. Am 5. August 1772 wurde der Theilungsvertrag von den drei Mächten zu Petersburg unterzeichnet, und so geschah die erste Theilung Polens. Von jeder der drei Mächte rückten 10,000 Mann in Polen ein, und die Polen mußten sich fügen. Zu Kutschuck-Kainardge kam (1774) auch der Friede zwischen der Türkei und Rußland zu Stande. Die Türken willigten in die von Rußland geforderte Unabhängigkeit der Tataren in der Krimm, traten einige Festungen an die Russen ab und bewilligten diesen die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und die Durchfahrt durch die Dardanellen. Die Unabhängigkeit der Krimm gewährte den Russen einen Einfluß auf dieses schöne und wohlgelegene Land, der endlich dessen Unterwerfung herbeiführen mußte. In Polen aber hatte Katharina nicht nur eine ansehnliche Länderstrecke gewonnen, sondern auch über den Rest des Königreichs ihren Einfluß gesichert.

Durch einen 1773 geschlossenen Vertrag verpflichtete sich Katharina Dänemark zur Dankbarkeit. Katharina und der Großfürst Paul leisteten auf Schleswig Verzicht und traten den Gottorpschen Antheil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark ab. Der deutsche Kaiser erhob diese Grafschaften zu einem Herzogthum, und der russische Hof überließ dasselbe dem Fürstbischof von Lübeck, von der jüngeren Linie des holsteinischen Hauses. Dänemark trat seit dieser Zeit in ein beständiges Bündniß mit Rußland.

In vertrauten Kreisen erschien Katharina mild und liebenswürdig, den Gesandten fremder Höfe und den Dienern ihrer Macht zeigte sie sich als Herrin. Mitten unter der Größe und den Genüssen orientalischer Machtfülle wünschte sie auch als eine Freundin der Philosophie und der Freiheit gepriesen zu werden. Sie entwarf eine Instruction zu einem Gesetzbuch, in welchem die Gedanken und Ansichten der damals gefeierten Schriftsteller mit Wärme dargestellt waren. Zur Berathung des Gesetzbuches berief sie (1767) aus dem weiten Umfange ihres Reiches Abgeordnete nach Moskau. Adel und Städte, Freibauern und Reichsbauern, alle Völkerschaften des Reiches, Getaufte und Ungetaufte, sandten Stellvertreter, die ein buntes Gemisch bildeten. Die Sitzungen wurden mit großer Feierlichkeit eröffnet; aber es zeigte sich bald, daß durch eine Vereinigung ganz verschiedenartiger, unvorbereiteter und höchstens der Angelegenheiten ihres Bezirks kundiger Menschen kein für das Gesammtwohl des großen Reiches ersprießliches Ergebniß zu gewinnen war. Katharina beschloß daher, eine von ihr allein ausgehende Gesetzgebung zu entwerfen und that dieses mit den Erfahrungen ihres praktischen Verstandes. Zunächst war sie auf Einrichtung einer geordneten Verwaltung bedacht und erreichte durch eine neue Einrichtung der Statthalterschaften eine bessere Gliederung des Reiches. Die Gerichte wurden verbessert und Bedrückungen möglichst verhütet. Es entstanden neue Städte, in welchen, als den Sitzen der Behörden, sich Verkehr, Reichthum und Thätigkeit steigerte. Katharina ertheilte zwar dem Adel durch einen kaiserlichen Freibrief eine neue Bestätigung seiner Vorrechte, aber sie machte auch eine neue Städte-Ordnung bekannt. Durch diese sollte ein Mittelstand mit staatsbürgerlichem Leben und bestimmter Stellung in der Gesellschaft gegründet werden. Auch die vielen neuen Ansiedler, welche Katharina ins Reich rief, vermehrten auf dem Lande und in den Städten die Zahl der freien Leute. Viele wohlthätige Anstalten, z. B. das große Findelhaus in Moskau, wurden gegründet.

Die Erziehung und Bildung ihres Volkes machte Katharina zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorge. Peter I. hatte durch Anstalten für die kriegerische Bildung gesorgt, und Katharina vervollkommnete, was vorhanden war, und errichtete neue Anstalten. Aber sie faßte die Aufgabe von einem allgemeineren Gesichtspunkte; sie errichtete eine Erziehungs-Commission, welche Unterrichtsweisen angeben, Anstalten zur Bildung von Lehrern und vorzüglich Normalschulen anlegen sollte. Die Bearbeitung der russischen Sprache vertraute Katharina, dem Beispiele Frankreichs folgend, einer Akademie, die ein Wörterbuch herausgab. Um die geistigen Erzeugnisse des Auslandes und des Alterthums den Russen zugänglich zu machen, machte sie selbst Uebersetzungen derselben und ordnete eine Uebersetzungs-Commission an. Sie beförderte die Versuche der einheimischen Literatur und schrieb selbst in russischer Sprache für die russische Bühne Schauspiele. Der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder meistens Ausländer waren, gab sie eine Beziehung auf ihr Reich, indem sie viele Mitglieder derselben in die Provinzen schickte, um die Schätze der Natur, oder die Spuren alter Zeiten, oder die Sitten und die Bildung der verschiedenen Völkerschaften zu erforschen. Die Akademie der Künste wurde

so vergrößert, daß 300 junge Leute durch Erziehung, Unterricht und Reisen eine zweckmäßige Bildung erhielten. Obgleich Katharina für ihre Person einen großen Eifer für die griechische Kirche zeigte, übte sie doch die größte religiöse Duldung. Sie gewährte den überall vertriebenen Jesuiten in ihren Staaten eine Zuflucht und ließ in ihren Druckereien für ihre mohammedanischen Unterthanen den Koran drucken.

Katharina wurde in ihrem Streben, als berühmte Herrscherin zu glänzen, durch die Umstände sehr begünstigt. Es standen ihr nämlich viele Männer von Talent zur Seite, weil damals in Rußland jeder fähige Kopf sein Glück machen konnte. Katharina war eine mit allen glänzenden Eigenschaften ihres Zeitalters ausgestattete, aber zugleich auch höchst sinnliche Frau. Ihr jedesmaliger Günstling war am Hofe die dem Range nach erste und mitunter auch die mächtigste Person. Diese Günstlinge wurden in schneller Reihenfolge erhoben und entlassen als Geschöpfe der Neigung. Einer jedoch verstand es, Katharina zu beherrschen und seine Gewalt zu behaupten, auch als er den Platz eines Lieblings Anderen hatte überlassen müssen, und dieser Eine war ein roher Mensch, dessen Haupttalent in der Gabe bestand, sich zur rechten Zeit furchtbar zu machen. Gregor Potemkin, der Sohn eines verabschiedeten Officiers, war 1736 auf einem kleinen Landgute in der Nähe von Smolensk geboren. Er wurde anfangs zum geistlichen Stande bestimmt und erhielt seine erste Bildung in einer Erziehungsanstalt für junge Geistliche. Er gab aber den geistlichen Stand auf und trat in Petersburg unter die berittene Leibwache. Als Peter III. in dem Landhause Robschak endete, wurde Potemkin, der dort die Wache hatte, von Orlow zu Hülfe gerufen. Diese Theilnahme verschaffte ihm den Rang eines Officiers, die Stelle eines Kammerjunkers und einen jährlichen Gehalt von 2000 Rubeln. Später erhielt er auch Zutritt zu den engeren Gesellschaftskreisen der Kaiserin, und faßte den Wunsch, der Günstling Katharina's zu werden. Er erreichte dieses Ziel erst, als Gregor Orlow durch sein freches und rohes Benehmen die Liebe der Kaiserin verloren hatte. Potemkin bemächtigte sich bald der ganzen Leitung der Staatsgeschäfte und behielt dieselbe sechzehn Jahre bis zu seinem Tode (1791). Er machte sich der Kaiserin so unentbehrlich, daß er diese mitunter sogar brutal behandeln durfte. Katharina konnte sich von Potemkin nicht wieder trennen, weil dieser durch tyrannische Energie und Rücksichtslosigkeit die Entwürfe und Unternehmungen der Kaiserin zur Vergrößerung des Reiches durchsetzte, und die russischen Großen durch die Furcht, die er einflößte, sowie durch glänzende Feste, die er veranstaltete, von Verschwörungen zu Gunsten des Großfürsten Paul abhielt.

Potemkin benahm sich gegen jedermann tyrannisch und rücksichtslos. Er war der habsüchtigste Mann im Reiche und häufte, trotz seines kaiserlichen Aufwandes, so große Schätze auf, daß er über 52 Millionen Rubel hinterließ. Was seine Kaiserin ihm an Geld und Gütern schenkte, überstieg jedes im übrigen Europa übliche Maß. Auch auswärtige Fürsten beschenkten Potemkin mit den Zeichen ihrer Huld; Joseph II. gab ihm die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Seinen Reichthum trug Potemkin zur Schau, indem er in wunderlicher Weise die seltsamsten Launen einer übersättigten Sinnlichkeit befriedigte. Er durfte auf seinen

Namen Summen aus den kaiserlichen Kassen nehmen, bezahlte aber die Leute nicht, die für ihn arbeiteten oder ihm Lieferungen machten.

Unter den Plänen Katharina's nahm der Umsturz des türkischen Reiches die Hauptstelle ein. Potemkin arbeitete deshalb an einer Verbindung zwischen Rußland und Oestreich und betrieb die völlige Unterwerfung der Krimm. Potemkin machte 1782 eine Reise nach Cherson und brachte den Chan der Tataren, Schahin Gherai, dahin, daß er eine Gesandtschaft nach Petersburg schickte, um seine Unterthänigkeit zu erklären. Als sich die Brüder des Chans widersetzten, rückten sogleich Russen in die Halbinsel ein. Schahin Gherai trat seine oberherrlichen Rechte, die er als Wahlfürst gar nicht verschenken konnte, für sich und seine Nachkommen an Rußland ab, erhielt ein Jahrgeld und verließ das Land (1783). Das ganze Land vom Dniper bis zum Kaukasus wurde von den Russen unterworfen und unter den Namen Taurien und Kaukasien dem russischen Reiche einverleibt. Die Pforte erkannte Rußlands Hoheit über diese von Mohammedanern bewohnten Länder an und gewährte den Russen überdies einen vortheilhaften Handelsvertrag.

Potemkin erhielt den Oberbefehl über das neu gewonnene Land; er vernichtete alle bisherigen Einrichtungen und verpflanzte die Einwohner in andere Gegenden. Bisher waren alle Versuche der zahlreichen Feinde Potemkins, diesen in der Liebe seiner Gebieterin zu stürzen, erfolglos geblieben. Als man jetzt der Kaiserin vorstellte, daß durch Potemkin die neuen Provinzen in eine Wildniß verwandelt würden, beschloß sie, sich durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Anschuldigungen zu überzeugen. Von ihrem Hofe und den Gesandten auswärtiger Mächte begleitet, machte Katharina 1787 nach diesen Gegenden eine Reise, für welche alle Pracht des Orients aufgeboten wurde. Potemkin verstand es, den neuen Ländern den Schein schneller Blüthe zu geben. Hunderttausende von Arbeitern wurden durch ihn in Bewegung gesetzt. Volksmassen wurden vierzig Meilen weit zusammengeholt, um an verschiedenen Orten das Blendwerk einer zahlreichen Bevölkerung darzubieten. Dieselben Heerden Vieh wurden des Nachts von einem Orte zum andern getrieben, um von der Kaiserin mehr als einmal gesehen zu werden. Städte und Dörfer wurden nach Art von Theatercoulissen aufgeschlagen, so daß die Häuser von der Ferne den Anblick der Vollendung darboten, aber nur aus einer Wand bestanden. Cherson, wo vor neun Jahren noch ein tiefer Sumpf war, bot den Anblick einer blühenden Handelsstadt, aus Moskau und Warschau hatte man Waren herbeigeschafft, auf den Werften waren Arbeiter mit dem Zimmern von Kriegsschiffen beschäftigt, und 200 Kauffahrer lagen in dem geräumigen Hafen. Auf der Reise durch die Krimm begleitete Joseph II. die Kaiserin.

Die Reise Katharina's und ihre Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. erregte den Argwohn der Türken und weckte ihren Nationalstolz. Sie waren verletzt durch die wiederholten Kränkungen Rußlands, rechneten auf die Unterstützung von England, Preußen und Schweden und erklärten deshalb 1787 den Krieg an Rußland. Der Kaiser Joseph stellte 1788, dem geschlossenen Bündnisse gemäß, 200,000 Mann, die sich in einer langen Strecke vom Dniester bis ans adriatische Meer in fünf abgesonderten Haufen vertheilten. An diese schlossen sich zwei

russische Heere, geführt von Romanzow und Potemkin. Ein russisches Geschwader lag in den Häfen der Krimm. Auch die Griechen wurden von neuem aufgefordert, zu den Waffen zu greifen. Die Türken schienen diesmal ihrem Schicksal nicht entgehen zu können; aber viele Umstände vereinigten sich zu ihrer Rettung. Schweden begann 1788 Krieg mit Rußland, und das verhinderte das Auslaufen der Ostseeflotte. Die Russen waren nicht so vorbereitet, wie man geglaubt hatte. Der Kriegsplan der Oestreicher war so fehlerhaft, daß das Hauptheer bis tief ins Banat zurückgedrängt wurde. Potemkin endlich lag sechs Monate vor Oczakow, ehe er es unter großem Blutvergießen erobern konnte. Im Feldzug von 1789 gewannen die Verbündeten zwei bedeutende Siege bei Fokschany und Martinestje; aber 1790 starb der Kaiser Joseph, und sein Nachfolger trat vom Kriegsschauplatz ab. England rüstete eine Flotte für die Ostsee, und Preußen bewegte seine Heere gegen die russische Grenze. Deshalb schloß Katharina zu Jassy (1792) Frieden mit den Türken, welche an Rußland das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester abtraten.

Der Sturm, welcher die Pforte mit dem Untergange bedroht hatte, wandte sich gegen Polen und warf dieses Reich in Trümmern. Bei den Polen brach der Wunsch nach Befreiung von dem russischen Drucke hervor, als der Türkenkrieg die Aussicht eines glücklichen Ausgangs eröffnete. Auf dem 1788 berufenen Reichstage wurde Vernichtung des russischen Einflusses und Entfernung aller russischen Heere aus Polen verlangt und Vermehrung des Heeres und Verbesserung der Verfassung beschlossen. Mit Preußen wurde (1790) ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung eingegangen, und die neue Verfassung, in der man ein Unterpfand künftigen Glücks sah, 1791 angenommen. Mit diesen Bestrebungen der Polen war Katharina II. nicht zufrieden. Eine kleine Anzahl Polen schloß unter dem Schutze der russischen Heere eine Conföderation zu Targowicz, und 100,000 Russen näherten sich den Grenzen Polens. Preußen leistete nicht den erwarteten Beistand; die polnischen Heere mußten sich vor der Uebermacht der Russen zurückziehen; und der König Stanislaus Poniatowski zeigte sich schwach. Alle Einrichtungen des Reichstages von 1788 wurden wieder aufgehoben. Es erschien 1793 eine Erklärung von Preußen und Rußland, in welcher Polen eine Quelle des Freiheitsschwindels genannt und gesagt wurde, daß man Polen zum Heile seiner Nachbarn in engere Grenzen einschließen müsse. Ein nach Grodno berufener Reichstag mußte zuerst die Forderungen Rußlands bewilligen, welches einen großen Theil von Litthauen, Klein-Polen und die Ukraine verlangte, dann auch die von Preußen geforderten Abtretungen zugestehen. (Zweite Theilung Polens 1793).

Die Verzweiflung der Polen trieb sie zu einer Verschwörung, die sich über das ganze Königreich und über die abgetretenen Länder verbreitete. Kosciuszko wurde zum Haupte derselben ernannt. Zu Pultusk erhob (1794) Madalinski die Fahne der Unabhängigkeit, indem er sich weigerte seine Brigade aufzulösen und nach Krakau zog, wo auch Kosciuszko erschien. In Warschau fielen die Bürger und die Soldaten über die Russen her. Vor einem preußischen Heer von 40,000 Mann mußte sich Kosciuszko nach Warschau zurückziehen, be-

hauptete aber diese Stadt gegen die Preußen. Oestreich besetzte Galizien. Von Suwarow wurde Kosciuszko 1794 bei Maciejowice besiegt, stürzte verwundet und mit den Worten Finis Poloniae vom Pferde und fiel als Gefangener in die Hände der Russen. Warschau wurde von den Russen eingenommen; der König Poniatowski mußte die Krone niederlegen, und die drei Mächte, Rußland, Preußen und Oestreich theilten den Ueberrest von Polen, wobei Rußland den bedeutendsten Theil erhielt. (Dritte Theilung Polens 1795). Katharina II., welche Rußlands politische Größe gegründet hat, starb 1796.

Der Handel der Russen. Die slavischen Völker haben für Handel und Gewerbe weniger Sinn und Anlage, als für Ackerbau und Viehzucht. Unter allen slavischen Stämmen hat der russische noch am meisten Geschick zur Betreibung von Handel; doch ist der Handel der Russen nur Binnenhandel und Kleinhandel. Der auswärtige und der Großhandel war und ist noch bis auf unsere Zeit fast allein in den Händen von Fremden. Iwan Wasiljewitsch (Bd. II. S. 545), welcher Rußland von der Herrschaft der Mongolen befreite, brach auch das Handelsjoch der Hansa und öffnete allen Völkern den Zugang nach Rußland. Iwan vernichtete aber auch die Blüthe von Nowgorod. Der russisch-deutsche Handel zog sich jetzt in die livländischen Häfen von Riga und Reval und statt der Hansen übernahmen mehr und mehr die Holländer und Engländer den Seehandel der Russen. Rußland besaß in dieser Zeit nur vorübergehend an wenigen Stellen Küstenland an der Ostsee; Schweden und Polen suchten es fern von den Küsten, und den Handel und die Schifffahrt der Russen unter Schloß und Riegel zu halten. Der Engländer Chancellor durchschiffte das weiße Meer und erreichte die Mündung der Dwina (1553). Die erstaunten Bewohner berichteten den merkwürdigen Vorfall sofort an den Zaren nach Moskau, und auf dringende Einladung des Zaren begab sich Chancellor nach Moskau. Er fand die ausgezeichnetste Aufnahme, und der Zar sicherte allen Engländern vollständige Handelsfreiheit in seinen Staaten zu. Chancellor fuhr 1555 wieder in die Dwina ein, begleitet von einer Gesellschaft Kaufleute; die den Handel förmlich einrichteten. Der Zar bewilligte ihnen Zoll- und Steuerfreiheit, die Erlaubniß zu Niederlassungen und Gewerbebetrieb und andere Rechte. Diese außerordentlichen Vergünstigungen brachten den Handel über das weiße Meer bald zu einer ausgezeichneten Höhe, und auch die Holländer, Dänen und Norweger betraten den neuen Weg.

Als 1598 der Mannsstamm Ruriks erlosch, folgten Bürgerkriege und eine Zeit der Anarchie und Zerrüttung, und als 1613 mit Michael Feodorowitsch das Haus Romanow den Thron bestieg, befand sich Rußland in verzweifelter Lage, das Land war im Innern erschöpft und hatte nach außen an Polen und Schweden beträchtliche Gebietstheile und unter diesen besonders die baltischen Küstenprovinzen abtreten müssen, so daß Rußland von der Ostsee ganz abgeschnitten war. Es geschah manches, um die Hülfsquellen des Landes wieder fließen zu machen; Bergbauverständige, Glasfabrikanten und Handwerker wurden aus dem Ausland verschrieben, und Handelsverträge mit England, Frankreich und Holland geschlossen. Doch blieben bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts Handel und Gewerbe in Rußland den Grundsätzen

und Formen eines asiatischen Druckes unterworfen. Der Zar war unumschränkter Herrscher über Leben und Eigenthum der Unterthanen. Selbst die grundbesitzenden Klassen konnten das freie Eigenthum in keiner Weise geltend machen. Der Zar war auch gewissermaßen der einzige Kaufmann, er übte ein Verkaufsrecht über sämmtliche in- und ausländische Waren. Kein fremder Kaufmann durfte seine Waren an Andere verkaufen, wenn der Zar erklärt hatte, daß er sie kaufen wolle. Der Zar ließ in den einzelnen Provinzen die Waren, die in denselben producirt wurden, zu niedrigen Preisen aufkaufen und verkaufte sie dann mit ansehnlichem Aufschlag an die einheimischen wie fremden Handelsleute. Außer den Regalien auf Branntwein, Meth, starkes Bier und Getraide pflegte der Zar zu Zeiten auch solche Produkte seinem Monopol zu unterwerfen, die für ihn als Abgabe eingenommen wurden, wie Pelzwerk, Wachs, tatarische Pferde, Leinwand u. s. w., so daß von diesen Gegenständen niemand etwas verkaufen durfte, bis die kaiserlichen Vorräthe zu erhöhten Preisen abgesetzt waren. Da im Handel der redliche Gewinn geradezu unmöglich gemacht wurde, so waren unmoralische Mittel und Wege bald allgemeine Nothwehr, und der Russen Trug und Arglist war weltbekannt.

Der Stapelplatz des russischen Binnenhandels war **Moskau**, zugleich auch der Markt für die südlichen Einfuhren, die zu Lande kamen. Dahin brachten Greichen orientalische Luxuswaren, sie übergaben dieselben dem Zar als Geschenk, und dieser ließ sie abschätzen und gab ihnen dafür Zobel und anderes Pelzwerk.

Der Barbarei, in welcher sich die russische Nation befand, wurde sie durch den aufgeklärten Despotismus **Peters I.** entrissen. Die Verbindung mit der Außenwelt über das weiße Meer war eine unnatürliche Beschränkung, und deshalb strebte Peter nach dem **Besitz der Ostseeländer**. Durch Vermittlung holländischer Kaufleute in Moskau wurden tüchtige Zimmerleute herbeigeschafft, **Schiffswerften** zuerst auf Flüssen und Binnenseen, dann in Archangel errichtet. Brennende Wißbegierde und unermüdliche Strebsamkeit trieben den jungen Fürsten, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen. In Begleitung ausgezeichneter Lehrkräfte, für deren Gewinnung er kein Opfer scheute, kehrte er in sein Reich zurück, um mit ihnen das Werk der Reform zu beginnen. Um den Russen die **Ostsee zu öffnen**, begann Peter den Krieg mit Karl XII. An der äußersten westlichen Grenze des Reiches, gewissermaßen noch auf fremdem Grund und Boden baute er die **neue Hauptstadt**; sie sollte die Bildungsformen des Westens annehmen und gleichsam das Thor sein, durch welches europäische Bildung und Gesittung in Rußland einzögen. Die **Schlacht bei Pultawa** (1709) entschied das Schicksal des Nordens, sie befestigte die Schöpfung Peters und stürzte die Größe Schwedens. In kurzer Zeit war **Petersburg** nicht nur die glänzende Residenz, sondern auch die blühendste Handelsstadt Rußlands. Um den **Handel in Petersburg zu konzentriren**, erging der Befehl, daß alle Kaufleute aus den umliegenden Provinzen ihre Waren nach der neuen Hauptstadt führen sollten. Hanf und Juchten durften nur über Petersburg ausgeführt werden. Die angesehensten Kaufleute von Archangel erhielten den Befehl nach Petersburg überzusiedeln. Von sämmtlichen russischen Produkten sollten zwei Drittel

nach Petersburg und nur eins nach Archangel gebracht werden. Bald gewöhnten sich auch die fremden Kaufleute an den veränderten Handelsweg, da die Schifffahrt durch das baltische Meer bequemer war, als um das Nordkap. Für die Handelsangelegenheiten wurde eine eigene Behörde, das Kommerzkollegium, geschaffen, und um die Zufuhr aus dem Binnenlande zu erleichtern, wurde ein Kanal vom Ladogasee in die Wolga gegraben, so daß die Ostsee und das kaspische Meer verbunden wurden. Auch neue Straßen wurden angelegt, die Entfernungen ausgemessen, Maß und Gewicht bestimmt, die Posten organisirt und Konsuln in die Haupthandelsplätze Europa's geschickt.

Die Produktion des Landes vermehrte sich, der Ackerbau lieferte zur Ausfuhr einen doppelten Betrag von Rohprodukten; man begann Getraide auszuführen. Eine Menge brach liegender Strecken wurde fremden Kolonisten zum Anbau überlassen, besonders wurde der Anbau von Flachs und Hanf begünstigt. Die Beaufsichtigung und Förderung des Ackerbaus wurde einer eignen Abtheilung des Kammerkollegiums anvertraut. Den meisten jener Monopole, welche die Zaren durch ihr Vorkaufsrecht ausgeübt hatte, entsagte Peter der Große.

Um den inländischen Tuchfabriken das Material zu sichern, wurde der Schafzucht in der Ukraine die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Besondere Vorliebe behielt Peter für das Seewesen, und bei seinem Tode war die russische Flotte die mächtigste des Nordens. Erhaltung der Wälder und rationale Volkswirthschaft waren deshalb frühzeitig sein Bestreben. Auch den Bergbau suchte Peter zu heben; sächsische Bergleute durchforschten die sibirischen Gebirge, und die Ausbeute von Kupfer und Eisen nahm erstaunlich zu. Das Gewerbewesen wurde durch fremde, zumal deutsche Einwanderung begründet, da nur einige Industriezweige, wie die Bereitung von Leder, Segel- und Tauwerk vorhanden waren. Fremde Künstler und Handwerker ließen sich in allen bedeutenderen Städten nieder. In die entfernteren asiatischen Provinzen wurden schwedische Kriegsgefangene geschickt; diesen verdankt Tobolsk seinen Wohlstand. Die Anlegung von Fabriken suchte Peter auf jede Weise zu befördern; um sie zu schützen, wurden die strengsten Grundsätze des Merkantilsystems angewendet und den fremden Fabrikanten bedeutende Vorschüsse und große Vorrechte gewährt. Auch die Rhederei suchte Peter emporzubringen, doch hielt die Handelsmarine mit der Kriegsmarine nicht gleichen Schritt, und der russische Seehandel konnte der fremdem Aushülfe nicht entbehren.

Der Handel wurde durch eine Reihe von Ukasen geordnet. Das Recht, Handel zu treiben, erhielten alle Städtebewohner und der Adel, dessen Vorurtheile gegen Handel und Gewerbe der Zar bei verschiedenen Anlässen scharf zurecht wies. Viele junge Leute wurden ins Ausland geschickt, um sich für den Großhandel auszubilden. Der Binnen- und Kleinhandel war ausschließlich den Russen vorbehalten, dagegen befand sich der auswärtige Handel fast nur in den Händen der Fremden, vor allen der Engländer und Holländer.

Die Lebenskraft von Peters großartigen Schöpfungen hat die Zeit bestätigt, und obgleich seine nächsten Nachfolger der Aufgabe nicht gewachsen waren, die er ihnen hinterließ, so konnten sie doch von der einmal gebrochenen Bahn nicht wieder abweichen. Die Verbindung

der Wolga und Newa befestigte Petersburg in seinem Vorrang als erster Handelshafen des Reichs. Peter hatte die meisten Kronmonopole aufgehoben, die Kaiserin Elisabet stellte mehrere derselben wieder her und verpachtete sie für Spottpreise an ihre Günstlinge. Ein anderer Mißgriff war die Verpachtung der Zolleinnahmen an Kaufleute. Zweckmäßig dagegen war die Aufhebung der Binnenzölle und die Freigebung des Kornhandels. Auch wurden in Petersburg zwei Banken, für den Adel die Reichsleihbank, und für die Kaufmannschaft die Leihbank errichtet.

Durch Katharina II. kam ein neuer kraftvoller Geist in die russische Staatsverwaltung. Wie Peter I. Rußlands Macht an der Ostsee begründet hatte, so erweiterte Katharina Rußlands Herrschaft gegen Süden am schwarzen Meere. Die sogenannte Städteordnung gab dem Mittelstand eine gesetzmäßig begründete Existenz und theilte die Kaufleute nach dem Vermögen in drei Gilden. Die Mitglieder der ersten Gilde sind berechtigt alle Arten von inländischem und ausländischem Handel zu treiben, Fabriken, Hüttenwerke und Schiffe zu besitzen; die zweite Gilde hat dieselben Berechtigungen, nur darf sie nicht auswärtigen Handel treiben; die dritte Gilde ist auf Kleinhandel, Flußschifffahrt und Handwerk beschränkt. Neben diesen drei Gilden giebt es noch eine vierte Klasse, welche Bürger von jedem Stand und Gewerbe mit einem Vermögen von 50,000 Rubel umfaßt. Sie haben die Rechte der ersten Gilde, und der älteste Sohn darf um den Adel nachsuchen. Der Adel ist von den Gilden ausgeschlossen und seine Handelsfreiheit ist auf selbsterzeugte Produkte und Fabrikate beschränkt. Die Bauern dürfen nach dem Gesetz nur mit ihren Bodenerzeugnissen handeln, doch treiben viele von ihnen Klein- und Großhandel auf den Namen eines Dritten. Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen wurden nun auch Kaufleuten zu Theil, und der Handelsstand bisweilen um seinen Rath befragt.

Katharina huldigte in ihren zahlreichen Handelsgesetzen den Ideen der neueren Zeit. Sie errichtete eine neue umfassende Behörde für Handel und Gewerbe, gab eine Wechsel- und Bankeruttordnung, erweiterte die Wasser- und Landkommunikationen, baute Häfen und Werfte, verbesserte das Postwesen und organisirte das Zollwesen durch neue Tarife nach den Grundsätzen des Merkantilsystems. Alle Pachtverträge der Zölle wurden aufgehoben und deren Verwaltung und Erhebung der Krone zugewiesen. Rußland sollte ein Industriestaat werden. Fremde Künstler, Techniker und Gewerbleute wurden zur Niederlassung bewogen. Neue Industriezweige und Fabriken wurden aus den öffentlichen Kassen unterstützt. Für die Ausbildung des Handwerkerstandes in den Städten wirkte die bereits erwähnte Städteordnung, indem sie Zünfte schuf und die gewerblichen Betriebsweisen schärfer abgrenzte. Der Ackerbau wurde durch die vermehrte Nachfrage des Auslandes nach dessen Produkten wesentlich gefördert, blieb aber noch weit hinter dem im westlichen Europa zurück. Sehr im Argen lag das russische Geldwesen; es waren ungeheure Massen Kupfergeldes im Umlauf, und das erschwerte die Zahlungen. Die Aufmunterung der Schifffahrt lag Katharina sehr am Herzen; in allen Seestädten wurden Werfte angelegt und in Petersburg

eine Navigationsschule eröffnet. Dennoch blieb der auswärtige Handel im Besitz der Fremden, besonders der Engländer. Die ersten londoner Häuser hatten in Petersburg und Moskau Kommanditen eingerichtet, und die wichtigsten russischen Produkte waren in den Händen der Engländer. Nach diesen kamen die Holländer. Weniger bedeutend als der Seehandel war der Landhandel nach Polen, Ungarn und den Donauländern. Nach diesen Ländern verführten die Russen selbst ihre Produkte und brachten die eingekauften Waren selbst wieder mit zurück.

Als nach dem Ausbruch des nordamerikanischen Krieges die Engländer den schon von der Hansa aufgestellten Grundsatz: „frei Schiff, frei Gut" nicht mehr gelten ließen und verlangten, alle in neutralen Schiffen verladene Güter sollten beeidigt werden, daß sie kein feindliches Eigenthum seien; da gründete Katharina (1780) das System der bewaffneten Neutralität. Katharina setzte in fünf Punkten das Recht der neutralen Schiffe fest. Der wichtigste derselben war, daß alle den Unterthanen der kriegführenden Mächte gehörigen Güter, Kontrebande, d. h. Kriegsbedürfnisse ausgenommen, auf neutralen Schiffen frei sein sollten. Da alle Seemächte ihren Beitritt zu einer so allgemein nützlichen Bestimmung erklärten, so hielt es auch England für gerathen, nachzugeben. Für den russischen Handel hatte die bewaffnete Neutralität die wichtige Folge, daß es sich anderen Mächten in eben dem Maße näherte, als es sich von England entfernte. Erst nach dem Ausbruche der französischen Revolution schloß sich Katharina wieder enger als je der brittischen Regierung an.

Auch an Entdeckungsreisen nahm Rußland Antheil, und die Polarexpeditionen Behrings, welche die Trennung Asiens von Amerika festsetzten, wurden auf Befehl Peters des Großen unternommen. Die südliche Spitze Kamtschatkas wurde mit russischen Kolonisten bevölkert und die Herrschaft Rußlands über Sibirien bis zur neuen Welt ausgedehnt. In Asien suchte der Landhandel sich der nach China und Indien führenden Wege zu bemächtigen, welche bereits aus den Zeiten des Alterthums und noch mehr der arabischen Weltherrschaft in mancherlei Spuren vorgezeichnet lagen. Von den Grenzen Sibiriens nach Südosten vordringend stießen die Russen in den Steppen der Tatarei auf die Chinesen. Es wurde wegen Herstellung eines Handelsverkehrs unterhandelt, der Privathandel auf den Grenzort Kiächta beschränkt und der russischen Regierung das Recht zugestanden, alle drei Jahre eine Karawane direkt bis Peking zu schicken. Der Hauptartikel russischer Einfuhr nach China war Pelzwerk, und in diesem Handel machten den Russen später die Engländer, die Nordamerikaner und sogar die Spanier Konkurrenz, welche letzteren von Kalifornien aus nach den Philippinen Seeotterfelle schickten. Der Sitz dieses Handels war Kanton, und dieses bedrohte den Handel von Kiächta.

Peter der Große suchte auch über das kaspische Meer einen direkten Handel mit Persien und dann weiter mit Indien in Gang zu bringen. Leider mißglückten diese Unternehmungen. Aber unter der Kaiserin Anna gelang es, den asiatischen Handel an den Grenzen Rußlands zu fixiren. Sehr gelegen kam hierfür die Unterwerfung der kleinen kirgisischen Horde. Es wurde Orenburg gegründet, wo bald ein reger Tauschverkehr ent-

stand, der sich auch auf andere Grenzstädte längs der kirgischen Steppe erstreckte.

Katharina legte den Grund der russischen Handelsgröße nach Süden zu, nach welcher Peter gleichfalls gestrebt, die er aber nicht mit dem Erfolg erreicht hatte, wie nach Norden zu. Erst Katharina II. gelang es, die großen Entwürfe ihres Vorfahren zu verwirklichen. Durch den Frieden zu Kutschuck-Kainardge (1774) wurde der Handel und die Schifffahrt der Russen auf allen türkischen Gewässern und in allen türkischen Ländern frei, Rußland erhielt die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, den Besitz von Asow, Kertsch, Taganrog und einigen anderen Häfen und rückte sein Gebiet bis an die Küste vor. Jetzt wurde den Produkten der südlichen Provinzen, die bisher keinen Abfluß hatten oder den weiten Umweg nach der Ostsee machen mußten, die Verbindung mit der Außenwelt geöffnet und die Möglichkeit geschaffen, daß sich die südlichen Länder Europa's mit diesen Produkten auf dem nächsten Wege und ohne Dazwischenkunft der nordwestlichen Handelsstaaten versorgen konnten. Allein der Benutzung dieser Verbindung standen noch gewaltige Hindernisse entgegen. Daß Katharina die Halbinsel der Krimm dem russischen Reiche einverleibte (1783), war für den Handel von unschätzbarem Werthe. Die russische Seemacht erhielt jetzt einen festen gesicherten Stützpunkt und einen ansehnlichen Zuwachs von Häfen, wie Eupatoria, Theodosia und Sebastopol. Die russischen Häfen am schwarzen und asowschen Meere wurden allen Nationen geöffnet und zum Handel frei gegeben. Allein ein unübersteigliches Hinderniß legte die Pforte in den Weg, indem sie den Durchgang vom mittelländischen in das schwarze Meer nach wie vor gesperrt hielt. Nur den Ragusanern war es unter türkischer Flagge erlaubt, ihn zu passiren, jetzt wurde der Durchgang auch Oestreich zugestanden. So blieben die Russen und Griechen, trotz der aller Welt geöffneten Häfen, fast die einzigen aktiven Handelsleute auf dem schwarzen Meere.

Polen bis zum Tode Sobiesky's.

Polen führte unter Wladislaus IV. (1632—1648) nur einen Krieg mit Rußland; aber 1648 brach ein Aufstand der Kosacken aus. Dieses aus der Mischung von Russen, Polen und Tataren in den Grenzlanden erwachsene Volk stand seit dem 15. Jahrhundert unter dem Schutze von Polen und führte beständige Raubkriege gegen das von der Pforte abhängige Tatarenreich und gegen die Pforte selbst. Die Kosacken waren aufgebracht, daß der polnische Reichstag ihnen, als Anhängern der griechischen Kirche, die freie Ausübung des Gottesdienstes beschränkte und ihnen das Recht nehmen wollte, ihre eigenen Fürsten oder Hetmans zu wählen. An Bogdan Chmielnizki fanden die Kosacken einen entschlossenen Anführer. Zu der Noth des Bürgerkrieges kam noch der Tod des Königs, welcher die Republik mit den Verwirrungen der Königswahl bedrohte. Denn zu den Wahltagen des Herrschers versammelten sich auf der Ebene von Wola alle polnischen Adligen, so viele ein Pferd auftreiben und nach Warschau reiten konnten. Trotz der nahenden Schaaren Bogdans stritt der Adel fünf Wochen lang über den künftigen Herrscher, bis endlich Johann Casimir (1648—1668), der jüngere Bruder Wladislavs, zum König ausgerufen wurde.

Mit den Kosacken vereinigte sich der Chan der Tataren und der Zar Alexis von Rußland, dessen Hoheit Bogdan anerkannte und dessen Religion auch die der Kosacken war. Die Lage von Polen war verzweifelt, als 1655 auch der König Karl Gustav von Schweden landete (S. 590). Er wollte Schwedens Herrschaft im Norden befestigen und die Unterwerfung der Ostseeküsten vollenden. Johann Casimir flüchtete mit seiner Gemahlin nach Schlesien, und die Polen mußten sich den Schweden unterwerfen. Aber der Druck der Schweden, Karl Gustavs Hintansetzung von Adel und Geistlichkeit, sein Bestreben, die Krone erblich zu machen, und die Verspottung der katholischen Religion durch die protestantischen Schweden erbitterten den polnischen Adel und Bauer. Der Nationalstolz der Polen erwachte; Alt und Jung griffen zum Schwert, und Johann Casimir kehrte nach Polen zurück. Zwar wurden die Polen in einer dreitägigen Schlacht bei Warschau (1656) von den Schweden besiegt, aber der Einfall des russischen Zaren in Livland nahm nun die Aufmerksamkeit von Karl Gustav in Anspruch, und der Kaiser Ferdinand III. sandte den Polen ein Hülfsheer, die Republik Holland eine Flotte zur Unterstützung. Als auch Friedrich III. von Dänemark Bremen und Werden besetzte, wandte Karl Gustav seine Waffen zunächst gegen Dänemark, und die in Polen zurückgelassenen schwedischen Truppen wurden von den Polen besiegt.

Von dem Kosackenhetman Bogdan Chmielnizky wurde Polen durch dessen Tod (1657) befreit. Ein Theil der Kosacken unterwarf sich dem russischen Zar, ein anderer gegen Zusicherung religiöser und politischer Freiheit dem König von Polen. Schweden schloß (1660) mit Polen im Kloster Oliva bei Danzig Frieden und erhielt Esthland und Livland. Seitdem hörte Polen auf, die herrschende Macht des Nordens zu sein. Der Fluch des Wahlreichs lastete schwer auf ihm; dem Volke fehlte die Freiheit, und der Adel verkannte, daß die wahre Freiheit nur durch Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze Bürgschaft gewinne. Auf den Reichstagen vermochte die Gegenstimme (liberum veto) eines einzigen Landboten jeden Beschluß der Gesammtheit zu verhindern. Alle, die dieses Recht ausübten, wurden mit dem öffentlichen Abscheu gebrandmarkt, aber das Recht selbst galt als das Palladium der Freiheit. Johann Casimir ermüdete durch fortdauerndes machtloses Ringen gegen übermüthige Unterthanen und legte, ohne sich durch die Bitten der Magnaten abhalten zu lassen, die Krone nieder (1668). Er begab sich nach Frankreich und starb als Abt des Klosters des heiligen Martin zu Nevers (1672).

Als der vom Erzbischof von Gnesen auf den 12. Mai 1669 ausgeschriebene Wahltag herangekommen war, vermochten sich sechs Wochen hindurch die Wähler über eine Wahl nicht zu vereinigen; von den Streiten mit Worten kam es zu Gefechten mit den Waffen; mehr als einmal drohte das Wahlfeld zum Schlachtfeld zu werden. Da wurde endlich der Name von Michael Thomas Wisnowiezky genannt, und wie durch eine Eingebung ertönte plötzlich von allen Seiten derselbe Ruf. Wisnowiezky war arm, ohne Talente, ohne Kriegsruhm; er hielt anfangs die Wahl für Scherz; als ihn die Hurrahs begrüßten, weinte er. Staunend hörten die Senatoren seinen Namen; man zwang sie durch Säbelhiebe, dem Rufe beizustimmen. Bald zeigte der Gewählte unge-

messenen Stolz, so daß die über die erzwungene Wahl grollenden Großen an seine Absetzung dachten. In Polen herrschte die wildeste Anarchie und von außen drohten die Schaaren Mohammeds IV. und eroberten ganz Podolien und die wichtige Festung Kaminiez (1672). Da starb der König (1673). Aus dem Kampfe mit den Türken, gegen die er bei Choczim ruhmvoll gestritten, begab sich Johann Sobiesky zur Königswahl nach Warschau. Der Ruhm seines Sieges bei Choczim und die Erinnerung früherer Heldenthaten gegen Kosacken und Russen bewirkten es, daß er zum König gewählt wurde. Vom Wahlfelde eilte der neue König, welcher den Namen Johann III. (1674 bis 1696) annahm, zum Kampf gegen die Türken. Mit Ruhm stritt Sobiesky gegen die Türken, bis der Vertrag zu Zurawno (1676) dem Kriege ein Ende machte. In der ganzen Christenheit pries man die Polen, und diese priesen wieder ihren Heldenkönig als das Bollwerk gegen den Halbmond. Nur sechs Jahre ruhten die Waffen. Wiens Bedrängniß (1683) rief Sobiesky zu neuen Thaten. Sobiesky rettete Wien und das deutsche Reich (S. 396), folgte den Türken nach Ungarn und siegte bei Parkany. Am Tage vor dem Christfest ritt Johann Sobiesky mit seinen siegesstolzen Gefährten in Krakau ein. Zu keiner Zeit hatte Polen so hoch gestanden. Moldau und Wallachei erkannten seine Herrschaft an, ganz Podolien war, bis auf Kaminiez, gewonnen, Rußland sah mit Besorgniß, die Pforte mit Schrecken, der Kaiser mit Unmuth auf den ritterlichen Nachbarstaat.

In den folgenden Jahren kämpfte Sobiesky den Deutschen nicht mehr zur Seite, doch setzte er den Krieg gegen die Türken fort, aber mit geringeren Erfolgen, da die französische Partei alle seine Schritte im Rath und im Kriege hemmte. An Rußland mußte Polen (1686) Smolensk und Kiew abtreten. Zu dem Türkenkriege bewilligte der polnische Reichstag nur unbedeutende Beiträge an Geld und Mannschaft. Vergebens bemühte sich Sobiesky in seinem Reiche die Grundlagen eines geordneten Staatslebens herzustellen. Die königliche Gewalt wurde in Polen in immer engere Schranken verwiesen. Parteien drängten Parteien; bald überwog das ausgestreute Gold Frankreichs, bald die Verheißungen Oestreichs. Diese Spaltungen vermochte Sobiesky nicht zu bewältigen; er war groß im Lager, nicht in dem versteckten Spiel der Intrigue. Wenn der König durch mühselige, lange Verhandlungen einen Reichstag zu den unerläßlichsten Bewilligungen gebracht hatte, beeilte sich der nächste alle Zugeständnisse zu widerrufen. In den letzten Jahren Sobiesky's trat kein Reichstag zusammen, der nicht durch das Veto eines Landboten auseinander gesprengt wurde. Der störrige Adel betrachtete jede kräftige Handlung des Königs als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, und der französische Gesandte sowie östreichische Emissäre scheuten keine Mühe, den Samen der Uneinigkeit zu streuen und zu nähren, um Polen in dem Zustande ohnmächtiger Zerrissenheit festzuhalten, in dem es sich bereits befand. So fühlte sich Sobiesky, bei dem besten Willen und der edelsten Gesinnung, auf seinem Throne unglücklich. Dasselbe Unglück folgte ihm aus der Reichsversammlung in sein Haus. Seine Gattin, eine Französin, trübte durch Ränkesucht, Eigenwillen und Intriguen die ohnehin schweren Stunden ihres Gemahls und entfremdete diesem nicht nur durch Stolz und Anmaßung viele Herzen

der edelsten Polen, sondern stand sogar selbst an der Spitze der französischen Partei. Parteisucht ließ die früheren Großthaten des Königs vergessen, der nur von Wenigen beweint 1696 aus dem Leben schied. Die Regierung Sobiesky's hatte deutlich gezeigt, daß auf verfassungsmäßigem Wege der anarchischen Republik der Geist eines neuen in Freiheit und Gesetz geordneten Lebens nicht eingehaucht werden könne.

Polen unter August II. und III. und Poniatowski.

Unter vielen Bewerbern um die polnische Krone brachte es Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, durch Geld und Bewerbungskünste dahin, daß ihn die Polen zu ihrem Könige wählten. Weil er als König von Polen der katholischen Kirche angehören mußte, trat er zu dieser über und entsagte dem protestantischen Glaubensbekenntnisse, dessen Beschützer die Kurfürsten von Sachsen seit beinahe zwei Jahrhunderten gewesen waren. Die polnische Krone war ein wenig wünschenswerthes Gut. Während im übrigen Europa die Macht der Könige größere Stärke gewann, eignete sich in Polen der Adel alle staatsbürgerlichen Rechte zu und bildete eine demokratische Republik. Alle Edelleute waren in ihren Rechten einander gleich, und es machte in denselben keinen Unterschied, ob ein Adliger Güter im Werthe eines Fürstenthumes besaß oder vom Dienstlohne lebte. Der erwählte König hatte nur geringen Antheil an der Staatsgewalt und gab nur seinen Namen zur Genehmigung der von dem Reichstage gefaßten Beschlüsse her. Die Städte konnten sich aus ihrer Unbedeutsamkeit nicht emporarbeiten, und der Bauer war zur Leibeigenschaft herabgedrückt. Die Heere blieben ohne Kriegskunst und ohne geregelte Ergänzung, die Festungen waren Städte, mit alten, vor Erfindung des Geschützes errichteten Mauern. Der Widerspruch eines einzigen Deputirten oder Landboten konnte auf den Reichstagen den gemeinnützigsten und einleuchtendsten Vorschlag rückgängig machen. Ueberdies schloß der Adel Conföderationen, d. h. außerordentliche Verbindungen, um das, was nach Zerreißung des Reichstages in gesetzmäßigen Formen nicht zu erreichen war, auf ungesetzlichem Wege zu Stande zu bringen. Die Könige selbst versuchten bisweilen solche Conföderationen zu bilden, oder sie traten denen bei, welche ohne ihre Theilnahme entstanden waren.

Der König August II. (1697—1733) erreichte im Frieden zu Carlowitz (1699) von den Türken die Abtretung von Kaminiez und das Aufgeben aller Ansprüche auf Podolien und die Ukraine. Seitdem beschäftigte er sich mit Rüstungen gegen Schweden. Die Folge dieses Krieges war die Entthronung Augusts und die Wahl von Stanislaus Lesczinsky. Erst die Niederlage Karls XII. bei Pultawa (1709) eröffnete August noch einmal den Weg zum polnischen Thron. Nach seiner Wiederherstellung behielt August die sächsische Armee in Polen und suchte mit Hülfe derselben alle der freien Ausübung seiner Gewalt entgegenstehende Schranken zu beseitigen. Dagegen griff der Adel zu den Waffen, um sich von dem Drucke der sächsischen Regimenter zu befreien. Die sächsischen Reiter wurden von leicht berittenen, des Landes kundigen Polen zersprengt und kleine Abtheilungen niedergehauen. Der bedrängte König wandte sich hülfebittend an den Zar und sah sich in Folge der von Peter I. übernommenen Vermittlung genöthigt, seine sächsischen Söldner aus Polen zu entfernen. Aber auch die polnische Armee wurde weit

unter die Hälfte ihres früheren Bestandes herabgesetzt. Da es dem König August nicht gelungen war, durch Gewalt die Polen in größere Abhängigkeit zu bringen, so suchte er dieses durch Prunk und Verführung zu erreichen. Er hielt einen glänzenden und üppigen Hof, an welchem die Künste der Verfeinerung mit den Genüssen der rohen Sarmatenkraft verbunden wurden. Damals zuerst wohnten polnische Frauen den Hoffesten bei und erlangten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Dennoch erreichte der König seinen Zweck nicht, die Herrschaft des Adels in gehorsame Unterthänigkeit zu verwandeln. Um das zu bewirken, scheute der König kein Mittel, ja er überließ sogar seine vormaligen Glaubensgenossen der Verfolgung, um die von seinen Gegnern gegen ihn erhobene Verdächtigung, daß er nicht eifrig katholisch sei, zu entkräften.

Als August II. 1733 gestorben war, richteten sich die Blicke der Polen auf Stanislaus Leszinsky, und der französische Hof betrachtete es als einen Ehrenpunkt, daß dem Schwiegervater des Königs die verlorene Krone wieder aufs Haupt gesetzt werde. Der französische Gesandte in Warschau gewann durch Vertheilung von Geld und durch Hinweisung auf den mächtigen Schutz seines Königs die Stimmen vieler Großen, so daß 60,000 Polen auf dem Wahlfelde für Stanislaus stimmten. Dagegen gelang es dem Sohne von August II., dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, Rußland und Oestreich für sich zu gewinnen. Während östreichische Regimenter sich in Schlesien aufstellten, sammelte sich ein russisches Heer in der Ukraine und ein zweites an den Grenzen von Kurland. Von einigen von dem Kurfürsten von Sachsen erkauften Großen gerufen, rückten 20,000 Russen in Polen ein, und durch eine zweite Wahl wurde von einer kleinen Zahl von Anhängern der Kurfürst unter dem Namen August III. als König ausgerufen. Stanislaus sah sich genöthigt nach Danzig zu entweichen, wo er von einem russischen und sächsischen Heere belagert wurde und sich als Bauer verkleidet durch die Flucht rettete.

August III. (1733—1763) spielte als Schattenkönig von Polen eine klägliche Rolle. Er mußte vor seiner Krönung Pacta Conventa von 75 Artikeln beschwören, was er in und für Polen alles thun und nicht thun wolle; es fehlte ihm an Macht wie an Geschick und geistiger Kraft, die in der Staatsverwaltung Polens der Wirksamkeit des Königs entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen. Die schon unter seinem Vater gegebenen Gesetze zur Ausschließung der Dissidenten von allen Staatsämtern wurden verschärft. Der König war träge und stumpf. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Die Staatsgeschäfte überließ er seinem Günstlinge, dem Grafen Heinrich von Brühl, der in Festen, Kleidungen, Equipagen und dergleichen einen grenzenlosen Aufwand machte und, um das erforderliche Geld aufzutreiben, Sachsen mit Schulden belastete und in Polen die Staatsämter an den Meistbietenden verkaufte. August III. und sein Minister buhlten um die Gunst der russischen Günstlinge und schienen sich nur als untergeordnete Geschäftsträger des petersburger Hofes zu betrachten. Warschau war gleichsam die Hauptstadt einer russischen Provinz. August hielt sich meistens in Dresden auf, weil die Wälder des Kurfürstenthums ihm zur Jagd mehr gefielen, als die Wälder Polens. Polen befand sich fast ohne eigentliche

Staatsverwaltung. Der Adel versank, nach dem Beispiel des Hofes, immer tiefer in Ueppigkeit und Prunksucht; der alte kriegerische Geist der Nation wich der Erschlaffung; die Lage des Volkes wurde immer gedrückter, weil die Grundbesitzer darnach strebten, zur Bestreitung ihrer größeren Ausgaben ihre Einkünfte zu vermehren. Bei dem Verfall äußerer Bedeutsamkeit und innerer Stärke bildete Polen auch einen Gegensatz der Freiheit gegen die Herrschaft der Militär- und Finanzkünste, welcher die benachbarten Staaten unterworfen wurden. Während in den Ländern der Aufklärung die Mechanik und Technik der Heer- und Staatsverwaltung die Selbständigkeit und moralische Schwungkraft des menschlichen Geistes erdrückten, während die moderne Staatswirthschaft durch Handelssperren, Warenverbote, erzwungene Fabrikation und ähnliche Förderungsmittel des Nationalreichthums von dem Zielpunkte ihrer Bestrebungen sich um so weiter entfernte, je emsiger sie demselben nachjagte, entbehrte Polen mit den Vortheilen des geregelten Staatslebens auch die großen Irrthümer und Uebel, an denen das Zeitalter krankte. Für die politische Nichtigkeit des Staates sah sich der Adel durch vollkommene Unabhängigkeit entschädigt. Der Mangel aller Staatsgewalt führte nicht zur Auflösung der sittlichen Ordnung, und man hörte von Verbrechen weniger als anderwärts. Die Polen blieben den Grundsätzen kirchlicher Frömmigkeit treu, und der Einfluß der Geistlichkeit ersetzte die Abwesenheit polizeilicher Zuchtmittel. Der Verkehr mit Polen unterlag keinen Beschränkungen, und das verschaffte den Grenzländern Erwerb und Wohlstand. Denn in Polen gab es keine Fabriken und Manufakturen, sondern nur Ackerbau und Viehzucht.

Wir haben bereits in der russischen Geschichte (S. 619 u. 623) erzählt, daß nach dem Tode von August III. **Stanislaus Poniatowski** (1764 bis 1795) zum König von Polen erwählt wurde, und daß dieser ganz unter russischem Einfluß stand. Durch die **erste Theilung Polens** (1772) theilten Rußland, Preußen und Oestreich größere Stücke von Polen unter sich. Dann erfolgte 1793 die **zweite Theilung** und 1795 mit der **dritten Theilung** die **Vernichtung des polnischen Reiches**.

Der Handel der Polen. Die Polen haben für **Handel** und **Industrie** nie Anlage und Beruf gezeigt. Selbst in den Zeiten von Polens Macht und Größe, als es im Süden das schwarze Meer, im Norden die Ostsee berührte, dachten die Polen nicht daran, eine Seemacht zu gründen, ja sie verstanden es nicht einmal, den ihnen durch die Eroberung Westpreußens (1466) und Livlands (1583) zufallenden Seehandel der Hansa für ihr Land zu benutzen. Eine unselige Verfassung, eine ehrgeizige Eroberungspolitik und Kriegslust und der den Künsten des Friedens und der arbeitsamen Thätigkeit abgewandte Charakter des Volkes hinderten Polen ein Handelsvolk zu werden. Polen war reiner **Agrikulturstaat** und hatte außer den gewöhnlichen kleinen Handwerken und einiger Tuchmanufaktur keine irgend größere Industrie. Der wenige Aktivhandel und insbesondere der Zwischenhandel, den Polen führte, ist bis auf die neuste Zeit in den Händen der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts aus Deutschland vertriebenen und in Polen eingewanderten **Juden** geblieben. **Breslau** war der Stapelplatz für die polnischen Produkte, für

Vieh, Holz, Wachs, Blei und Salz, welche nach Deutschland gingen, und eben so für die deutschen und levantiner Produkte, welche in Polen eingeführt wurden. Schlesische Leinwand, Tuche und Eisenwaren hatten in Polen eine ansehnliche Kundschaft und gingen über Krakau in die südöstlichen Länder an der Donau. Für Polen konzentrirte sich der Handel in Krakau, der bevölkertsten und reichsten Stadt des Landes, welcher die Lage auf der Grenzscheide zwischen Norden und Süden förderlich war. Den bedeutendsten Verkehr hatte Polen schon in früher Zeit mit Ungarn. Aus Ungarn kamen Weine, gedörrtes Obst, Wolle, Hanf, Salpeter, Potasche, Häute, Kupfer, Bauholz, Zwetschgenbranntwein und anderes nach Polen, und Polen gab dagegen besonders Salz aus den Werken von Wilicka. Mit Rußland trieb Polen schon Handel, als die Großfürsten noch in Kiew residirten. Der Einbruch der Mongolen und die Zerstörung Kiews unterbrachen diesen Handel; doch nach der Abschüttelung des mongolischen Joches brachten die polnischen Juden den Handel mit Rußland wieder in Aufnahme, und Moskau war der Markt desselben. Zum Einkauf von Manufakturwaren besuchten die polnischen Juden die leipziger Messen. Die polnischen Erzeugnisse, namentlich das wichtigste Erzeugniß, Getraide, holten sich die Ausländer, die Engländer und Holländer, in Polen selbst. Eine regelmäßige und großartige Ausfuhr von Getraide fand über Danzig und theilweise auch über Riga statt. Danzig war auch die Hauptniederlage für die nach Polen eingeführten englischen Waren. Je mehr sich die westlichen Länder bevölkerten und durch Industrie bereicherten, desto mehr bedurften sie fremdes Getraide. Die baltischen Zufuhren waren fast die einzigen, die in den großen Seehandel kamen, und polnischer Waizen wurde in Spanien wie in Schweden verbraucht. Erst gegen das Ende dieses Zeitraums, nachdem Rußland die Krimm erobert hatte, erhielten die Länder am schwarzen Meer wieder ihre frühere Bedeutung, eine Kornkammer Europas zu sein. Außer dem Getraide wurde besonders Holz über Danzig aus Polen ausgeführt. Zur Einfuhr kamen Kolonialwaren, Weine, Südfrüchte, Fabrikate und Seesalz. Von dem allerwärts üblichen Merkantilsystem war in Polen keine Rede; aber die polnische Handelsfreiheit beschränkte sich nur auf den Adel, der für seine Getraideausfuhr nach Danzig sowie für die dagegen empfangenen Retouren keine Zölle zahlte. Der Kaufmann dagegen war Zöllen unterworfen. Unter diesen Umständen waren Handel und Industrie unmöglich, da der Edelmann alles billiger bekam als der Kaufmann, und der Adel es unter seiner Würde hielt, Handel zu treiben.

Der Verfall des osmanischen Reiches, die Verweichlichung der Sultane, die Entartung der Janitscharen und die allgemeine Erschlaffung der vormaligen Spannkraft traten immer mehr hervor. Außer den Kriegen mit den christlichen Völkern Europas kämpften die Türken wiederholt auch gegen Persien, wo Ismael Sofi, ein Abkömmling Ali's, des gepriesenen Vetters und Schwiegersohnes des Propheten, 1500 ein neues persisches Reich gegründet hatte. Der Sultan Osman II. wurde 1621 von den Janitscharen entthront, in die sieben Thürme geführt und von dem Großvezier erwürgt. Seitdem gewöhnten sich die Janitscharen, die Schneide ihres Schwertes, wie einst die Prä- Die Osmanen.

torianer, auch gegen den Thron des eignen Fürsten zu wenden. Das Reich der Osmanen schien der Auflösung nahe, als es durch den starken Arm einiger Großveziere noch einmal der kriegerischen Richtung zugeführt wurde. Mohammed Köprili, der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesen, wurde 1656 durch die Sultanin-Mutter zum Großvezier erhoben. Er war schon ein siebzigjähriger Greis, aber noch sprühte Jugendkraft aus seinen Blicken. Durch Schrecken und Blut suchte er die Autorität der Regierung zu befestigen; er sah den Verfall der Janitscharen und Spahi's und suchte durch energische Strenge der Zuchtlosigkeit derselben zu wehren. Unerbittlich traf sein Todesspruch jeden Janitscharen und Spahi, welcher den Gehorsam verweigerte, und innerhalb der fünf Jahre, während welcher er Großvezier war, sollen mehr als 30,000 Menschen hingerichtet worden sein. Mohammed Köprili unternahm Züge nach Ungarn und Siebenbürgen, erschütterte die Macht der Tataren im südlichen Rußland, befestigte die Dardanellen durch die Anlegung der sogenannten neuen Schlösser und hatte im Hafen von Kaffa eine bedeutende Flotte liegen. Es war eine in der türkischen Geschichte einzige Erscheinung, daß er nicht allein sich bis zu seinem Tode in seinem Amte behauptete, sondern auch die Macht und Gewalt, die er besessen hatte, auf seinen Sohn vererbte. Auch das war gegen die Sitte des Orients, daß ein junger Mann von einunddreißig Jahren, wie Achmet Köprili, erster Minister ward und sich funfzehn Jahre in dieser Stelle behauptete. Achmet Köprili erhob wiederum die Waffen gegen Oestreich (S. 395), endete (1669) die lange Belagerung Candia's durch die Einnahme der blutgedüngten Trümmer (S. 585) und erstritt trotz Sobiesky's glänzender Siege bei Choczim und Lemberg einen Theil Podoliens und die Festung Kaminiez (S. 631). Die osmanische Macht schien zum Schrecken der christlichen Völker von neuem befestigt zu sein, und nach Achmets Tode unternahm dessen Schwager Kara Mustapha (1683) die Belagerung Wiens (S. 395). Hier erlitt er aber eine vollständige Niederlage und wurde zur Strafe in Belgrad erdrosselt. Die verunglückte Belagerung Wiens bildet für das glückliche Auftreten der Türken gegen ihre Nachbarn den Endpunkt. Vereinigt eilten nun die Oestreicher, die Deutschen, die Polen, die Venetianer und später auch die Russen, das Uebergewicht der Türken im Osten Europa's zu vernichten. Nachdem die Türken mehrere Jahre meistens unglücklich gekämpft hatten, stellte der 1689 zum Großvezier ernannte Bruder von Achmet Köprili, Mustapha Köprili, die Ordnung im Heere, in den Finanzen und in der Verwaltung wieder her und entriß den Christen die gemachten Eroberungen. Mustapha hob durch Wort und Beispiel die Muthlosigkeit der Türken und führte zahlreichere Schaaren als je ins Feld, in denen er die ganze religiöse Begeisterung früherer Zeit wieder zu wecken wußte. Zum Unglück für das osmanische Reich fiel Mustapha Köprili in der Schlacht bei Salankemen (1691). Mit großen Verlusten mußte die Pforte den Frieden von Carlowitz (1699) schließen. Da ernannte der Sultan Mustapha II. von neuem einen Köprili, Hösein, zum Großvezier. Nach allen Seiten hin erstreckte sich Höseins Thätigkeit; mit solcher Umficht, mit solcher Kraft hatte kein Großvezier vor ihm geboten. Drei Köprili's hatten die Begeisterung für den Kampf zu wecken gesucht, aber erfolgreicher wirkte

der vierte, indem er sich bemühte, das innere Leben des großen Staates der europäischen Gesittung zu nähern. Die christlichen Unterthanen erfuhren eine mildere Behandlung, die Verwaltung wurde geordnet, die Grenzfestungen in Vertheidigungszustand gesetzt, Heer und Flotte durch Aufrechthaltung kriegerischer Zucht gestärkt. Auch als Hösein 1702 starb, verfolgte sein Nachfolger im Vezierat, Rami, dieselbe Richtung. Aber des Zwanges müde, erhoben sich die Spahi's und Janitscharen, Mustapha II. wurde in den Prinzenkerker gebracht und verschied hier unlange darauf (1703).

Dritter Zeitraum.

Neueste Geschichte.

Vom Ausbruch der französischen Revolution bis zur Gegenwart.

1) Die französische Geschichte vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Sturz des Convents.

Die vorbereitenden Ursachen der französischen Revolution.

Beträchtliche Ueberreste der mittelalterlichen Staatsverfassung hatten sich in der Steuerfreiheit, in der Gutsherrschaft und in den sonstigen Standesrechten des Adels und der hohen Geistlichkeit erhalten. Der Adel besaß in dem ausschließenden Anrecht auf die höchsten Staats- und Kriegsämter wie auf den Umgang mit den Fürsten nicht bloß einen großen äußeren Schimmer, sondern auch eine große Bedeutsamkeit. Wenn auch der Bürger durch Gewerbe und Handel sich bereichert und ein weltlicher Gelehrtenstand sich gebildet hatte, wenn auch bürgerliche Beamte am Ruder, bisweilen sogar am Steuerruder des Staatsschiffes saßen; doch gab es Fälle, wo die Ehrenrechte des Adels eine ausschließende Geltung behaupteten. Es hatte sich ein Standesgeist des Adels gebildet, und die Mitglieder des ritterlichen Adels schienen den Fürsten am meisten geeignet, die höheren Stellen des Hof- und Kriegsstaates zu bekleiden. Als im 18. Jahrhundert eine höhere geistige Bildung vom Mittelstande aus über die ganze Nation sich verbreitete, und die Staatsdienerschaft, welche diesem Stande angehörte, eine größere Wichtigkeit erlangte, trat die gesellschaftliche Zurücksetzung des Bürgerstandes immer greller hervor. Der Bürgerliche durfte grundherrliches Eigenthum gar nicht oder nur unter großen Beschränkungen erwerben, er war in der Regel von den höheren Staatsämtern und den Officierstellen ausgeschlossen und nicht hoffähig. In Rußland war der Rang der Personen an die Staatsämter geknüpft und die Erlangung der letzteren vom Geburtsadel unabhängig erklärt; in England war der niedere Adel mit dem Bürgerstande im Unterhause zu einer Körperschaft verschmolzen, während der hohe Adel des Oberhauses auf die Häupter der Familien beschränkt war. In Deutschland hingegen fand keine Verbindung der Stände zu einer nationalen Gesammtheit statt; die Standesrechte des Adels erschienen als Vor-

theile bevorzugter Familien und Personen. Die durch Ausdehnung des Adels auf die jüngeren Söhne entstandene Menge güterloser Adeligen machte diese Vorrechte noch lästiger. Friedrich II. gab den Standesunterschieden, im Widerspruche mit den philosophischen Grundsätzen seiner Schriften, in seiner Gesetzgebung noch stärkere Geltung, als sie in älteren Zeiten gehabt hatten. Der ganze Mittelstand war daher von Abneigung gegen den Adel erfüllt.

Am stärksten war die Erbitterung in Frankreich, wo eine mehr ausgebildete Geselligkeit den Bürgerstand mit den höheren Klassen vermischte, diese aber ihre Vorrechte zu Zeiten sehr empfindlich für das gesellige Gleichheitsgefühl geltend machten. Vornehmlich that dieses der Theil des Adels, der sich an den Hof angeschlossen und fast alle höheren Stellen in der Verwaltung und in der Armee in Besitz genommen halte. Der Hofadel sah selbst auf den Landadel mit Verachtung herab, sowie auf den Dienstadel, der sich durch den beinahe erblich gewordenen Besitz der Parlamentsstellen gebildet hatte.

Durch die vom Könige abhängige Vergebung der hohen geistlichen Stellen waren dieselben größtentheils an Glieder des Hofadels gekommen, welche am Hofe um Gunst und um die ersten Staatsämter buhlten und ihre reichen Pfründen in weltlicher Lebensweise und in weltlichen Geschäften verzehrten. Unter den in ihren Sprengeln lebenden Bischöfen gab es treffliche Männer; aber das Urtheil der Hauptstadt, und das war gleichbedeutend mit der öffentlichen Meinung von Frankreich, bildete sich nach den sogenannten politischen Bischöfen. Die niedere Geistlichkeit lebte in Armuth und blickte mit Neid zu den hoch bepfründeten Prälaten hinauf. Aber auch die würdigeren Männer dieses Standes waren unvermögend, der Geringachtung kirchlicher Dinge, die sich von den höheren Ständen aus über die ganze Nation verbreitete, Einhalt zu thun. Seit dem gewaltigen Einflusse, den Voltaire und die Encyklopädisten geübt halten, war Verachtung und Verspottung der Religion Ton der guten Gesellschaft geworden. Die dem Autoritätsglauben feindliche Richtung griff aber nicht bloß die Lehren und Formen der Kirche an, sondern auch die Einrichtungen des Staates. Voltaire und die Encyklopädisten hatten nur vereinzelte und versteckte Angriffe gegen das bestehende Staatswesen gemacht. Dagegen erklärte Rousseau den Grundverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft offen den Krieg, indem er einen ursprünglichen Zustand der Gleichheit und Glückseligkeit schilderte, welcher durch die Entstehung des Eigenthums und durch die von den Eigenthümern bewerkstelligte Einsetzung der Obrigkeiten zerstört worden sei, und dies als einen Act der Täuschung, als einen an der Menschheit verübten Frevel darstellte. Die Theilnahme, welche Rousseau bei allen Klassen der Gesellschaft erregte, verschaffte seinen Ideen um so schnellere Verbreitung, als dieselben eigentlich nur die offen ausgesprochenen Folgerungen aus den herrschenden Grundsätzen waren. So bildete sich gerade in den unterrichtetsten Klassen der Nation eine politische Ueberzeugung, welche mit dem Interesse dieser Klassen wie mit dem Wesen der monarchischen Verfassung im Widerspruche stand.

Für die Staatsregierung war der in der Nation gegen sie hervorgerufene Widerwille um so gefährlicher, als die schrankenlose Macht, welche ihr von ganz Europa beigelegt und die in Frankreich als Tyrannei

getadelt wurde, mehr Schein als Wirklichkeit war. Frankreich galt als eine uneingeschränkte Monarchie, aber die Macht des Königs wurde durch eine Menge herkömmlicher, dem Adel, der Geistlichkeit, den Landständen einiger Provinzen und mehreren Städten zustehender Rechte und Verfassungen in gewissen Schranken gehalten. Die Wahrung dieser Rechte befand sich in den Händen der Parlamente. Diese Obergerichtshöfe der Provinzen und besonders das Parlament von Paris hatten sich eine beständige Stellvertretung der Reichsstände mit dem Rechte beigelegt, die Verordnungen der Könige durch ihren Beitritt zu bestätigen oder durch dessen Versagung zu entkräften. Unter einem energischen König, wie Ludwig XIV., sank dieses Recht zu der bloßen Förmlichkeit herab, daß die königlichen Edicte den Parlamenten zur Einzeichnung in ihre Register zugefertigt wurden; aber in Zeiten, in denen das Ansehen der Krone etwas verdunkelt war, machten die Parlamente von ihrem Widerspruchsrechte Gebrauch und weigerten sich, den königlichen Edicten durch Eintragung in ihre Register die erforderliche Rechtsgültigkeit zu ertheilen. Dieser seltsame Kampf zwischen der Regierung und den Parlamenten hatte gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. dahin geführt, daß der König die Parlamente aufhob und bloße Gerichtshöfe an deren Stelle setzte (S. 375). Diese Einrichtung bestand mehrere Jahre; aber Ludwig XVI. ließ sich, bald nach seiner Thronbesteigung, durch seinen damaligen Rathgeber Maurepas bereden, die Parlamente, der öffentlichen Meinung zu Liebe, wieder herzustellen (1774), das Volk, nicht unterrichtet über die Gerechtsame der Parlamente, sah in den Parlamenten die Vertheidiger seiner Rechte. Doch das war keineswegs der Fall. Die Mitglieder der Parlamente bildeten einen für sich bestehenden Beamtenadel, sie gelangten durch Kauf zu ihren Stellen und wurden von einem einseitigen Standesgeiste, von zähen, juristischen Vorurtheilen geleitet. Daher hatten sie sich, trotz der Verachtung, mit welcher die adeligen Familien den Beamtenadel behandelten, den Vortheilen dieser Familien und der bevorrechteten Stände fast immer ergeben bezeigt. Nur selten waren Fälle vorgekommen, wo die Parlamente die höheren Rechte der Nation gegen ungerechte Willkür vertheidigt hatten. Die Achtung, in welcher die Parlamente standen, ist deßhalb weniger erklärbar aus den Verdiensten derselben um das Wohl des Volkes, als aus dem Wunsche, den Mißbrauch der königlichen Gewalt durch irgend eine, wenn auch noch so unvollkommene, Schutzwehr gehemmt zu sehen. Aber diese Schutzwehr, gegen jeden entschlossenen Monarchen unzulänglich zur Hinderung des Bösen, war für einen wohlmeinenden Monarchen eine fast unübersteigliche Schranke, wenn ihm durchgreifender Muth und zuversichtliche Handlungsweise abging. Die Wiederherstellung der abgeschafften Parlamente zu einer Zeit, wo man eine Verbesserung vieler Uebelstände für unvermeidlich hielt, war ein gewaltiger Mißgriff. Die verschwenderische Staatswirthschaft und die übermäßige Begünstigung des Hofadels hatten ein die Verwaltung lähmendes Schuldenwesen und in dem Einflusse der den Thron umlagernden Familien ein Reich der Ränke begründet, welches den anscheinend unumschränkten Willen des Königs in unsichtbaren Netzen umstrickt hielt.

Solchen Verhältnissen war Ludwig XVI. nicht gewachsen. Er war geboren 1754, der Sohn des 1765 verstorbenen Dauphin und der

Enkel Ludwigs XV., dem er 1774 in der Regierung gefolgt war. Ludwig XVI. besaß Herzensgüte und Geistesbildung, war aber schwach an Charakter. Sein reiner Wandel vermochte nicht dem Throne die durch seines Vorgängers Liederlichkeit verscherzte Achtung wieder zu gewinnen. Die Königin Maria Antoinette war als Oestreicherin bei dem Volke nicht beliebt und gab durch ihre freiere Lebensweise und ihr der erforderlichen Haltung entbehrendes Betragen zu vielfachen Verleumdungen Anlaß. Die Brüder des Königs, die Grafen von der Provence und von Artois, hatten sich durch einen zahlreichen, dem königlichen ähnlichen Hofstaat in große Schulden gestürzt. Artois vermehrte dieselben durch persönlichen übermäßigen Aufwand, der durch leichtsinnigen Uebermuth gehässige Farben bekam. Die Hofhaltung war kostbarer, als in den glänzendsten Zeiten Ludwigs XIV.; aber der Hof beherrschte nicht mehr die Meinungen und Moden der Hauptstadt, sondern huldigte mit ängstlicher Nachgiebigkeit den Stimmen, die in den tonangebenden pariser Gesellschaften laut wurden. Es fehlte dem Könige die gebieterische Persönlichkeit. Ludwig XVI. besaß nicht ein tieferes Verständniß seiner Zeit und der in ihr liegenden Gährungsstoffe; mißtrauisch gegen sich selbst und mißtrauisch gegen Andere, nach Art aller schwachen Gemüther, war er leicht zu bewegen, einen nach langer Prüfung eingeschlagenen Weg plötzlich wieder aufzugeben. Ludwig berief mehrmals tüchtige Minister, und mancherlei Gutes wurde unternommen und ausgeführt: die Abschaffung der Frohndienste und der Folter, die Verbesserung der Hospitäler und Gefängnisse, die Umgestaltung der grausamen Criminaljustiz, die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den königlichen Hausgütern und die Wiedereinsetzung der Protestanten in ihre bürgerlichen Rechte. Der König wurde aber bei den Reformen, zu denen ihn sein Herz trieb, bald durch seine Vorurtheile und Besorgnisse, bald durch das Geschrei der Gefährdeten in Angst gesetzt und immer wieder zu Rückschritten bewogen. Minister wechselten mit Ministern, Systeme mit Systemen, und die Verwirrung wurde, besonders im Finanzwesen, immer größer. Die theilweise Befreundung mit neueren Theorien wirkte in einzelnen Fällen wohlthätig, in anderen verderblich; während man, um dem Zeitgeiste zu huldigen, mehrere unentbehrliche Stützen des Thrones niederriß, bot man auf der anderen Seite dem Zeitgeiste durch gesteigerte Begünstigung der Adelsrechte Trotz. Die adeligen Haustruppen, die sich von jeher dem Könige sehr ergeben bewiesen hatten, wurden abgeschafft, und die Leibwächter durch Verminderung ihrer Zahl und Auszeichnung geschwächt und entfremdet; es erschien eine königliche Verordnung, daß alle geistlichen Pfründen ausschließlich dem Adel ertheilt werden sollten, und eine andere, daß kein unadeliger Lieutenant zum Capitain befördert werden, und niemand hinfort auch nur eine Unterlieutenantstelle erhalten solle, der nicht den Beweis seines Adels, und zwar wenigstens mit vier Ahnen, führen könne. Die Soldaten wurden durch Erneuerung der in Vergessenheit gerathenen Strafe des Fuchtelns oder der Klingenhiebe aufs äußerste erbittert.

Reformen. Ministerwechsel und Parlamentshändel bis zu Neckers Ministerium (1774—1788).

Die Minister Turgot und Malesherbes versuchten in den ersten Regierungsjahren Ludwigs XVI. durch Einführung gleicher Besteuerung, freien Handels und freier Gewerbe eine Wiedergeburt Frankreichs zu bewerkstelligen. Aber die Bevorrechteten legten

alle möglichen Hindernisse in den Weg, und das Parlament gab sich zum Werkzeuge des Widerstandes her. Als der König in einem Lit de Justice (1775) befahl, die Edicte zu registriren, brach ein Aufstand aus; der König entließ Turgot, und Malesherbes legte ebenfalls seine Stelle nieder. Das alte System mit Personensteuern, Frohndiensten, Monopolen, Handelsgesellschaften, Privilegien und Aemterverkäufen wurde wieder hergestellt, zu eben der Zeit, wo der vorhandene Gährungsstoff durch die Unterstützung der Amerikaner vermehrt und die Vorliebe für republikanische Staatsformen in Frankreich verbreitet worden war.

Necker, ein aus Genf gebürtiger, in Paris reich gewordener Banquier, wurde als Generaldirektor, später als Minister an die Spitze der Finanzen gestellt. In seiner Geldverlegenheit sah der König über den Umstand hinweg, daß Necker ein Ausländer und Protestant war. Neckers geistreiche Frau versammelte in glänzenden Gesellschaften Gelehrte um sich, und er selbst hatte sich durch eine von der Akademie gekrönte Lobschrift auf Colbert in den Ruf tiefer Kenntnisse der Staatswirthschaft gesetzt. Aber seinen größern Wirkungskreis erlangte Necker nicht ohne Schleichwege. Die Staatsschulden hatten eine Höhe von 4100 Millionen Livres und die jährlichen Ausgaben ein Mehr von 24 Millionen erreicht; überdies hatte der Krieg mit England neue Anleihen von 530 Millionen nöthig gemacht. Dennoch schaffte Necker Rath durch ein von seinem persönlichen Credit unterstütztes System der Anleihen, deckte durch Ordnung und Sparsamkeit den Ausfall und stellte das richtige Verhältniß der Einnahme zur Ausgabe her. Als er aber in einer Druckschrift die öffentliche Rechnung (compte rendu) vorlegte und das Streben blicken ließ, durch Aufhebung der Steuerfreiheit der bevorrechteten Stände und durch zeitgemäße Umbildung der veralteten Staatseinrichtungen für Frankreich mehr als ein zweiter Sully zu werden, erregte er die Unzufriedenheit des Hofes über seinen sparsamen Staatshaushalt und die Bedenklichkeit des Königs. Neckers Eitelkeit verleitete ihn, für sich Sitz im Staatsrathe und für seine Frau Zutritt am Hofe zu verlangen, und unter Zeichen der Ungnade enthielt er seine Entlassung (1781).

Die beiden folgenden Finanzminister vermehrten die Staatsschulden durch neue Anleihen um 322 Millionen. Nun erhielt Calonne, ein tief verschuldeter, in Liebeshändeln alt gewordener Höfling, durch einflußreiche Frauen die Stelle eines Finanzministers. Der immer freundliche Minister schaffte die unermeßlichen Summen, mit denen er den immer steigenden Forderungen des Hofes Genüge leistete, durch neue Anleihen herbei, und in drei Jahren wuchs die Staatsschuld abermals um tausend Millionen. Am Ende kam auch Calonne auf den bereits von Turgot und Necker gefaßten Gedanken einer gleichen Besteuerung aller Stände. Da er Bedenken trug, es mit den Parlamenten aufzunehmen, brachte er die Berufung der Notabeln, eines Ausschusses der Reichsstände, in Vorschlag. Die Notabeln waren nur eine berathende Versammlung, die kein Recht hatte, Abgaben zu bewilligen und Gesetze zu geben. Die 140 nach Versailles berufenen Notabeln (1787) erblickten in den Entwürfen des Ministers eine Verletzung ihrer Standesrechte und machten gegen den verhaßten Minister ihre Privilegien als Nationalrechte geltend. Darüber aufgebracht, ließ Calonne an

alle Pfarrer eine Schrift versenden, in welcher den Notabeln die Schuld beigemessen wurde, daß der Plan, dem Volke durch Abschaffung der Mißbräuche zu helfen, nicht zur Ausführung gelange. Die Versammlung verlangte Genugthuung, und der König entließ Calonne. Die Notabeln ertheilten nun den gemachten Vorschlägen ihre Beistimmung, gingen aber auseinander, ohne die Mittel der Ausführung beschafft zu haben. Der König hatte gestattet, daß der Streit zwischen den Notabeln und dem Minister auch in gegenseitigen Druckschriften geführt wurde; dennoch wurde Necker durch einen königlichen Siegelbrief (lettre de cachet) auf vierzig Stunden weit von Paris verbannt, weil er die von Calonne bei Eröffnung der Notabeln aufgestellte Behauptung, das Mehr der Ausgaben rühre schon von Neckers Zeiten her, in einer Schrift widerlegt hatte.

Durch den Einfluß der Königin erhielt nun Lomenie von Brienne, Erzbischof von Toulouse, ein geistlicher Höfling, die Leitung der Finanzen. Nur Eitelkeit hatte ihn getrieben, sich eifrig um die nicht beneidenswerthe Stelle zu bewerben, und zur Lösung der obwaltenden Verwirrnisse besaß er nicht einmal einen mäßigen Grad von Geschicklichkeit. In der Versammlung der Notabeln hatte Brienne die vorgeschlagenen Auflagen einer Landsteuer und einer Stempeltaxe lebhaft bestritten; als Minister empfahl er dieselben als das einzige Mittel, den Staat zu retten. Als das pariser Parlament dagegen Vorstellungen machte, befahl der König in einer feierlichen Gerichtssitzung die Eintragung der beiden Edicte. Das Parlament beharrte aber in seiner Widersetzlichkeit und verlangte die Berufung der Reichsstände. In den Ruf nach den Reichsständen stimmten Adel, Geistlichkeit und Bürger ein; die beiden ersteren Stände, um ihre Vorrechte gegen die Eingriffe des Ministers zu sichern; die Bürger, weil sie hofften, die Mißverhältnisse auf diesem Wege gehoben zu sehen. Alle waren mehr oder minder von Begeisterung für die Freiheitsidee erfüllt. Der Adel wünschte die Rechte des Thrones, der Bürgerstand die Rechte des Thrones und des Adels vermindert.

Der Hof zeigte anfangs Festigkeit. Das Parlament wurde nach Troyes in der Champagne verwiesen, und die königlichen Edicte erhielten durch zwei andere Behörden gesetzliche Form. Aber die übrigen Parlamente versagten, nach dem Beispiel des pariser Parlaments, den Edicten die Eintragung, und in ganz Frankreich gab sich eine große Gährung kund. Mehrere adelige Anführer des Militärs äußerten, daß sie ihren Arm nicht zur Verhaftung von Magistratspersonen hergeben würden, die ihren Pflichten Genüge leisteten. Ueberdies würde selbst ein besserer Geist der Truppen nichts gefruchtet haben, da der König aus Gutmüthigkeit sich nicht entschließen konnte, Befehl zu gewaltsamen Maßregeln gegen die Ausschreitungen des Pöbels zu ertheilen. Da diese Gesinnung des Königs kein Geheimniß blieb, so wuchs die Frechheit des sicher gestellten Pöbels zu einer sonst unbegreiflichen Stärke. Entmuthigt trat der Minister mit dem nach Troyes verbannten Parlamente in Unterhandlung und erlangte gegen Widerruf der beiden Edicte das Versprechen, einstweilen einer neuen Anleihe nicht entgegen sein zu wollen, bis die Berufung der Reichsstände erfolgen könne. Im Ernst dachte er an diese Berufung nicht, sondern er wollte nur den Sturm austoben

lassen und das Parlament nachgiebig machen. Das Parlament kehrte nach Paris zurück, und der König begab sich in die Sitzung, um die Einschreibung der neuen Anleihe zu verfügen. Der Siegelbewahrer Lamoignon setzte in einem Vortrage auseinander, daß der König das unumschränkte Oberhaupt der Nation und nur Gott Rechenschaft schuldig sei. Gegen diese Grundsätze sprachen mehrere Mitglieder des Parlaments und verbreiteten sich weiter über die in der Verwaltung herrschende Willkür. Nach der Stimmensammlung ließ der Siegelbewahrer die Stimmen nicht zählen, sondern befahl im Namen des Königs, die Anleihe als bewilligt in die Register einzutragen Da erhob der Herzog von Orleans gegen dieses Verfahren, als gegen einen Gewaltschritt, Einspruch. Er that dies, weil er mit dem Hofe gespannt war und sich wichtig machen wollte. Am folgenden Tage wurde der Herzog angewiesen, auf eines seiner Landgüter zu gehen, und zwei Parlamentsräthe, die sich am keckten geäußert hatten, wurden als Staatsgefangene auf Festungen abgeführt.

Nun begann der Kampf zwischen dem Hofe und den Parlamenten von neuem. Im Mai 1788 wurden abermals zwei Parlamentsräthe in Folge unehrerbietiger Zuschriften dieser Gerichtshöfe an den König, in dem Parlamentshause verhaftet. In einem zu Versailles gehaltenen lit de justice erließ der König fünf Edicte, durch welche das Recht der Parlamente, königliche Verordnungen durch Einzeichnung in die Register gewissermaßen zu bestätigen, auf solche Verordnungen beschränkt wurde, die ein jedes Parlament allein angingen. Es wurden Untergerichte eingesetzt, und die Geschäfte sowie das Beamten-Personal der Parlamente beträchtlich vermindert. Dieser Schritt der Regierung führte neuen Widerstand herbei. Die Parlamente in den Provinzen weigerten sich, Folge zu leisten, und an mehreren Orten brachen heftige Unruhen aus. Das Militär leistete nirgends seiner Bestimmung Genüge; mehrere Oberbefehlshaber und Officiere legten ihre Stellen nieder; andere gaben ihre Soldaten durch das Verbot, Gewalt anzuwenden, den Mißhandlungen der Aufrührer Preis. Die Verlegenheit des Hofes wurde durch Geldmangel und durch die schreckliche Verheerung vermehrt, welche ein Ungewitter über einen großen Theil Frankreichs anrichtete. Mangel und Theurung vermehrten die Gährung des Volkes. Da erschien ein Edict, durch welches alle Zahlungen aus den königlichen Kassen theils eingeschränkt, theils auf ein Jahr verschoben, theils auf Kassenscheine gesetzt wurden, und alle Erscheinungen eines ausbrechenden Staatsbankeruttes traten ein. Das Volk beging Unordnungen und Ausschweifungen, und aus den Provinzen lief eine Unglücksbotschaft nach der andern ein. Die Minister waren betäubt und uneinig, mehrere Mitglieder der königlichen Familie drangen auf Neckers Zurückberufung; die Königin schrieb an ihn und bat, er möge die Finanzverwaltung unter Oberaufsicht Brienne's wieder übernehmen. Aber Necker erklärte, daß er nur nach Brienne's Abgange und mit dem Range eines wirklichen Ministers eintreten wolle. Nun wurde Brienne entlassen, und diese Entlassung in Paris mit Freudenbezeigungen auf öffentlichen Plätzen gefeiert. Neckers Berufung erregte eine grenzenlose Freude, und die Rente stieg an einem Morgen um dreißig Procent.

Berufung und Versammlung der Reichsstände.

Necker wurde als Frankreichs Retter begrüßt: aber seine Aufgabe war höchst schwierig und zu deren Lösung reichte seine Kraft nicht hin. Er war nur mit den Talenten friedlicher Verwaltung ausgerüstet, ohne Charakterstärke, ohne die zur Führung großer Verhängnisse nöthigen Gaben. In seiner Eitelkeit wurde er bestärkt, als sogleich die Geldnoth durch seine von persönlichem Credit unterstützten Maßregeln gehoben, und die Gährung des Volkes durch Freilassung der Gefangenen, Zurücknahme der Edicte und Herstellung der Parlamente beruhigt ward. Eben so leicht glaubte er auch den Dank der Nation und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt durch Einberufung der Reichsstände verdienen zu können. Die Regierung hatte, in Folge des gegen sie erregten Sturmes, wiederholt die Erfüllung dieser Forderung verheißen. Diese Verheißung nicht zu halten, lag nicht in der Macht Neckers, der durch die Volksgunst erhoben worden war; aber es trifft ihn der schwere Vorwurf der fehlerhaften und leichtsinnigen Behandlung dieser Sache.

Der Ruf nach den Reichsständen hatte anfangs alle Wünsche vereinigt; bald jedoch bildeten sich über das Wesen und die Bestimmung der Reichsstände die verschiedensten Vorstellungen. Der Adel wünschte eine Versammlung, auf welcher Adel und Geistlichkeit, wie früher, das entschiedene Uebergewicht hätten; der dritte Stand hingegen befestigte sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß er allein die Nation ausmache. Als das Parlament von Paris gegen jede Aenderung der früheren Zusammensetzung der Reichsstände protestirte, verlor es nicht nur das ganze Ansehen, welches es zeither genossen hatte, sondern wurde plötzlich ein Gegenstand des Hasses. Ueber die Geschichte und die Berechtigungen der Reichsstände erschien eine ganze Fluth von Schriften. Unter diesen drittehalbtausend Flugschriften waren zwei, vom Abbé Sieyes, Canonicus zu Chartres, verfaßte von der gewaltigsten Wirkung. Sieyes beantwortete die Frage, was der dritte Stand sei, auf die plumpeste Weise mit dem Worte: Alles. Viele Adelige stimmten aus Ueberzeugung, oder aus Eitelkeit, um als uneigennützige Denker zu erscheinen, in den herrschenden Ton ein. Dagegen erkannten andere die dem Adel drohende Gefahr und schlossen sich an den Grafen von Artois an, der in Worten und Erklärungen eine Art Ritterschaft des Adelthums übernahm. Der ältere Bruder des Königs hingegen, der Graf von Provence, suchte durch sein Benehmen dem herrschenden Tone zu entsprechen und erlangte eine gewisse Volksbeliebtheit. Die Königin zeigte durch ihre Verstimmung gegen Necker, daß sie in ihm den Beförderer einer dem Throne gefährlichen Staatsveränderung erblickte. Der Minister bemerkte diese Abneigung und suchte um so mehr seine Stütze in der Volksgunst.

Am 6. November 1788 wurden die Notabeln zum zweiten Male nach Versailles berufen, um die Frage zu entscheiden, ob nach Ständen, oder nach Köpfen gestimmt werden, und wie groß im letzteren Falle die Zahl der Abgeordneten des dritten Standes sein solle. Als aber diese Versammlung beinahe einstimmig erklärte, daß nach Ständen zu stimmen und von jedem Stande eine gleiche Anzahl von Deputirten zu stellen sei, bestimmte Necker den König anzuordnen, daß der dritte Stand doppelt so viele Deputirte als jeder der beiden übrigen senden, die Art der Abstimmung aber den Reichsständen selbst überlassen bleiben solle. Es wurden 1200 Abgeordnete, 600 aus dem Bürgerstande, 300 aus

dem Adel und 300 aus der Geistlichkeit berufen, am 27. April 1789 in Versailles zu erscheinen. Necker versäumte es, der Regierung den nöthigen Einfluß auf die Wahlen zu verschaffen, und überließ dieselben den Gegnern des Hofes und den Feinden des Thrones. Bei dem Mangel angemessener Beschränkungen der Wählbarkeit wurden zu Abgeordneten des dritten Standes eine Menge Menschen ohne Vermögen, besonders Advokaten, gewählt, die mehr zu gewinnen als zu verlieren hatten. Aber der größte Mißgriff des Ministers bestand darin, daß er den König weder die Form der Versammlung, noch die Grenzen ihrer Befugnisse vorher bestimmen ließ, so lange dies noch vom Könige abhängig war. Ueber die Macht der Versammlung herrschten so dunkle Vorstellungen, daß man meinte, die ganze Staatsgewalt sei in ihre Hand gelegt. Indem Necker der Versammlung selbst die Entscheidung über ihre Form überließ, legte er gleich in die Vorhalle derselben einen Stein des Anstoßes und der Zwietracht. Er sprach viel von Einführung der englischen Verfassung, übersah aber die beständige Theilnahme der englischen Minister an den Verhandlungen des Parlaments und das durch sie für die Krone ausgeübte Recht der Gesetzesvorschläge. Weder sich noch seinen Amtsgenossen verschaffte Necker einen Platz in der Versammlung, um in derselben die Rechte des Königs zu vertreten.

Zu Anfange des Mai's waren die Abgeordneten in Versailles versammelt. Der Adel erschien in schwarzsammtnen, mit Goldstoff gefütterten Mänteln und trug Hüte mit hohen Federn; den Deputirten des dritten Standes waren einfache schwarze Mäntel und Hüte ohne Federn vorgeschrieben; der Adel und die Geistlichkeit wurden zur Vorstellung bei dem Könige durch beide geöffnete Flügelthüren eines Prunksaales geführt; dem dritten Stand öffnete sich nach langem Harren im Vorsaale nur eine halbe Flügelthür zu einem gewöhnlichen Zimmer des Königs, durch welches die Abgeordneten schnell durchziehen mußten. Diese kleinlichen Berechnungen zeigten eine Verkennung der herrschenden Stimmung und verfehlten ihren Zweck, da der Adel die Auszeichnung als ein Recht betrachtete, der dritte Stand durch die Zurücksetzung sich schwer gekränkt fühlte.

Im langen Zuge begaben sich am 4. Mai die Abgeordneten zur Anhörung einer Messe in die Kirche, und am folgenden Tage wurde die Versammlung feierlich eröffnet. Die Deputirten saßen nach den drei Ständen abgetheilt vor dem Throne, und den Glanz des anwesenden Hofes verdunkelte der Ehrfurcht gebietende Anblick, den die zahlreichen, seit 175 Jahren zum ersten Male wieder berufenen Stellvertreter der Nation gewährten. Viele Vornehme, besonders Frauen, wurden von bangen Ahnungen ergriffen; die Königin sah sehr bewegt aus; nur der König zeigte seine gewöhnliche Ruhe und sprach in einer vom Throne gehaltenen Rede, in einem würdigen Tone gute Hoffnungen aus, ohne die bedenkliche Lage des Staates zu verschweigen. Die Rede des Königs wurde mit Beifall angehört; dagegen mißfiel Neckers dreistündiger ermüdender Vortrag. Der Minister wollte plötzlich die Thätigkeit der Versammlung auf die Finanzhülfe beschränken; er verlangte Gehorsam für die Befehle des Königs, zählte die Mittel her, durch welche der König sich hätte helfen können, ohne die Stände zu berufen, und schilderte die Vorrechte des Adels von ihrer rechtlichen Seite. Necker

wollte durch diese Sprache den Adel für sich gewinnen und das kecke Emporstreben des dritten Standes niederhalten, aber er mißfiel den Großen wie der Volkspartei. Seinen Gegnern am Hofe wurde es täglich leichter, den Monarchen mit Mißtrauen gegen den nach immer größerer Volksgunst strebenden Minister zu erfüllen.

Der Reichstag gerieth gleich bei der Untersuchung der Vollmachten in Zwietracht. Adel und Geistlichkeit verlangten, jeder Stand solle diese Untersuchung für sich vornehmen, und begaben sich in ihre besonderen Sitzungszimmer; der dritte Stand aber behauptete, die Prüfung müsse gemeinschaftlich durch Bevollmächtigte aller drei Stände geschehen, da jeder Abgeordnete als Stellvertreter der ganzen Nation anzusehen sei. Nachdem dieser Streit mehrere Wochen mit steigender Bitterkeit geführt worden war, schrieb der König an die Nationalversammlung — so nannte er die Reichsstände — und bat, den Zwist zu beendigen und die Berathungen zu beginnen. Aber der Adel beharrte hartnäckig auf seiner Meinung, weil er an die gemeinsame Berathung die Abstimmung nach Köpfen sich anschließen sah, durch welche das Uebergewicht der beiden oberen Stände über den dritten aufgehoben würde. Der letztere hingegen ging von der Ansicht aus, daß die Verdoppelung seiner Deputirtenzahl erst durch die Abstimmung nach Köpfen Bedeutung erlange. Necker schlug vor, die Vollmachten sollten zwar von den einzelnen Ständen untersucht werden, jeder Stand solle aber das Ergebniß seiner Untersuchung den übrigen zur Prüfung vorlegen; eine gemeinschaftliche Commission solle dann die streitigen Fälle beurtheilen und der König in letzter Instanz entscheiden. Aber sobald davon die Rede war, daß der König in höchster Instanz die Streitfragen wegen der Vollmachten entscheiden sollte, erklärte sich eine starke Partei entschieden gegen jede Einmischung des Hofes, als der Unabhängigkeit und Würde der Versammlung zuwider.

Die Zuversicht und der Muth des dritten Standes wuchsen mit jedem Tage. Das Beifallklatschen der zahlreichen Zuhörer ermunterte die Redner zu immer rücksichtsloserem Auftreten. Auch in Paris setzten die Wahl-Collegien, von welchen die Deputirten des dritten Standes ernannt worden waren, wie ein neuer Volksrath, ihre Sitzungen fort, und eine Zeitschrift Mirabeau's war mit Schmähungen auf den Minister angefüllt.

Am Hofe äußerten die bedeutendsten Personen ihren Unwillen über die bürgerlichen Anmaßungen und sprachen von Truppenzusammenziehung; aber die Führer des dritten Standes waren der Ueberzeugung, daß der König nach seiner Gemüthsart gewaltsame Schritte nicht gestatten werde. Viele der unteren Geistlichen zeigten sich zur Nachgiebigkeit bereit, und mehrere gingen, unter Vorlegung ihrer Vollmachten, zu dem dritten Stande über. Da indeß der Adel und die Mehrzahl der Geistlichen auf ihrer Weigerung beharrten, so erklärte sich die dritte Kammer, am 17. Juni, auf den Vorschlag von Sieyes, als Versammlung der Vertreter des französischen Volkes constituirt. Sie nahm den Namen Nationalversammlung an und bestimmte, daß sie sogleich das Werk der allgemeinen National-Wiederherstellung zu unternehmen und ohne Unterbrechung fortzusetzen habe. Der Eid wurde geschworen, Bailly als Präsident bestätigt, die Berathung in einer Versammlung und die

Abstimmung nach Köpfen beschlossen. Nach diesen Vorgängen war Necker der Meinung, daß etwas Ernstes geschehen müsse, und rieth dem König, eine feierliche Sitzung zu halten und in derselben der Nation den Hauptinhalt ihrer Forderungen als Geschenk der königlichen Gnade zu bewilligen, namentlich gleiche Vertheilung der Abgaben, Abschaffung der drückendsten derselben, Verbesserung der Criminalgesetze und der Gerichtsverfassung, völlige Preßfreiheit, Aufhebung der Adelsvorrechte auf Civil- und Militairstellen, vereinte Berathung und Abstimmung der Stände über allgemeine Gegenstände und das Recht der Stände, die Auflagen zu bewilligen und von deren Verwendung Rechenschaft zu fordern. Necker glaubte, diese wichtigen Zugeständnisse würden dem Könige die öffentliche Meinung gewinnen und der dritte Stand sich genöthigt sehen, die weiteren, seinen Anmaßungen entgegengesetzten, königlichen Eröffnungen sogleich anzunehmen. Diese sollten enthalten, daß der König die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Juni für ungültig erkläre, daß selbst Beschlüsse der vereinten Reichsversammlung nur durch Genehmigung des Königs Gültigkeit erhalten könnten. Den Befehl der Kriegsmacht solle der König sich vorbehalten. Schon waren in dem Ministerrathe alle Stimmen über die Ausführung dieser Maßregel einig und der Monarch im Begriff, seine Genehmigung zu ertheilen, als er auf kurze Zeit aus der Versammlung abberufen wurde. Bei seiner Rückkehr erklärte er, über die wichtige Maßregel könne erst nach einer Berathung im Staatsrathe entschieden werden, und beharrte fest bei dieser Erklärung. Man glaubte, daß es der Königin gelungen sei, den König zu dieser ungewöhnlichen Festigkeit zu bringen. Marie Antoinette hatte früher allen, dem dritten Stande günstigen Entscheidungen beigepflichtet, aber bei den drohenden Bewegungen der Volkspartei ward sie plötzlich von der Ahnung ergriffen, daß dem Königshause von dieser Seite Verderben drohe, und betrachtete von da an den Adel als eine Stütze des Thrones.

Königliche Sitzung. Zusammenziehung von Truppen. Neckers Entlassung.

Bereits erklärte sich eine große Zahl Geistlicher für die Vereinigung mit den Gemeinen; der König aber hielt es für nothwendig, diesen Uebertritt der Geistlichen zu dem dritten Stande nicht zu gestatten. Um fernere Sitzungen zu verhindern, riefen am 20. Juni Herolde in Versailles eine Kundmachung aus, daß am 22. eine königliche Sitzung gehalten werden solle. Der Ceremonienmeister, Marquis de Brezé, ersuchte schriftlich die Präsidenten der drei Stände, die Sitzungen bis dahin auszusetzen. Die beiden ersten Stände leisteten Folge; der Präsident des dritten Standes aber, der Astronom Bailly, erwiederte, daß er der Aufforderung nicht genügen könne, da ihm hierüber vom Könige kein Befehl zugekommen sei. Die Deputirten begaben sich daher am Morgen des 20. nach ihrem Saale, fanden aber die Thür verschlossen und von Soldaten besetzt. Während nun eine große Volksmenge um die Deputirten sich sammelte und durch Theilnahme deren Muth und Unwillen steigerte, wurde der Vorschlag gemacht, die Sitzung in einem nahe gelegenen Ballhause zu halten. Aufgebracht, daß der König die Macht haben sollte, die Sitzungen zu verhindern, berieth man die Mittel, um einer Wiederholung des Geschehenen vorzubeugen. Ueber den Antrag, sich nach Paris zu begeben, siegte der Vorschlag von Mounier,

sich nicht von einander zu trennen, sondern wann und wie es die Umstände erheischten, sich zusammenzufinden, bis das Werk der Verfassung vollendet sei. Am folgenden Tage hielt die Nationalversammlung abermals eine Sitzung und zwar in der Kirche des heiligen Ludwig. Hier vereinigte sich die Mehrzahl der Geistlichen, geführt von den Erzbischöfen von Bordeaux und Vienne, mit dem dritten Stande, und auch zwei Deputirte der Adelskammer folgten diesem Beispiele.

Der König verschob die königliche Sitzung auf den 23. und ließ Neckers Entwurf der den Ständen zu machenden Eröffnungen nochmals berathen und in mehreren Punkten abändern. Necker glaubte, daß nach den gemachten Abänderungen die Erklärung ihren Zweck gänzlich verfehlen werde, und blieb von der Sitzung weg, ohne dem Könige seinen Entschluß bekannt zu machen. Seine Abwesenheit galt für eine Mißbilligung und trug wesentlich dazu bei, daß die königliche Sitzung nicht die gewünschte Wirkung hatte. Der König beklagte mit Wehmuth die herrschende Spaltung; dann ließ er zwei Edicte verlesen, deren erstes die Abstimmung nach Ständen, als mit der bisherigen Verfassung wesentlich verbunden bestätigte und die von der Versammlung dagegen gefaßten Beschlüsse für nichtig erklärte. Eine zweite Akte stellte die Grundlage der neuen Verfassung als königliche Bewilligung auf: die zu gewissen Zeiten wiederkehrende Berufung der Stände, deren Theilnahme an der Gesetzgebung, Zulassung aller Franzosen zu allen Aemtern, Aufhebung von Steuerfreiheiten und daß keine Abgabe ohne Bewilligung der Abgeordneten des Volkes ausgeschrieben werden solle. Damit war unendlich mehr gewährt, als man noch vor kurzem zu hoffen gewagt hatte. Aber jetzt kamen diese Bewilligungen zu spät und konnten den Strom der Bewegung nicht hemmen. Ludwig XVI. schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herrn, sogleich aus einander zu gehen und sich morgen in den angewiesenen Sälen zu getrennter Berathung zu versammeln.“ Adel und Geistlichkeit verließen unmittelbar nach dem Könige den Saal; aber der dritte Stand verharrte schweigend auf seinen Plätzen. Als der Großceremonienmeister Bailly frug: „Haben Sie des Königs Befehle verstanden?“ erwiederte dieser: „Ich kann die Versammlung nicht auflösen, bis diese selbst in dieser Beziehung einen Beschluß gefaßt hat.“ Mirabeau aber rief: „Sagen Sie Ihrem Gebieter, daß wir hier sind kraft der Gewalt des Volkes, und daß er die Gewalt der Bajonette versuchen mag, uns von hinnen zu treiben.“ Auf den Vorschlag von Camus erklärte die Versammlung, daß alle früheren Beschlüsse Gültigkeit behalten sollten, und auf den Antrag von Mirabeau erfolgte die Bestimmung, daß die Abgeordneten unverletzlich seien, und daß, wer es wage, sich an einem derselben zu vergreifen, für ehrlos und für einen Verräther am Volke gelten solle. Erst nach diesen Beschlüssen trennte sich die Versammlung.

Auf die Kunde von diesem Auftritte wuchs die Gährung des Volkes, und diese wurde noch durch die Nachricht von Neckers Abgange vermehrt. Am Hofe herrschte die größte Unruhe. Necker erklärte, seine Stelle niederlegen zu wollen, ließ sich aber auf Bitten des Königs und der Königin bewegen, dieselbe zu behalten. Am folgenden Tage hielten die Abgeordneten abermals eine Sitzung, und in dieser vereinigten sich mit ihnen 47 Mitglieder des Adels, von der

Partei und unter Anführung des Herzogs von Orleans. Die übrigen Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit wurden vom Volke beschimpft, wenn sie sich nach ihren Sitzungssälen begaben. Nun befahl der König beiden Ständen gemeinsame Berathung mit dem dritten, und am 27. Juni waren alle drei in demselben Saale vereinigt.

Die Kunde von dem Nachgeben des Königs wurde wie die von einem erfochtenen Siege gefeiert. Volksmassen drängten sich zum Schlosse, der König und die Königin mußten auf den Balkon treten und wurden vom Jubel des Volkes begrüßt Auch dem Herzog von Orleans und anderen Freunden des dritten Standes wurden Lebehochs gebracht. Der widrige Eindruck dieser Scenen bestimmte den König, Neckers Gegnern nachzugeben und den Rath zu genehmigen, ein Heer von 30,000 Mann, bestehend aus deutschen, schweizerischen und italienischen Regimentern im französischen Solde, unter Anführung des Herzogs von Broglio in der Umgegend von Paris zusammen zu ziehen, um der königlichen Gewalt Nachdruck zu geben.

Die Zusammenziehung der Truppen gab zu den schrecklichsten Gerüchten Veranlassung. Mit Gluth eiferte Mirabeau in der Nationalversammlung, die sich bereits mit dem Ausarbeiten der Verfassung beschäftigte, gegen die Vereinigung der Regimenter zu einer Zeit, wo die öffentliche Stimmung keine Veranlassung zu Besorgnissen biete. „Das heißt, sagte er, den Brand ins Haus tragen." Die Nationalversammlung beschloß, den König um die Auflösung des Heeres zu bitten, beruhigte sich aber bei der ausweichenden Antwort des Königs.

Während dessen wuchs in Paris die Gährung. Im Garten des dem Herzog von Orleans gehörigen Palais-royal, in den Räumen des großen Gebäudes, zwischen unzüchtigen Frauen und Glücksspielen, fand sich die Menge zusammen. Feurige Redner sprachen von dem Hereinbrechen einer neuen goldnen Zeit. Fast alle Stände der Hauptstadt ergriff dieselbe Spannung; die gewöhnliche Beschäftigung des Tages hörte auf; auf Straßen und Märkten wurde die Gestaltung der Zukunft erörtert. Selbst die Garden blieben dieser Richtung nicht fern und schlossen sich dem Bürger an. Erst einzeln, dann zu Hunderten begaben sich die Gardisten nach dem Palais-royal, wo sie mit Freudengeschrei empfangen und mit Wein und Speisen bewirthet wurden. Man sah vornehme Frauen, die diesen pflichtvergessenen Gardisten, selbst wenn diese eine Buhlerin am Arme hatten, um den Hals fielen. Als einige Gardisten wegen Verletzung der Mannszucht verhaftet wurden, rottete sich das Volk zusammen und befreite die Gefangenen.

Necker zeigte sich mit der Zusammenziehung des Heeres keineswegs einverstanden; er tadelte vielmehr diese Maßregel. Als die Armee bis Paris vorgerückt war, wurde Necker von seinen Gegnern dem König als der Urheber der ganzen qualvollen Verwickelung und als ein höchst gefährlicher Mensch dargestellt. Der Baron Breteuil meinte, man müsse Necker verhaften lassen, um einen Volksaufstand zu verhüten. Der König gab nach und entließ Necker des Dienstes. In höchster Heimlichkeit, wie ihm geboten war, verließ Necker unter dem Vorwande einer Spazierfahrt den Hof (am 11. Juli 1789). An seine Stelle trat Breteuil, der, wie die übrigen Minister, für einen entschiedenen Gegner des Volkes galt.

Volksaufstand in Paris. Erstürmung der Bastille.

Die Kunde von Neckers Entlassung, welche sich am 12. Juli, an einem Sonntage, in Paris verbreitete, steigerte die Gährung zu einem fürchterlichen Grad. Die Theater wurden, wie bei einer allgemeinen Trauer, geschlossen, und der Pöbel trug unter unaufhörlichem Geschrei die mit Flor umwundenen Büsten Necker's und des Herzogs von Orleans durch die Gassen. Die Truppen waren auf mehreren Punkten der Umgegend planlos aufgestellt, und die Befehlshaber erwarteten Befehle. Eine Abtheilung eines deutschen Reiterregiments wurde unter Anführung des Prinzen Lambesc abgeschickt, die Ruhe herzustellen; aber die in die Luft geknallten Pistolenschüsse vermehrten nur den Uebermuth des Pöbels. Endlich brach der Unwille der Soldaten gegen Unschuldige los, und einige Spaziergänger wurden mit Mißhandlungen auseinander getrieben. Mit großen Uebertreibungen wurde das in das Palais-royal gemeldet. Da springt Camille Desmoulins, ein junger Advokat, auf einen Tisch, eine Pistole in der einen Hand, in der andern einen bloßen Degen; er spricht von den Gräueln der Tyrannei und schreit: „Zu den Waffen, zu den Waffen." Noch an demselben Abend wurden die Werkstätten der Waffenschmiede geplündert. Die Wahlmänner von Paris hatten den Magistrat verdrängt und sich auf dem Rathhause zu einer Behörde gestaltet. Sie gaben den Befehl zur Bewaffnung des Volkes und ließen einen Saal mit alten Waffen öffnen. In der Nacht strömte von allen Seiten Raubgesindel herbei, um Beute zu machen.

Am Morgen des 13. ertönten die Sturmglocken; die Mauthhäuser wurden in Brand gesteckt und mehrere Warenlager geplündert. Die Wahlmänner beschließen die Errichtung einer Bürgermiliz von 48,000 Mann. Um die Bewaffnung der tobenden Menge zu hintertreiben, ließ Flesseles, ein Mitglied des Magistrats, an mehreren Orten nach Waffen suchen, die angeblich da versteckt sein sollten, machte sich aber durch diese Täuschung als Volksfeind verdächtig. Am Morgen des 14. Juli fand ein Volkshaufe im Hotel der Invaliden einen Vorrath von 30,000 Flinten. Nahe dabei, auf dem Marsfeld, standen mehrere Regimenter Schweizer aufmarschirt, aber ihr Befehlshaber Besenval hatte keine Anweisung, Gewalt zu gebrauchen. Die Soldaten, welche vor der Stadt standen, kamen truppweise herein und verbrüderten sich mit dem Volke; die Garde aber steckte die von den Parisern angenommene blau-roth-weiße Kokarde auf und ging förmlich zum Volke über. Die Masse zog zu der Bastille, eine alte, zum Gefängniß für Staatsverbrecher benutzte Festung, die aber unter Ludwig XVI. aufgehört hatte, ein Kerker schuldloser Gefangenen zu sein. Es lastete aber noch der Haß von Jahrhunderten auf dieser ehemaligen Zwingstätte tyrannischer Herrschaft. In derselben befehligte Launay über 80 Invaliden und 30 Schweizer. Er wollte sich schon bei der ersten Aufforderung ergeben und wurde nur durch einen Schweizerofficier von der Flue davon abgebracht. Die Ketten der ersten Zugbrücke wurden von dem Volke ungehindert zerhauen; als sich aber die Masse in den Hof gegen die innere Zugbrücke drängte, gaben die Invaliden Feuer, und die Stürmenden prallten zurück. Eine Friedensgesandtschaft vom Rathhause bewirkte Einhalt. Als sich das Volk wieder an die Brücke drängte, ließ Launay abermals schießen. Nun schreien alle Verrath; die Gesandtschaft zieht ab; Gewehre

werden abgefeuert; Kanonen herangeschleppt; das Haus des Gouverneurs und mehrere Gebäude des ersten Hofes in Brand gesteckt. Launay will das Pulvermagazin anzünden; aber die Besatzung giebt Ergebungszeichen. Eine mit Bleistift geschriebene Capitulation wird durch eine Schießscharte gesteckt und die Brücke niedergelassen. Der wüthende Pöbel stürzt hinein, ohne sich um die Capitulation zu kümmern. Die meisten Schweizer entgehen dem Tode, weil sie weiße Kittel über ihrer Uniform tragen und für Eingekerkerte gelten; aber die Invaliden und Officiere werden nach dem Rathhause geschleppt und die letzteren sowie der Gouverneur unterwegs ermordet.

Der Sitzungssaal des Ausschusses war mit bewaffneten Menschen angefüllt. Plötzlich nennen einige Stimmen den Vorsteher des Ausschusses, Flesseles, einen Verräther. Er soll zu seiner Rechtfertigung nach dem Palais-royal geführt werden; aber vor dem Rathhause fällt er durch einen Pistolenschuß. Sein Kopf wird auf eine Stange gesteckt und mit dem des Bastillen-Gouverneurs und den abgehackten Gliedern anderer Ermordeten in den Straßen herumgetragen. Dieser entsetzliche Zug, der die Gefangenen und die erbeuteten Kanonen mit sich schleppt, wird von der Menge mit Jubel empfangen, und aus den Fenstern werfen Frauen Blumen und Kränze herab. Nacht und Regen machten diesen Auftritten ein Ende. Aber plötzlich ertönte die Sturmglocke von neuem, und die Nationalgarde, so nannte sich die Bürgermiliz, griff zu den Waffen, weil es hieß, die Truppen drängen in die Stadt, um sie anzuzünden und die Bürger zu ermorden. Die auf dem Marsfelde versammelten Regimenter verließen aber auf Befehl des Königs ihr Lager und zogen sich eiligst nach Versailles.

Der König in der Nationalversammlung und in Paris. Auf die Kunde von den in Paris ausgebrochenen Unruhen hielt die Nationalversammlung in Versailles Tag und Nacht ununterbrochene Sitzung; sie bat den König um Zurückberufung Neckers, um schleunige Entfernung des Heeres und um allgemeine Errichtung von Bürgergarden. Ludwig XVI. aber wurde von seiner Umgebung in der gröbsten Täuschung erhalten und wies diese Anträge zurück. Als aber die Kanonenschüsse, die zu Paris fielen, bis in Versailles gehört wurden, gab der König dem Verlangen der Nationalversammlung nach und ertheilte den Befehl, welcher die auf dem Marsfelde stehenden Truppen abrief. In der Umgebung des Königs schwankte man, ob der König mit seiner Familie sich unter dem Schutze der Truppen nach Metz begeben, oder ob ein ernsthafter Angriff auf Paris gemacht werden solle. Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille angekommen war, benutzte der Herzog von Liancourt, Mitglied der Nationalversammlung, sein Amt als Oberkammerherr, begab sich um Mitternacht zum Könige ins Schlafzimmer und bestimmte ihn, sich ganz der Nationalversammlung zu vertrauen und selbst in ihrer Mitte zu erscheinen. Der König that dies am folgenden Morgen, ohne allen Prunk, bloß von seinen beiden Brüdern begleitet. Seine Erklärung, daß er sich ganz als Eins mit der Nation betrachte, daß er allein von dem Beistande ihrer Stellvertreter Begründung der öffentlichen Wohlfahrt erwarte, und daß er im Vertrauen auf die Treue und Liebe seiner Unterthanen Befehl zum Rückzuge der Truppen ertheilt habe, erregte lauten Beifall. Die Natio-

nalversammlung begleitete den König bis ins Schloß und schickte eine Gesandtschaft, unter der sich La Fayette, Lally Tollendal und Liancourt befanden, nach Paris, um die Ruhe herstellen zu helfen. Es gelang ihnen, und die Pariser ernannten La Fayette, der sich durch Kriegsdienste in Amerika einen Namen gemacht hatte, zum Commandanten der Natinalgarde und Bailly, den Präsidenten der Nationalversammlung, zum Maire von Paris. Die Bastille wurde geschleift und dem Erdboden gleich gemacht.

In Versailles ergriff panisches Schrecken die Hofleute; der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen, der Baron Breteuil und andere flohen nach Deutschland und der Schweiz. Nur die Königin und der Graf von der Provence blieben bei dem Könige. Dieser rief jezt Necker zurück. Auch entschloß sich Ludwig XVI. zu der gefahrvollen Demüthigung, nach Paris zu gehen und seine Zusagen vor dem Volke zu wiederholen. Der König saß mit vier Herren des Hofes in einem einfachen Wagen und wurde, unter Bedeckung der versailler Nationalgarde, von hundert Mitgliedern der Nationalversammlung zu Fuß begleitet. Auf dem Gebiete der Stadt Paris nahm ihn die pariser Nationalgarde in Empfang. Eine unzählbare Menge umgab unter dem beständigen Ruf vive la nation den Wagen, Waffen wurden emporgehalten, die zerrissene Fahne der Bastille geschwenkt, die erbeuteten Kanonen vor dem Wagen hergefahren. Beim Eintritt ins Stadthaus wurde ein Bogen von Bajonetten und entblößten Schwertern über des Königs Haupte gebildet und vom Maire die Nationalkokarde auf seinen Hut gesteckt. Als mit derselben der König auf dem Balkon dem Volke sich zeigte, erwachte die alte Liebe des Volkes zu seinem Herrscher und ein unermeßlicher Jubel erscholl. Unter den ausgelassensten Freude- und Liebesbezeigungen des Volkes kehrte Ludwig nach Versailles zurück, nachdem die Wahlmänner beschlossen hatten, ihm auf dem Platze, wo die Bastille gestanden hatte, als Wiederhersteller der Freiheit des Volkes eine Bildsäule zu errichten. Voll Todesgedanken hatte sich der König vor diesem Zuge das Abendmahl reichen lassen, und auch die Königin empfing ihren Gemahl wie einen dem Tode Entronnenen. Schon fünf Tage nach dieser Fahrt des Königs, am 22. Juli, wurde der Staatsrath Foulon, ein Mitglied des gestürzten Ministeriums, wegen angeblicher Aeußerungen gegen das Volk auf seinem Landgute verhaftet, nach Paris geführt und an einen Laternenpfahl vor dem Stadthause aufgeknüpft. Dasselbe geschah seinem Eidam Berthier, gewesenen Intendanten von Paris. Diese Gräuel wurden in der Nationalversammlung nicht bloß entschuldigt, sondern gelobt, sie bewogen aber Bailly die Bildung einer fest gestalteten Municipalität zu betreiben. Er forderte jeden der 60 Districte, in welche Paris getheilt war, auf, zwei Bevollmächtigte auf das Stadthaus zu senden. Diese 120 Bevollmächtigte beriethen den Plan einer neuen Stadtbehörde und ihnen mußten die 400 Wahlmänner von Paris ihre Gewalt übergeben.

Die Rückkehr Neckers. Zunehmende Gesetzlosigkeit. Abschaffung d. Adelsrechte. Veto des Königs.

Neckers Rückreise war ein Triumphzug. Das Volk zog seinen Wagen von Dorf zu Dorf, die Nationalgarden rückten ihm entgegen, die Obrigkeiten begrüßten ihn mit Reden, die Jungfrauen kamen mit Blumen und Kränzen. Auch in der Nationalversammlung wurde Necker mit ungewöhnlichen Auszeichnungen empfangen. Die Begeisterung,

mit welcher er in Paris begrüßt wurde, war ein völliger Freudentaumel. Aber bald sollte er erfahren, daß der Pöbel durch andere Künste, als durch Bitten und Thränen rechtschaffener Leute geführt wird. Neckers Ansehen sank so schnell, als es gestiegen war. Die Volksjustiz, welche in Paris fortwährend an neuen Schlachtopfern geübt wurde, verbreitete die Gesetzlosigkeit über ganz Frankreich. Durch die in Folge einer Mißernte des vorigen Jahres eingetretene Hungersnoth aufgeregt und durch Raubsucht und Aufhetzer angetrieben, fiel der Pöbel in mehreren Städten zuerst über die Beamten, dann über alle her, welche ihm als Aristokraten bezeichnet wurden, plünderte und zerstörte die Häuser und mordete alle, die sich nicht durch eilige Flucht seiner Wuth entzogen. Auf dem Lande wurden die Schlösser des Adels von den Bauern ausgeraubt und angezündet, die Besitzer mit ihren Familien gemißhandelt oder ermordet, wenn sie sich nicht durch Erlaß aller Zahlungen und durch Preisgebung der Ernte Schonung erkauften. In der Nationalversammlung erlangten die heftigen Vertheidiger der Freiheit und Gleichheit, die nach ihrem Platz zur Linken des Präsidentenstuhls als die linke Seite bezeichnet wurden, immer mehr das Uebergewicht. Nahm die Verhandlung eine ihnen mißfällige Wendung, so appellirten sie an das auf den Gallerien versammelte Volk oder schickten Eilboten nach Paris, wo dann sogleich Anstalten zu einem Auflauf getroffen wurden. Die allgemeine Gesinnung war damals eine demokratische. Deshalb war auch die Partei, welche Mäßigung und Ordnung vertheidigte, demokratisch gesinnt. An der Spitze der letzteren stand La Fayette, und man nannte dieselbe die amerikanische, weil sie die Verfassung der Vereinigten Staaten als die vollkommenste betrachtete und dieselbe in der Form eines beschränkten Königthums auf Frankreich überzutragen strebte. Diese Partei besaß mehr guten Willen für die Freiheit, als gründliche Einsicht in das europäische Staatswesen; sie verkannte die geschichtliche Entwickelung der europäischen Staaten und brachte eine Erklärung der Menschenrechte (déclaration des droits de l'homme et du citoyen) in Vortrag, welche an die Spitze der neuen Verfassung gestellt werden sollte. Während die Nationalversammlung sich mit theoretischen Bestimmungen und metaphysischen Grübeleien beschäftigte, vergaß sie die Pflichten des Volkes und das Recht, welches die gemißhandelten oder ermordeten Adeligen auf öffentlichen Schutz hatten, in Erwägung zu ziehen. Die Volksbewegung nahm in ganz Frankreich immer mehr zu und die schändlichsten Frevel wurden verübt. Endlich in der Nacht zum 4. August wurde eine Proklamation berathen, durch welche das Volk zur Ruhe, zur Bezahlung der Abgaben und zum Gehorsam gegen die Gesetze ermahnt werden sollte. Da sagte der Vicomte von Noailles, der Schwager von La Fayette: Worte würden unwirksam sein. Er schlage vor die Adelsvorrechte, welche die Wuth des Volkes hervorgerufen hätten, aufzuheben, die persönliche Unterthänigkeit der Landleute für erloschen, alle dinglichen Leistungen für ablösbar zu erklären. Dieser Vorschlag hatte eine außerordentliche Wirkung. Er wurde durch bloßen Zuruf angenommen, sowie auch die Aufhebung der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit, der Jagd- und Fischereigerechtigkeit; ferner wurde die Verwandlung der herrschaftlichen Fruchtzehnten in Geldzinsen, Gleichheit der Abgaben und gleiche Berechtigung Aller zu

allen Staatsämtern ausgesprochen. Die alte Zeit versank in Nacht; es blieb nichts von ihr, an dem der junge Tag nicht gerüttelt hätte. „Die Nacht der öffentlichen Wohlfahrt" (la nuit du bonheur public) nannten viele diese Stunden; andere dagegen „die Bartholomäusnacht des Eigenthums" (la St. Barthélemi des propriétés). Der Jubel des dritten Standes übertönte die Klagen der beiden bevorrechteten Stände. Wenige Tage später wurde auf Mirabeau's Antrag der geistliche Zehnte aufgehoben. Dagegen erklärte der Demokrat Sieyes, welcher als Domherr zu Chartres betheiligt war, die Abschaffung des Zehnten für einen Raub, der an den rechtmäßigen Inhabern zum Vortheil der Zahlungspflichtigen begangen werde. „Sie wollen frei sein und verstehen doch nicht gerecht zu sein!" rief Sieyes. Doch der Zehnte wurde aufgehoben und dem König der Titel: Wiederhersteller der Freiheit beigelegt.

Eine Umgestaltung, welche den ganzen künstlichen Bau der gesellschaftlichen Einrichtungen gewaltsam umstürzte, mußte viele Gegner haben. Einer großen Zahl derer, welche die Revolution befördert hatten, schienen jetzt die Gebrechen der alten Ordnung geringer, als die Härten der neuen. Standhaftere Freunde der neuen Gesetzgebung wurden wenigstens wegen der Folgen bedenklich. Diese Sinnesänderung vieler Abgeordneten erregten zwar die Hoffnung des Hofes, aus dem Zustande der Erniedrigung wieder empor zu kommen; aber die Elemente des Hofes waren zu verschieden und besaßen nicht die Kraft, sich gegen die Partei der Umwälzung zu vereinigen. Der Hofzirkel, welcher fortwährend Einfluß auf den König behauptete, zeigte sich auch den gemäßigten Freunden der Freiheit abhold. Necker besaß weder das Vertrauen des Königs noch Einfluß in der Nationalversammlung. Die meisten Mitglieder der Nationalversammlung waren gerecht und gemäßigt; aber die Volksmänner brachten sie durch Lärm, Geschrei, Zischen, Drohungen, Verleumdungen und Mißhandlungen zur Nachgiebigkeit. Unter diesen Umständen fielen die Abschnitte der Staatsverfassung, welche im August und September festgesetzt wurden, ganz im Geiste der Umsturzpartei aus. Vergebens wünschten edle Männer, daß man die Verfassung Englands zum Vorbilde nehmen und ein Oberhaus bilden möge; es überwog die durch Leidenschaft verblendete Volkspartei, und die Beibehaltung einer Kammer wurde beschlossen. In jedem dem Könige gelassenen Rechte sah man nur das ihm gewährte Mittel, die verlorene Gewalt wieder zu gewinnen. Anfangs wollte man dem König ein unbedingtes Veto lassen, aber bald gestattete man ihm nur ein bedingtes Veto (suspensivum), d. h. das Recht, durch verweigerte Zustimmung die Gültigkeit eines Beschlusses vier Jahre hindurch zu hemmen. Bei diesem mit der größten Erbitterung geführten Streit offenbarten die Wortführer ihre geringe Staatsweisheit, indem sie das königliche Verwerfungsrecht als ein Hauptelement der Verfassung aufstellten. Es würde ein Widerspruch gegen die Natur einer constitutionellen Staatsverfassung sein, wenn die Regierung den Willen der Volksvertreter sich vollständig aussprechen lassen und dann denselben durch das bloße Machtwort des Regenten wieder vernichten wollte. In England ist das Verwerfungsrecht des Königs nur ein Ehrenrecht, von welchem niemals Gebrauch gemacht wird. Die Macht der englischen Regierung besteht darin, den Willen der Volksvertreter mit ihren Absichten in Uebereinstimmung zu bringen, oder denselben durch

das Oberhaus rückgängig zu machen, ehe er als Gesetz ausgesprochen wird.

Als Ludwig XVI. den Beschlüssen vom 4. August seine Zustimmung mit einigen Einschränkungen ertheilte, wurde die unbedingte Bestätigung ohne allen Aufschub gebieterisch verlangt. Die Nationalversammlung erklärte solche Gesetze, welche wesentliche Artikel der Verfassung ausmachten, auch ohne die königliche Genehmigung gültig.

Während dieser Verhandlungen erreichte die Finanznoth den höchsten Grad. Der Ertrag der Zölle stockte, weil der Handel darniederlag; das Landvolk wähnte sich frei von allen Abgaben und verweigerte fast überall die bedeutende Salzsteuer. Daß der König und die Königin ihr Silberzeug nach der Münze sandten, konnte nur geringe Erleichterung gewähren. Zwei neue Anleihen hatten keinen Fortgang. Necker machte daher den Vorschlag, jeder Staatsbürger solle den vierten Theil seines Einkommens zur Tilgung der Staatsschulden überlassen, und er selbst fing damit an, daß er 100,000 Livres, als den vierten Theil des seinigen, hergab. Während die Nationalversammlung noch über Neckers Vorschlag berathschlagte, nahmen Geldmangel und Hungersnoth zu. Necker verwandte große Summen darauf, die Hauptstadt mit Getraide zu versehen; aber das Gerücht behauptete, der Hof fülle die Kornhäuser für neue Truppenzusammenziehungen. In der That wurde die damalige Noth von Leuten benutzt, welche den König durch neue Ausbrüche der Volkswuth zur Abreise nach Metz bestimmen wollten. Bezahlte Menschen umlagerten die Bäckerläden und trugen das gekaufte Brot in die Seine.

Wegführung des Königs von Versailles nach Paris.

Die Volksmänner hatten den Plan, den König und die Nationalversammlung nach Paris zu dem Heerd des stets fertigen Aufruhrs, zu verpflanzen. Dem Hofe gingen Warnungen zu, und Ludwig wünschte deshalb seine schwache Leibwache durch ein zuverlässiges Regiment zu verstärken und die versailler Nationalgarde zu gewinnen. Das Regiment Flandern wurde nach Versailles gezogen. Die Königin schenkte der Nationalgarde Fahnen, und dem Regiment Flandern veranstalteten die Leibwächter am 1. Oktober im Opernsaale des Schlosses ein Gastmahl, zu welchem auch die Officiere der Nationalgarde eingeladen wurden. Als schon die Köpfe vom Weine erhitzt waren, erschienen der König und die Königin, den Dauphin an der Hand, und wurden mit Jubel empfangen. In den Halbberauschten erwachten die Gefühle des Mitleids und der Anhänglichkeit, und das Gastmahl ging nach Entfernung des Hofes in ein wildes Gelag mit den gewöhnlichen Herzensergießungen der Trunkenheit über.

Durch die übertriebene Darstellung dieser Auftritte, besonders durch die Angabe, daß die Nationalkokarde mit Füßen getreten worden sei, wurden die Bürger zum Unwillen gereizt, während der Pöbel zuerst durch gesteigerte Hungersnoth in Wuth gesetzt, dann durch Geldaustheilung zu allen Freveln bereitwillig gemacht ward. Buhldirnen, Fischweiber und Höckerinnen wurden gedungen, um den Vortrab der nach Versailles bestimmten Massen zu bilden. Die Anstifter wußten, daß man gegen Weiber nicht leicht Gewalt brauchen werde, und verkleideten sich selbst als Weiber. Sonntag, am 4. Oktober, traten im

Palais-royal Volksrednerinnen auf die Tische und forderten auf, am folgenden Tag nach Versailles zu ziehen; andere liefen durch die Stadt. Am Morgen des 5. Oktober durchzogen Haufen von Weibern und Männern in Weiberkleidern die Straßen. Gegen elf Uhr war der Greveplatz von einer tobenden Masse erfüllt, die nach Brot schrie, während zwei Menschen, die Brot herbeischaffen wollten, gemißhandelt wurden. Die Wachen des Stadthauses wurden überwältigt und Kassen und Waffenvorräthe geplündert. Unter Trommelschlag zogen die rasenden Haufen nach Versailles. Nun marschirten auch die Compagnien des Centrums auf (so hieß jetzt die in den Sold der Bürgerschaft getretene französische Garde); bald ist auch die Nationalgarde und der bewaffnete Pöbel beisammen und aus vierzigtausend Kehlen ertönt das Geschrei: „Nach Versailles!" Vergebens bemühte sich La Fayette mehrere Stunden lang dieses Vorhaben zu verhindern.

Die Nationalversammlung hielt ihre gewöhnliche Sitzung, und die meisten Mitglieder ahnten so wenig wie der König, der auf die Jagd gegangen war, was vorgehen sollte. Um Mittag kamen die ersten Nachrichten vom Heranzuge des Weiberheeres, und um vier Uhr stürzten die tobenden Horden unter dem Geschrei nach Brot in den Saal der Nationalversammlung. Diese sah sich der unanständigsten Behandlung preisgegeben, und ihr Präsident, Mounier, mußte an der Spitze einer Anzahl Weiber nach dem Schlosse gehen, um vom Könige Abstellung der Hungersnoth zu verlangen. Der König, der von der Jagd zurückgeholt worden war, bewilligte alles und umarmte sogar die wortführenden Weiber. Das Regiment Flandern verließ, mit dem Gesindel vermengt, seinen Posten, die versailler Nationalgarde sah ruhig zu, die Leibwächter wurden durch Steinwürfe und Flintenschüsse verwundet und vor dem Schlosse der gröbste Unfug verübt. Einige der Minister riethen dem Könige zur heimlichen Flucht; aber das Volk spannte den königlichen Wagen, die an der Gartenseite auffahren wollten, die Pferde aus. Zur Anwendung von Gewalt konnte sich Ludwig XVI. nicht entschließen.

Am Abende kam die Nachricht von der Annäherung der Pariser. Im Schloß wußte niemand Rath. Alle Scenen des Tages schienen sich zu wiederholen. Da kam La Fayette und stiftete Ruhe. Die pariser Nationalgarde besetzte die äußeren Posten des Schlosses, die Leibwächter die inneren. Dann begab sich La Fayette in ein entlegenes Hotel, um der Nachtruhe zu pflegen. Früh um fünf Uhr drang eine Rotte Bewaffneter durch eine unbesetzte Hinterthür ins Schloß, hieb die Leibwächter an den inneren Gemächern nieder, und nur durch einen geheimen Ausgang ihres Zimmers rettete sich die Königin, auf deren Leben es abgesehen war, in die Gemächer des Königs. Unter blutigen Gräuelthaten kam der Morgen heran. Der Mordplan war gescheitert, aber nun erscholl der Ruf: „der König nach Paris!" La Fayette, welcher die Uebersiedelung nach Paris für das beste Mittel zur Beruhigung des Volkes hielt, bewog den König auf den Balkon zu treten und seine Einwilligung auszusprechen.

Um ein Uhr erfolgte die Abfahrt; im Wagen saßen bei dem Könige seine Gemahlin, seine beiden Kinder, seine Schwester Elisabet, sein

Bruder, der Graf von Provence und dessen Gemahlin; hinter ihm fuhren hundert Mitglieder der Nationalversammlung. Den Zug eröffneten die gefangenen Leibwächter und ein Theil der Nationalgarde, den Wagen des Königs umgaben Weiber mit Bändern und Baumzweigen, und unmittelbar vor demselben wurden auf Stangen die Köpfe der Ermordeten getragen. Unaufhörlich wurden Gewehre abgefeuert, Verwünschungen, Drohungen und Spottreden gegen den königlichen Wagen geschleudert. Der Zug dauerte, da er vor jedem Wirthshause anhielt, sechs Stunden, ehe er die Hauptstadt erreichte. Als der König vor dem Stadthause aus dem Wagen stieg, riefen Stimmen: An die Laterne!

Veränderte Stimmung. Kriegsgesetz. Nachforschungs-Ausschuß.

Die Versetzung des Königs nach der Hauptstadt, wohin ihm wenige Tage nachher die Nationalversammlung folgte, erschien als ein so entscheidender Sieg der Volkspartei, daß mehr als 300 derjenigen Abgeordneten, die sich bisher als Vertheidiger der Mäßigung dem gewaltsamen Gange der Umwälzung widersetzt hatten, die Versammlung verließen und in ihre Provinzen zurückkehrten. Dieser Schritt der Vertheidiger gemäßigter Ansichten erscheint um so zweckwidriger, da auch nach ihrem Weggange in der Nationalversammlung Ueberlegung und Mäßigung in bedenklichen Augenblicken sich mächtig erwiesen. Die öffentliche Stimmung hatte sich auffallend verändert. Die Gefahren, die Mißhandlungen der königlichen Familie hatten Mitleid und Unwillen erregt; man sprach mit Abscheu von den begangenen Gräuelthaten. Aber die an Mord gewöhnten Banden versuchten es, ihr Handwerk fortzusetzen; ein unschuldiger Bäcker, der sich während der Hungersnoth thätig in Versorgung des Volkes mit Brot bewiesen hatte, wurde unter nichtigem Vorwande vom Pöbel ergriffen, nach dem Rathhause geschleppt und, trotz der flehenden Vorstellungen der Obrigkeiten, an einem Laternenpfahle aufgehängt. Diese abscheuliche Unthat war die erste, die nicht ungestraft blieb. Der Mensch, welcher den Kopf des Ermordeten auf einer Stange herum trug, wurde ergriffen, dem Gericht übergeben und mit dem Tode bestraft. Auf Anlaß dieses Vorfalls wurde von der Nationalversammlung, auf den Antrag von La Fayette, das Kriegsgesetz erlassen, nach welchem bei aufrührerischen Bewegungen, sobald die Municipalität das rothe Banner aufgesteckt habe, Bewaffnete gegen die Widerspenstigen einschreiten sollten. Seitdem blieb Paris beinahe zwei Jahre frei von blutigen Auftritten. Dagegen dauerten in den Provinzen, besonders im Süden, die Gräuel der Gesetzlosigkeit fort. Die Volksmänner bemühten sich, das Volk mit Mißtrauen und Abneigung gegen den König zu erfüllen, und die Nationalversammlung arbeitete diesem Streben durch den Nachforschungs-Ausschuß in die Hände. Es war dieses ein von der Nationalversammlung niedergesetztes Inquisitionstribunal, um alle gegen die Revolution gerichteten Bestrebungen zu entdecken. Die gehässigste Angeberei wurde von den angeblichen Gründern der Freiheit gefördert und unter dem Scheine eines rechtlichen Verfahrens dem Dämon der Revolution unzählige Schlachtopfer dargebracht.

Die verschiedenen Parteien.

Seitdem die Nationalversammlung nach Paris übergesiedelt war, wurde sie mehr und mehr von dem Willen einer verdorbenen, aller Zucht entbundenen Bevölkerung abhängig; aus den Händen der

mittleren Stände ging die Gewalt in die der untersten Klassen über. Die Nationalversammlung hielt ihre Sitzungen in einer Reitbahn, in welcher oben ringsum Gallerien für die Zuschauer, unten in amphitheatralischer Form um den Stuhl des Präsidenten herum Bänke für die Mitglieder angebracht waren. Die Abgeordneten von der Volkspartei hatten auf der linken, ihre Gegner auf der rechten Seite ihre Plätze eingenommen. Die heftigsten Volksvertreter saßen auf den obersten Bänken und wurden mit dem später so berüchtigt gewordenen Namen „der Berg" bezeichnet. Zu dieser Partei gehörten 40 Abgeordnete der Bretagne, welche für einen raschen Fortgang der Bewegung thätig waren, sowie Maximilian Robespierre, Rechtsanwalt aus Arras, welchen die Gallerien als ihren Helden begrüßten. Robespierre war ein Mann von widrigem Aeußern und ein mittelmäßiger Redner, aber ein Schwärmer für Rousseau's Lehre von allgemeiner Freiheit und Gleichheit; er kam immer auf den einen Gedanken zurück, daß der große Haufe der einzige und wahre Gesetzgeber und Gebieter des Staates, und daß aller Vortheil der Macht, des Reichthums, der Geburt und des Talents nichts als Anmaßung sei. Schon vom Anbruche des Tages an füllten sich die Gallerien mit Menschen, welche von den um ihre Gunst buhlenden Volksvertretern mit Speise und Trank unterhalten wurden. Die Gallerien übten bereits einen gebieterischen Einfluß auf die Nationalversammlung und standen selbst wieder unter dem Einfluß des Jakobinerklubs. Es war dies eine schon in Versailles von eifrigen Volksfreunden gestiftete politische Gesellschaft, welche in dem aufgehobenen Kloster St. Jakob ihre Sitzungen hielt. Die Mitglieder waren zwar größtentheils schlechte Schauspieler, unbedeutende Schriftsteller, nahrungslose Advokaten, verdorbene Aerzte und andere Menschen dieses Gepräges, aber auch Männer von Talent und vornehmer Geburt. Der Jakobinerklub, welcher mit den ähnlichen Klubs an allen anderen Orten des Reiches systematisch verbunden war, wurde gewissermaßen die höchste Behörde. Der Pöbel von Paris verschaffte dem Jakobinerklub mit der Faust Gehorsam, und schüchterte durch den Unfug und Frevel, den er täglich übte, die Gegner der Demokratie ein. Die heftigsten Jakobiner (enragés) trennten sich von ihren Genossen und nahmen nach einem Franziskanerkloster, wo sie ihre Versammlungen hielten, den Namen der Cordeliers an. Diesen beiden republikanischen Parteien standen die Constitutionellen oder Feuillants gegenüber, welche in einem Kloster dieses Namens ihre Versammlungen hielten und von La Fayette, Sieyes und Bailly später zu einem Klub vereinigt wurden. Aehnliche Verbindungen von warmen Anhängern des Königthums blieben ohne Bedeutung. Für die Jakobiner war Marat, aus Neufchatel, vormals Stallarzt des Grafen von Artois, in seinem Volksblatt der Volksfreund thätig, indem er den Pöbel zu Plünderung, Brand und Mord aufforderte.

Dagegen trat bei Mirabeau eine Sinnesänderung ein. Er war Volksmann geworden wegen der vom Hofe und vom Adel erfahrenen Beleidigung, aber im Herzen war er immer den Grundsätzen seines Standes zugethan und viel zu einsichtig, um ein Pöbelregiment zu wünschen. Er trat mit dem Hofe in Unterhandlung und erhielt große Geldsummen, deren er bei seinen Schulden und seiner Lebensweise sehr

bedurfte. Er versprach dagegen, das Königthum von neuem zu befestigen, wenn man ihn an die Spitze der Verwaltung stelle und ihm die Wahl der übrigen Räthe ausschließlich überlasse. Mirabeau theilte keineswegs die Ansichten der Hofpartei, die nur von unbedingter Herstellung des früheren Zustandes träumte, sondern dachte an eine der englischen ähnliche Verfassung. Da seine Stärke auf der Volksbeliebtheit beruhte, so mußte er sehr vorsichtig sein. Dennoch wurde die Veränderung seiner Gesinnungen bemerkt und das Gesetz gegeben, daß kein Mitglied der Versammlung eine Ministerstelle annehmen dürfe. Auch der König und die Königin vermochten nicht der Redlichkeit Mirabeau's volles Vertrauen zu schenken. Mirabeau hatte seine Gesundheit durch ein wüstes Leben und übermäßige Anstrengung zerrüttet und starb am 2. April 1791, ehe der Plan zur Ausführung gekommen war. Je schonungsloser die Nationalversammlung alle bisherigen Einrichtungen zerstörte, desto größer wurde die Verstimmung des Königs. Er ertheilte jedem Decrete ohne Zögerung seine Genehmigung, um jeden Anlaß zur Unzufriedenheit zu vermeiden. Aber diese unnatürliche Bereitwilligkeit machte Vielen seine Redlichkeit zweifelhaft, und das Volk fing an, den trägen Bejaher als eine nutzlose Last des Staates zu betrachten.

Umgestaltung aller bestehenden Einrichtungen.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung hatten im Laufe eines Jahres alle während eines Jahrtausends entstandenen Einrichtungen umgestürzt. Die Parlamente, welche durch ihren Widerstand die Nationalversammlung ins Leben gerufen hatten, waren zuerst geschlossen, dann aufgehoben worden, ohne daß eine Hand zu ihrer Vertheidigung sich geregt hatte. Den Parlamenten folgten die Standesrechte ins Grab; alle Güter der Geistlichkeit wurden für Eigenthum der Nation erklärt; alle geistlichen Orden und Klöster aufgehoben und endlich auch die Abschaffung des Erbadels verfügt. Der Wegnahme der Sklavenfiguren an der Statue Ludwigs XIV. folgte die Vertilgung aller angeblichen Denkmäler der Knechtschaft. Alle Adelstitel, wie Prinz, Herzog, Graf, Marquis u. s. w., dann alle Wappen und Bedientenlivreen wurden verboten. Für den König wurden die Anreden: Sire und Majestät beibehalten; jedoch der Titel: König von Frankreich und Navarra in den eines Königs der Franzosen umgewandelt; der Besitz seiner Hausgüter wurde ihm entzogen und ihm eine jährliche Civilliste von 25 Millionen Livres angewiesen. Der Finanznoth wurde durch Papiergeld (Assignate) abgeholfen, das, auf die für Nationaleigenthum erklärten geistlichen und königlichen Güter begründet, anfangs ziemlichen Glauben genoß, durch maßlose Vermehrung aber nach und nach werthlos wurde. Ganz Frankreich wurde in 83 Bezirke (Departements), mit neuen, von Bergen, Flüssen und anderen Naturgegenständen entlehnten Namen eingetheilt. Denn Haß gegen alles geschichtliche Dasein war die hervorstechende Eigenthümlichkeit der Revolution. Die Begeisterung, zu welcher die Ideen der Revolution lebhafte Köpfe angeregt hatten, wurde durch die Klubs über das ganze Reich verbreitet und durch dieselben das Feuer der Begeisterung fortwährend angefacht. Diese Volksgesellschaften waren in allen Städten und Ortschaften Frankreichs errichtet und boten Menschen jedes Standes und beider Geschlechter Gelegenheit, sich und Andere durch Anhörung politischer Reden zu erhitzen.

Das Bundesfest am 14. Juli 1790.

Die Unbehaglichkeit, welche mit dem Zwischenzustande zwischen Auflösung und Wiederherstellung der Ordnung verbunden war, die im ganzen Reich herrschende Verwirrung hatten der Nationalversammlung gegen die Mitte des Jahres 1790 manchen bitteren Tadel zugezogen, und die Nation schien kälter zu werden. Man beschloß daher durch eine große National-Feierlichkeit die Begeisterung wieder anzufachen. Dies war der Sinn des unter dem Namen Föderationsfest berühmt gewordenen Schauspiels, welches am 14. Juli 1790, am Jahrestage des Falles der Bastille, in allen Städten Frankreichs, mit dem größten Aufwande aber zu Paris auf dem Marsfelde gefeiert wurde. Es sollte durch das Fest die Verbrüderung zwischen Volk, Armee und Nationalgarde auf feierliche Weise kund gethan und durch einen Eid besiegelt werden. Man berief deshalb Deputirte aller Regimenter des Heeres, sowie je einen Mann von zweihundert Bürgergardisten und sechs Deputirte eines jeden Kantons nach Paris. Die ganze Bevölkerung von Paris ohne Unterschied des Standes legte mit Hand an bei den Erdarbeiten, welche für das Fest auf dem Marsfelde gemacht wurden. In der Mitte dieses Feldes wurde ein Hügel aufgeworfen und auf demselben der fünfundzwanzig Fuß hohe Altar des Vaterlandes errichtet. Um den Hügel herum machte man amphitheatralische Sitze. Der Festtag brach mit starken Regengüssen an; aber die endlosen Züge schritten in der bestimmten Ordnung einher. Die Festlichkeit begann mit einer musikalischen Aufführung, an welcher zwölfhundert Künstler Theil nahmen. Dann hielt Talleyrand, Bischof von Autun, an der Spitze von 300 mit dreifarbigen Schärpen geschmückten Priestern und unter dem Schalle von dreihundert Trommeln ein feierliches Hochamt und weihte die Fahnen der dreiundachtzig Departements ein. Hierauf schritt La Fayette, die Fahne von Paris in der Hand, zum Altare des Vaterlandes und schwor, im Namen aller Nationalgarden und Soldaten des Reichs, der Nation, dem Gesetz und dem Könige Treue; die Abgeordneten sprachen ihm die Eidesworte nach. Dann leistete der Präsident der Nationalversammlung, von seinem Stuhle zur Rechten des Königs aufstehend, denselben Eid, und endlich erhob sich auch der König und schwor mit ausgestrecktem Arme, alle Macht, die ihm durch die Verfassung übertragen worden sei, zur Erhaltung dieser Verfassung verwenden zu wollen. In diesem Augenblicke hob die Königin den Dauphin in die Höhe, um ihn dem Volke zu zeigen und an dem Eide Theil nehmen zu lassen. Eine halbe Million Menschen sprach, die Arme ausstreckend, dem Könige die Worte nach: Ich schwöre es. Der Donner des Geschützes vermochte den erschütternden Ruf nicht zu übertönen: Es lebe der König und die Königin! Der König umarmte seine Gemahlin und seine Kinder; alle Anderen ohne Beachtung des Ranges und Standes oder gegenseitiger Bekanntschaft stürzten einander als Brüder und Schwestern in die Arme und versprachen sich Liebe und Treue und gelobten, ihr Leben für die Freiheit und das Vaterland hinzugeben. Kein Auge blieb thränenleer.

Schwachheit des Königs. Religiöse Spaltung. Entlassung Neckers.

Ludwig XVI. verstand es nicht, die Stimmung des Volkes zu erhalten und zu benutzen. Zu derselben Zeit, wo er die Verfassung beschwor, wurde ihm von bethörten Freunden der Plan zu einer Gegenrevolution vorgelegt, und wenn auch der König diesen Plan

zurückwies, sprach er doch den Urhebern desselben seinen Dank und sein Wohlgefallen aus. Als die Nationalversammlung die Freigebung der religiösen Ueberzeugungen und Gottesdienste, die Einziehung der geistlichen Güter, die Auflösung der Mönchsgelübde und die Unterwerfung der Geistlichkeit unter die bürgerliche Gesetzgebung beschloß, wandte sich Ludwig im Geheim an den Papst und erklärte, diese Beschlüsse nicht ohne Genehmigung des Papstes bestätigen zu wollen. Und doch hatte er die meisten dieser Decrete schon bestätigt und beschwor, zwölf Tage nach Absendung seines Schreibens an den Papst, am Bundesfest die Verfassung, von welcher jene Beschlüsse einen wesentlichen Theil ausmachten. Die Nationalversammlung hatte den Papst vielfach gekränkt und, als in Avignon ein Aufstand ausgebrochen war, die Wegnahme dieser päpstlichen Landschaft beschlossen. Deshalb untersagte der Papst der französischen Geistlichkeit die Leistung des Bürgereides. Nur drei Bischöfe und unter diesen der vormalige Minister Brienne, Erzbischof von Sens, und Talleyrand, Bischof von Autun, leisteten den Eid. Als in der Nationalversammlung die geistlichen Abgeordneten namentlich zum Eide aufgerufen wurden, mit dem Zusatze, daß, wer denselben nicht innerhalb acht Tagen leiste, sein Amt verlieren solle, verweigerten viele den Schwur. Diesem Beispiele folgten viele Geistliche in den Provinzen. Die Gallerien tobten und forderten den Tod der Widerspenstigen. Die französischen Geistlichen spalteten sich in beeidigte und unbeeidigte Priester. Blutige Verfolgungen begannen, viele Priester starben den Märtyrertod für ihre Ueberzeugung. Zu der bürgerlichen Spaltung Frankreichs kam jetzt noch die religiöse.

Necker war für seine Eitelkeit kurz nach dem Triumphe seiner Rückkehr durch gänzliche Bedeutungslosigkeit bestraft worden. Er erkannte endlich, daß er nicht an seinem Platze sei und bat um seine Entlassung, indem er die qualvolle Unruhe seiner eben so tugendhaften als geliebten Frau als Bestimmungsgrund angab. Sein Schreiben erregte in der Nationalversammlung ein lautes Gelächter, und sein Verlangen wurde ihm mit absichtlichen Zeichen der größten Gleichgültigkeit gewährt. Er reiste am 8. September 1790 heimlich von Paris ab und war auf seiner Reise den Mißhandlungen des Volkes ausgesetzt.

Die Schwierigkeit von Ludwigs Stellung durch dessen Schwäche vermehrt.

In allen Gegenden Frankreichs herrschte Gesetzlosigkeit; die Bande der Zucht waren in allen Verhältnissen gelöst; Soldaten versagten den Officieren den Gehorsam, jeder Bürgerrath herrschte unumschränkt in seinem Bezirke, und in zahllosen Blättern ermunterten wilde Schreier das Volk, die unveräußerlichen Rechte der Gleichheit von den reichen und vornehmen Anmaßern mit Gewalt wieder zu fordern. Die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen Unterdrückung, welche unter den Menschenrechten an die Spitze der Verfassung gestellt war, wurde besonders von denen, die Abgaben zahlen sollten, geltend gemacht. Die Nationalversammlung schritt nur hin und wieder ein und steuerte den Ungebühren. Die vollziehende Gewalt — so wurde jetzt der König mit seinen Ministern genannt — sah dem Unwesen zu, weil sie hoffte, daß das Uebermaß der Krankheit die Genesung herbeiführen werde. Die Nationalversammlung riß die ganze Verwaltung an sich und bezeichnete in ihren Decreten den König nur als einen öffentlichen Beamten

(fonctionnaire public). Ludwig XVI. setzte seine Hoffnung, aus dieser widerwärtigen Stellung befreit zu werden, auf Mirabeau; aber dessen Tod vereitelte diese Hoffnung.

Die Stellung des Königs zur Nation wurde durch das Benehmen der Ausgewanderten verschlimmert. In mehreren deutschen, an Frankreich grenzenden Staaten hatten die ausgewanderten Prinzen Artois und Condé nicht bloß eine Zuflucht gefunden, sondern auch die Erlaubniß zur Versammlung und Ausrüstung eines Heeres der Ausgewanderten erhalten. Das Hauptquartier dieses Heeres war Koblenz. Die große Verderbniß des alten Hofadels zeigte sich in dem Umstande, daß die aus den Provinzen ausgewanderten Edelleute beim Könige selbst bittere Klage über die Mißhandlungen führten, die sie vom hohen Adel zu erleiden hatten. Diese Auswanderer sprachen fortwährend von der Schmach des Thrones und von ihren, zu deren Tilgung entworfenen Plänen, sie tadelten das nachgiebige Benehmen des Königs gegen die Rebellen, die ihn gefangen hielten. Ludwig XVI. hatte anfangs das ganze Verfahren der Ausgewanderten gemißbilligt; jetzt drangen mehrere in seiner Umgebung in ihn, er solle das Königreich verlassen, um entweder durch den ausgewanderten Adel, oder durch die Mächte, die bereits lebhafte Theilnahme an seinem Unglück und Abneigung gegen die Grundsätze des neuen Frankreich ausgesprochen hatten, in dasselbe zurückgeführt zu werden. Ludwig sträubte sich lange gegen die Ausführung eines so bedenklichen Planes, und erst neue Ereignisse im Frühjahr 1791 vermochten ihn, seine Abneigung gegen die Fluchtreise zu überwinden.

Der König hatte die Beschlüsse über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit und den von ihr abzulegenden Eid bestätigt; er hatte aber seinen Beichtvater, der den Eid geleistet hatte, entlassen und einen nicht beeidigten Exjesuiten zum Beichtvater angenommen. Der Gottesdienst in der königlichen Kapelle wurde nur von unbeeidigten Priestern versehen. Die Verfassung sicherte jedem Bürger Gewissensfreiheit zu und deshalb mußte auch der König das Recht haben, in dieser Sache seiner Ueberzeugung zu folgen. Aber das Volk, durch die Klubs bearbeitet, verlangte, daß der König zu einem beeidigten Priester in die Messe gehe. An einem Sonntage im April 1791, als die königliche Familie in die Kapelle ging, weigerten sich die Nationalgarden, welche die Wache im Innern des Schlosses hatten, Dienste zu thun und das Gewehr vor dem König zu präsentiren, der gegen das Gesetz handle. La Fayette hatte Mühe, sie zum Gehorsam zu bewegen; ein Nationalgardist aber beharrte bei seiner Weigerung und verließ seinen Posten. Als am folgenden Tage, am 18. April, der König nach St. Cloud reisen wollte, um daselbst die Ostertage zuzubringen, wurde diese Reise von manchen als ein Vorwand zur Flucht angesehen. Der Wagen, in welchem der König mit seiner Familie saß, wurde im Hofe der Tuilerien vom Volke umringt, und die Abfahrt unter Vorwürfen und Schmähungen verhindert. Vergebens befahl La Fayette der Compagnie Nationalgarde, welche die Wache hatte, dem Wagen Luft zu machen; der König mußte, nachdem der Streit zwei Stunden gedauert hatte, den Wagen verlassen und ins Schloß zurückkehren. La Fayette war unwillig über diesen Vorfall und nahm seinen Abschied als Commandant. Der König aber begab sich am

folgenden Tage in die Nationalversammlung, beklagte sich über die ihm widerfahrene Beleidigung und verlangte Beistand, um die beabsichtigte Reise ausführen zu können. Doch der Präsident sprach nur sein Bedauern und Warnungen gegen die Partei aus, die sich zwischen den Thron und das Volk stellen wolle.

Das Ereigniß hatte jedoch ernste Betrachtungen hervorgerufen und den Freunden der Ordnung das Uebergewicht verschafft. La Fayette übernahm auf dringendes Bitten der gesammten Nationalgarde den Oberbefehl wieder und bat an der Spitze von Abgeordneten ihrer Bataillone den König wegen des Vorfalls um Verzeihung. Die Nationalversammlung beschloß, daß es allen Sekten und allen Religionen erlaubt sein solle, ihren Gottesdienst nach eigener Weise zu halten. Auch der König, sagte ein Redner, könne, ohne gegen die Verfassung zu handeln, seine Religion verändern. Ein zweiter Beschluß der Nationalversammlung, welcher das Recht der Bittschriften für ein nicht zu übertragendes erklärte, traf die Volksgesellschaften, welche unter dem Schutze dieses Rechtes die Gewalt an sich gerissen hatten. Auch der Hof suchte das Vertrauen der Nation wieder zu gewinnen. Die unbeeidigten Priester der königlichen Kapelle wurden entlassen und mehrere dem Volke mißliebige Personen vom Hofe entfernt. Der Minister Montmorin erließ an die französischen Gesandten ein Schreiben, welches eine Lobrede auf die Revolution enthielt. Die Mittheilung dieses Schreibens wurde in der Nationalversammlung mit rauschendem Beifall aufgenommen. Um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß das Schreiben des Ministers seine eigene Gesinnung enthalte, erließ der König an den Prinzen Condé ein ganz ähnliches eigenhändiges Schreiben, in welchem er ihn zur Rückkehr ins Vaterland aufforderte. Diesen Brief schrieb Ludwig am 17. Juni 1791, und bereits am 21. Juni verließ er selbst mit seiner Familie heimlich Paris.

Die Flucht und Zurückführung des Königs.

Es waren dem Könige bereits mehrere Pläne zu einer Gegenrevolution vorgelegt worden. Schon Mirabeau hatte ihn zu bestimmen gesucht, sich nach Compiegne zu den daselbst zusammenzuziehenden zuverlässigen Truppen zu begeben. Mirabeau hatte es auf sich genommen, den größten Theil der Abgeordneten zu ihm hinüber zu führen, um, von diesen unterstützt, die in Paris zurückgebliebenen Feinde des Thrones zu unterdrücken. Ludwig XVI. faßte jetzt plötzlich den Entschluß, sich von dem Zwange seines Aufenthaltes in Paris zu befreien. Er beschloß, nach Montmedy, einer kleinen französischen Festung an der Grenze von Luxemburg, zu gehen, um daselbst nicht bloß gegen die Nationalversammlung Ton und Stellung eines Königs von Frankreich wieder anzunehmen, sondern auch gegen das Hauptquartier von Koblenz sich zu verwahren, weil man daselbst die Absicht hegte, nach erfolgter Gegenrevolution die Regierungsgewalt dem Könige abzunehmen und sie dem Grafen Artois unter dem Titel eines Statthalters zu übertragen. Der königlich gesinnte General Bouillé, Gouverneur von Metz, der sich vor kurzem bei Stillung eines in Nancy ausgebrochenen Soldatenaufstandes als einen Mann von Entschlossenheit gezeigt hatte und der über mehrere deutsche Regimenter im französischen Dienste gebot, wurde bestimmt, den Plan ausführen zu helfen. Der König schrieb dem

General, daß er am 19. Juni mit seiner Familie in einem großen, für diesen Zweck erbauten Wagen von Paris abreisen und seinen Weg über Chalons und Varennes nehmen wolle; er befahl ihm, auf dieser Straße in mäßigen Entfernungen Eskorten von Linientruppen zur Deckung seiner Reise zu legen. Vergebens schlug ihm Bouillé einen zweckmäßigeren Weg über Rheims vor und setzte auseinander, daß ein ungewöhnlicher Wagen Aufsehen erregen, und daß Escorten dieses Aufsehen noch vermehren würden. Der König beharrte hartnäckig auf seinem Einfalle, und Bouillé traf die verlangten Anstalten. Die Abreise wurde verschoben, weil Frau von Tourzel, die Gouvernante der königlichen Kinder, fußfällig bat, ihre Zöglinge begleiten zu dürfen. In der Nacht zum 21. Juni entkam die königliche Familie verkleidet aus dem Schlosse und fuhr in zwei gewöhnlichen Wagen bis Bondy, wo die große Reisekutsche bereit stand. Das weibliche Gefolge wurde in einem zweiten Wagen untergebracht, und drei, wie Vorreiter gekleidete, Leibwächter nahmen die Vordersitze ein. In Sommeville fand der König die Escorte nicht, die ihn dort in Empfang nehmen sollte. Er hatte unterlassen, dem General Bouillé den Aufschub der Abreise zu melden, und der Befehlshaber der ersten Escorte hatte sich in der Meinung, die Abreise des Königs sei verunglückt, auf den nächsten Posten zurückgezogen. Die rückgängige Bewegung der Truppen und das Hin- und Herreiten der Officiere erregten Aufsehen und nahmen dem Vorwande, daß ein bedeutender Geldtransport geleitet werden solle, alle Wahrscheinlichkeit. In ängstlicher Stimmung kam der König am Abend des 22. Juni nach St. Menehould. Als er hier zum Wagen herausssprechend die Abfahrt zu beschleunigen suchte, wurde er an der Aehnlichkeit seines Gesichts mit dem auf den Assignaten befindlichen Bildnisse von dem Postmeister Drouet erkannt. Dieser jagt nach der nächsten Station Varennes voraus und benachrichtigt die Municipalität von seiner Entdeckung. Zwar sind unterdeß die von tödtlicher Unruhe getriebenen Reisenden angekommen und haben durch gespendetes Gold die Postillone zum Weiterfahren bewogen; aber Drouet läßt an der nach Montmedy führenden Brücke einen Wagen umwerfen und dadurch die Straße sperren. Als die Leibwächter absteigen, um den Wagen bei Seite zu schaffen, tritt Drouet mit einigen Leuten an die Kutsche und gebietet zu halten. Die Leibwächter sind entschlossen, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen; aber der König erschrickt vor dem Gedanken an Widerstand und giebt sich wenigen unbewaffneten Bürgern gefangen. Er wird in das Haus des Gemeindevorstehers geführt. Als er sieht, daß er erkannt ist, fällt er dem Beamten und anderen Umstehenden um den Hals und bittet flehendlich, die Fortsetzung seiner Reise nicht zu hindern. Aber seine Bitten sind vergebens. Eine der Escorten, die sich, eine Stunde nach der Verhaftung, in Varennes einfindet, stellt sich vor dem Hause auf und macht Miene, den König zu befreien; aber der Befelshaber der Nationalgarde des Städtchens ermahnt sie zum Gehorsam gegen das Gesetz, und sie verhält sich ruhig. Unterdeß ist Bouillé, von dem Geschehenen benachrichtigt, mit einem Dragonerregiment bis nahe an Varennes herangekommen. Er ist bereit, den König mit Gewalt zu befreien; aber der gutmüthige Ludwig läßt sich durch die Bitten derer, die ihn gefangen halten, und durch seine Furcht vor Blutvergießen be-

stimmen, dem General einen schriftlichen Befehl zum Rückmarsche zuzuschicken. Bouillé gehorcht und entflieht bald nachher mit einigen Officieren nach Luxemburg.

Die Nachricht von der Flucht des Königs wurde von den Bewohnern der Hauptstadt mit Erstaunen und Entrüstung aufgenommen. Der König hatte für die Minister den Befehl zurückgelassen, in seiner Abwesenheit alle Amtsthätigkeit einzustellen, und zugleich eine von ihm unterzeichnete, ausführliche Erklärung an alle Franzosen, in welcher er sich über alles seit dem 23. Juni 1789 Geschehene bitter beschwerte, und seinen gänzlichen Mangel an Freiheit als Grund angab, warum er Paris verlasse. Die Nationalversammlung zeigte eine würdige Haltung. Sie befahl den Ministern, ihre Aemter ungestört zu verwalten, sandte Bevollmächtigte zu den Generälen der Truppen, um sich der Treue derselben zu versichern, und widerlegte in einer Proclamation an die Nation die in der Denkschrift des Königs ihr gemachten Vorwürfe. Die gemäßigteren Abgeordneten schlossen sich enger an einander, um den wüthenden Jakobinern die Spitze zu bieten. La Fayette, welchen das Volk in Verdacht der Theilnahme an der Flucht des Königs hatte, wurde in der Nationalversammlung vertheidigt. Um das Königthum war es nach dem Urtheile des Volkes für immer geschehen. In den Straßen wurde der Brief des ehemaligen Königs ausgerufen und an die Tuilerien der Anschlag geheftet: „Haus zu vermiethen." Am Abend des 23. Juni kam die Nachricht von der Verhaftung nach Paris, und sogleich wurden drei Mitglieder der Nationalversammlung, Latour-Maubourg, Petion und Barnave, mit dem General-Adjutanten Dumas abgeschickt, um die Anstalten der Rückführung zu leiten. Am Abend des 25. kam die königliche Familie, von vielen tausend Nationalgarden geleitet, in Paris an. Eine unermeßliche Menge Volks war auf den Straßen; aber kein Haupt wurde entblößt, kein Laut gehört, als die königlichen Gefangenen langsam herankamen. Dagegen wurde der nachfolgende Triumphwagen, auf welchem Drouet und seine Helfer mit Bürgerkronen geschmückt unter Palmen und Zweigen standen, überall mit Jubelgeschrei begrüßt.

Das Vertrauen der Nation in die Aufrichtigkeit des Königs und die Anhänglichkeit an seine Person schien für immer verloren. Der König wurde mit seiner Familie in den Tuilerien wie ein Gefangener bewacht; die Minister empfingen nur von der Nationalversammlung Befehle. Die Abschaffung des Königthums wurde allgemein erwartet, von den Jakobinern mit Ungestüm gefordert. Aber eben, weil die Jakobiner durch den Sturz des Königs die Herrschaft zu erlangen suchten, hielten es die gemäßigten Freiheitsfreunde für nothwendig, den König zu erhalten. Es thaten 290 Mitglieder der Nationalversammlung Einspruch gegen die Gefangenhaltung des Königs; die Untersuchungscommission berichtete, daß seine Reise nicht als ein Vergehen betrachtet werden könne, und daß die ihm durch die Verfassung zugesicherte Unverletzlichkeit nicht verstatte, ihn vor Gericht zu stellen. Die zügellosen Banden von Paris zürnten über diese Beschlüsse, und die Jakobiner rotteten am 17. Juli auf dem Marsfelde das Gesindel zusammen, um die Versammlung zum Nachgeben zu zwingen. Aber der Bürgerrath ließ das Kriegsgesetz verlesen und die rothe Fahne auf dem Rathhause

aufstecken. La Fayette rückte mit einigen Bataillons Nationalgarde gegen die Aufrührer heran und zerstreute sie mit wenigen Schüssen.

Annahme der Verfassung. Auflösung der constituirenden Versammlung.

Die Nationalversammlung benutzte den Sieg nicht dazu, die Anstifter des Aufruhrs zu verfolgen und die Klubs der Jakobiner und Cordeliers zu vernichten, sondern setzte ohne weitere Störung die Verfassungsarbeit fort. Am 3. September 1791 wurde die Verfassung in der Nationalversammlung als vollendet verlesen. Sie war ein Versuch, die menschlichen Verhältnisse lediglich aus materiellem Stoffe nach den Gesetzen des rechnenden Verstandes ganz neu zu erschaffen, ohne die geschichtliche Entwickelung, die Sitte und den Nationalgeist einer Rücksicht zu würdigen und ohne die kirchliche Gesetzgebung, auch nur bei Taufe und Ehe, als eine nothwendige Ergänzung staatsbürgerlicher Handlungen gelten zu lassen. Gefährlich war die Vorstellung einer unbedingten Gleichheit, welche der Verfassung zu Grunde lag. Dem aufgestellten Satze, daß alle Menschen frei und gleich an Rechten geboren werden und bleiben, widersprach die Eintheilung in thätige und nicht thätige Staatsbürger. Nur diejenigen, welche eine, den Werth dreier Tagelöhne erreichende Abgabe bezahlten, sollten zur Theilnahme an den Wahlen berechtigt, und fähig sein, zu Abgeordneten erwählt zu werden. Mit dem aufgestellten Rechte des Widerstandes gegen Unterdrückung stand das Gesetz im Widerspruch, daß jeder Bürger durch Widerstand gegen einen Verhaftsbefehl straffällig werde. Verderblich war das widersinnige Verhältniß, in welches die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt, oder die Nationalversammlung und der König, zu einander gestellt waren. Die erstere hatte sich alle Macht zugeeignet; der König war nur der Beamte der Versammlung, deren Gesetze an die Behörden zu schicken und sonst bekannt zu machen, sein Hauptgeschäft war.

Die Mängel der Verfassung würden weniger hervorgetreten sein, wenn die Stifter derselben nicht genöthigt gewesen wären, ihr Amt roheren und ungeschickteren Nachfolgern zu überlassen. Die Vollendung der Verfassung wurde als der Zeitpunkt angesehen, wo die Vollmachten der Abgeordneten erlöschen würden. Die öffentliche Meinung, die der Versammlung zur Stütze ihrer Macht diente, legte ihr auch die Nothwendigkeit auf, sich an dem angegebenen Zeitpunkt aufzulösen. Die Gefahr dieses Wechsels würde vermindert worden sein, wenn wenigstens ein Theil der bisherigen Abgeordneten durch abermalige Erwählung in die neue Versammlung übergegangen wäre. Aber die Jakobiner verlangten eine ganz neue Versammlung und machten den Vorschlag, daß keins der gegenwärtigen Mitglieder an der nächsten Sitzung Theil nehmen solle. Diesen Antrag vertheidigte Robespierre mit einem Feuer der Ueberzeugung, welches seiner mittelmäßigen Beredtsamkeit zum ersten Male einen mächtigen Eindruck verschaffte. Mit den Freiheitsmännern der linken Seite vereinigten sich die auf der rechten Seite sitzenden Freunde der unumschränkten Königsgewalt, weil sie hofften, daß die alte Ordnung der Dinge unter den Trümmern der Verfassung wieder erstehen werde. Der Beschluß wurde im wildesten Getümmel gefaßt.

Am 14. September 1791 erschien Ludwig in der Versammlung und bekräftigte durch einen feierlichen Eid die Annahme der Verfassung. Am 30. September 1791 erfolgte durch den König die Auflösung der

constituirenden Versammlung, und schon war die neue Versammlung bereit, am folgenden Morgen ihre Sitzungen zu beginnen.

Die Stimmung in andern Ländern. Das Verhalten der auswärtigen Fürsten.

Die Begebenheiten in Frankreich erregten in hohem Grade die Theilnahme der Fürsten und Völker. Anfangs betrachteten die Fürsten die Schwächung der inneren Kraft Frankreichs mit den Augen der eigennützigen Cabinetspolitik; aber ganz andere Gefühle wurden wach, als der König von den untern Volksklassen seiner Macht beraubt und diese Thatsache durch Reden und Schriften als das Ergebniß der wahren Staatsweisheit, als der Höhepunkt gesellschaftlicher Entwickelung gepriesen und zur Nachahmung empfohlen wurde. Die Stimmung des Mittelstandes war fast überall gegen die Vorrechte des Adels, und deshalb wurde in den meisten Ländern Europa's die Veränderung in Frankreich als ein Sieg des Rechts und der Wahrheit über Mißbrauch und Vorurtheil mit Begeisterung aufgenommen. Eben so blind, wie der Mittelstand für die französische Revolution Partei ergriff, erklärten sich die höheren Stände gegen dieselbe. Die Regierungen benutzten die Lehren nicht, welche der Gang der Dinge in Frankreich ihnen gab, sie waren nicht bemüht, die Aufregung der Zeit durch Verständigung mit ihren Elementen und durch einsichtige Behandlung zu beschwichtigen. Die Lobredner des Alten fanden nun leichteren Eingang, wenn sie alles Neue als gefährlich und die bisher so beförderte Aufklärung als die größte Feindin der Throne darstellten. Die Großen faßten die Ansicht, daß dem Geiste der Zeit viel zu viel gehuldigt worden sei, und daß Rückschritte zum Alten geschehen müßten, wenn Recht und Ordnung ferner bestehen sollten. Sie wollten die Welt von ihrer Entwickelungskrankheit durch Beschränkungen und Zuchtmittel heilen, und das Streben nach Aufklärung durch Aberglauben und Verfinsterung hemmen. Es trat eine Meinung hervor, welche die in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht aus der Verderbniß der gesellschaftlichen Zustände und aus den Mißgriffen eines schwachen, irre geleiteten Königs, sondern aus einer gegen Staat und Kirche gerichteten Verschwörung und aus dem Zusammenwirken zahlreicher geheimer Gesellschaften erklärte. Die geheimen Orden der Freimaurer und der Illuminaten kamen in den Verdacht, mit den Revolutionsmännern in Frankreich in Zusammenhang zu stehen. Da die Regenten ihren Gegnern auf die Spur zu kommen suchten, so entstand in den meisten deutschen Ländern eine geheimpolizeiliche Beaufsichtigung der Unterthanen. In Oestreich wurde die unter Joseph II. eingeführte Rede-, Druck- und Lesefreiheit beschränkt.

Die von der Nationalversammlung am 4. August 1789 verfügte Aufhebung aller Feudalverhältnisse traf auch die standesherrlichen Rechte derjenigen deutschen Reichsstände, die in den, durch frühere Friedensschlüsse an Frankreich abgetretenen Landschaften, Elsaß, Franche-Comté, Lothringen und Hennegau, Besitzungen hatten. Diese Fürsten behaupteten, die Nationalversammlung habe nicht das Recht, ihre unter Gewährleistung des Reiches stehenden Rechte aufzuheben; sie wiesen die ihnen angebotene Geldentschädigung zurück und brachten ihre Beschwerde an Kaiser und Reich. Der Kaiser Leopold wies in einem am 14. December 1790 an den König von Frankreich gerichteten Schreiben die Verpflichtung nach, die vertragsmäßigen Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Er

that dies aber in einem sehr milden Ton, weil er ganz richtig urtheilte, daß die in Frankreich liegenden Güter ausländischer Fürsten von den Veränderungen der Gesetzgebung eben so wie die Güter der einheimischen Großen betroffen werden müßten.

Die Fortschritte der Revolution und die Furcht vor dem Treiben der Jakobiner ließen alle Throne durch die Erniedrigung des glänzendsten derselben gefährdet erscheinen. Ueberdies wurden der Kaiser und Friedrich Wilhelm von Preußen durch die Ausgewanderten bestürmt, die Macht der Umsturzpartei durch Waffengewalt zu zertrümmern. Hierzu zeigte sich der Kaiser auf einer 1791 zu Mantua gehaltenen Zusammenkunft gegen den Grafen Artois und den Minister Calonne nicht abgeneigt. Aber Ludwig XVI., der mit den Plänen dieser beiden unzufrieden war, sprach dem Kaiser und dem Könige von Preußen den Wunsch aus, ihm durch einen bloß anzudrohenden, aber nicht auszuführenden Einfall in Frankreich das Ansehen eines Vermittlers zwischen dem bewaffneten Europa und seinem Volke zu verschaffen. Plötzlich unternahm Ludwig die unglückliche Fluchtreise. Seine darauf folgende Gefangenhaltung erhöhte den Eifer der Monarchen, und im August 1791 kamen Leopold und Friedrich Wilhelm zu Pillnitz beim Kurfürsten von Sachsen zusammen, um die zu treffenden Maßregeln zu besprechen. Sie gaben die Erklärung ab, daß sie hofften, alle Herrscher Europa's würden dazu beitragen, dem Könige von Frankreich die Wiederherstellung der monarchischen Regierung möglich zu machen, und daß sie selbst entschlossen wären, ohne Verzug und gemeinschaftlich mit der nöthigen Macht einzuschreiten. Da aber Ludwig XVI. bald darauf die Verfassung feierlich annahm, so hielten es beide Fürsten für rathsam, sich vor der Hand jeder Einmischung zu enthalten.

Die gesetzgebende Versammlung, wie sie im Gegensatz zu der ersten oder constituirenden genannt wurde, hielt ihre erste Sitzung am 1. Oktober 1791. Sie bestand aus 747 Abgeordneten, meistens Advokaten und jungen constitutionellen Priestern. Das alte Königthum, das in der constituirenden Versammlung eine starke Partei für sich gehabt hatte, zählte in der gegenwärtigen keine Anhänger mehr. Die rechte Seite wurde von den Feuillants, den Vertheidigern der neu begründeten Verfassung oder der constitutionellen Monarchie, gebildet, die linke Seite bestand aus Jakobinern, deren Streben auf den Umsturz des Thrones und die Errichtung einer Republik gerichtet war. Eine zwischen beiden stehende Anzahl Unentschiedener gelangte zu keiner Bedeutung. An der Spitze der Feuillants standen Lameth, Barnave, Duport, Damas, für sie waren die Nationalgarde, das Heer und die Behörden in den Departements. Es fand sich bei ihnen viel Talent, viel edler Wille und Mäßigung, aber es fehlten ihnen durch Ungestüm fortreißende Redner. Bei den Jakobinern traten frühzeitig verschiedene Färbungen hervor. Durch Geist und Talente zeichneten sich die Girondisten aus, so benannt, weil die meisten derselben in der Landschaft an der Gironde ihre Heimat hatten. Sie bildeten den streng republikanischen Theil der Nationalversammlung und wollten einen Freistaat nach dem Vorbilde Roms oder der Städte Griechenlands. An ihrer Spitze standen Vergniaud, Guadet, Gensonné, Brissot,

Die gesetzgebende Versammlung. Kampf der Feuillants u. Jakobiner.

der Marquis Condorcet, Pétion und der ernste, arbeitsame Roland. Den Girondisten zur Seite entwickelte die heftigere revolutionäre Partei einen hohen Grad von Thätigkeit, um die Gewalt in die Hände der untersten Volksklassen übergehen zu lassen. Es waren die auf der erhöhten linken Seite des Saales (montagne) sitzenden strengen Jakobiner und Cordeliers. An der Spitze der letzteren stand Danton, neben welchem Carrier, Camille Desmoulins, der Theaterdichter Fabre d'Eglantine, Marat aus Neufchatel, Tallien, Manuel, Legendre, Schlächter aus der Vorstadt St. Germain, Anacharsis Cloots und Herzog Philipp von Orleans genannt wurden; über erstere übte, neben dem Rechtsanwalt Billaud-Varennes und dem Schauspieler Collot d'Herbois, Maximilian Robespierre die höchste Gewalt. Mit der Zeit wuchs er zum mächtigen Redner heran; seine Ironie schmetterte zu Boden, sein Inneres war undurchdringlich; dabei zeigte er sich mäßig, unbestechlich, ein Feind des Prunkes, in Heuchelei unerreichbar. Robespierre, dem der Zutritt zu der Nationalversammlung verwehrt war, weil er der ersten Versammlung als Abgeordneter beigewohnt hatte, richtete seine ganze Thätigkeit auf den Klub der Jakobiner. Danton war ein Mann von riesigem Körperbau, mit einer donnernden Stimme begabt, ungestüm im Ausdruck und Bewegungen. Jede Verhüllung seiner Laster schien ihm entbehrlich; mitunter wurde er durch Thränen, immer durch Gold bestochen. Anfangs überwog bei den Jakobinern der Einfluß der Girondisten; später wurden diese durch den Berg (montagne) verdrängt.

Als die Nationalversammlung die Anrede: Sire, und den Titel: Majestät, abzuschaffen und den König hinfort bloß: König der Franzosen anzureden beschloß, gab sich der Unwille der pariser Bürgerschaft über diese constitutionswidrige Herabsetzung des Königs so allgemein kund, daß der Beschluß zurückgenommen werden mußte. Die Nationalversammlung beraubte die unbeeidigten Priester des ihnen zugesicherten Gehaltes und gab sie der Verfolgung preis, erließ die grausamsten Beschlüsse gegen die Ausgewanderten, beschränkte die bürgerliche Freiheit durch die drückendsten Verfügungen und entriß dem Könige eins seiner Rechte nach dem andern. Aber in den Mittelklassen war bereits der eigentliche Schwindel vorüber, und die Revolution hatte mit der Neuheit einen Theil ihrer Reize verloren. Mehrere Zuschriften von ganzen Körperschaften forderten den König zur pflichtmäßigen Vertheidigung seiner Rechte auf, und die Feuillants suchten jetzt im Hofe eine Stütze gegen die Jakobiner zu gewinnen. Aber Ludwig besaß nicht Charakterstärke genug, um aus den Umständen Vortheil zu ziehen. Statt sich aufrichtig mit den Anhängern der Verfassung zu vereinigen, fand er nur Trost in einem vertrauten Zirkel, in welchem ihn, hinter dem Rücken der Minister, Projektmacher mit Plänen zu einer Gegenrevolution unterhielten. Mit schneidender Kälte wies er die talent- und geistvollen Häupter der Gironde zurück, die sich zu Anfange des Jahres 1792 an ihn anschließen wollten, um die eigentlichen Jakobiner im Zaume zu halten. Noch einen größeren Mißgriff beging der Hof, als er bei der Wahl eines neuen Maire von Paris durch seinen Einfluß die Erwählung des Girondisten Petion begünstigte, um nicht den verhaßten La Fayette erwählt zu sehen. In dem Maße, als die königliche Familie durch finstere Zurückgezogenheit,

durch den Widerwillen, den sie den Volksmännern zeigte, und durch die Herzlichkeit, mit der die alten Freunde in den Tuilerien aufgenommen wurden, den Betheuerungen, die der König von seiner Anhänglichkeit an die Verfassung gab, allen Glauben benahm, wurde es den wortführenden Jakobinern immer leichter, das Volk gegen den König zu erbittern. Den Volksmännern blieb die geheime Rathsversammlung kein Geheimniß und sie nannten dieselbe den östreichischen Ausschuß.

Der Hof erwartete seine Rettung allein von dem Einschreiten der fremden Mächte. Aber öffentlich wurde von Montmorin, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und von dessen Nachfolger de Lessart mit dem wiener Hofe in ganz entgegengesetzter Weise unterhandelt. Alle Parteien wünschten den Krieg. Die Royalisten und Ausgewanderten hofften über die Bürgermilizen mit leichter Mühe zu triumphiren und dann das Ansehen des Thrones, der Kirche und des Adels wieder herzustellen. Die Anhänger der Verfassung hielten den Krieg für das einzige Mittel, alle Parteien zu vereinigen und die neue Ordnung zu befestigen. Die Jakobiner wünschten den Krieg, weil sie in der Verwirrung, die er herbeiführen mußte, den König vom Throne zu stoßen und das Reich der Freiheit und Gleichheit zu gründen hofften. Da die Reden in der Nationalversammlung täglich drohender und bereits Truppen an die Grenzen beordert wurden, so erweiterte der Kaiser die Verabredung mit Preußen zu einem Vertheidigungsbündnisse, welches am 5. Februar 1792 in Berlin zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung geschlossen wurde. Die kriegerische Wuth der Nationalversammlung wurde durch eine östreichische Staatsschrift vom 19. Februar gesteigert. Der Minister de Lessart wurde beschuldigt, in der von ihm geführten Verhandlung die Würde der Nation nicht behauptet zu haben; er wurde in den Anklagestand versetzt und sogleich nach Orleans in den Kerker geführt. Bei den Verhandlungen über de Lessarts Anklage war die Nationalversammlung der Schauplatz der pöbelhaftesten Gemeinheit, indem die Mitglieder mit wüthendem heisern Geschrei, unter Schwingung der Hüte, Stöcke und Arme, sich gegen einander erhoben. Nur ein einziger unter den Feuillants wagte für de Lessart aufzutreten. Dieses schwachherzige Benehmen nahm der ganzen Feuillantspartei alles Ansehen. In ihrem Klub wurde es immer stiller, und bald darauf hörte er ganz auf. Dagegen wurde es bei den Jakobinern immer lebhafter, und die Gallerien und die Plätze der Mitglieder waren immer gedrängt voll. Alle Minister nahmen jetzt ihren Abschied. Der König sah sich genöthigt, seine neuen Minister aus den Girondisten zu wählen. Das Ministerium des Innern übertrug er Roland, das der auswärtigen Angelegenheiten Dumouriez und diesen zur Seite setzte er Lacoste, Clavière, Duranton und Servan. Dumouriez war damals ein Mann in der Kraft der Jahre, ein unternehmender Geist, verwegen, raschen Blicks die Menschen durchspähend, ein Feind der Anarchie, ohne Scheu vor einer Verbindung mit den Schlechten, weil er sie zu überlisten hoffte, als Redner gewandt und durch sein Feuer hinreißend, aber unstät und charakterlos. Früher hatte er als feiner Hofmann gegolten, dann den Verfassungsfreunden, endlich den Girondisten sich zugesellt. Auch als Minister erschien er im Klub der Jakobiner, mit der rothen Mütze, ihrem von den Galeerensklaven in Toulon entlehnten Ab-

zeichen. Einen entschiedenen Gegensatz zu ihm bildete der streng republikanische, unbeugsame Roland, ein Freund schlichter Wahrheit und Verächter jedes Schmucks der Rede. Bei seiner schönen, geistreichen Gemahlin, die schon als Jungfrau die Schriften Plutarchs dem Meßbuche vorgezogen hatte und die den Glanz des untergegangnen Freiheitslebens von Griechenland und Rom in ihrem Frankreich aufsteigen zu sehen hoffte, begegneten sich die strebsamsten und begabtesten Männer der Gironde. Anfangs trug der Ceremonienmeister Bedenken, dem neuen Minister in seiner schlichten Kleidung beim Könige Zutritt zu gewähren, und der Hof hielt den Staat für verloren, als Roland es wagte, mit rundem Hut und ohne Schnallen auf den Schuhen in den Tuilerien zu erscheinen. Die dienstbaren Geister in den Vorgemächern des Königs nannten das neue Ministerium ein sansculottisches.

Ausbruch des Kriegs gegen Oestreich.

Kaiser Leopold starb nach einer kurzen Krankheit am 1. März 1792, und es folgte ihm sein Sohn Franz II. Als bei dessen Regierungsantritt Fürst Kaunitz derber als zuvor über die Jakobiner sich äußerte und die volle Wiederherstellung des französischen Königthums verlangte, bewogen die französischen Minister Ludwig XVI. sich in die Versammlung zu begeben und auf Krieg gegen Oestreich anzutragen. Mit allgemeinem Jubel wurde der Antrag angenommen. Wenige Tage nach der Kriegserklärung wurde der Feldzug durch den Einfall mehrerer französischen Heerhaufen in die Niederlande eröffnet. Ein Corps, welches von Lille aus Tournay überrumpeln wollte, wurde von den Oestreichern in die Flucht geschlagen. Um die Schande ihrer Flucht zu verdecken, schrien die Soldaten über Verrath und ermordeten in Lille den General Dillon, der sie geführt hatte. Unmittelbar nach dem schändlichen Auftritte in Lille nahm der Marschall Rochambeau, der den Oberbefehl über die Nordarmee führte, den Abschied, und ganze Regimenter gingen zu den Ausgewanderten über. Von den eigentlich französischen Linienregimentern thaten dies wenigstens sehr viele Officiere, welchen ihre Stellung bei der Zügellosigkeit und dem frechen Ungehorsam der Gemeinen widerwärtig geworden war.

Auflösung der Leibwache. Entlassung des girondistischen Ministeriums.

Die Gerüchte und Anklagen gegen den König vermehrten sich. Haufen des niedrigsten, von den Parteihäuptern besoldeten Pöbels zogen, mit Piken, Dolchen und Flinten bewaffnet, vor die Tuilerien, pflanzten an dem Thore dieses Schlosses die dreifarbige Fahne und die Jakobinermütze auf, und forderten, unter Schimpfreden gegen den König und die Königin, die Leibwache zum Kampfe heraus. Die Leibwache von 1800 Mann hatte ihr Befehlshaber Brissac, ein eifriger Anhänger der alten Ordnung, aus solchen, die seine Gesinnung theilten, zusammengesetzt und die Officiere wie die Gemeinen mochten wohl die Ungezogenheiten, die täglich gegen sie und den König begangen wurden, zuweilen an Unschuldigen gestraft haben. Am 30. Mai erhob der Jakobiner Bazire eine Anklage gegen die Garde und beantragte ihre Auflösung und die Verhaftung des Befehlshabers Brissac. Das Decret wurde abgefaßt und vom König bestätigt. Brissac wurde nach Orleans vor den Gerichtshof abgeführt und mit dessen übrigen Gefangenen einige Monate nachher ermordet. Während der König mit furchtsamer Bereitwilligkeit seine Beschützer preisgab, versagte er standhaft einem Decrete seine Genehmigung,

welches alle nicht beeidigten Priester zur Abführung nach Amerika verurtheilte.

Nachdem die Jakobiner den König seiner Leibwache beraubt hatten, wollten sie ihm auch den Schutz entziehen, den er von der Rechtlichkeit der pariser Nationalgarde zu erwarten hatte. Der Kriegsminister Servan machte den Vorschlag, ein Lager von 20,000 Freiwilligen aus den Nationalgarden der Departements in der Nähe von Paris zu vereinigen. Aber dieser Plan erregte den Unwillen der pariser Nationalgarde, und die gemäßigteren Minister, Dumouriez, Duranthon und Lacoste, ermuthigten den König, dem Föderationslager seine Zustimmung zu versagen. Roland verlangte vom König in einem groben Brief die Bestätigung der beiden Decrete über die Priester und das Föderationslager und drohte mit der Niederlegung seines Amtes. Aber der König gab Roland, Servan und Claviere ihre Entlassung. Die Nationalversammlung ließ Rolands Brief drucken und in alle Departements verschicken und empfing Dumouriez, der nun zum Kriegsminister ernannt worden war, mit Geschrei des Unwillens. Nun suchte auch Dumouriez, um seine Volksbeliebtheit wieder zu gewinnen, vom Könige die Genehmigung der beiden Decrete zu erpressen; aber auch Dumouriez und die beiden anderen Minister erhielten ihre Entlassung. Die durch diese Vorgänge gesteigerte Gährung der Hauptstadt bewog La Fayette, der den Befehl über die Nordarmee übernommen hatte, einen Brief an die Nationalversammlung zu schreiben, in welchem er in den stärksten Ausdrücken gegen das Treiben der Jakobiner sich ausließ.

Die Girondisten wollten wegen der Verabschiedung der Minister und wegen La Fayette's Brief sich rächen; sie wollten den Hof durch einen unblutigen Aufstand schrecken und zur Unterwerfung zwingen. Sie ließen von Marseille Banden des verworfenen Gesindels nach Paris kommen, das sich im dortigen Hafen von den Nebendiensten des Schiffswesens ernährte. An diese Rotten schlossen sich die Einwohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau sowie der ganze Auswurf der großen Hauptstadt an. Am 20. Juni erschien der Brauer Santerre, Befehlshaber eines Bataillons der Vorstadt St. Antoine, in der Nationalversammlung und verlangte Einlaß für seine Leute. Nach einigem Gezänk wurde das Verlangen zugestanden, und ein Sprecher des Pöbels trug eine Bittschrift vor, in welcher Bestätigung der Decrete gegen die Ausgewanderten und die unbeeidigten Priester verlangt und zugleich Klage über Verabschiedung der bisherigen Minister ausgesprochen wurde. Hierauf verlangte Santerre für seine Bürger und Bürgerinnen die Erlaubniß, vor den Gesetzgebern vorüberzuziehn. Unter dem Schall von Trommeln und Pfeifen wälzt sich die Pöbelmasse in den Saal. Ein Paar zerrissene Beinkleider werden auf einer Pike als Fahne vorgetragen, auf eine andere Pike ist ein blutendes Rinderherz und dabei eine Tafel mit der Aufschrift gesteckt: Aristokratenherz. Von der Nationalversammlung geht der Marsch nach dem Schlosse. Ein Municipalbeamter läßt das Gitterthor aufschließen, die inneren Thüren werden gesprengt und der König selbst befiehlt seine Gemächer zu öffnen. Mit stoischer Standhaftigkeit erträgt der König alle Arten von Beschimpfung dieser rohen und zum Theil berauschten Menge. Er behält mehrere Stunden lang eine Jakobinermütze, die man ihm aufgesetzt hat,

Aufstand der Vorstädte am 20. Juni 1792.

auf dem Kopfe und trinkt mit den Wortführern aus einer Flasche auf die Gesundheit der Nation. Seine wiederholten Redenanfänge: „Ich habe die Constitution beschworen und ich werde sie halten," werden immer durch den Zuruf unterbrochen, daß man das schon oft gehört habe und nicht glaube. Abgeordneten der Nationalversammlung, die das Volk zum Abzuge bewegen wollen, wird zugerufen: „Schweigt, ihr Schwätzer!" In einem anderen Zimmer setzte die Königin dem ungezogenen Betragen des um sie versammelten, besonders aus Weibern bestehenden Pöbels einen trotzigen Muth entgegen. Die längere Dauer des seltsamen Auftritts hatte die Volkswuth abgekühlt. Da wurde auf den Schultern zweier Grenadiere der Maire Petion hereingetragen. Seinem Zureden gelingt es, die Masse zum Abzuge zu bewegen. Aber erst Abends um zehn Uhr war das Schloß von seinen rohen Gästen befreit, da gegen 40,000 Menschen durch die lange Reihe der königlichen Zimmer zogen.

Ueber diese schändlichen Auftritte gab sich allgemeiner Unwille kund. Zwanzigtausend angesehene Bürger von Paris drangen in einer Addresse auf Bestrafung der Anstifter, und aus den größeren Städten des Reichs liefen Zuschriften ein, in welchen die stärksten Versicherungen der Treue für den König, die entschiedensten Erklärungen gegen das Treiben der Jakobiner ausgesprochen waren. Einen auffallenden Schritt that La Fayette, indem er ganz unvermuthet nach Paris kam und der Nationalversammlung erklärte, daß die letzten pariser Vorgänge constitutionswidrig seien, und daß die Soldaten seiner Armee gegen die Urheber einen patriatischen Ingrimm empfänden. La Fayette erwartete, der Hof werde in ihm seinen Retter erblicken und die allgemeine Stimmung für geeignet halten, um einen kühnen Schritt gegen die Jakobiner zu thun; er bildete sich ein, durch den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung diese Partei niederzuschmettern. Allein der Hof empfing ihn mit eisiger Kälte, und die Jakobiner fürchteten einen General ohne Armee nicht. Sie fragten nach seiner Befugniß, ohne Erlaubniß des Kriegsministers die Armee im Angesichte des Feindes zu verlassen und nach Paris zu kommen. Am Ende mußte La Fayette froh sein, nach zwei Tagen ganz unverrichteter Sache zur Armee zurückkehren zu können.

Erstürmung der Tuilerien. Absetzung des Königs.

Die Jakobiner hatten an den von den Girondisten veranlaßten Vorgängen des 20. Juni die Halbheit ihrer Nebenbuhler und zugleich die Leichtigkeit erkannt, mit der sich die Tuilerien durch einen entschlossenen Angriff würden einnehmen lassen. Ihr Treiben wurde daher immer geschäftiger und sie bereiteten einen Sturm gegen die Tuilerien vor. Den Freunden und Dienern des Königs blieb das nicht unbekannt, und sie drangen in den König, sich mit seiner Familie von Paris zu entfernen. Aber der König verwarf die ihm vorgelegten Pläne eben so wie den erneuerten Vorschlag La Fayette's, nach welchem sich der König unter den Schutz der Armee begeben sollte. Die Rednerbühnen der Nationalversammlung und der Klubs ertönten immer heftiger von den wachsenden Gefahren des Vaterlandes und von dem Einverständnisse des Hofes mit den Feinden. Vergebens ließ der König selbst der Nationalversammlung die Anzeige machen, daß an einem Angriffe von Seiten Preußens nicht mehr zu zweifeln sei; vergebens über-

sandte er der Versammlung die ihm aus Deutschland zugekommenen Aktenstücke über beabsichtigte Anleihen der ausgewanderten Prinzen; er vermochte das Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit nicht zu beseitigen, und alle diese für heuchlerisch gehaltenen Schritte setzten ihn in der Achtung des Volkes immer mehr herunter. Ein verunglückter Versuch, den Maire Petion wegen der Auftritte am 20. Juni zur Strafe zu ziehen, machte die Spannung noch größer. Obgleich der König dem Föderationslager bei Paris seine Genehmigung versagt hatte, kamen doch mehrere tausend sogenannte Föderirte, besonders aus den Städten des Südens, nach Paris. Als am 14. Juli 1792 das Bundesfest gefeiert wurde, zogen an dem Platze, den man auf dem Marsfelde dem Hofe angewiesen hatte, die Pöbelhaufen unter dem Geschrei vorüber: „Es lebe Petion! Nieder mit dem Veto! Nieder mit La Fayette!" Der krampfhafte, durch das Vorrücken der Feinde, das Mißtrauen gegen den König und das gegen einander gerichtete Spiel der verschiedenen Parteien hervorgebrachte Zustand der Hauptstadt wurde durch zwei drohende Manifeste vermehrt, welche der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen am 25. und 27. Juli von Koblenz aus erlassen hatte. Auch die ausgewanderten Prinzen hatten ähnliche Erklärungen bekannt gemacht.

Während die Girondisten durch lange und prunkvolle Reden die Absetzung des Königs und die Einführung der Republik zu bewirken suchten, handelten die Jakobiner und beriethen in einem geheimen Ausschuß ihren Plan, an einem bestimmten Tage den Pöbel gegen die Tuilerien zu führen und durch Erstürmung dieses Schlosses den morschen Thron zu zertrümmern. Auch im Schlosse wurden von dem Könige und seinen treu gebliebenen Dienern die Mittel der Rettung berathen. Aber alle gemachten Vorschläge scheiterten an der Unentschlossenheit des Königs. Der König ließ sich von der Königin bestimmen, und diese rechnete sicher darauf, den Herzog von Braunschweig an der Spitze der preußischen Armee nächstens in Paris einrücken zu sehen.

Als es gewiß war, daß in der Nacht zum 10. August ein Angriff auf die Tuilerien gemacht werden solle, traf der vom Könige ernannte Ausschuß Vertheldigungsmaßregeln. Sechzehn Bataillons Nationalgarde und acht bis neunhundert aus der Nähe herbeigezogene Schweizer besetzten alle Zugänge des Schlosses. Der Obercommandant der Nationalgarde, Mandat, ein ehemaliger Officier der französischen Garde, traf die zweckmäßigsten Anordnungen und nöthigte den Maire Petion, ihm einen schriftlichen Befehl auszustellen, durch welchen er Gewalt mit Gewalt zu vertreiben bevollmächtigt wurde. Auch eine Anzahl von Edelleuten und ehemaligen Officieren fanden sich zur Vertheidigung des Königs im Schlosse ein. Aber während die rechtlichen Bürger unter den Waffen waren, vertheilten sich fünf bis sechshundert Jakobiner in die Versammlungssäle der Sectionen, erklärten sich für Abgeordnete des Volks, setzten den Bürgerrath ab und ernannten einen neuen Rath von 192 Personen. Diese begaben sich auf das Rathhaus und verjagten die versammelten Beamten. Dann ließen sie den Commandanten Mandat auf das Rathhaus fordern und bestürmten ihn mit Fragen nach seinen Maßregeln und mit Schmähungen. Er wird ergriffen, fortgeführt und auf der Treppe niedergehauen.

Die Vertheidiger der Tuilerien sind nun ohne Anführer; denn Mandat hat in der Meinung, sogleich wieder zu kommen, keinem Officier das Commando übergeben. Dennoch schallt dem Könige, als er um fünf Uhr, von einigen Stabsofficieren begleitet, die Posten vor dem Schlosse besucht, von den meisten Bataillons mit dem Trommelgruß ein lauter Zuruf entgegen; nur ein einziges Bataillon und die Kanoniere rufen der Nation Lebehoch. Als die Sturmglocken ertönen und die Aufrührer anrücken, öffnet das zweideutig gesinnte Bataillon einem Haufen den Durchgang. Die übrigen Vertheidiger wissen nicht, ob sie dem weiteren Andrange Gewalt entgegensetzen sollen, und um acht Uhr ist der Carrouselplatz vor dem Schlosse ganz mit Pöbel angefüllt, die Verwirrung, das Geschrei fürchterlich, die Pöbelmasse bereit, jeden Augenblick in das Schloß einzubringen.

Der König befand sich mit seiner Familie, von ein Paar hundert Edelleuten und Nationalgarden umgeben in einem Saale des Schlosses. In diesen trat der Procureur-Syndic Röderer und erklärte: „Die Gefahr sei aufs höchste gestiegen; der König mit seiner Familie könne nur dadurch dem gewissen Tode entgehen, daß er sich in die Nationalversammlung flüchte." Anfangs widersetzte sich Marie Antoinette, weil sie die Absicht des Vorschlags durchschaute, den König ganz in die Hände der Versammlung zu liefern; endlich erklärte sie sich bereit, auch dieses letzte Opfer zu bringen. Von Schweizern und Nationalgarden geleitet, gelangte die unglückliche königliche Familie bis zum Eingange des Saals der Nationalversammlung. Hier aber verweigerte der Pöbel den Durchgang, unter den gröbsten Schimpfreden und Drohungen, bis einige Beamte es dahin brachten, daß der König mit seiner Familie in den Saal eintreten durften. „Ich bin gekommen, sprach Ludwig XVI. zum Präsidenten Vergniaud, um ein großes Verbrechen zu verhüten; in der Mitte der Vertreter des Volks werde ich mich sicher fühlen; hier will ich bleiben, bis die öffentliche Ruhe wieder hergestellt ist." „Sire, entgegnete Vergniaud, die Nationalversammlung kennt ihre Pflichten, zu denen vor allen Dingen die Erhaltung der verfassungsmäßigen Regierung gehört." Der König setzte sich nun zur Linken des Präsidenten, auf den Lehnstuhl, den er sonst einzunehmen pflegte; aber Chabot, ein ehemaliger Kapuziner, stellte den Antrag, daß sich der König in den Saal eines der Ausschüsse begeben möge, weil man in seiner Gegenwart mit der Berathung nicht fortfahren könne. Die Girondisten vermutheten, daß Chabot dadurch dem Pöbel den Weg zum Morde bahnen wolle, und erreichten es, daß der König die kleine, mit eisernen Gittern versehene Loge eines Zeitungsschreibers einnehmen solle. In diesen engen Raum begab sich die königliche Familie mit zwei Ministern und einigen Anhängern.

Plötzlich wurde Kanonendonner und Kleingewehrfeuer vernommen. Der König hatte es bei seinem Weggange aus dem Schlosse versäumt, den Vertheidigern desselben den Befehl zum Abzuge zu ertheilen. Die Nationalgarde und die meisten Royalisten hatten sich entfernt; aber die Schweizer, als Soldaten an strenge Dienstordnung gewöhnt, warteten auf Verhaltungsbefehle. Da fällt ein Haufe Pikenmänner das Commando am Fuße der großen Treppe an, reißt mit Feuerhaken fünf Mann aus den Reihen und schlägt sie mit Keulen und Flintenkolben

todt. Bei diesem Anblick gerathen die Krieger in Wuth und geben Feuer auf die Rebellen; mehrere der letzteren fallen, die übrigen ergreifen die Flucht, mit Wegwerfung ihrer Waffen und Zurücklassung der mitgebrachten Kanonen. In wenigen Minuten ist der Schloßplatz und der Carrouselplatz vom Pöbel gereinigt, und auch auf der anderen Seite des Schlosses wird die anstürmende Pöbelmasse zurückgeschlagen. Sobald in der Nationalversammlung der Stand der Dinge bekannt wird, sprechen mehrere Abgeordnete ihren Unwillen aus, daß den Schweizern Mordbefehle ertheilt sind. Ein Minister betheuert das Gegentheil, Ludwig selbst ruft überlaut, er habe alles Schießen verboten, und sendet sogleich einen Adjutanten an die Vertheidiger des Schlosses. Dieser ruft die auf der Gartenseite der Tuilerien aufgestellten zweihundert Schweizer in die Nationalversammlung, und sie leisten Folge.

Auf der Vorderseite erneuern die Banden der Jakobiner, von Westermann, einem Deutschen und Freunde Dantons, angeführt, den Angriff. Die dort aufgestellten Krieger werden von den Eingedrungenen nun auch im Rücken gefaßt und überwältigt. Achtzig Schweizer stehen an der großen Treppe in tapferer Gegenwehr, bis der letzte Mann gefallen ist. Ihr Bannerträger, von Montmorin, wickelt, aus vielen Wunden blutend, die Fahne um sich, sinkt nieder und haucht sein Leben aus. Einige Schweizer werden lebendig aus den Fenstern gestürzt und von den Untenstehenden mit Piken aufgefangen. Mit und nach den Schweizern werden die Bewohner des Schlosses, ohne Unterschied des Ranges, des Alters und des Geschlechts ermordet. An den Leichnamen üben furienmäßige Weiber durch Entkleidung ihre scheußliche Lust. Aus den Fenstern des Schlosses wirbelt die Flamme, und nur mit Mühe wird man der um sich greifenden Flamme Meister. Als es nichts mehr zu morden giebt, beginnt das Gesindel zu plündern; die prachtvollen Geräthschaften werden zertrümmert, und in wenigen Stunden sind alle Gemächer des Palastes in Stätten der Verwüstung und des Elends verwandelt. In den zerstörten Prunkzimmern, zwischen nackten Leichnamen werden wüste Trinkgelage angestellt. Männer, welche Köpfe der Ermordeten auf den Piken tragen, durchziehen die Gassen.

In die Nationalversammlung drang ein Trupp zerlumpten Pöbels nach dem andern und fordert die Absetzung des Treulosen, der sich zum Verderben des Volks mit fremden Mächten verschworen und jetzt das Blut der Vaterlandsfreunde vergossen habe. Mit pathetischen Worten und mit einem von allen Abgeordneten einstimmig gesprochenen Eid, das Vaterland retten zu wollen, antwortet die Versammlung. Abgeordnete des neuen Bürgerraths erschienen, meldeten, daß die Commune die bewaffnete Macht unter den Befehl Santerre's gestellt, und verlangten die Absetzung des Königs und die Berufung eines Nationalconvents. Die Versammlung war schwach genug, mit Beifallsbezeigungen zu antworten, und überließ dadurch die Zügel der angemaßten Herrschaft verwegenern Anmaßern. Die Versammlung schwor, der Freiheit und Gleichheit bis zum Tode treu zu bleiben, und erließ ein Decret, daß das französische Volk einen Nationalconvent bilden, das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt vorläufig von seinem Amte entbunden und die Beschlüsse durch einen Vollziehungsrath ausgeführt werden sollten. Dem schrecklichen Danton wurde das Ministerium der Justiz

übertragen. Wie früher der Mittelstand über Privilegirte und die Regierung den Sieg davon getragen hatte, so war nun die Herrschaft über den Mittelstand an den Pöbel gekommen. Alle Gewalt besaß nun der Gemeinderath von Paris und die Nationalversammlung

Auf das Gesimse der Loge sich stützend, hörte Ludwig, ohne eine Miene zu verändern, den Verhandlungen zu. Neben ihm saß die Königin, den Dauphin auf dem Schooße. Bei furchtbarer Hitze und gänzlichem Mangel einer Erfrischung in ein kleines Gemach eingeschlossen, mußte die königliche Familie die gegen sie ausgestoßenen Vorwürfe, Schmähungen und Drohungen anhören. „Alles heute vergossene Blut, alles Elend des Landes verdanken wir dem Meineid und der Treulosigkeit jenes Verräthers," sagte der ehemalige Kapuziner Chabot und wies dabei auf den König. Nach sechzehn qualvollen Stunden wurde die königliche Familie in ein kleines, an den Saal der Versammlung anstoßendes Zimmer zur Nachtruhe geführt, aber am folgenden Morgen um neun Uhr wieder in ihr enges Gefängniß gebracht. So blieb es drei Tage. Am 13. August Nachmittags wurde der König und seine Familie in zwei Wagen nach dem Tempelthurm geschafft, der vor einem halben Jahrtausend den Templern zum Gefängnisse gedient hatte. Zuerst hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß dem Könige der Palast Luxemburg und 500,000 Franken angewiesen werden sollten; aber der Gemeinderath, welcher jetzt alle Gewalt besaß, hatte gegen diesen sowie gegen einen zweiten Beschluß Einspruch erhoben, daß der König einstweilen den Palast des Justizministers bewohnen solle.

Die Nationalversammlung ließ eine weitläufige Rechtfertigungsschrift des blutigen Tages und des Verfahrens gegen den König aufsetzen und diese durch Commissarien in die Departements und zu den Armeen bringen. Frankreich hatte damals vier Armeen. Der Befehlshaber der einen derselben, der Ardennenarmee, war La Fayette, und dessen Hauptquartier Sedan. Als La Fayette Kunde von den Vorfällen in Paris erhielt, versammelte er die Verwaltungsbehörde des Ardennendepartements und befahl ihr, die Commissarien der Nationalversammlung, die kein gesetzliches Dasein mehr habe, verhaften zu lassen. Auch erließ er einen Tagesbefehl an seine Armee, der mit der Frage schloß, ob sie den rechtmäßigen König in seine Rechte einsetzen oder Petion zum Könige haben wolle. Der erste Eindruck schien den Absichten La Fayette's zu entsprechen. Auch der Oberbefehlshaber der flandrischen Armee, Arthur Dillon, hatte einen ähnlichen Tagesbefehl erlassen. Hätte sich La Fayette auf der Stelle in Marsch gesetzt, vielleicht wäre es ihm gelungen, die Nationalversammlung und den König von ihren Tyrannen zu befreien. Aber schon am folgenden Tage weigerten sich die Soldaten, den Eid der Treue für die Nation, das Gesetz und den König zu erneuern, und bezeigten ihre Unzufriedenheit mit der Verhaftung der Commissarien. Auch wurde es bekannt, daß der General-Lieutenant Dumouriez sich gegen Dillon erklärt und dessen Armee unter sein Commando gezogen habe. La Fayette's Lage wurde so mißlich, daß er bedacht sein mußte, sich und seine Freunde zu retten. Mit einem Theile seines Generalstabes ging er in der Nacht zum 19. August über die niederländische Grenze, um sich durch Holland nach England und von da nach Amerika zu begeben. Er wurde von den Oestreichern angehalten

und nach Rochefort, dann nach Luxemburg gebracht. Er wurde dann den Preußen übergeben und in Wesel, Magdeburg und Neisse gefangen gehalten. Nach dem Frieden zu Basel an Oestreich ausgeliefert, saß er bis 1797 in Olmütz in strenger Haft.

Die Preußen in der Champagne.

Die Kriegserklärung, auf welche der unglückliche Ludwig am 20. April angetragen hatte, war nur gegen Oestreich gerichtet. Bei Preußen setzten die französischen Gewalthaber eine unversöhnliche Nebenbuhlerschaft gegen Oestreich voraus und sie waren nicht abgeneigt, mit Preußen ein Bündniß zu schließen. Aber der Sinnesart Friedrich Wilhelms lag nichts ferner, als sich mit Männern einer Revolution zu befreunden, die er verabscheute. Deshalb schloß er mit dem Kaiser am 5. Februar 1792 ein Bündniß. Oestreich machte aber für einen so wichtigen Zweck nur geringe Anstrengungen. Alle Streitkräfte, welche es im Breisgau, am Mittelrhein und in den Niederlanden aufstellte, betrugen nicht mehr als 56,000 Mann. In Preußen zeigte sich mehr Eifer und besonders freuten sich die Officiere, daß ihnen durch diesen Krieg die Bahn des Ruhms und der Beförderung geöffnet sei. „Es wird ein Treibjagen geben, wie zu Roßbach," sagten sie. Dennoch dauerte es beinahe vier Monate, ehe ein mäßiges Armeecorps von 45,000 Mann in Bewegung gebracht war. Gegen Ende des Mai setzten sich die Preußen in drei Colonnen in Marsch und vereinigten sich bei Koblenz. Der Oberfeldherr, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, hatte zu Mainz mit dem Kaiser Franz und dem König von Preußen eine Zusammenkunft und ließ sich einen Kriegsplan aufdrängen, der seinen eignen Ansichten ganz entgegen war. Die das Hauptheer bildenden Preußen und Hessen, durch zwölftausend Ausgewanderte verstärkt, sollten am linken Ufer der Mosel hinauf über Luxemburg nach Longwy und Verdun und von da weiter über Chalons nach Paris ziehen, zwei östreichische Corps am Ober- und Mittelrhein die deutsche Grenze beschützen, drei andere östreichische Corps an der Mosel und in den Niederlanden die Flanke der Preußen decken. Der Plan dieses Einbruchskrieges stützte sich auf die Ueberzeugung, daß die zahlreichen Royalisten in Frankreich sich sogleich an die Preußen anschließen, der Bürgerkrieg auf allen Punkten ausbrechen und das Land alle seine Hülfsquellen aufbieten werde, um seine Befreier zu empfangen. Die Armee rückte sehr langsam vorwärts, und erst am 19. August überschritt sie die französische Grenze. Die Nachricht von den Vorgängen in Paris schreckte den Herzog und bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß auf die von den Emigrirten gemachten Verheißungen nicht zu rechnen sei. Zwar ergab sich am 22. August die Grenzfestung Longwy, und am 2. September wurde der Commandant von Verdun durch die Bürger genöthigt, diese Festung zu übergeben. Die Bürger empfingen den König von Preußen mit Ehrenbezeigungen; aber der Commandant erschoß sich nach der Capitulation, und die Garnison rief beim Abmarsche den Preußen zu: „Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons!" Der Herzog von Braunschweig sah, daß weder das Volk noch das Heer von Frankreich sich für die Verbündeten erhob, und deshalb hielt er für das Vordringen nach Paris seine Streitkräfte für zu schwach, die Versorgung des Heeres für zu schwierig. Die ganze französische Armee unter Dumou-

riez hatte sich auf einer langen Hügelreihe zwischen St. Menehould und Valmy vereinigt. Der Herzog begnügte sich mit einer Kanonade gegen den auf der Höhe bei Valmy stehenden Kellermann; aber den Angriff wagte er nicht. Er knüpfte Unterhandlungen mit Dumouriez an. Als er aber die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. in seine vollen Rechte verlangte, theilte ihm Dumouriez das auf die Absetzung des Königs und die Umwandlung Frankreichs in eine Republik bezügliche Decret der Nationalversammlung mit. Ein rauhes Herbstwetter stellte sich ein; der lehmige Boden der Champagne wurde zum tiefen Morast; die nasse Kälte, verbunden mit dem Genuß unreifer Trauben, die beim Mangel an Brot und trinkbarem Wasser oft mehrere Tage hindurch das einzige Nahrungsmittel waren, erzeugten die Ruhr, und Tausende erkrankter Krieger lagen in unerträglichen Schmerzen auf dem nassen, von den ekelhaftesten Auswürfen bedeckten Boden unter den glücklicheren Todten. Der König konnte seinen Unmuth über die getäuschten Erwartungen, der Herzog seine Besorgnisse nicht bergen. So erfolgte am 1. Oktober der Rückmarsch der Armee. Schrecklich war das Elend der Menschen und Thiere, die Straße, die man zog, bezeichneten Trümmer und Leichen. Erst im Luxemburgischen gönnten sich die Preußen die erste Rast.

Der Krieg am Rhein und in Belgien.

Am Mittelrhein hatte Custine das Hauptmagazin der Oestreicher in Speier weggenommen und die 2000 Mann der Besatzung zu Gefangenen gemacht. Durch eine in Mainz vorhandene Revolutionspartei eingeladen, rückte Cüstine dann vor Mainz, und der Commandant capitulirte, obgleich die Franzosen nicht einmal Geschütz bei sich hatten. Nach dem Einzuge der Franzosen wurde in Mainz ein Jakobinerklub errichtet, ein aus trockenem Holze gezimmerter Freiheitsbaum feierlich aufgestellt, die Feier republikanischer Feste veranstaltet und gegen die Anhänger des Kurfürsten gewüthet. Auch Frankfurt wurde von den Franzosen besetzt und von der neutralen Reichsstadt eine Brandschatzung von anderthalb Millionen Thalern erpreßt. Frankfurt wurde jedoch am 2. December von den Preußen und Hessen wieder eingenommen. Von der Südarmee unter Montesquiou wurden die sardinischen Landschaften Savoyen und Nizza ohne Kriegserklärung besetzt. Dumouriez besiegte nach dem Abzuge der Preußen die Oestreicher bei dem Dorfe Jemappes und besetzte Belgien.

Die Septembertage.

In Paris hatte sich in den jüngsten Ereignissen die Schwäche der Nationalversammlung kund gegeben; über sie herrschte jetzt der Gemeinderath von Paris, über diesen Robespierre, Danton und Marat. Robespierre erschien vor der Nationalversammlung und forderte Rache für die am 10. August gefallenen Märtyrer aus dem Volke und die Einsetzung eines aus Abgeordneten einer jeden Section von Paris gebildeten Gerichts. Trotz des Widerspruchs der Girondisten wurde ein Revolutionstribunal eingesetzt. Sobald dieses Blutgericht seine Sitzung begann, ließ Manuel auf dem Carrouselplatze die Köpfmaschine aufrichten, die ein Jahr vorher von dem pariser Arzt Guillotin erfunden war. Sie wurde nicht wie sonst wieder weggenommen, sondern blieb stehen. Die Nachricht vom Vorrücken der Preußen, dann von der Uebergabe Longwy's und Verduns weckte in der Bevölkerung

von Paris Erbitterung und Besorgnisse. Ein Beschluß der Nationalversammlung weihte Longwy der Vernichtung; es wurde Todesstrafe gegen jeden ausgesprochen, der in einer belagerten Festung von Uebergabe reden werde. Man hatte anfangs den Gedanken, sich hinter die Loire zurückzuziehen und den König mit sich zu führen. Dem widersprach Danton, der durch unerhörte Mittel der Gewalt die Gegner einzuschüchtern und am Zusammenwirken zu hindern gedachte. Mit Marat und Robespierre benutzte er die schlimme Kunde von der Grenze, um den Einfluß der Girondisten zu vernichten, von denen es laut wurde, daß sie nach Errichtung einer aus mehreren Bundesstaaten bestehenden Republik strebten. Es wurden nächtliche Haussuchungen angestellt, dem Vorgeben nach, um wegen der Nähe des Feindes den verdächtigen Adel und unbeeidigte Priester aufzuheben und nach versteckten Waffenvorräthen zu suchen, der That nach, um bei dieser Gelegenheit sich aller Gegner zu bemächtigen. Zu diesem Zweck wurden in der Nacht auf den 29. August alle Ausgänge von Paris geschlossen und während eines Zeitraums von 24 Stunden nicht geöffnet. Dann besetzten Schaaren von Pikenträgern die einzelnen Stadttheile, durchsuchten die Wohnungen, bemächtigten sich der vorgefundenen Waffen und schleppten mehrere tausend Unglückliche, vorzugsweise Adlige und unbeeidigte Priester, in die Gefängnisse. Bei Danton, im Palaste der Justiz, wurden die Listen derer entworfen, die aus der Zahl der Lebenden vertilgt oder aus dem Vaterlande verwiesen werden sollten.

Die Nationalversammlung begriff die ihr drohende Gefahr; sie suchte sich des Joches zu entledigen, das ihr der jakobinische Bürgerrath auferlegt hatte. Als eine Section der Hauptstadt den tyrannischen Bürgerrath für anmaßend und ungesetzlich erklärte, beschloß die Nationalversammlung die Aufhebung desselben und die Wahl eines neuen. Als aber eine Deputation der Commune vor den Schranken erschien und sich auf das Volk berief, das seine Retter zu erhalten wissen werde, gab die furchtsame Nationalversammlung zu, daß die Mitglieder des entsetzten Bürgerraths wieder erwählt werden könnten, und die Gewalt blieb in denselben Händen.

Während nach dem Einrücken der Preußen in die Champagne die Royalisten die Hoffnung hegten, nächstens ihre Befreier und Rächer ankommen zu sehen, erkannten die Jakobiner, daß sie nur zwischen gänzlichem Untergang oder verzweifelter Abwehr zu wählen hatten. Aller Bedenklichkeiten ledig und vor keinem Verbrechen zurückbebend, beschlossen sie, durch einen Schlag ihre Feinde zu vernichten und ganz Frankreich dergestalt zu betäuben, daß es als ein willenloses Werkzeug ihrem Machtgebot folgen müsse. Die Herrschaft des Schreckens trat nun in der furchtbarsten Gestalt ins Leben. Durch Lärmschüsse, durch Sturmgeläute und das Wirbeln der Trommeln wird am 2. September das Zeichen zum Morden gegeben. Durch einen Beschluß des Bürgerrathes werden alle waffenfähigen Bewohner von Paris berufen, sich auf dem Marsfelde zur Bildung eines Heeres zu vereinigen, und ein Beschluß der Nationalversammlung verhängt Todesstrafe über alle, die sich weigern, gegen den Feind zu marschiren. Aber nicht der Aufbruch der pariser Bürgerschaft, sondern die Verbreitung eines dumpfen Schreckens ist die Absicht der Gewaltmenschen. Alle, die als Anhänger des Königs

und als Gegner der Revolution angeklagt oder verdächtig sind und sich in den Gefängnissen befinden, sollen ermordet werden.

Eine beträchtliche Anzahl unbeeidigter Priester, die damals zu Wagen durch Paris gebracht wurden, um in einem der nördlichen Häfen nach Amerika eingeschifft zu werden, wurden von einer Schaar Marseiller nach der Abtei geführt und hier ermordet. Frauen des Quartiers, zu welchem dieses Gefängniß gehörte, reichten bei dem Gemeinderathe eine Bittschrift ein, um dem Tode der Volksfeinde beiwohnen zu dürfen, und es wurden in dem Hofe der Abtei Sitze für die Zuschauer (pour les messieurs et pour les dames) aufgeschlagen. Ein Tisch war aufgestellt, an welchem Mitglieder des Bürgerrathes ihre Plätze als Richter einnahmen. Sie trugen Schwerter an der Seite und dreifarbige Schärpen. Auf dem Tische waren Papiere, Tabakspfeifen, Branntweinflaschen und Gläser bunt durcheinander. Ringsum standen zehn bis zwölf Männer, mit aufgeschlagenen Hemdsärmeln und weißen Schürzen, bloße Säbel in den Händen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bespritzt. Drei derselben hielten den vorgeführten Gefangenen fest. Beim Scheine der Fackeln suchte man in der Liste das Zeichen, mit dem Tod oder Loslassung vermerkt war. „Lasset ihn los!" lautete das mit den Mördern verabredete Todesurtheil, das alsbald wenige Schritte davon, oft mit langsamen Martern, vollzogen wurde. Die Wenigen hingegen, welche der schreckliche Gerichtshof durch den Ruf: „Es lebe die Nation!" freisprach, überhäuften die Mörder mit den zärtlichsten Liebkosungen und bezeigten die lebhafteste Freude, gute Patrioten zu sehen, die ihnen die Mühe des Niederhauens ersparten. Das junge Fräulein von Sombreuil rettete das Leben ihres Vaters dadurch, daß sie ein Glas Aristokratenblut trank. In der Abtei erschien in seiner Amtstracht als Mitglied des Bürgerraths Billaud-Varennes, dankte den Mödern für die dem Vaterlande gebrachte Rettung, forderte von einem Haufen Gemordeter herab zur Fortsetzung des großen Werkes auf und versprach jedem der Mörder 24 Francs.

In ähnlicher Weise wurde in den übrigen Gefängnissen, im Hotel de la Force, bei den Bernhardinern, in der Salpetriere, im Chatelet, im Palast der Justiz und in Bicetre verfahren. Im Gefängnisse de la Force lautete der Todesspruch: „Bringt den Gefangenen nach der Abtei!" In diesem Gefängnisse befand sich die schöne und liebenswürdige Prinzessin Lamballe, welche aus Liebe zur Königin mit der königlichen Familie die Gefangenschaft im Tempel getheilt hatte, aber nach kurzer Zeit nach la Force abgeführt worden war. Jetzt gebot Hébert der Prinzessin, dem Königthum ewigen Haß zu schwören; als sie sich das zu thun weigerte, wurde sie mit Säbeln und Piken niedergemacht. Ihr Kopf wurde auf einer Pike durch die Straßen getragen, und ihr nackter Körper, schrecklich verstümmelt, hinterher gezogen. Als man den Kopf zu dem Herzog von Orleans, dem Schwager der Prinzessin, brachte, wandte dieser, ohne mit der Mahlzeit inne zu halten, gleichgültig das Auge auf ihn. Der schaudervolle Zug ging dann unter die Fenster des alten Herzogs Penthievre, des Schwiegervaters der Ermordeten, und endlich nach dem Tempel, wo der Pöbel mit dem Kopf in den Hof gelassen wurde, während Commissarien des Bürgerraths die königliche Familie nöthigten, ans Fenster zu treten. Bei dem Schreckensworte, daß der

Kopf ihrer Freundin ans Fenster gehalten werde, stürzte Antoinette ohnmächtig zu Boden. Die Commissarien hatten Mühe gehabt, den Pöbel durch Nachgiebigkeit soweit zu begütigen, daß er mit der königlichen Familie nicht wie mit den übrigen Gefangenen verfuhr.

Im Hospital zu Bicetre stellten die Mörder, vom Schlachten ermüdet, die Verhafteten massenweise im Hofe auf und schmetterten sie mit Kartätschen nieder. Die Zahl der Schlachtopfer in Paris wird auf mindestens 6000 angegeben. Aber nicht zufrieden mit diesen Schlachtopfern, erließ der Bürgerrath eine Aufforderung an alle Communen Frankreichs, seinem Beispiele zu folgen, und in Rheims, in Meaux, in Lyon sowie in allen Communen, in denen die Jakobiner herrschten, wurden die Verhafteten ermordet. In Paris dauerte das Morden fünf Tage lang, vom 2. bis zum 7. September. Die Nationalversammlung, vom Schrecken gelähmt, wagte nicht einzuschreiten. Am 3. September, als das Blut in Strömen floß, berathschlagte sie über die Einführung einer Scheidemünze. Als endlich eine Deputation derselben um Einhalt des Blutvergießens bat, rief einer der Mörder: „bleibt ihr bei eurer Arbeit und laßt uns die unsrige."

Die Wahlen zum Convent u. Eröffnung desselben.

Alle Gewalt war in den Händen des Bürgerraths. Die Commissarien desselben reisten zu den Armeen und ertheilten den Generalen Befehle; ein von ihm bestellter Aufsichtsausschuß ertheilte mehreren Personen Vollmacht, alle Verdächtigen zu verhaften, und diese Personen hatten ihre Vollmacht wieder auf andere übertragen. In jeder Stunde der Nacht brachen die Trabanten Robespierre's, Danton's und Marat's in die Häuser und schleppten die Bewohner in die Gefängnisse, ohne den mindesten Grund anzugeben. Die Nationalversammlung war der Kraft des Jakobinismus nicht mehr gewachsen. Aber noch besaßen die Girondisten das Uebergewicht des äußeren Ansehens. Während der Septembermorde fanden die Wahlen zum Nationalconvente statt, und in den Wahlversammlungen der Provinzen wurden fast alle Girondisten wieder gewählt. Denn die zweite Nationalversammlung hatte ihren Mitgliedern die Wiedererwählung gestattet. In Paris spielte bei den Wahlen der schlechteste, ganz von den Jakobinern geleitete Pöbel die Hauptrolle. Robespierre wurde zuerst gewählt, und dieser empfahl wieder mehrere der Septembermörder, besonders den abscheulichen Marat. Auch als erwählter Gesetzgeber fuhr dieser fort, in seinen Volksblättern Mord, Raub und Brand gegen die Aristokraten zu predigen. Er wies beständig auf die Ernennung Robespierre's zum Dictator mit unumschränkter Gewalt als auf das einzige Mittel hin, wahre Freiheit und Gleichheit durch Vertilgung aller ihrer Feinde zu stiften. Der Herzog von Orleans mußte seine Wahl zum Conventsgliede durch Annahme des Namens Egalité erkaufen. An Zahl waren Girondisten und Jakobiner im Convente sich ohngefähr gleich. Die Girondisten, welche Ordnung, Freiheit und Herrschaft der Gesetze begründen wollten, hatten die Ueberlegenheit der Talente und die Mehrheit des besseren Theils der Nation, die Jakobiner die Verwegenheit des Verbrechens und die Fäuste des pariser Pöbels auf ihrer Seite. Am 21. September 1792 schloß die gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen und holte den im Schlosse der Tuilerien bereits versammelten Convent nach ihrem Ver-

sammlungssaale ab. Anfangs schienen die Girondisten das Uebergewicht zu haben. Petion, der sich jetzt an sie angeschlossen hatte, wurde zum Präsidenten ernannt. Aber schon der erste Vorschlag der Girondisten, dem Präsidenten eine Wohnung im Nationalpalaste einzuräumen und ihm eine Leibwache zu geben, fiel durch. Dagegen wurde der Antrag des Jakobiners Collot d'Herbois auf Abschaffung des Königthums mit Jubelgeschrei aufgenommen.

Der Convent. Wie die erste oder constituirende Nationalversammlung (vom 17. Juni 1789 bis zum 30. September 1791) durch die zweite oder gesetzgebende Versamlung (vom 1. Oktober 1791 bis zum 21. September 1792) an raschem Fortschreiten der Revolution übertroffen wurde, so übertragte der Convent (vom 21. September 1792 bis zum 26. Oktober 1795) durch wilde Kühnheit und rücksichtsloses Zertrümmern menschlicher und göttlicher Ordnung die gesetzgebende Versammlung. Die Gironde nahm die rechte, der Berg oder die Montagnards die erhöhte linke Seite des Sitzungssaales ein. Früher wurden beide Parteien, jetzt nur noch die letztere mit dem Namen der Jakobiner bezeichnet. In der Mitte erblickte man die Zahl der Unentschlossenen, die mit dem Namen der Ebene oder des Sumpfes (la plaine du marais) belegt wurden. Die Gironde wollte eine reine Republik, eine in den Händen von Gebildeten befindliche Regierung; dagegen war das Streben der Montagne auf unbedingte Volksherrschaft gerichtet Die Gironde mußte bald wegen des Einflusses, welchen die Gallerien auf die Berathungen ausübten, gerechten Besorgnissen Raum geben. Auch übertraf die Bergpartei die Gironde, wenn sie dieser auch an Talenten nachstand, doch an Kraft des Willens. Die Ausführung ihrer Absichten erleichterte, daß der Bergpartei jedes Mittel gerecht war, daß sie, stark durch Entschlossenheit und Einigkeit, dem Haufen zu schmeicheln, die große Masse nach Gutdünken aufzuregen verstand. In der Montagne galten vor allen die Stimmen der Abgeordneten von Paris; ihr war der Klub der Jakobiner dienstbar. Dieser bestand in Folge mehrfacher Ausscheidungen nur noch aus einem dichten Kern Gleichgesinnter. Aber Kraft und Entschlossenheit war bei den Männern gestiegen, die an jedem Abend in dem Jakobinerkloster die Sitzung eröffneten. Hier hörte man die Hymne von Marseille; Jünglinge und Greise wetteiferten in Leidenschaft; es war die Stätte, wo jede Verdächtigung, jede aus Neid und Mißgunst entsprungene Angeberei Anklang fand; hier sprach man mit einem gewissen Stolze vom Septembrisiren und hielt die Bezeichnung von Sansculotten für eine ehrenvolle.

Das Vorrücken der Verbündeten hatte in Paris große Unruhe erregt; die Siegesbotschaft steigerte den Uebermuth des National-Convents zur ausschweifendsten Frechheit. Laut wurde verkündigt, der Zweck der Revolution sei, alle Tyrannen von ihren Thronen zu stürzen; das Königthum sei ein Verbrechen, gegen das jeder Mensch sich erheben müsse; jeder König sei ein Rebell und Anmaßer, dessen Verurtheilung und Hinrichtung durch das Naturgesetz geboten sei. Ein Decret des Convents bot allen Völkern, die ihre Freiheit wiedererlangen wollten, Beistand und Brüderschaft an. Und doch war dieser die Freiheit ausbietende Convent selbst wieder abhängig von dem Bürgerrath, einer Bande mit

Mord und Diebstahl beladener Bösewichter, und von den abgedankten Bedienten und schmutzigen Weibern, welche die Gallerien des Sitzungssaales einnahmen und den Volksvertretern bald unsinnigen Jubel, bald Zoten und Schimpfwörter zuschrien. Marat rühmte sich seiner Aeußerung, daß noch 270,000 Menschen zum allgemeinen Besten ermordet werden müßten; Robespierre verkündigte, daß die Sichel der Gleichheit noch einmal über Paris geschwungen werden müsse, und Danton, der mit öffentlichem Gelde die Meuchelmörder bezahlt hatte, betheuerte, daß die Nation von allen ihren Feinden befreit sein würde, wenn man ihm zehn Millionen mehr anvertraut hätte. Zwar versuchten die Girondisten das schmähliche Joch der Jakobiner zu brechen, indem Louvet gegen Robespierre die Anklage erhob, daß er nach der Dictatur strebe und den Weg zu derselben sich durch Schrecken bahnen wolle; aber im entscheidenden Augenblicke wagten die meisten Girondisten nicht, für die Verhaftung des Angeklagten zu stimmen, und gestatteten aus zaghafter Unentschlossenheit ihrem Feinde zu entkommen.

Der Convent setzte eine Commission von 24 seiner Mitglieder ein, um alle Angaben und Beweise gegen Ludwig XVI. zu sammeln. Es bestanden diese in unbedeutenden Zeugenaussagen und in Briefen und Rechnungen, welche im Schreibtische des Königs, und in anderen Schriftstücken, welche in einem verborgenen Wandschranke gefunden worden waren. Es ging aus denselben hervor, daß Ludwig mit seinen ausgewanderten Brüdern einen Briefwechsel unterhalten, daß er sie und ehemalige Diener mit Geld unterstützt, daß er mit mehreren Mitgliedern der Nationalversammlung in Verkehr gestanden, daß er mancherlei Vorschläge zu einer Gegenrevolution angenommen, und große Summen auf Bezahlung vermeintlicher Gehülfen, Volksbearbeiter und Schriftsteller verwendet hatte. Wer könnte aber dem unglücklichen Monarchen die Theilnahme an Verwandten und Freunden, oder durch seine peinliche Lage ihm aufgedrungene, nie zur Ausführung gekommene Rettungsentwürfe als todeswürdige Verbrechen anrechnen? Ueberdies hatte die Verfassung die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Königs und als dessen höchste Strafe nur den Verlust des Thrones bestimmt. Die Berichterstatter suchten diese Schutzwehr durch Trugschlüsse zu beseitigen. Die Absetzung sei auf Ludwig nicht anwendbar, da das Königthum abgeschafft sei. Die Unverletzbarkeit bedeute nur, daß nicht ein gewöhnlicher Gerichtshof den König richten dürfe; der Nation, die ihre Gewalt dem Convent übertragen habe, wären die Hände nicht gebunden. Prozeß und Hinrichtung Ludwigs XVI.

Der Convent entschied, daß Ludwig gerichtet werden könne, und daß er selbst ihn richten wolle. Eine neue Commission wurde angeordnet, um über Ludwigs Verbrechen einen Bericht aufzusetzen. Die Anklageschrift sprach zuerst im allgemeinen von Ludwigs Bemühungen, die Fortschritte der Freiheit zu hemmen. Dann begann sie mit dem 23. Juni 1789, wo Ludwig den Versuch gemacht hatte, die Sitzungen der Nationalversammlung zu hemmen, und zählte alle folgenden Begebenheiten als Anklagen des Königs auf. Die Hauptpunkte aber waren, daß Ludwig mit den fremden Mächten ein geheimes Einverständniß unterhalten, und für den 10. August Veranstaltungen getroffen habe, die Bürger von Paris und die Föderirten, die sich in der besten Absicht dem

Schlosse hätten nähern wollen, niederschießen zu lassen. Am 11. December 1792 wurde Ludwig vor die Schranken des Convents geführt. Man hatte seit einigen Tagen die harte Behandlung der königlichen Gefangenen verschärft und ihnen, wie Verbrechern, die ihr Todesurtheil erwarten, alle schneidenden Werkzeuge wegnehmen lassen. Ludwig konnte deshalb darauf gefaßt sein, daß er als Opfer der Parteiwuth und Bosheit fallen werde. Bei dieser Gewißheit wäre es seiner würdiger gewesen, seinen anmaßlichen Richtern nur die Antwort zu geben, daß er empörte Unterthanen nicht als seine Richter anerkenne. Ludwig wurde ganz unvorbereitet vor den Convent geführt; nicht einmal Haar und Bart zu ordnen, hatte man ihm gestattet, um ihn herabzuwürdigen. Die tiefste Stille herrschte, als er, begleitet vom Maire und zwei Bürgergeneralen, vor die Versammlung trat. Mit dem Hut in der Hand blieb er vor den Schranken stehen. „Louis Capet, redete der Präsident Barrere ihn an, die französische Nation klagt Sie an. Man wird Ihnen das Verzeichniß Ihrer Verbrechen vorlesen. Sie können sich setzen." Auf die in langer Berathung von einem Ausschusse höchst verfänglich gestellten Fragen antwortete Ludwig klug und abgemessen, und das auf seine Herabwürdigung angelegte Verhör verschaffte ihm zum ersten Mal einen Triumph über seine Feinde. In seinen Mienen lag die Ruhe und Gelassenheit der Unschuld, in seinem ärmlichen Aeußern zeigte er Würde und Anstand. Aber bei den Jakobinern war seine Hinrichtung eine fest beschlossene Sache.

Als Ludwig von dem peinlichen Verhör in den Tempel zurückkam, wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß er während der Untersuchung von seiner Familie getrennt werden würde. In dem Convent verlangten nach Ludwigs Entfernung die Jakobiner den Kopf des Tyrannen, und die Gallerien jauchzten ihnen Beifall zu. Bei der unverhohlenen Mordlust der Jakobiner war die Gironde überzeugt, daß die Rettung des Königs nur durch unmittelbare Lossprechung bewerkstelligt werden könne, und sie setzte es durch, daß dem ehemaligen Oberhaupte des Staates die Wahl von Vertheidigern gestattet wurde. Als solche boten sich mehrere erfahrene Rechtsgelehrte an. Der König wählte Tronchet und Target. Als Letzterer feig genug war, das ehrenwerthe Amt abzulehnen, erbat sich solches als Zeichen besonderer Gunst Malesherbes, einer der Minister aus Ludwigs erster, glücklicher Zeit. Selbst der Convent war über Targets niedrige Gesinnung empört; dieser mußte aus Paris vor dem Volke entweichen, welches die Thür von Malesherbes mit Blumen bekränzte. „Sie setzen ihr Leben daran, ohne das meinige retten zu können, sprach der König zu Malesherbes, das Volk hat den Willen und die Mittel, mich zum Tode zu führen." Das schreckte den Greis nicht ab. Gerührt durch diese Hingebung erkor ihn Ludwig zu seinem Anwalt. In allen Provinzen erhoben sich Stimmen für den König; die alte Liebe wurde wieder wach; aber die Bessern standen vereinzelt; es einte sie kein Band, kein festes Ziel. Die beiden Vertheidiger, Tronchet und Malesherbes, glaubten ihre durch das Alter ermatteten Kräfte dem Auftrage nicht ganz gewachsen und erlangten es, daß ihnen de Sèze, ein jüngerer Rechtsgelehrter, beigegeben wurde. Am 26. December erschien Ludwig, von seinen Sachwaltern begleitet, zum letzten Male vor den Schranken des Convents. De Sèze

hielt die **Vertheidigungsrede**, welche durch Trefflichkeit des Ausdrucks, durch Adel der Gesinnung und kühnen Freimuth sich auszeichnet und verdient, den größten Meisterwerken der Beredtsamkeit an die Seite gesetzt zu werden. Er erschöpfte alles, was sich aus Vernunft, Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die Anklage vorbringen ließ. Als de Sèze geendigt hatte, sagte Ludwig mit sichtbarer Rührung: „Bürger, indem ich vielleicht zum letzten Male zu Euch spreche, erkläre ich Euch, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft, und daß meine Vertheidiger Euch nichts, als die Wahrheit gesagt haben."

Nachdem Ludwig wieder in den Tempelthurm zurückgebracht war, erhob sich im Convent ein wüthender Kampf über die Frage: ob das über Ludwig zu fällende Urtheil mit oder ohne Appellation an das Volk gültig sein solle. Die **Girondisten** waren nur bis zum Umsturze des Thrones mit den Jakobinern einverstanden gewesen, und schon die Einkerkerung des Königs war ihnen abgezwungen worden. Die Hinrichtung des Königs schien ihnen für ihren Zweck, die Republik zu begründen, nicht bloß unnütz, sondern verderblich. Aber anstatt einen edlen und mannhaften Widerstand entgegen zu stellen, suchten sie das von den Jakobinern beabsichtigte Verbrechen auf Schleichwegen zu hintertreiben. Während Marat und Robespierre den König als Volsverräther und Tyrannen, ohne Prozeß, auf das Blutgerüste schleppen wollten, verlangten die Girondisten, um den König zu retten, daß er förmlich angeklagt und gerichtet werden müsse. Um dies durchzusetzen, bemühten sie sich, seine Verurtheilung recht wahrscheinlich zu machen, sahen sich aber eben dadurch außer Stande, jetzt, wo sie ihren Zweck erreicht hatten, etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen, weil sie fürchten mußten, sich selbst zu widersprechen und ihre Volksbeliebtheit zu verlieren. Sie sprachen nun für Ludwigs Tod, stellten aber die Behauptung auf, daß das vom Convent gefällte Urtheil der Bestätigung aller französischen Bürger bedürfe, und daß dieselben deshalb zu Urversammlungen einberufen werden müßten. Dadurch hofften sie den König zu retten und zugleich die Nation zu überzeugen, daß sie Freunde der Volksgewalt wären. Die Girondisten versuchten alles Mögliche, um wenigstens eine Aufschiebung des Urtheils herbeizuführen. Aber die Bemühungen der Girondisten scheiterten an der eisernen Consequenz der Schreckensmänner und an der Art, wie diese die rohe Gewalt des Pöbels für ihre Zwecke organisirt hatten.

Nach den schrecklichsten Aeußerungen gegenseitiger Wuth fand in den vier Tagen vom 14. bis 17. Januar die Debatte und **Abstimmung über die drei Fragen** statt: Ist Ludwig Capet schuldig; soll das über ihn zu fällende Urtheil dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden; welche Strafe soll ihn treffen. Am 15. Januar wurde **König Ludwig mit großer Stimmenmehrheit für schuldig erklärt.** Noch an demselben Tage wurde, trotz der Bemühung vieler Mitglieder, eine Befragung des Volkes durchzusetzen, die zweite Frage mit 424 Stimmen gegen 283 verneint. Ueber die dritte wurde erst gestimmt, nachdem vorher der Beschluß gefaßt worden war, daß die Verurtheilung nicht, wie bei anderen Halsgerichten, von zwei Drittheilen der Stimmen, sondern von der Mehrzahl auch nur einer einzigen Stimme über die Hälfte abhängig sein sollte. Auch setzten die Jakobiner mit boshafter Arglist

den Namensaufruf durch, damit die Mehrzahl durch die Furcht, sich des Royalismus verdächtig zu machen, eingeschüchtert und zugleich künftig außer Stand gesetzt werde, ihren Antheil am Morde zu leugnen. Die Abstimmung über das Leben des Königs begann am 16. Abends um sieben Uhr, und dauerte, weil die meisten Abgeordneten ihre Gründe in längern oder kürzern Reden entwickelten, beinahe vierundzwanzig Stunden. Die Nacht vermehrte das Schreckliche dieser Sitzung. Septembermörder hatten, mit Stöcken und Säbeln bewaffnet, die Zugänge zum Sitzungssaale angefüllt. Sie empfingen jeden eintretenden Abgeordneten, der in den letzten Tagen von Gnade gesprochen hatte, mit dem Zurufe: Entweder seinen Kopf oder den deinigen! In den Zuhörerlogen saßen Weiber im gewähltesten Putz, als ob sie einer Theater-Vorstellung beiwohnten. Die Abgeordneten ihrer Bekanntschaft unterhielten sich mit ihnen und reichten ihnen Erfrischungen. Auch der Auswurf der Vorstädte füllte in immer größerer Zahl den Zuhörerraum. Man trank dort Wein und Branntwein, machte Wetten für oder gegen den Tod des Königs. Ein Trinkladen, welchen die Deputirten aus Bedürfniß, einige Nahrung zu sich zu nehmen, besuchten, war zeitig von Jakobinern besetzt worden, und hier wurden weder Ermahnungen noch Drohungen gespart, um die Unentschlossenen zu bestimmen und die Furchtsamen einzuschüchtern. Einige Abgeordnete verriethen durch die Verzerrung ihrer Züge und durch die Verwirrung ihrer Reden die Zweifel, ja die Verzweiflung, mit der sie kämpften. Die Abgeordneten erwarteten in tödtlicher Beängstigung den Augenblick, wo sie aufgerufen würden. Barrere sprach für den Tod, weil, wie er hinzusetzte, der Baum der Freiheit nur dann wächst, wenn er mit dem Blut der Könige getränkt wird. Dennoch ging ein Murren des Unwillens durch die ganze Versammlung, als Orleans, mit Berufung auf seine Pflicht und Ueberzeugung, für den Tod stimmte. Mit Beziehung auf Orleans sagte der nach ihm stimmende Sieyes: Tod ohne Geschwätz. Robespierre bewies, das Blut Ludwigs müsse fließen, um die Tyrannen zu erschrecken. Zwei Abgeordnete trugen auf Galeerenstrafe an. Von 721 stimmten nur 361 unbedingt für den Tod. Der Antrag auf Aufschub der Hinrichtung wurde am 19. Januar mit 380 Stimmen gegen 310 verworfen. Zwei Abgeordnete, Kersaint und Manuel, beide einst eifrige Volksmänner, erklärten dem Convent ihren Austritt, weil sie die Schande nicht ertragen könnten, mit Blutmenschen in demselben Saale zu sitzen. Der Fleischer Legendre verlangte im Jakobinerklub, Ludwigs Leichnam solle zerstückt und in die Departements versandt werden.

Am 20. Januar wurde Ludwig das Todesurtheil bekannt gemacht. Der von Ludwig erbetene Aufschub von drei Tagen wurde nicht gewährt. Doch wurde ihm gestattet, einen beliebigen Priester zu sich rufen zu lassen und seine Familie noch einmal zu sehen. Auf den Wunsch Ludwigs, daß der Convent sich mit dem Schicksal der Seinigen beschäftigen und sie frei nach einem Orte ihrer Wahl ziehen lassen möge, antwortete der Convent: das französische Volk, das immer großmüthig sei, werde für seine Hinterlassenen Sorge tragen. Zwei Stunden verweilte der König im Kreise der Seinigen; in stummer Umarmung nahm man für's Leben von einander Abschied. Dann fand sich der unbeeidigte Abbé Edgeworth, Generalvicar des bischöflichen Sprengels von Paris,

im Tempel ein. Die Tröstungen der Religion stärkten Ludwig wieder, und er genoß die ganze Nacht einen ruhigen Schlaf.

Am Morgen des 21. Januar (1793) stand Ludwig um fünf Uhr auf. Er übergab Edgeworth, der nicht von ihm gewichen war, sein Testament, beichtete, empfing knieend, während grobe Geschütze durch die Straße rasselten, das heilige Abendmahl und den Segen. Um neun Uhr erschien Santerre, von Municipalen und Gensdarmen begleitet. Mit Edgeworth und zwei Gensdarmen bestieg der König eine Lohnkutsche und betete seinem Beichtvater auf dem einstündigen Todeszuge die vorgesprochenen Psalmen nach. Langsam fuhr der Wagen durch die mit Truppen und Geschützen und einer dichtgedrängten Volksmenge bedeckten Straßen. Auf dem Revolutionsplatze, den Tuilerien gegenüber, am Fußgestelle der zertrümmerten Bildsäule Ludwigs XV., war das Blutgerüste aufgeschlagen. Die Miene des Königs war bisher ernst, aber ruhig gewesen. Aber als der Henker und dessen Gehülfen ihn an der Treppe des Gerüstes empfingen und ihn des Rockes entkleideten, schien er erschüttert. Da sagte Edgeworth zu ihm: „Sohn des heiligen Ludwig, steige gen Himmel," und festen Schrittes ging Ludwig die Stufen hinauf. Oben angelangt, betrachtete er die Volksmasse und warf einen Blick auf die Tuilerien hinüber. Als ihn die Henker ergriffen, um ihm das Sünderkleid anzulegen, die Haare abzuschneiden und die Hände auf den Rücken zu binden, wollte er das letztere nicht geschehen lassen, fügte sich aber, als der Priester sagte, daß er durch das Binden dem Heilande ähnlicher werde. Dann trat er an den Rand des Gerüstes, winkte der Kriegsmusik Schweigen und sprach mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig, ich vergebe meinen Feinden, wünsche, daß mein Tod" — Trommelwirbel auf Santerre's Befehl, der die Rührung des Volkes bemerkte, übertönten die letzten Worte. Das Haupt fiel unter dem Fallbeil, und als es der Nachrichter emporhob, ertönte das Geschrei: „Es lebe die Nation, es lebe die Freiheit!" Gleich nach der Hinrichtung tanzte der Pöbel um das Blutgerüste. Am Abend waren die Schauspielhäuser gedrängt voll, und nach drei Tagen sprach man in Paris nicht mehr von der schrecklichen That. Die königliche Familie saß um ein Psalmbuch; das Freudengeheul der Rotten verkündete ihr, daß das Haupt ihres Vaters gefallen sei. Marie Antoinette stürzte auf die Kniee und sprach ein Gebet.

Das Verhalten Englands und Spaniens zur französischen Revolution.

Im Anfange der französischen Revolution war die englische Verfassung als Muster und Vorbild gepriesen worden, und die Männer der Bewegung hatten auf die Freundschaft Englands gerechnet. Diese Achtungsbezeigungen wurden von vielen neuerungssüchtigen Engländern erwiedert. In vielen englischen Städten bildeten sich Volksgesellschaften oder Whigklubs, welche die Begebenheiten in Frankreich durch Gelage, Reden und Trinksprüche verherrlichten. Vornehmlich ergossen sich die beiden großen Oppositionsredner Fox und Sheridan in begeisterten Lobpreisungen der Revolution. Desto größeres Erstaunen erregte es, daß Burke, welcher der amerikanischen Revolution mit Begeisterung das Wort geredet hatte, von seinen bisherigen Freunden und Meinungsgenossen abwich und im Parlamente mit den heftigsten Erklärungen gegen die neufranzösische Freiheit und deren unbesonnene

Lobredner auftrat. Zu Anfange des Jahres 1790 gab Burke seine berühmten „Betrachtungen über die französische Revolution" heraus, in denen er die leidenschaftlichen Bewunderer der Revolution durch eine eben so leidenschaftliche Verdammung aller Grundsätze der Revolution und der Handlungen ihrer Beförderer zu Boden zu schlagen suchte. Dieses Werk trug vorzüglich dazu bei, das Urtheil der englischen Nation gegen die Revolution zu stimmen, obwohl diese immer noch zahlreiche Anhänger behielt.

Die englische Regierung zeigte sich anfangs gleichgültig in Beziehung auf das in ihrer Nähe tobende Ungewitter. Die englischen Minister erkannten nicht die tiefe Bedeutung und weitgreifende Wirksamkeit des revolutionären Treibens und ergriffen die bequeme Partie der Parteilosigkeit. Die Gefahr aber, mit welcher Dumouriez's Sieg bei Jemappes und die Eroberung der östreichischen Niederlande Holland bedrohte, weckte sie aus ihrem politischen Schlummer, und im December 1792 eröffnete der König das Parlament mit einer auf Krieg deutenden Rede. Als am Abende des 23. Januar 1793 die Trauerbotschaft von der Hinrichtung Ludwigs XVI. nach London kam, wurden sogleich die Theater, auf Verlangen der Zuschauer, geschlossen, und am folgenden Tage erhielt der französische Gesandte Befehl, England binnen acht Tagen zu verlassen. Bald darauf erging eine königliche Botschaft an das Unterhaus um Vermehrung der Land- und Seemacht und um Unterstützung der Maßregeln, welche der König für nöthig erachte, um seine eigene Herrschaft zu sichern, seine Bundesgenossen zu unterstützen und sich dem Ehrgeize und der Vergrößerungssucht Frankreichs zu widersetzen. Der Minister Pitt begründete in einer ausführlichen Rede die Beschwerden gegen Frankreich durch das Decret des Convents, welches allen Völkern zur Wiedererlangung ihrer Freiheit Brüderschaft und Beistand anbot, und durch die Absichten, welche Dumouriez hege, Holland anzugreifen und zu erobern. Hierauf erklärte der Convent am 1. Februar an England und an den Erbstatthalter von Holland den Krieg. Die langjährige Verehrung der Franzosen für die Engländer machte nun einem wüthenden Hasse Platz, und die Vernichtung der brittischen Macht wurde seitdem Lieblingsgedanke aller einander in der Herrschaft Frankreichs ablösenden Parteien. England aber wurde während eines zwanzigjährigen Kampfes der Mittelpunkt der Coalition, zu der sich nach und nach fast alle europäischen Mächte vereinigten. Mit großen und kleinen Staaten schloß Pitt Subsidienverträge, spendete Geld und Versprechungen, um nur Soldaten gegen das republikanische Frankreich auf die Beine zu bringen. Mit bewundernswürdiger Festigkeit, unerschüttert durch den Wechsel des Glücks und den Abfall der Bundesgenossen beharrte Pitt in seinem Streben, die Lehren und Thaten der Revolution zu bekämpfen und die Eroberungslust der jungen Republik in die Grenzen des alten Frankreich zurückzuweisen. Leider aber war Pitt nicht nur der Zahlmeister, sondern auch die Seele der Coalition. Er war befangen in den finanziellen und commerziellen Berechnungen seiner Zeit; er stellte sich keine höhere Aufgabe, als die Herstellung des Staatenverhältnisses, wie es in den letzten Jahrzehenden bestanden hatte; er kannte keinen höheren Triumph, als Herunterbringung oder Zerstörung des französischen Kolonialwesens und

Handels. Dabei wollte Pitt den Kampf gegen die Revolution benutzen, um in England die Oppositionspartei durch Gleichstellung derselben mit den französischen Volksmännern zu schwächen.

Der einzige Staat, welcher eine Verwendung zu Ludwig's Gunsten versucht hatte, war Spanien. Das von dem spanischen Gesandten in Paris an den Convent gerichtete Gesuch um Aufschub blieb aber unbeachtet. Der schwache Karl IV. von Spanien würde sich wahrscheinlich mit der Wegweisung des französischen Gesandten aus Spanien, die er auf die Kunde von Ludwig's Hinrichtung verfügt hatte, begnügt haben; aber der Convent erklärte in Folge dieser Wegweisung gegen Spanien den Krieg. Nun ging Spanien mit England ein Bündniß ein, und bald schlossen auch Portugal und Neapel der Coalition sich an.

Die Vendée.

In Frankreich selbst erhob sich gegen die Revolution ein gefährlicher Aufstand. In der Landschaft Poitou, längs dem Meere, zwischen der Loire und Charente, und besonders in der zu Poitou gehörigen Landschaft Vendée, zwischen la Rochelle und Nantes, wohnte ein unschuldiges und arbeitsames Volk von Ackerbauern und Hirten Das alte patriarchalische Verhältniß der Gutsherren und ihrer Unterthanen bestand hier, unter dem Einflusse der echten Adelsgesinnung, in Liebe und Treue fort, und eben so hatte sich die Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern unter diesen einfachen, von der Welt abgeschnittenen Menschen erhalten. Mit Entsetzen vernahmen sie aus dem Munde des Adels und der Geistlichkeit die Frevel, welche in der Hauptstadt gegen den Thron und die Kirche verübt wurden. Schon unter der ersten Nationalversammlung war die Vendée in Aufruhr gerathen, dieser war aber wieder beschwichtigt worden. Die Verfügungen gegen die Geistlichkeit und die Einkerkerung des Königs veranlaßten von neuem große Aufregung; die Hinrichtung des Königs und das Decret des Convents, welches Aushebung von 300,000 Mann gebot, brachten die Unruhen zum Ausbruch. Die zum Loosen einberufenen jungen Leute widersetzten sich; Jäger und Schleichhändler schlossen sich ihnen an; Edelleute und Priester traten an die Spitze. Die Beschaffenheit des von Flüssen und Morästen durchschnittenen, durch Engpässe und Hohlwege unzugänglichen Landes unterstützte den Widerstand gegen die republikanischen Truppen, welche zur Bezwingung der Vendéer abgeschickt wurden. Das Heer der Vendéer nannte sich das katholische, seine Losungsworte waren: Gott und König.

Gescheiterter Plan zur Ermordung der Girondisten.

Nach der Hinrichtung des Königs führten die Jakobiner mit der Gironde einen Kampf auf Tod und Leben. Durch die Freunde der Constitution waren die Anhänger des Königthums, durch die Gironde die Freunde der Constitution gestürzt. Jetzt wollten die Jakobiner, stark durch den Gemeinderath, durch den Pöbel von Paris und weil ihnen jedes Mittel gerecht war, den letzten Kampf mit der Gironde bestehen. „Nur durch den Tod der halb königlichen Gironde, rief Marat, kann die Republik erblühen." Am 10. März wurde im Convent über die von Danton in Antrag gebrachte Einrichtung eines Tribunals gehandelt, welches ohne Appellation alle Verräther und Feinde der Revolution richten sollte. Der schreckliche Antrag scheiterte aber, weil die

Girondisten heftig widersprachen und einleuchtend darthaten, daß es besser sei, die Bastille und die Lettres de Cachet wieder herzustellen. Danton wollte die Debatte über das Revolutionstribunal in der Abendsitzung erneuern und mit Ermordung der widersprechenden Deputirten schließen. Besoldete Haufen besetzten am Abend die Gallerien des Convents, um auf ein gegebenes Zeichen die Girondisten zu ermorden; andere Banden durchzogen die Straßen, um die Ausgebliebenen und Entronnenen niederzumachen. Die Girondisten, von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigt, besuchten aber die Abendsitzung nicht. Nun ging zwar der Beschluß wegen des Revolutionstribunals durch, und Marat konnte ungehindert die Richter aus Septembermördern bestellen; aber die Ermordung der Girondisten mißlang. Ein heftiger Platzregen trieb die in den Straßen vertheilten Banden aus einander und der Kriegsminister Beurnonville durchzog mit einem Bataillon Nationalgarden die Stadtviertel, von welchen die Hauptbewegung ausgehen sollte. Am andern Tage sprach ganz Paris von der verunglückten Verschwörung; der eigentliche Verlauf blieb jedoch im Dunkeln.

Dumouriez's Abfall und Flucht.

Nach dem Siege Dumouriez's bei Jemappes war Belgien besetzt und eine Verwaltung nach dem Muster der französischen angeordnet worden. Da die Belgier aber ihre alte Verfassung und Einrichtungen zu behalten wünschten, so wurden einige Conventsglieder nach Brüssel geschickt, und diese brachten durch Bearbeitung der unteren Volksklassen eine Bittschrift der Belgier um Vereinigung mit Frankreich zu Stande. Der Convent erfüllte natürlich den Wunsch. Nun formirten sich die belgischen Sansculotten zu einer Legion und feierten in Brüssel die Vereinigung durch ein Fest, an dem sie mit Kanonen durch die Straßen zogen und alle Wappenschilder und eine Menge von Denkmälern und Meisterwerken der Kunst zerstörten. Dumouriez begab sich zu Anfang des Jahres 1793 nach Paris, um für die Rettung Ludwigs XVI. zu wirken, mit einigen Orleanisten und Girondisten Verabredungen über die Herstellung einer verfassungsmäßigen Monarchie zu nehmen und nebenbei Vorstellungen zu Gunsten der Belgier zu machen.

Dumouriez erreichte seinen Zweck nicht, sondern erhielt von dem Convent den Befehl, Holland zu erobern. England hatte sich mit Oestreich und Preußen verständigt, Sardinien, Spanien und im Juli auch Neapel traten in die Coalition. Nach dem Kriegsplan der Verbündeten sollten die Preußen nebst dem einen Theil der Reichsarmee über Mainz, die Oestreicher mit dem anderen über Belgien, die Engländer und Holländer aber an der flandrischen Küste her in Frankreich einfallen. Noch ehe die beiden Letzteren ins Feld rückten, brach Dumouriez gegen Holland auf. Er war anfangs glücklich, und die Festungen Breda und Gertruydenburg fielen in seine Hände. Aber die Oestreicher entsetzten nicht nur das von den Franzosen belagerte Maastricht, sondern bedrohten auch das französische Hauptheer, welches in Holland eingedrungen war, in seinem Rücken. Ebenso geschah dieses durch ein preußisches Heer unter dem Herzoge Friedrich von Braunschweig-Oels. Auch waren mittlerweile die Engländer gelandet und rückten gegen Dumouriez heran. Dieser mußte die Unternehmung gegen Holland aufgeben und sich nach Belgien zurückziehen. Dumouriez

schrieb alles Unheil den Bedrückungen zu, durch welche der Convent die Belgier gegen Frankreich erbittert hatte. In seinem Verdrusse und in der Hoffnung, die empörten Belgier zu beruhigen, schritt er zu Maßregeln, welche den Zorn und Unwillen der Jakobiner erregen mußten. Er ließ in Antwerpen und Brüssel mehrere jakobinische Agenten, die sich grober Bedrückungen schuldig gemacht hatten, verhaften; er hob in Brüssel die Legion der Sansculotten auf und untersagte dem Jakobinerklub, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mengen. Die in Belgien befindlichen Abgeordneten des Convents berichteten klagend nach Paris; aber noch schwerer verklagte sich der General selbst durch einen an den Convent gerichteten Brief, in welchem er die Tyrannei und Nichtswürdigkeit der jakobinischen Abgeordneten schilderte. Dumouriez war mit Ekel gegen das tolle Freiheitsspiel erfüllt. Angebetet von den Soldaten, wie er sich wähnte, glaubte er durch den Sturz der Jakobiner die Verfassung herstellen und Frankreichs Retter werden zu können. Die Auszeichnung, welche sich Louis Philipp, ältester Sohn des Herzogs von Orleans, in seinem Heere erwarb, erregte in ihm den Gedanken, diesen auf den Thron von Frankreich zu erheben. Das beste Mittel für diesen Zweck schien ihm ein glänzender Sieg. Als er aber die Oestreicher bei Neerwinden (18. März 1793) angriff, wurde er völlig geschlagen und sah sein Heer, welches aus ungeübten Leuten bestand, der Auflösung nahe. Durch eine Zusammenkunft mit dem östreichischen Obersten Mack erreichte er, daß die Franzosen ungehindert Brüssel räumen durften.

Dumouriez wußte, was ein geschlagener Feldherr von einer tyrannischen, von ihm beleidigten Volksregierung zu erwarten habe; die Ankunft dreier jakobinischer Commissarien trieb ihn, seine Maßregeln zu beschleunigen. In einer zweiten Zusammenkunft mit Mack offenbarte er diesem seinen Plan, den Convent und die Jakobiner mit gewaffneter Hand zu stürzen, und erlangte die Zusage, daß er auf seinem Marsche nach Paris mit Hülfsvölkern unterstützt werden solle. Aber am Tage nach dieser Zusammenkunft mit Mack hatte Dumouriez eine andere mit den pariser Commissarien, in welcher ihn natürlicher Ungestüm und gereizter Unwille verleitete, diesen Aushorchern mit der Ausführung seines geheimen Planes zu drohen. Die Conventsdeputirten veranlaßten nun sogleich, daß die Grenzfestungen gegen Dumouriez's Verfügungen sicher gestellt wurden. Der Convent aber sandte fünf Abgeordnete aus seiner Mitte, nebst dem Kriegsminister Beurnonville, mit unumschränkter Vollmacht zur Armee, um den General vor die Schranken des Convents zu rufen. Als diese Deputirten nach einem heftigen Wortwechsel dem General mitten in seinem Generalstabe Entsetzung und Verhaftung ankündigten, rief Dumouriez ein vor der Thür aufgestelltes Commando Husaren herein und befahl, die Deputirten zu ergreifen und ins östreichische Hauptquartier zu führen. Ohne Weigerung wurde Folge geleistet, und die Ergriffenen zu Mack nach Tournay gebracht. Nun gab sich Dumouriez in zwei Proclamationen der Nation und dem Heere als Gegner der in Paris herrschenden Tyrannen, als Vertheidiger der Freiheit und als Hersteller der Verfassung zu erkennen. Er ritt im Lager umher und suchte den Eifer der Truppen für ihren alten Führer und die Sache, die er ergriffen hatte, noch mehr zu entzünden. Sie gaben

Zeichen des Beifalls, und drei Tage lang rechnete Dumouriez auf einen glücklichen Ausgang. Aber im Stillen arbeiteten ihm die Jakobiner entgegen. Die Absicht des Generals, sich der Festungen Lille, Valenciennes und Condé zu bemächtigen, schlug fehl. Die Truppen geriethen in Streit mit einander für und wider den General; dessen Befehle blieben unbeachtet, und ein Corps nach dem andern fiel von dem Feldherrn ab. Am Ende schützte Dumouriez nur noch die Ergebenheit eines Theils der Reiterei, und er flüchtete sich mit dem jungen Herzog von Orleans, einigen Officieren und ungefähr 1500 Soldaten zu den Oestreichern. Er fand zwar bei dem östreichischen Heere Aufnahme, wurde aber, als er nachher einen ruhigen Zufluchtsort suchte, in mehreren Ländern kränkend zurückgewiesen. Er ist erst 1823, vier und achtzig Jahre alt, in England gestorben.

Kampf und Fall der Girondisten.

Für die Männer des Berges wurde der verunglückte, gegen ihre Tyrannei unternommene Versuch ein Mittel, ihre Herrschaft durch den Sturz ihrer Nebenbuhler, der Orleanisten und Girondisten, erst recht fest zu begründen. Robespierre erhob gegen die Girondisten die Anklage, Dumouriez's Mitschuldige zu sein. Diese suchten wieder den Sturm auf Orleans und dessen Anhänger und Beschützer, Danton und Marat, zu lenken, die nun hinwiederum ihren Freiheitssinn durch wüthendes Geschrei gegen die Verräther und durch die tollsten Vorschläge darzuthun strebten. Alle Sansculotten sollten mit Dolchen bewaffnet und die Lebensmittel auf einen bestimmten Preis gesetzt werden. Es wurde am 25. März der Beschluß gefaßt, unter dem Namen Wohlfahrts-Ausschuß ein neues Regierungscollegium zu errichten, welches aus 25 Mitgliedern bestehen und alle zur Vertheidigung der Republik gegen innere und äußere Feinde nöthig scheinenden Maßregeln vorschlagen sollte. Schon am 6. April wurde der Ausschuß der allgemeinen Vertheidigung, welcher mit dem Wohlfahrts-Ausschuß hatte verbunden sein sollen, von diesem getrennt und beiden Behörden eine neue Einrichtung und eine größere Macht verliehen. Der Wohlfahrts-Ausschuß war eine aus neun Personen bestehende Regierungsbehörde, welche alle Schritte der executiven Gewalt leiten und überwachen und in dringenden Fällen ohne Weiteres die nöthigen Maßregeln ergreifen sollte. Der Ausschuß der allgemeinen Vertheidigung hingegen, von jetzt an Sicherheits-Ausschuß genannt, war eine Staats-Inquisition und zugleich eine executive Behörde. Durch die Errichtung des Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses war der Grund zu einer despotischen Oligarchie gelegt, welche bald ganz in die Gewalt der beiden äußerst demokratischen Factionen, der Anhänger Danton's und der Partei Robespierre's, kam. Mit unbegreiflicher Schlaffheit ließen die Girondisten bei der Besetzung dieser Ausschüsse sich ausschließen und die Mitglieder derselben aus der Zahl ihrer Gegner wählen. Noch war die Gironde durch die Unverletzlichkeit geschützt, welche den Stellvertretern der Nation beigelegt war. Aber auch diese Schutzwehr ließen sie sich fast ohne Widerstand entreißen. Sie willigten in ein Decret, daß auch Conventsmitglieder wegen Vergehungen gegen die Nation dem Revolutionstribunal übergeben werden sollten. Die Girondisten wollten zeigen, daß sie nicht Ursache hätten, Gesetze und Richter zu fürchten, und hegten die Hoffnung, ihren

mit Freveln belasteten Gegnern leichter beikommen zu können. In der That machten sie zuerst von dem Decrete Gebrauch, um an ihren Gegnern durch den gänzlichen Sturz des Herzogs von Orleans Rache zu üben. Schon früher war dieser des Einverständnisses mit Dumouriez beschuldigt worden; jetzt wurde er im Convent förmlich angeklagt. Er wohnte, in tiefes Nachdenken versunken, der Sitzung bei und berief sich nur auf die Achtung, die ihm, als einem Stellvertreter des Volkes, gebühre. Als ihn am folgenden Tage die Wache aus seinem Palaste ins Gefängniß abholte, verkaufte er eben einen Theil seiner Wäsche, um sich einiges Geld zu verschaffen. Er wurde mit seinen beiden, in Frankreich zurückgebliebenen Söhnen nach Marseille gebracht. Ferner bewirkte die Gironde die Verhaftung und Anklage Marat's. Die gerichtliche Verfolgung dieses schamlosen Frevlers diente jedoch nur dazu, diesem eine größere Bedeutung zu geben, als er jemals gehabt hatte. Marat wurde von dem Revolutionstribunale freigesprochen und auf den Schultern des freudetrunkenen Pöbels, unter Triumphgeschrei und mit einer Bürgerkrone geschmückt, in den Convent zurückgetragen.

Da die Hauptmacht des Berges in dem Pöbel und in dem Gemeinderath von Paris lag, so wurden beide in Verbindung gebracht und in jeder der 48 Sectionen ein aus 12 Personen bestehender revolutionärer Ausschuß organisirt, durch welchen jeden Augenblick die fanatische Volksmasse gegen den Convent aufgeboten werden konnte. Zugleich wurde die Veranstaltung getroffen, daß der Gemeinderath sich bei jedem Tumulte durch Mitglieder dieser Ausschüsse verstärkte. Der Convent gewährte oft das unwürdige Schauspiel eines wüthenden Haufens, dessen Parteien sich nicht bloß die gemeinsten Schimpfwörter zuriefen, sondern, unter dem Geschrei und sogar der thätigen Theilnahme der Gallerien, erst mit Faustschlägen, dann auch mit Degen und Pistolen über einander herfielen. Es half nichts, daß man in dem Saale der Tuilerien, in welchen die Sitzungen verlegt waren, die Bänke alle an einer Seite aufstellte und die Gallerien höher anlegte. Auch dieser neue Sitzungssaal glich einem Schauplatze, auf welchem zwei Parteien von Fechtern täglich auf das wüthendste kämpften.

Das unbedingte Recht der Denk-, Rede- und Druckfreiheit ward feierlich ausgesprochen und durch ein Gesetz sicher gestellt; aber an demselben Tage, an dem dies geschah, wurde eine Person, die in der Trunkenheit Aeußerungen zu Gunsten des Königthums gethan hatte, vom Revolutionstribunal verurtheilt und enthauptet. Freier Handel und freier Gebrauch des Eigenthums war das Losungswort der Revolution gewesen, und jetzt wurde ein höchster Getraidepreis festgesetzt und alles Getraide unter öffentliche Aufsicht gestellt, so daß niemand ohne einen amtlichen Erlaubnißschein auch nur Mehl zum Hausbedarf kaufen durfte. Die verheißene Ermäßigung des Abgabendrucks ward durch eine gezwungene, auf die Reichen ausgeschriebene Anleihe bethätigt.

Die Straßen-Tumulte wurden immer häufiger und schrecklicher. Abgeordnete einer pariser Section hatten die Frechheit, mit einer Liste von 25 Girondisten vor den Convent zu treten und zu fordern, daß dieselben als Verräther und Verschworne geächtet werden sollten. Die Gironde, welche noch immer die Stimmenmehrheit hatte, ließ diese Frechheit ungestraft. Endlich, als den Girondisten ein Plan des Bür-

gerraths, diese fünf und zwanzig in der Nacht ermorden zu lassen, angezeigt wurde, setzten sie den Beschluß durch, den Bürgerrath aufzuheben. Aber alsbald begnügten sie sich wieder mit dem Vorschlag, daß eine Conventscommission von Zwölfen niedergesetzt werden solle, um die Handlungen des Bürgerraths zu untersuchen und Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Die Untersuchung bestätigte den Mordplan, und auf Befehl der Zwölfer wurde Hebert, eines der verruchtesten Mitglieder des Bürgerrathes, und noch zwei andere Unruhstifter verhaftet (am 24. Mai). Am 29. Mai drangen freche Menschen in den Saal des Convents, mischten sich unter die Abgeordneten, nahmen Theil an der Abstimmung und forderten unter Drohungen die Freilassung des verhafteten Hebert und die Abschaffung der Zwölfer. Der Girondist Isnard, welcher den Präsidentenstuhl inne hatte, wies aber mit Festigkeit die Unverschämten zurück. Aber um zehn Uhr Abends schloß Isnard, dessen Vorsitz an diesem Tage zu Ende ging, die Sitzung; und nun nahm der Jakobiner Herault de Sechelles den Präsidentenstuhl ein, und die Versammlung blieb beisammen. Alsbald wurde der Antrag erneuert, Hebert frei zu lassen und die Zwölfer aufzuheben. Alle Jakobiner mit den eingedrungenen Bittstellern stehen auf, die Gallerien lärmen, der Pöbel vor den Thüren brüllt, den Girondisten wird mit Säbeln, Dolchen und Pistolen gedroht, und der Präsident erklärt, ohne abstimmen zu lassen: die Versammlung habe Heberts Freilassung und die Aufhebung der Zwölfer beschlossen. Am folgenden Tage behaupteten die Girondisten, der gefaßte Beschluß sei ungültig, fügten sich aber endlich in Heberts Freilassung; nur die Zwölfer sollten bleiben. Nach der Abendsitzung am 30. Mai wagten bereits mehrere Girondisten nicht mehr in ihre Wohnung zu gehen, sondern versteckten sich in einem abgelegenen Hause.

In der Nacht zum 31. Mai ziehen bewaffnete Banden der Vorstädte in die Stadt; am Morgen ertönen die Sturmglocken, der Generalmarsch und die Lärmkanonen; der in den Convent gerufene Maire erklärt, daß die Sectionen in der Nacht den Bürgerrath entlassen, aber alsbald ihn wieder als Revolutionsbürgerrath eingesetzt haben. Abgeordnete desselben erscheinen vor dem Convent und verlangen Abschaffung der Zwölfer, ein Anklagedecret gegen dieselben und noch gegen 22 andere Conventsmitglieder und 40 Sous täglichen Sold für jeden bewaffneten Sansculotten. Der in den Saal gedrungene Pöbel nimmt an der Sitzung und Abstimmung Theil, und die Abgeordneten betrachten es als einen Vortheil, daß der Pöbel sich mit der Abschaffung der Zwölfer und der Besoldung der Sansculotten begnügt. Als Abends um zehn Uhr die Sitzung geschlossen wird, zieht der Convent feierlich aus dem Saale, um dem draußen stehenden Volke den Bruderkuß zu geben, und macht dann in Begleitung des Volkes und unter dem Gesange der marseiller Hymne, bei Fackelschein im Garten der Tuilerien einen patriotischen Spaziergang.

Aber nicht auf ein Possenspiel hatten es die Häupter der Bergpartei abgesehen; sie lechzten nach dem Blute ihrer Gegner. Am Morgen des 1. Juni erneuerten sie den Tumult. Abgeordnete des Bürgerraths, von bewaffneten Banden begleitet, verlangten von dem Convent, daß er 27 seiner Mitglieder in Anklagestand versetze. Die Girondisten saßen

in stummer Betäubung da und hielten sich verloren. Doch erlangten sie noch einen Aufschub von drei Tagen, damit der Wohlfahrtsausschuß über die vom Bürgerrath gegen sie erhobene Anklage Bericht erstatten könne. Aber auch dieser Aufschub war gegen die Absicht des Berges, und er traf Maßregeln, die Vernichtung seiner Gegner am 2. Juni zu erreichen. An die Stelle von Santerre, welcher in die Vendée gegangen war, wurde einer der verworfensten Septembermörder, Henriot, zum Commandanten der Nationalgarde ernannt. Dieser war zuerst Bedienter, dann nach einander Schleichhändler, Zöllner und Polizeispion gewesen und mehrmals mit entehrender Strafe belegt worden. Fünftausend bewaffnete Sansculotten bildeten Henriot's und des Bürgerraths Leibwache.

Am 2. Juni wagten die meisten Girondisten nicht in den Convent zu gehen; nur sieben, unter ihnen Lanjuinais, Barbaroux und Isnard, ließen sich nicht schrecken und begaben sich in die Sitzung. Um neun Uhr ertönten Sturmglocken und Lärmkanonen. Henriot rückte heran, seine besoldete Bande voran, um die Zugänge der Tuilerien zu besetzen und die Nationalgarde in gehöriger Entfernung zu halten. Abgeordnete des Bürgerraths drangen mit gezückten Säbeln in den Convent und verlangten die Aechtung der Verräther. Die Gallerien brüllten und Henriot's Banden drohten den Saal zu stürmen, wenn die Aechtung der Girondisten verweigert würde.

Barrere rieth den Girondisten, ihre Stellen niederzulegen und wie Curtius zur Rettung des Vaterlandes in den Abgrund zu springen. Aber Barbaroux und Lanjuinais erklärten, sie gehörten der ganzen Republik und würden nicht abdanken. Vergebens packten der Metzger Legendre und der Postmeister Drouet Lanjuinais an und setzten ihm eine Pistole auf die Brust; er behauptete sich auf der Rednerbühne und blieb unerschütterlich fest. Mit prophetischen Worten rief er: „Ich sehe das Ungeheuer der Dictatur oder der Tyrannei auf Trümmern und Leichnamen einherschreiten und Euch alle, einen nach dem andern, verschlingen." Als selbst einer der heftigsten Jakobiner klagte, der Convent werde von der bewaffneten Macht gefangen gehalten, man solle dem Befehlshaber den Kopf vor die Füße legen, widersprachen die Häupter der Bergpartei, und Barrere schlug vor, der Convent solle in feierlicher Prozession den Saal verlassen und mitten unter dem Volke seine Berathschlagungen fortsetzen. Der Gedanke fand Beifall. Der Präsident setzte sich in Marsch, und ein großer Theil der Mitglieder folgte ihm. Aber am Thor der Tuilerien wurde dem Zuge von Henriot unter Drohungen und Schimpfreden der Ausgang verweigert; der Convent sah sich von Säbeln und Bajonetten umringt und die Geschütze auf sich gerichtet. Beschämt kehrte der Zug in den Saal zurück, den die Häupter des Berges gar nicht verlassen hatten. Nun wurden 34 Girondisten aufgezeichnet, die vor der Hand in ihren Wohnungen bewacht werden sollten, bis der Wohlfahrts-Ausschuß über ihre Schuld Bericht erstattet haben würde. Die anwesenden Girondisten wurden beim Schluß der Sitzung, Abends zehn Uhr, von einem Gensdarmen und zwei Sansculotten nach Hause begleitet.

Anfangs ahneten die Girondisten die blutigen Absichten ihrer Gegner nicht. Als aber der Bericht des Wohlfahrts-Ausschusses längere

Zeit verschoben wurde, und die Hoffnung nicht in Erfüllung ging, daß die Departements für ihre Abgeordneten gegen die Tyrannei des pariser Pöbels sich erheben würden, ergriffen mehrere die Flucht. Abgeordnete von acht Departements fanden sich in Caen, in der Normandie, zusammen, erließen Proklamationen gegen die Pöbelherrschaft in Paris und bereiteten eine Unternehmung zum Sturze derselben vor. Aber der Convent erklärte die flüchtigen Girondisten für Vaterlandsverräther, und diese sahen sich von neuem zur Flucht genöthigt.

Charlotte Corday.

In Caen lebte Charlotte Corday, Tochter eines begüterten Edelmanns, eine Jungfrau von 25 Jahren, rein an Sitten; sie vereinigte mit einer Fülle von Schönheit einen fein gebildeten Geist und ein feuriges Gefühl, das seine Richtung auf politische Ideen genommen hatte. Von den nach Caen geflüchteten Girondisten wurde Marat als das Haupt und die Seele der Bergpartei bezeichnet und als ein elender, nichtswürdiger Bösewicht geschildert, dessen strafloses Wüthen die Nation beschimpfe und dessen Fall das Vereinigungszeichen für alle Freunde der Freiheit sein werde. Das schwärmerische Mädchen glaubte sich berufen, der Schreckensherrschaft eines Marat und dadurch dem Unglück Frankreichs ein Ziel zu setzen. In dieser Absicht begab sie sich nach Paris, erlangte, nachdem sie mehrmals abgewiesen worden war, endlich Zulaß bei dem Gefürchteten, als dieser im Bade saß, und stieß ihm ein Messer in die Brust. Von der herbeigeeilten Wache ließ sie sich ruhig verhaften. Dem Revolutionstribunal erklärte sie, den Mord aus eignem Antriebe und ohne Mitschuldige, um der Verbrechen Marat's willen, begangen zu haben. Sie verrieth keine Bewegung, als ihr das Todesurtheil gesprochen wurde. Mit Ruhe und edler Haltung machte sie am 17. Juli 1793 den Todesweg. Den ihr zugeschickten Priester hatte sie zurückgewiesen. Den Schmähungen der wüthenden Weiber, die, gleich Furien, die Guillotine regelmäßig umstanden, setzte sie ein mitleidiges Lächeln entgegen. Viele Zuschauer entblößten bei ihrem Vorüberkommen ehrerbietig das Haupt; andere klatschten Beifall; denn bereits wohnten viele den Hinrichtungen mit derselben Stimmung wie einem Schauspiele bei. Am Tage darauf wurde Marat's Leiche im Pantheon, neben Voltaire und Rousseau bestattet. Die Jakobiner schrieben seinen Tod der Gironde zu und hatten deshalb, um das Volk zur Rache anzuregen, die Leiche mit aufgedeckter, klaffender Wunde, in einer von dem Maler David angeordneten Lage mehrere Tage hindurch zur Schau ausgestellt. An allen öffentlichen Plätzen sah man die Büste des Ermordeten; man nannte ihn Cato, Aristides, Timoleon. Tausende von Kindern wurden nach ihm benannt; Compagnien des republikanischen Heeres legten sich seinen Namen bei „Marats Herz, sang das Volk, ist so heilig wie das Christi; Christus war Prophet, aber Marat ein Gott."

Aufstellung einer neuen, ganz demokratischen Verfassung. Bundesfest am 10. August.

Die Liste der geächteten Girondisten wurde bald bis auf 61 Namen vermehrt; 73 andere Abgeordnete, welche mit den Girondisten gestimmt hatten, und die gegen das Verfahren am 2. Juni Einspruch erhoben, wurden verhaftet. Es wurde eine von Herault de Sechelles entworfene und vom Convent angenommene, ganz demokratische

Verfassung im Lande herumgeschickt, um von den Urversammlungen und den Heeren genehmigt zu werden. Den Departements, welche sich gegen den Convent erklärt hatten, wurde eine Bedenkzeit von drei Tagen gesetzt, um sich durch Annahme dieser auf unbedingte Freiheit begründeten Verfassung Vergebung zu erkaufen, widrigenfalls sie als Verräther ausgerottet werden sollten. Der Schrecken bewirkte, daß die Aufstände erloschen und alles sich beeilte, die Waffen niederzulegen. Von den großen Städten Rennes, Caen, Nantes, Lyon, Bordeaux liefen knechtische Unterwerfungsschreiben voll Lobpreisungen auf die Bergpartei ein. Nur die Vendée versagte den Tyrannen Gehorsam und erklärte den Sohn Ludwigs XVI. für Frankreichs rechtmäßigen Beherrscher.

Der 10. August war zum Bundesfest und zur feierlichen Annahme der Verfassung bestimmt. Auf dem Platze der zerstörten Bastille war ein riesenmäßiges Standbild der Natur errichtet, aus dessen Brüsten Wasser sprang. Hier versammelte man sich und beim ersten Strahle der Sonne betete der Präsident des Convents zur Natur, daß sie den Eid ewiger Liebe, welchen das französische Volk ihren Gesetzen schwöre, annehmen und durch ihr Wasser in der Schaale der Brüderschaft und der Gleichheit die Schwüre heiligen möge, die Frankreich an diesem Tage ablege. Hierauf tranken alle Abgeordneten von dem Wasser des Standbildes. Dann setzte sich der Zug nach dem Marsfelde in Bewegung, voran auf einer Fahne die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die Gesetzgeber durch Kornähren und Oelzweige ausgezeichnet, hintennach ein Karren, auf welchem Kronen, Scepter, Wappenschilder und Stammbäume mit der Inschrift sich befanden: „Dies bewirkte immer das Unglück des Menschengeschlechts." Auf dem Revolutionsplatze wurden diese Insignien der Knechtschaft vor der Bildsäule der Freiheit verbrannt, und die Pike, die Freiheitsmütze, die Garbe und die Pflugschar für die Sinnbilder der Freiheit erklärt. In ähnlicher Weise verlief das ganze Fest. Zuletzt wurde die Verfassung von der anwesenden Menschenmasse beschworen.

Aber schon am 28. August beschloß der Convent nach dem Willen des Wohlfahrts-Ausschusses, daß die Regierung der Republik bis zur Beendigung des Krieges im Revolutionszustande bleiben sollte. Der Wohlfahrts-Ausschuß erhielt eine unbeschränkte Gewalt über das Leben und das Eigenthum der Bürger. Der Sicherheitsausschuß war nur ein Werkzeug des Wohlfahrts-Ausschusses. Auch der Convent, welcher durch den Sturz der Gironde ein Drittel seiner Mitglieder verloren hatte und nicht wieder ergänzt wurde, sank in eine untergeordnete Stellung herab. Er war fortan nur eine Maschine des Wohlfahrts-Ausschusses, welcher vermittelst desselben seinen Geboten die Form von Gesetzen verleihen ließ. Das Hauptwerkzeug des Wohlfahrts-Ausschusses war das Revolutions-Tribunal. Dieser Gerichtshof wurde ebenso wie der Wohlfahrtsausschuß mit energischen Männern besetzt. Unter den Dienern der früheren Ministerial-Despotie fand man Leute genug, die sich zu jedem Unrecht gebrauchen ließen. Denn fast alle Gräuel der Revolution gingen von Männern der alten Bildung aus, nicht vom Pöbel, welcher bloß Hammer oder Schwert war. Das seit dem 2. Juni in Frankreich herrschende Schreckens-System ist das ver- Das Schreckenssystem.

ruchteste Regierungs-System, dessen die Weltgeschichte gedenkt. Der eine Theil der Nation ward geächtet, der andere berechtigt, unter dem Schilde des Namens Jakobiner für die Worte Freiheit und Vaterland jede Art von Frevel zu begehen.

Der Krieg gegen die auswärtigen Feinde im Jahre 1793.

Die Ausartung des Strebens nach Freiheit in maßlose Tyrannei wurde durch die Unfälle beschleunigt, welche die Republik im Kampfe mit äußeren und inneren Feinden erlitt. Nach Dumouriez's Entweichung überschritten die Oestreicher die Nordgrenze, nöthigten die Franzosen nach zweitägiger blutiger Schlacht zur Räumung des verschanzten Lagers bei Famars und eroberten Condé und Valenciennes. Custine, welcher zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt worden war, wurde wegen dieser Verluste zum Tode verurtheilt.

Von den Preußen unter Kalkreuth wurde nach einer langen und schweren Belagerung Mainz eingenommen. Der französische General Beauharnais wurde angeklagt, zu spät zum Entsatze vorgerückt zu sein; er wurde ins Gefängniß geworfen und im folgenden Jahre guillotinirt. Nach dem Falle von Valenciennes und Mainz stand im Norden und Westen den Oestreichern, Preußen, Engländern und Holländern der Weg ins Innere offen; die Alliirten hatten von Basel bis Lille 280,000 Streiter; an den Alpen stand eine östreichisch-sardinische Armee; an den Pyrenäen kämpften zwei französische Armeen unglücklich mit den Spaniern; die Vendée hatte 60,000 Royalisten auf den Beinen, und viele Städte des südlichen Frankreich waren im Aufstande gegen den Convent. Die französischen Armeen waren in einem zerrütteten, der Auflösung ähnlichen Zustande, nirgends an Zahl den gegenüberstehenden Feinden gewachsen, und von Generälen ohne Ruf und ohne Talente befehligt, die bei jedem Schritte vor unkundigen Aufsehern und vor dem Mordbeile blutdürstiger Richter zittern mußten. Der Fall des abscheulichen Regiments schien nahe zu sein, aber die Machthaber in Paris ließen sich nicht entmuthigen; sie verdoppelten bei jeder neuen Unglücksbotschaft ihre Wuth und ihre Kraft und trieben die Tyrannei auf die äußerste Spitze. Durch ihre Energie und die Fehler ihrer Feinde errangen sie den Sieg. Auf Barrere's Vorschlag wurde am 23. August das allgemeine Aufgebot (levée en masse) beschlossen. Alle Franzosen sollten, bis die Feinde von dem Gebiete der Republik vertrieben wären, für den Waffendienst in Anspruch genommen werden, die jungen Leute zuerst in den Kampf ziehen, die Verheiratheten Waffen und Lebensmittel herbeischaffen, die Weiber Zelte und Kleider machen und in den Spitälern dienen, die Kinder Charpie zupfen, die Greise sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, um den Muth der Krieger und deren Haß gegen die Könige zu entflammen. Auf allen öffentlichen Plätzen von Paris wurden Waffenwerkstätten errichtet, die Büchsenmacher aus allen Departements dahin beschieden. Dem Kriegsminister wurden hundert Millionen Franken zur Verfügung gestellt und eine Revolutionsarmee mit zwölf wandernden Tribunälen gebildet, um alle Verschwörer, Aufkäufer und alle, die den kriegerischen Maßregeln ein Hinderniß in den Weg legen würden, zu ergreifen und zu richten. Alle rechtlichen Leute suchten im Lager oder auf dem Schlachtfelde eine Zufluchtsstätte gegen die Wuth der Angeber und die Habsucht der Revolutionsbeamten.

Geld wurde durch die Assignaten herbeigeschafft, und als der Werth der Assignaten zu einer schreckbaren Tiefe sank, gebot ein Gesetz, daß jeder Eigenthümer die Armeebedürfnisse umsonst liefern müsse, bei Todesstrafe, wenn er etwas dem Dienste der Republik zu entziehen suchen würde. Ganz Frankreich glich einem Lager.

Die Seele dieser kriegerischen Richtung war Carnot. Schon als Jüngling hatte dieser mit besonderer Vorliebe sich mathematischen Studien gewidmet. Er war Geniecapitän, als er 1791 in die gesetzgebende Versammlung trat. Als Mitglied des Convents gehörte er dem Berge an. Am 14. August 1793 trat er in den Wohlfahrts-Ausschuß. Seitdem war ihm die Leitung und Versorgung der Heere übertragen; bald war er der Schöpfer einer neuen Kriegsführung; er wollte den Kampf in der Nähe, wo die Kraft der Faust entscheidet, den Angriff nicht an einem, sondern an möglichst vielen Punkten, nicht einzelne, einen ganzen Feldzug entscheidende Schlachten, sondern unausgesetzte Gefechte. Einem solchen Manne gegenüber mußte die Weisheit systematischer Feldherren, die einer vorübergegangenen Zeit angehörten, nothwendiger Weise zu Schanden werden; einem solchen Manne gegenüber fehlte den Verbündeten ein Leiter, der politischen Tiefsinn mit dem Talente des Feldherrn verband, der sein Zeitalter begriff und in diesem die Mittel fand, der Revolution entgegenzuwirken. Der Eindruck, den die damals vollzogene Theilung Polens auf die öffentliche Meinung Europa's machte, nahm den Handlungen des Convents einen Theil ihrer Gehässigkeit und rechtfertigte die Behauptung der Jakobiner, daß ihre Feinde auch Frankreichs Theilung beabsichtigten. Die Verbündeten hielten sich mit der Eroberung französischer Grenzfestungen auf und gestatteten den Jakobinern ihren Platz in Paris zu behaupten und unter dem Scheine der größten Gefahren die Kraft der Nation zu entwickeln, während ein Marsch der Verbündeten gegen Paris den erkünstelten Heldenmuth der pariser Tyrannen in ein panisches Schrecken verwandelt haben würde.

Nach der Einnahme von Valenciennes trennte sich der Herzog von York mit den Engländern und Holländern von den Oestreichern und belagerte Dünkirchen, während die Oestreicher unter dem Prinzen von Koburg sich gegen Quesnoy wandten. Quesnoy kapitulirte, aber der Herzog von York wurde, nach dreitägigen mörderischen Gefechten bei Hondschooten, durch Houchard zum Rückzuge genöthigt. Houchard wurde, weil er bei Cortryk durch die Oestreicher einen Unfall erlitten hatte, nach Paris berufen und auf die Guillotine geschickt. Später wandte sich der Herzog von Koburg zur Belagerung von Maubeuge, wurde aber (am 15. Oktober) von Jourdan und Carnot bei dem Dorfe Wattignies geschlagen und zum Rückzuge über die Sambre genöthigt.

Die Preußen blieben nach dem Falle von Mainz fast zwei Monate unthätig. Der Grund dieser Waffenruhe lag wahrscheinlich in einem Zwiste der Höfe von Berlin und Wien, den die Theilung Polens herbeigeführt hatte. Die Preußen standen unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, die Oestreicher am Ober- und Mittelrhein befehligte der General Wurmser. Zwischen beiden Feldherrn herrschte keine Einigkeit. Die Preußen versagten dem General Wurmser, als derselbe gegen den Elsaß vordrang, die nöthige Unter-

stützung. Endlich, nachdem die Preußen den Ueberfall des französischen Generals Moreau auf ihre Verschanzungen bei Pirmasens zurückgeschlagen hatten (14. September), schien einiges Leben in die Preußen zu kommen. Oestreicher und Preußen erstürmten (13. Oktober) die Weißenburger Linien, eine Reihe von Feldschanzen, und öffneten sich dadurch den Weg nach dem Elsaß. Ferdinand von Braunschweig besiegte bei Kaiserslautern (30. November) den französischen General Hoche, verfolgte aber seinen Sieg nicht und unterstützte die Pläne von Wurmser zur Eroberung des Elsaß nicht. Am Ende des Jahres ging die östreichische Armee wieder über den Rhein zurück, und auch die Preußen mußten sich nach Mainz zurückziehen.

Der Bürgerkrieg im Innern Frankreichs.

Zu den äußeren Kriegen der Republik kamen innere Kämpfe. Die südlichen Departements hatten sich auf die Nachricht von der Verhaftung der Girondisten gegen die Tyrannei des Berges erklärt. In Lyon, der zweiten Stadt Frankreichs, war der Jakobinerklub geschlossen und eins seiner verruchtesten Mitglieder, Challier, zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Die Lyoner glaubten durch Annahme der neuen Verfassung den Convent versöhnt zu haben, und gehorchten, als ihnen zwanzig Stück große Geschütze zum Kriege gegen Spanien abverlangt wurden. Aber der Convent wollte keinen Frieden mit Gemäßigten und Reichen, und Lyon sah sich von einem zahlreichen Conventsheere mit furchtbarer Rache bedroht. In dieser Noth griff alles zu den Waffen; ein tüchtiger Mann, Namens Precy, stellte sich an die Spitze der Bewaffneten. Frauen und Kinder schanzten, weil die Mauern verfallen waren. Siebzig Tage ertrugen die Belagerten alle Mühseligkeiten der Vertheidigung mit einem Heldenmuthe, der einen glücklichern Ausgang verdient hätte. Endlich erlagen sie dem Hunger und schickten Abgeordnete, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Unter Precy's Anführung versuchten zweitausend heimlichen Auszug, aber sie fanden fast alle den Tod, und nur etwa funfzig, unter ihnen Precy, entkamen in die Schweiz. Nun rückten die Belagerer in die Stadt. Der Convent beschloß, auf den Trümmern der zerstörten Stadt eine Säule mit der Inschrift zu errichten: „Lyon bekriegte die Freiheit, Lyon ist nicht mehr!" Die Häuser der Reichen und Vornehmen wurden zerstört, und als die Hände der Arbeiter nicht ausreichten, mit Pulver gesprengt. Täglich fielen vierzig bis funfzig Köpfe unter dem Mordbeile, und als die Henker ermüdeten, wurden täglich die Schlachtopfer zu Hunderten, zwei und zwei zusammengebunden, durch Kartätschenschüsse zu Boden gestreckt und mit Bajonetten und Säbelhieben vollends niedergemacht. Jede Art des Frevels und der Verruchtheit wurde geübt. Frauen, welche um das Leben der Männer zu flehen gewagt hatten, wurden an die Balken der Guillotine gebunden, um von dem Blute der Ihrigen bespritzt zu werden. Um dem Tode oder den Fesseln zu entgehen, waren die Frauen der ausgewanderten oder ermordeten Bürger gezwungen, sich in die Arme der Ungeheuer zu werfen, welche noch von dem Blute ihrer Männer trieften, oder am Fuße der Freiheitsbäume Ehebündnisse mit Kutschern und Lastträgern zu schließen. Und mitten unter diesen Gräueln wurden diejenigen Einwohner, welche vom Morde verschont geblieben waren, zur Theilnahme an einem republikanischen Feste genöthigt, nämlich zur

Vergötterung des nach dem Urtheile der Jury hingerichteten Jakobiners Challier. Auch Marseille wurde von dem republikanischen Räuberheere wie eine im Sturm eroberte Stadt behandelt.

Die stark befestigte Hafenstadt Toulon hatte sich dem englischen Admiral Hood, der mit einer englisch-spanischen Flotte im Mittelmeer kreuzte, ergeben und sich für Ludwig XVII. und die Verfassung von 1791 erklärt. Die Engländer erhielten dadurch den Haupthafen des Mittelmeers, eine bedeutende Kriegsflotte und 3000 Kanonen. Die Engländer ergriffen aber keine kräftigen, Vertrauen erweckenden Maßregeln; sie richteten ihr Augenwerk mehr auf das Kriegsmaterial und die französischen Schiffe, welche im Hafen lagen. Zwischen den englischen und spanischen Befehlshabern herrschte keine Einigkeit. Dennoch schien die Schwierigkeit, diesen festen, von einer zahlreichen Besatzung vertheidigten Platz zu erobern so groß, daß die bei dem Heere befindlichen Conventsdeputirten schon den Vorschlag machten, die Belagerung aufzuheben. Befehlshaber des Belagerungsheeres war erst ein Maler Carteaux, dann ein Wundarzt, Doppet, die beide vom Kriege nichts verstanden. Aber bei dem Heere befand sich Napoleon Bonaparte, ein junger, aus Corsika gebürtiger Officier, der von Carnot in seiner Tüchtigkeit erkannt und als Commandant der Artillerie zur Armee vor Toulon geschickt worden war. Durch dessen Maßregeln wurde, nachdem der tapfere Dugommier den Oberbefehl übernommen hatte, das wichtige Fort Malbosquet erobert. Sobald der englische Admiral den Feind im Besitze dieses Punktes sah, gab er das Signal, die Anker zu lichten und die Rhede zu verlassen. Im Kriegsrathe wurde, obgleich die Spanier die Vertheidigung der Stadt übernehmen wollten, die Räumung derselben beschlossen. Die französischen Schiffe, die man nicht mitnehmen konnte, und das Arsenal wurden in Brand gesteckt. Die Einwohner, welche die Stadt verlassen wollten, wurden auf die spanischen und englischen Schiffe aufgenommen. Die zurückgebliebenen Einwohner wurden, unter dem Vorgeben einer wichtigen Mittheilung, von dem Conventsdeputirten Fréron zusammenberufen und mit Kartätschen niedergeschossen. Nach einem Beschluß des Convents sollte Toulon zerstört werden und unter dem Namen Hafen des Berges fortan nur eine Schiffsniederlage sein.

Einen weit längeren und hartnäckigeren Kampf hatten die Republikaner mit den königlich gesinnten Bewohnern der Vendée zu bestehen. Die Vendéer führten den Krieg so lange mit Glück, bis sie sich im Juni 1793 durch den Erfolg ihrer Waffen verleiten ließen, den Kampf über die Grenzen ihres Landes auszudehnen und die Stadt Nantes, einen der Hauptsitze des Republikanismus, anzugreifen. Sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit fiel Cathelineau, ein reicher Bauer und Frachtfuhrmann, der kurz vorher zum Ober-Anführer gewählt worden war. Die Vendée würde damals wieder unterworfen worden sein, wenn nicht die blutgierigen Republikaner die ganze Bevölkerung dieses königlich gesinnten Departements auszurotten gesucht hätten. Besonders machte der Volksrepräsentant Carrier, ein feigherziger Blutmensch, Nantes zum Schauplatz der entsetzlichsten Gräuelthaten. Zwölf Colonnen der Revolutionsarmee durchzogen das Land und verheerten es mit Feuer und Schwert, sie schleppten Tausende von Gefangenen nach Nantes, wo sie Carrier ohne allen Prozeß zu

Hunderten niederschießen ließ. Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber wurden paarweise nackend zusammengebunden und in die Loire gestürzt. Man nannte dies **republikanische Heirathen**. Carrier saß auf einem Schiffe an einer schwelgerischen Tafel und weidete seine Augen an dem Schauspiel. Andere Unglückliche ließ Carrier auf Schiffe mit Fallböden bringen und versenken.

Die Hauptmacht der Vendéer verließ, um sich eines Hafens in der Bretagne zu bemächtigen und dadurch mit England in Verbindung zu treten, ihre von Hecken, Gräben und Dämmen durchschnittene Heimath, ging über die Loire und setzte sich einem Kampfe in unbekannten Gegenden und auf offenem Lande aus. Obgleich die Vendéer mehrmals siegten, mißlang doch der Zug; die Vendeer wurden zur Rückkehr genöthigt und fast gänzlich aufgerieben. Seit dieser Zeit (December 1793) artete der Krieg für Thron und Kirche in blutige Raubfehden aus. Das Morden, Rauben und Verheeren ließ auf beiden Seiten erst nach, als die Tyrannei des Wohlfahrts-Ausschusses gebrochen war.

Die Schreckensherrschaft.

Der **Wohlfahrts-Ausschuß** übte eine unumschränkte Herrschaft. Das Haupt desselben war **Robespierre**. Das Uebergewicht dieses mittelmäßigen Kopfes stützte sich auf seine Macht über den großen Haufen, und diese hatte er sich durch den Ruf wahrer und uneigennütziger Volksfreundschaft erworben. Die Gesichtszüge von Robespierre waren gemein, seine Farbe blaß, sein Vortrag dunkel und verworren, und in wichtigen Augenblicken bewährte sich sein Muth nicht; aber er verstand die Kunst, sich dem Pöbel als ein Wesen höherer Art ehrwürdig zu erhalten und verschmähte zu diesem Zwecke selbst äußerliche Zierlichkeit nicht, zu eben der Zeit, wo Andere durch Schmutz und Rohheit sich zu empfehlen trachteten. Wie groß aber auch das Ansehen von Robespierre, wie unbedingt auch die Gewalt des von ihm geleiteten Wohlfahrts-Ausschusses war, so vermochten sie doch ihre Macht nur durch schonungslosen Gebrauch der Gewalt, durch Furcht und Schrecken zu behaupten. Das Schreckenssystem nöthigte aber die Gewalthaber zu immer neuen, immer wachsenden Uebertreibungen.

Nachdem der aus Ministern zusammengesetzte Vollziehungsrath abgeschafft war, hatte eine Menge von **Ausschüssen des Convents** die Geschäfte der öffentlichen Verwaltung unter sich vertheilt; alle aber waren abhängig von dem Wohlfahrts-Ausschusse. In allen Sectionen von Paris und in allen größeren Communen gab es **Revolutionsausschüsse**, welche mit dem Wohlfahrts-Ausschusse in steter Verbindung standen, von diesem Befehle empfingen und ihm Bericht über die Vorgänge in ihrem Bezirke erstatteten. **Revolutionsarmeen**, aus dem Auswurfe der Sansculotten, aus Räubern und Mördern zusammengesetzt und von wandernden Guillotinen begleitet, zogen von einem Orte zum andern, um die gegen ungehorsame Provinzen und Gemeinden verhängten Aechtungen zu vollziehen. **Revolutionstribunale** richteten die Einzelnen, zu deren Verurtheilung einige gerichtliche Formen nöthig zu sein schienen. Der Schritt von der Angabe bei diesen schrecklichen Gerichten bis zur Hinrichtung wurde immer kürzer, besonders seit durch die mit der Todesstrafe verbundene Einziehung des Vermögens das Köpfen der Staatsgläubiger und der begüterten Bürger ein sicheres Mittel

wurde, den Staat zu bereichern. Mit grausamen Spotte sagte der Chef des Finanzausschusses, Cambon, auf dem Revolutionsplatze würden durch die Guillotine nicht minder als durch den Prägstock im Kapuzinerkloster Assignate geschlagen. Die Scharfrichter wurden nun geehrte und wichtige Leute, und die Gehalte derselben wurden erhöht. Ein Decret vom 17. September gebot die Verhaftung aller Verdächtigen und gab diesem Worte einen so ausgedehnten Begriff, daß man es auf jeden beliebigen Menschen anwenden konnte. Die Tausende, welche in Folge dieses Decretes in den Gefängnissen sich anhäuften, veranlaßten den Vorschlag, daß die Revolutionstribunale ermächtigt werden sollten, ohne schriftliche Instruktion der Prozesse und ohne eine Vertheidigung zu hören, nach ihrer Ueberzeugung das Urtheil zu sprechen.

Die unglückliche Königin war bereits von den Ihrigen getrennt und mitten in der Nacht aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht worden. Ihr Gefängniß war eine feuchte, niedrige Kammer, in welcher sich eine zerrissene Matratze, ein Lehnstuhl von Stroh und ein kleiner Tisch befanden. Es umtoste die Gefangene der Lärm der Wache, das Schlüsselgerassel der Kerkermeister, das Geheul der Wächterhunde, die rohen Gesänge gemeiner Verbrecher. Im Vorzimmer hielten beständig vier Gensdarmen Wache. Eine Jungfrau aus dem Bürgerstande, deren Familienname Fouché war, und die früher mit dem Hofe in keiner Verbindung gestanden hatte, verschaffte sich den Zutritt bei der Gefangenen und suchte das Loos der unglücklichen Frau zu mildern. Es gelang ihr, auch einen unbeeidigten Geistlichen in den Kerker zu bringen, um der unglücklichen Fürstin die Tröstungen der Kirche zu gewähren. Am 15. Oktober wurde Marie Antoinette vor das Blutgericht gestellt. Sie war alt geworden, sie hatte Runzeln, und das Haar war vom Gram gebleicht, aber ihr Gang war sicher, die Züge noch immer schön. In der Anklageschrift hieß es, daß Marie Antoinette nach dem Vorbilde der Messalinen, Brunhilden, Fredegunden und Medici, die einst Königinnen von Frankreich geheißen, eine Geißel und Blutsaugerin für die Franzosen gewesen, daß sie Frankreichs Einkünfte, die Früchte des Volksschweißes, verschleudert habe, um schändliche Gelüste zu befriedigen und die Agenten ihrer verbrecherischen Ränke zu bezahlen. Alle schon gegen den König aufgestellten Beschuldigungen geheimer Umtriebe gegen die Volksfreiheit und des am 10. August 1792 vergossenen Bürgerblutes wurden wiederholt. Mit Genauigkeit und Besonnenheit beantwortete Antoinette alle Fragen. Als aber Hebert sie beschuldigte, daß sie mit ihrem eigenen Sohne ein unnatürliches Verbrechen begangen habe, schwieg sie; und als Hebert die Anklage wiederholte, wandte sie sich mit den Worten an die Gallerien: „Ich wende mich an alle hier anwesenden Mütter und fordere sie zu der Erklärung auf, ob unter ihnen eine einzige sich findet, der nicht schon der bloße Gedanke an eine solche Abscheulichkeit Schauder erregt.“ Selbst die Furien der Gallerien wurden von der Wahrheit dieser Worte getroffen und äußerten Mitleid.

Hinrichtungen.

Das Verhör dauerte den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht. Um zwei Uhr Morgens (am 16. Oktober 1793) fällte der Convent das Todesurtheil über die Wittwe Capet. Marie Antoinette hörte dasselbe ohne Zeichen einer Gemüthsbewegung an, und erst als

sie früh um halb fünf Uhr in ihr Gefängniß zurückkam, machte das gepreßte Herz sich durch einen Thränenstrom Luft. Noch an demselben Tage, um elf Uhr, wurde Antoinette auf dem gewöhnlichen Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Tode geführt. Die begleitenden Gensdarmen waren aus den wüthendsten Sansculotten ausgesucht. Den Karren umgaben die Furien der Guillotine und der Auswurf des Pöbels mit dem Geschrei: „Nieder mit der Tyrannei; es lebe die Republik!" Mit sicherer Haltung bestieg Marie Antoinette das Blutgerüste. Sie stand, als sie starb, in ihrem 39. Lebensjahre.

Einige Wochen nachher wurden 21 Abgeordnete, Girondisten und Orleanisten, vor Gericht gestellt. Sie vertheidigten sich gegen die Anschuldigung des Royalismus und Föderalismus mit solcher Beredtsamkeit, daß die Richter in Verlegenheit geriethen. Nach einem eingeholten Beschluß des Convents wurde die Verhandlung geschlossen und das Todesurtheil gefällt.

Orleans-Egalité wurde aus Marseille, wo er bereits vor Gericht gestellt und freigesprochen worden war, nach Paris geholt und zum Tode verurtheilt. Das Mordmesser kam in immer schnellern Gang. Die Urheber und Beförderer der Revolution wurden einer nach dem andern von der wilden Kraft ergriffen, die sie entfesselt hatten. Der Anblick des Todes verlor durch die Macht der Gewohnheit seine Schreckbarkeit, ja er gewann bei der Menge anziehender Schlachtopfer in eben dem Grade an Reiz, als das Leben unter dem Joche der republikanischen Tyrannei daran verlor. Die schöne und geistreiche Johanna Roland, die Gattin des gewesenen Ministers, hatte sich, als sie zum Tode geführt wurde, mit Sorgfalt in Weiß gekleidet und zeigte eine nicht bloß ruhige, sondern sogar fröhliche Miene, um der Philosophie, zu der sie sich bekannte, Ehre zu machen. Sie wandte sich nach dem neben dem Blutgerüste errichteten riesenmäßigen Standbilde der Freiheit und sagte: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Roland war glücklich nach Rouen entkommen. Durch Anzeige seines Verstecks hätte dessen Gemahlin sich retten können. Als Roland das Geschehene hörte, verließ er sein Versteck und gab sich auf offener Landstraße den Tod. Von den Girondisten, die sich nach dem für sie waffnenden Süden begeben hatten, endeten viele in Bordeaux. Petions Leiche fand man im Walde, von Wölfen angefressen; Barbaroux verhungerte in einer Höhle; Clavière, einst Minister, stieß sich im Kerker das Messer in die Brust, und seine Frau folgte dem gegebenen Beispiele. Der als Schriftsteller berühmte Marquis Condorcet irrte als Bettler in der Nähe von Paris umher und nahm, als er erkannt und ergriffen wurde, Gift. Der gelehrte Bailly, der ehemalige Maire von Paris, hatte sich auf sein Landhaus in der Nähe von Nantes zurückgezogen und beim Anfange der dortigen Gränel zu seinem Freunde, dem großen Laplace, nach Melun begeben. Hier wurde er verhaftet und nach Paris geschafft. Sein Verbrechen war, daß er am 17. Juli 1791 zur Stillung des Aufruhrs die rothe Fahne hatte aufstecken lassen. Dafür sollte er auf dem Marsfelde, wo die Nationalgarde auf den Pöbel geschossen hatte, hingerichtet werden. Die Hände auf den Rücken gebunden, hinten auf dem Karren, zur Verhöhnung, das rothe Banner, wurde er nach dem Marsfelde gebracht. Als er das Schaffot bestiegen hatte, wurde das

rothe Banner verbrannt und die flammenden Stücke ihm in das Gesicht geworfen. Plötzlich bemerkten Einige, das Marsfeld, wo so gute Bürger in guter Sache gefallen wären, dürfe nicht mit dem Blute eines Verräthers besudelt werden. Da wurde das Gerüst abgebrochen und an der Seine wieder aufgeschlagen. Das verursachte einen Aufschub von mehreren Stunden, während welcher Bailly der Wuth des Pöbels ausgesetzt war. Bailly mußte selbst die Todeswerkzeuge nach dem neu bestimmten Platz tragen. Ein kalter Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte, vermehrte noch das Schreckliche seiner Lage. „Du zitterst, Bailly?" rief eine Stimme aus dem Volke. „Freund, es ist kalt!" entgegnete Bailly mit der größten Ruhe.

Außerhalb Paris wurde das Blutregiment in noch empörenderer Weise gehandhabt. Zu Arras wüthete mit seinem tigermäßigen Weibe der Conventsdeputirte Lebon, ein ehemaliger Priester. Weil die Mutter eines zum Kriegsdienst aufgebotenen Blödsinnigen ein Zeugniß der Untauglichkeit beigebracht hatte, ließ Lebon, zur Abschreckung aller, die sich dem Kriegsdienste etwa entziehen wollten, den Jüngling, dessen Vater, Mutter und Schwester, nebst dem Maire und Gerichtsschreiber, die das Zeugniß ausgestellt hatten, an einem Tage hinrichten. Ein reisender Handwerksbursche, der während eines Gewitters das Kreuz geschlagen hatte, wurde hingerichtet als ein gefährlicher Mensch, der wohl gar ein verkleideter Pfaffe sein könne. Lebon war selbst immer auf dem Blutgerüste, suchte die Qualen der Schlachtopfer zu vermehren und fand Genuß an den Zuckungen sterbender Weiber. Hatte Marat 270,000 Köpfe gefordert, so sprachen die Jakobiner jetzt von Millionen, welche zur Sicherstellung der Freiheit noch geschlachtet werden müßten.

Die Franzosen hatten sich früher durch Anständigkeit der Erscheinung und Feinheit des Benehmens ausgezeichnet, jetzt trugen sie eine große Vernachlässigung des Anzuges und Rohheit der Sitten zur Schau. Auf den Straßen von Paris sah man nur Männer von wildem Aussehen und schamlose Weiber, und hörte nichts als Flüche und grobe Reden. Es wurde eine neue Zeitrechnung eingeführt und mit dem 22. September 1792, als dem ersten Tage der Republik, begonnen, weil am 21. September der Nationalconvent zusammengetreten war und die Abschaffung des Königthums beschlossen hatte. Jeder Monat sollte dreißig Tage haben und in drei gleiche Abschnitte, Decaden, jeder Tag in zehn Abschnitte und jeder derselben wieder in zehn kleinere zerfallen. Sechs Schalttage, Sansculottiden genannt, sollten als Nationalfeiertage den Festen der Tugend, des Genies, der Arbeit, der öffentlichen Meinung und der Belohnung gewidmet sein; am letzten und größten derselben, am Revolutionstage, sollte ein großes Volksfest gefeiert und der Schwur wiederholt werden: Für die Freiheit zu leben und zu sterben. Die Namen der Monate waren von den Erscheinungen und Erzeugnissen der Jahreszeiten hergenommen; die kirchlichen Namen der Tage ersetzte man durch astronomische und naturhistorische. Vielfache Umgestaltungen.

Nicht nur die pariser Universität, sondern auch alle Akademien und Gelehrten-Gesellschaften wurden aufgehoben, und die botanischen Gärten, die Kabinette, das Museum, die öffentlichen Bibliotheken unter die Aufsicht des Unterrichtsausschusses gestellt. Für die

Volksbildung sollte der Unterrichtsausschuß durch eine Anzahl moralischer Vorschriften sorgen und dieselben auf gedruckten Blättern täglich an den Straßenecken anschlagen lassen. Der katholische Gottesdienst bestand noch und wurde von beeidigten Priestern gehalten. Aber auch die gänzliche Vernichtung des Kirchenthums ward beschlossen. Alle den Kirchen gehörigen Güter, Geräthschaften und Kostbarkeiten wurden für Eigenthum der Nation erklärt und in Beschlag genommen. Nicht bloß die Kirche und das Pfaffenthum, sondern auch die Religion wurde dem frevelhaftesten Spotte preisgegeben. Es wurden gotteslästerliche Umzüge gehalten und in den Kirchen und auf den Straßen theatralische Scenen zur Verhöhnung der Religion und des Kultus aufgeführt. Am 7. November 1793 erschien der Bischof von Paris, Gobet, ein Mann von siebzig Jahren, im Convent und sagte sich feierlich von seinem Priesteramte los. Lauter Beifall erscholl in der Versammlung, der Präsident rühmte den Triumph, den die Philosophie und Aufklärung an diesem Tage feiere, und ertheilte dem Bischof unter Ueberreichung der Jakobinermütze den Bruderkuß. Die übrigen anwesenden Priester wetteiferten nun in ihren Versicherungen, daß sie bisher nichts als Mährchen und Thorheiten gelehrt und das Volk betrogen hätten. Einige rissen sich die absichtlich dazu angelegten Symbole ihres Amtes ab und traten sie mit Füßen. Nur ein einziger Geistlicher, Gregoire, erklärte nicht bloß laut, daß er nach wie vor Katholik und Priester bleiben werde, sondern erschien auch gerade jetzt öffentlich in seiner Priestertracht.

Unter Theilnahme der Geistlichen wurden die Kirchen geplündert und weder Altäre noch Gräber verschont. Ganze Frachtwagen, mit Kirchenschmuck, Geräthen und Glocken beladen, kamen in Paris an; ruchlose Banden erschienen in Priestergewändern vor dem Convent und führten possenhafte Tänze auf; Eseln wurden Bischofsmützen aufgesetzt und Meßgewänder umgehängt und ihnen die heiligsten Geräthe vorgetragen. Ein gottloser Mensch bestieg in der Kirche St. Roch die Kanzel und forderte unter Gotteslästerungen Gott heraus, sein Dasein zu beweisen. Das geringste Zeichen einer gottesdienstlichen Handlung war ein Todesverbrechen. Eine sechzigjährige Person wurde zu Arras bloß deshalb hingerichtet, weil sie gebetet hatte.

Durch einen Beschluß des Convents wurde der katholische Kultus abgeschafft und durch den der Vernunft ersetzt. Am 10. Nov. 1793 wurde in der Kirche Notre-Dame der Kultus der Vernunft zuerst gefeiert. Eine Buhlerin wurde halbnackt als Göttin der Vernunft auf einem Triumphwagen nach dem Altare gefahren, mit Hymnen und Räucherungen verehrt und dann im feierlichen Zuge auf einem mit Eichenlaub umflochtenen Sessel in den Convent getragen. Hier wurde die Göttin eingeladen, neben dem Präsidenten ihren Sitz zu nehmen, und erhielt von dem Präsidenten und den Sekretären unter Jubelgeschrei den Bruderkuß. Auch der Freiheit, der Jugend, der ehelichen Treue wurden Kirchen eingeräumt. Die Kirchen wurden Schauplätze der unwürdigsten Auftritte.

Bereits mit dem Sturze des Thrones waren alle Denkmäler, die an das Königthum erinnerten, zerstört worden; jetzt wurden alle noch vorhandenen Erzeugnisse der bildenden Kunst von demselben Verdammungsurtheil betroffen. Man sprach sogar davon, das Museum und

die Bibliothek zu verbrennen, weil doch die Geschichte der ganzen Welt nichts aufzuweisen habe, was mit der französischen Revolution verglichen werden könne. Ein Decret befahl die Oeffnung und Zerstörung der Königsgräber in der Abtei St. Denys; die Leichname der Könige wurden aus ihren Grüften gerissen und in große Gruben geworfen. Die religiösen und sittlichen Elemente des Lebens waren vernichtet und nur die rein bürgerlichen sollten noch gelten; aber auch diese hatten ohne jene keinen Halt mehr. Der folgerechten Gleichheitslehre mußte das Eigenthum ebenso wie Adel und Königthum als eine naturwidrige Rechtsverletzung erscheinen. In diesem Sinne hieß es: „Wir wollen keinen Handel mehr! Handel erzeugt Wohlstand; Wohlstand erzeugt Verderbniß der Sitten und dieses den Verfall der Republiken."

Sturz Dantons und seiner Anhänger.

Das Aergerniß, welches die Verruchtheit und Himmelsstürmerei der Cordeliers oder der Anhänger Danton's hervorriefen, gab dem tückischen Robespierre einen erwünschten Vorwand, sich auch dieser Menschen und ihres Hauptes zu entledigen. In Danton, welcher die Maschinerie des Blutregiments in Gang gebracht hatte, war das Gefühl der Menschlichkeit erwacht und der Wunsch rege geworden, dem Mordmesser Einhalt zu thun. Er hatte seine Kraft durch schwelgerischen Gebrauch der Millionen erschöpft, welche ihm als Minister und als Armeekommissär zugeflossen waren. Er war aus dem Wohlfahrts-Ausschuß verdrängt worden und hatte dann auch durch einen mehrmonatlichen ländlichen Aufenthalt seine Macht über den Convent und die pariser Commune verloren. Endlich erhob er seine Stimme gegen die Ueberspannung der revolutionären Springfedern und gegen die knechtische Hingabe aller Gewalt in die Hände des Wohlfahrts-Ausschusses. Auch Danton's Freund Camille Desmoulins war durch seine Heirath mit einer schönen und reichen Frau milde gestimmt und durch die täglichen im Namen der Freiheit verübten Schändlichkeiten zur Besinnung gebracht worden. In seiner Zeitschrift „der alte Cordelier" bekämpfte er die Tyrannei und das Schreckenssystem, sprach von einer menschlichen Benutzung der Revolution und empfahl einige Mäßigung.

Der Unwille von Robespierre war zunächst gegen die von Hebert, Chaumette und Anacharsis Cloots geführte Bande rasender Gleichmacher, Kirchenstürmer und Vernunftanbeter gerichtet, deren wildes Treiben ihm vornehmlich darum mißfiel, weil sie die pariser Commune beherrschten und die Macht dieser den Wohlfahrts-Ausschuß verdunkelnden Commune ihm Eifersucht einflößte. Es kränkte den mit tugendhaften Gesinnungen prunkenden Dictator, daß diese schlechten Gesellen es sich einfallen ließen, seine auf den Pöbel gegründete Herrschaft theilen zu wollen. In dem Jakobinerklub erklärte sich Robespierre für einen Gegner des Atheismus, den er eine aristokratische Sache nannte. Seine heimtückische Heuchelei hatte den gewünschten Erfolg. Alle Freunde der Ordnung schlossen sich an ihn an, weil sie die Blasphemien, Schwelgereien und Gaunereien der Dantonisten für ein größeres Uebel hielten, als die Tyrannei des Wohlfahrts-Ausschusses. Nun wurden Gerüchte von einer angeblichen Verschwörung in Umlauf gebracht, daß die Cordeliers Geld vom Auslande erhalten hätten, und zur Herstellung des Despotismus damit umgingen, den Convent und alle eifrigen Vertheidiger

der Freiheit zu ermorden. Am 13. März 1794 berichtete St. Just im Convent über diese Verschwörung. Hebert mit neunzehn seiner Anhänger wurde verhaftet und hingerichtet. Einige Tage nachher wurden mehrere Conventsmitglieder, deren Denkungsart und Handlungsweise mit der der Hingerichteten übereinstimmte, Fabre d'Eglantine, Chabot, Bazire und andere, dem Tribunal übergeben. Es wurden ihnen Unterschleife und Verfälschungen zur Last gelegt.

Die Freunde der Ordnung glaubten, der Umschwung der Blutherrschaft sei gekommen, Robespierre habe sich mit Danton zur Wiederherstellung eines gesetzmäßigen Zustandes vereinigt. Da wurde Paris am 31. März durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß in der Nacht Danton, Camille Desmoulins, Lacroix und Herault-Sechelles, die Wortführer der Mäßigung, verhaftet worden waren. Ein wüthender Bericht von St. Just entwickelte Danton's und seiner Mitgenossen angebliche Verschwörung gegen die Republik. Kunstvoll verflocht er in die Anklage die bereits angeklagten Ultrarevolutionäre Fabre d'Eglantine, Chabot, Bazire und einige andere. Sie wurden alle angeklagt, als Gehülfen Danton's Wiederherstellung des Königthums beabsichtigt zu haben. Sechs Tage nach ihrer Verhaftung wurden sie hingerichtet.

Das Schreckensregiment auf seiner Höhe.

Seit dem Falle Danton's kam das Blutregiment in noch stärkeren Schwung; die Maßregeln desselben wurden noch härter, die gerichtlichen Förmlichkeiten verkürzt oder ganz beseitigt. Während Robespierre auf der einen Seite von Schmeichlern und heuchlerischen Freunden in Reden und begeisterten Zuschriften als der Gesetzgeber und Vater des Vaterlandes gepriesen wurde, wurde er auf der anderen Seite von Republikanern und Royalisten der despotische Alleinherrscher Frankreichs genannt, und drohende Briefe verkündigten ihm den baldigen Lohn seiner abscheulichen Tyrannei. Durch diese widersprechenden Einwirkungen bis zur Verrücktheit aufgeregt und von den Schreckgespenstern seines Bewußtseins verfolgt, watete er immer tiefer in das Blutmeer, bis er den Rückweg verlor. Die Mitglieder der Ausschüsse und des Convents, denen er nicht traute, umgab er mit Spionen, und erschuf ein neues System allgemeiner Polizei, nach welchem alle der Verschwörung Verdächtigen aus allen Theilen von Frankreich vor das Revolutionstribunal zu Paris gestellt werden sollten. Die Zahl der politischen Gefangenen war am 1. Mai auf 8000 gestiegen und wuchs immer mehr an, obgleich täglich ganze Ladungen an das Tribunal und von diesem an die Guillotine abgegeben wurden.

In den meisten pariser Gefängnissen herrschte die äußerste Strenge, und in manchen fanden sich die Verhafteten mit Räubern und Mördern vereinigt. Einige Gefängnisse dagegen boten einen fast freundlichen Anblick. Es bildete sich in ihnen eine zahlreiche, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte, durch gemeinsames Loos vereinigte Gesellschaft. Höflichkeit, Achtung, Vertrauen und andere das Leben verschönernde Tugenden, die aus ganz Frankreich verbannt waren, hatten sich in die Vorhallen des Todes geflüchtet. Man suchte sich einander zu trösten und zu gefallen, sich aller Furcht und aller Hoffnung zu entschlagen. Die Frauen thaten es hier, wie auf den Richtstätten, den

Männern an ruhiger Fassung und würdiger, ungekünstelter Gelassenheit zuvor. Einige weckten selbst in der Brust verzweifelnder Freigeister religiöse Gefühle; andere flößten weniger überirdische Empfindungen ein; andere erregten Bewunderung durch die edle Hingebung, welche sie den Ihrigen im Kerker bewiesen.

In jeder Mitternacht wurden die Gefangenen durch einen furchtbaren Lärm geweckt, und die für den nächsten Morgen Ausgewählten in den innern Hofraum des Kerkers gerufen, um die Klageschriften in Empfang zu nehmen, unter Flüchen und Scheltworten, welche das Schreckliche eines solchen Aufrufs verdoppelten. Die Klageschriften waren gedruckte Formulare, und es war auf denselben nur der Name einzutragen. Sie schienen oft nur Spottschriften auf das Verfahren des Tribunals zu sein. Einer Frau wurde eine Vorladung eingehändigt, auf der nichts weiter stand, als: „Ein Kopf, der schlechterdings fallen muß." Nicht selten wurden Personen aufgerufen, die schon guillotinirt waren. Oft blieb es den Gensdarmen überlassen, wen sie mitnehmen wollten. Das Verhör vor dem Tribunal war gewöhnlich ganz kurz. Um drei Uhr Nachmittags verließen die langen Züge von Schlachtopfern das Tribunal und schritten langsam durch die Reihen der Zuschauer, die sich herbei drängten. Anfangs hatte man nur funfzehn Personen auf einen Karren gesetzt; dann packte man dreißig zusammen, und kurz vor Robespierre's Tode hatte man Anstalten getroffen, um hundert und funfzig Personen auf einmal hinzurichten. Ganze Körperschaften und Geschlechter wurden guillotinirt. Fünf und vierzig Mitglieder des Parlaments zu Paris und drei und dreißig des zu Toulouse wurden zum Tode geführt, weil sie eine Protestation gegen das zur Aufhebung der Parlamente erlassene Decret unterzeichnet hatten. Der zwei und siebzigjährige Malesherbes starb mit seiner Tochter, seiner Enkeltochter und mit deren Gatten. Vierzig Generalpächter wurden hingerichtet, angeblich weil sie den Schnupftabak durch Wasser und andere Zuthaten verfälscht hatten, in der That aber, weil die Millionen, die sie besaßen, die Habsucht des Finanzausschusses reizten.

Die Prinzessin Elisabet, die Schwester Ludwigs, hatte mit wahrhaft himmlischer Hingebung die Leiden ihres Bruders getheilt und zu mildern gesucht. Nach der Hinwegführung von Marie Antoinette aus dem Tempel lebte Elisabet nur für deren Tochter. Unter zunehmenden Entbehrungen war den beiden unglücklichen Prinzessinnen der Winter vergangen; sie glaubten sich in ihrem Kerker vergessen; da wurde Elisabet am 9. Mai aus den Armen der königlichen Waise gerissen und in die Conciergerie geschafft. Nach kurzem Verhör erfolgte das Todesurtheil. Elisabet richtete ihre Unglücksgefährten auf dem Todeswege durch religiösen Trost und durch das Beispiel ihrer Standhaftigkeit auf. Dafür rächten die Unmenschen sich dadurch, daß die Prinzessin das Schaffot erst besteigen durfte, nachdem sie die Köpfe ihrer vier und zwanzig Begleiter hatte fallen sehen; doch festen Schrittes und mit sanftem Lächeln ging sie die Stufen hinan.

Am 10. Juni wurde ein neues Gesetz erlassen, durch welches der Begriff der Schuld erweitert und der Gang des Revolutionstribunals beschleunigt wurde. Bei der Berathung dieses Gesetzes äußerte ein Deputirter: „Wenn das Gesetz durchgehe, bleibe nichts übrig,

als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Robespierre schlug aber den Widerspruch durch die Bemerkung nieder: „Nur Verschwörer haben die als übermäßig beklagte Strenge des Gesetzes zu fürchten.“

Durch die zunehmende, mit den ärgsten Schamlosigkeiten verbundene Strenge der Wächter, durch Mangel an Nahrung, durch Verpestung der Luft und die tägliche Todesangst wurde das Elend der Gefangenen allmälig so groß, daß mehrere Personen sich aus den Fenstern stürzten, andere sich herbeidrängten und sehnsüchtig wünschten, ihren Namen zu hören, wenn die Liste der zur Guillotine Gerufenen verlesen wurde. Den noch nicht Verhafteten wurde die Wahrscheinlichkeit, daß auch ihnen Verhaftung und Tod bevorstehe, zur entsetzlichen Qual. Das Gesetz des Maximums hatte Paris einer ausgehungerten Stadt ähnlich gemacht. Die Hausthüren der Bäcker, Fleischer und Verkäufer von Lebensmitteln waren schon vor Anbruch des Tages mit Weibern und Kindern besetzt. Nur die Todesfurcht zwang die Kaufleute zu dem verlustvollen Verkauf. Bei Todesstrafe war ihnen befohlen, ein Verzeichniß aller ihrer Waren mit genauer Angabe des Vorraths und der Beschaffenheit an der Thür auszuhängen. Die Landleute brachten mit Zittern ihre Erzeugnisse zur Stadt. Aus den Straßen und von den öffentlichen Plätzen war alles Getümmel verschwunden; man sah keine Reiter und glänzenden Wagen mehr; man fürchtete sich, wie zur Zeit einer ansteckenden Seuche, mit einander zu reden. An den meisten Palästen las man die Inschrift: „Nationalgut“; die in Furcht schwebenden Eigenthümer anderer Häuser suchten durch Inschriften wie: „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft oder Tod! Tod den Tyrannen und ihren Genossen“, ihren Bürgersinn zu beweisen. Die dumpfe Stille wurde nur unterbrochen in dem Augenblicke, wo die Verurtheilten vorüberfuhren; da stürzte eine Menge Menschen nach der Richtung hin, während andere sich eiligst entfernten. Man vermied im Aeußeren den Schein der Wohlhabenheit und betrachtete das Gewand der Armuth für eine Sicherheitskarte. Jede Zusammenkunft in Privatkreisen war verboten. Man wagte nicht, einen Freund oder Anverwandten in seinem Hause aufzunehmen, wenn er nicht mit einer Bescheinigung seines Bürgersinns versehen war; denn die Verweigerung einer solchen Bescheinigung galt schon einem Verhaftungsbefehl gleich. Nur die Schauspielhäuser waren immer gefüllt, in ihnen glaubte man auf kurze Zeit der Wachsamkeit der Tyrannen zu entgehen. In der Nacht steigerte die geängstigte Einbildungskraft Angst und Schrecken; beim geringsten Geräusch vor der Thür, beim Halten eines Wagens, bei einem Schlage des Klopfers erstarrte das Blut in den Adern; Frau und Kinder schmiegten sich ängstlich an den Vater; es mußte das Zeichen einer Haussuchung oder Verhaftung sein; denn nur Gensdarmen waren des Nachts auf der Straße.

Die Barrieren von Paris waren nur für diejenigen offen, welche herein kamen, aber allen verschlossen, welche das Entsetzen von dannen trieb. Ein Paßgesuch mußte bei einem revolutionären Ausschuß angebracht werden und war mit Lebensgefahr verbunden; der Paß mußte dann noch von der Commune visirt werden, und außerhalb Paris mußte der Reisende in jeder Stadt, in jedem Dorfe vor den revolutionären Ausschüssen und Jakobinerklubs sich stellen und sich ausfragen lassen. War jemand endlich, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, dem

großen Kerker der Hauptstadt entkommen, so fand er auf seinem Wege nichts als umgestürzte Kreuze, zerstörte Kirchen und die Trümmern verwüsteter Schlösser. Er begegnete langen Zügen Verhafteter, welche durch Sansculotten nach Paris geschafft wurden, oder ein hochfahrender Abgeordneter des Convents eilte an ihm vorüber, um in den Departements Blutgerüste aufzurichten. Berge, Höhlen und Wälder dienten den Geächteten, sogar im Winter, als Zufluchtsstätten; mancher Waldbewohner, dessen wildes Aussehen einen Räuber fürchten ließ, war nur ein unglücklicher Flüchtling.

In dem grauenvollen Gemälde menschlicher Verirrung fehlt es nicht an einzelnen Lichtpunkten, und die Geschichte berichtet manches schöne Beispiel heldenmüthiger, aufopfernder Liebe und Treue. Dienstboten beider Geschlechter baten um die Erlaubniß, ihren Herrschaften ins Gefängniß zu folgen, und folgten ihnen auch aufs Blutgerüste. Töchter flehten auf den Knien Mitglieder der Ausschüsse an, um mit ihren Eltern das Gefängniß zu theilen. Als der Commandant von Longwy zum Tode verurtheilt wurde, rief eine Stimme: „Es lebe der König!" Alles gerieth in Angst und Bewegung, jeder fürchtete für den Schuldigen gehalten zu werden; da trat die Frau des Verurtheilten, Frau von Lavergne, hervor, wiederholte den Ruf und starb mit ihrem Gemahl. Beim Verlesen der Todesliste gab ein Vater sich für seinen aufgerufenen, aber zufällig nicht im Saale anwesenden Sohn aus und ward statt seines Sohnes hingerichtet. Dasselbe that ein Bruder für seinen Bruder, den er einer zahlreichen Familie zu erhalten wünschte.

Anerkennung des höchsten Wesens.

Während in Paris das Blut in Strömen floß und in allen Theilen von Frankreich die gräuelhaftesten Metzeleien und Mordbrennereien verübt wurden, trat Robespierre am 7. Mai 1794 im Convent mit einer weitläufigen Rede auf, in welcher er den Atheismus zu bekämpfen und den Glauben an Gott als eine große, die Seele erhebende und beruhigende moralische Idee darzustellen bemüht war. Auf Robespierre's Antrag wurde von dem Convent das Dasein des höchsten Wesens anerkannt, und das erste Fest desselben auf den 8. Juni bestimmt. Das Fest war eine mit Processionen, Prunkreden, Hymnen und symbolischen Handlungen ausgeschmückte Scene, bei welcher der hochmüthige Heuchler selbst gleichsam als hoher Priester der neuen Religion figurirte.

Sturz und Hinrichtung Robespierre's.

Der Wohlfahrts-Ausschuß befand sich jetzt auf dem Gipfel seiner Macht; aber die zehn Mitglieder desselben waren unter einander zerfallen. Robespierre und Billaud-Varennes beobachteten einander mit immer eifersüchtigeren Blicken und vereinigten sich seltener über die Opfer ihrer Wuth. Endlich blieb Robespierre, durch den unaufhörlichen Widerspruch gekränkt, aus dem Wohlfahrts-Ausschusse weg und verlor dadurch das Heft aus den Händen. Doch blieb er durch Couthon, Saint Just und Lebas, seine treuen Verbündeten, mit dem Wohlfahrts-Ausschusse in Verbindung und setzte das Geschäft fort, täglich dem Revolutionstribunale diejenigen aufzuzeichnen, welche es am folgenden Tage zum Tode verurtheilen sollte. Auch waren die Revolutionsausschüsse, der Jakobinerklub, das Revolutionstribunal, die bewaffnete

Macht und der Gemeinderath von Paris noch immer zu Robespierre's Dienste bereit.

Als Robespierre im Jakobinerklub sich über Verkennung und Verleumdung beklagte, erkannten die Mitglieder der Ausschüsse und des Convents, die sich von ihm gehaßt wußten, daß es nothwendig sei, Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen. Die gemeinschaftliche Furcht vor Robespierre's blutgieriger, weder Freund noch Feind schonender Wuth bewirkte eine Verbindung mehrerer Deputirten, sowohl von der heftigen als von der gemäßigten Partei. Noch war aber die Verabredung nicht reif, als Robespierre selbst, durch seine Spione von den Zusammenkünften dieser Deputirten benachrichtigt, durch unzeitige Eröffnung des Kampfes seinen Sturz herbeiführte. Mit der Miene eines zur Zügelung eingerissener Ungebühr herbeikommenden Vorgesetzten erschien er am 26. Juli im Convent. In einer langen Rede schilderte er seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe und erklärte alle Gegner seiner wohlthätigen, das Wohl des Vaterlandes bezweckenden Pläne für Feinde des Volkes. Dann verbreitete er sich über die Schwäche und Lauheit, die sich in den Handlungen der Regierung kund gebe und tadelte zuletzt die verschwenderische Verwaltung des öffentlichen Schatzes. Cambon, der Chef des Finanzausschusses, faßte sich das Herz, seine Verwaltung gegen die Anklage zu vertheidigen. Der Dictator verrieth durch Erbleichen, daß er auf einen ernsten Widerstand nicht gefaßt war. Nun traten auch andere mit bitteren Ausfällen gegen den voreiligen Ankläger hervor. Vergebens suchte dieser einzulenken und seine Anklagen zu ermäßigen; die Merkmale seiner Schwäche ermuthigten seine Gegner und als ein Halbbesiegter verließ Robespierre den Kampfplatz. Am Abend suchte er Trost und Hülfe bei den Jakobinern. Es wurde vorgeschlagen, den Convent von allen unlauteren Mitgliedern zu reinigen, und Henriot bot die bewaffnete Macht zu augenblicklicher blutiger Vollstreckung an. Aber Robespierre heulte: „Ich bin bereit den Becher des Sokrates zu leeren", und entkräftete die Verwegenheit seiner Anhänger durch seine an Verzweiflung grenzende Niedergeschlagenheit. Der Klub ging aus einander, ohne seine Gewaltmittel in Anwendung gebracht zu haben.

In derselben Nacht hatte Saint Just, der eifrigste Anhänger von Robespierre, im Wohlfahrts-Ausschusse einen heftigen Zank mit seinen Collegen. Am 27. Juli maßen sich im Convent mehrere Stunden lang die Parteien nur mit drohenden Blicken. Gegen Mittag bestieg Saint Just die Tribüne. Sein unsicherer Gang und sein wilder Blick verriethen seine innere Aufregung. Er wiederholte die Anklagen, welche am vorigen Tage Robespierre gegen die Ausschüsse vorgebracht hatte. „Gegen einen so schweren Schaden, sagte er, hilft ein wenig Balsam nicht; ins frische Fleisch muß man schneiden und alle angefressenen Glieder ohne Schonung wegnehmen." Bei diesen Worten brach ein gewaltiger Sturm los. Robespierre, der sich nach der Tribüne stürzte, wurde unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Tyrannen!" zurückgedrängt, und Tallien bemächtigte sich derselben. „Der Augenblick unserer Einigkeit, sagte er, unserer Kraft, unserer Freiheit ist gekommen. Tyrann, so wandte er sich an Robespierre, deine Frevel sollen nicht länger verborgen bleiben." Tallien zog einen Dolch und erklärte: „Er werde das Werkzeug republikanischer Strafgerechtigkeit dem Verbrecher in die Brust

stoßen, wenn der Convent diesen nicht sogleich in Anklagestand versetze." Vergeblich waren alle Anstrengungen Robespierre's, zu Worte zu kommen. Einem Rasenden gleich forderte er brüllend das Wort oder den Tod. Alle seine Anstrengungen übertönte das Geschrei: „Nieder mit dem Tyrannen!" Es folgte Anklage auf Anklage, Schlag auf Schlag, und ihm selbst öffnete sich jetzt der Abgrund, in den er Freund und Feind gestürzt hatte. Vergebens erwartete Robespierre eine Volksbewegung, vergebens redete er den Pöbel der Gallerien an, vergebens wandte er sich an die Mitglieder der gemäßigten Mitte, die er so oft Kröten des Sumpfes gescholten hatte. Endlich versagte ihm die Stimme und keuchend sank er auf eine Bank nieder. Durch allgemeines Aufstehen wurde das Anklagedecret angenommen. „Ich verlange, das Schicksal meines Bruders zu theilen", rief der jüngere Robespierre, und sogleich wurde auch dieser, sowie Couthon, Saint Just und Lebas in Anklagestand versetzt. Die Gensdarmen nahmen sie in Empfang und führten sie ab; aber an der Thür des Gefängnisses wurden sie durch einen Haufen bewaffneter Jakobiner befreit und im Triumphe aufs Rathhaus geführt, wo die ihnen ergebene Commune versammelt war. Auch Henriot, der Commandant der bewaffneten Macht, der noch vor Robespierre in Anklagestand versetzt und verhaftet worden war, wurde wieder befreit. Mit Schrecken vernahm der Convent, daß die Befreiten Anstalten träfen, die bewaffnete Macht zu versammeln und gegen den Convent heranzuführen. Alsbald erklärte der Convent Robespierre und dessen Mitschuldige sowie die Commune und jeden Beamten, der die Geächteten gegen den Convent unterstützen werde, außer dem Gesetz, ernannte Barras zum Commandanten der bewaffneten Macht und schickte einige Deputirte ab, um die Sectionen zu versammeln und für den Convent zu bewaffnen. Legendre schloß mit Bewaffneten den Jakobinerklub; Barras rückte mit vier bis fünf Bataillonen gegen das Rathhaus heran.

Die Geächteten hatten durch Zaudern die kostbare Zeit verloren. Robespierre befand sich in einem Zustande dumpfer Betäubung; Henriot war betrunken und ohne Besinnung. Als Barras 11 Uhr Abends mit seinen Bewaffneten die nach dem Rathhause führenden Straßen besetzen und das Aechtungsdecret des Convents verlesen ließ, stob die vor dem Stadthause versammelte Menge auseinander, und es ertönte der Ruf: „Es lebe der Convent!" Die Thüren des Rathhauses wurden eingeschlagen; ein Pistolenschuß zerschmetterte Robespierre die Kinnlade; Lebas nahm sich durch einen Schuß das Leben. Couthon, welcher sich durch Messerstiche zu tödten abmühte, versteckte sich unter einem Tische. Coffinhal, der Vicepräsident des Revolutionstribunals, schalt Henriot den Urheber des Unglücks und warf ihn zum Fenster hinaus; ihm nach stürzte sich der jüngere Robespierre. Die übrigen hatten sich in die dunkelsten Winkel verkrochen, aus denen sie nach und nach hervorgezogen wurden. Beim Anbruch des Tages (28. Juli 1794) erfuhr der Convent seinen Sieg und schloß um fünf Uhr seine denkwürdige Sitzung.

Die Geächteten wurden alsbald vor das Revolutionstribunal geschleppt. Mit einem in der Eile gemachten Verbande lag Robespierre sprachlos auf einer Tischplatte. Da soll ein Mann aus dem

Volke zu dem gestürzten Dictator herangetreten sein und gesagt haben: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!" Das Tribunal zögerte mit seinem Urtheil; da gebot der Convent die sofortige Ausführung des Achtungsbefehles. Gegen Abend wurden die beiden Robespierre, Couthon, Saint Just, Henriot, der Präsident des Revolutionstribunals Dumas, der Maire Fleuriot und andere Mitglieder der Commune, zusammen zwei und zwanzig, auf mehreren Karren abgefahren. Sie waren mit Blut und Koth beschmutzt und einige gräßlich entstellt. Robespierre war in derselben Kleidung, die er am Feste des höchsten Wesens getragen hatte. Entsetzlich war der Anblick, als sein Kopf mit zerschmetterter Kinnlade dem Volke gezeigt wurde. Jedem Falle des Beils folgte der Jubel des zahlreich versammelten Volkes. An den folgenden Tagen wurden noch zweiundsiebzig Jakobiner und Anhänger Robespierre's, unter ihnen die meisten Mitglieder des pariser Gemeinderathes, hingerichtet.

Kämpfe des Convents mit dem Terrorismus.

Die Blutmenschen Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrere hatten sich nur um ihrer bedrohten Persönlichkeit willen gegen ihren Genossen erhoben, sie beabsichtigten keine Veränderung des herrschenden Systems, sondern wollten die Zügel in Händen behalten und im bisherigen Wege fortfahren. Sie hatten aber durch ihr Auftreten gegen Robespierre das Blendwerk des Terrorismus zerstreut und der lang unterdrückten öffentlichen Meinung die Stimme wiedergegeben. Die allgemeine Stimme war gegen die Bluthherrschaft. Außerdem sahen sich die Gegner Robespierre's genöthigt, bei den Vornehmen und Reichen Hülfe zu suchen gegen ihre erbittersten Feinde, die Jakobiner. Der pariser Jakobinerklub war durch Entzweiung mit einem Theile seiner Stimmführer und durch die Hinrichtung der andern, besonders des ganzen Gemeinderaths, tief erschüttert. Dennoch sah der Kampf des Moderantismus mit den Anhängern des Terrorismus oft sehr zweifelhaft aus und führte mehrmals Auftritte völliger Gesetzlosigkeit herbei. Die jetzigen Vertheidiger der Mäßigung und Menschlichkeit hatten ihre Hände tief in Blut und Frevel getaucht, und so alten Jakobinern, wie Tallien, Legendre, Merlin von Thionville, Barras, Freron und anderen war es nicht um Gerechtigkeit, Freiheit und Volksglück zu thun, sondern nur um das Streben, den Staat zu beherrschen. Dennoch hatten sie jetzt, als Vertheidiger der Mäßigung, den wohlhabenden Theil der Pariser für sich, während ihre Gegner von dem Gesindel der Vorstädte allmälig verlassen wurden, als sie dasselbe nicht mehr bezahlen konnten. Die Mehrzahl der Convents-Deputirten war niemals ultrarevolutionär gewesen; sie hatte nur der energischen Minderzahl ihrer Collegen nicht zu widerstehen vermocht. Jetzt machten sich die Grundsätze der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe immer mehr geltend.

Die unbedingte Gewalt des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses wurde beschränkt, und das Blutgesetz vom 10. Juni aufgehoben. Die Gefängnisse leerten sich, die Guillotine stand tagelang still, einige der größten Bösewichter wurden zur Verantwortung gezogen und hingerichtet. Der Deputirte Freron vereinigte eine Anzahl junger Leute aus vornehmen Familien in eine Kampfschaar. Diese mit Stöcken bewaffneten

und durch gleichförmige Tracht ausgezeichneten Jünglinge, welche man die goldene Jugend nannte, warben zu ihrer Verstärkung eine Anzahl handfester Männer an, und neckten, beschimpften und klopften die Jakobiner überall, wo sich dieselben sehen ließen. Ihre Loosung war der Ruf: Es lebe der Convent. Die alte Kraft des Jakobinerklubs war dahin, und die goldene Jugend übernahm es, ihn durch Verhöhnungen und Mißhandlungen seiner Mitglieder, dann durch stürmische Angriffe auf den Sitzungssaal aus einander zu treiben. Eine furchtbare Prügelei zwischen den Jakobinern und der goldenen Jugend gab Veranlassung, den Sitzungssaal der Jakobiner am 12. November 1794 gänzlich zu schließen. Zwei Tage darauf wurde das ganze Klubwesen durch ein Gesetz wesentlich anders gestaltet.

Die Vertheidiger der Mäßigung gewannen täglich mehr Boden. Die Ausschüsse kamen in ihre Hände; die in Haft befindlichen Girondisten wurden wieder in den Convent aufgenommen, und alle geflüchteten zurückberufen. Am 21. März 1795 wurde die Freiheit der Religionsübungen hergestellt. Marats Bildsäulen wurden umgestürzt und seine Leiche aus dem Pantheon entfernt und in einen Abzugskanal geworfen. Carrier, der Unmensch von Nantes, und Lebon, der Henker von Arras, ebenso der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville mit funfzehn Richtern und Geschwornen des Revolutionstribunals wurden hingerichtet.

Gegen die Häupter der Schreckensherrschaft, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrere waren bereits mehrmals vergeblich Anklagen vorgebracht worden. Endlich im März 1795 beschloß der Convent, daß eine Untersuchung ihres Verfahrens angestellt werden sollte. Im Bewußtsein ihrer Schuld glaubten sie sich durch einen Volksaufstand retten zu können. Die große Theuerung und Hungersnoth, welche durch die zunehmende Entwerthung der Assignaten und durch die erschwerte Zufuhr von Lebensmitteln entstanden war, erleichterte es ihnen, einen solchen anzustiften. Nachdem gemeine Weiber und Männer bereits an mehreren Tagen unter dem Geschrei: „Brot und die Constitution von 1793!" in den Convents-Saal gedrungen, aber aus demselben wieder vertrieben worden waren, behauptete sich der Pöbel am 1. April 1795 vier Stunden lang im Besitz des Convents-Saales. Schon wähnte sich die jakobinische Minderzahl im Besitze der Gewalt, als Frerons Jünglinge herbeikamen, die Eingedrungenen aus dem Saale trieben und die Uebermacht der gemäßigten Mehrzahl wieder herstellten. Der Convent verurtheilte nun die Deputirten Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrere und Vadier zur Deportation nach Guiana in Südamerika und ernannte den General Pichegru, der sich damals zufällig in Paris befand, zum Commandanten der Nationalgarde. Als der Pöbel die Abführung der vier Verurtheilten aus Paris gewaltsam hindern wollte, jagte ihn Pichegru mit Waffengewalt aus einander, und nöthigte dann auch ganze Sectionen, die Waffen auszuliefern.

Die tüchtigsten Mitglieder des Convents gelangten zu der Ueberzeugung, daß es bei der in eine Anzahl Ausschüsse vertheilten Regierung, welcher die Fähigkeit fehlte, rasch und energisch zu handeln, nicht bleiben könne, und es wurde daher eine Commission von elf Mitgliedern niedergesetzt, um eine neue Verfassung auszuarbeiten. Aber die Jakobiner wollten die Ausführung um jeden Preis hindern. Die Ver-

legenheit der gemäßigten Partei wurde durch die Hungersnoth vermehrt, welche damals zu einer beispiellosen Höhe gestiegen war. Am 20. Mai 1795 zogen große Volksmassen nach den Tuilerien und drangen unter dem Geschrei nach Brot und der Constitution von 1793 in den Convents-Saal. Die Wachen wurden überwältigt und die gemäßigten Abgeordneten in die Flucht getrieben. Der Präsident Boissy d'Anglas ließ sich durch keine Drohung bewegen, die revolutionären Vorschläge der Terroristen, deren Armee den Saal füllte, zum Vortrage zu bringen. Der Deputirte Féraud, der sich dem standhaltenden Präsidenten helfend zur Seite stellte, wurde durch einen Pistolenschuß niedergeschmettert und von einem wüthenden Weibe mit einem Holzschuh vollends todt geschlagen. Endlich um neun Uhr Abends wurde der Pöbel, nachdem er bereits sieben Stunden lang im Saale gelärmt hatte, Herr über den Convent, und die Empörer erließen terroristische Decrete. Aber jetzt erschienen die aufgebotenen Bataillone der Nationalgarde und bemächtigten sich des Sitzungssaales. Nun kehrte die verjagte Mehrzahl der Abgeordneten zurück, die fliehenden Terroristen wurden aufgesucht und verhaftet. Es wurden Truppen herbeigezogen und die Vorstädte Saint Antoine und Saint Marceau nach zweitägiger Gegenwehr zur Auslieferung der Flüchtlinge und der Geschütze genöthigt. Den Weibern wurde der Eintritt in die Gallerien untersagt, den Männern nur gegen Eintrittskarten gestattet, und regelmäßiges Militär, unter dem Namen Legion der allgemeinen Polizei in die Stadt gelegt. Sechs Terroristen wurden hingerichtet. So schien der Sieg der Moderantisten über den Schweif Robespierre's gesichert.

Der Krieg im Jahre 1794.

An den Grenzen wurde unausgesetzt gekämpft; aber die Republik sah sich durch alle Anstrengungen der verbündeten Mächte nicht in ihrem Dasein bedroht. Die Verbündeten zersplitterten ihre Kräfte auf allzu viele Punkte und verfolgten künstlich berechnete Pläne, die bei der Ausführung scheiterten. Am Ende des Feldzugs sahen sich die Oestreicher zum Rückzuge genöthigt, und Belgien wurde von den Franzosen besetzt. Die preußisch-sächsische Rheinarmee blieb während dieses Feldzugs anfangs unthätig, siegte dann bei Kaiserslautern, zog sich aber dann wieder näher an den Rhein zurück. Auch an den Pyrenäen wurde von den Spaniern und an den Alpen von den durch östreichische Truppen verstärkten Piemontesen Krieg geführt. Auch in der Vendee ruhten die Waffen nicht; aber die Uneinigkeit der royalistischen Heerführer verlängerte die Gefährlichkeit dieses innerlichen Brandes.

Keiner von den äußeren und inneren Feinden war den französischen Machthabern verhaßter, als die britische Regierung, in der sie mit Recht den eigentlichen Lebensfunken der Coalition erkannten. Pitts Plan, den in Frankreich ausgebrochenen Mangel bis zu einer wirklichen Hungersnoth zu treiben und zu dem Zwecke alle Zufuhr über See zu hemmen, wurde als ein Gedanke unerhörter Frevelhaftigkeit ausgeschrien. Die französische Regierung hatte in Amerika große Vorräthe aufkaufen lassen und eine Flotte von 117 Kauffahrern abgeschickt, um dieselben herüber zu bringen. Zur Deckung derselben stach im Mai 1794 die brester Flotte unter dem Gegenadmiral Villaret-Joyeuse in See. Auf der Höhe von Ouessant begegnete sie der englischen unter Lord

Howe. Am 1. Juni kam es zur Schlacht, in welcher die Franzosen mit der wildesten Tapferkeit fochten, aber dennoch der überlegnen Seetaktik ihrer Gegner unterlagen. Aber auch die Sieger hatten sehr gelitten und konnten das Meer nicht länger halten; sie mußten mit ihren erbeuteten Schiffen den Hafen von Plymouth aufsuchen. Kaum waren sie abgesegelt, als die französische Frachtflotte in der Gegend ankam, wo die Schlacht geliefert worden war. Sie setzte ihren Lauf fort und erreichte glücklich den Hafen von Brest. Die glückliche Ankunft der Frachtflotte milderte den Schmerz der Franzosen über die verlorne Seeschlacht. Auch die Eroberung der meisten französischen Kolonien, welche den Engländern 1794 gelang, wurde bei der allgemeinen Spannung der Gemüther in Frankreich wenig beachtet.

Die herrschende Partei schien zur Herstellung der Monarchie geneigt. Eine Menge Adliger und Priester erhielten und benutzten die Erlaubniß zur Rückkehr. Man erkundigte sich nach dem Schicksal der beiden Kinder Ludwigs XVI., und der Convent selbst verordnete Erleichterung ihrer Gefangenschaft. Der zehnjährige Dauphin, Ludwig Karl, Herzog von der Normandie, war geistig und körperlich gelähmt durch die Mißhandlungen, die der schändliche, von Robespierre zum Peiniger gesetzte Schuster Simon ihm zugefügt hatte. Nachdem Simon mit Robespierre hingerichtet worden war, hatte der Knabe einen milderen Aufseher erhalten. Aber in einer engen, feuchten Kammer reifte der bleiche königliche Knabe dem Tode entgegen. Entzündungen in den Gelenken gestatteten ihm keine Bewegung; vom Fieber geschüttelt, in dumpfer Entsagung erwiederte er bei allen Versuchen, ihn zum Sprechen zu bringen, nur mit starren Blicken. Kein Wort des Schmerzes glitt über seine Lippen. So erfolgte sein Tod am 8. Juni 1795. Da ward ein allgemeines Mitleid rege mit Marie Therese Charlotte, der siebzehnjährigen Schwester des Gestorbenen. Man erleichterte die Lage der Gefangenen, und im December 1795 wurde sie gegen gefangen gehaltene Conventsdeputirten an Oestreich ausgewechselt. Unternehmungen der Royalisten zur Wiederherstellung d. Königthums.

Nach dem Tode des Dauphin nannte sich der Graf von der Provence König Ludwig XVIII. und kündigte sich in einem Manifeste der französischen Nation als ihren neuen Beherrscher an. Indem er erklärte, die alten Einrichtungen unbedingt wieder herstellen zu wollen, stimmte er einen großen und gerade den besseren und mächtigeren Theil der Franzosen, die mittleren Klassen und die Landleute, gegen sich. Der Prinz Condé, der mit einem kleinen Corps Ausgewanderter in Mühlheim bei der kaiserlichen Reichsarmee stand, knüpfte eine geheime Unterhandlung mit Pichegru an, welcher die französische Armee gewinnen und zur Wiederherstellung des Thrones nach Paris führen sollte. Die Unterhandlung scheiterte jedoch durch gegenseitiges Mißtrauen. Im Sommer 1795 wurden auf englischen Schiffen Heerhaufen von Ausgewanderten nach der Küste der Bretagne übergesetzt. Mit diesen Ausgewanderten sollten sich die royalistischen Schaaren der Vendee und Bretagne vereinigen. Der Anfang war günstig, aber doch mißlang das ganze Unternehmen, weil es den Anführern an Einigkeit, dem Grafen von Artois, der sich an die Spitze stellen sollte, an Muth und Entschlossenheit fehlte. Gegen 800 Ausgewanderte fielen in die Hände der Re-

publikaner und wurden fast alle erschossen. Auch Charette und Stofflet, die Hauptanführer der Vendeer, wurden gefangen genommen und erschossen.

Neue Verfassung. Auflösung des Convents.

Während dieser Zeit wurde die neue Verfassung vollendet. Fünf Direktoren mit vollziehender Gewalt wurden an die Spitze des Staates gestellt. Einer der Direktoren sollte jährlich austreten und erst nach fünf Jahren wieder erwählt werden können. Die gesetzgebende Gewalt wurde zwei Kammern übertragen, dem Rathe der Fünfhundert, zur Einleitung und Abfassung der Gesetze, und dem Rathe der Alten von 250, über 40 Jahre alten Deputirten, zur Bestätigung der Gesetze. Zum Eintritt in den Rath der Fünfhundert war nur ein Alter von 30 Jahren erforderlich. Die beiden Räthe sollten alle Jahre zum dritten Theile erneuert werden. Das Volk wählte in Urversammlungen die Wähler, die dann in Wahlversammlungen die Mitglieder der die Nation vertretenden Versammlungen erkoren.

Die Mitglieder des Convents suchten sich den Wiedereintritt in die beiden Kammern zu sichern. Aus diesem Grunde erließen sie die Verfügung, daß zwei Drittheile der beiden Räthe aus dem Convent genommen und nur ein Drittheil durch Urversammlungen gewählt werden solle. Nachträglich wurde noch verordnet, daß, wenn bei dem neu zu wählenden Drittheil die Wahlen mehrerer Collegien auf dieselben Männer fallen würden, die entstehenden Lücken durch eine vom Convent selbst aus seiner Mitte gemachte Wahl ergänzt werden sollten. Ueber diesen Zusatzartikel gerieth Paris in Gährung. Die Sectionen der Bürgerschaft riefen das Wahlcollegium des Seinebezirks im französischen Theater zusammen und umgaben dasselbe mit bewaffneter Macht; der Convent aber bildete zum Schutze gegen die Nationalgarde eine Conventsgarde von 8000 Mann, deren Oberbefehl an Barras und von diesem wiederum dem damals ohne Anstellung in Paris sich aufhaltenden Napoleon Bonaparte übergeben wurde. Dieser übernahm bereitwillig den Auftrag, das Lumpengesindel gegen die rechtlichen Bürger zu führen. Durch sachkundige Anwendung von Kartätschenfeuer errang Napoleon dem Convente den Sieg. Am 26. Oktober 1795 schloß der Convent seine Sitzungen, und am 28. Oktober versammelten sich zum ersten Male die gesetzgebenden Räthe. Sie schritten bald zur Wahl der fünf Direktoren. Die Wahl traf auf Barras, Letourneur, La-Reveillere-Lepeaux, Reubel und Carnot.

2) Die Geschichte der neusten Zeit von der Auflösung des Convents bis zur Wegführung Napoleons nach St. Helena.

Kriegsbegebenheiten in den Jahren 1795 u. 1796.

Während die alten Staaten zu bloßen Verwaltungsmaschinen erstarrt waren, gewann das republikanische Frankreich, unter dem Einflusse der Furcht und der Begeisterung, ein kräftiges Leben und eine Staunen erregende Ueberlegenheit an Streitmitteln und Streitern. Die französischen Generale kämpften mit großen Massen gegen die gelehrten Entwürfe der Gegner; die Truppen verzichteten auf ordentliche Besoldung, gleichförmige Bekleidung, regelmäßige Verpflegung und herkömmliche Lagerung. Auf dem Felde des Krieges und der auswärtigen Politik erlangte Frankreich fortwährend Triumphe.

Die östreichisch-englische Armee wurde im Juni 1794 aus Belgien gedrängt und trennte sich. Die Oestreicher wichen im Herbst über den Rhein zurück, ebenso die Preußen am Mittelrhein. Pichegrü eroberte mit der Nordarmee durch einen Winterfeldzug Holland. Die Engländer und Hannoveraner zogen sich nach Westphalen zurück; die holländische Armee verlief sich oder ging zu den Franzosen über. Der Erbstatthalter schiffte sich mit seiner Familie im Januar 1795 nach England ein. Die das Heer begleitenden Conventsdeputirten proklamirten die Freiheit und Selbstherrschaft des batavischen Volkes; sie gewährten der batavischen Republik Friede und Freundschaft unter Bedingungen, welche die batavische Republik völlig unter französische Vormundschaft stellten und die holländische Flotte, Landtruppen und Festungen französischen Befehlshabern übergaben.

Preußen trat gegen Aufopferung seiner Besitzungen am linken Rheinufer durch den Frieden zu Basel (1795) vom Kriegsschauplatze ab. Ein späterer Vertrag gewährte dem ganzen nördlichen Deutschland den Frieden, sofern nämlich die in demselben gelegenen Staaten sich binnen drei Monaten an Preußen anschließen und ihre Truppen von der kaiserlichen Armee zurückziehen würden. Schon früher als Preußen hatte der Großherzog von Toscana, der Bruder des Kaisers, den Frieden mit der Republik unterzeichnet; etwas später wurde zu Basel auch von Spanien Friede geschlossen. Dieser Friede mit Spanien wurde 1796 in ein Schutz- und Trutzbündniß verwandelt, durch welches alle Macht Spaniens zur Verfügung der französischen Republik gestellt wurde.

Im Jahre 1795 drangen Jourdan mit der Sombre- und Maasarmee, Pichegrü mit dem Rhein- und Moselheer über den Rhein und besetzten die wichtigen Uebergangspunkte Düsseldorf und Mannheim. Aber im Oktober gelang es den östreichischen Feldherrn Clairfait und Wurmser, die französischen Armeen in mehreren Treffen zu schlagen und über den Rhein zurückzuwerfen. Mainz ward entsetzt, Mannheim wieder erobert.

1796 drang Jourdan von der Lahn aus über Würzburg bis in die Nähe von Regensburg; Moreau, Pichegrü's Nachfolger, überschwemmte Schwaben und Baiern; Bonaparte rückte an der Spitze der italienischen Armee bis Trident vor. Die schwäbischen und fränkischen Reichsstände, Würtemberg, Baden, Bamberg und andere, erkauften mit ungeheuren Opfern Stillstand und die Erlaubniß, Friedensgesandte nach Paris schicken zu dürfen. Der Erzherzog Karl, der an die Spitze der kaiserlichen Armee gestellt war, sah sich genöthigt, die Bundestruppen, als er sie am meisten bedurfte, entwaffnen zu lassen. Dennoch schlug er den von Bernadotte zu weit vorwärts geführten Flügel der Jourdanschen Armee bei Teining, dann diese Armee selbst bei Würzburg, so daß die Geschlagenen in wilder Flucht dem Rheine zueilten. Moreau hatte den Kurfürsten von Baiern zu einem schmählichen und kostbaren Waffenstillstand genöthigt, sah sich aber, in Folge der Unfälle Jourdans, von den Oestreichern im Rücken bedroht und trat einen in der Geschichte der Kriegskunst berühmten Rückzug an.

Napoleon unterwirft Italien 1796.

In den meisten Staaten Italiens waren unter milden Herrschern bedeutende Fortschritte zum Bessern geschehen. Die Grenze Italiens gegen Frankreich gehörte dem Beherrscher von Savoyen und Piemont, der sich seit 1718 König von Sardinien nannte. Der König Victor Amadeus III., der seit 1773 regierte, hatte sich ganz auf das Militärwesen geworfen und hatte sich dabei das Verfahren Friedrichs II. zum Muster genommen. Dieses lange getriebene Soldatenspiel bestand seine Probe schlecht, als es Ernst ward und die französischen Machthaber den König Victor 1792 mit Krieg überzogen. Unter alten kraftlosen Generalen und jungen, von Verachtung des Feindes strotzenden Officieren verloren die Piemontesen beim ersten Angriffe Nizza und Savoyen. Unter mörderischen Gefechten ging die Vertheidigungslinie der Alpen verloren, und 1795 gewann das republikanische Heer Boden auf der Südseite der Alpen. Aber die Unordnung, welche um diese Zeit in der republikanischen Staatsverwaltung einriß, und der durch den Fall der Assignate herbeigeführte Staatsbankrott entzog den Gewalthabern die Mittel, deren sie zum Kriege bedurften, und brachte schreckliches Elend über das italienische Heer. Da erhielt im Frühjahr 1796 der Corse Napoleon Bonaparte, der sich durch seine Heirath mit Josephinen, der von dem Direktor Barras beschützten Wittwe des Generals Beauharnais, mit Barras befreundet hatte, den Oberbefehl über das gegen die Oestreicher und Piemontesen kämpfende Heer. Der Zustand desselben war kläglich; Mangel an Verpflegung und Kleidung hatten die Bande der Zucht gelöst. Aber Napoleon verstand es, den französischen Krieger zu Großthaten zu treiben. Ihm, dem sechs und zwanzigjährigen, gegenüber stand der östreichische General Beaulieu, dessen sonstige Tüchtigkeit hohes Alter geschwächt hatte. Bei Montenotte schlug Napoleon die Oestreicher, bei Mondovi die sardinische Armee. Der Muth des Königs Victor Amadeus war gebrochen. Der König schloß einen Waffenstillstand und bald nachher Frieden mit Frankreich. Er mußte den Bund mit Oestreich aufgeben, den Franzosen die Festungen Alessandria, Coni und Tortona einräumen und Savoyen und Nizza abtreten. Millionen baaren Geldes mußten unter allerlei Benennungen erlegt werden.

Der Abfall ihres Bundesgenossen nöthigte die Oestreicher zum eilfertigen Rückzuge über den Po, dann über den Tessino und endlich über die Adda. Nachdem Napoleon bei Lodi den Uebergang über die Adda erstritten hatte, wichen die Oestreicher über den Mincio bis nach Tyrol zurück. Gegen die wehrlosen Fürsten und Republiken Italiens, die mit Frankreich nicht einmal im Kriege gewesen waren, übte Napoleon Raub und Plünderung. Sie mußten Gemälde und Kunstwerke, Bücher und Handschriften und sogar Merkwürdigkeiten, die einer Stadt und Landschaft werth waren, ausliefern. Doch blieb Erpressung baaren Geldes und nützlicher Kriegsmittel das Hauptgeschäft. Die Herzöge von Parma und Modena, der Papst Pius VI. und der König von Neapel mußten den Frieden mit großen Geldsummen und Kunstschätzen erkaufen. Gegen die Aussicht auf eine republikanische Verfassung wurde Mailand mit fünf und zwanzig Millionen gebrandschatzt. Der französische Feldherr trieb das Republikenspiel mit einer Menge von Städten und Landschaften, theils um dadurch eine in der Lombardei zahlreiche Partei zu bethören, theils um die schwachen Regierungen zu schrecken. Durch die ungeheuren aus Italien gezogenen Summen wurde nicht nur die italienische, sondern auch die Alpen- und Rheinarmee versorgt und bei dem Bankrotte des Finanzwesens die Verwaltung im Gange erhalten.

Gegen Ende Juli brachen die Oestreicher, unter dem Feldmarschall Wurmser aus Tyrol auf, um das von Bonaparte belagerte Mantua, den einzigen von den Oestreichern in Italien noch behaupteten Platz, zu entsetzen. Bonaparte hob die Belagerung auf, besiegte Wurmser bei Castiglione, nöthigte die Oestreicher zum Rückzuge nach Tyrol und erneuerte die Einschließung von Mantua. Als Wurmser zu Anfang des September nochmals aus Tyrol zum Entsatze Mantua's heranzog, erreichte er zwar die Stadt, sah sich aber mit dem Ueberreste seines Heeres in derselben eingeschlossen. Ein neues östreichisches Heer, welches unter Alvinzi aus Tyrol zum Entsatze Mantua's heranzog, wurde nach einer mehrtägigen Schlacht bei Arcole (vom 13. bis 16. November 1796) zum Rückzuge genöthigt. Bei einem Versuche, den Alvinzi zu Anfange des Jahres 1797 zum Entsatze von Mantua machte, wurde in den Schlachten bei Rivoli und Corona und bei La Favorita fast das ganze östreichische Heer aufgerieben. Die Folge dieser blutigen Tage war der Fall von Mantua am 2. Februar 1797. Mancherlei den Franzosen verdächtige Anstalten, welche die päpstliche Regierung getroffen hatte, gaben Bonaparte Veranlassung, dem Papste mit einem Zuge gegen Rom zu drohen. Um den Frieden zu erhalten, mußte der Papst seinen Rechten auf Avignon und Venaissin entsagen, die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna abtreten und 31 Millionen Livres zahlen.

Bonaparte's Zug gegen Wien. Präliminarfriede zu Leoben.

Der Erzherzog Karl war vom Kaiser vom Rheine abberufen und ihm das Commando in Italien übergeben worden. Aber die Armee, die er vorfand, war durch unaufhörliche Niederlagen geschwächt und entmuthigt, und die Verstärkungen, die ihr zuzogen, konnten erst im April eintreffen. Deshalb eröffnete Bonaparte den Feldzug schon zu Anfang des März. Der Erzherzog wollte eine entscheidende

Schlacht vermeiden und wurde unter unaufhörlichen Gefechten von der Piave und dem Tagliamento bis hinter Klagenfurt gedrängt. Zu Anfange Aprils befand sich die östreichische Armee im vollen Rückzuge auf der Straße nach Wien. Aber jetzt erließ der Kaiser ein Gebot zum Aufstande in Masse, und die Nation leistete mit edler Bereitwilligkeit Folge. Den Städten ging Wien mit dem Beispiel allgemeiner Bewaffnung und der Stellung freiwilliger Streiter voran; die Ungarn rüsteten, und die braven Tyroler waren zur Vertheidigung ihrer Berge bereits in den Waffen.

Bonaparte's Lage wurde jetzt bedenklich. Er hatte erwartet, daß zwei französische Armeen unter Moreau und Hoche über den Rhein vordringen und ihm die Hand bieten würden. Aber das geschah nicht, und hinter ihm kam in den venetianischen Provinzen die Volkswuth gegen die Franzosen zum Ausbruch. In dieser Verlegenheit machte er dem Erzherzog Karl Friedensanträge, die dieser aber ablehnte. Da aber Bonaparte feste Miene behielt und weiter auf Wien zog, so zeigte sich der Kaiser zum Frieden geneigt. Am 18. April 1797 wurde auf dem Schlosse Eckwald bei Leoben ein Präliminarfriede zwischen Oestreich und Frankreich unterzeichnet. Oestreich trat Belgien und das Mailändische bis an den Po ab, gegen das Versprechen, durch venetianische Provinzen entschädigt zu werden.

Der Fall Venedigs.

Die einst so ruhmvolle Republik Venedig war in äußere Bedeutungslosigkeit und innere Erschlaffung versunken. Die Volksherrschaft war schon im dreizehnten Jahrhundert bei der schnell wachsenden Vermögensungleichheit zur Adelsherrschaft zusammengeschrumpft; an die Stelle der Volksversammlung war ein bloß aus Adeligen (Nobili's) bestehender großer Rath getreten. In der folgenden Zeit aber stand der große Rath unter dem Einflusse einer Anzahl mächtiger Familien, welche die Stellen im Senate als Erbstücke inne hatten. Ein Ausschuß des Senats, der Rath der Zehn, war mit unumschränkter Vollmacht bekleidet. Der rechte Arm der Zehn war die Staatsinquisition, welche auf namenlose Anklagen hin den Dogen wie den gemeinsten Bürger vor ihren nächtlichen Richterstuhl zog. In den Augen dieser Wächter des abgelebten Staates war nichts strafbarer, als Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Alles war erlaubt, nur kein Urtheil über den Staat. Alle Mittel des Sinnengenusses wurden gehegt, und von der finstersten aller Regierungen jeder Liederlichkeit der Zügel gelockert.

Die Aristokraten von Venedig waren wehrlos, kraftlos, kopflos, als der Sturm der französischen Revolution über Italien hereinbrach. Die Schiffe verfaulten in den Häfen, die Festungen fielen in Trümmern, das Landheer, aus Slavoniern und geworbenen Abenteurern zusammengesetzt, wurde von Fremden befehligt. Der Staatsinquisition fehlte es an Geschicklichkeit oder an Kraft, um eine Faction von Revolutionsmännern zu entdecken, oder zu strafen, die sich theils aus den verdorbenen Elementen der Bevölkerung, theils aus bethörten, häufig wohlmeinenden Menschen bildete. Der Einfluß der Revolutionspartei und die Schwäche und Einfalt der Regierung verhinderten jede kräftige Maßregel, welche das Verhältniß zu Frankreich forderte. Die Republik Venedig beglau-

bigte einen Gesandten bei dem Nationalconvente und fügte sich dem Gebote, Ludwig XVIII. aus Verona hinweg zu weisen.

Die furchtsamen Staatshäupter glaubten durch gänzliche Wehrlosigkeit die kriegführenden Mächte von Venedigs Parteilosigkeit zu überzeugen und zur gutwilligen Schonung seines Gebietes zu bewegen. Die Folge dieser friedfertigen Staatskunst war, daß 1796 die venetianische Festung Peschiera von den Oestreichern, dann die ganze Terra firma von den Franzosen besetzt ward. Der Senat zahlte große Summen an Bonaparte und machte unermeßliche Lieferungen an dessen Heer, beharrte aber bei dem Systeme völliger Wehrlosigkeit. Dennoch traute Bonaparte dieser widersinnigen Wegwerfung nicht. Als er seinen Zug in das Innere von Oestreich antrat, hielt er es für nöthig, den Senat durch ein Schreckmittel noch mehr im Zaum zu halten. Er munterte die Anhänger revolutionärer Grundsätze auf, sich zu Volksgesellschaften zu vereinigen. Als aber die Revolutionäre zu den Waffen griffen und sich von der bisherigen Regierung lossagten, erklärte sich ein weit zahlreicherer Theil der Bevölkerung für die alte Verfassung und gegen die Franzosen. Bei der Kunde von Bonaparte's Verstrickung in die Berge von Kärnthen kam die Volkswuth am 17. April 1797 in Verona zum Ausbruch. Viele Franzosen wurden niedergemacht und die Besatzung in dem Fort heftig, wiewohl vergebens, bestürmt. Jetzt glaubte der Senat von Venedig dem Drange des Volkes zum Kriege gegen Frankreich nachgeben zu müssen und erklärte sich durch Absendung slavonischer Truppen für die Veronesen. Da kam die Schreckenspost von dem Vertrage zu Leoben, und der feigherzige Senat sah sich von der Rache des gefürchteten Feldherrn bedroht. Friedensboten wurden an Bonaparte geschickt, und dieser verstand sich endlich unter sehr harten Bedingungen zu einem Stillstande von sechs Tagen. Die aristokratische Verfassung sollte abgeschafft und eine französische Division nach Venedig übergesetzt werden, um bis zur Einführung der neuen demokratischen Verfassung daselbst die Ruhe zu erhalten.

Während sich Abgeordnete des Senats nach Mailand begaben, um von Bonaparte die Begnadigung Venedigs zu erlangen, versammelten sich in Venedig die Demokraten und setzten unter der Leitung des französischen Gesandtschaftssekretärs Villebast eine an den Senat gerichtete Schrift auf, in welcher sie dem Senat augenblickliche Abdankung, Errichtung einer provisorischen Municipalität und schleunige Herüberholung der Franzosen geboten. Auf diese Schrift erklärte am 12. Mai 1797 der Senat, daß er sich auflöse und es dem Volke überlasse, sich neue Obrigkeiten zu wählen, und damit stürzte das alte Staatsgebäude der venetianischen Aristokratie in Trümmern. Am 16. Mai zogen die Franzosen in Venedig ein, und ihr erstes Geschäft war, sich alles anzueignen, was von der alten Herrlichkeit Venedigs in den Schiffswerften und Zeughäusern vorgefunden wurde. In den Unterhandlungen mit Oestreich war bereits über Venedig verfügt.

Auf dem gutsherrlichen Schlosse des Dorfes Campo Formio, bei Udine in Friaul, wurde sechs Monate nach dem Vertrage zu Leoben der Definitivfriede zwischen Oestreich und Frankreich geschlossen, am 17. Oktober 1797. Der Kaiser überließ die Niederlande Der Friede zu Campo Formio.

an Frankreich, die Lombardei an die gestiftete Cisalpinische Republik; er ward dafür durch das ganze venetianische Land nebst der Hauptstadt und Dalmatien entschädigt, nur Brescia und Bergamo kamen an Cisalpinien, die jonischen Inseln an Frankreich. Zur Herstellung des Friedens mit dem deutschen Reich sollte ein Congreß zu Rastatt gehalten werden. In geheimen Artikeln erkannte der Kaiser den Rhein als Frankreichs Grenze an; dagegen versprach Frankreich seine guten Dienste, um dem Kaiser Salzburg und den zwischen diesem Erzstift, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegenen Theil von Baiern zu verschaffen. Die östreichischen Truppen räumten alle von ihnen besetzten festen Plätze am Rhein, und die Franzosen besetzten am 30. December 1797 Mainz.

Die Direktorial-Regierung.

Die Direktorial-Regierung war ein mißglückter Versuch einer demokratischen Regierung und wurde bald zu einer vielherrischen Tyrannei. Als eigentliche Inhaber der höchsten Gewalt wurden die beiden Räthe, die Fünfhundert und die Alten, betrachtet, aber die fünf Direktoren erlangten bald alle Gewalt, da sie über die bewaffnete Macht und die Finanzen verfügten, die Generale und die Minister ernannten und überhaupt die ganze Verwaltung leiteten. Für die Volksvertreter in den beiden Räthen, für die Direktoren, Minister und übrigen Staatsbeamten wurde eine prunkvolle Amtstracht, ein Gemisch aus altrömischen, orientalischen und spanischen Mustern, ersonnen. Aber diese kostbaren Gewänder riefen eher das Bild einer Theatervorstellung, als heilige Scheu vor den Gesetzgebern und Regenten hervor. Die so oft beklagten Gebrechen und Härten des alten Regiments wurden durch die elende und unbehülfliche Verwaltung, die feile Rechtspflege und die tyrannische Polizei des neuen in Schatten gestellt. Widersinnige und drückende Verordnungen ohne Zahl, Paßquälereien, Haussuchungen, willkürliche Verhaftungen und strenge Bestrafungen geringer Vergehen ließen die republikanische Regierung weit drückender erscheinen, als die alte kirchlich-monarchische zur Zeit ihrer größten Ausartung gewesen war. Die vornehme und reiche Welt war verschwunden und hatte den schnell hervorgeschossenen Neureichen mit ihrer aufgeblasenen Plumpheit Platz gemacht, den Wucherern, den Lieferanten der Heere, welche durch geschickte Benutzung der Revolution Millionäre geworden waren. Unter diesen Menschen war erkünstelte Verachtung der Revolution und der Machthaber Modeton geworden, wahrscheinlich aus Nachahmung des alten Adels. Dagegen war in der That der gebildete Mittelstand und selbst der gemeine Bürger und Handwerker mit Widerwillen gegen alles erfüllt, was an die Revolution erinnerte. Die Zerstörung der alten Ordnung hatte viele Erwerbsquellen, den Wohlstand und das Lebensglück Unzähliger zerstört; der größte Theil der Zerstörer sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht, und selbst diejenigen, welche auf Kosten der Uebrigen gewonnen hatten, glaubten für ihre Verdienste nicht gehörig belohnt zu sein. Am übelsten waren die Bewohner der Fabrik- und Handelsstädte gestimmt, in denen der Luxus der Großen die Hauptquelle des Erwerbes und Verkehrs gewesen war. Nur eine Klasse, die Landleute, hatten durch die Revolution gewonnen.

Der Staatsbankrott Frankreichs.

Mit dem Sturze der Schreckensherrschaft hatte der Werth der Assignate zu sinken begonnen. Unter der Direktorialregierung sanken sie

auf den tausendsten Theil ihres Nennwerthes herunter. Das Direktorium brachte nun eine neue Art Papiergeld, die sogenannten Territorial-Mandate, in Vorschlag, und im März 1796 genehmigte der gesetzgebende Körper die Verbreitung derselben in der Summe von 2400 Millionen. Diese Mandate waren Anweisungen auf National-, besonders Emigrantengüter, die daraus namentlich verzeichnet waren und von den Inhabern des Mandats unter gewissen Bedingungen in Beschlag genommen werden sollten. Es wurde gesetzlich festgesetzt, daß für 30 Livres in Assignaten ein Livre in Mandaten gezahlt werden solle. Aber nach Verlauf einiger Monate verloren auch die Mandate sieben und neunzig Procent. Ein Rentenbesitzer, der früher 3000 Livres Zinsen erhalten hatte, erhielt nach dem Falle der Assignaten 100 Livres in Mandaten, die nun den Werth von drei Livres hatten.

Die grenzenlose Verwirrung, welche die Entwerthung der Papiere in allen Staatsverhältnissen hervorbrachte, die gänzliche Verarmung Unzähliger, besonders Unmündiger, deren Vermögen durch gesetzlichen Zwang in Papieren niedergelegt war, kurz die ganze furchtbare Erscheinung des öffentlichen Bankbruchs, kümmerte das Direktorium weniger, als die Unmöglichkeit, durch Mandate die Bedürfnisse der Heere herbeizuschaffen. Da meldete Bonaparte im Mai 1796, daß er in Piemont eingedrungen sei, und daß Frankreich nun auf die Schätze der Fürsten und Völker Italiens rechnen könne. Von nun an fand die französische Regierung im Eroberungskriege das Mittel gegen die Finanznoth. Zunächst war Italien eine ergiebige Quelle für den Staatshaushalt Frankreichs, und die Regierung wurde dadurch in den Stand gesetzt, das Papiergeld zu entbehren. Eine Reihe von Decreten beschränkte die Annahme der Mandate bei Entrichtung der Abgaben und beim Kaufe der Nationalgüter und brachte folglich den Preis derselben immer mehr herunter. Im Januar 1797 hatten tausend Livres in Mandaten oder dreißigtausend Livres in Assignaten nur den Werth eines einzigen Livres baaren Geldes. Endlich wurde bestimmt, daß diese Papiere aufhören sollten, einen erzwungenen Umlauf zu haben.

Der achtzehnte Fructidor.

Die öffentliche Meinung war mit verachtender Abneigung und höhnender Spottsucht gegen die Direktorialregierung gerichtet. Die Agenten, welche Ludwig XVIII. in Paris unterhielt, um für die Wiederherstellung des Throns zu wirken, wurden immer kühner, bis sie durch einen vom Polizeiminister angestellten falschen Genossen verrathen und zur Haft gebracht wurden. Die Wahlen für das neue Drittheil, das den gesetzgebenden Körper für das Jahr 1797 ergänzen sollte, fielen größtentheils auf Männer, deren dem Königthum geneigte Gesinnung bekannt war. Pichegru befand sich unter denselben und wurde zum Präsidenten der Fünfhundert gewählt. Unter den Direktoren herrschte keine Einigkeit. Barthelemy, der an die Stelle Letourneur's getreten war, und Carnot waren für die Herstellung eines billigen Friedens und für die endliche Beseitigung alles Revolutionswesens. Sie geriethen in Zwiespalt mit den anderen Direktoren, Barras, Reubel und La-Reveillere. In den Räthen erhielt die royalistische Opposition, durch zwei Direktoren und die mit Carnot gleichgesinnten Republikaner unterstützt, die entschiedenste Mehrheit. Die drei Direktoren, die öffentlich Triumviren gescholten wurden, beschlossen, sich ihrer lästigen Amts-

genossen und ihrer Gegner in den gesetzgebenden Räthen durch einen kühnen Schlag zu entledigen. Sie beriefen Augereau nach Paris und übertrugen ihm den Befehl über die pariser Militärdivision. Am 18. Fructidor oder 4. September 1797 früh um vier Uhr besetzte Augereau mit Truppen die Tuilerien und nahm daselbst die Generale Pichegru und Willot und mehrere andere Deputirte in Verhaft. Den ganzen Tag hindurch wurden Abgeordnete, Journalisten und andere den Triumvirn mißfällige Personen nach dem Tempelgefängniß geführt, Barthelemy befand sich unter ihnen; Carnot hingegen entkam. Den erstaunten Parisern wurde bekannt gemacht, daß das Direktorium eine royalistische Verschwörung entdeckt habe. Auf den Wink der Triumvirn sprachen die beiden Räthe über zwei Direktoren, elf Mitglieder des Raths der Alten und zwei und vierzig der Fünfhundert und eine Menge anderer Personen die Strafe der Deportation aus, vernichteten die Wahlen von acht und vierzig Bezirken und bevollmächtigten die Direktoren, die Verfolgung der zurückgekehrten Auswanderer und Priester zu erneuern. Von diesem Tage an wurden die beiden Räthe bloße Decretirmaschinen des Direktoriums, und dieses ergänzte seine Fünfzahl durch zwei der bisherigen Minister, den Juristen Merlin und den Schöngeist François von Neufchateau. Ein halber Terrorismus waltete seitdem über der Republik. Als die Wahlen für die Abgeordneten des Jahres 1798 größtentheils auf Gegner des Direktoriums fielen, hob dieses alle ihm mißfälligen Wahlen geradezu auf.

Friedensunterhandlungen zu Lille und Rastadt.

Die Politik des Direktoriums kehrte seitdem zu dem revolutionären Geiste der Schreckenszeit zurück; Verachtung aller völkerrechtlichen Verhältnisse und Bruch aller Verträge, sobald sie die Ansprüche und Rechte anderer Völker betrafen, und dagegen die schärfste Beachtung und kleinlichste Geltendmachung derselben, sobald sie auch nur einen Scheingrund für die zweifelhaftesten Anmaßungen Frankreichs darboten, verbunden mit einer gebieterischen, alles Herkommen und die gegenseitige Gleichheit der Nationen verletzenden Sprache kam damals bei den Machthabern Frankreichs in Gang. Diese Diplomatik wurde zuerst bei den Unterhandlungen versucht, welche mit England zu Lille geführt wurden. Aber Pitt ließ sich durch solche Künste nicht schrecken, und die gebieterische Direktorial-Diplomatik führte nur zum Bruch der angefangenen Unterhandlung. Dagegen wurde der am 9. December 1797 zu Rastadt eröffnete Congreß eine Triumphstätte für den republikanischen Siegerstolz und eine Schule der Demuth für die deutschen Fürsten.

Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III.

Wenige Wochen vor Eröffnung des Congresses zu Rastadt war Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 zu Potsdam gestorben. Sein Privatleben war nicht frei von Schwächen, aber auch nicht arm an schönen, wohlwollenden Zügen. Er gab seinem Volke ein Gesetzbuch, das Allgemeine Landrecht, dessen Idee schon Friedrich II. gefaßt und zum Entwurfe gebracht hatte. In den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms II. kamen in Berlin und Breslau Aufstände vor, die in der Ferne als Anfänge einer preußischen Revolution verkündigt wurden, die aber nichts als örtliche, durch zufällige Reizungen entstandene und durch ungeschickte Polizeimaßregeln geförderte Pöbeltumulte waren. Die

dunkelste Seite Friedrich Wilhelms II. ist seine Kabinetspolitik mit ihren verderblichen Hinterhalten und Ländertheilungen, die ihm von seinen Rathgebern eingeredet wurde. Es fällt aber dieser Vorwurf dem ganzen Zeitalter zur Last. Die Deutschen dieser Zeit zeigten auch nicht eine Spur von Begeisterung für die Erhaltung des gemeinsamen Vaterlandes; mit Gleichgültigkeit betrachteten sich die nördlichen und die südlichen Deutschen wie zwei fremde Nationen.

König Friedrich Wilhelm III. (geboren am 3. August 1770) bestieg den durch den Tod seines Vaters erledigten Thron (1797—1840). Er war durchdrungen von dem Gefühle seines Berufs, suchte das erschlaffte Verwaltungswesen zu heben, stellte den Glaubenszwang ab, den Wöllners Religionsedict beabsichtigt hatte, und erregte in dem ganzen Volke die freudigsten Hoffnungen. Der König hatte in der Champagne und im polnischen Feldzuge die Schrecken des Krieges mit eigenen Augen gesehen, und Erhaltung des Friedens schien ihm die erste Pflicht, die er seinem Volke schuldig sei. Das preußische Kabinet sparte gegen Frankreich und Oestreich die Worte des Friedens und der Mäßigung nicht; aber von dem Direktorium wurde das gegenseitige Mißtrauen der beiden deutschen Kabinette mit großer Kunst unterhalten und mit beiden zugleich geheime Unterhandlung gepflogen, und bald in dem einen, bald in dem andern Verdacht und Besorgniß geweckt. In dieser traurigen Verwickelung blieben die redlichen Absichten und die guten Wünsche, die Friedrich Wilhelm III. für Deutschlands Wohl und Erhaltung hegte, ohne Erfolg.

Die Gewaltschritte, welche die französische Regierung sich erlaubte, bewiesen, daß das Ziel ihrer Politik die Revolutionirung aller Staaten sei. Der erste dieser Gewaltschritte war der Sturz des päpstlichen Thrones. Es fehlte in Rom nicht an Revolutionsfreunden, welche eine Staatsveränderung wünschten. Am 28. December 1797 kam in Rom die lange vorbereitete Bewegung der Revolutionspartei zum Ausbruch. Als die päpstlichen Soldaten die im Bezirke der französischen Gesandtschaft versammelte Menge bewaffneter Menschen aus einander trieben, wurden sie von einem überlegenen Haufen aus dem Gesandtschaftshause angegriffen. An der Spitze desselben zeigte sich der französische General Duphot mit gezogenem Säbel. Die päpstlichen Soldaten gaben nach mehreren vergeblichen Zurufen Feuer, und Duphot stürzte getödtet nieder. Der französische Gesandte Joseph Bonaparte gab keinen Bitten und Vorstellungen Gehör und reiste in derselben Nacht ab. Das Direktorium sandte Berthier mit etwa 8000 Mann nach Rom. Die muthlosen geistlichen Staatsmänner übergaben die Engelsburg, und die Franzosen besetzten Rom. Die römische Republik wurde proklamirt, die vollziehende Gewalt, fünf Consuln, die gesetzgebende einem Senat von 32 und einem Tribunat von 72 Mitgliedern übertragen. Die Stadt Rom mußte eine Kriegssteuer von sechs, die Landschaft von dreißig Millionen Livres erlegen. Alle öffentlichen Kunstwerke wurden als Trophäen nach Paris geschickt, und selbst die Kirchen entgingen der Plünderung nicht. Der Papst Pius VI. wurde nach Siena, dann in ein Karthäuserkloster in der Nähe von Florenz, später nach Valence im südlichen Frankreich gebracht, wo er 1799 starb. Die Kardinäle wurden zuerst eingesperrt, dann verbannt.

Stiftung der römischen Republik.

Stiftung einer helvetischen Republik.

Gleichzeitig mit dem Papstthum ward auch die Eidgenossenschaft der Schweizer zertrümmert. In den Freistaaten der Schweiz hatten sich mancherlei Verfassungsformen gebildet, die alle einander darin ähnlich waren, daß die obrigkeitliche Gewalt nicht der Masse aller einzelnen Bewohner zustand, sondern nur einer bald größeren, bald geringeren Zahl von erblich angesessenen Bürgern. Selbst die kleineren Kantone, die für wahre Demokratien galten, weil alle ins Bürgerrecht aufgenommene Hausväter zur Landsgemeinde gerufen wurden, hatten doch auch Schutzverwandte und Dienstleute, die das Bürgerrecht nicht besaßen, sowie unterthänige Ortschaften und Landvogteien, über welche die Gemeinde Herrschaftsrechte ausübte. In den größeren Kantonen gemischter oder ganz aristokratischer Verfassung trat die oligarchische Richtung noch mehr hervor. In Bern, dem größten der verbündeten Kantone, waren die sämmtlichen Einwohner des Landgebietes Unterthanen der Hauptstadt, aber unter den Bürgern der letzteren hatten nur etwa drittehalb hundert Familien das Recht, in den Rath erwählt werden zu können; die Zahl derer aber, auf welche sich die Wahl zu beschränken pflegte, belief sich 1785 auf neun und sechzig Familien. Das Stadtadelsregiment bot manche schöne Seiten dar, und die väterliche Regierung der gnädigen Herrn von Bern konnte für musterhaft gelten. Doch machten sich auch manche Gebrechen bemerkbar, wie in der regimentsfähigen Bürgerschaft ein dem Adelstolze ähnlicher Dünkel und dagegen in den von der Regierung ausgeschlossenen Klassen ein Geist der Unzufriedenheit und des Mißmuths, der in dem bestehenden Verhältnisse der Regierenden und der Regierten die entschiedenste Ungerechtigkeit sah. Am ungünstigsten war die Stimmung in dem wälschen Theile des berner Gebiets, in der 1536 dem Herzoge von Savoien entrissenen Landschaft Waat. Die Bewohner, den Franzosen durch Sprache und Denkweise verwandt, begannen zu Anfange der Revolution ihre Ausschließung vom Staatsregiment als einen Zustand arger Unterdrückung zu betrachten, und wurden revolutionären Entwürfen und Grundsätzen geneigt. Die Patrioten des Waatlandes richteten Vorstellungen an den Senat zu Bern und baten, der Provinz die Rechte zu gewähren, die ihr bei dem Regierungswechsel zugesichert worden waren. Die Weigerung veranlaßte Unruhen, in deren Folge mehrere der Bittsteller auswanderten und über einige die Acht ausgesprochen ward. Ausgewanderte Waatländer wandten sich an das Direktorium, und dieses nahm das Hülfegesuch freundlich auf. Sobald ein kleines französisches Heer an der Grenze erschien, stand das Waatland auf und sagte sich von dem Rathe zu Bern los. Der regierende Rath wurde durch Furcht gelähmt und meinte durch Unterhandlungen das Vaterland retten zu können. Der Anführer der bernischen im Waatlande stehenden Kriegsmacht, Oberst Weiß, wurde auf ein unbedingt friedliches Verhalten angewiesen. Ebenso herrschte Unentschlossenheit auf der Tagsatzung, welche nach Aarau ausgeschrieben war, um über die von der Gesammtheit zu stellende Hülfe zu rathschlagen. Zu dem Mangel kräftiger Einheit, der den erschlafften Bund der Eidgenossen zum Widerstande gegen einen auswärtigen Feind ungeschickt machte, kam noch die in den Kantonen herrschende politische Gährung, die von dem französischen Geschäftsträger zu Basel, Mengaud, durch alle Künste des Jakobinismus genährt wurde. Ueberall gab es Schweizer,

die eine Veränderung der alten Verfassungen entweder aus Eigennutz wünschten oder dieselbe für unvermeidlich hielten. In Lausanne vereinigten sich die Revolutionsfreunde zu einer Generalversammlung des waatländischen Volkes und steckten eine Fahne auf mit der Aufschrift: Lemanische Republik. In Basel brach eine Revolution aus; das bisher dem Rathe und der Bürgerschaft unterthänige Landvolk zog in die Stadt, schaffte die Stadtverfassung ab und rief eine neue demokratische aus. Die Regierung von Bern entschloß sich, um ähnlichen Auftritten zuvorzukommen, allen ihren Mitbürgern, ohne Unterschied der Geburt und des Wohnorts, gleiche Rechte einzuräumen. Luzern, Freiburg, Solothurn und Schaffhausen kündigten durch Bekanntmachungen gleiche Vorsätze an.

Die Unentschlossenheit wirkte auch auf die Kriegsoperationen. Das Heer der Schweizer war anfangs dem französischen überlegen, aber die Schweizer ließen sich durch trügerische Unterhandlungen so lange hinhalten, bis der französische Feldherr Brune durch die Ankunft neuer Truppen unter Schauenburg verstärkt war. Nun nahmen die Franzosen Solothurn und Freiburg mit Sturm und drangen gegen Bern vor. Zwar wurde von mehreren bernischen Heerhaufen tapfer gefochten, aber die Franzosen gelangten bis vor die Thore von Bern, und die Regierung suchte nun durch eine Kapitulation Leben und Eigenthum der Bewohner zu retten. Die Schweizertruppen zerstreuten sich jetzt, fielen aber vorher über ihre Anführer her und tödteten mehrere, weil sie glaubten, daß ihre Niederlage nur das Werk der Verrätherei sein könne.

Die Franzosen bemächtigten sich zunächst in Bern des Schatzes und des Zeughauses; dann dehnten sie das Plünderungssystem auch auf andere Kantone aus. Die schweizerische Eidgenossenschaft wurde für eine untheilbare helvetische Republik erklärt und ihr die Einführung einer Verfassung nach französischem Zuschnitt anbefohlen. Das Land wurde mit dem Unterhalte und der Bekleidung der französischen Armee belastet, mit starken Schatzungen belegt und die Arsenäle, Magazine und die Staatskassen ausgeplündert. Zu Aarau versammelten sich die Abgeordneten von zehn Kantonen, und am 27. April 1798 wurde ein helvetisches Direktorium eingeführt. Aber die kleinen demokratischen Kantone, Schwyz, Uri, Appenzell, Glarus, Zug und Unterwalden, wollten von der neuen Verfassung nichts wissen, und auch die Bewohner neuer Kantone, wie Thurgau und St. Gallen, theilten die Abneigung gegen die neue Verfassung. Es kam zu mehreren blutigen Treffen, am Zürcher See und in den benachbarten Thälern, zum Theil an den Stellen früherer Freiheitskämpfe, bei Morgarten, Küßnacht, Rapperswyl und anderen, und die Enkel der alten Eidgenossen bewiesen, daß die alte Schweizerkraft noch nicht erloschen war. Aber endlich mußten die Schweizer doch die neue Verfassung annehmen.

Der republikanische Haushalt kostete noch mehr als der monarchische, und das Direktorium suchte deshalb durch Unterjochungs- und Plünderungskriege außerordentliche Zuschüsse zu erhalten, um das Mißverhältniß der Einkünfte gegen die Ausgaben zu decken. Auch bemühte es sich durch äußere politische Größe die innere Gebrechlichkeit zu ver- Bonaparte kehrt nach Paris zurück. Expedition nach Aegypten.

bergen, durch Kriegsruhm der Volkseitelkeit zu schmeicheln und seine eigene unsichere und schwankende Herrschaft durch den Besitz zahlreicher Kriegsheere zu stützen. Aber diese Stütze konnte für unbeliebte Magistratspersonen eine gefährliche Klippe werden, wenn ein tüchtiger, mit den Eigenschaften des Staatsmannes ausgerüsteter Feldherr es verstand, die ermatteten Kräfte der Revolution von neuem zu erwecken und sich dienstbar zu machen. Das Direktorium hegte Besorgnisse dieser Art, als Bonaparte, der Sieger und Friedensstifter, im December 1797 nach Paris zurückkehrte. Die Blicke der Nation, ja des ganzen Europa waren mit Bewunderung auf ihn gerichtet, und der Jubel, mit welchem er empfangen wurde, erinnerte an die schönsten Tage der ersten Revolutionszeit. Die zahlreichen Gegner der Regierung suchten durch die Huldigungen, die sie Bonaparte darbrachten, das Direktorium zu demüthigen, und dieses bemühte sich, seine eifersüchtige Unruhe durch einen glänzenden Empfang zu verbergen und den Schein anzunehmen, als ob es die öffentliche Stimmung theile. Um einen im Hofe des Palastes Luxemburg errichteten, mit den Symbolen der Freiheit geschmückten Altar des Vaterlandes saßen die Direktoren, die beiden Räthe und die vornehmsten Staatsbeamten im Halbkreise herum, und in diesen wurde Bonaparte durch einen aus eroberten Fahnen gebildeten Triumphbogen eingeführt. Mit einem Schwalle hochtrabender Redensarten begrüßte ihn Barras und schloß seine Rede mit der Aufforderung, daß der General seine Thaten durch die Eroberung Englands krönen möge.

Es wurde nun an den Küsten des Oceans unter dem Namen „Armee von England" ein großes Heer versammelt und in allen Häfen Frankreichs Kriegs- und Lastschiffe ausgerüstet. Aber auch bei Toulon wurde eine Armee aufgestellt und mancherlei Anstalten getroffen, die auf eine Fahrt nach fernen Gegenden hindeuteten. Plötzlich erschien Bonaparte in Toulon und segelte am 20. Mai 1798 mit 300 Transportschiffen, von dem Admiral Brueys mit 13 Linienschiffen und 8 Fregatten begleitet, in östlicher Richtung nach Aegypten. Bonaparte dachte durch Kolonisirung Aegyptens die Verluste, die Frankreich in Westindien erlitten hatte, zu ersetzen, das Reich der Engländer in Ostindien zu bedrohen, den alten Handelsweg wieder herzustellen und dem Mittelmeer seine frühere Bedeutung wiederzugeben. Bonaparte soll mit Plänen, die gegen das Direktorium gerichtet waren, nach Paris gekommen sein, aber dann geäußert haben: „die Birne sei noch nicht reif." Eine Landung in England hielt er nach Besichtigung der Küsten und noch reiflicher Erwägung der englischen Gegenanstalten für unausführbar, und so unternahm er die Expedition nach Aegypten, welche auch das Direktorium aus Furcht vor dem Ehrgeiz des außerordentlichen Mannes auf jede Weise unterstützte. Die Direktoren waren so begierig, Bonaparte los zu werden, daß sie den besten Feldherrn mit 36,000 Mann der tüchtigsten Krieger auf Abenteuer schickten, zu einer Zeit, wo die Verhältnisse mit Deutschland und Oestreich immer verwickelter wurden und allerlei Anzeichen eine Einmischung Rußlands in die europäischen Angelegenheiten andeuteten.

Da der Admiral Nelson, welcher sich mit drei Linienschiffen auf der Höhe von Toulon befunden hatte, durch einen Sturm bis in die sardinischen Gewässer verschlagen worden war, so gelangte die französi-

sche Flotte unangefochten am 8. Juni vor Malta. Aus dem Ritterorden des heiligen Johannes war der kriegerische Geist längst verschwunden. Auch befand sich nur der Großmeister mit den Oberbeamten des Ordens und einer kleinen Anzahl Ritter auf der Insel. Der Großmeister, ein alter deutscher Baron, Ferdinand von Hompesch, übergab den Franzosen durch Kapitulation die Insel, obgleich die Hauptstadt La Valetta für einen unüberwindlichen Waffenplatz galt. Am 1. Juli gelangte Bonaparte an die ägyptische Küste, landete in der Nähe von Alexandria und erstürmte diese Stadt. Die türkische Herrschaft über Aegypten war nur ein Schatten, und der Pascha des Großherrn war mehr der Gefangene als der Gebieter der Mammelukken-Beys. In einer Bekanntmachung erklärte Bonaparte, daß die Franzosen gekommen wären, um das Land von der Tyrannei der Mammelukken zu befreien. Die Einwohner wußten nicht recht, was sie denken sollten und verhielten sich ruhig. Nur die Beys der Mammelukken rüsteten sich und zogen ihre Mannschaften bei Cairo zusammen. Bonaparte besiegte sie in der Schlacht bei den Pyramiden, und nun öffnete Cairo, die Hauptstadt Aegyptens, die Thore, und mit Cairo war das ganze Nilthal gewonnen.

Die französische Flotte lag auf der Rhede von Abukir vor Anker. Hier fand sie, nachdem er sie lange gesucht, der englische Admiral Horatio Nelson und eröffnete am 1. August 1798 unverzüglich den Kampf. Fast die ganze französische Flotte wurde verbrannt; nur mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten entkam der Admiral Villeneuve. Durch Vernichtung der französischen Flotte war die Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten und die Küste den Landungen türkischer und brittischer Heere ausgesetzt. Dennoch nahm Bonaparte die Unglückskunde mit Fassung auf.

Die ganze Unternehmung war für den Herrschergeist Bonaparte's und für seine Zauberkraft über die Gemüther eine sehr entscheidende Probe. Die Armee bestand größtentheils aus den Truppen, welche in Italien gekämpft hatten und welche nun Ansprüche auf Ehre und Genuß machten und nicht neue Mühseligkeiten erdulden wollten. Widerwille, Mißvergnügen und Verzweiflung ergriffen die Truppen, sobald sie den Boden Aegyptens betraten. Die Wuth riß bisweilen die angesehensten Generale so weit hin, daß sie im Angesichte der Soldaten, ihre Treffenhüte in den Sand warfen und mit Füßen traten. Auch ein Aufstand der Eingebornen brach in Cairo aus, wurde aber von den Franzosen blutig unterdrückt.

Einer der Mammelukken-Beys war mit einer starken Schaar Reiter nach Syrien zu dem Pascha von St. Jean-d'Acre geflüchtet. Dort erwartete man auch die Landung eines englisch-türkischen Heeres. Deshalb brach Bonaparte im Februar 1799 von Cairo nach Syrien auf. Das Heer hatte auf diesem Zuge mit allen Schrecknissen der Wüste zu kämpfen. Jaffa (Joppe) wurde nach drei Tagen erobert, aber die Eroberung von St. Jean-d'Acre mißlang. Der Engländer Sir Sidney Smith und der französische Emigrant Phélippeaux leiteten den Widerstand und vereitelten den Erfolg der Minen und der unausgesetzten Stürme der Franzosen. Zwar besiegten die Franzosen ein zum Entsatze der Seestadt herannahendes Heer von Türken und Arabern; aber

die im französischen Lager wüthende Pest und bedenkliche Nachrichten aus Aegypten bestimmten Bonaparte zur Rückkehr nach Aegypten. Hier erhielt er sichere Kunde von dem Stande der Dinge in Europa und beschloß nach Frankreich zurückzukehren. Zuvor besiegte er noch ein türkisches Heer, welches bei Abukir gelandet war.

Umsturz des neapolitanischen und sardinischen Thrones.

Der König von Neapel hatte 1796 aus Furcht vor Bonaparte's Kriegsglück Frieden mit Frankreich geschlossen; bald aber glaubte er sein Dasein durch die Herrschaft Frankreichs über Italien gefährdet. Den größten Einfluß im Rathe hatte die geistreiche, aber leidenschaftliche Königin Marie Karoline, welche von dem größten Haß gegen die Revolution erfüllt war und in den höheren Ständen geheime Verbündete der Umwälzungspartei erblickte. In der That gab es in Neapel nicht nur unter den gebildeten Bürgern, sondern auch unter dem Adel viele unzufriedene und neuerungssüchtige Menschen. Die Regierung, statt dem Revolutionsgeiste durch einen festen und sichern Fortschritt entgegen zu wirken, steigerte die Unzufriedenheit durch Geistesdruck und harte Verfolgungen. Die Nachricht von der Schlacht bei Abukir versetzte die Königin in einen an Wahnsinn grenzenden Freudentaumel; und der Admiral Nelson fand in Neapel eine glänzende Aufnahme. Die Königin war von der neuen in Werke befindlichen Coalition unterrichtet und glaubte deshalb, obgleich die Hauptmächte noch zögerten, keine Zeit verlieren zu dürfen. Die neapolitanische Armee wurde auf den Kriegsfuß gebracht und die Milizen vermehrt. Die Armee war nach der päpstlichen die schlechteste in Europa, und für dieselbe wurde jetzt der General Mack, ein militärischer Theoretiker, aus Wien verschrieben. Er steigerte durch seine kriegsgelehrten Reden die Kriegslust der Königin und des Ministers Acton zu unwiderstehlichem Drange. Diese meinten, es bedürfe nur eines kühnen Ausmarsches, um die im Kirchenstaate zerstreuten Franzosen zu vernichten, Toscana und Sardinien zur Abschüttelung des französischen Joches anzuregen, um Italien zu befreien und die Rathschläge der Coalition zu beschleunigen.

Am 23. November 1798 ging die neapolitanische Armee, 60,000 Mann stark, über die römische Grenze und eine Proclamation des Königs verkündigte die Herstellung Roms unter den Gehorsam des Papstes als den Zweck des Feldzuges. Der französische General Championnet sah sich durch den ersten Andrang so überlegener Macht zur Räumung Roms bewogen, und am 29. November hielt der König Ferdinand unter dem Zujauchzen des Volkes seinen Einzug in Rom. Der französische Feldherr wußte aber seiner schwachen Armee durch zweckmäßige Aufstellung ein drohendes Uebergewicht über das an Zahl weit stärkere neapolitanische Heer zu verschaffen, und am 9. December wurde eine neapolitanische Colonne von den Franzosen fast gänzlich gefangen genommen. Da entfiel den Befreiern Italiens der Muth. Mack ordnete den Rückzug an. Rom wurde wieder von den Franzosen besetzt, und die Neapolitaner eilten in der größten Unordnung nach ihren Grenzen. König Ferdinand erließ nach seiner Rückkehr nach Neapel ein Gebot zum Aufstande in Masse, wurde aber durch die wilde Gährung, welche das Aufgebot hervorrief, so erschreckt, daß er sich mit den Kostbarkeiten der Paläste und Museen nach Sicilien flüchtete. Der

vom König zum Statthalter ernannte Fürst Pignatelli unterhandelte mit den Franzosen und erlangte mit Mühe gegen Zahlung von elftehalb Millionen Franken und Räumung von Capua, Acerra und Benevent einen kurzen Waffenstillstand. Aber der Pöbel der Hauptstadt schrie über Verrath und Feigheit, und es brach ein furchtbarer Aufruhr aus. Pignatelli entfloh nach Sicilien, und Mack, von seinen eigenen Soldaten mit dem Tode bedroht, suchte Rettung im französischen Lager. Während der Pöbel die Franzosen bekämpfte und an der Besetzung Neapels hinderte, plünderte und mordete er zugleich in der Stadt die wahren oder angeblichen Freunde der Franzosen. Am 22. Januar 1799 wurde Neapel von den Franzosen mit Sturm genommen, das Königthum für abgeschafft und der Staat für eine Republik erklärt, die man, nach dem alten dichterischen Namen Neapels, die Parthenopäische nannte.

Der König Karl Emanuel IV. von Sardinien, welcher seit dem am 16. Oktober 1796 erfolgten Tode seines Vaters Victor Amadeus regierte und mit der gewissenhaftesten Treue seine Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllte, wurde von den französischen Generalen und den benachbarten Staaten Cisalpinien und Ligurien so lange geneckt, bedrückt und verhöhnt, bis er am 8. December 1798 eine Entsagungsakte unterzeichnete. Er begab sich von Turin über Livorno nach Sardinien und protestirte nach seiner Ankunft in Cagliari, der Hauptstadt dieser Insel, gegen die ihm abgezwungene Abdankungsakte. Das Direktorium aber erließ eine Kriegserklärung gegen ihn.

Kaiser Paul. Der Krieg im Jahre 1799, in Deutschland, der Schweiz u. in Italien.

Bei dem zunehmenden Uebermuthe des Direktoriums, der sich auch in der Anmaßung der französischen Gesandten in Rastadt kund gab, fanden in Oestreich kriegerische Rathschläge immer mehr Gehör. England ermahnte zum Kriege und versprach ganz Europa zu einer neuen Coalition zu bewaffnen; auch unterlag für diesen Fall die Gewährung des russischen Beistandes keinem Zweifel. Auf dem russischen Thron saß nach Katharina's Tode, deren Sohn, Kaiser Paul (1796—1801). Er besaß gute Anlagen, eine angemessene Bildung und Eifer für Pflicht und Recht. Die zahllosen Mißbräuche der dem Favoritenwesen unterworfenen Frauenregierung hatten in ihm den Entschluß hervorgerufen, durch kräftigen, unabhängigen Regentenwillen allem Uebel zu steuern. Doch in der langen Knechtschaft, in der er durch den schuldbewußten Argwohn seiner Mutter gehalten worden war, hatte er nur seltsamen Launen nachzuhängen, nicht aber mit freiem Geiste um sich zu schauen und sich und sein Zeitalter richtig zu beurtheilen gelernt. Er meinte, daß ein Fürst alles, was er wolle, durch seinen Willen durchsetzen könne, und fand in der französischen Revolution nicht eine Aufforderung zur Prüfung eingerissener Mißbräuche, sondern nur einen Gegenstand des leidenschaftlichen Hasses. Er stellte die knechtischen Ehrenbezeigungen wieder her, die vor Alters dem russischen Herrscher erwiesen worden waren; untersagte streng, runde Hüte, zopflose Haare und lange Beinkleider zu tragen, und beschränkte noch mehr die Lehr- und Druckfreiheit, die in Rußland nie sehr groß gewesen war. Manche unvorsichtige oder auch nur angeschuldigte Bekenner staatswidriger Grundsätze wurden nach Sibirien geschickt. Zum Kriege gegen Frankreich bestimmte ihn vorzüg-

lich seine, einer Grille ähnliche Vorliebe für den **Malteserorden**. In diesem sah er eine Stütze der alten europäischen Ordnung und übernahm nicht nur das Protektorat, sondern auch das Großmeisterthum des Ordens. Zu derselben Zeit schloß er aber auch ein Bündniß mit den Türken; Russen und Türken segelten mit einander in die griechischen Gewässer und forderten die Bewohner der ionischen Inseln auf, sich von dem Joche der ungläubigen Franzosen zu befreien.

Als Oestreich seine Rüstungen vollendet und das russische Hülfsheer die Grenze Mährens erreicht hatte, verlangte das Direktorium von dem deutschen Kaiser, daß er den Rückmarsch des russischen Heeres bewerkstellige. Oestreich, zum Kriege entschlossen, antwortete nicht, und nun brachen am 1. März 1799 Jourdan und Bernadotte über den Rhein, und das Direktorium erklärte an Oestreich und Toscana den Krieg; gegen das letztere aus keinem anderen Grunde, als weil der Großherzog ein Bruder des Kaisers war. Der Großherzog von Toscana verließ als Flüchtling sein Land. Jourdan und Bernadotte mußten, nachdem der erstere vom Erzherzog Karl bei Stockach in Schwaben geschlagen worden war, über den Rhein zurückgehen und legten ihr Commando nieder. Der Sieg bei Stockach hatte nicht alle gewünschten Folgen, da der Erzherzog nach der Weisung des wiener Hofkriegsrathes an den Ufern des Bodensees stehen bleiben mußte.

Der Congreß zu Rastadt war auch nach der Abreise des kaiserlichen Bevollmächtigten größtentheils beisammen geblieben. Die deutschen Bevollmächtigten hatten durch alle ihre Demuth nur Hohn, durch jede Nachgiebigkeit nur größere Anmaßungen geweckt. Als am 28. April Abends der Commandant der östreichischen Postenkette den französischen Gesandten erklären ließ, daß sie binnen vier und zwanzig Stunden abreisen müßten, traten sie in ihrer trotzigen Weise sogleich mitten in finsterer Nacht den Weg nach Straßburg an. Eine kleine Strecke von den Thoren Rastadts wurden sie von Husaren vom Regimente Szeckler überfallen, zwei derselben, Roberjot und Bonnier, getödtet und der dritte, Jean Debry, der sich todt stellte, in den Graben geworfen. Es soll nur die Absicht gewesen sein, sich der Papiere der Gesandten zu bemächtigen und zwei derselben, die sich höchst übermüthig gezeigt hatten, durch eine Tracht Prügel abzulohnen. In der Trunkenheit oder durch Scheltworte und Widerstand gereizt, hieben die Husaren nicht mit flachen, sondern mit scharfen Klingen ein.

Bald nachher wurde ein großer Theil der Schweiz durch den Erzherzog befreit und Massena im Juni zum Rückzug von Zürich mit Verlust seines Geschützes gezwungen. Auch in Italien kämpften die Oestreicher mit Glück gegen die Franzosen. Als Suwarow mit den Russen in Italien ankam, übernahm er den Oberbefehl des vereinigten Heeres und besiegte in mehreren Schlachten, besonders bei Novi, die Franzosen. Am Ende des Jahres waren in Folge der wiederholt errungenen Vortheile Genua und Nizza die letzten Reste der französischen Herrschaft in Italien.

Der gänzliche Umschlag des französischen Waffenglücks erregte allgemeine Verwunderung, in Frankreich aber Bestürzung und Unwillen. Der Grund dieses Umschlags lag darin, daß die östreichischen Generale jetzt anfingen, von den taktischen Künsten der älteren Schule abzugehen,

und daß der Russe Suwarow, trotz seines Mangels an Kriegsgelahrtheit und seiner wunderlichen, größtentheils erkünstelten Barbarei, durch seinen richtigen Blick und seinen entschlossenen Muth den Franzosen ein furchtbarer Feind werden mußte. Als ihm einmal eine Recognoscirung vorgeschlagen wurde, antwortete er: „Colonnen, das Bajonett, der blanke Säbel, Angreifen, Einhauen, das sind meine Recognoscirungen!" Dazu kam, daß die französischen Heere, durch die weite Ausdehnung der Eroberungslinie in ihrer Verbindung unterbrochen, durch die Expedition nach Aegypten der tüchtigsten Führer und Veteranen beraubt, und durch die Raubsucht der Kriegscommissäre dem Mangel und der Noth ausgesetzt, nicht mehr waren, was sie 1796 und 1797 unter Bonaparte gewesen waren und durch die wiederholten Niederlagen immer mehr an kriegerischem Selbstgefühl verloren.

Sturz der römischen und der parthenopäischen Republik.

Rom war von den Verbündeten besetzt worden, und da Pius VI. 1799 zu Valence gestorben war, so wurde am 14. Mai 1800 zu Venedig von einigen dreißig Kardinälen der Kardinal Chiaramonti zum Papst erwählt und nahm den Namen Pius VII. an. Er hielt einige Monate nachher seinen Einzug in Rom.

In Neapel waren nach Einführung der Republik von den französischen Commissären schamlose Räubereien verübt worden. Die Zahl der Festtage wurde vermindert, die Haltung öffentlicher Aufzüge verboten, und das Volk in seinen Vergnügungen und Gewohnheiten so vielfach beschränkt und bedrückt, daß wiederholte Aufstände ausbrachen. In Calabrien landete der Kardinal Ruffo, ein kriegerischer Priester, welcher ein großes Talent zur Aufregung des Volksgeistes besaß. Bald war er von zahlreichen Landbewohnern und entlassenen Soldaten umgeben und rückte, nachdem die französische Armee wegen der Kriegsvorfälle in Oberitalien abgezogen war, mit 25,000 Mann bis auf einige Meilen vor Neapel. Die Lage der Republikaner war verzweifelt; es fehlte an Vertheidigungsmitteln gegen den äußern Feind, und im Innern der Stadt erhoben sich die Lazzaroni. Bald wurde die Stadt der Schauplatz der schrecklichsten Gräuelthaten. Zwar kam am 23. Juni eine Capitulation zu Stande, nach welcher den Republikanern nach Niederlegung der Waffen gestattet wurde, sich entweder auf neutralen Schiffen nach Frankreich zu begeben oder frei von aller Verantwortung für das Vorgefallene in ihrer Heimath zu bleiben; aber als bald nachher Nelson mit der englischen Flotte auf der Rhede erschien und wenige Tage später der König nach Neapel zurückkehrte, wurde die Capitulation für ungültig erklärt. Die Anhänger und Theilnehmer des republikanischen Wesens wurden in Masse verhaftet und 30,000 Menschen einem Blutgericht übergeben, welches in der Weise des französischen Revolutionstribunals verfuhr und die Angeklagten schaarenweis verurtheilte.

Unfälle der Engländer, Russen und Oestreicher in Holland und der Schweiz.

Im August 1799 landete ein englisch-russisches Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, am Helder, der äußersten Spitze von Nordholland, und forderte die Holländer zur Rückkehr unter ihre alte Verfassung auf. Die holländische Flotte folgte diesem Rufe und ging zu den Engländern über; aber die Holländer selbst zeigten sich weder dem Hause Oranien noch den Engländern ergeben. Nach einer

Reihe nutzloser Gefechte schiffte sich der englische Prinz wieder ein. Diese verunglückte Unternehmung erbitterte den russischen Kaiser, zumal da für England die Wegnahme der batavischen Flotte der Hauptzweck gewesen zu sein schien. Auch gegen Oestreich war Paul unwillig, da dieses zögerte, das wieder eroberte Piemont an Karl Emanuel zurückzugeben. Der Zorn Pauls ging durch einen Unfall, welchen die Russen in der Schweiz erlitten, in die entschiedenste Abneigung gegen die ganze Coalition über.

Massena hatte, nachdem er Zürich zu verlassen genöthigt worden war, am Berge Albis eine feste Stellung genommen. Der Erzherzog Karl unternahm mehrere Monate hindurch nichts Bedeutendes gegen ihn. Auch benutzten die Oestreicher den Eifer nicht, mit welchem viele Schweizer zum Schwerte greifen wollten, um ihr Vaterland von dem Joche der Knechtschaft zu befreien. Als im August 1799 ein russisches Heer unter Korsakow eintraf, schienen die stockenden Kriegsunternehmungen wieder in Gang zu kommen. Aber die nun versuchten Angriffe auf die französische Linie mißlangen, und Korsakow und der Erzherzog geriethen in Zwiespalt. Da nun die verbündeten Kabinette in Wien, Petersburg und London den Plan entworfen hatten, daß der Krieg in Italien den Oestreichern überlassen bleiben, das ganze russische Heer unter Suwarow nach der Schweiz ziehen, und der Erzherzog mit seiner Armee längs dem Rheine hin nach der Mosel operiren sollte, um den in Holland gelandeten Engländern und Russen die Hand zu bieten, so verließ der Erzherzog noch vor Suwarows Ankunft die Schweiz und brach nach dem Mittelrhein auf. Bei Korsakow ließ er nur 22,000 Oestreicher zurück.

Ehe Suwarow die russische Hauptarmee über den St. Gotthard nach Zürich zu führen vermochte, griffen Soult und Massena am 25. September die bei Zürich gelagerten Russen und Oestreicher an und brachten ihnen eine gewaltige Niederlage bei. Suwarow sah sich, als er den St. Gotthard überstiegen hatte, zu einem gefahrvollen Rückzuge nach Graubünden genöthigt. Kaiser Paul war über die doppelte Unglücksbotschaft aus Holland und der Schweiz so erbittert, daß er seinen bisher gegen die Franzosen gehegten Haß auf die Coalition übertrug und die russischen Heere im Januar 1800 nach Rußland zurückrief.

Sturz des Direktoriums u. Gelangung Bonaparte's zur konsularischen Herrschaft.

Die Stellung der Direktoren wurde durch die Unfälle, welche im Frühjahr und Sommer 1799 die französischen Heere trafen, höchst schwierig. In den beiden Räthen ertönten Anklagen über das völkerrechtswidrige Verfahren gegen das Ausland und über die schlechte und drückende Verwaltung Frankreichs. Die Neuwahlen für die beiden Räthe im April 1799 fielen fast nur auf Gegner des Direktoriums. Im Direktorium traf das Loos des Ausscheidens den schlauen und thätigen Reubel, der durch Geschicklichkeit in der Revolutionstaktik am meisten zum Widerstande geeignet war. An seine Stelle trat Sieyes, ein verschlagener Mensch, der bis zu einem gewissen Punkte Gefallen daran fand, im Hintergrunde an der Revolutionsmaschine zu drehen. Mit Sieyes war Lucian Bonaparte zum Sturze der Direktorialregierung einverstanden, und ihnen gesellte sich Barras bei, weil er am Widerstande verzweifelte und auf ein Duumvirat hoffte. Im Rath der Fünf-

hundert wurden Anklagen gegen die Direktoren erhoben; die Wahl des einen, Treilhard, wurde wegen einer mangelhaften Förmlichkeit für nichtig erklärt und dadurch zwei andere Direktoren, Merlin und La Reveillere, so außer Fassung gebracht, daß sie ihre Entlassung nahmen. Drei unbedeutende Männer, Gohier, Roger-Ducos und Moulins, wurden zu Direktoren ernannt.

Die Spaltung des Direktoriums ermuthigte die Jakobiner; sie vereinigten sich wieder zu einer förmlichen Gesellschaft und hielten in der berüchtigten Reitbahn ihre Sitzungen. Sie nannten sich jetzt nicht Jakobiner, sondern Freunde der Verfassung oder Gesellschaft der Reitbahn. Schon befürchtete man eine Wiederkehr der Schreckenszeit, da auch drei Glieder des Direktoriums, Gohier, Moulins und Barras, den Jakobinern günstig schienen, und angesehene Generale, wie Jourdan, Augereau und Massena, eifrige Theilnehmer ihrer Versammlungen waren. Allein die arbeitenden Klassen von Paris hatten bei dem allgemeinen Umsturz ihre Rechnung nicht gefunden und hatten einen Abscheu am Revolutioniren. Daher gelang es Sieyes mit Hülfe des Polizeiministers Fouché die Reitbahn zu schließen. Es verbreitete sich aber immer mehr die Ansicht, daß die Verfassung nicht länger bestehen könne. Im Innern brach der Bürgerkrieg von neuem aus, und von außen ließ sich im nächsten Feldzug das Schlimmste erwarten.

Von allen diesen Verhältnissen genau unterrichtet, beschloß Bonaparte Aegypten zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Er übergab Kleber das Commando in Aegypten und kehrte mit zwei von dem Admiral Gantheaume geführten Corvetten nach Frankreich zurück. Glücklich entkam er den auf dem Mittelmeer kreuzenden englischen Kriegsschiffen und landete am 9. Oktober 1799 in dem Hafen von Frejus. Er reiste mit Berthier sogleich nach Paris und wurde überall mit Begeisterung empfangen.

Nach Bonaparte's Ankunft in Paris näherte sich ihm Sieyes, dem sein Amtsgenosse Roger Ducos anhing, und schlug ihm vor, sich mit ihm zum Sturze des Direktoriums zu vereinigen. Bonaparte ging hierauf ein. Der Polizeiminister Fouché und Talleyrand wurden gewonnen, und ein reicher Banquier, Collot, schoß zwei Millionen vor. Moreau, damals Commandant von Paris, erklärte Bonaparte, daß er unbedingt zu dessen Verfügung bereit sei. Macdonald äußerte gleiche Gesinnung. Auf den 9. November (18. Brumaire) ließ Bonaparte eine Heerschau in den elysäischen Feldern ansagen und zu derselben alle Officiere von Bedeutung, die er zu gewinnen hoffte, einladen. An demselben Tage früh um sieben Uhr versammelte sich der Rath der Alten. Nachdem mehrere die der Republik drohenden Gefahren der Gesetzlosigkeit geschildert hatten, wurde der Vorschlag gemacht und angenommen, den Sitz der beiden gesetzgebenden Versammlungen nach St. Cloud zu verlegen und dem General Bonaparte das Commando von Paris und der Umgegend mit der Pflicht zu übertragen, für Vollziehung jener Verlegung zu sorgen. Sobald Bonaparte das Decret empfing, theilte er es, vor seiner Hausthür stehend, den zahlreich versammelten Militairs aller Grade mit, stellte sich dem Rathe der Alten vor und suchte durch eine passende Anrede die Truppen für sich zu gewinnen. Auf Veranstaltung Fouché's an den Straßenecken angeschlagene Procla-

mationen Bonaparte's ermunterten die Bürger zum Vertrauen in die Anordnungen des Raths der Alten. Die Pariser waren zwar auf den Ausgang gespannt; verhielten sich aber ruhig. Die Leibwache der Direktoren leistete Folge, als ein Adjutant Bonaparte's ihr den Befehl brachte, nach den Tuilerien zu marschiren. Nun erfolgte die Auflösung des Direktoriums. Sieyes und der mit ihm einverstandene Roger-Ducos legten ihre Stellen nieder; Barras wurde durch Drohungen Bonaparte's so eingeschüchtert, daß er seine Abdankung niederschrieb; später thaten dies auch Gohier und Moulins, welche von Moreau im Luxemburg verhaftet worden waren, später in ihre Heimath entlassen wurden. Im Rathe der Fünfhundert, welcher aus mehr oder minder heftigen Freiheitsmännern bestand, wurde die Verlegung nach St. Cloud genehmigt, ohne daß der Widerspruch einiger Mitglieder Erfolg hatte.

Als am folgenden Tage die Räthe sich nach St. Cloud begeben hatten, fragten die Republikaner, was die Versetzung nach diesem Orte bezwecke und geriethen in Wuth, als man ihnen zu verstehen gab, daß es auf eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung und auf Vertagung der gesetzgebenden Körper abgesehen sei. Es kam in dem Rathe der Fünfhundert zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen, und der Antrag ging durch, daß jedes Mitglied einzeln die Verfassung beschwören solle. Selbst Lucian Bonaparte, der Bruder des Generals und der damalige Präsident der Fünfhundert, konnte sich dem geforderten Eide nicht entziehen. Auch im Rathe der Alten herrschte große Aufregung, und Bonaparte bekam harte Worte und Namen zu hören. Im Saale der Fünfhundert wurde der General nur durch seine eindringenden Krieger vor Mißhandlungen geschützt. Vergebens bemühte sich Lucian das Anklagedecret seines Bruders zu verhindern. Da ließ Bonaparte seinen Bruder durch Soldaten aus dem Saale holen und gab Murat Befehl, den Saal durch Soldaten zu räumen. Unter Trommelschlag, mit gefälltem Bajonett, im Sturmschritt rückten die Grenadiere heran und drängten die Volksvertreter aus dem Saale. Am Abend kamen die mit Bonaparte einverstandenen Abgeordneten unter Lucians Vorsitze zusammen, erklärten die Verfassung für aufgehoben und vertagten die beiden Räthe bis zum 20. Februar, wo ihnen eine neue Verfassung vorgelegt werden solle. Die ausübende Gewalt wurde vorläufig drei Consuln, Sieyes, Roger Ducos und Bonaparte übertragen. Der Rath der Alten genehmigte diese Beschlüsse.

Der Sieg wurde durch kein Blutvergießen bezeichnet. Trotz des erschöpften Schatzes wurde die gehässige, von dem Direktorium angeordnete, gezwungene Anleihe abgeschafft, weil Napoleons Name hinreichte, die reichen Wechselhäuser von Paris zu den erforderlichen Vorschüssen zu bestimmen. Ueberall schritt Napoleon ein, um der grenzenlosen Verwirrung zu steuern, in welche die Republik durch das Direktorium gerathen war. Ueberall griff er durch, schuf Ordnung und Einheit. In der Besetzung der höheren Aemter that er fast keinen Fehlgriff; er berücksichtigte weniger die politische Gesinnung, als Fähigkeit und Verdienst. Schaaren von verbannten, unbeeidigten Priestern kehrten zu ihren Gemeinden, viele Verwiesene in ihre Heimath zurück. Das Gesetz gegen die Ausgewanderten verlor an Strenge. Eine größere Beobachtung des

Anstandes trat bei Verhandlungen mit auswärtigen Mächten an die Stelle der derben republikanischen Sprache. Der Todestag Ludwigs XVI. hörte auf ein Volksfest zu sein. Die Zahl der Tagesblätter wurde beschränkt. Nach langen Jahren erfreuten sich die Vendée und Bretagne eines wahren Friedens. Künsten und Wissenschaften wurde die lange entzogene Anerkennung wieder zu Theil. Nach zehn Jahren wilden Treibens hatte der Bürger jetzt wieder das Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Die Besorgniß vor einer Rückkehr der Revolution war geschwunden.

Von zwei Commissionen der gesetzgebenden Körper wurde unter Aufsicht der Consuln die neue Verfassung bearbeitet. Schon am 24. December 1799 wurde sie bekannt gemacht und in Wirksamkeit gesetzt. Napoleon Bonaparte wurde auf zehn Jahre zum ersten Consul ernannt; er war der eigentliche Regent, hatte die Besetzung der Aemter und die Entscheidung über Krieg und Frieden. Um den Schein der Republik zu erhalten, waren dem ersten Consul noch zwei Consuln beigegeben, die aber nur eine berathende Stimme hatten. Es waren dieses Cambaceres und Lebrun. Dem ersten Consul zur Seite stand ein von ihm ernannter Staatsrath. Die monarchische Gewalt des ersten Consuls wurde dadurch einigermaßen versteckt, daß ein Theil der Aemterbesetzung dem Senat übertragen war. Dieser bestand aus achtzig lebenslänglichen Mitgliedern, welche zuerst vom ersten Consul ernannt wurden, später sich selbst ergänzten, bei jeder Wahl aber auf drei vom ersten Consul vorgeschlagene Männer beschränkt waren. Die Senatoren erhielten jährlich fünfundzwanzigtausend Francs, und der Senat wurde gleich anfangs zu einer Versammlung von Hofleuten und Pfründnern, die sich später zum Werkzeuge der despotischen Regierung hergaben. Die National-Repräsentation bestand aus zwei Kammern, dem Tribunat von hundert, und dem gesetzgebenden Körper von dreihundert Mitgliedern. Beide Kammern wurden jährlich um ein Fünftel erneuert. Alle Gesetzesvorschläge gingen von der Regierung allein aus; der gesetzgebende Körper hatte dieselben bloß anzunehmen oder zu verwerfen. Eine Discussion über die Vorschläge war nur in dem Tribunat gestattet. Der erste Consul nahm mit kriegerischem Pompe seine Wohnung in den Tuilerien, dem ehemaligen Königspalaste.

Die französische Nation, durch die lange Reihenfolge der revolutionären Gewalthaber ermüdet, war mit Einführung einer Regierung zufrieden, welche Aussicht auf innere Ruhe, Sicherheit und Ordnung darbot. Die Jakobiner hingen sich an den neuen Gebieter, als er ihnen Würden und Reichthümer als Lohn ihrer Ergebenheit verbürgte; von den Royalisten schlossen sich angesehene Männer an die neue Ordnung der Dinge an, welche ihnen die glänzendsten Aussichten eröffnete. Das Volk suchte Bonaparte durch materielle Vortheile im Innern und durch politische und kriegerische Ueberlegenheit über das Ausland zu gewinnen. In der Verwaltung, den Finanzen und dem Gerichtswesen wurde unter Bonaparte's eigener Aufsicht alles vortrefflich geordnet. Die tüchtigsten Geschäftsmänner standen ihm zur Seite. In der Verwaltung wurde schon damals der Grund gelegt, auf welchem Bonaparte nachher seine Despotie gründete. Dies geschah durch die Einführung der Präfecturen und durch den an sie geknüpften Mechanismus der Verwaltung. Die ganze Verwaltung wurde so eingerichtet,

daß alle Fäden des bürgerlichen Lebens sich oben in einer einzigen Hand vereinigten.

Der Krieg im Jahre 1800. Gleich nach dem Antritte des Consulats machte Bonaparte England und Oestreich Friedensanträge; aber die Verbündeten wollten den günstigen Stand ihrer Angelegenheiten benutzen, um der Uebermacht Frankreichs die nöthigen Grenzen zu setzen, und wiesen die gemachten Friedensanträge zurück. Kaiser Paul hatte sich mißmuthig von England und Oestreich zurückgezogen. Die Eröffnung des Feldzugs in Italien entsprach den Hoffnungen der Verbündeten. Die östreichische Armee unter Melas besiegte am 18. April 1800 die von Massena geführten Franzosen bei Voltri und nöthigte diesen Feldherrn, sich mit dem linken Flügel seiner Armee nach Genua zu werfen, während der rechte Flügel des französischen Heeres unter Suchet von Melas bis über den Var zurückgedrängt wurde. Melas gedachte in die Provence einzudringen, wo man auf eine Erhebung der Royalisten rechnete. Indem aber die östreichische Hauptmacht sich nach der Provence hin wandte, wurde die östreichische Armee auf der Hauptoperationslinie in Deutschland geschwächt. Napoleon vereinigte daher alle längs des Rheins zerstreuten Truppen und ordnete sie dem General Moreau unter. Dieser ging am 25. April zwischen Kehl und Diessenhofen über den Rhein und drängte die Oestreicher unter Kray, nach einer Reihe glücklicher Gefechte, bis nach der Oberpfalz zurück. Fast das ganze südliche Deutschland fiel in die Gewalt der Franzosen.

Bonaparte hatte in Burgund eine Armee versammelt und mit dieser ging er über den großen Bernhardsberg nach Italien. Auf die Kunde hiervon wandte sich Melas von den Ufern des Var gegen Bonaparte, und bei Marengo, einem Dorfe zwischen Tortona und Alessandria, kam es am 14. Juni zur Schlacht. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Oestreicher, als Desaix, einer von Bonaparte's ägyptischen Gefährten, mit 10,000 Mann frischer Truppen auf dem Schlachtfelde erschien und das Schicksal des Tages zu Gunsten der Franzosen entschied. Der entmuthigte Melas beantragte einen Waffenstillstand, und dieser kam am zweiten Tage zu Stande. Die Oestreicher zogen sich nach Mantua zurück.

Der Kampf in Deutschland war eben so unglücklich für die Oestreicher. Kray, wiederholt geschlagen, machte Moreau Anträge zu einem Stillstande, welche dieser annahm. Es wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft. Diese scheiterten aber, weil das Kabinet zu Wien nicht ohne England Frieden schließen wollte, die Engländer aber sich weigerten, den Waffenstillstand auf die Meere auszudehnen. Bonaparte verlangte dieses, um Verstärkung nach Aegypten zu schicken. Der Krieg kam von neuem zum Ausbruch. Der junge Erzherzog Johann übernahm an Kray's Stelle den Oberbefehl über die Oestreicher, wurde aber am 3. December 1800 bei Hohenlinden in einer großen Schlacht geschlagen. Nun mußte der Kaiser einen Waffenstillstand auf dreißig Tage zu Steyer eingehen und den Franzosen die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz nebst ganz Tyrol einräumen.

Der Friede zu Luneville.

Zu Luneville in Lothringen wurde am 9. Februar 1801 zwischen Frankreich und Oestreich ein Friedensvertrag unterzeichnet, der französischer Seits zugleich für die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik, östreichischer Seits zugleich für das deutsche Reich galt. Für Oestreich wurde der wesentliche Inhalt des Friedens zu Campo Formio, Verlust der Niederlande und der Lombardei gegen Ersatz durch das Venetianische bis an die Etsch, bestätigt. Der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena verloren ihre Länder und sollten in Deutschland entschädigt werden, eben so die deutschen Fürsten, welche durch Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Verluste erlitten. An 1200 Quadratmeilen des deutschen Reichsbodens gingen verloren. Die Brandschatzungen, welche die Franzosen von den einzelnen Staaten erpreßt hatten, überstiegen alle Berechnungen. Moreau allein hatte die Summe von vier und vierzig Millionen Livres erhoben. Die französischen Heere waren auf Kosten Deutschlands bekleidet und bezahlt worden. Ein noch größeres Uebel war es, daß man den Franzosen Theilnahme an der Ordnung der deutschen Angelegenheiten gestattete; daß das schwache Band, welches die Deutschen noch zusammenhielt, vollends aufgelöst wurde, und Deutschland in Abhängigkeit von Frankreich gerieth. Man gedachte die deutschen Fürsten für ihre Verluste durch Einziehung aller geistlichen Güter und deren Vertheilung zu entschädigen; aber diesem Streben stand der kaiserliche Hof entgegen. Da wandten sich viele deutsche Fürsten nach Paris und warben dort um die Gunst Bonaparte's und Talleyrands. Bonaparte entschied unter dem Namen eines Vermittlers das Wesentliche des Entschädigungsgeschäfts. Die beim Reichstage beglaubigten Residenten Frankreichs und Rußlands übergaben am 18. August 1802 den Entschädigungsplan, und eine aus den Gesandten von acht Reichsfürsten bestehende Reichsdeputation hatte nur die Arbeit, den vorgelegten Plan zur Ausführung zu bringen. Preußen, Baiern, Baden, Hessen-Darmstadt und einige kleinere Fürsten erhielten größere Ländergebiete als sie verloren hatten. Dem Hause Oranien wurde für die in Holland eingebüßte Statthalterschaft in Deutschland ein Gebiet von 60 QM. ertheilt. Von den geistlichen Kurfürsten behauptete sich nur Mainz, durch die Schmiegsamkeit des damaligen Coadjutors Karl von Dalberg, erhielt aber für 170 QM. nur ein Gebiet von 24 QM. Von 52 Reichsstädten blieben nur sechs: Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg.

Die Begebenheiten bis zu dem Frieden zu Amiens.

Während Kaiser Paul wegen der Unfälle in Holland und der Schweiz auf England und Oestreich unwillig war, verstand es Bonaparte, den Kaiser dadurch für sich zu gewinnen, daß er 7000 gefangene Russen, neu gekleidet und schön bewaffnet, in ihre Heimath sandte. Mit England kam der Kaiser Paul über die Frage in Streit, ob es den Neutralen erlaubt sei, den kriegführenden Mächten, mit Ausnahme von Waffen und Kriegsvorräthen, Waren und sonstige Bedürfnisse zuzuführen. Die Engländer dehnten den Begriff der Kriegscontrebande sehr weit aus und nöthigten durch Wegnahme von Schiffen zunächst die Dänen, sich ihrem Gebote zu fügen. Da stellte Paul an Preußen, Schweden und Dänemark die Forderung, die 1780 zur bewaffneten

Beschützung der Neutralität geschlossene Convention zu erneuern. Schweden und Preußen fügten sich diesem Begehren, und auch Dänemark wurde durch das drohende Benehmen des russischen Kaisers bewogen, seinen Beitritt zu erklären. Es erschien aber eine englische Flotte vor Kopenhagen und nach einer gelieferten Seeschlacht nahm Dänemark den von Nelson angebotenen Waffenstillstand an. Die Engländer gedachten nun auch die Schweden und Russen zu züchtigen, und die englische Flotte segelte auf die Höhe von Karlskrona und forderte von dem König von Schweden bestimmte Erklärungen. Da kam die Nachricht von der Ermordung des Kaisers Paul.

Wegen der gesteigerten Geistesverwirrung des Kaisers waren mehrere Große in den ersten Kriegs- und Staatsämtern zu einer Verschwörung zusammengetreten. Die Verschwornen hatten in der Nacht zum 24. März 1801 den Kaiser in seinem Schlafzimmer überfallen, hatten ihm eine Abdankungsurkunde vorgelegt und ihn, als er diese nicht unterzeichnen, sondern Widerstand leisten wollte, erwürgt. Sein Sohn Alexander (1801—1825) übernahm die Regierung, nachdem sein Abscheu vor der That nur durch die lebhafteste Darstellung der Nothwendigkeit des Geschehenen überwunden worden war. Er schloß mit England eine Convention, in welcher Rußland in der Hauptsache nachgab.

Nachdem England von seinen Bundesgenossen verlassen war, glaubte der Minister Pitt, durch das Friedensgeschrei seiner eigenen, durch große Handelsverluste entmuthigten Nation bestimmt, der Gewalt der ungünstigen Verhältnisse für den Augenblick weichen zu müssen. Er selbst wollte jedoch keinen Act äußerer Versöhnung mit der Revolution schließen und übergab daher im März 1801 das Siegel, das er siebzehn Jahre als Kanzler und erster Lord der Schatzkammer geführt hatte, seinem von ihm selbst empfohlenen Nachfolger Addington. Dieser knüpfte alsbald Friedensunterhandlungen mit Frankreich an. Auch Bonaparte wünschte den Frieden. Dazu kam, daß der Punkt, welcher bei der Unterhandlung die meiste Schwierigkeit gemacht haben würde, die Frage über das Schicksal Aegyptens, bereits beseitigt war. Denn in Folge einer in Aegypten geschlossenen Capitulation waren die französischen Truppen mit Waffen und Gepäck, ohne kriegsgefangen zu sein, auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht worden. Zwischen Frankreich und England wurde zu London am 1. Oktober 1801 ein Präliminarfriede und zu Amiens am 17. März 1802 ein Definitivfriede geschlossen. England gab an Frankreich, Spanien und Holland alle Eroberungen, mit Ausnahme der spanischen Insel Trinidad und der holländischen Besitzungen auf Ceylon, zurück; es verpflichtete sich, die Insel Malta an den Johanniterorden und Aegypten an die Pforte zurück zu geben; alle Häfen und Inseln im mittelländischen Meere zu räumen. Die französischen Truppen sollten Neapel und den Kirchenstaat verlassen. Am 8. Oktober 1801 kam auch zwischen Rußland und Frankreich ein Friedensvertrag zum Abschluß.

Bonaparte's Consulat.

Bonaparte, der in seinen Feldlagern nur eine Verfassungsform, die eines Kriegsheeres, liebgewonnen hatte, gab am 17. Februar 1800 der innern Verwaltung Frankreichs eine ganz neue Gestalt. An die Stelle der bisherigen Verwaltungsbehörden traten einzelne Beamte;

Präfecten in den Departements, Unterpräfecten in den Districten, und Maires in den Gemeinden, alle in der strengsten Unterordnung unter der Regierung und allein von ihrer Ernennung abhängig. Jede Spur gemeinsamer Berathungen und Beschlüsse der Gemeinden wurde vertilgt. Die Franzosen waren nicht nur der That nach Bonaparte's Unterthanen geworden, sondern wurden auch im Frieden mit Rußland mit diesem Namen genannt. Der erste Consul zog sich allmälig aus dem Kreise gewöhnlicher Geselligkeit zurück, seine Umgebung und die seiner Gemahlin wurde zu einem Hofstaate. Die ihm abzustattenden Besuche wurden in Audienzen, die Gesellschaften in Hofzirkel verwandelt. Bonaparte legte sichtbar einen großen Werth darauf, seinen Hofstaat aus Altadeligen zu bilden. Strenge Maßregeln wurden angeordnet, um die Person des ersten Consuls gegen die Anschläge der über ihre Unterdrückung erbitterten Parteien zu schützen. Nachdem die Polizei am 10. Oktober 1800 eine Verschwörung, Bonaparte in der Oper zu ermorden, entdeckt hatte, wurde am 24. December der Versuch gemacht, den ersten Consul in der Straße St. Nicaise durch ein Faß Pulver, das auf einem kleinen Wagen hingeschafft worden war, im Momente des Vorbeifahrens in die Luft zu sprengen. Der erste Consul entging dem Mordanschlage nur dadurch, daß sein betrunkener Kutscher die Pferde durch wildes Antreiben in Feuer gesetzt und die gefahrvolle Stelle um einige Minuten früher hinter sich gelassen hatte. Es wurden specielle Criminalgerichte durch ganz Frankreich angeordnet, um über alle Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit in einziger Instanz zu erkennen. Eine Consulargarde von 8000 Mann bewachte die Tuilerien und die Schlösser des neuen Herrschers in der Nähe von Paris. Die Nationalgarden wurden ganz abgeschafft, und durch eine Municipalgarde aus gedienten Officieren und Soldaten ersetzt.

Zur dauerhaften Begründung eines geordneten Gesellschaftszustandes hielt Bonaparte die Herstellung des Kirchenthums für durchaus nothwendig. Nachdem so vieles Unheil aus einer religionsfeindlichen Ansicht des Lebens entsprungen war, die sich fälschlich Philosophie nannte, wandten sich die Gemüther Unzähliger wieder zu den umgestürzten und verhöhnten Altären der Kirche zurück. Zwischen der französischen Regierung und dem Papste Pius VII. wurde 1801 ein Concordat geschlossen und dieses im April 1802 eingeführt. Der katholischen Religion wurde in Frankreich freie und öffentliche Uebung zugesichert. Die bisherige constitutionelle Geistlichkeit wurde aufgehoben, ohne von der Wiederanstellung ausgeschlossen zu werden. Auch die ausgewanderten Bischöfe sollten, aus Liebe zum Frieden, ihren Stühlen entsagen. Die zehn Erzbischöfe und funfzig Bischöfe Frankreichs sollten dem ersten Consul, der sie ernannte, Treue schwören und vom Papste bestätigt werden; sie sollten die Pfarrer ernennen; die Regierung diese bestätigen und ihnen einen anständigen Gehalt geben. Die veräußerten Kirchengüter sollten den Käufern gelassen werden. Der Sonntag und die alten Namen der Wochentage wurden wieder hergestellt. Die Kirchen, welche der Staat noch besaß, sollten zurückgegeben, und wo an einem Orte keine mehr vorhanden war, durch ein anderes öffentliches Gebäude ersetzt werden. Von Klöstern und Mönchsorden war keine Rede; auch

wurde die katholische Religion nicht zur Staatsreligion erklärt. Die protestantischen Confessionen wurden ihr in allen bürgerlichen Verhältnissen völlig gleich gesetzt und erhielten zweckmäßige Verfassungen. Auch die Juden behielten die Bürgerrechte, welche die Revolution ihnen verliehen hatte. Nach der Herstellung des Gottesdienstes erfolgte auch die Herstellung des öffentlichen Unterrichts. Ein Gesetz verordnete die Stiftung von Primär- und Secundärschulen, Lyceen und Specialschulen.

Toscana wurde in Folge eines mit Spanien geschlossenen Vertrages einem spanischen Prinzen, dem Sohne des Herzogs von Parma und Eidam Karls IV., mit dem Titel eines Königreichs Etrurien gegeben. Dagegen erhielt der König von Sardinien Piemont nicht zurück, sondern dieses wurde 1802 mit Frankreich vereinigt. Der cisalpinischen Republik gab Bonaparte eine neue Verfassung und den Namen: Italienische Republik. Auch willigte er ein, die Stelle des Präsidenten, jedoch ohne Titel und Gehalt, anzunehmen. Der Schweiz, wo nach Abberufung der französischen Heere der Bürgerkrieg ausbrach, ertheilte Bonaparte ebenfalls eine neue Verfassung, und die 1803 zusammentretende Tagsatzung mußte ein Schutzbündniß mit Frankreich schließen und 16,000 Schweizer in französischen Sold geben. Die batavische Republik hatte bereits 1801 eine neue Verfassung erhalten und blieb im beständigen Bündnisse mit Frankreich.

Bonaparte selbst wurde 1802 zum lebenslänglichen Consul ernannt und bald nachher ihm auch das Recht ertheilt, seinen Nachfolger zu ernennen. Es wurde ihm eine unumschränktere Macht ertheilt, als je ein König von Frankreich vor der Revolution besessen hatte. Unter dem Namen einer Ehrenlegion zur Belohnung kriegerischer Verdienste und bürgerlicher Tugenden stiftete er einen neuen Adel, verletzte aber dadurch alle Parteien, Republikaner, gemäßigte Monarchisten und Royalisten. Es vermehrten sich daher die Klagen der Freiheitsfreunde über die Stiftung einer neuen Despotie. Der Dunstkreis der revolutionären Monarchie war dumpf und schwül; die Willkür der Absetzungen, Verhaftungen und Deportationen groß; die Finanzmaßregeln schonungslos, und die Auflagen hoch; Rede- und Druckfreiheit waren in enge Fesseln geschlagen.

England erklärt von neuem den Krieg.

Bonaparte wurde durch den Tadel, welchem englische Zeitungsschreiber seine Maßregeln zur Befestigung der höchsten Gewalt unterwarfen, zu solcher Wuth gereizt, daß er, die Würde eines Staatsoberhauptes vergessend, eine Reihe amtlicher Artikel für den Moniteur aufsetzte oder dictirte, in welchen er die englische Regierung mit Schmähungen überhäufte. Diese Sprache, mitten im Frieden geführt, enthüllte die Glut des Hasses, den Bonaparte gegen England hegte. Die eifrig betriebene Herstellung der französischen Seemacht und mancherlei Truppenbewegungen erschienen den Engländern als Kriegsrüstungen, und überdies fühlte sich die englische Regierung verletzt durch die willkürlichen Verfügungen, welche sich Bonaparte nach dem Frieden zu Amiens in Beziehung auf Piemont, Parma, Batavien und Helvetien erlaubte. Unter solchen Umständen glaubte das englische Ministerium die zugesagte Räumung Maltas nicht erfüllen zu können, ohne Bonaparte Gelegenheit

zu geben, sich abermals, dieser Insel vermittelst eines plötzlichen Gewaltstreiches zu bemächtigen. Diese Zögerung führte neue und heftige Ausfälle des Moniteur herbei, und Bonaparte fuhr bei einer öffentlichen Audienz gegen den englischen Gesandten mit beleidigenden Worten los. Nun erklärte die englische Regierung im Mai 1803 den Krieg an Frankreich. Englische Flotten durchkreuzten von neuem die Meere, nahmen die eben erst geräumten französischen Kolonien wieder in Besitz und blokirten Häfen und Küsten. Die wichtige Insel San Domingo ging unter Mitwirkung Englands an die Neger verloren. Frankreich hingegen ließ durch eine Armee unter Anführung des Generals Mortier das Kurfürstenthum Hannover, als ein zu England gehöriges Land, besetzen. Unter dem Namen: „Armee von England" wurde die französische Hauptmacht an der Nordküste versammelt. Zur Theilnahme an dem Krieg zwang Bonaparte zunächst nur Holland; Spanien, das in Folge seines mit Frankreich geschlossenen Vertrages ebenfalls zur Theilnahme verpflichtet war, durfte diese Verbindlichkeit durch Hülfsgelder abkaufen, die sich monatlich auf sechs Millionen Livres beliefen.

Verschwörung zu Bonaparte's Sturz. Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Pitt tritt wieder ins Ministerium.

Die englischen Minister, jetzt von den anderen Mächten verlassen, hofften den Sturz Bonaparte's durch die in Frankreich vorhandenen Parteien bewerkstelligt zu sehen. Zwei eifrige Royalisten, Pichegru und Georg Cadoudal, einer von den kühnsten Häuptlingen der Chouans, begaben sich von England nach Paris und traten in Verbindung mit dem republikanisch gesinnten General Moreau, der seit dem Frieden von Luneville ohne Anstellung in Paris lebte. Die Polizei kam der Sache auf die Spur, und Moreau, Pichegru, Cadoudal und noch vier und vierzig andere Männer, größtentheils Ausgewanderte, wurden verhaftet. Es verbreitete sich das Gerücht von einer weit verzweigten, vom Auslande geleiteten Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls. Das Haupt dieser Verschwörung sollte ein bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, sein, der sich in dem badischen Städtchen Ettenheim aufhielt. Auf Befehl Bonaparte's gingen am 14. März in der Nacht zwei Colonnen französischer Truppen bei Kehl und Rheinau unter den Generalen Caulincourt und Ordener über den Rhein, besetzten Kehl und Ettenheim und führten aus beiden Orten eine Anzahl Ausgewanderter, unter ihnen den Herzog von Enghien, nach Straßburg. Der Herzog wurde sogleich nach dem festen Schlosse Vincennes bei Paris gebracht, wo er am Abende des 20. März anlangte. Es wurde alsbald ein Kriegsgericht niedergesetzt und von diesem der Herzog für schuldig erklärt, obgleich er mit Unwillen die Beschuldigung zurückwies, an einem Anschlage gegen das Leben des ersten Consuls Antheil zu haben. In dem Festungsgraben von Vincennes wurde am 21. März 1804 der letzte Condé erschossen.

Pichegru wurde eines Morgens im Gefängniß todt gefunden, unter Umständen, die nicht auf Selbstmord hindeuteten; Moreau erhielt die Erlaubniß, sich nach Amerika zu begeben; Cadoudal wurde mit elf Anderen hingerichtet. Das englische Ministerium betheuerte, niemals an Mordplänen Theil genommen zu haben Am 25. Mai 1804 trat Pitt wieder in das Ministerium. Er zog es vor, die scheinbare, für

England höchst nachtheilige Neutralität Spaniens in offenen Kriegsstand zu verwandeln.

Napoleon Bonaparte errichtet das Kaiserthum.

Die Macht Bonaparte's war eine monarchische, und es fehlte ihr nur der Titel. Im März 1804 wurde im Senat die Erblichkeit der höchsten Magistratur für nöthig erachtet, und am 30. April im Tribunat der Antrag gestellt, die Regierung der Republik einem Kaiser anzuvertrauen und dieses Kaiserthum in der Familie Bonaparte erblich zu machen. Nur einer der Tribunen, nämlich Carnot, sprach gegen die Errichtung des Kaiserthums. Am 18. Mai wurde unter dem Vorsitze des zweiten Consuls Cambaceres ein Senatusconsult beschlossen, welches dem ersten Consul den Kaisertitel zuerkannte und die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in dessen Familie feststellte. Am 20. Mai, am Pfingstsonntage, wurde das neue Kaiserthum in Paris feierlich ausgerufen und angebliche Verbesserungen der Staatsverfassung bekannt gemacht, welche nur Verstärkungen der schon bestehenden souveränen Monarchie waren. Von der Republik blieben nur einige gehaltlose Formen übrig. Die Prunkformen des neuen Kaiserthums waren zum Theil dem Mittelalter entlehnt. Es wurden sechs Erzämter mit fürstlichen Ehren und drei Klassen von Kronbeamten des Reichs ernannt, unter welchen die militärischen mit sechzehn Marschällen und acht General-Inspectoren der Armee zuerst ins Dasein traten. Die zu französischen Prinzen erhobenen Brüder Napoleons Joseph und Ludwig erhielten das Recht der Erbfolge und den Titel: Kaiserliche Hoheit. Den beiden anderen Brüdern, Lucian und Hieronymus, wurde nicht gleiche Ehre zuertheilt, weil sie sich unter ihrem Stande oder wenigstens gegen den Willen Napoleons verheirathet hatten. Ein zahlreicher Hofstaat wurde für den Kaiser, die Kaiserin, die Brüder und Schwestern des Kaisers angestellt, und das Ceremoniel auf das sorgfältigste bestimmt. Die Generale und die Staatsbeamten drängten sich zum Huldigungseide, die Dichter und Redner priesen in Versen und in Prosa das neue Kaiserthum, die Armee freute sich des ihrem siegreichsten Anführer beizulegenden neuen Titels: Kaiserliche Majestät, und das Volk ließ sich das neue Schauspiel gefallen; nur die Pariser zeigten ungewöhnliche Gleichgültigkeit.

Das französische Volk hat vor allen Nationen Europa's für sein geschichtliches Dasein den meisten Sinn. Die vorübergehende revolutionäre Wuth der Franzosen gegen Alterthum, Adel und Königthum bezeugt nur die grenzenlose Erbitterung der Zurückgesetzten und den großen Werth, welchen sie auf die beneideten Vorzüge legten. Wegen dieser nationalen Denkungsart wurde den Söhnen und Töchtern des corsischen Gerichtsbeisitzers Carlo Buonaparte die Begründung einer neuen Dynastie in Frankreich schwerer, als in Staaten, die an den Wechsel der herrschenden Familien schon gewöhnt sind. Die Familie Napoleons hatte keine Wurzel in der Vergangenheit des französischen Volkes, und Napoleon suchte diesen Mangel durch eine Menge kleinlicher Vorschriften zu verdecken, durch die im neuen Hof- und Staatswesen alles genau bestimmt wurde. Der alte Adel, der sich zu den Hofämtern drängte, war dem Kaiser für diesen Zweck sehr willkommen, weil er sich weit besser als alle Neulinge auf die Wissenschaft der Formen verstand. Es wurde

als eine Sache von Wichtigkeit angesehen, wenn ein Edelmann vom alten Hofe ein Stück Etikette ehemaliger Zeit zurückrief, eine Verbeugung mehr, ein anderes Anklopfen an die Thür eines Vorzimmers, eine umständlichere Art der Ueberreichung einer Depesche. Napoleon rief das ganze Titelwesen des alten Frankreich wieder ins Leben und umgab seinen Thron mit Herzogen, Grafen, Baronen und Rittern. Das Seltsamste dabei war die gleichzeitig ausgesprochene Fortdauer der revolutionären Gesetze gegen den alten Adel. Uralte, mit dem geschichtlichen Leben der Nation verschmolzene adelige Familien sollten bürgerlich sein, während ehemalige Tanzmeister und Aufwärter sich Ritter, Barone, Grafen und Herzoge nannten. Einen anschaulichen Beweis seiner Liebhaberei für das feudalistische Staatsthum gab Napoleon durch das prunkvolle Schauspiel seiner Krönung, das am 2. December 1804 in der Kirche Notre Dame aufgeführt ward. Um den Glanz dieser Feierlichkeit zu erhöhen, wurde der Papst Pius VII. durch große Versprechungen bewogen, sich einzufinden. Die meisten Fürsten erkannten die Kaiserwürde Napoleons an; nur England, Rußland und Schweden weigerten sich; Oestreich zögerte bis zum 14. August 1804, an welchem Tage der Kaiser Franz erklärte, daß er dem Hause Oestreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel beilege.

Der Krieg Oestreichs und Rußlands gegen Napoleon. Friede zu Preßburg 1806.

Das Umsichgreifen Napoleons rief 1804 zwischen Rußland und Frankreich eine Spannung hervor und bewirkte eine engere Freundschaft zwischen England und Rußland. Zwischen den Höfen von Wien und Petersburg wurde am 4. November 1804 ein Bündniß geschlossen, um den ferneren Anmaßungen Napoleons entgegenzutreten. Am 17. März 1805 ließ sich Napoleon durch Abgeordnete der italienischen Republik, die er nach Paris berufen hatte, zum Könige von Italien erklären, und am 26. Mai setzte er sich in Mailand die eiserne Krone auf. Seiner Schwester Elisa, die mit einem zum Prinzen erhobenen Italiener, Felix Bacciochi, verheirathet war, verlieh Napoleon das der Familie Buoncompagni gehörige Fürstenthum Piombino zum erblichen Eigenthum unter französischer Landeshoheit. Bald nachher wurde dieser neuen Fürstin auch die kleine Republik Lucca zu erblicher Herrschaft übergeben. Genua, das seit 1798 den Namen ligurische Republik geführt hatte, sowie Parma, Piacenza und Guastalla wurden mit Frankreich vereinigt.

Bald nach der Proclamation des Königreichs Italien kam am 11. April 1805 zwischen England und Rußland der förmliche Bundesvertrag zum Abschluß. Beide Mächte sagten sich zu, für die Errichtung eines großen Bundes zu wirken, der wenigstens 500,000 Mann ins Feld zu stellen vermöge, zunächst, um die Räumung Hannovers zu bewirken, den Republiken Holland und Schweiz ihre Unabhängigkeit wieder zu geben, den König von Sardinien in seine Staaten wieder einzusetzen und überhaupt eine Ordnung der Dinge herbeizuführen, durch welche Europa gegen die Anmaßungen Napoleons sicher gestellt werde. Diesem Vertrage trat Oestreich am 9. August und Schweden am 3. Oktober bei.

Es waren erst 260,000 Oestreicher und 115,000 Russen schlagfertig, als Napoleon Kunde von den Rüstungen und Truppenmärschen erhielt.

Er drang sogleich auf bestimmte Erklärungen und führte, ohne auf die Unterhandlungen Oestreichs einzugehen, am 25. und 26. September eine starke Armee über den Rhein. Die östreichische Hauptarmee von 120,000 Mann unter dem Erzherzoge Karl stand in Italien; zur Vertheidigung des südlichen Deutschland war das schwächere Heer von 80,000 Mann unter Mack bestimmt. Dieser nahm eine Stellung zwischen Ulm und Memmingen und erwartete den Feind von Westen her; sah sich aber plötzlich von Nordosten her bedroht. Napoleon hatte Baden, Würtemberg und Baiern in seine Bundesgenossenschaft gezwungen und ließ ein Armeecorps von 100,000 Mann durch die preußischen Fürstenthümer in Franken seinen Weg nach der Donau nehmen. So sah sich Mack schon am 5. Oktober umgangen und suchte mit der Hauptarmee Zuflucht in den Mauern von Ulm. Vergebens drangen die Generale, namentlich der Erzherzog Ferdinand und der Fürst Schwarzenberg, in den Oberfeldherrn, die Armee durch einen raschen Ausmarsch dem sonst unvermeidlichen Unglück der völligen Einschließung zu entziehen. Der Erzherzog Ferdinand erklärte, daß er, um der Gefangenschaft zu entgehen, versuchen werde, sich mit der Reiterei durchzuschlagen. Er brach mit Schwarzenberg auf und gelangte, freilich nur mit den Trümmern seiner tapfern Schaar, nach Böhmen. Der in Ulm eingeschlossene Mack unterzeichnete eine Capitulation und übergab am 20. Oktober 1805 seine ganze Armee von 25,000 Mann als kriegsgefangen.

Die Reste der östreichischen Armee konnten den Siegeslauf Napoleons nicht hemmen und suchten das russische Heer zu erreichen. Dieses war unter Kutusow bis Braunau am Inn vorgerückt und zog sich jetzt nach Mähren zurück. Die Franzosen rückten in Wien ein und folgten dann den Verbündeten nach Mähren. Bei dem Dorfe Austerlitz kam es am 2. December 1805, am ersten Jahrestag von Napoleons Kaiserkrönung, zur Schlacht. Drei Kaiser waren gegenwärtig, Franz II. und Alexander I., für welche Kutusow die Reihen ordnete, und Napoleon, welcher den Sieg gewann. Der Kaiser Franz begab sich persönlich in das Lager Napoleons und erlangte unter harten Bedingungen einen Waffenstillstand. Die Russen kehrten in ihre Heimath zurück. Preußen, welches bereits im Begriff gewesen war, an dem Kriege Theil zu nehmen, mußte das Bündniß mit Napoleon erneuern; es mußte Neufchatel und Cleve an den französischen Kaiser, Ansbach an Baiern abtreten und erhielt dagegen die hannöverschen Länder, die Napoleon nach dem Rechte der Eroberung als sein Eigenthum betrachtete. Zwischen Napoleon und Franz II wurde am 26. December 1805 der Friede zu Preßburg unterzeichnet. Oestreich verlor 1200 Quadratmeilen, die venetianischen Besitzungen, die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trident und seine schwäbischen Besitzungen. Auch mußte der deutsche Kaiser den Königstitel, den die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg annehmen würden, anerkennen.

Schlacht bei Trafalgar. Krieg Preußens mit England und Schweden.

Die Engländer fanden wegen der Unfälle der dritten Coalition einen Trost in dem großen Seesiege, welchen Nelson am 21. Oktober 1805 beim Cap Trafalgar zwischen Cadiz und der Meerenge von Gibraltar über die vereinigte französisch-spanische Flotte erfocht. Der Sieg war theuer erkauft mit dem Leben des Admirals Nelson.

Wenige Monate später, am 23. Januar 1806, sank auch Pitt in das Grab. Sein Tod war für Napoleon ein Gewinn, da die Leitung der auswärtigen Geschäfte an Fox überging, dessen dem Frieden mit Frankreich zugewendete Politik die Unfälle steigerte, welche Pitts weitumfassende Kriegsplane über die Landmächte gebracht hatten. Weil Preußen, von Napoleon gezwungen, Hannover in Besitz genommen hatte, erklärte England an Preußen den Krieg. Zu derselben Zeit wurde Preußen auch in einen Kampf mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden verwickelt. Dieser Fürst war, voll Verlangen nach Ruhm, im Herbste 1805 mit einem aus Schweden und Russen bestehenden Heere im nördlichen Deutschland aufgetreten, er hatte jedoch die Gelegenheit, den Franzosen zu schaden vorübergehen lassen und suchte nun, als Englands Verbündeter, durch Behauptung des zu Hannover gehörenden Ländchens Lauenburg Händel mit Preußen.

Napoleon hatte am 21. September 1805 mit dem Hofe von Neapel einen Vertrag geschlossen, nach welchem alle Häfen des Königreichs den Feinden Frankreichs gesperrt sein sollten. Als aber am 19. November ein russisch-englisches Heer von 32,000 Mann in Neapel landete, nahm es die Königin Karoline mit unverhohlenen Freudensbezeigungen auf. Darüber entbrannte der Zorn Napoleons und er erklärte: die Dynastie der Bourbons zu Neapel habe aufgehört zu regieren. Nach dem Frieden zu Preßburg schifften die Engländer und Russen sich wieder ein; der König Ferdinand und die Königin verließen gleichfalls Neapel und flüchteten sich mit Kostbarkeiten und Freunden nach Sicilien, und am 14. Februar 1806 zogen die Franzosen in Neapel ein. Prinz Joseph, Napoleons Bruder, wurde zum König von Neapel und Sicilien erklärt. König Joseph ergab sich, sobald er seinen Thron einigermaßen befestigt sah, den Vergnügungen und gewann nicht das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen. Versorgung der Familie Bonaparte.

Die Herzogthümer Cleve und Berg erhielt Napoleons Schwager Joachim Murat, ein tüchtiger Reitergeneral. Die batavische Republik wurde 1806 in ein Königreich verwandelt und Napoleons zweitem Bruder, Ludwig, übergeben. Alle diese Staaten wurden für Föderativstaaten erklärt und sollten zu dem französischen Kaiser in der strengsten Abhängigkeit stehen. So erweiterte sich Frankreich zu einem neuen westlichen Kaiserreich, das mehr als die Hälfte der europäischen Bevölkerung in sich begriff. Napoleon machte die Versorgung seiner Familie, die er nicht liebte, zu einem Hauptgegenstande seiner Thätigkeit. Er wurde nicht müde, die Zahl dieser versorgungsbedürftigen Familienglieder durch Erhebungen und Ankündungen zu vermehren. Seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais, nahm er an Kindesstatt an und machte ihn zum Vicekönig von Italien. Sein jüngster Bruder, Hieronymus Bonaparte, der seiner Gemahlin, einer amerikanischen Miß, entsagte, wurde zu Gnaden aufgenommen und zum französischen Prinzen erklärt. Nur Lucian widersetzte sich der Trennung seiner Ehe und blieb im Privatstande. Mit mehreren alten Fürstenhäusern wurden Verbindungen angeknüpft, Prinz Eugen wurde mit einer baierischen Prinzessin, eine Nichte Josephinens mit dem Kurprinzen von Baden vermählt, Hieronymus mit einer würtembergischen Prinzessin verlobt.

Stiftung des Rheinbundes. Ende des deutschen Reiches.

In Paris wurde zwischen Talleyrand und den Gesandten der deutschen an Frankreich hangenden Fürsten über ein engeres Bundesverhältniß unterhandelt. Am 12. Juli 1806 wurde zu Paris den in Talleyrands Wohnung versammelten Abgeordneten von Baiern, Würtemberg, dem Kur-Erzkanzler, Baden, Berg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und Usingen, Hohenzollern, Salm, Ysenburg, Lichtenstein, Ahremberg und Leyen eine Bundesacte zur Unterzeichnung vorgelegt, ohne daß sie nur Zeit hatten, dieselbe ordentlich zu lesen, geschweige sich mit einander über dieselbe zu berathen. Durch dieselbe wurden alle Glieder des Bundes, der den Namen Rheinbund führen sollte, zur Lossagung von dem bisherigen Reichsbande verpflichtet. Jedes Glied empfing die vollkommenste Souveränität im Innern seines Staates; aber zugleich erhielt die Gesammtheit des Bundes am französischen Kaiser einen Gebieter unter dem Namen Protector, der als Haupt an der Spitze stand, in den Bund aufnahm, wen er wollte, und die Bundesmacht nach Gefallen gebrauchen konnte. Alle Fürsten und Herren des südlichen Deutschland, die bisher reichsunmittelbar gewesen waren, und die sich nicht zeitig genug dem Bunde angeschlossen hatten, wurden mediatisirt, das heißt, für landsässige Unterthanen des Rheinbundstaates, von welchem ihre Besitzungen umschlossen waren, erklärt. Diese neue Gestaltung des südlichen Deutschlands wurde am 1. August 1806 durch eine Note des französischen Geschäftsträgers zu Regensburg dem Reichstage kund gemacht, mit der Erklärung, daß der französische Kaiser das Dasein der deutschen Reichsverfassung nun nicht mehr anerkenne. Die Reichstagsgesandten der Rheinbundsfürsten erklärten im Namen ihrer Herren, daß der Begriff von einem gemeinschaftlichen Vaterlande und Interesse verschwunden sei, seit sich das Reich 1795 in ein nördliches und südliches Deutschland getrennt habe. Indem man sich jetzt von dem Reichskörper lossage, befolge man nur das durch frühere Vorgänge aufgestellte System. Kaiser Franz erließ hierauf eine vom 6. August 1806 datirte Erklärung, daß er das Band, welches ihn bisher an den deutschen Reichskörper gebunden habe, als gelöst ansehe, die deutsche Kaiserkrone niederlege, alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des ihm geleisteten Eides entlasse, aber auch seine deutschen Provinzen von dem Reichskörper lostrenne, um dieselben in Vereinigung mit den übrigen als Kaiser von Oestreich zu beherrschen. Dieses Ende nahm das Kaiserthum der Deutschen, nachdem es über ein Jahrtausend bestanden hatte.

Der preußisch-russische Krieg in den Jahren 1806 u. 1807.

Die fortdauernde Anwesenheit der französischen Heere in Süddeutschland und die Rücksichtslosigkeit, die bei Errichtung des süddeutschen Bundes gegen Preußen gezeigt ward, that dieser Macht kund, wessen sie sich von Napoleon zu versehen habe. Die Stimme des preußischen Volkes und Heeres erklärte sich gegen Frankreich, und Preußen beabsichtigte, die noch übrigen deutschen Staaten unter seinem Vorsitze zu vereinigen. Napoleon stellte sich, als ob er dem norddeutschen Bunde nicht entgegen sei, während er in der That denselben zu verhindern suchte. Preußen wurde auf mannigfache Weise von Napoleon gekränkt, besonders dadurch, daß in den Unterhandlungen mit England die Rückgabe des vorher dem Könige von Preußen aufgedrungenen Hannovers

versprochen wurde. Dieser Beweis von Nichtachtung erregte in Preußen großen Unwillen. Zahlreiche und laute Stimmen riefen mit Ungestüm nach Krieg, in der zuversichtlichen Hoffnung des Sieges. In den jüngeren Officieren hatte die lange Waffenruhe, die Preußen mitten in der kampfbewegten Welt hielt, eine um so größere Sehnsucht nach Thaten und Auszeichnung erzeugt, je gewisser sie in Erinnerung an Friedrichs Thaten auf Sieg hofften.

Von der allgemeinen Aufgeregtheit hielt der König sich frei und übersah mit richtigem Blicke die Lage des Reichs, die Erschöpfung des Schatzes, die Gebrechen der Verwaltung und die Abgelebtheit mancher Heereseinrichtung. Der König hoffte wenigstens noch Zeit zu gewinnen und sandte den General von Knobelsdorf nach Paris. Jedoch wurde die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt. Aber die fortdauernden Friedenshoffnungen brachten Ungewißheit und Hemmnisse in Entschlüsse und Maßregeln, und der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, dem die Führung des Heeres übertragen wurde, war alt und nicht der Mann, Napoleons kühne Plane und rasche Entscheidungen zu überbieten. Napoleon rief die Truppen der Rheinbundfürsten zu den französischen Fahnen und erschien am 28. September in Deutschland.

Der Herzog von Braunschweig hatte eine gefährliche Stellung am Nordabhange des thüringer Waldes eingenommen, während der Fürst von Hohenlohe, der nächste Unterfeldherr, in den Saalgegenden stand. Am 7. Oktober 1806 wurde ein preußischer Heerhaufen, der unter Tauenzien bis Hof vorgeschoben war, zum verlustvollen Rückzuge genöthigt. Am 10. Oktober wurde ein preußisches Corps, das als Vorhut der Hohenloheschen Armee bei Saalfeld stand, vom überlegenen Feind zersprengt und der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, der es in den Kampf geführt hatte, getödtet. Am 14. Oktober 1806 erfolgte die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Der Herzog von Braunschweig wurde bei Auerstädt, der Fürst von Hohenlohe bei Jena geschlagen. Der Herzog von Braunschweig war gleich im Anfange der Schlacht gefährlich verwundet worden.

Der König übergab den Oberbefehl an Hohenlohe. Der Ueberrest des Heeres sollte sich bei Magdeburg sammeln und nach Vereinigung mit der unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg bei Halle stehenden Reserve, eine die Hauptstadt sichernde Stellung einnehmen. Aber der Prinz Eugen, anstatt sich auf die Kunde der verlornen Schlacht nach Magdeburg zurückzuziehen, erwartete in unbegreiflicher Sicherheit den Feind und wurde geschlagen. Rathlosigkeit und Kleinmuth bemächtigte sich der preußischen Befehlshaber. Schon am 16., am zweiten Tage nach der Schlacht, übergab der Commandant in Erfurt diese Festung. Am 23. Oktober nahm der nach Berlin eilende Feind die Festung Spandau. Der Fürst von Hohenlohe übergab das ihm anvertraute Heer von 16,000 Mann bei Prenzlau durch Capitulation dem Feinde. Die wohlverwahrten, mit hinreichender Besatzung und großen Vorräthen versehenen Oderfestungen Stettin und Küstrin öffneten die Befehlshaber, ohne einen Schuß zu thun, schwachen französischen Heeresabtheilungen. Am 10. November fiel Magdeburg, das für das Hauptbollwerk des Staates gegolten hatte. Blücher, der sich von der Oder abgeschnitten sah, warf sich nach Lübeck. Aber diese Stadt wurde von den Franzosen erstürmt, und Blücher, der mit den

Trümmern seiner Schaar das freie Feld gewonnen hatte, wurde zur Ergebung an den Marschall Bernadotte genöthigt.

Napoleon befand sich seit dem 27. Oktober in Berlin. Von hier aus ergingen seine Verfügungen, welche bewiesen, daß auch das nördliche Deutschland im Kaiser von Frankreich seinen Beherrscher erkennen solle. Braunschweig wurde für verfallen an Frankreich erklärt. Der Herzog war auf einer Bahre in seine Residenz gebracht worden. Von hier wurde er, troß seines schrecklichen Zustandes, nach Ottensen bei Altona geschafft, wo er am 10. November 1806 starb. Dem Kurfürsten von Hessen, der sich mit 25,000 Mann unter den Waffen neutral gehalten hatte, machte der französische Geschäftsträger ein kurzes Schreiben bekannt, daß der Kaiser ihn als Feind betrachte. Der Kurfürst entfloh mit einem Theil seiner Schätze nach Schleswig. Dagegen sandte Napoleon dem Kurfürsten von Sachsen 6000 gefangene Sachsen zurück und gewährte ihm Frieden ohne Gebietsverlust. Mit dem Titel „König" wurde der Kurfürst Mitglied des Rheinbundes. Auch der Herzog von Weimar, der als preußischer General an der Spitze einer Abtheilung gefochten hatte, erhielt sein Land wieder.

Der König von Preußen unterhandelte mit Napoleon wegen eines Waffenstillstandes und war zu den größten Opfern bereit, aber die Forderungen Napoleons steigerten sich mit den Unfällen, welche Mißgeschick und Feigheit über Preußen brachten. Der König sah sich endlich zur Verwerfung der übertriebenen Forderungen genöthigt. Er mahnte sein Volk zur Standhaftigkeit und gab ihm die Versicherung, daß der russische Kaiser Alexander mit seiner ganzen Macht zur Erhaltung Preußens aufgestanden sei. In der That war für Rußland die Nothwendigkeit eingetreten, den Krieg, der die eigenen Grenzen bedrohte, mit aller Macht für das eigene Dasein zu führen. Die Furchtbarkeit des Angreifers verdoppelte sich durch die Hülfsmittel aller Art, die er in den eroberten preußischen Ländern vorfand oder erpreßte. Auch die Begeisterung für Vaterland und Freiheit suchte Napoleon für seinen Dienst zu benutzen, indem er die Polen durch die Hoffnung auf Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit zum Aufstand gegen Preußen anregte. Die polnischen Adligen eilten mit Rossen und Waffen herbei und verpflichteten sich durch feierliche Eidschwüre, Napoleon Leben und Vermögen darzubringen und ihm allenthalben zu folgen, wohin immer seine siegreichen Waffen rufen würden. Der Kampf endigte 1806 mit der mörderischen Schlacht bei Pultusk am 26. December. Die Russen, an welche sich die wieder bis auf 40,000 Mann vermehrten Preußen angeschlossen hatten, behaupteten das Schlachtfeld, zogen sich aber dann nach der russischen Grenze zurück.

Mit England schloß Preußen am 28. Januar 1807 Frieden und verzichtete auf Hannover. Auch zwischen Schweden und Preußen kam eine Uebereinkunft zu Stande. Im Laufe des Winters bemächtigte sich der Feind auch Schlesiens. Hieronymus Bonaparte, dem Vandamme zur Seite stand, befehligte hier die Rheinbundscontingente von Baiern und Würtemberg. Schlesien hätte reiche Mittel des Widerstandes dargeboten, wenn tüchtige Beamtete an der Spitze gestanden hätten. Aber auch hier wurden die Festungen, Glogau, Brieg, Schweidnitz schimpflich übergeben, und der Gouverneur

von Breslau öffnete nach vierwöchentlicher mattherziger Vertheidigung dem Feinde die Thore. Nur Kosel, Silberberg und Glatz behaupteten sich bis zu Ende des Krieges gegen die Waffen der Feinde. Auch Colberg in Pommern und Graudenz in Westpreußen erwarben sich gleichen Ruhm. Als die Belagerer von Graudenz den alten General Courbiere durch die Nachricht zur Ergebung bestimmen wollten, daß der König seine Staaten verlassen habe, und daß es kein Preußen mehr gebe, erwiederte er: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz!"

Der Krieg im Jahre 1807 begann mit der sechstägigen Schlacht bei Eylau, in welcher, vornehmlich am 7. und 8. Februar, das Blut in Strömen floß. Der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Bennigsen, gewährte Napoleon den Schein des Sieges, indem er sich nach dem letzten Schlachttag zurückzog. Die letzte, entscheidende Schlacht in diesem Kriege wurde bei dem Städchen Friedland am 14. Juni geschlagen. Den Sieg errang Napoleon, aber auch seine Gegner hatten tapfer gestritten. Kaiser Alexander sandte einen Antrag auf Waffenruhe in das französische Lager. Am 25. Juni kamen Alexander und Napoleon, am folgenden Tage auch der König von Preußen in der Mitte des Flusses Memel auf einem Floße unter einem Zeltdache zusammen. In Tilsit wurden die Friedensverhandlungen eröffnet, und am 7. Juli der Friede Frankreichs mit Rußland, am 9. Juli mit Preußen unterzeichnet. Frankreich behielt alle auf dem linken Ufer der Elbe gelegenen preußischen Länder, also alle Besitzungen in Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark. Die polnischen Länder, die bisher in Preußens Besitz gewesen waren, wurden unter dem Namen: Herzogthum Warschau, als ein besonderer Staat an den König von Sachsen gegeben; Danzig mit seinem Gebiete ward für einen unabhängigen Freistaat erklärt; einen Theil von Ost-Preußen, das Departement von Bialystock, ein Land von 100 Quadratmeilen, ließ Rußland sich von dem Eigenthume seines Bundesgenossen zutheilen. Napoleons jüngster Bruder, Hieronymus, wurde König von Westphalen und erhielt alle von Preußen auf dem linken Elbufer abgetretenen Provinzen, sowie Braunschweig, Hessen-Kassel und den größeren Theil von Hannover. Alexander versprach, sich mit Napoleon gegen England zu vereinigen, wenn dasselbe in den Frieden, den beide Kaiser ihm antragen wollten, nicht willigen würde. Preußen hingegen mußte versprechen, sogleich alle seine Länder der Schiffsahrt und dem Handel der Engländer zu verschließen. König Friedrich Wilhelm III. sah den Glanz seiner Krone erblichen und die Macht seines Staates tief herabgebracht. Preußen verlor durch den Frieden zu Tilsit drittehalbtausend Quadratmeilen und fünf Millionen Menschen, die Hälfte seiner Ausdehnung und Volkszahl.

Preußen und Deutschland nach dem tilsiter Frieden.

Napoleon hatte die Schwächung Preußens, in welchem er den Stützpunkt einer künftigen Wiedererweckung der Deutschen sah, so weit getrieben, als ihm seine Absicht, durch den schnellen Frieden mit Rußland dem Anschlusse Oestreichs an die Coalition zuvorzukommen, verstattet hatte. Aber obgleich Napoleon den Entscheidungskampf um Preußens Vernichtung gescheut hatte, so war er doch nicht willens, diesem Staate die Mittel des Fortbestehens und der Wiederherstellung wirklich zu lassen.

Es war Napoleons Absicht, den übrig gebliebenen Kern der preußischen Monarchie durch Schwächung der inneren Volkskraft und durch endlose, gegen den Monarchen ausgeübte Bedrückungen und Kränkungen allmälig aufzureiben. So berechnete, um nur ein Beispiel anzuführen, der französische General-Intendant Daru die Forderungen Frankreichs, welche die preußischen Bevollmächtigten auf neunzehn Millionen Franken veranschlagt hatten, auf hundert vier und funfzig und eine halbe Million Franken. Obgleich der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris sandte und der Kaiser Alexander sich bei Napoleon für Preußen verwendete, wurde die Forderung doch nur bis auf 140 Millionen ermäßigt. Preußen mußte bis zur Zahlung dieser Summe die drei Festungen Glogau, Küstrin und Stettin an Frankreich überlassen, zehntausend Mann französischer Truppen als Besatzung derselben auf seine Kosten erhalten und mit Belagerungsbedarf auf sechs Monate versorgen.

Die arglistigen und gehässigen Berechnungen Napoleons scheiterten an der Kraft des von Natur tüchtigen, preußischen Staats- und Volksgeistes. Das schwere Unglück des Krieges befreite Preußen von den Ideen und Formen einer abgestorbenen Zeit und führte es einer inneren Wiedergeburt entgegen. Die Heerverfassung und Heergesetzgebung wurden einer gänzlichen Umbildung unterworfen. Die Anwerbung fremder Söldlinge hörte auf, und das Gesetz verpflichtete alle Söhne des Vaterlandes zum Kriegsdienste. Das ausschließende Anrecht des Adels auf die Officierstellen so wie die harte Behandlung des gemeinen Kriegers fielen weg. Die Heermassen und die Kriegsbehörden wurden einfacher eingetheilt, die Mannschaften angemessener bekleidet und geübt. Da Preußen sich verpflichtet hatte, innerhalb der nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten, so bildete man einen neuen Truppenkern durch jährliche Aushebung und Wiederentlassung der Geübten. Bei der Schöpfung eines neuen Heerwesens war besonders der General Scharnhorst, ein geborner Hannoveraner, thätig.

Der Freiherr von Stein, welchen der König am 5. Oktober 1807 an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte, bildete das bisherige Staatswesen um, durch Aufstellung neuer Verwaltungsformen und durch Wiederbelebung des vom Materialismus des 18. Jahrhunderts erdrückten Volksgeistes. Das bisherige Verhältniß des grundherrlichen Eigenthums wurde wesentlich verändert. Das ausschließliche Vorrecht des Adels auf den Besitz der ritterlichen Güter hörte auf, und es war von nun an auch Bürgern und Bauern gestattet, dergleichen zu erwerben, nicht minder aber auch dem Adel, bürgerliche und bäuerliche Grundstücke an sich zu bringen. Die bisher den größten Theil der Landbewohner an ihre Gutsherrn bindende Unterthänigkeit mit Dienst- und Loskaufungszwange hörte auf. Eine neue Städteordnung gab den Bürgern die alten vom König Friedrich Wilhelm I., in der Zeit soldatischer Herrschaft, entrissenen Municipalrechte wieder, die sie in der Blüthezeit des deutschen Lebens erworben hatten. Die Bürger hatten alle Theilnahme an der städtischen Verwaltung und an der Besetzung der städtischen Aemter verloren; die städtischen Magistrate waren von den königlichen Kammern ernannte Behörden, die, in der Regel wenigstens, keinen städti-

schen Gemeinsinn besaßen. Das städtische Vermögen behandelten die Kammern ganz als ihr Eigenthum und ließen die Anstalten verfallen, welche vor Alters von den Städten gegründet worden waren. Der alte Sinn für Verschönerung des leiblichen, für Veredlung des geistigen Daseins war in den Stadtgemeinden erloschen. Hölzerne oder halbhölzerne Zoll-, Wacht- und Spritzenhäuser, höchstens Kasernen, waren die einzigen öffentlichen Gebäude, an deren Errichtung auf preußischem Boden, außer in der Hauptstadt, gedacht wurde. In gänzlicher Entfernung von allen öffentlichen Geschäften bildete der Bürger die Kräfte, Geschicklichkeiten und Gesinnungen nicht aus, welche das städtische Gemeinwesen erfordert und gewissermaßen voraussetzt. Daher sprach der neue Gesetzgeber unumwunden die jetzt eingetretene Nothwendigkeit aus, den Städten eine bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu begründen, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens zu gewähren und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erwecken und zu erhalten. Die bürgerlichen Gemeinwesen, aus deren Schoße im Mittelalter das deutsche Leben kräftig emporgeblüht war, erwachten nun aus ihrem hundertjährigen Schlummer, und es war in ihnen eine Schule eröffnet, in welcher sich der Volksgeist auszubilden vermochte.

Das schwere Unglück, welches Preußen erlitten hatte, erweckte nicht bloß in Preußen, sondern auch in einem großen Theil des übrigen Deutschlands das Streben, durch gemeinschaftliche Anstrengungen die deutsche Nationalität zu retten. Es entstanden seit 1807 geheime Verbindungen gegen Frankreich, von denen der in Königsberg unter dem Namen Tugendbund gestiftete Verein sich am weitesten ausbreitete und den Franzosen am meisten bange machte. Die Mitglieder dieses Bundes waren angesehene Männer, hohe Staatsbeamte und geachtete Gelehrte. Sie wollten den abgestorbenen Nationalgeist ins Leben zurückrufen und das Volk zum Selbstbewußtsein wecken. Napoleon war höchst unwillig über die Verzweigung der von Stein beschützten patriotischen Verbindung über ganz Deutschland. Als nun im August 1808 der französischen Polizei ein Brief des Freiherrn von Stein in die Hände fiel, dessen Inhalt die Vermuthung geheimer Verbindungen in Hessen und Westphalen zu bestätigen schien, wurde der Brief in französischen Regierungsblättern mit einer den preußischen Staat selbst bedrohenden Anmerkung abgedruckt. Stein nahm seine Entlassung, und Napoleon erließ am 15. December 1808 von Madrid aus eine förmliche Achtserklärung gegen ihn, in welcher der bisherige erste Minister des preußischen Königs als „ein gewisser Stein" bezeichnet und für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt wurde. Der Geächtete flüchtete sich nach Oestreich und 1812 nach Rußland und fuhr fort gegen die Fremdherrschaft zu arbeiten.

Den Franzosen blieb das eigentliche Wesen der inneren Wiedergeburt des preußischen Volkes und Staates verborgen. Während sie den Entwürfen Einzelner großes Gewicht beilegten, täuschten sie sich über die Volkskraft, welche sich unter dem Einflusse der neuen Gesetzgebung und der besseren Staats- und Kriegsformen in Preußen entwickelte. Der Freiherr von Hardenberg, welcher 1810 als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte trat, blieb in der Hauptsache Steins Ansichten

getreu, besaß aber die Geschicklichkeit, die Erfüllung der Frankreich schuldigen Verbindlichkeiten als Zweck aller Anstrengungen Preußens erscheinen zu lassen.

Auch für die übrigen Deutschen wurde die französische Herrschaft die Veranlassung, sich gerade derjenigen Gebrechen zu entledigen, welche dem öffentlichen Unglück zunächst die Wege gebahnt hatten. So betrübend es für den Vaterlandsfreund war, zahlreiche deutsche Heere im Dienste Frankreichs zu erblicken, so war doch dieser Dienst für die deutschen Truppen eine gute Schule, und sie erlangten bald gleiche Uebung und Haltung wie die sieggewohnten Schaaren Frankreichs. Auch in andern Beziehungen ist es den Deutschen zuträglich gewesen, aus dem tief gefahrnen Gleise ihrer gewohnten Bequemlichkeit abgelenkt und durch die Gefahr des Verlustes an die Herrlichkeit des großen Vaterlandes erinnert zu werden. Die Deutschen hatten den Sinn für die Vergangenheit und die Freude an der Gegenwart verloren; die Denkmäler des deutschen Alterthums fielen unbeachtet in Trümmern; der Zustand der deutschen Landstraßen war kläglich, und Moräste und finstere Mauern umgaben viele Städte. Unter dem französischen Joche wurden viele abgelebte Staats- und Lebensformen abgestreift, und nachdem die fremden Ketten zerbrochen waren, ist auch die äußere Gestalt des Lebens eine andere geworden. Die alten Jammerbilder der Verfalls sind verschwunden, Anbau und Zierlichkeit sind an die Stelle vormaliger Verödung und Vernachlässigung getreten, und freundliche Gärten umgeben die meisten deutschen Städte. Noch folgenreicher wirkte der Druck auf das geistige Leben. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft lernte der Deutsche seine Vorzeit erst recht würdigen; das Gefühl für den alten Geist deutscher Malerei, Bildnerei, Baukunst und Dichtung erwachte; die deutsche Geschichtschreibung stieg in die Hallen der Vergangenheit hinunter und eignete sich die Kunst vaterländischer volksmäßiger Darstellung wieder an, die ihr unter ihren Mühen um Sammlung des Stoffes abhanden gekommen war. Das öffentliche Unglück stellte die Richtigkeit der materiellen Grundlagen und Zielpunkte vor Augen, und die Verstandesweisheit des 18. Jahrhunderts wich einem tieferen religiösen Gefühl.

Die Engländer nehmen die dänische Flotte weg.

In England war im März 1807 ein Ministerium aus kräftigen Männern gebildet worden, an deren Spitze der Herzog von Portland stand, unter welchen aber der Staatssekretär, Georg Canning, ein Schüler Pitts, besonders hervorleuchtete. Das englische Ministerium wußte, daß Napoleon zum Verderben Englands das irgend Ausführbare unternehmen, die parteilosen oder auf Parteilosigkeit bauenden Staaten aber zu seinem Dienste zwingen werde. Bei dieser Ueberzeugung erregte Dänemark die lebhafteste Besorgniß. Dieser Mittelstaat hatte seit einem Jahrhundert seine besten Kräfte auf die Flotte und das Heer verwendet. Napoleon forderte Theilnahme Dänemarks an den Maßregeln der Sperre gegen England, und es schien kein Zweifel, daß Napoleon Dänemark auffordern und im Weigerungsfalle zwingen werde, ihm im Kampfe gegen England seine Flotte zu leihen. Die englischen Minister beschlossen, den Dänen die gefährliche Angriffswaffe abzunehmen, ehe sich der Feind derselben bemächtige. Ein großes Landungsheer ging im Juli 1807 auf 500 Frachtschiffen unter Segel, begleitet von 27 Linienschiffen. Als

diese Macht am Eingange des Sundes erschien, verlangte ein englischer Abgesandter, daß Dänemark entweder ein Bündniß mit England schließe und einstweilen seine Flotte in einen englischen Hafen in Sicherheit bringen lasse, oder, wenn Dänemark den Bruch mit Frankreich für zu gefährlich halte, deren Wegführung, als durch überlegene Macht bewerkstelligt, gutwillig gestatte. Als dieser Antrag mit Unwillen verworfen wurde, erschienen die Engländer vor Kopenhagen. Es begann eine so furchtbare Beschießung der prächtigen Stadt, daß binnen wenigen Tagen 400 Häuser in Asche lagen. Um nicht die ganze Stadt dem Untergange Preis zu geben, schloß der dänische Commandant, General Peymann, eine Capitulation und übergab den Engländern die dänische Flotte. Erst nach deren Wegnahme erklärte England den Krieg an Dänemark, und dieses schloß ein Bündniß mit Frankreich. Auch Rußland erklärte den Krieg an England.

In Schweden hatte nach dem Tode von Gustav III. (1792) dessen Bruder, Herzog Karl von Südermanland (S. 600) für den minderjährigen Gustav IV. Adolf die Regierung übernommen. Mit seinem achtzehnten Jahre trat Gustav IV. (1796—1809) die Regierung an. Er zeigte sich anfangs thätig und besonnen, sparsam und einfach; dann bemächtigte sich seiner eine tolle Ritterlichkeit; er wollte die Bourbons auf den Thron von Frankreich zurückführen. Jeder gegen Frankreich geschlossenen Einigung war er beizutreten bereit, und er glaubte sich berufen, für den Sturz des angemaßten und für die Herstellung des rechtmäßigen Throns von Frankreich auf alle Weise thätig zu sein. Er hatte aber das Unglück, bei allen seinen Handlungen nie den rechten Zeit- und Standpunkt zu finden. Er lieferte zu dem düsteren Bilde des revolutionären Herrscherthums das traurige Gegenstück der ohnmächtigen Eigenwilligkeit eines Königs, welcher die natürlichen Schranken einer rechtmäßigen Herrschaft verkannte. Seit 1807 war Pommern von Napoleon besetzt; ganz Schweden verlangte nach Frieden mit dem französischen Kaiser; aber der König bestand auf der Fortsetzung des Krieges. Als Gustav IV. die Aufforderung Rußlands, mit England zu brechen, abwies, erklärte ihm Dänemark den Krieg, und ein russisches Heer drang in Finnland ein (1808). Anstatt alle Kräfte auf die Vertheidigung Finnlands zu wenden, ließ Gustav IV. eine Armee in Norwegen einfallen.

Entthronung des Königs Gustavs IV. v. Schweden.

Die Ueberzeugung, daß der König durch die leidenschaftliche Ueberspannung seines Gemüths zum Regieren unfähig geworden sei und durch seine Maßregeln das Reich in die Gewalt des Feindes, die Nation unter fremde Herrschaft bringen werde, hatte allmälig alle nachdenkenden Schweden ergriffen. So entstand eine Verschwörung, die ihren Mittelpunkt unter den Großen der Hauptstadt hatte, sich aber über die beiden in Finnland und in Norwegen stehenden Heere ausdehnte. Das letztere erklärte sich gegen den König und zog gegen Stockholm heran. Als der König sich durch keine Vorstellung von dem Vorsatze zurückbringen ließ, mit den in Stockholm befindlichen Regimentern dem nahenden Heere entgegenzuziehen, wurde er von einigen Großen verhaftet. Der Oheim des Königs, Herzog Karl von Südermanland übernahm die Regierung. Auf einem berufenen Reichstage wurde die Erklärung Gustavs IV.

verlesen, durch welche er für sich auf den Thron verzichtete; der Reichstag erklärte aber auch die Nachkommen Gustavs der Krone verlustig (1809). Der entthronte König erhielt die Erlaubniß, sich mit seiner Familie nach Deutschland zu begeben und lebte als Graf von Gottorp, später unter dem Namen Oberst Gustavson in Deutschland und in der Schweiz und starb 1837 zu St. Gallen in Dürftigkeit. Karl von Südermanland wurde als König Karl XIII. gekrönt, und durch eine neue Verfassung die unumschränkte königliche Macht vermindert. Da Karl XIII. keine Söhne hatte, so wurde der Prinz Christian August von Holstein-Augustenburg zum Kronprinzen bestimmt. Als dieser (1810) plötzlich starb, wurde der französische Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ein Schwager des Königs Joseph von Spanien, zum Thronfolger erwählt. Karl XIII. schloß Frieden mit Rußland und Dänemark und trat an Rußland Finnland und einen Theil der Alandsinseln ab. Nach dem Tode Karls XIII. folgte ihm Bernadotte als Karl XIV. (1818—1844).

Die Türken. Der Thron in Constantinopel wurde zu wiederholten Malen mit dem Blute der Sultane befleckt. Selim III., welcher 1789 den großherrlichen Thron bestiegen hatte, befreundete sich mit den Ideen und Formen der christlichen Welt. Zunächst strebte er darnach, sich eine Kriegsmacht auf europäische Weise zu bilden, um durch dieselbe der unter dem Namen Janitscharen bekannten Nationalmiliz Meister zu werden. Eine beträchtliche Anzahl von Truppen wurde auf europäische Weise gekleidet und geübt. Auch in anderen Beziehungen zeigte der Sultan eine Vorliebe für das europäische Wesen. Der Bund, in welchem die Pforte während des zweiten Coalitionskrieges mit England und Rußland gestanden hatte, wurde durch die Geschicklichkeit des französischen Gesandten Sebastiani aufgelöst und der Divan ganz auf französische Seite hinübergezogen. Nun besetzte Rußland die Moldau und Wallachei, und der englische Admiral Duckworth segelte (1807) durch die Dardanellen und bedrohte Constantinopel, verlor aber auf seiner Rückfahrt durch die Dardanellen einige Fahrzeuge. Der Unwille der Türken über die Neuerungen des Sultans und dessen Hinneigung zu den Franzosen veranlaßte einen Aufstand der Janitscharen (1807), welchen Selim dadurch stillte, daß er seinem Neffen Mustapha IV. den Thron überließ. Den Janitscharen wurde nun die Befugniß zugesprochen, jedem Sultan, der sich von der alten Verfassung entferne, den Gehorsam aufzusagen. In der Hauptstadt wie in den Provinzen herrschte Verwirrung, Zügellosigkeit und Willkür. Die Janitscharen plünderten und brannten, die Pascha's verweigerten den Gehorsam, Aegypten wurde von den Engländern bedroht, die Donauländer waren in der Gewalt der Russen, und diese erfochten auch einen Sieg bei Lemnos. Der Zusammensturz des morschen Reiches schien unvermeidlich. Aber Napoleon nahm sich der Türken an, und eine der tilsiter Friedensbedingungen war ein Waffenstillstand zwischen den Russen und Türken. Aber schon 1808 verlor Mustapha IV. durch einen Aufstand den Thron, und Mahmud II., der letzte Nachkomme Osmans, wurde zum Sultan ausgerufen. Daß auch Mahmud dem Leben des gesitteten Europa Eingang in seinem Reiche verschaffen wollte, bewirkte einen abermaligen Aufstand der

Janitscharen. Der Sultan mußte alle Forderungen der Janitscharen gewähren, und die Herrschaft des alttürkischen Wesens kehrte nach Constantinopel zurück.

Das freundschaftliche Verhältniß, in welches Alexander von Rußland zu Napoleon trat, bewirkte, daß die Pforte mit England einen Vertrag schloß (1809). Mit Rußland kam im Frühling 1809 der Krieg wieder zum Ausbruch und wurde drei Jahre mit abwechselndem Glücke geführt. Frankreich und Rußland waren unterdessen aufs neue zerfallen, England und Rußland wieder Freunde geworden. Zu der Zeit, in welcher der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach, wurde der Friede zwischen den Russen und Türken zu Bukarest am 28. Mai 1812 geschlossen.

Flucht der portugiesischen Königsfamilie nach Brasilien.

Die beiden Königreiche der pyrenäischen Halbinsel, Portugal und Spanien, wurden wegen ihrer Schwäche und schlechten Verwaltung als todte, zu jedem Widerstande unfähige Massen betrachtet. Portugal, wo Prinz Johann, ohne König zu heißen, für seine wahnsinnige Mutter, die Königin Maria, regierte, hatte sich auf Geheiß Englands, seines alten Bundesgenossen, an die erste Coalition gegen Frankreich angeschlossen und dafür späterhin zu wiederholten Malen von Frankreich mit großen Geldopfern Frieden und Verschonung erkauft. Aber nach dem tilsiter Frieden befahl Napoleon gebieterisch dem Hofe von Lissabon, der Verbindung gegen England beizutreten und die portugiesische Flotte zu einem gemeinsamen Unternehmen an Frankreich zu überlassen. Dagegen machte England dem Prinzen den Vorschlag, zur Sicherung gegen französische Gewaltthaten, sich mit seinem ganzen Hofe nach Brasilien zu flüchten. Dieser Vorschlag wurde von dem Prinzen angenommen. Napoleon entschied durch seine Begierde nach Portugals Besitz den Entschluß des schwankenden Regenten. Gegen Ende des Oktobers 1807 überschritten französische Truppen die spanische Grenze, und ein spanisches Heer versammelte sich bei Badajoz, um mit den Franzosen vereinigt in Portugal einzudringen. Ein geheimer Vertrag zwischen Frankreich und Spanien bestimmte die Theilung Portugals. Der nördliche Theil sollte unter dem Namen: „Königreich des nördlichen Lusitaniens" an den jungen, unter Vormundschaft seiner Mutter stehenden König von Etrurien, Ludwig II., zum Ersatz für Toscana, welches Napoleon nun für sich haben wollte, gegeben werden. Der Vertrag kam nicht zur Ausführung, aber wohl ließ Napoleon der Königin-Mutter anzeigen, daß ihre Herrschaft in Florenz zu Ende sei, und daß sie sich mit ihrem Sohne nach ihrem Vaterlande Spanien begeben solle. Damit hatte das sechsjährige Königreich Etrurien ein Ende. In Portugal rückten französische Truppen ein, der Prinz-Regent begab sich mit seiner Familie nach Brasilien, und der General Junot machte im Namen seines Kaisers bekannt, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren.

Umsturz des spanischen Throns.

König Karl IV. von Spanien lebte allein seiner leidenschaftlichen Jagdliebe und überließ die Regierung seiner Gemahlin Marie Luise von Parma und deren Günstling Emanuel Godoy. Dieser, der sogenannte Friedensfürst, ein Mann ohne Fähigkeiten, ohne Kenntnisse und ohne National-Gefühl, hatte sich vom Gardisten zu den

höchsten Stellen im Staate emporgeschwungen, und der König war so beschränkt, daß er den Günstling seiner Frau mit stets zunehmenden Ehren- und Gnadenbezeigungen überhäufte. Unter Godoy gerieth die Staatsverwaltung in die größte Unordnung; seine Habsucht verschlang die öffentlichen Gelder, und die Justiz wurde von seiner Willkür beherrscht. Durch den Frieden zu Basel machte Godoy, seitdem Friedensfürst genannt, seinen König zum Vasallen Frankreichs, und dieser spielte dreizehn Jahre lang als Verbündeter Frankreichs eine unwürdige und kostspielige Rolle. Als aber 1806 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, gab Godoy plötzlich Befehl zur Versammlung der Heere und erließ einen Aufruf, in welchem er das spanische Volk gegen einen Feind in die Waffen rief, welcher, allen Bezeichnungen nach, niemand anders als Napoleon sein konnte. Als der Krieg für Preußen unglücklich ausfiel, suchte Godoy seiner Rüstung und seinem Aufrufe eine Deutung gegen England zu geben. Aber Napoleon durchschaute die Wahrheit. Er verbarg jedoch seine Absichten und machte das spanische Kabinet so sicher, daß dieses kein Bedenken trug, durch das gegen Portugal gerichtete Bündniß einer französischen Armee den Weg nach Spanien zu öffnen.

Godoy hatte unter seinen Landsleuten gar keinen Anhang, und sein maßloses Glück hatte ihm unter den Großen des Hofes viele Feinde erweckt. Durch diese wurde in dem Thronerben Ferdinand, einem jungen, schwächlichen Manne von drei und zwanzig Jahren, der Verdacht erweckt, daß durch den allmächtigen Minister die Thronfolge bedroht werde. Zugleich erregte es des Prinzen lebhaftesten Widerwillen, daß er Godoy's Schwägerin, eine Tochter des Infanten Don Ludwig, heirathen sollte. Auf den Rath des französischen Gesandten Beauharnais wandte sich der Prinz in einem Briefe an Napoleon und bat diesen um eine Gemahlin aus seiner Familie. Napoleon ertheilte auf diesen Brief keine Antwort, aber Beauharnais hielt die Hoffnung des Prinzen aufrecht. Die Freunde des Prinzen kamen überein, daß Ferdinand seinem Vater eine Anklageschrift gegen den Friedensfürsten und dessen schlechte Verwaltung überreichen solle. Aber der Günstling erhielt von den Entwürfen zu seinem Sturze Nachricht, überredete den schwachen Monarchen, daß der Prinz ihm nach Krone und Leben trachte, und ließ den Prinzen mit seinen Vertrauten verhaften. Die Anklageschrift wurde gefunden, der Prinz gestand alles, was er gethan hatte, und nannte die Namen aller seiner Verbündeten. Die Königin und der Friedensfürst wollten den Prinzen ohne Rettung stürzen, und deshalb machte eine öffentliche und amtliche Erklärung die Nation mit der Verhaftung des Prinzen bekannt und sprach gegen ihn die Beschuldigung des beabsichtigten Thronraubes und Vatermordes aus. Aber die öffentliche Stimme erklärte sich so laut zu Gunsten des Prinzen, daß eine zweite königliche Bekanntmachung dem Prinzen Verzeihung zusagte und nur dessen Mitschuldige der Untersuchung überwies. Das Ansehen des Friedensfürsten war jedoch so schnell gesunken, daß die niedergesetzte Commission zu Ende des Jahres 1808 alle Angeklagten frei sprach.

Die französischen Armeen waren unter dem Vorwande des Krieges gegen Portugal in Spanien eingerückt und hatten sich halb mit Güte, halb mit Gewalt der spanischen Festungen bemächtigt. Nun erklärte

Napoleon, daß es bei der gegenwärtigen Lage Europa's nothwendig sei, die spanischen Provinzen zwischen den Pyrenäen und dem Ebro mit Frankreich zu vereinigen, und daß der König von Spanien durch Ueberlassung von Portugal entschädigt werden solle. Napoleon wünschte Verweigerung, um dann Gewalt brauchen zu können, den König Karl zu entthronen; aber die unterwürfige Antwort des spanischen Kabinets nöthigte ihn, einen anderen Weg zu seinem Ziele zu suchen. Die französischen Heere rückten unter dem Oberbefehl von Murat, des Großherzogs von Berg, langsam gegen Madrid vor. Da gerieth der Friedensfürst und die Königin in solche Bestürzung, daß sie sich in Spanien nicht mehr sicher hielten und nach dem Beispiele des portugiesischen Regenten den Hof nach Amerika zu versetzen beschlossen. Aber der König folgte zum ersten Mal anderen Rathschlägen als denen Godoy's und erklärte die Ankunft der Franzosen abwarten zu wollen. Die bereits getroffenen Anstalten zur Abreise brachten die längst vorhandene Gährung zum Ausbruch. Der Pöbel drang in den Palast des Friedensfürsten und würde diesen getödtet haben, wenn dieser sich nicht versteckt hätte. Als am folgenden Tage der Friedensfürst aufgefunden und vom Pöbel mißhandelt wurde, eilte auf Bitten der Königin der Prinz Ferdinand mit einigen Leibwächtern herbei und entzog Godoy den Steinwürfen und Degenstichen des Volkes durch den Zuruf: „Man solle den Verbrecher leben lassen, um ihn nicht der Gerechtigkeit zu entziehen." Godoy wurde zwischen den Pferden der Leibwächter in eine Kaserne gebracht und alsbald von einem Richter über seine Staatsverwaltung verhört. Der König war über die Verhaftung des Günstlings und bei der Vorstellung außer sich, daß er nun ohne den Friedensfürsten regieren solle. Noch an demselben Tage, am 19. März 1808, ließ er eine Urkunde ausfertigen und bekannt machen, durch welche er zu Gunsten seines Sohnes der Krone entsagte. Bei dieser Nachricht ging die Volkswuth in den lebhaftesten Freudentaumel über.

Murat rückte am 23. März an der Spitze einer französischen Heeresabtheilung in Madrid ein, während die übrigen Truppen auf den Anhöhen um die Stadt eine drohende Stellung einnahmen. Die Aengstlichkeit, welche die Anwesenheit der französischen Truppen in den Bewohnern von Madrid erregte, verhinderte nicht, daß am folgenden Tage der junge Monarch unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Madrid hielt. Murat erwiederte die Artigkeiten Ferdinands nicht, indem er erklärte, daß er, ohne die Meinung des Kaisers bestimmt zu wissen, die Anerkennung des Königs Ferdinand nicht aussprechen könne. Murat stellte sich aber, als ob er jeden Augenblick die gewünschte Anweisung erwarte, und theilte Ferdinand mit, daß der Kaiser nächstens nach Spanien kommen werde. Ferdinand glaubte des Kaisers ganz sicher zu sein, theilte diesem in einem herzlichen Briefe alles Vorgefallene mit, bewarb sich nochmals um die Hand von Napoleons Nichte und ordnete die Festlichkeiten zum Empfange des Kaisers an.

Indessen hatte die Königin ihren schwachen Gemahl bewogen, am 21. März eine Protestation gegen seine Thronentsagung zu unterzeichnen, und ihre Tochter, die Königin von Etrurien, bat Murat, ihren Eltern gegen ihren Bruder Hülfe zu leisten. Am 23. März sandte Karl jene Protestation an Napoleon, indem er erklärte, daß er sein Schicksal, wie

das der Königin und des Friedensfürsten, der Entscheidung desselben überlasse. Durch Ränke und Vorspiegelungen gelang es dem französischen General Savary, Ferdinand zu dem Entschlusse zu bringen, dem Kaiser entgegenzureisen. Durch eine einzige Unterredung mit Napoleon, sagte Savary, werde Ferdinand alles zu seinem Vortheil entscheiden können. Das Volk in Madrid betrachtete die Abreise des jungen Monarchen als einen Trauertag, und auch die Bewohner der Provinzen, durch welche die Reise ging, legten vielfach ihre Besorgniß über seinen unbegreiflichen Entschluß, sich vor Napoleons Richterstuhl zu stellen, an den Tag. Aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos gegen das unerschütterliche Vertrauen, welches Ferdinands Rathgeber in Napoleons günstige Gesinnungen gesetzt hatten. Sie bestimmten ihren Gebieter, als Napoleon weder in Burgos noch in Vittoria eingetroffen war, über die Grenze seines Reiches nach Bayonne zu reisen. Bald nach Ferdinands Ankunft in Bayonne stellte sich Savary bei ihm ein, um ihm im Namen Napoleons anzuzeigen, daß die Dynastie der Bourbons nicht länger in Spanien regiere; daß sie durch die Napoleonische ersetzt werden solle, und daß Ferdinand zu Gunsten der letzteren für sich und seine Brüder allen seinen Rechten auf die spanische Krone entsagen müsse. Sowohl Ferdinand als auch dessen Minister Cevallos weigerten sich, in die Abtretung Spaniens zu willigen.

Bald kam aber auch der Friedensfürst und dann auch das alte Königspaar in Bayonne an. Godoy bot ohne Weigerung Napoleons Plänen die Hand; Marie Luise folgte den Befehlen ihres Günstlings; Karl IV. war zu keiner anderen Willensäußerung als der ihm vorgeschriebenen fähig. Am 5. Mai schloß der Friedensfürst im Namen und Auftrag des Königs einen Vertrag ab, durch welchen Karl alle seine Rechte auf die Krone von Spanien und Indien an Napoleon abtrat, unter der Bedingung, daß das Königreich selbständig und ungetrennt bleiben, und die katholische Religion die einzige in demselben geltende sein sollte. Zu seinem Aufenthalte wurde dem König der Palast von Compiegne, zu seinem Unterhalte die Summe von dreißig Millionen Realen, über drei Millionen Thaler, zugesichert. Einige Tage später schloß Napoleon auch mit Ferdinand einen Vertrag, durch welchen Ferdinand ebenfalls auf die Krone von Spanien und Indien verzichtete, und ihm Navarra, eine bedeutende Domäne in der Normandie, und eine jährliche Rente von 800,000 Franken zugesagt wurde. Ferdinand erhielt jedoch die ihm zugesicherte Domäne nicht, sondern wurde mit seinem Oheim Don Antonio und seinem Bruder Don Carlos in Valençay, einem schönen, dem Fürsten Talleyrand gehörigem Landsitze, festgehalten.

Der Krieg in Spanien.

Napoleon hatte den Charakter der Spanier ganz verkannt. Die Ackerbauer und Landbewohner, der zahlreichste Theil der Bevölkerung, waren weder mit unmittelbaren Steuern, noch mit außerordentlichen Truppenaushebungen belastet, sie hatten von den Veränderungen des Jahrhunderts nichts erfahren und glaubten in ihrer Abgeschiedenheit, daß Spanien noch immer das erste und mächtigste Reich der Erde sei. Erst der Einmarsch der Franzosen weckte sie aus ihrem Traume, und ihr Erstaunen ging bald in Wuth über, zuerst gegen den Friedensfürsten

dann gegen den Urheber der zu Bayonne verübten Schändlichkeit. Aehnliche Gesinnungen hegte der Handelsstand. Er berechnete die Verluste, welche er in Folge des Bündnisses zwischen Spanien und Frankreich und der durch dasselbe herbeigeführten Handelssperre erlitten hatte. Die Priester besaßen in Spanien noch ihren alten Einfluß, sie waren die entschiedensten Gegner der Umgestaltung, welche sie von Napoleon und dem neufranzösischen Staatsgeiste für Spanien befürchteten.

Als Murat den in Madrid zurückgebliebenen Infanten Antonio und Francisco befahl, am 2. Mai abzureisen, suchte der zahlreich versammelte Pöbel die Abfahrt zu verhindern. Die Franzosen schossen sogleich auf das Volk, das sich hierauf wüthend auf sie stürzte; aber das Geschütz entschied den Tag zum Nachtheil der Spanier. Gegen Abend ließ Murat noch gegen hundert Menschen geringen Standes erschießen, bei welchen man die unter Handwerkern und Tagelöhnern üblichen großen Taschenmesser gefunden hatte. Zwei Tage darauf wurde Murat als Stellvertreter Karls IV. verkündet und trat an die Spitze des Regierungsausschusses (Junta), den Ferdinand bei seiner Abreise eingesetzt hatte. Napoleon berief 150 angesehene Spanier nach Bayonne, um die neue Ordnung der Dinge berathen zu helfen; aber nicht alle Berufene kamen.

Am 6. Juni ernannte Napoleon den König Joseph von Neapel zum Könige von Spanien und bald nachher Murat, den bisherigen Großherzog von Berg, zum Könige von Neapel. Am 20. Juli hielt Joseph Napoleon I. seinen prunkvollen Einzug in Madrid, und fünf Tage später wurde er feierlich zum Könige von Kastilien ausgerufen. Der vornehmste Adel und die aufgeklärtesten Männer Spaniens umgaben ihn, und die zu Bayonne berathene Verfassung war auf ganz verständigen allgemeinen Grundsätzen erbaut. Aber das spanische Volk ward nicht für die neue Ordnung gewonnen; es erhob sich in den Provinzen zum Widerstande gegen den aufgedrungenen Herrscher. Die Behörden, welche Einhalt geboten, wurden verjagt; eine in Cadix liegende französische Flotte wurde gezwungen, sich an die Volksbehörde zu ergeben; in Aragonien stellte sich der General-Capitän Palafox selbst an die Spitze des Volkes. In jeder Provinz bildete sich durch Wahl des Volkes eine Junta, und die Junta von Sevilla suchte an die Spitze der ganzen Bewegung zu treten. Sie forderte alle Spanier zur Vertheidigung der Rechte Ferdinands VII. auf, erklärte dem Kaiser Napoleon den Krieg, schloß Stillstand mit England und unterhandelte mit diesem wegen eines Friedens und Bündnisses. Sie forderte in einem Manifeste alle Völker Europa's auf, die französischen Ketten zu brechen, und erließ eine Anweisung, wie der Krieg gegen Frankreich in Spanien zu führen sei, nicht mit regelmäßigen Schlachten, sondern als kleiner Krieg durch einzelne Haufen, durch Aufreibung der feindlichen Heere. Alle unterrichteten Personen wurden aufgefordert, kurze Reden auszuarbeiten, sie drucken und verbreiten zu lassen, um den Eifer der Nation anzuregen. Der angegebene Kriegsplan wurde aber nicht durchgängig befolgt. Die Junta von Sevilla wurde nicht allgemein anerkannt; jede Junta ordnete die Regierung ihrer Provinz und bildete sich auch eine besondere Armee. Als die Franzosen anfangs überall die ungeübten Schaaren auseinander sprengten, bildete sich Napoleon ein, daß er des Widerstandes leicht

Meister werden könne. Da wurde ein französisches Heer von 14,000 Mann, welches unter Anführung des Generals Dupont in Andalusien stand, von den Schaaren unter Castannos eingeschlossen und mußte auf offenem Felde die Waffen strecken. Mit gesteigertem Eifer erhob sich nun an allen Orten das Volk; die spanischen Granden und Minister verließen den König Joseph und eilten zu dessen siegreichen Feinden; Joseph selbst floh am 1. August aus seiner Hauptstadt nach Vittoria, und alle französischen Heere zogen sich hinter den Ebro zurück, um Verstärkungen und ihren Kaiser zu erwarten.

Die Spanier glaubten jetzt die Befreiung ihres Vaterlandes vollendet; Castannos wurde zum Generalissimus aller spanischen Heere ernannt; der Kardinal von Bourbon, ein Mann von hoher Geburt, aber schwachen Geistes, wurde an die Spitze der Regierung gestellt, und aus Abgeordneten der Provinzial-Junten eine Central-Junta nach Aranjuez berufen. Inzwischen hatten auch die Portugiesen die Waffen gegen die französische Besatzung ergriffen, und zu Oporto war eine Junta unter dem Vorsitze des dasigen Bischofs errichtet worden. Im August war ein englisches Heer unter den Generalen Dalrymple und Arthur Wellesley, dem nachmaligen Herzog von Wellington, in Portugal gelandet. In Folge einer Schlacht in der Nähe von Lissabon, bei dem Dorfe Vimiera, zwischen Junot und Wellesley, wurde ein Vertrag geschlossen und die Franzosen wurden auf Englands Kosten aus Portugal nach Frankreich gebracht. Auf Napoleons Befehl hatten sich schon vor der Entthronung Karls IV. 18,000 Spanier nach Italien, später von da nach Dänemark begeben müssen. Der Befehlshaber derselben, der Marquis La Romana, erfuhr jetzt durch den Admiral der englischen vor Fünen aufgestellten Flotte die Lage seines Vaterlandes, und nach einer Uebereinkunft mit dem englischen Admiral kehrte er mit 6000 Spaniern auf englischen Transportschiffen in sein Vaterland zurück. Den übrigen spanischen Regimentern gelang die Einschiffung nicht, und sie wurden als Kriegsgefangene nach Deutschland geschickt.

Die Besorgniß Napoleons erregten jetzt die großen Rüstungen, welche Oestreich betrieb. Von Toulouse aus forderte er am 25. Juli 1808 die Fürsten des Rheinbundes auf, ihre Contingente in Bereitschaft zu halten. Das wiener Kabinet war mit seinen Rüstungen und mit seinen Entschlüssen noch nicht im Reinen, und es beeilte sich daher, den entstandenen Verdacht durch die friedlichsten Erklärungen zu heben. Napoleon wünschte erst mit Spanien fertig zu werden, und deshalb nahm er die Entschuldigungen Oestreichs an. Von Erfurt aus, wo er im Oktober 1808 mit dem Kaiser Alexander eine vierzehntägige Zusammenkunft hielt, bestellte er vorläufig die gegen Oestreich getroffenen Maßregeln wieder ab.

Furchtbare Heeresmassen zogen nun nach Spanien. Dort war auch ein englisches Heer unter John Moore aus Portugal eingerückt. Da aber die Spanier in der Begeisterung die kluge Anweisung der Junta von Sevilla, nicht einen Schlachtenkrieg, sondern einen Volkskrieg zu führen, vergaßen, so wurden sie in einer Reihe von Schlachten besiegt, und am 4. December 1808 war Madrid wieder in der Gewalt Napoleons. Zwar brach dieser am 20. December gegen die Engländer auf,

die sich nach Corunna zurückzogen; aber bereits am 1. Januar 1809 kehrte er für seine Person nach Madrid und von da nach Paris zurück, weil sich das Verhältniß zu Oestreich nun doch zum Krieg gestaltete, vielleicht auch, weil er die spanische Volkswuth fürchtete und in Paris eine Opposition sich zu regen begann. Die Verfolgung der Engländer übertrug Napoleon dem Marschall Soult, welcher nach einem blutigen Treffen bei Corunna deren Einschiffung geschehen lassen mußte.

Nach der Einschiffung der Engländer wurde von den Franzosen das nördliche Spanien unterworfen, Saragossa nach der verzweifeltsten Vertheidigung genommen, Palafox als Gefangener nach Frankreich geführt und Aragonien bezwungen. Aber wie König Joseph nach Madrid, so kehrte die Centraljunta nach Sevilla zurück. Wellesley, der mit einem englischen Heere aus Portugal vorgerückt war, trat nach der gewonnenen Schlacht bei Talavera (am 28. Juli 1809) den Rückzug nach Portugal an, weil er sich überzeugte, daß die Gemeinschaft mit spanischen Heeren ihm keinen Vortheil bringe. Die spanischen Heere wurden in den Schlachten aufgerieben, aber mit desto größerem Eifer richteten die Spanier sich jetzt auf den kleinen oder Guerillakrieg ein und setzten den Volkskrieg mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit fort. Die Ausbildung desselben war vornehmlich das Verdienst des trefflichen La Romana.

Die Central-Junta übergab im Januar 1810 die Verwaltung einer Regentschaft. Diese schlug ihren Sitz in Cadix auf und berief dahin eine Versammlung der Cortes. Die Cortes waren seit 1713 nicht berufen worden, und die jetzigen waren nicht die alten, aus Gliedern der Geistlichkeit, des Adels, der Städte und der Gemeinden bestehenden, sondern vom Volke gewählte Abgeordnete. Es waren unter ihnen viele Männer, welche ihre Weisheit aus der Modephilosophie des 18. Jahrhunderts geschöpft hatten, nach Umstürzung des alten Spaniens und nach vollständiger Verwirklichung des Ideals moderner Staatsweisheit strebten. Dieser sogenannten liberalen Partei gegenüber standen diejenigen, welche die Verfassung des alten Spaniens und die Rechte des bestehenden erhalten wollten. Diese Partei wurde von ihren Gegnern spottweise die servile genannt. Bei der Abfassung der Verfassung hatten die Liberalen das Uebergewicht, und das Einzige, in dem sie aus Rücksicht auf das Volk ihren Gegnern nachgeben mußten, war, daß dem Neuen einige alte Grundsätze beigesellt wurden. So wurde Ferdinand VII. als König von Spanien und Indien anerkannt, zugleich aber auch die Souveränität des spanischen Volkes und überhaupt die Staatstheorie ausgesprochen, welche der französischen Revolution als Grundlage gedient hatte. Den überseeischen Spaniern, dann auch den Indern wurden gleiche Rechte mit den Bewohnern des Mutterlandes ertheilt, dann aber hinzugefügt, daß kein, auch noch so entfernter Abkömmling aus afrikanischem Blute Bürger sein dürfe. So veranlaßte die angeblich philosophische, den Verhältnissen des spanischen Amerika's ganz unangemessene Gesetzgebung der Cortes Kriege und Aufstände, welche die Losreißung Amerika's von Spanien herbeiführten. Die Constitution erschien am 18. März 1812; bei dem spanischen Volke fand aber die neue Gesetzgebung nur sehr wenig Eingang. Außerhalb Cadix bekümmerten sich nur Wenige um die Constitution.

Wegführung des Papstes Pius VII. aus Rom.

Das Märtyrerthum Pius VI. hatte dem Papstthum von neuem die Achtung der Völker und die öffentliche Meinung gewonnen; auch die Milde, Frömmigkeit und würdige Persönlichkeit Pius VII. kam dem Papstthum zu Statten. Als Pius VII. 1804 auf Napoleons Machtgebot mitten im Winter über die Alpen ziehen mußte, um bei der Kaiserkrönung die Ceremonie der Salbung zu verrichten, gestaltete sich diese Reise, die er unter Thränen antrat, zum Triumphzuge. Ueberall wurde er mit der größten Verehrung empfangen, und selbst die Bewohner von Paris drängten sich herbei, um den Papst zu sehen und dessen Segen zu empfangen. Napoleon wurde darüber eifersüchtig und ließ seinen Verdruß durch eine minder aufmerksame Behandlung seines Gastes merken. Der Papst mußte wider Willen den ganzen Winter in Paris bleiben, und erst im Frühjahr 1805, als Napoleon nach Italien reiste, wurde ihm, gleichsam im Gefolge des Kaisers, die Heimkehr verstattet. Napoleon fühlte sich verletzt durch eine Macht und eine Person, die den Menschen mehr galt als die seinige. Auf der anderen Seite faßte auch bei Pius und den Kardinälen seines Raths eine ungünstige Stimmung gegen Napoleon Wurzel, und sie neigten sich zu Oestreich und England hin. Die Kirchenhäupter befürchteten, daß dem zwischen Mailand und Neapel liegenden Kirchenstaate nächstens das Schicksal Piemonts und Parmas bevorstehe. Und in der That war es der Plan Napoleons, dem Papste seine weltliche Herrschaft zu nehmen, ihn nach Paris zu versetzen und daselbst zu einem vom Kaiserthron abhängigen, für dessen Zwecke höchst brauchbaren Patriarchen der Christenheit zu machen.

Napoleon suchte Händel mit dem Papst. Er ernannte gegen die Bestimmungen des italienischen Concordats in Italien Bischöfe. Der Papst versagte den Ernannten die erforderlichen Bullen. Nach dem tilsiter Frieden ließ Napoleon dem Papste ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß antragen. Als der Papst dieses Bündniß ablehnte, weil ihn dasselbe in berechnungslose, dem Vater der Christenheit ganz unziemliche Kriege verwickeln würde, wurde im Februar 1808 Rom von 6000 Franzosen unter dem General Miollis besetzt. Die Post und die Buchdruckereien wurden in Beschlag genommen, die päpstlichen Truppen den französischen einverleibt, und die Officiere, die sich weigerten, als Gefangene nach Mantua geschleppt, vier Kardinäle als Staatsverbrecher nach Neapel geführt, zehn andere aus Rom verwiesen, die päpstliche Nobelgarde entwaffnet und auf die Engelsburg gebracht. Auf die Beschwerden des päpstlichen Staatssekretärs antwortete der französische Minister: „Das seien die Folgen der Ablehnung des angetragenen Bündnisses. Durch diese Ablehnung erkläre der heilige Vater, daß er keinen Frieden mit dem Kaiser wolle, ja er erkläre ihm Krieg. Die erste Folge desselben sei die Eroberung, und die Folge der Eroberung die Abänderung der Regierung des Kirchenstaates. Der Papst solle aber seine geistlichen Rechte nicht verlieren; er solle auch ferner Bischof von Rom bleiben." Durch ein kaiserliches Decret wurden die päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino dem Königreiche Italien einverleibt und allen Eingeborenen einer von Frankreich eroberten Provinz, allen Kardinälen, Prälaten und Dienern des römischen Hofes geboten, die päpstlichen Staaten zu verlassen. Der Gouverneur von Rom,

Cavalchini wurde, als er der aufgedrungenen Gewalt den Gehorsam verweigerte, auf die Festung Fenestrella abgeführt. Dem Kardinal-Staatssekretär Gabrielli wurden in seiner Amtswohnung von französischen Officieren die Schränke erbrochen und die Staatsschriften weggenommen, er selbst angewiesen, sich in sein Bisthum Sinigaglia zu begeben. Der hierauf zum Staatssekretär ernannte Kardinal Pacca wurde im Quirinal selbst verhaftet und befehligt, sich nach Benevent zu begeben. Pius ging zu dem Kardinal und führte ihn in seine eigenen Zimmer, indem er erklärte, daß er dessen Gefangenschaft theilen wolle. Der Quirinal wurde nun mit Wachen umringt, und jeder Ab- und Zugehende durchsucht. Es wurde ein Kriegsgericht niedergesetzt, die päpstlichen Unterthanen, die sich den Befehlen der Franzosen nicht fügen würden, mit dem Tode bedroht, und mehrere Hinrichtungen vollzogen.

Am 17. Mai 1809 erließ Napoleon, während des Krieges mit Oestreich, von Schönbrunn aus ein Decret, durch welches der Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereinigt wurde. Der Papst sollte jährlich zwei Millionen Franken, sein Eigenthum und seine Paläste behalten. Hierauf erließ der Papst am 10. Juni eine Gegenerklärung und eine Bannbulle, durch welche über alle, welche im Kirchenstaate Gewaltthätigkeiten verübt hätten, der große Bann verhängt wurde. Der Papst zog sich in das Innere seines Palastes zurück und ließ die Hauptzugänge vermauern. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli stieg der Gensdarmengeneral Radet mit Gensdarmen über die Mauer des Quirinals und drang in das Zimmer des Papstes ein. Sie fanden ihn in seinen Amtskleidern, ein Crucifix und ein Brevier in den Händen. Radet bestürmte ihn mit der Forderung, den Bann aufzuheben und das Jahrgeld von zwei Millionen anzunehmen. Als Pius sich weigerte, wurde er gewaltsam fortgeführt, in einen Wagen gesetzt, den Radet mit bestieg, und zuerst nach Florenz, dann nach Grenoble gebracht. Auf Napoleons Befehl wurde er dann wieder nach Savona geschafft. Hier lebte er in einer Haft, die anfangs mehr einer freiwilligen Zurückgezogenheit glich. Die wiederholten Anträge, unter Annahme des Jahrgeldes seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, wies er zurück. Zugleich weigerte er sich beharrlich, neuen Bischöfen seine Bestätigung zu ertheilen. Als Pius den von Napoleon ernannten Erzbischof von Paris, Maury, für einen ungehorsamen, an der Kirche freveInden Eindringling erklärte, wurde die Haft des Papstes verschärft und alle Rücksichten gegen denselben bei Seite gesetzt.

Das Verfahren Napoleons gegen Spanien und den Papst überzeugte den wiener Hof, daß Unterjochung aller selbständigen Staaten das letzte Ziel des Gewaltigen sei. Der spanische Krieg gewährte Ermuthigung. Da jedoch Bedenklichere abmahnten, das Dasein der Monarchie aufs Spiel zu setzen, so wurde beschlossen, den Krieg nur vorzubereiten. Die Heere wurden vermehrt, die Streitmittel vervollkommnet und besonders die Einrichtung und Uebung der Landwehr eifrig betrieben. Aber bei Napoleon galt Vorbereitung für Erklärung, ja für Eröffnung des Krieges. Zu Valladolid schrieb er Befehle an die Fürsten des Rheinbundes, ihre Contingente in Bereitschaft zu halten, und kehrte dann eilig nach Paris zurück. Dieses Aufgebot und diese Rückkehr, verbunden mit einer **Krieg Oestreichs gegen Napoleon 1809.**

Menge schmähender Zeitungsartikel, durch welche Napoleon jedesmal seine kriegerischen Vorsätze anmeldete, hoben Oestreichs bisherige Zweifel. In der Mitte des Februars wurde die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt. Es erschien zu Wien ein Aufruf des Kaisers an seine Völker, in welchem der Krieg als ein Act der Selbsterhaltung bezeichnet war. In Ungarn erhob sich die Insurrection, alle Provinzen zeigten sich zu Opfern für den geliebten Kaiser bereit, die abgetretenen Landschaften sehnten sich unter seine Herrschaft zurück. Am 6. April 1809 verkündigte Erzherzog Karl, als Generalissimus, durch einen Armeebefehl den Anfang des Krieges. Unter Erzherzog Johann brach ein Heer nach Italien auf, ein zweites unter Erzherzog Ferdinand zog auf Warschau, zum Schutze Tyrols eilte General Chasteller in das Alpenland, und bei Braunau den Inn überschreitend, bemächtigte sich Erzherzog Karl ohne Widerstand Münchens. Oestreich hatte vergebens gehofft, den Kaiser von Rußland zur Theilnahme am Kampfe zu bewegen. Auch die Aufrufe an die deutsche Nation, welche von den vorrückenden Oestreichern vertheilt wurden, blieben ohne Wirkung. Preußen war durch den Bund Rußlands mit Frankreich zu sehr eingeengt, um sich erheben zu können. Die Fürsten des Rheinbundes hielten fest an dem gewaltigen Protector, von welchem beim ersten Zeichen wankender Treue der Spruch der Vernichtung zu befürchten war.

Auf die telegraphische Meldung von der Ueberschreitung des Inn war Napoleon in vier Tagen von Paris an die Donau geeilt. Binnen fünf Tagen, vom 19. bis zum 23. April brachte er in einer Reihe von Schlachten, bei Thann, bei Abensberg, bei Landshut, bei Eckmühl, bei Regensburg, den Oestreichern so gewaltige Niederlagen bei, daß dem Erzherzog Karl nichts übrig blieb, als sich mit dem Ueberreste des Heeres durch die Oberpfalz nach Böhmen zu ziehen und dem Feinde die Straße längs der Donau nach der Kaiserstadt offen zu lassen. Es waren meistentheils Rheinbundstruppen, welche für Frankreich diese Siege über ihre deutschen Brüder erfochten hatten; wie im Wahnsinne wetteiferten die Deutschen mit einander, für Deutschlands Unterjochung ihr Blut zu vergießen. Am 10. Mai, vier Wochen nach Eröffnung des Feldzuges, standen die Franzosen vor Wien. Die Befestigung dieser von nur 10,000 Soldaten, Bürgern und Landwehrmännern unter Erzherzog Maximilian vertheidigten Stadt beschränkte sich auf einige Basteien, den Wall und einen trockenen Graben. Erzherzog Karl war noch zwölf Meilen von der Hauptstadt entfernt, als Napoleon die Beschießung begann. Maximilian sah die Unmöglichkeit einer längeren Vertheidigung ein und räumte die Stadt, in welche, nach vorangegangener Capitulation, Napoleon seinen Einzug hielt. Napoleon bemächtigte sich der unterhalb Wiens liegenden Insel Lobau, ging hier über die Donau und besetzte die in der Nähe des Stromes gelegenen Dörfer Eßlingen und Aspern. Hier wurde er von dem Erzherzoge Karl angegriffen, der sein Heer durch Böhmen und Mähren zur Befreiung Wiens herangeführt hatte. Zwei Tage, am 21. und 22. Mai, wurde von beiden Heeren mit dem größten Aufwand von Kraft und Heldenmuth gestritten. Brennende Kähne und den Strom herabtreibende Flöße zerstörten die nach der Insel Lobau führende Schiffbrücke. Napoleon war in Gefahr, von den Reserven und Geschützvorräthen abge-

schnitten zu werden. Da befahl er den Rückzug. Zum ersten Male war Napoleon in einer Schlacht geschlagen.

Erzherzog Johann hatte bei Sacile den Vicekönig Eugen, Erzherzog Ferdinand ohnweit Warschau den Prinzen Poniatowsky geschlagen; die Tyroler, unter Leitung östreichischer Bevollmächtigter, des Marquis von Chasteller und des Freiherrn von Hormayr, des Geschichtschreibers dieses Krieges, die Voralberger unter Leitung des Advocaten Schneider hatten sich der baierschen Herrschaft entledigt. Wegen der Unfälle in Deutschland gab der Erzherzog Johann seine Vortheile auf und zog sich nach Ungarn, verfolgt von dem Vicekönig Eugen. Von diesem wurde er in seinem Lager bei Raab angegriffen und geschlagen. Nachdem Napoleon sechs Wochen in Schönbrunn geweilt und seinen Gegner in steter Ungewißheit wegen der Wahl des Ueberganges über die Donau gelassen hatte, ging er plötzlich bei der Insel Lobau auf das linke Ufer der Donau. Bei dem Dorfe Wagram wurde Erzherzog Karl in einer großen Schlacht am 5. und 6. Juli besiegt. In guter Ordnung ging der Rückzug der Oestreicher nach Mähren. Als man bei Znaym einer Schlacht entgegensah, erschien Fürst Johann von Lichtenstein im französischen Lager und erwirkte bei Napoleon einen Waffenstillstand. Unwillig legte Erzherzog Karl den Oberbefehl nieder.

Am 14. Oktober 1809 wurde zu Wien (eigentlich zu Schönbrunn) Friede geschlossen. Oestreich trat Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und den Hausruckkreis an Baiern ab, Friaul und Triest, Krain, Villach, Istrien, Dalmatien und Kroatien bis zur Sau an Napoleon, und an Rußland und das Großherzogthum Warschau eine bedeutende Landstrecke Galiziens, im Ganzen mehr als 2000 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von viertehalb Millionen Menschen. Auch dem Continental-System mußte Oestreich beitreten.

Dörenberg. Schill. Herzog von Braunschweig.

In Norddeutschland, in den einst preußischen, hannoverschen und kurhessischen Landschaften herrschte Todeshaß gegen die Franzosen. Aber Furcht vor dem übermächtigen Kaiser, dessen Späher sich überall geschäftig zeigten, verhinderte die Einigung der Gleichgesinnten. Nur Einzelne konnten dem Verlangen nicht widerstehen, das Volk zum raschen Handeln zu begeistern. Der westphälische Oberst von Dörenberg suchte die Soldaten und Bauern gegen den schwelgerischen Hieronymus aufzuregen. Er fand jedoch unter den Soldaten nur sieben Mann zum Abfall bereit, und die aufgestandenen Bauern wurden schnell aus einander gejagt. Dörenberg entfloh nach Böhmen zu dem Herzog von Braunschweig. Der Major von Schill in Berlin entwarf den Plan, einen plötzlichen Einfall in das Königreich Westphalen zu machen. Er führte am 28. April 1809 sein Husaren-Regiment mit vollem Gepäck auf den gewöhnlichen Exercierplatz vor der Stadt. Dort forderte er mit begeisterten Worten Soldaten und Officiere zur Befreiung des Vaterlandes auf, theilte ihnen seinen Plan mit und riß alle zur Theilnahme an dem Unternehmen hin. Mehrere Tage später zogen auch einige hundert Mann Fußvolk von Berlin aus, um sich an ihn anzuschließen. Schill versuchte zuerst die schwach besetzte sächsische Festung Wittenberg zu nehmen, marschirte dann nach Dessau, Köthen und Bernburg und machte dann den

Versuch, die Festung Magdeburg zu überrumpeln; es gelang ihm aber nicht, weil er kein Geschütz hatte. Durch zuströmende Mitkämpfer wuchs Schills Corps zwar auf mehrere tausend Mann an; aber an die erwartete Erhebung des Volkes im Königreich Westphalen war nicht zu denken. Von westphälischen, holländischen und dänischen Truppen verfolgt, warf sich Schill endlich nach Stralsund und wurde hier von Dänen und Holländern überwältigt. Schill selbst verlor im Kampfe das Leben. Diejenigen seiner Gefährten, welche nicht entkamen, hatten ein schreckliches Loos zu erleiden. Sie wurden von den Franzosen für Raubmörder erklärt, die Officiere erschossen, die Gemeinen nach Frankreich auf die Galeeren gebracht.

Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Sohn des bei Jena verwundeten Herzogs Ferdinand. Er sammelte sich eine Schaar, welche sich schon durch ihre Kleidung als ein Rache-Corps ankündigte und die schwarze Legion genannt wurde. Er beabsichtigte einen Aufstand im Königreich Sachsen zu erregen und denselben nach Braunschweig und Hannover auszubreiten. Da er durch östreichische Truppen unterstützt wurde, so gelang es ihm, Dresden und Leipzig zu besetzen. Durch westphälische und holländische Truppen wurde er aber nach Böhmen zurückgedrängt. Als er bei den Friedensunterhandlungen nicht als souveräner Herzog von Braunschweig anerkannt werden sollte, faßte er den kühnen Entschluß, sich bis an die untere Weser durchzuschlagen, um von da nach England überzusetzen. Gegen Ende Juli brach er mit 12,000 Mann zu Fuß, 700 Reitern und sechs Kanonen auf. Glücklich schlug er sich durch holländische und westphälische Truppen durch, gelangte über Braunschweig und Hannover nach den unterhalb Bremen liegenden Hafenplätzen Elsfleth und Brake, eignete sich alle dort befindlichen Fahrzeuge zu, fuhr auf denselben die Weser herab und erreichte glücklich die diesen Fluß blokirende englische Flotte.

Freiheitskrieg der Tyroler.

Beim Ausbruche des Krieges erhoben sich auch die Tyroler. Sie waren seit fünf Jahrhunderten, unter dem Scepter des Hauses Habsburg, im Besitz einer alten eigenthümlichen Verfassung frei und glücklich gewesen. Im Frieden zu Preßburg hatte Oestreich nur unter der Bedingung Tyrol abgetreten, daß diese Verfassung erhalten werde. Da nun Baiern diese Bedingung nicht erfüllte, so glaubten sich auch die Tyroler durch keine Treupflicht an Baiern gebunden und erhoben sich einmüthig, als der Kaiser sie zur Rückkehr zu seinem Gehorsam einladen ließ. An die Spitze der Tyroler trat Andreas Hofer, Besitzer des Gasthofes am Sande im Passeyr-Thale, gewöhnlich der Sandwirth genannt. Er war ein einfacher Landmann, von großer Gestalt, mit einem langen schwarzen Barte. Seine Rechtlichkeit, seine treuherzige Milde und Frömmigkeit gewannen ihm das allgemeine Vertrauen. Ihm zur Seite stand Joseph Speckbacher — den Feuerteufel nannten ihn später die Baiern — verwegen, erfindungsreich, schon als Knabe als glücklicher Schütze auf Gemsen und Auerhähne bekannt, als Jüngling ein gefürchteter Wilddieb, bis er das unstäte Leben mit dem Amte eines Unteraufsehers bei den Salzwerken von Hall vertauschte. Beiden Führern gesellte sich der Kapuziner Haspinger hinzu, welcher, ohne Waffen, mit beiden Händen ein großes schwarzes Kreuz haltend, den

Seinigen in den Kampf voranschritt. Am 9. April 1809 rückten die Oestreicher unter Chasteller in Tyrol ein, und nun erhoben sich in den verschiedenen Thälern die Einwohner. Von den Alpen herab leuchteten Feuerzeichen, und aus den Dörfern tönte Sturmgeläute. In Innsbruck wurden 6000 Baiern gefangen genommen, und auf den Feldern bei Wiltau mußte sich ein französisches Corps unter General Bisson ergeben und die Waffen abliefern. Wuthentbrannt schleuderte Napoleon gegen Chasteller den Achtspruch und befahl, ihn binnen vier und zwanzig Stunden als Räuber zu erschießen, wenn er ergriffen würde. Ganz Tyrol bis auf das einzige Kufstein wurde vom Feinde befreit. Aber nach dem Siege bei Regensburg drang ein bairisch-französisches Heer in Tyrol ein und am 19. Mai hielten Lefevre und Wrede ihren Einzug in Innsbruck. Die Oestreicher hatten sich zurückgezogen und das Alpenvolk sich selbst überlassen. Mit entsetzlicher Barbarei wütheten die Sieger gegen das unglückliche Volk. Vierzehn Ortschaften und unter ihnen die schöne Kreisstadt Schwaz wurden in Schutthaufen verwandelt. Hunderte von Unbewaffneten wurden an Bäume gehenkt, Weiber und Kinder niedergemetzelt, Menschen und Vieh in Ställen verbrannt, gefangenen Bauern die Zunge ausgerissen oder die Hände auf den Kopf genagelt.

Gegen Ende des Mai schien der Aufstand der Tyroler völlig unterdrückt zu sein. Lefevre und Wrede begaben sich deshalb zur französischen Hauptarmee und ließen nur 6000 Mann unter Deroy zurück. Da griffen die Tyroler aufs neue zu den Waffen; Deroy mußte Innsbruck räumen und sich nach der Grenze zurückziehen. Zur Zeit der Schlacht bei Aspern waren Tyrol und Voralberg ganz frei. Der Schönbrunner Friede überließ die Tyroler mit Vorbehalt einer allgemeinen Amnestie der Gewalt Napoleons. Als die Tyloler die Amnestie nicht annahmen, griffen die Franzosen Tyrol von Norden, Süden und Osten mit überlegener Macht an. Da erkannte Hofer das Thörichte einer Fortsetzung des Kampfes und legte im Anfange des November die Waffen nieder, indem er zugleich seine Landsleute aufforderte, sich in ihr Schicksal zu ergeben und die angebotene Verzeihung anzunehmen. Aber schon nach acht Tagen ließ sich Hofer durch falsche Nachrichten von Erneuerung der Feindseligkeiten und vom Heranzuge der Oestreicher verleiten, die Waffen wieder zu ergreifen und seine Landsleute aufs neue zum Kampfe für Religion und Vaterland aufzufordern. Dieser Mißgriff Hofers zog viel unnützes Blutvergießen nach sich und gab den Dienern des Zwingherrn einen willkommnen Vorwand, die zugesicherte Amnestie für verwirkt, Hofer für geächtet zu erklären. Hofer hätte, wie die anderen Führer des Aufstandes, sich durch die Flucht retten können; aber seine Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden ließ ihn nicht zum Entschlusse der Auswanderung kommen. Zwei Monate lang verbarg er sich mit seiner Familie in einer Alpenhöhle in Passeyr unter Schnee und Eis den Nachforschungen seiner Verfolger, bis der Priester Donay, früher einer von Hofers vertrautesten Anhängern, für 300 Dukaten dessen Zufluchtsstätte verrieth. Am 30. Januar 1810, in tiefer Nacht, gelangten die Franzosen zu Hofers Hütte und nahmen ihn und seine Familie gefangen. In Botzen wurde Hofers Familie wieder frei gelassen, er selbst aber nach Mantua geführt und hier am 20. Februar 1810 erschossen.

Napoleons Kaiserthum auf seinem Höhepunkt.

Napoleon beschied die Könige von Sachsen, Westphalen, Würtemberg, Holland, Neapel, den Vicekönig von Italien und den früheren Kurfürsten von Mainz, jetzigen Fürsten Primas, für den 2. December 1809, zur fünften Jahresfeier seiner Krönung, nach Paris, damit dieselben Zeugen seines triumphatorischen Prunkes und Zuhörer seiner hochtönenden Reden wären. Aber auf dem Riesensitze seines Kaiserthrones, der auf den Trümmern des alten Europa erbaut war, fühlte sich Napoleon nicht befriedigt, weil er keinen Sohn als Erben seiner Herrlichkeit neben sich sah. Er ließ sich deshalb von Josephine scheiden, welche, nach seiner eigenen Aussage, der gute Genius seines Lebens gewesen war, und bewarb sich bei dem Kaiser von Oestreich um die Hand der Erzherzogin Maria Luise. Fünf Königinnen hielten der Kaiserin die Schleppe, als am 2. April 1810 der Kardinal Fesch in der Kapelle des Louvre die Vermählung Napoleons vollzog. Der Kaiser Franz hatte das Opfer dieses Ehebündnisses gebracht, weil er durch dasselbe den allgemeinen Frieden dauernd zu begründen hoffte. Aber Napoleon fuhr fort mit eiserner Hand in das Geschick von Völkern und Fürsten, selbst der ihm befreundeten, einzugreifen. Er erklärte den Staat des Fürsten Primas für ein Großherzogthum Frankfurt und bestimmte den Prinzen Eugen, seinen Stiefsohn, zum dereinstigen Nachfolger des neuen Großherzogs Dalberg. Napoleons Bruder, Ludwig von Holland, hatte durch Milde und Wohlwollen die Liebe seiner Unterthanen gewonnen. Er weigerte sich, das Wohl seines Volkes den leidenschaftlichen, unausführbaren Decreten zu opfern, durch welche Napoleon aus Wuth gegen England den Handel aller Völker vernichtete. Ludwig legte am 2. Juli 1810 zu Gunsten seines Sohnes die Krone nieder und begab sich nach Deutschland, wo er mehrere Jahre als Graf St. Leu zu Gräz in Steiermark lebte. Napoleon aber vereinigte Holland mit Frankreich und verlieh dem holländischen Kronprinzen das Großherzogthum Berg. Hannover war mit dem Königreich Westphalen vereinigt worden; ein kaiserliches Decret bestimmte, daß die Hansestädte sowie die Länder zwischen der Nord- und Ostsee und einer von dem Rhein zur Ems, Werra und Elbe gezogenen Linie, unter diesen auch der größte Theil des mit Westphalen vereinigten Hannovers, nebst einem beträchtlichen Stücke des Königreichs selbst, mit Frankreich vereinigt werden sollten. Durch diese Verfügung über Norddeutschland verloren die souveränen Fürsten des Rheinbundes von Salm und Kyrburg, der Herzog von Ahremberg und der Herzog von Oldenburg ihre Länder. Ein kaiserliches Decret vereinigte die Republik Wallis mit Frankreich.

Das Continental-System, welches Napoleon schon 1806 gegen England angeordnet hatte, wurde durch neue Decrete auf die höchste Spitze getrieben. Alle seewärts eingegangenen Colonialwaren sollten als aus englischem Handel stammend angesehen werden und einen Zoll von funfzig Procent entrichten; alle englischen Fabrik- und Manufakturwaren, welche in Frankreich und den mit Frankreich verbündeten Ländern gefunden würden, sollten weggenommen und verbrannt werden. In allen deutschen Ländern wurden große Massen bezahlter und versteuerter Waren den Bürgern weggenommen und verbrannt.

Der Druck von Schriften wurde unter harte Fesseln gelegt und die Einführung ausländischer Bücher gehemmt. Mit Ausnahme von Paris sollte in jedem Departement nur eine Zeitung, und zwar unter Aufsicht des Präfecten erscheinen. Man suchte die wissenschaftliche Thätigkeit lediglich auf naturwissenschaftliche Forschungen zu beschränken. Wer eine philosophische Meinung äußerte, wurde für einen Genossen der Anarchie erklärt. Die Zeitungen waren angefüllt mit Addressen an den Kaiser, mit Berichten über die Spazierfahrten der Kaiserin, der Prinzen und der Prinzessinnen, über die Förmlichkeiten, Vorstellungen und Audienzen bei Hofe. Ueber die Begebenheiten der Zeit beobachteten die französischen Zeitungen das größte Stillschweigen, und nur die Armeeberichte unterbrachen zuweilen dasselbe, um anzuzeigen, daß halb Europa erobert worden sei. Wagte ein Schriftsteller, mit einer eigenthümlichen Ansicht hervorzutreten, und hatte er alle Schwierigkeiten der Censur und des Druckes überwunden, so blieb er doch der Gefahr ausgesetzt, sein Werk im Augenblicke der Ausgabe, ohne weitern Grund, als weil es dem Kaiser mißfalle, weggenommen und vernichtet zu sehen. Das deutsche Schriftthum war Napoleon wegen des in demselben vorhandenen Elementes geistiger Freiheit entschieden zuwider, und wäre er Herr Deutschlands geblieben, so würde er dasselbe in den Fesseln seiner Gesetzgebung über das Bücherwesen erstickt haben. Eine doppelte Polizei, eine von einem besondern Minister geleitete, und eine andere, vom Kaiser selbst zur Beaufsichtigung der erstern gelenkte, füllte die Staatsgefängnisse mit ihren Opfern. Die Franzosen ertrugen das Joch, weil die Siege und Eroberungen Napoleons ihrer nationalen Eitelkeit Befriedigung gewährten. Paris wurde die Hauptstadt der Welt; jeder Franzose erschien sich als Theilhaber der von seinem Kaiser erworbenen Herrschaft Europa's. Die Schulen und Akademien ertönten von Preisgedichten und Preisreden auf die Siege des Kaisers, und die Zöglinge, welche in das Uebermaß des Lobes und der Schmeichelei den meisten Schwung und die meiste Feinheit zu legen wußten, wurden dem Kaiser als die hoffnungsvollsten angezeigt.

Napoleons Krieg gegen Rußland 1812.

Rußland hatte seit dem tilsiter Frieden vielfach zu erkennen gegeben, daß es einen Krieg mit Frankreich scheue; es hatte wiederholt erklärt, daß es für den Krieg und den Frieden mit dem Kaiser von Frankreich verbündet sei. Durch die rücksichtslose Einziehung des Herzogthums Oldenburg, dessen Fürst dem russischen Kaiser nahe verwandt war, fühlte sich Alexander tief verletzt. Da verlangte Napoleon gebieterisch, daß Rußland die Einfuhr des Zuckers und Kaffees, der einzigen überseeischen Handelsartikel, denen es unter neutraler Flagge Zugang verstattete, verbieten solle, während er selbst diese Waaren gegen besondere, für Geld erlangte Erlaubnißscheine in Frankreich einführen ließ. Auch Schweden konnte, ohne den völligen Ruin seines Handels, die geforderte strenge Handhabung des Continentalsystems nicht zugestehen. Deshalb kam es zwischen England und Schweden, und dann auch zwischen Schweden und Rußland zum Frieden und zur Einigung. Dagegen sah sich Friedrich Wilhelm III. von Preußen gezwungen, 20,000 Mann zur Verfügung Napoleons zu stellen, und auch Oestreich mußte zur Stellung von 30,000 Mann sich verpflichten. Die Könige

und Fürsten, die dem französischen Herrscher verbündet oder unterwürfig waren, boten ihre Kriegsmannschaft auf und setzten sie nach der Weichsel hin in Bewegung. Am 9. Mai 1812 verließ Napoleon St. Cloud, um sich zur Armee zu begeben. Seine Gemahlin begleitete ihn bis Dresden, wo sich auch der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen einfanden. Von Dresden ging Napoleon nach Königsberg und von da an die Grenze Litthauens zum Mittelpunkte seiner Armee. Die ganze Zahl der für diesen Krieg aufgebotenen Truppen betrug 610,058 Mann; die Hauptarmee allein zählte 400,000 Streiter, unter denen sich 80,000 Reiter befanden. Der linke Flügel der Armee, größtentheils aus Preußen und Polen unter Macdonalds Führung bestehend, berührte die Gestade der Ostsee; der rechte, den das östreichische Hülfsheer unter dem Fürsten Schwarzenberg mit einem Corps Franzosen und Sachsen bildete, stand am Bug.

Rußland war beim Ausbruche des Krieges noch mit England und den Türken im Kriege und schloß mit beiden Staaten Frieden. Durch das Eindringen Napoleons überrascht, befahl Alexander, daß die russische Armee sich rückwärts den aus dem Innern sich heranziehenden Truppen nähern und eine Schlacht nicht eher, als bis sie vereint sein würden, annehmen sollte. Der in Warschau versammelte Reichstag hatte die Herstellung des Königreichs Polen beschlossen, und es war dieser Beschluß von allen Polen mit grenzenloser Begeisterung aufgenommen worden. Man erwartete, daß Napoleon seine vielfachen Verheißungen erfüllen und dadurch die Nationalkraft der Polen zum begeisterten Kampfe gegen Rußland anregen werde. Aber Napoleon verweigerte die Wiederherstellung Polens, wie er sagte, aus Rücksicht auf den Kaiser von Oestreich.

Beim Vorrücken Napoleons verließen die Russen unter Barclay de Tolly ihre Stellung bei Wilna und zogen sich hinter die Düna zurück. Der russische Feldherr vermied sorgfältig jede Hauptschlacht, während er den Feind durch seine leichten Reiter erschöpfte und ihm eine weit und breit verheerte Gegend preisgab. Beim weitern Vorrücken der Franzosen wurde die Schwierigkeit der Kriegführung durch die Flucht der öffentlichen Beamten, durch den Mangel an Lebensmitteln und Fourage und durch unaufhörliche Regengüsse vermehrt. Der russische Feldmarschall Barclay de Tolly zog sich immer weiter, bis nach Smolensk zurück, in der Absicht, sich mit der südlich heranrückenden Armee des Fürsten Bagration zu vereinigen. Smolensk wurde von den Russen vertheidigt, aber dann in der Nacht geräumt und den Franzosen als Trümmerhaufe überlassen. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit bewegte das französische Heer in drei Colonnen sich vorwärts. Barclay vor ihm her, unerschüttert in seiner Ueberzeugung, daß er keine Schlacht liefern könne, ohne durch deren wahrscheinlichen Verlust Rußlands Schicksal aufs Spiel zu setzen. Das russische Volk und Heer beschuldigte aber Barclay bald des Ungeschicks, dann der Feigheit und endlich des Verraths, und der Kaiser hielt es für nothwendig, in so düsterer Zeit die Volksstimme zu berücksichtigen, und ernannte zu Barclay's Nachfolger den General Kutusow, einen gebornen Russen und Suwarow's Waffengefährten, der im Heere eines großen Rufes genoß. Kutusow glaubte die alte, fast heilig gehaltene Hauptstadt Moskau dem Feinde nicht

preisgeben zu dürfen, ohne vorher zu ihrer Rettung das Aeußerste versucht zu haben. Er nahm daher eine Stellung bei Borodino, ohngefähr sieben und zwanzig Stunden vor Moskau, und erwartete hier, hinter einigen in der Eil aufgeworfenen Verschanzungen, die Franzosen. Am 7. September 1812 wurde hier eine mörderische Schlacht geschlagen, in welcher die Russen mit religiöser Begeisterung und mit dem Muth der Verzweiflung stritten, bis sie endlich den geübteren Gegnern und dem schlachtenkundigen Kaiser die Walstatt lassen mußten. Am Abend des blutigen Tages waren 70,000 Menschen theils getödtet, theils verwundet, aber nur wenige gefangen. Napoleon konnte sich des Sieges an der Moskwa rühmen, aber die feste Haltung des russischen Nachtrabs hinderte ihn an rascher Verfolgung. Kutusow erreichte mehrere Tage vor ihm die Gegend von Moskau, zog sich, ohne noch eine Schlacht zur Vertheidigung der Hauptstadt zu liefern, südwärts nach Kaluga und nahm eine Stellung in der Flanke der Franzosen. Zugleich verabredete er mit dem Grafen Rostopschin, dem Gouverneur von Moskau, die Räumung dieser Stadt.

Als am 14. September der französische Vortrab unter Murat in Moskau einrückte, war die Stadt wie ausgestorben. Von 240,000 Einwohnern waren nur 12 bis 15,000 Menschen, theils Fremde, theils Leute aus der untersten Volksklasse, zurückgeblieben. Napoleon nahm in einem der verlassenen Häuser, am zweiten Tage in dem Kreml, der Burg der Zaren, sein Hauptquartier. Er hatte gemessenen Befehl gegeben, strenge Ordnung unter den Truppen zu erhalten, aber viele Soldaten verbreiteten sich über die Stadt, um Lebensmittel zu suchen, und plünderten die verlassenen Häuser. Schon am ersten Abende brach an mehreren Stellen Feuer aus, was bei der Menge von Wachfeuern in der Nähe hölzerner Häuser nicht zu verwundern war. Die Franzosen wollten löschen; aber das Corps der Spritzenleute war mit allen seinen Geräthschaften abgezogen. Ein heftiger Wind trieb die Gluth von Gasse zu Gasse, und am Morgen des 16. Septembers gewährte das Feuer das Bild eines vom Sturme bewegten Flammenmeeres. Von einer Terrasse des Kreml betrachtete Napoleon das Grausen erregende Schauspiel; am Abend des 16., als der Kreml mitten im Feuerregen stand, verließ er den Palast der Zaren und die brennende Stadt und nahm in dem Lustschlosse Petrowski, eine halbe Stunde vor der Stadt, seine Wohnung. Nun waren alle Bande des Gehorsams gelöst; beutegierig stürmte der Soldat in die brennenden Paläste und suchte durch den Rausch jeglicher Lust sich für die erduldeten Mühseligkeiten zu entschädigen. Als am sechsten Tage durch starke Regengüsse der Brand nach und nach erlosch, waren neun Zehntheile der Häuser zerstört, und der Boden mit Schutt und halb verbrannten Leichen von Menschen und Thieren bedeckt.

Napoleon erwartete russische Friedensboten und sandte, als diese nicht erschienen, den General Lauriston mit Friedensanträgen an den Kaiser, in Kutusows Hauptquartier. Kutusow wußte Napoleon hinzuhalten, während das russische Heer sich täglich durch neue Streitkräfte verstärkte, der Zustand des französischen aber sich verschlimmerte. Endlich erkannte Napoleon seine Täuschung und verließ am 17. October Moskau, um über Kaluga nach Smolensk zurückzukehren. Der Marschall

Mortier erhielt den Befehl, bevor er mit dem Nachtrab abzöge, den Kreml durch angelegte Minen in die Luft zu sprengen, und wirklich ging ein Theil des kaiserlichen Palastes in Flammen auf. Anfangs suchte Napoleon einen anderen Heimweg, als den nun verödeten, auf welchem er gekommen war, und durch ein siegreiches Gefecht brach er sich Bahn. Aber nach langem Bedenken faßte er, auf den Rath seiner Generale, den Entschluß, die eingeschlagene Richtung wieder zu verlassen und auf dem früheren Wege zurückzukehren. Mit der ungeheuren in Moskau geraubten Beute belastet bewegte sich der französische Heereszug langsam vorwärts, durch Landschaften, welche, an und für sich karg angebaut, durch Freund und Feind der Verheerung preisgegeben waren. Rachefreudig erhob sich ganz Rußland; aus der Nähe und Ferne strömten Jünglinge und Männer unter die Fahnen Kutusows. Leichte Reiter umschwärmten die Abziehenden, eilten ihnen voran und verödeten die Landschaften. Immer fühlbarer wurde im Heere Napoleons der Mangel an Kleidungsstücken und Lebensmitteln. Noth brach den Gehorsam; der alte Muth und Siegesstolz war von den französischen Adlern gewichen. Haufen von Leichen bezeichneten die Straße des Rückzuges. Kosacken ermüdeten durch rastlose Angriffe, trennten die Heerestheile von einander, griffen die Versprengten auf. Es war ein harter Kampf mit den racheluftigen Russen, härter noch mit der vernichtenden Gewalt des russischen Winters. Mit dem Anfange des Novembers stellte sich eine ungewöhnliche Kälte ein. Wie ein Leichentuch hatte sich der Winter über die öde Landschaft gelegt, über welche bleiche, abgemagerte Gestalten auf dem nämlichen Wege hinzogen, auf dem sie vor kurzem siegesstolz vorgedrungen waren. Unter den Reitern und vor den Geschützen brachen die Pferde zusammen; immer heftiger wüthete der Hunger; man pries den glücklich, der, in der Nacht von der Kälte getödtet, am Morgen nicht wieder erwachte.

Bei dem **Uebergang über die Beresina**, der am 26. November begann, erduldeten die Franzosen das höchste Maß des Jammers, der den Menschen im Kriege treffen kann. Auch der Ueberrest des Heeres, der am Flusse Beresina gegen zwei aus dem Süden und Norden herbeigezogene Heere mit bewunderungswerther Tapferkeit gestritten hatte, löste sich von da bis Wilna in ungeordnete, waffenlose Haufen auf. Im Ganzen kehrten zwar 30 bis 40,000 Mann über den Niemen nach Preußen zurück; diese waren aber ohne Ordnung und Führung und zerstreuten sich bald nach allen Seiten hin Napoleon mit allen seinen Marschällen entrann dem Untergange, und die in Polen und Preußen stehenden Streitkräften erhielten noch das Schreckbild einer französischen Kriegsmacht. Auch die Russen hatten durch die Anstrengungen der Verfolgung und die strenge Kälte sehr gelitten. Napoleon verließ schon vor Wilna seine Kriegsgefährten und eilte in einem Schlitten über Wilna und Warschau nach Dresden und von da in möglichster Eilfertigkeit nach Paris. Hier war, zwei Monate früher, am 23. Oktober, von dem republikanisch gesinnten General **Mallet** der Versuch gemacht worden, den kaiserlichen Thron umzustürzen und die Republik herzustellen. Das Unternehmen war aber gescheitert.

Der Kampf um Deutschlands Befreiung 1813.

Napoleon verhehlte sein Mißtrauen gegen das preußische Kabinet und seinen Haß gegen das preußische Volk nicht. Im Jahre 1811 schien

er entschlossen, zugleich an Preußen und an Rußland den Krieg zu erklären, und es sollen ihm Männer aus seiner Umgebung gerathen haben, sich des preußischen Staates und der Person des Monarchen ohne Weiteres zu bemächtigen. Preußen wurde beim Durchzuge des französischen Heeres wie ein feindliches Land behandelt und mit unermeßlichen Lieferungen und Erpressungen bedrückt. Aber alles mußte ertragen werden, weil der König, in seiner Hauptstadt von französischen Truppen umringt, mit dem Uebermächtigen, der kein Recht gegen sich gelten ließ, nicht rechten konnte. Ein unerwartetes Ereigniß nöthigte zu der Erwägung, was nach dem Untergange der großen Armee zu thun sei. Als der Marschall Macdonald den Rückzug des Hauptheeres erfuhr, führte er seine Armee, welche als linker Flügel desselben bis nach Riga vorgedrungen war, aus Liefland und Kurland zurück. Das preußische Corps unter General York, welches noch 14,000 Mann stark war, sollte den Rückzug des Marschalls gegen die weit überlegene russische Armee unter Wittgenstein decken; aber York schloß am 30. December zu Poscherunsch bei Tauroggen mit dem General Diebitsch, einen Vertrag, nach welchem das preußische Corps für neutral erklärt ward und in Ostpreußen ruhig stehen blieb. Wenn der König den Rückmarsch desselben zur Armee befehle, solle es zwei Monate lang nicht gegen die russische Armee dienen dürfen. Der König war über diesen Schritt seines Oberfeldherrn sehr aufgebracht und befahl, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die russische Armee ließ aber den Ueberbringer dieses Befehls nicht durch. In Paris wurde die Nachricht von Yorks Vertrage als ein willkommner Vorwand ergriffen, um die Unfälle der französischen Armee unter der Schuld fremder Verrätherei zu verhüllen und von Preußen ungeheure Forderungen zu den neuen Kriegsrüstungen zu machen.

Am 25. Januar 1813 verlegte der König seinen Wohnsitz von Berlin, wo er jeden Augenblick von den Franzosen festgenommen werden konnte, nach Breslau. Hier sammelten sich alsbald Männer, wie Blücher, Gneisenau und Scharnhorst um ihn. Am 3. Februar rief der König alle Preußen vom 17. bis zum 24. Lebensjahre zu den Waffen; am 9. Februar erklärte er jede Befreiung vom Kriegsdienste für aufgehoben und gestattete die Bildung von Freicorps. Zwischen Rußland und Preußen wurde ein Bundesvertrag unterzeichnet. Am 17. März erließ der König einen Aufruf an das Volk und das Heer: „Es ist der letzte Kampf, den wir bestehen für unsern Namen und unser Dasein; keinen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang." Jünglinge und Männer aller Stände eilten in die Reihen der Krieger, selbst Familienväter verließen ihre Aemter und die Kreise ihrer Lieben, um sich den ungewohnten Beschwerden des Kriegsdienstes zu unterwerfen. Hinter dem eigentlichen Kriegsheere trat aus den Bewohnern der Städte und Dörfer die Landwehr zusammen. Kirchliche Feierlichkeiten gaben der Heeresrüstung die Weihe. Gebhard Lebrecht von Blücher, an Jahren ein Greis, an Thatkraft und Geschwindigkeit ein Jüngling, erhielt vom König den Oberbefehl über das preußische Heer.

Am 4. März räumten die Franzosen Berlin. Hamburgs Bürger entledigten sich der französischen Herrschaft durch einen Volksaufstand. Im Namen der beiden Monarchen verkündigte Kutusow die

Auflösung des Rheinbundes und die Herstellung eines unabhängigen Deutschlands. Die deutschen Fürsten wurden aufgefordert, die Waffen gegen den gemeinsamen Feind zu ergreifen. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, bald auch der Herzog von Anhalt-Dessau schlossen sich den Alliirten an. Dagegen wies der König Friedrich August von Sachsen die Einladung, die der König von Preußen an ihn sandte, zurück und flüchtete sich über Regensburg nach Prag.

Napoleon hatte die großartigsten Rüstungen für den Wiederbeginn des Krieges gemacht und mit 150,000 Mann erschien er gegen Ende Aprils in Deutschland. Bei Groß-Görschen, in der Gegend von Lützen, kam es am 2. Mai zur Schlacht. Der Kampf war hart und blutig; die Verbündeten mußten aber zuletzt das Schlachtfeld räumen und zogen über Dresden in die Lausitz zurück. Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein. Dahin kehrte auch, erschreckt durch Napoleons Drohung, der König von Sachsen zurück, nachdem er vergebens auf eine Mittheilung des wiener Hofes über die von demselben gefaßten Beschlüsse gewartet hatte. Am 20. und 21. Mai erfolgte die zweitägige Schlacht bei Bautzen. Die Russen und Preußen zogen sich nach Schlesien zurück, wo sie bei Schweidnitz eine feste Stellung nahmen. Oestreich hatte sich noch für keinen von beiden Theilen entschieden, suchte aber zur Vollendung der Rüstungen sich selbst und den Verbündeten Zeit zu verschaffen. Es brachte deshalb einen Waffenstillstand in Vorschlag, und dieser wurde am 4. Juni in dem Dorfe Pläswitz bei Striegau auf einige Tage geschlossen, dann in dem Dorfe Poischwitz bei Jauer bis zum 20. Juli, später bis zum 10. August verlängert, um der Friedensunterhandlung, die während dieser Zeit zu Prag begonnen werden sollte, Raum zu gewähren. Zu bedauern war es, daß kurz vor dem Waffenstillstande Hamburg von einem französischen Heerhaufen unter Davoust und Vandamme besetzt und von der ganzen Rache der Franzosen getroffen worden war.

Als Napoleon die Anträge, welche Oestreich zur Herstellung des Friedens machte, nicht annahm, erklärte Oestreich am 12. August seinen Beitritt zu dem russisch-preußischen Bündniß und Krieg gegen Frankreich. Der Beitritt Oestreichs verschaffte den Verbündeten nicht bloß eine große Masse von Streitkräften, sondern auch eine vortheilhafte Heeresstellung. Von drei Seiten zugleich, aus Böhmen, aus Schlesien und aus Brandenburg sah sich nun Napoleon mit Angriffen bedroht. Dem östreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg übertrugen die verbündeten Monarchen den Oberbefehl, und bei dem Hauptheere, welches sich in Böhmen versammelt hatte, blieben die drei Monarchen persönlich anwesend. Dem Kronprinzen von Schweden, der mit 25,000 Schweden von Pommern aus dem Hauptheere zuzog, waren auch Russen und Preußen untergeordnet. Das schlesische, aus Russen und Preußen bestehende Heer befehligte Blücher. Ein französisches Corps, welches unter dem Marschall Oudinot gegen Berlin vordrang, wurde am 23. August bei Groß-Beeren von den Preußen geschlagen. Als der Marschall Ney abermals zur Eroberung der preußischen Hauptstadt auszog, erlitt er am 6. September bei Dennewitz in der Nähe von Jüterbock von den preußischen Generalen Bülow und Tauenzien eine vollständige Niederlage. Aber ein Angriff der

Hauptarmee auf Dresden mißlang, und nach einer zweitägigen Schlacht, am 26. und 27. August, sah sie sich zu einem Rückzuge genöthigt, der unter dem Einflusse eines gewaltigen Regenwetters den kläglichsten Anblick darbot. Dagegen halfen dieselben Regenströme am 26. August der schlesischen Armee die Schlacht an der Katzbach gegen ein französisches Heer unter Macdonald gewinnen. Durch diesen Sieg wurde das in Blücher gesetzte Vertrauen zur kühnsten Zuversicht gesteigert. Von der Hauptarmee wurde Vandamme, der ihr den Rückzug nach Böhmen abschneiden wollte, bei Culm, in der Gegend von Teplitz, am 30. August, nach einem verzweifelten Widerstande mit zehntausend Mann zur Ergebung gezwungen.

Auf die Nachricht, daß Blücher bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen und seine Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden bewerkstelligt habe, wandte sich Napoleon, begleitet vom Könige von Sachsen, nach Leipzig. Die drei großen Heere von Böhmen, Schlesien und Norddeutschland hatten sich einander genähert und umringten den Gegner. Vom 16. bis zum 19. Oktober wurde die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen. Am Abend des 18. war der Sieg für die Verbündeten entschieden, und Napoleon beschloß für den anderen Morgen den Rückzug nach Weißenfels. Auf der Flucht durch die Elster ertrank der Anführer der Polen, Fürst Joseph Poniatowski. Der König von Sachsen wurde, als am 19. die verbündeten Monarchen in Leipzig eingezogen waren, für einen Kriegsgefangenen erklärt und genöthigt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Baiern hatte kurz vor der leipziger Schlacht dem Bunde mit Frankreich entsagt und mit Oestreich einen Vertrag geschlossen. Jetzt eilte General Wrede mit einem bairisch-östreichischen Heere nach Hanau, um dem französischen Kaiser, der sich über Erfurt nach dem Rheine zurückzog, den Heimweg abzuschneiden. Aber Napoleon brach sich durch das blutige Treffen bei Hanau (am 30. Oktober) Bahn und ging am 2. November mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein.

Hieronymus Napoleon hatte sein Königreich Westphalen am 26. Oktober verlassen, und Preußen, Hannover, Oldenburg, Hessen und Braunschweig nahmen ihr altes Eigenthum wieder. Der Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, gab sein Großherzogthum auf und ging nach Konstanz, später nach Regensburg, um seinen bischöflichen Pflichten zu leben. Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt schlossen Verträge mit Oestreich und ließen ihre Truppen zu dem Heere der Verbündeten stoßen. Die Nordarmee war von Leipzig nach Hannover gezogen und hatte sich dort in zwei Theile getrennt. Mit dem einen Theil drangen Bülow und Wintzingenrode nach Holland, mit dem anderen Bernadotte und Woronzow nach Holstein vor. Holland wurde bis auf einige wenige Plätze besetzt, und die Einwohner riefen den Sohn ihres ehemaligen Erbstatthalters, Wilhelm VI., zu ihrem Herrscher aus. In Holstein wurden die Dänen zurückgetrieben und schlossen am 14. Januar 1814 zu Kiel einen Friedensvertrag, in welchem sie Norwegen an Schweden abtraten und sich zur Theilnahme am Kampfe der Alliirten verpflichteten. Die Schweiz wollte sich für neutral erklären, die Verbündeten erkannten aber diese Neutralität nicht an.

Der Krieg im Jahre 1814. Zug nach Paris. Napoleons Fall.

Den ganzen Rheinstrom entlang hatten die verbündeten Heere sich ausgebreitet, als die Monarchen von Frankfurt aus Napoleon das Anerbieten machten, ihm Frankreich von den Rhein und den Alpen bis zu den Pyrenäen zu lassen, dergestalt, daß Belgien und Savoyen seinem Reiche einverleibt bleiben sollten. Die Bevölkerung Deutschlands erschrak; sie befürchtete eine unzeitige Beendigung des Krieges. Um so größer war die Freude, als man vernahm, daß Napoleon die ihm gemachten Vorschläge abgelehnt habe und jetzt die Entscheidung in Frankreich erfolgen solle. Napoleon glaubte nicht, daß die Verbündeten noch während des Winters den Feldzug eröffnen würden. Aber eben hierfür sprachen sich Blücher und Schwarzenberg aus, welche der Meinung waren, daß man dem Gegner keine Zeit zur Bildung eines neuen Heeres lassen dürfe. Paris, als Mittelpunkt des französischen Lebens, sollte das Ziel sein, und zwar sollte der Zug dahin gleichzeitig von Schwarzenberg durch die Franchecomté und von Blücher durch Lothringen unternommen werden. Demgemäß ging Schwarzenberg mit dem Hauptheere, bei welchem sich Russen unter Barclay de Tolly, Baiern unter Wrede, Würtemberger unter ihrem Kronprinzen befanden, bei Basel und Schaffhausen (21. December 1813) über den Rhein und setzte den Weg über Genf und das Juragebirge nach Langres fort, während in der Scheidestunde des Jahres das schlesische Heer unter Blücher bei Mannheim, Caub und Koblenz den Strom überschritt und nach der Mosel und Maas zog. Am 24. Januar 1814 vereinigten sich beide Heere an der Aube, und am 31. besiegte Blücher Napoleon bei Brienne, wo er einige Tage vorher von Napoleon zum Rückzuge genöthigt worden war. Es war unmöglich, die Verpflegung für die vereinigte Macht und besonders das Futter für die große Zahl der Pferde, mitten im Winter und in Feindesland herbeizuschaffen. Deshalb trennten sich die beiden Heere wieder. Blücher sollte im Thale der Marne auf Paris vordringen, während Schwarzenberg dasselbe auf den beiden Ufern der Seine zu bewirken versprach.

Napoleon warf sich mit seiner ganzen Macht auf die schlesische Armee, welche nun acht Tage hindurch, vom 10. bis 18. Februar, Gefechte zu bestehen hatte und sich bis nach Chalons zurückziehen mußte. Dann wandte sich Napoleon gegen das Hauptheer und brachte bei Monterau dem Corps des Kronprinzen von Würtemberg einen empfindlichen Schlag bei. Schwarzenberg zog sich nach Troyes zurück und in dessen Nähe vereinigten sich wiederum beide Armeen. Kämpfe, Märsche, Entbehrungen jeder Art hatten das verbündete Heer um die Hälfte vermindert; das Land war ausgezehrt, im Rücken waffnete sich der Landmann. In dieser betrübten Lage erbot sich Blücher, wenn er durch die beiden Corps der Nordarmee unter Bülow und Winzingerode verstärkt würde, mit der schlesischen Armee abermals Paris zu bedrohen und so den Kaiser Napoleon von der Verfolgung der Hauptarmee abzuziehen, welche ihrer Seits sogleich umkehren solle, sobald sie bemerke, daß Napoleon umgekehrt sei. Dieser Plan Blüchers rettete den Erfolg des Feldzuges. Denn als die schlesische Armee wieder über die Marne ging und vorwärts nach Paris zog, ließ auch Napoleon wieder von der Hauptarmee ab. Nun siegte Schwarzenberg bei Bar an der Aube am 27. Februar über die Corps der Marschälle Oudinot und Macdonald,

erstürmte Troyes und vergönnte hier seiner Armee eine Rast von vierzehn Tagen. Während dieser Zeit vollbrachte die schlesische Armee eine Reihe von Märschen und Kämpfen, die Napoleon in Verzweiflung setzten. Zwar gewann er eine Schlacht bei Craonne (am 7. März), verlor aber drei Tage später die Schlacht bei Laon, die ihn nöthigte, seinem Angriffsverfahren zu entsagen. Zu Chatillon, wo Caulaincourt und die Minister der drei Monarchen seit dem Ende des Januar zu einem Congresse versammelt waren, überreichte jetzt Caulaincourt einen Friedensentwurf. Dieser wurde aber von den verbündeten Monarchen nicht angenommen.

Das Hauptheer setzte sich wieder in Bewegung und lieferte Napoleon bei Arcis an der Aube eine Schlacht. Napoleon sah, daß er den Verbündeten den Weg nach der Hauptstadt nicht zu verschließen vermochte. Er beschloß daher, den Verbündeten den Weg nach der Hauptstadt offen zu lassen, sich selbst aber auf ihre Verbindungslinie zu werfen, und sie so durch Aufrollung oder Ueberflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Schwarzenberg errieth diese Absicht und faßte den Entschluß, nach Paris zu ziehen, und den kühnen Umgeher durch gleiche Kühnheit selbst zu umgehen. Er sandte dem französischen Kaiser den General Winzingerode mit 8000 Reitern nach, um ihm die Meinung beizubringen, daß die ganze verbündete Armee ihm folge.

Die Heere der Verbündeten hatten ihren Marsch kaum angetreten, als sie auf die Truppen Marmont's und Mortier's stießen. Diese wurden am 25. März bei Fere Champenoise mit schwerem Verluste zurückgeworfen und mußten bis nach Paris zurückweichen. Die Kaiserin verließ mit ihrem vierjährigem Sohn Paris und begab sich nach Blois. Die Minister und Großwürdenträger folgten ihr. Der König Joseph versuchte mit den Marschällen Marmont und Mortier Paris zu vertheidigen, und es fand am 30. März noch ein blutiges Treffen statt. Als aber Joseph erkannte, daß er der Uebermacht der Verbündeten nicht gewachsen sei, sandte er den Marschällen die Ermächtigung, eine Kapitulation zu schließen, und verließ Paris. In der Nacht um zwei Uhr wurde der Vertrag der Uebergabe geschlossen. Am Morgen des 31. März begannen die verbündeten Heere Paris zu besetzen. Um die Mittagsstunde zogen Alexander und Friedrich Wilhelm in die Stadt ein.

Ueber die Herstellung des bourbonischen Königshauses hatten sich die verbündeten Monarchen noch nicht entschieden; sie wollten den Schein vermeiden, als sollten die Bourbons der französischen Nation aufgedrungen werden. Alle Leute von Einfluß waren des Krieges müde und freuten sich der Aussicht auf den bevorstehenden Umsturz des Napoleonischen Militär-Despotismus. Die Royalisten waren für die Wiedereinsetzung der Bourbons sehr thätig und wurden von den beiden russischen Diplomaten Nesselrode und Pozzo di Borgo und dem von Nesselrode gewonnenen Talleyrand eifrig unterstützt. Der von Talleyrand berufene knechtische Senat sprach am 2. April die Absetzung Napoleons aus.

Als Napoleon am 27. März zu Vitry den Marsch der Verbündeten erfuhr und seinen Irrthum erkannte, trat er in der größten Eile den Rückmarsch an. Am 31. warf er sich in eine Postchaise und ließ

jagen, was die Pferde laufen konnten, um durch seine Ankunft die Uebergabe von Paris zu verhindern. Da brachte ihm ein Courier die Nachricht von der Kapitulation, und er ließ nach Fontainebleau fahren. Hier sammelte er in den nächsten drei Tagen gegen 40,000 Mann um sich. Aber von seinen Marschällen gedrängt, unterzeichnete er am 4. April 1814 eine Abdankungs-Acte, in welcher er zu Gunsten seines Sohnes auf den Kaiserthron Frankreichs verzichtete. Aber bereits hatte in Paris die Sache der Bourbons gesiegt und es wurde die Zurückrufung des rechtmäßigen Königs gefordert. Mit Widerstreben schrieb Napoleon am 6. April eine neue Acte, in welcher er für sich und seine Erben den Kronen von Frankreich und Italien entsagte. Dagegen wurde Napoleon die Insel Elba mit voller Oberhoheit, die Beibehaltung des Kaisertitels, eine jährlich von Frankreich zu zahlende Rente von zwei Millionen Franken zugesichert und ihm zugleich gestattet, 400 Mann seiner Garde nach Elba mit zu nehmen. Der Kaiserin Maria Luise sollte das Herzogthum Parma, Piacenza und Guastalla überwiesen werden. Napoleon schwankte, ob er nicht, troß der ausgestellten Entsagungsakte, noch einen Versuch zur Wiedergewinnung des Thrones machen sollte. Erst als Wellington, der aus Spanien nach Frankreich vorgedrungen war, am 10. April den Marschall Soult bei Toulouse besiegte und im südlichen Frankreich der Ruf für die Bourbons erscholl, reiste Napoleon von Fontainebleau ab und stieg am 4. Mai auf Elba ans Land.

Ludwig XVIII. nimmt den französischen Königsthron wieder ein. Friede zu Paris.

Der Senat hatte sich beeilt, eine Verfassung aufzusetzen, nach welcher der König seine Krone in Folge einer freien, von Seiten des Volkes an ihn ergangenen Berufung empfangen, den Senatoren hingegen der Besitz der einträglichen Senatorstellen erblich verbleiben sollte. Ludwig XVIII. erließ am 2. Mai, an dem Tage vor seinem Einzuge in Paris, zu St. Ouen eine Bekanntmachung, in welcher er die Krone als sein unveräußerliches Eigenthum ansah, der von dem Senate entworfenen Verfassung seine Genehmigung versagte und zugleich erklärte, daß er der Nation eine ihrem Bedürfnisse angemessene Verfassung geben werde. Schon am 4. Juni wurde die verheißene Verfassungsurkunde bekannt gemacht.

Am 30. Mai 1814 wurde zu Paris von Oestreich, England, Preußen und Rußland der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Frankreich trat durch denselben in die Grenzen zurück, die es vor der Revolution gehabt hatte, behielt jedoch die früher dem Papst gehörigen Grafschaften Avignon und Venaissin, das Herzogthum Savoyen und mehrere Bezirke auf der deutschen und niederländischen Seite, im Ganzen 150 Geviertmeilen. Frankreich erhielt ferner von England fast alle verlornen Kolonien wieder. Die meisten geraubten Kunstwerke blieben aber in Paris. Die Verbündeten behandelten Frankreich mit der größten Schonung, weil sie glaubten, daß es den Bourbons unmöglich fallen werde, sich auf dem Throne zu behaupten, wenn harte Bedingungen an ihre Rückkehr geknüpft würden. Weder in Frankreich noch in Deutschland war man mit den Bestimmungen dieses Friedens zufrieden.

In Italien hatte der Vicekönig gegen die im Herbst 1813 eingedrungenen Oestreicher tapfer gekämpft. Nachdem aber Frankreich sich

mit den verbündeten Mächten versöhnt hatte, legte Eugen die Waffen nieder und begab sich mit seiner Familie nach Baiern. In Mailand erklärte am 23. Mai 1814 der Feldmarschall Bellegarde im Namen seines Kaisers die Besitznahme des Landes. Nach Piemont, Florenz, Modena kehrten ihre früheren Fürsten zurück. Der Papst hielt am 24 Mai 1814 seinen feierlichen Einzug in Rom. In Neapel behauptete Murat den Thron. Er hatte am 14. Januar 1814 mit dem Kaiser Franz einen Vertrag geschlossen, in welchem ihm der Besitz seiner Staaten gewährleistet worden war. In Spanien nahm Ferdinand VII., welchen Napoleon im März 1814 aus Valençay entlassen hatte, den Thron wieder ein. Dänemark, welches versäumt hatte, sich zu rechter Zeit von Napoleon zu trennen, mußte Norwegen an Schweden abtreten. Die ionischen Inseln wurden für einen Freistaat erklärt und unter die Schutzherrschaft Englands gestellt. Holland wurde dem Prinzen Wilhelm VI. von Oranien als Königreich übergeben.

Am 1. November 1814 wurde in Wien der Congreß der Abgeordneten der europäischen Mächte eröffnet. Zu demselben hatten sich die drei Monarchen, welche die Gefahren des Krieges getheilt hatten, sowie die Könige von Dänemark, Baiern und Würtemberg und viele andere Fürsten persönlich eingefunden. Der Zweck des Congresses war, der Politik der europäischen Staaten eine feste Gestaltung zu geben, das Verhältniß vornehmlich der deutschen Fürsten zu ordnen und die Forderungen der größeren und kleineren Herrscherhäuser auszugleichen. Die Verhandlungen wurden nicht in glänzender Fürstenversammlung, sondern in geschlossenen Gemächern von Ministern und Räthen geführt. Oestreich erhielt von Rußland den Theil von Ostgalizien, den es 1809 abgetreten hatte, von Baiern, gegen Einräumung Würzburgs, Aschaffenburgs und des größten Theils der überrheinischen Pfalzlande, Tyrol und Salzburg. Die belgischen Niederlande wurden mit Holland zu einem Königreich der Niederlande vereinigt. In Italien erhielt Oestreich außer Mailand das ganze Gebiet von Venedig und legte diesen Provinzen den Namen „Lombardisch-Venetianisches Königreich" bei. Genua wurde an Sardinien gegeben.

Die Verträge, welche Preußen mit Rußland und im Laufe des Krieges mit den übrigen Mächten geschlossen hatte, sicherten ihm seinen Länderbestand zu, wie er vor dem Kriege von 1806 gewesen war. Aber Kaiser Alexander wollte von den polnischen Provinzen nur so viel zurückgeben, als nöthig war, um eine Verbindung zwischen den Ostseeländern und Schlesien hervorzubringen. Der Verlust Preußens schien nur gedeckt werden zu können, wenn das Königreich Sachsen, welches von den Verbündeten erobert worden war, an Preußen gegeben wurde. Ueber diese Frage entstand aber ein Zwiespalt, und Oestreich, England und Frankreich schloßen am 3. Januar 1815 einen Bund gegen Rußland und Preußen. Ein Bruch der fünf Großmächte schien unvermeidlich; aber die Verwickelung wurde noch im Wege friedlicher Verständigung gelöst. Preußen erhielt nebst Danzig und Thorn einen größeren Antheil von Polen, als ihm zuerst bestimmt gewesen war, ein bedeutendes Gebiet an beiden Ufern des Rheins und die Hälfte von Sachsen mit den Elbfestungen Torgau und Wittenberg. Das deutsche Reich wurde

nicht wieder hergestellt, sondern die souveränen deutschen Fürsten traten zu einem Staatenbund zusammen, dessen Verhältnisse durch die am 8. Juni 1815 zu Wien unterzeichnete Bundesakte geregelt wurden. Da die mediatisirten Fürsten die Souveränität nicht wieder erhielten, so blieb die Zahl der Staaten, die im alten Reiche mehrere Hundert betragen hatte, auf acht und dreißig beschränkt. Hannover nahm den Titel Königreich an, und von den Kurfürsten blieb nur Hessen-Kassel. Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt wurden für freie Städte erklärt.

Napoleon's Wiederkehr und Murat's Ende.

Der Thron der Bourbons stand auf der trüglichen Asche eines Vulkans; Napoleon blieb das Ideal des französischen Volkes. Die zurückgekehrte Herrscherfamilie handelte nach Grundsätzen, durch welche die größte Zahl der Franzosen erbittert und für die Zukunft besorgt gemacht wurde. Aus der Gefangenschaft und den ausländischen Festungen waren mehr als hunderttausend Krieger wieder gekommen, die in Napoleon noch immer den Gegenstand ihrer Vergötterung sahen. Die Stimmung des Heeres war feindselig gegen das regierende Haus und überhaupt gegen eine friedliche Ordnung der Dinge; die heimgekehrten Auswanderer erregten die Besorgnisse der Landleute, welche das Eigenthum derselben an sich gebracht hatten; der Zusammenstoß des kaiserlichen und des königlichen Frankreich rief eine große Unzufriedenheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen hervor. Der alte Adel machte seine Ansprüche wieder geltend, drängte sich um den Thron, bildete den eigentlichen Hof und eröffnete den Kampf mit dem durch Napoleon geschaffenen neuen Adel. Dieser hingegen bestritt in der von Ludwig XVIII. aus dem Senat und dem gesetzgebenden Körper gebildeten Pairskammer und Kammer der Deputirten die freie Gewalt des Königthums. Die zurückgekehrten Priester sannen auf Wiederbegründung ihrer früheren Stellung. Die kaiserliche Garde hatte Paris verlassen müssen; dagegen waren die ehemaligen Hoftruppen wieder hergestellt worden; selbst Schweizerregimenter sah man wieder die Wache vor dem königlichen Schlosse beziehen. Eine große Zahl verdienter Officiere wurde auf halben Sold gesetzt; die Officiersstellen erhielten Emigranten oder junge Adelige, die Frauen der Marschälle wurden am Hofe verhöhnt. Das Königshaus versäumte jedes Mittel, um die öffentliche Stimmung zu gewinnen. Die Emigranten klagten, daß zu wenig für sie und den Thron, die Gegner, daß nichts für das Volk geschehe.

Napoleon war von dem Zwiespalte der Großmächte auf dem Congresse in Wien und von der in Frankreich vorherrschenden Stimmung, von der Gährung, in welcher sich alle Elemente des Staatslebens befanden, genau unterrichtet. Er hielt den Zeitpunkt für angemessen, den letzten kühnen Wurf zu wagen und den Bourbons durch einen kühnen Handstreich die Krone zu entreißen. Die Zögerung oder Weigerung des französischen Kabinets in Zahlung der ihm ausgesetzten Jahrgelder gab ihm sogar einen scheinbaren Rechtsgrund. Von etwa 1000 seiner Getreuen begleitet, verließ er am 26. Februar 1815 die Insel Elba, entging glücklich den englischen Kreuzern und stieg bei Cannes, unweit Fréjus, am 1. März an's Land. Von hier marschirte er mit seinen Soldaten, die sich unterwegs durch viele herbeikommende Veteranen

vermehrten, innerhalb sechs Tagen nach Grenoble. Aus dieser Festung zog ihm der Oberst Labédoyère zu und gab dem Kaiser durch die ihm überwiesene Stadt einen festen Stützpunkt für seine Unternehmungen. Aus Paris wurden der Graf von Artois und Macdonald nach Lyon gesandt, um die Truppen gegen Napoleon zu führen; aber weder die Soldaten, noch die Bürger ließen sich vom Abfalle zurückhalten, als der Kaiser nahte. Schon am 20. März sah sich der König genöthigt, Paris zu verlassen, und floh über Lille nach Gent, wohin ihm die Prinzen von Artois, Berry und Orleans folgten. Am Abend desselben Tages zog Napoleon in Paris ein. Der Herzog von Angouleme und seine Gemahlin, die sich zufällig im Süden befanden, versuchten umsonst, das Volk für das Königthum zu begeistern; selbst die Vendée, wo sich der Herzog von Bourbon befand, blieb ruhig.

Der wiener Congreß erließ, auf die Nachricht von Napoleons Landung, am 13. März 1815, eine Achtserklärung gegen Napoleon, und Oestreich, Rußland, England und Preußen erneuerten ihr Bündniß, um den Frieden von Paris und die Bestimmungen des Congresses gegen alle Pläne Napoleons aufrecht zu erhalten. Napoleon sandte geheime Unterhändler nach Wien, um das Kabinet des Kaisers zu seinen Gunsten zu stimmen. Schon faßte er einige Hoffnung; da bereitete ihm sein Schwager Murat durch unbesonnene Hülfeleistung den größten Schaden. Murat war mit Recht um sein Königthum besorgt, und doch konnte er auch der Hoffnung, König von ganz Italien zu werden, nicht ganz entsagen; er hielt es für gewiß, daß alle Italiener ihm zuströmen würden, sobald er für die Herstellung ihrer Einheit das Schwert ziehen würde. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, hielt er den Zeitpunkt zur Verwirklichung seiner Chimäre für günstig. Er rückte am 22. März in den Kirchenstaat ein, um nach Ober-Italien zu ziehen, und erließ einen Aufruf an die Italiener, für die Unabhängigkeit der Halbinsel die Waffen zu ergreifen. Die Oestreicher, anfangs der Uebermacht des Angreifers nicht gewachsen, wichen bis an den Po zurück. Als aber der östreichische Oberbefehlshaber, Bianchi, Verstärkungen an sich gezogen hatte, griff er Murat bei Tolentino im Kirchenstaate an. Er brachte ihm nach zweitägigem Kampfe eine vollständige Niederlage bei. Das neapolitanische Heer löste sich beim Rückzuge ganz auf, Murat selbst floh nach Neapel. Durch die Capitulation von Casa Lanza wurde Neapel und alle Festungen, Häfen und Arsenale den Oestreichern und Engländern übergeben. Murat flüchtete sich auf einem Handelsschiffe in das südliche Frankreich, durfte aber auf Napoleons Befehl nicht nach Paris kommen. König Ferdinand kehrte wieder nach Neapel zurück und nahm sein Königreich in Besitz. Als im Herbst 1815 Murat mit wenigen Leuten in Calabrien landete und das Volk in die Waffen rief, wurde er ergriffen und am 15. Oktober erschossen.

Napoleon hatte schon von Lyon aus eine vollständige Amnestie verkündigt und den Franzosen eine ganz freie Verfassung zugesagt. Der wiederkehrende Flüchtling fand sich im Palaste der Tuilerien in ganz anderen Verhältnissen und Gefühlen wieder, als in welchen er vormals in Fülle siegreicher Herrlichkeit daselbst gethront hatte. Es kostete seinem (Napoleons letzter Kampf.)

stolzen Herzen viel, den kameradschaftlichen Ton der Kriegsgefährten zu erwiedern und das freche Andrängen des Pöbels mit wohlgefälliger Miene aufzunehmen. Und doch mußte er nun von seinem Staatsrathe die Volkssouveränität für die Grundlage des Kaiserthrons und das Volk allein für die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt erklären lassen. Seit seiner Abdankung in Fontainebleau hatte das Verlangen nach einer freien Verfassung ganz Frankreich erfaßt, und Napoleon mußte diesem Verlangen zu entsprechen suchen. Deshalb verordnete und verhieß er: Wiederherstellung der Nationalgarden, Bewaffnung der pariser Vorstädte, Versammlung sogenannter Föderationslager, eine neue Constitution unter dem Titel: Zusatzurkunde zu den Verfassungen des Reiches, Berufung einer großen Versammlung von Abgeordneten aller Wahl-Collegien und aller Departements, der Armee und der Flotte unter dem Namen eines Maifeldes zur Genehmigung der Verfassung, endlich Bestellung und Eröffnung zweier Kammern.

Das Drückende seiner Lage bewog Napoleon, sich mit einem Friedensgesuch an die Monarchen zu wenden. Als seine Anträge von den Verbündeten verworfen wurden, sammelte er die Streitkräfte Frankreichs zum letzten entscheidenden Kampfe. In unbegreiflicher Schnelligkeit schuf er Heere und Kriegsbedarf. Am 13. Juni stellte er sich an die Spitze der Nordarmee, des Kerns seiner Krieger. Indem er gegen die Sambre, zwischen Maubeuge und Namur, vorbrach, stürzte er sich mit seinen Schaaren auf die Preußen, welche hier unter Blücher in sehr ausgedehnten Stellungen die niederländische Grenze besetzt hielten, von dem weiter rückwärts befindlichen englischen Heere unter Wellington nicht so entfernt, daß sie nicht auf den Beistand desselben hätten rechnen können. Am 16. Juni wurde die Schlacht bei Ligny geschlagen. Die Preußen mußten dem gewaltigen Andrange weichen, aber sie hatten tapferen Widerstand geleistet und zogen sich geordnet zurück. Der greise Feldmarschall stürzte am Abend des Schlachttages mit seinem getödteten Pferde und wurde nur durch die Treue des Grafen Nostiz gerettet. An demselben Tage kämpfte ein Theil von Wellingtons Heer bei Quatre Bras mit einem französischen Heerhaufen unter Ney's Führung, und der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunschweig fand an der Spitze seiner Getreuen an diesem Tage einen ruhmvollen Tod.

Am 18. Juni kam es zwischen Napoleon und Wellington zu einer Schlacht, welche nach der Höhe von Mont St. Jean, nach dem Vorwerke La Belle Alliance und nach dem Dorfe Waterloo benannt wird. Kalt, entschlossen wiesen Engländer und Deutsche die anstürmenden Feinde zurück. Immer heftiger und rascher folgten die Angriffe Napoleons, immer von neuem geordnet drang die alte Garde auf die starren Vierecke ein; es schienen die fest geschlossenen, aber todesmüden Regimenter der Verbündeten der Ueberzahl unterliegen zu müssen. Da erschien, 4 Uhr Nachmittags, zuerst Bülow, dann Blücher mit den Preußen und warfen sich den Franzosen in die rechte Flanke. Die Reihen der Kaiserlichen wurden durchbrochen, die Adler sanken. Napoleon machte eine letzte verzweifelte Anstrengung und führte selbst seine Garden zum Sturme gegen die Höhe von Mont St. Jean, den Mittelpunkt der feindlichen Stellung. Aber die Engländer warfen ihn zurück, und indem sie mit ihrer ganzen Linie vorrückten, wurde zugleich der

französische rechte Flügel von den Preußen überwältigt. Von zwei Seiten stürzten sich die Sieger auf die Besiegten, die Nacht vermehrte die Verwirrung und bald war die ganze französische Armee nur noch ein ungeordneter Haufe. Die Verfolgung der Geschlagenen übernahm der ritterliche Gneisenau. Neun Uhr Abends begegneten sich Wellington und Blücher bei Belle Alliance. Napoleon wurde von dem Strome der Fliehenden fortgerissen und gelangte am Abend des 20. Juni nach Paris.

Beide Kammern traten alsbald zusammen, um die Mittel zur Rettung des Staates zu berathen; sie beabsichtigten die Herstellung der Republik. Napoleons Kraft war gebrochen; er ließ sich bewegen, schon am 22. Juni eine Thronentsagungsakte zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. auszustellen, für welchen einstweilen eine durch die Kammern bestellte Regierung das Reich verwalten sollte. Die Annäherung der Preußen bestimmte Napoleon, sich am 29. Juni von Paris nach der Hafenstadt Rochefort zu begeben, um sich daselbst nach Amerika einzuschiffen. Bereits am 2. Juli besetzte Blücher die Umgebungen der Hauptstadt. Die französischen Truppen räumten nach einer Uebereinkunft Paris und am 7. Juli zogen die Preußen und die Engländer ein. Die preußischen Generale ließen der provisorischen Regierung anzeigen, daß die Monarchen Ludwig XVIII. wieder auf den Thron gesetzt hätten. Am 8. Juli kam Ludwig XVIII. wieder in Paris an.

Die übergroße Nachsicht und Milde, welche die Verbündeten im Jahre 1814 gegen Frankreich geübt hatten, kam bei dem zweiten pariser Frieden, welcher am 20. November 1815 unterzeichnet wurde, nicht in Anwendung. Frankreich mußte die Festungen Landau und Hüningen und an der niederländischen Grenze Marienburg und Philippeville herausgeben und Savoyen an Sardinien abtreten; es mußte 700 Millionen Franken Kriegskosten bezahlen, und 150,000 Mann der Verbündeten sollten einige Jahre Frankreich besetzt halten. Die geraubten Kunstwerke und literarischen Schätze mußte Frankreich wieder zurückgeben. Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz schlossen am 26. September 1815 den heiligen Bund. Sie erklärten, die Lehren des Christenthums, die Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sowohl in der Regierung ihrer eigenen Völker, als in ihren Verhältnissen zu fremden Staaten zur einzigen Richtschnur ihres Verfahrens nehmen zu wollen. Zugleich erklärten sie sich bereit, diejenigen Mächte, welche sich zu den Grundsätzen dieses Bundes bekennen würden, in denselben aufzunehmen.

Napoleon hatte aus Unentschlossenheit seine Abreise von Rochefort verzögert. Als er endlich absegeln wollte, hatte ein englisches Schiff, der Bellerophon unter dem Kapitän Maitland vor dem Hafen Platz genommen und erschwerte das Auslaufen. Er ergab sich dem Befehlshaber des englischen Kriegsschiffes und bat zugleich in einem an den Regenten von England gerichteten Briefe um freien Aufenthalt in England. Aber die englische Regierung wollte nicht ohne Zustimmung der verbündeten Monarchen handeln, und diese beschlossen, daß Napoleon nach der Insel St. Helena im westlichen Ocean gebracht und dort unter die Obhut eines strengen Wächters, des Generals Hudson Lowe, gestellt werden solle. Auf dieser einsamen Insel lebte

Napoleon, an der Erinnerung seiner Thaten zehrend, bis der Tod am 5. Mai 1821 sein Auge schloß.

8) Kurze Uebersicht der neusten Begebenheiten.

Frankreich. Unter Ludwig XVIII. (1814 — 1824) erwachten die Parteikämpfe bald wieder. Streng-Königliche, Republikaner, Anhänger Napoleons und solche, die nach Erweiterung der Charte zu Gunsten des Volkes strebten, standen einander gegenüber. Die liberale Partei im Volke und in der Deputirten-Kammer gerieth in immer feindseligere Stellung gegen die monarchische Partei, welche das alte Königthum und das alte Kirchenthum herzustellen suchte. Karl X. (1824—1830), früher Graf von Artois, war von jeher dem Volke als Haupt der absolutistischen Partei verhaßt. Der Einfluß, welchen die 1814 vom Papste wieder hergestellten Jesuiten auf den König ausübten, trat unverkennbar hervor. Die Berufung des Fürsten Palignac an die Spitze des Ministeriums (1829) erregte große Furcht, daß die Charte beseitigt und die unumschränkte Monarchie wieder hergestellt werden solle. Als die Deputirten sich mit rücksichtsloser Offenheit über die Wünsche und Befürchtungen des Landes aussprachen, wurden die kaum eröffneten Kammern unverzüglich wieder aufgelöst. Das Ministerium hoffte, durch ein dem Nationalstolze schmeichelndes Unternehmen das Heer fester an sich zu knüpfen und zugleich eine bessere Stimmung im Volke hervorzurufen. Der Dey von Algier hatte den französischen Consul thätlich mißhandelt. Deshalb wurde ein französisches Heer unter dem Kriegsminister Bourmont nach Algier übergesetzt und der Dey gezwungen, durch eine Capitulation die Stadt zu übergeben. Aber der Eindruck, welchen die Nachricht dieser Waffenthat in Frankreich hervorrief, war nicht so groß, wie der Hof erwartet hatte, und die neuen Wahlen für die Deputirten-Kammer fielen größtentheils auf Gegner des Ministeriums. Da machte am 26. Juli der Moniteur drei Ordonanzen bekannt, durch welche die noch nicht versammelte Deputirten-Kammer wieder aufgelöst, das Wahlgesetz verändert und die Preßfreiheit aufgehoben wurde. Ein namenloser Schreck, mit Entrüstung gemischt, durchbebte ganz Frankreich. Die Aufregung in den Departements, mehr noch in Paris erreichte den höchsten Grad. Drei Tage lang (27.—29. Juli) kämpfte das Volk von Paris für die Freiheit. Zu spät zeigte sich der König zum Widerruf der Ordonanzen und zur Bildung eines neuen Ministeriums bereit. Der Herzog Ludwig Philipp von Orleans wurde zum General-Statthalter des Königreichs ernannt. Nun entsagte Karl X. zu Gunsten des jungen Herzogs von Bordeaux der Krone; es wurde ihm aber erwiedert, daß er nicht zum Vortheil eines Dritten über einen Thron verfügen könne, dessen er durch That und Recht verlustig gegangen sei. Karl be-

gab sich nach England, von da nach Prag und später nach Görz, wo er 1836 gestorben ist. Ludwig Philipp (1830—1848) aber wurde von den Kammern zum König der Franzosen ernannt; er befestigte mit großer Klugheit seinen Thron, indem er zwischen den fortbestehenden Parteien den Mittelweg einschlug. Allmälig entstand aber bei der Mehrheit der Nation eine Mißstimmung gegen den König, weil dieser mehr auf Erweiterung seiner Macht und auf Erhebung seiner Familie, als auf das Wohl des Volkes bedacht zu sein schien. Man hoffte von einer Reform der Deputirtenkammer eine Aenderung des herrschenden Systems der Regierung und man verlangte immer dringender eine Ausdehnung der Wahlberechtigung auf einen größeren Theil des Volkes. Zu diesem Zwecke wurden Reformbankette gehalten, und ein solches auch in Paris auf den 22. Februar 1848 angeordnet. Als das Ministerium, an dessen Spitze Guizot stand, das Bankett verbot, kam es in Paris vom 22. bis 24. Februar zum Kampfe. Ludwig Philipp flüchtete sich mit seiner Familie nach England, wo er bis zu seinem Tode (1850) zurückgezogen lebte. Eine nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählte constituirende Nationalversammlung gab Frankreich eine republikanische Verfassung, an deren Spitze ein auf drei Jahre gewählter Präsident stehen sollte. Zum Präsidenten wurde am 10. December 1848 Ludwig Bonaparte, ein Neffe des Kaisers Napoleon und ein Sohn des ehemaligen Königs von Holland, gewählt. Dieser löste durch den am 2. December 1851 ausgeführten Staatsstreich die durch Parteiungen geschwächte Nationalversammlung auf und ließ sich am 2. December 1852 unter dem Namen Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen erklären.

Der 1814 nach Spanien zurückgekehrte Ferdinand VII. hob die 1812 gegebene Verfassung der Cortes wieder auf, verhängte harte, ja grausame Maßregeln gegen die Anhänger des Königs Joseph und gegen die Häupter und Anhänger der Cortes, stellte die Inquisition wieder her, nahm die Jesuiten wieder auf und machte seine Regierung durch Willkür und Laune verhaßt. Wiederholte Militärverschwörungen wurden entdeckt und mit dem Tode der Urheber und Theilnehmer bestraft. Aber 1820 erhob ein Theil der Armee, welche zur Bezwingung der amerikanischen Provinzen zusammengebracht war und bei Cadix lagerte, die Fahne des Aufstandes und rief die Constitution der Cortes aus. Als auch die Leibwache des Königs sich für die Verfassung der Cortes erklärte, mußte der König dieselbe annehmen. Auch in anderen Ländern erhoben die Anhänger der Demokratie ihr Haupt, in Italien suchte eine politische Verbindung, Carbonaria genannt, die ganze Halbinsel in einen Gesammtstaat zu vereinigen, und in Neapel wurde der König Ferdinand durch einen Soldatenaufstand genöthigt, die spanische Verfassung anzunehmen. Deshalb hielten die Monarchen von Oestreich, Preußen und Rußland im Oktober 1820 zu Troppau, später zu Laybach, wo sich auch der König Ferdinand von Neapel einfand, eine persönliche Zusammenkunft und beschlossen gegen die revolutionären Bewegungen einzuschreiten. Auch in Piemont brach ein Aufstand aus, und während der Unruhen legte am 13. März 1821 der König Victor Emanuel zu Gunsten seines Bruders Karl Felix die Krone nieder. Durch östreichische Truppen, Spanien.

welche in Neapel und in Piemont einrückten, wurde die alte Ordnung wieder hergestellt. In Spanien rückte nach einem Beschlusse des Congresses zu Verona (1822) ein französisches Heer unter Anführung des Herzogs von Angouleme ein (1823), beseitigte die Herrschaft der Cortes und stellte die unumschränkte Gewalt des Königs Ferdinand wieder her. Ferdinand hob das salische Gesetz auf und führte die alte castilische Erbfolgeordnung ein, nach welcher die Töchter und Enkelinnen eines Königs dessen Brüdern und andern männlichen Seitenverwandten in der Thronfolge vorgingen. Als nun Ferdinand 1833 starb und dessen unmündige Tochter Isabella als Königin ausgerufen wurde und für dieselbe ihre Mutter Maria Christine die Regentschaft übernahm, erhob der Bruder des verstorbenen Königs, Carlos, dagegen Einspruch. Er fand Anhänger unter der strengkatholischen und monarchischen Partei, besonders unter den Bewohnern von Biscaya und Navarra. Mit blutigen Gräueln auf beiden Seiten wurde ein Bürgerkrieg geführt. Um in den Freigesinnten eine Stütze zu haben, hob Maria Christine Klöster und Inquisition auf und entfernte die Jesuiten. Durch einen blutigen Aufstand (1837) wurde sie genöthigt, die Verfassung von 1812 mit einigen Milderungen einzuführen. Carlos entfloh 1839 nach Frankreich. Den Krieg für die junge Königin führte seit 1837 Espartero; er übernahm auch 1840 die vormundschaftliche Regierung, welche niederzulegen Maria Christine sich genöthigt sah. Aber auch Espartero mußte 1843 seinen Gegnern weichen und verließ Spanien. Die junge Königin wurde für mündig erklärt, und Maria Christine kehrte nach Spanien zurück. Sie vermählte ihre Tochter mit deren Vetter Don Franzisko. Erst 1848 erhielt Espartero die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren; und trat 1854 wieder an die Spitze der Regierung, nachdem Maria Christine durch einen Aufstand genöthigt worden war, Spanien zu verlassen.

Nachdem 1808 in Spanien der alte Staat zusammengebrochen war kam es auch in dem spanischen Amerika wiederholt zu Aufständen. Venezuela erklärte sich 1811 für eine Republik und wurde 1819 von Bolivar mit Neugranada zu einem Freistaate Columbia vereinigt. Buenos-Ayres erklärte sich 1816, Chile 1818, Montevideo 1828 für frei. Aus Peru wurden 1823 und 1825 die Spanier vertrieben, und mit Callao verlor Spanien seine letzte Besitzung in Südamerika. In Mexiko veranlaßte 1821 Iturbide den Ausbruch einer Empörung und wurde 1822 als Augustin I. zum constitutionellen Kaiser ernannt; er wurde aber 1823 genöthigt, abzudanken, und Mexico erhielt eine Föderativverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten.

Portugal. In Portugal stand nach der Vertreibung der Franzosen der Engländer Beresford an der Spitze der Regierung, da der Prinz-Regent Johann, auch nachdem er nach dem Tode seiner Mutter (1816) König geworden war, in Brasilien blieb. Durch einen Aufstand in Oporto (1820) wurde Beresford beseitigt und die Einberufung von Cortes zur Berathung einer neuen Verfassung erreicht. Als aber auch in Brasilien Unruhen ausbrachen und die Einführung der Constitution der Cortes verlangt wurde, ernannte der König Johann VI. seinen ältesten Sohn Don Pedro zum Reichsverweser von Brasilien und kehrte nach Portugal

zurück. Er beschwor 1822 die von den Cortes gegebene freisinnige Verfassung. Aber die Königin Carlotta, eine selbstsüchtige und hochmüthige Frau, und der zweite Sohn des Königs, der rohe, unsittliche Infant Don Miguel, stifteten einen Militäraufstand an, beseitigten die Verfassung und setzten den König in die unumschränkte Gewalt wieder ein (1823). Dagegen mißlang ein zweiter von der Königin und dem Infanten angestifteter Aufstand, durch welchen der König zur Entsagung auf die Krone zu Gunsten Don Miguel's gezwungen werden sollte. Don Miguel mußte Portugal verlassen und begab sich nach Wien. Brasilien erklärte sich (1822) für ein von Portugal unabhängiges Kaiserthum und Don Pedro zum Kaiser. Der König Johann VI. mußte 1825 seine Einwilligung geben. Johann VI. starb 1826, und seine von ihm zur Regentin Portugals ernannte Tochter Maria Isabella erkannte ihren Bruder Don Pedro als König von Portugal an. Don Pedro beschloß in Brasilien zu bleiben und trat den portugiesischen Thron an seine siebenjährige Tochter Donna Maria da Gloria ab. Um den Ehrgeiz seines Bruders Don Miguel zu befriedigen, bestimmte er diesem seine Tochter zur Gemahlin. Zugleich gab Don Pedro Portugal eine freisinnige Verfassung. Don Miguel beschwor in Wien die neue Verfassung, ohne Vorbehalt. Aber im Norden und Süden Portugals brachen Aufstände aus, und Don Miguel wurde zum König, seine Mutter Carlotta zur Regentin während seiner Abwesenheit ausgerufen. Diese Unruhen wurden wieder unterdrückt, und Don Pedro glaubte die Parteien dadurch mit einander zu versöhnen, daß er seinen Bruder Don Miguel zum Regenten bis zur Volljährigkeit der Königin ernannte. Don Miguel kehrte nun nach Portugal zurück und beschwor (1828) bei Gelegenheit der Verlobung mit seiner Nichte nochmals die Verfassung.

Sobald Don Miguel in Portugal wieder festen Fuß gefaßt hatte, wurde alles zum Umsturze der bestehenden Einrichtungen vorbereitet; das Volk durch die Geistlichen, die Soldaten von Generalen für Don Miguel gewonnen. Am 3. Mai 1828 berief Don Miguel die drei Stände des Königreichs, die sogenannten Cortes von Lamego, nach Lissabon, und diese erkannten ihn am 23. Juni als König an. So erlangte Don Miguel durch den Einfluß der absolutistischen und klerikalen Partei eine unumschränkte Regierungsgewalt. Er regierte mit wahnsinniger und teuflischer Grausamkeit; er mißhandelte sogar die weiblichen Mitglieder seiner Familie. Durch Mißhandlung englischer und französischer Unterthanen gerieth er in ein Zerwürfniß mit der englischen und französischen Regierung und zog sich dadurch Demüthigungen zu, die seinem Ansehen in seinem eigenen Lande schadeten.

Don Pedro kam 1831 mit der liberalen Partei in Brasilien in Streit, legte zu Gunsten seines Sohnes Don Pedro II. die brasilianische Krone nieder und kehrte nach Europa zurück. Er warb Truppen, vereinigte sich mit den Constitutionellen, welche auf der Insel Terceira eine Zuflucht gefunden hatten, und bemächtigte sich der Stadt Oporto (1832). Durch den General Villaflor wurde Algarvien, der südlichste Theil von Portugal, für Don Pedro gewonnen, und von dem Engländer Charles Napier, welchem Don Pedro den Oberbefehl über seine Flotte übergeben hatte, die Flotte Don Miguels bei dem Cap St. Vincent gänzlich geschlagen. Lissabon mußte sich ergeben, und Don

Pedro hielt unter dem Jubel der Einwohner und unter lauten Verwünschungen gegen Don Miguel seinen Einzug. Eine Stadt nach der andern wurde für Donna Maria besetzt, und Don Miguel mußte in dem Vertrage von Evora (1834) auf die portugiesische Krone verzichten und Portugal verlassen. Don Pedro berief die Cortes, und diese leisteten mit großer Begeisterung der Königin Maria II. den Eid. Don Pedro, dessen Leben und Charakter einen lichten Punkt in der sonst dunkeln und traurigen Geschichte seines Hauses und Landes bilden, starb schon 1834. Auch unter der Königin Maria da Gloria dauerten die Streitigkeiten um die Verfassung fort. Nach ihrem Tode (1855) folgte ihr Don Pedro, ihr aus ihrer zweiten Ehe mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg entsprossener Sohn, auf dem Throne von Portugal.

Deutschland. Die Freunde des Friedens und der Gesittung hatten die Hoffnung gehegt, daß mit dem Sturze Napoleons eine Zeit des Glückes und der Befriedigung eintreten würde. Diese Hoffnung ward aber nicht erfüllt; es kehrte mit dem Verschwinden des Eroberers der Friede nicht unter die Menschen zurück; es trat vielmehr eine Zeit inneren Zwiespaltes und Kampfes, ein Widerstreit der Principien und Interessen zwischen Dynastien und Nationen, zwischen bevorrechteten Klassen und der Masse der Bevölkerung ein. Selbst die religiösen und kirchlichen Ideen, die während des 18. Jahrhunderts so tief in den Hintergrund getreten waren, erholten sich von der langen Lähmung und vermehrten durch den Kampf, den sie entweder gegen einander oder gegen die politische Richtung der Welt unternahmen, den Widerstreit der Meinungen. Die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft nach der Besiegung des allgemeinen Drängers war nirgends so lebhaft als in Deutschland gehegt worden. Man hoffte, nachdem die alte deutsche Reichsverfassung beseitigt war, auf eine wirkliche Wiedergeburt des deutschen Volkes; aber der vom wiener Congreß geschaffene deutsche Bund befriedigte den aufgeklärten Theil des deutschen Volkes nicht. Durch den 13. Artikel der deutschen Bundesakte war allen deutschen Staaten die Verpflichtung zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen auferlegt worden. Aber in Oestreich, so weit es zum deutschen Bunde gehört, begnügte man sich mit den alten sogenannten Postulaten-Landtagen, die nur noch die Aus- und Umschreibung der an die Regierung abzuliefernden Steuern zu besorgen hatten. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen unterzeichnete am 22. Mai 1815 eine Kabinetsordre, in welcher nicht nur die Einführung von Provinzialständen, sondern auch eine Verfassung für das ganze Reich, eine Vertretung des preußischen Volkes, in Aussicht gestellt wurde. Aber anfangs verzögerte die Schwierigkeit der Sache die Ausführung; später machten mancherlei Umstände den König bedenklich, und er begnügte sich, 1823 Provinzialstände für die einzelnen Provinzen der Monarchie anzuordnen. Im Königreich Sachsen wurden die aus dem Mittelalter herübergekommenen Landstände beibehalten, die nur ein Bollwerk der privilegirten Klassen waren. Auch im Königreich Hannover und in Kurhessen wurden die alten Landstände wieder hergestellt, im letzteren Staate mit Zuziehung des Bauernstandes, der früher ohne alle politischen Rechte gewesen war.

Der Großherzog Karl August von Weimar bewies in der Anordnung der politischen Verhältnisse seines Landes denselben edeln Sinn, von dem er in der Förderung der allgemeinen geistigen Interessen, durch die Begünstigung der größten nationalen Schriftsteller, von Anfang seiner Regierung an so viele Beweise gegeben hatte. Er gab in Uebereinstimmung mit den Ständen seinem Lande eine Verfassung, in welcher eine wahrhafte Volksvertretung Antheil an der Gesetzgebung und Aufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte hatte. Auch die Königreiche Bayern und Würtemberg, die Großherzogthümer Hessen-Darmstadt und Baden und das Herzogthum Nassau erhielten constitutionelle Verfassungen.

Bei der politischen Zersplitterung und Ohnmacht des alten deutschen Reiches hatte die große Literaturepoche, die mit Klopstock und Lessing begann, und die ein halbes Jahrhundert lang durch ihre Schöpfungen ganz Deutschland ergriff, ein neues Belebungsmittel dargeboten und das Bild eines emporstrebenden, einigen, idealen Deutschland dargestellt. Die deutsche Literatur, die lange die einzige bewegende Kraft im deutschen Leben bildete, hatte vorzugsweise ihren Sitz auf den protestantischen Universitäten. Diese hatten an den großen Zeitereignissen vor und während der Befreiungskriege den lebendigsten Antheil genommen. Manche ihrer berühmtesten Lehrer hatten als Mitglieder des Tugendbundes eifrig im Stillen gewirkt; viele Studirende waren 1813 dem preußischen Waffenrufe gefolgt. Die Universitäten stellten die deutschen Zustände mit ihren Vorzügen und Gebrechen dar. Die Studirenden theilten sich, wie die Nation in eine Menge von Staaten, in viele einzelne Landsmannschaften und Verbindungen. In den Sitten der jungen Akademiker war, wenn auch in verzerrter und knabenhafter Gestalt, von dem Geiste des Mittelalters mehr als in andern Klassen übrig geblieben. Die rohste Selbsthülfe, die gröbste Verletzung der von der übrigen gebildeten Welt anerkannten Formen galt als Privilegium des Universitätslebens. Nach den Befreiungskriegen erwachte endlich ein neuer Geist. Von der Einmüthigkeit, welche die deutschen Völker während des Kampfes gegen die Franzosen beseelt hatte, ermuthigt, beschloß eine Anzahl über das herkömmliche Treiben sich erhebender Studenten eine Reform des akademischen Lebens. An die Stelle der einzelnen Landsmannschaften sollte eine einzige große Verbindung, die allgemeine deutsche Burschenschaft, treten und so das anzustrebende Ziel der politischen Einheit der ganzen Nation vorbereitend ankündigen. Jena, durch seinen freien und kühnen Forschungsgeist berühmt, war der Hauptsitz dieser Bewegung.

Mit dieser beabsichtigten Reform des Universitätslebens wurde eine andere, schon früher begonnene der gesammten Jugenderziehung in Verbindung gebracht. Ludwig Jahn, Lehrer an einer Schulanstalt in Berlin, hatte in den letzten Jahren vor den Befreiungskriegen die in Deutschland lange vernachlässigte Gymnastik unter dem Namen Turnkunst wieder zu Ehren gebracht und auf ihre Nothwendigkeit in sittlicher und physischer Beziehung hingewiesen. Nach Jahns Meinung sollte eine verbesserte Bildung der Jugend auf eine nationale Wiedergeburt Deutschlands vorbereiten. Es schwebte ihm eine gänzliche Umgestaltung des deutschen Lebens, obwohl in unbestimmten und unklaren Bildern vor.

Von den Förderern dieser Ideen wurde die dritte Säkularfeier der Reformation (1817) benutzt, um den neuen in den akademischen Kreisen entstandenen Geist kund zu geben. Die Burschenschaft in Jena und anderen Universitäten bestimmte den 18. Oktober und die Wartburg, um mit dem kirchlichen Feste die Erinnerung an den Sieg bei Leipzig zu feiern. Am Ende der Feier wurden Reden für Deutschlands Ruhm und Größe gehalten und zuletzt von der aufgeregten Jugend, in Erinnerung an Luthers Verbrennung der päpstlichen Bulle, einige den deutschen Vaterlandsfreunden anstößige Werke unter vielen Zeichen des Spottes und der Verachtung verbrannt.

Gegen den seit den Befreiungskriegen in Deutschland erwachten Geist trat August von Kotzebue auf, dessen literarische Leistungen bei der Menge lange in Gunst gestanden hatten, dann aber wegen ihrer Oberflächlichkeit von der Kritik verworfen wurden. Kotzebue war nach mancherlei Schicksalen im russischen Dienste Staatsrath geworden, lebte jetzt in Weimar und stattete dem Kaiser Alexander Berichte ab über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland. Einige Stellen aus diesen Berichten wurden dem Professor Luden in Jena mitgetheilt und von diesem in dem Journal Nemesis, von bitteren Bemerkungen begleitet, abgedruckt. Ein anderer russischer Staatsrath, der wallachische Bojar Sturdza, ließ den auf dem Congreß zu Aachen (1818) versammelten Monarchen und Ministern eine Denkschrift überreichen, in welcher der auf den deutschen Universitäten verbreitete Geist mit den schwärzesten Farben geschildert wurde. Man glaubte, daß Kotzebue auch bei dieser Schrift betheiligt sei. Kotzebue begab sich von Weimar nach Mannheim und redigirte ein Journal, in welchem er seine Angriffe auf alle ihm mißfälligen Erscheinungen des deutschen Lebens fortsetzte. Seine Anschuldigungen erschienen den Studirenden als Verrath am Vaterlande, er selbst als Feind des deutschen Volkes. Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der damals in Jena Theologie studirte, hatte von jeher Hang zur Schwärmerei gehabt. Bei ihm steigerte sich die Meinung von der Nothwendigkeit, das Vaterland von Kotzebue zu befreien, zur Höhe eines stillen Wahnsinns. Er begab sich nach Mannheim und ermordete Kotzebue mit den Worten: „Hier Verräther des Vaterlandes!" (23. März 1819).

Der östreichische Staatskanzler Fürst von Metternich, ein Gegner freisinniger Einrichtungen, hielt den Zeitpunkt für geeignet, dem in einem Theile des Mittelstandes, in der Literatur und auf den Universitäten sich kund gebenden Geiste der Unruhe und Unzufriedenheit entgegenzutreten. Er wußte durch das Schreckbild der Revolution den König Friedrich Wilhelm III. zur Zustimmung zu bewegen. Die preußischen Turnplätze wurden geschlossen, und einige Monate nachher ihr Gründer Jahn und einige von dessen Anhängern verhaftet. Ein am 6. August 1819 zu Karlsbad eröffneter Minister-Congreß traf Maßregeln gegen die freie Presse und die constitutionellen Verfassungen, verordnete die Einsetzung von Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten, um die Meinungen der Lehrer und das Verhalten der Studirenden zu beaufsichtigen, und bestimmte endlich, daß eine Central-Untersuchungs-Kommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe ernannt werden und in Mainz ihren Sitz haben solle. Noch im November 1819 wurde ein zweiter

Minister-Congreß in Wien gehalten. Das Bestreben des östreichischen Staatskanzlers war besonders darauf gerichtet, aus den süddeutschen Verfassungen alles zu entfernen, was nach seiner Meinung an eine wirkliche Volksvertretung erinnerte und dem Begriffe von Landständen zu widersprechen schien.

Preußen hatte während der Epoche seines Unglücks eine durchgreifende Verbesserung seiner inneren Zustände, und zwar in fruchtbarster Weise unternommen, indem es mit einer Umgestaltung in der Grundlage des ganzen Staatswesens, der Befreiung des Landmannes und der Selbständigkeit der städtischen Gemeinden anfing. Zu gleicher Zeit war durch Begünstigung des höheren Unterrichts eine Erhebung des Volkes in allen Schichten angeregt worden. Preußen hatte, als es in Deutschland das Panier der nationalen Unabhängigkeit erhob, ganz Norddeutschland mit sich fortgerissen, und die Macht seines Beispiels war selbst in dem westlichen und südlichen Deutschland, welches so lange unter französischem Einflusse gestanden hatte, von großem Einfluß gewesen. Auf Preußen hatte ganz Deutschland seit den Befreiungskriegen mit Bewunderung und Hoffnung geblickt, und man hoffte und wünschte deshalb auch, daß Friedrich Wilhelm III. sein Versprechen durch Verleihung einer Verfassung erfüllen möge. Aber manche Zeichen der Unzufriedenheit, die sich in vielen Gegenden Deutschlands kund gaben, die Vorfälle auf der Wartburg, die Ermordung Kotzebue's, die Entschuldigung dieser That in einem Theile des Publikums, das alles hatte den wohlgesinnten König bedenklich gemacht. In mancher Beziehung schritt Preußen den übrigen deutschen Staaten voran, in der Pflege des öffentlichen Unterrichts, in der Begünstigung der Wissenschaft, in der Förderung der materiellen Interessen. In dem in so viele unabhängige Ländergebiete getheilten Deutschland hatte das während des 18. Jahrhunderts allgemein befolgte Prohibitivsystem traurige Früchte getragen. Von der preußischen Regierung waren schon 1818 die dem inneren Verkehr entgegenstehenden Schranken aufgehoben worden; im Jahre 1828 wurde von ihr der Grund zu einem Zollverein gelegt, dem allmälig der größte Theil von Deutschland beitrat. Dieser von Preußen gestiftete Zollverein hatte für den deutschen Handel und Kunstfleiß die segensreichsten Wirkungen.

Die französische Julirevolution blieb nicht ohne Einfluß auf Deutschland. Gegen die willkürliche Regierung des Herzogs Karl von Braunschweig brach ein Aufstand aus, das herzogliche Schloß ging in Feuer auf und der Herzog ergriff die Flucht (7. Sept. 1830). Als der flüchtige Fürst im November den Versuch machte, sich seines Landes wieder zu bemächtigen, entging er mit genauer Noth persönlichen Mißhandlungen von Seiten des erbitterten Volkes. Die Bundesversammlung erklärte den Herzog Karl für unfähig zur Regierung und übertrug dieselbe dessen Bruder, dem Herzog Wilhelm. Auch in Kurhessen brachen Unruhen aus, und es wurde eine neue und zeitgemäße Verfassung verlangt. Es wurden die bisherigen Stände einberufen und schon am Ende des Jahres 1830 das Verfassungswerk vollendet. Aber im September 1831 ernannte der Kurfürst Wilhelm II. seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zum Mitregenten und übertrug ihm die Regierungsgeschäfte. Der Kurfürst nahm seinen Aufenthalt in Hanau, später in Frankfurt a. M. Im Königreich Sachsen kam es in Leipzig und

Dresden zu Unruhen, und diese bestimmten den hoch betagten König Anton seinen Neffen, den Prinzen Friedrich August zum Mitregenten zu ernennen und dem Lande eine zeitgemäße Verfassung zu geben. Im Königreich Hannover war besonders der Bürgerstand unzufrieden mit den Vorrechten des Adels und dem Grafen von Münster, der an der Spitze der Regierung stand. Es brachen in Osterode und Göttingen Unruhen aus. Diese wurden unterdrückt, aber auch der Graf von Münster entlassen und dem Lande 1833 eine neue Verfassung gegeben.

In den süddeutschen konstitutionellen Staaten, in Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau trat das Verlangen nach Erweiterung verfassungsmäßiger Rechte immer mehr hervor. In Rheinbayern erhob sich eine demokratische Bewegung, deren eifrigster Stimmführer der Doctor Wirth in seiner „deutschen Tribüne" war. Am 24. Mai 1832, dem Jahrestage der bayerischen Verfassung, wurde auf dem Bergschlosse Hambach, bei Neustadt an der Hardt, eine große Volksversammlung gehalten, in welcher die Redner die Republikanisirung und Einheit Deutschlands empfahlen. Bayerische Truppen, welche in Rheinbayern einrückten, unterdrückten die Bewegung.

Am 3. April 1833 Abends um halb 10 Uhr machte eine radikale Partei von ohngefähr 70 jungen Männern einen Angriff auf die beiden Wachen in Frankfurt a. M. Die überraschten Soldaten wurden anfangs geworfen, als sie aber Verstärkung erhielten, zerstreuten sie die Verschwornen und nahmen diejenigen gefangen, welche nicht schleunigst die Flucht ergriffen. Die Verschwornen wollten durch den Angriff auf Frankfurt die Bundesversammlung sprengen, eine provisorische Regierung errichten und so die Losung zu einer allgemeinen Schilderhebung in Süd- und Westdeutschland geben. Das tolle Unternehmen führte nur dahin, daß auf Anregung des östreichischen Staatskanzlers Metternich strenge Maßregeln ergriffen wurden. In den verschiedenen Bundesstaaten wurden an 1800 Personen wegen politischer Vergehen eingezogen und die Ueberführten zur Einkerkerung verurtheilt. Auch beschränkte eine nach Wien berufene Ministerkonferenz (1834) die konstitutionellen Staatsformen.

Kaiser Franz I. starb 1835, und es folgte ihm sein Sohn Ferdinand I. (1835—1848). Es wurde in der inneren und äußeren Stellung Oestreichs nichts geändert, da der Fürst von Metternich die Leitung der östreichischen Politik behielt. Als König Wilhelm IV. von England 1837 starb, gelangte in Hannover, wo die männliche Thronfolge besteht, der Prinz von Kumberland Ernst August auf den Thron. Er erkannte die 1833 eingeführte Verfassung nicht an, und es verweigerten deshalb manche Beamte und auch sieben ausgezeichnete Professoren der göttinger Universität die Huldigung, indem sie sich durch ihren auf die Verfassung von 1833 abgelegten Eid für gebunden erklärten. Diese sieben Professoren: Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber, wurden ihrer Stellen entsetzt und mußten das Land verlassen. Eine 1838 einberufene Ständeversammlung, sowie eine zweite 1839 einberufene nahmen den von der Regierung vorgelegten Entwurf zu einer neuen Verfassung nicht an. Erst die Ständeversammlung von 1840 nahm den Entwurf der Regierung

mit einigen Abänderungen an. Eine große Aufregung veranlaßte es, als die höchst tolerante preußische Regierung sich genöthigt sah, dem Erzbischof von Köln, Droste von Vischering, (1837) und den Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, (1839) verhaften zu lassen, weil diese der königlichen Verordnung den Gehorsam verweigerten, nach welcher bei gemischten Ehen die konfessionelle Erziehung der Kinder von dem Willen des Vaters abhängen sollte. König Friedrich Wilhelm III. starb am 7. Juni 1840. Es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. Er begann seine Regierung mit Handlungen der Gerechtigkeit und Milde, die ihm alle Herzen gewannen. Man erwartete von ihm die Einführung einer Reichsverfassung, und auch aus dem übrigen Deutschland blickte man vertrauensvoll auf Preußen und dessen König, dessen deutsche Gesinnung bekannt war. Als der König in einer Kabinetsordre unumwunden erklärte, daß er dem Verlangen nach Einführung einer allgemeinen Landesvertretung seine Zustimmung versagen müsse, gab sich in Broschüren, auf den Provinziallandtagen und durch Petitionen eine allgemeine Aufregung kund. Da erschien (3. Februar 1847) ein königliches Patent, in welchem die Einberufung eines vereinigten Landtages, der auf die Grundlage der bisherigen Provinzialstände gebaut war, angekündigt wurde. Die Einrichtung des vereinigten Landtages befriedigte das Verlangen nach repräsentativen Reichsständen nicht. Daher entstand in den Märztagen 1848 auch in Preußen große Gährung, und Berlin wurde am 18. und 19. März der Schauplatz blutiger Auftritte. Eine am 22. Mai eröffnete preußische Nationalversammlung vermochte bei dem Widerstreit der Ansichten nicht eine Verfassung zu Stande zu bringen, und wurde nach Brandenburg verlegt und daselbst aufgelöst. Erst eine aus zwei Kammern bestehende neue Versammlung vereinbarte eine Verfassung, und diese wurde vom König am 6. Februar 1850 beschworen.

Das Verlangen nach freieren, konstitutionellen Verfassungen, der Wunsch nach größerer nationaler Einheit waren schon vielfach in Deutschland laut geworden. Man hegte die Ueberzeugung, daß Deutschlands Ohnmacht nach außen einzig von der Zersplitterung in so viele Staaten herrühre. Die Februarrevolution in Frankreich rief in fast allen deutschen Staaten unruhige Auftritte hervor, und vor allen wurde der Wunsch nach nationaler Einheit laut ausgesprochen. In ganz Deutschland verlangte man die Berufung eines deutschen Parlaments. Deshalb versammelten sich am 31. März 1848 in Frankfurt über 600 Männer aus allen deutschen Ländern zu einem sogenannten Vorparlamente. Am 18. Mai wurde in Frankfurt mit Zustimmung des Bundestages die deutsche Nationalversammlung eröffnet. Sie wählte den Erzherzog Johann von Oestreich zum Reichsverweser, und die Bundesversammlung löste sich auf. Die Nationalversammlung stellte die Grundrechte des deutschen Volkes fest und brachte auch eine Reichsverfassung zu Stande. Deutschland sollte einen Bundesstaat bilden, das deutsche Parlament aus einem Staaten- und einem Volkshause bestehen, und der König von Preußen auf den deutschen Kaiserthron berufen werden. Der König von Preußen trug Bedenken, die angebotene Krone anzunehmen, und mehrere Staaten riefen ihre Abgeordneten zum

Parlamente wieder ab. Die zurückgebliebenen Mitglieder verlegten (30. Mai 1849) das Parlament nach Stuttgart und wurden hier am 18. Juni ausgewiesen. Eine nationale Neugestaltung Deutschlands hätte vielleicht erreicht werden können, wenn man sich auf das Mögliche und Erreichbare beschränkt und sich nicht über diese Grenzen hinaus verirrt hätte. In den Wünschen, welche in den einzelnen deutschen Staaten laut wurden, zeigten sich oft die mit der Gesittung unverträglichsten Vorstellungen über Besitz und Recht.

Belgien. Die französische Juli-Revolution (1830) äußerte den nächsten Einfluß auf die früher Oestreich angehörenden belgischen Provinzen, welche 1815 mit der ehemaligen Republik Holland unter dem Namen eines Königreichs der vereinigten Niederlande unter Wilhelm von Nassau Oranien verbunden worden waren. Die Verschiedenheit der Religion, Sprache und des Charakters riefen in Belgien eine große Unzufriedenheit über die Vereinigung mit Holland hervor. In Folge der Juli-Revolution brach zu Brüssel (25. August 1830) ein Aufstand aus, und die Bewegung verbreitete sich rasch über ganz Belgien. Die Belgier würden anfangs mit einer legislativen und administrativen Trennung Belgiens von Holland zufrieden gewesen sein. Als aber Prinz Friedrich, der zweite Sohn des Königs, mit den holländischen Truppen in Brüssel einzudringen versuchte und nach großem Verluste zurückgeschlagen wurde, trat ein Nationalcongreß zusammen und erklärte den Abfall vom Hause Oranien. Die in einem großen Theil von Europa herrschende Aufregung hielt die Großmächte von einem bewaffneten Einschreiten in Belgien ab, und Bevollmächtigte derselben vereinigten sich in London zu einer Konferenz, um das Verhältniß zwischen Belgien und Holland auf friedlichem Wege zu ordnen. Der von den Belgiern am 4. Juni 1831 zum König erwählte Prinz Leopold von Sachsen-Koburg wurde anerkannt. Durch das Einrücken einer französischen Armee wurde den Feindseligkeiten zwischen Belgien und Holland ein Ende gemacht; aber erst 1839 wurde der Friede zwischen Belgien und Holland zu London unterzeichnet.

England. England hatte in den Kämpfen gegen die französische Republik und das Kaiserreich die größte Ausdauer bewiesen und mit kurzer Unterbrechung (vom März 1802 bis Mai 1803) ein und zwanzig Jahre lang ununterbrochen gegen Frankreich Krieg geführt. Es war Napoleon nicht gelungen, den englischen Handel durch die Kontinentalsperre zu vernichten. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich die englische Landwirthschaft außerordentlich gehoben, und durch die Vervollkommnung des Maschinenwesens war die Fabrikation ganz außerordentlich erleichtert und vervollkommnet worden. England hatte während des zwanzigjährigen Kampfes seine äußere Macht bedeutend erweitert. Nach dem Sturze Napoleons erhielt es Hannover zurück und die ionischen Inseln wurden unter Englands Schutzherrschaft gestellt. Korfu wurde im adriatischen Meere, wie Malta im Mittelmeer, eine wichtige Station der englischen Seemacht. Die von Dänemark abgetretene Insel Helgoland war eine Station, welche England nur zu befestigen brauchte, um über die Mündung der Elbe und Weser zu gebieten. Durch Kanada, die Inseln im

Golf von Mexiko und den Antheil an Guyana übte Großbritanien einen Einfluß auf den ganzen amerikanischen Kontinent aus. Ein Theil der von ihm eroberten ehemaligen holländischen Kolonien war ihm geblieben. Durch Verträge und Eroberungen hatte England sein Reich in Ostindien erweitert und in der Südsee eine Menge wichtiger Punkte in Besitz genommen. Die Erde war wie mit einem Netz von englischen Niederlassungen besetzt. England vereinigt die unabhängige Lage eines Handelsstaates mit den ausgedehnten Hülfsmitteln einer großen Kontinentalmacht. Aber Englands glänzende Entwickelung von Freiheit, Macht und Reichthum war auch von erheblichen Schattenseiten begleitet. Eine im Vergleich zu der Masse der Bevölkerung geringe Anzahl von Familien hatte sich in den Besitz des meisten Grundeigenthums gesetzt. Die Vermehrung des Handels und Kunstfleißes hatte die Geldmittel ebenfalls in verhältnißmäßig wenige Hände gebracht. Es traten in der englischen Gesellschaft zuletzt nur die beiden Extreme: Reiche und Arme hervor. Es waren im englischen Staatsleben besonders zwei große Uebelstände vorhanden: die auf den Katholiken, welche in Irland die große Mehrheit der Bevölkerung bilden, lastenden gesetzlichen Beschränkungen — und die veraltete, mit den im Innern des Landes eingetretenen Veränderungen nicht mehr übereinstimmende Vertretung des Volkes im Unterhause. Hierzu kamen noch andere Uebelstände, über die geklagt wurde, wie die zu großen und zu ungleich vertheilten Einkünfte der bischöflichen Kirche, die überaus kostspielige Rechtspflege, die ungeheure Staatsschuld, welche zwei Drittheile der gesammten öffentlichen Einnahmen verschlang. Hierzu kam noch, daß durch die 1815 gegebene Kornbill die Einfuhr fremden Getraides zwar nicht ganz verboten, aber außerordentlich erschwert wurde. Die ungewöhnlich hohen Getraidepreise vermehrten den durch die Fortschritte des Maschinenwesens erzeugten Nothstand der arbeitenden Klassen.

An die Spitze des Staates war bei der Geisteskrankheit des Königs Georgs III. dessen ältester Sohn, Georg, Prinz von Wales, unter dem Titel eines Prinz-Regenten gestellt worden. Nach dem Tode seines Vaters regierte er als König Georg IV. von 1820—1830. Dieser Fürst erfüllte die auf ihn in seiner Jugend gesetzten Hoffnungen nicht; durch die Zügellosigkeit seiner Sitten, durch Trägheit und Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl verlor er die Liebe und Achtung seines Volkes, die er früher besessen hatte. Da in England der Eintritt in das Ministerium mehr von der politischen Befähigung und der öffentlichen Meinung, als von der persönlichen Gunst des Königs abhängt, so wurde der ausgezeichnete Canning, einer der größten und besten Staatsmänner der neueren Zeit, trotz des Widerstrebens des Königs und seines Hofes, in das Ministerium berufen (1822—1827). Er hat das Verdienst, durch seine Verbesserungen die Keime zu einer gewaltsamen Umwälzung entfernt zu haben. Der Herzog von Wellington setzte als Minister die Emancipation oder die rechtliche Gleichstellung der Katholiken mit den Anhängern der englischen Kirche durch. Unter dem folgenden König Wilhelm IV. (1830—1837) wurde durch Grey und Lord Russel die wichtige Reformbill oder ein verbessertes Wahlgesetz der Mitglieder des Unterhauses durchgesetzt. Auf Wilhelm IV. folgte 1837 dessen Brudertochter Victoria, die sich mit dem Prinzen Albrecht von Sachsen-Koburg vermählte. Der ausgezeichnete Minister Robert

Peel schaffte 1846 die Kornzölle ab und suchte England das bisher behauptete Uebergewicht im Handel und in der Industrie auch für die Zukunft zu erhalten.

Rußland. Griechenland. Polen. Die Türkei.

In Rußland war unter Alexander I. (1801—1825) manches für Handel, Verkehr und Heerwesen geschehen und in den Ostseeprovinzen die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Es hatten sich aber auch unter den russischen Großen durch die Berührung mit den westlichen Völkern Freiheitsideen verbreitet, und es hatte sich besonders aus Militärpersonen eine Verschwörung gebildet, welche eine freiere Form der Regierung herzustellen beabsichtigte. Als nach Alexanders unerwartetem Tode dessen Bruder Nikolaus (1825—1855) den Thron bestieg, auf welchen der ältere Bruder Constantin verzichtet hatte, brach (26. December 1825) in Petersburg ein Militäraufstand aus. Durch die Festigkeit und Energie des Kaisers Nikolaus wurde derselbe jedoch bald unterdrückt.

Auch die Griechen, welche unter dem Joche der türkischen Herrschaft seufzten, blieben der allgemeinen geistigen Bewegung des übrigen Europa nicht fremd. Viele junge Griechen hatten sich durch den Besuch deutscher Schulen eine höhere Bildung erworben, und in Wien war 1815 eine große Verbindung, Hetairia, zur Befreiung Griechenlands gestiftet worden. In der Moldau und Walachei brach unter Alexander Ypsilanti (März 1821) ein Aufstand aus, und auf der Halbinsel Morea erhoben sich die Griechen gegen die Türken. Allein die auf dem Congreß zu Verona (1822) versammelten Monarchen betrachteten den Aufstand bei der damals in vielen Ländern vorhandenen Gährung mit ungünstigen Augen und bewogen Rußland den Griechen keinen Beistand zu leisten. Ein Congreß der Griechen zu Epidaurus (1822) erklärte die Unabhängigkeit der griechischen Nation, und der Kampf wurde zu Wasser und zu Lande nicht ohne Glück geführt. Ueberall in Europa zeigte sich die größte Theilnahme für die Sache der Griechen. Der Sultan Mahmud übertrug den Krieg dem Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, und dieser sandte unter seinem Sohne Ibrahim ein Heer nach Morea. Das ägyptische Heer richtete gräuelvolle Verwüstungen an, und die Griechen schienen verloren, obgleich sie im April 1827 in dem Grafen Capo d'Istria einen erfahrnen Staatsmann als Präsidenten an ihre Spitze stellten.

Doch der große englische Minister Canning bestimmte England, Rußland und Frankreich zu einem Vertrage zu London (1827), um durch gütliche Mittel die Pforte zu beschränkter Freilassung Griechenlands zu bewegen. Als die Pforte alle Vermittelung verwarf, vernichteten die vereinigten Flotten unter Oberanführung des Admirals Codrington in der Schlacht bei Navarino (20. Okt. 1827) die türkisch-ägyptische Flotte, und ein französisches Heer nöthigte die Aegypter, Griechenland zu verlassen (1828). Zu derselben Zeit erklärte Kaiser Nikolaus dem Sultan den Krieg. Während ein russisches Heer unter Paskewitsch in Asien vordrang und 1829 Erzerum, die Hauptstadt Armeniens, eroberte, überschritt ein anderes russisches Heer unter Diebitsch den Balkan, nahm Adrianopel ein und nöthigte die Pforte zum Frieden zu Adrianopel (1829). Die verbündeten Mächte erklärten Griechenland für einen von der Pforte unabhängigen Staat und ernannten den

Prinzen Otto von Bayern zum König. Dieser kam 1833 nach Griechenland und übernahm 1835 die Regierung, nachdem bis zu seiner Volljährigkeit eine Regentschaft die Regierung geführt hatte.

In Folge der Juli-Revolution brach auch in dem russischen Polen, welches Alexander zu einem Königreich mit einer eignen Verfassung gemacht hatte, ein Aufstand aus (1830) und verbreitete sich von Warschau aus rasch über das ganze Land. Ein russisches Heer unter Diebitsch rückte in Polen ein (1831). Obgleich die Polen in mehreren Schlachten siegten, unterlagen sie doch in der blutigen Schlacht bei Ostrolenka der russischen Uebermacht. Die Russen unter Paskewitsch, Diebitsch's Nachfolger, eroberten Warschau, und Polen wurde zu einer russischen Provinz gemacht.

In dem türkischen Reiche vernichtete Sultan Mahmud II. (1808—1839) das Corps der Janitscharen (1827) und suchte ein auf europäischem Fuß eingerichtetes Heer zu bilden. Die große Schwäche der Pforte zeigten die wiederholten Kämpfe mit Mehemed Ali. Dieser war seit 1806 Statthalter von Aegypten und suchte dieses Land, obgleich er hart und grausam regierte, durch Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie nach europäischer Weise zu cultiviren, und sich selbst von der Pforte unabhängig zu machen. Er gerieth mit der Pforte in mehrere Kriege und zwang die Pforte, ihm auch die Statthalterschaft Syrien zu überlassen. Als aber Mehemed Ali auf den Sturz des türkischen Reiches hinzuarbeiten schien, schlossen England, Rußland, Oestreich und Preußen zu London (1840) einen Vertrag zum Schutze der Pforte. Ein englisch-östreichisches Hülfsheer zwang Ibrahim Pascha, den Sohn des Vicekönigs von Aegypten, Syrien den Türken zu überlassen, und Mehemed Ali mußte sich mit der Statthalterschaft Aegytens begnügen, welche seiner Familie erblich verbleiben sollte (1841).

Der orientalische Krieg.

Auf Mahmud II. folgte 1839 dessen ältester Sohn Abdul Medschid. Dieser ist noch mehr als sein Vater bemüht, der europäischen Bildung Eingang in seinem Reiche zu verschaffen. Er hat den Hattischerif von Gülhane oder ein neues Reichsgrundgesetz gegeben, nach welchem aller Willkür gesteuert, das Leben und Vermögen der Unterthanen wie die Gleichheit aller vor dem Gesetze gesichert werden soll. Der Einfluß Rußlands in der Türkei war seit dem Frieden zu Adrianopel immer drückender geworden. Deshalb glaubte Kaiser Nikolaus, es sei der rechte Zeitpunkt gekommen, um die alten Pläne seines Hauses auf die Türkei zu verwirklichen. Er verlangte von dem Sultan, daß dieser ihm das Protektorat über alle Christen griechischen Bekenntnisses innerhalb seines Gebietes zugestehen solle. Als der Sultan diese Forderung nicht gewährte, rückte ein russisches Heer in die Moldau und Walachei ein (1853). Das gewaltthätige Benehmen Rußlands bestimmte England und Frankreich mit der Pforte ein Bündniß zu schließen, durch welches sie sich verpflichteten, die Integrität und Unabhängigkeit des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten. Oestreich nahm mehr eine vermittelnde Stellung ein. Dagegen schloß sich Sardinien der Alliance gegen Rußland an und schickte später auch ein Heer auf den Kampfplatz. Die Feindseligkeiten begannen (Oktober 1853) an der

unteren Donau; doch im September 1854 setzten die Alliirten ihre Heere nach der Halbinsel Krim über, um die große Seefestung Sebastopol, das Hauptbollwerk der russischen Macht im schwarzen Meere, wegzunehmen. Die Verbündeten siegten zwar in mehreren Schlachten; aber die Belagerung der Stadt zog sich sehr in die Länge. Erst nach unsäglicher Anstrengung gelang es den Franzosen unter Pelissier, das Hauptfort (Malakoff) zu erstürmen (Sept. 1855). Die Russen zerstörten nun den Rest ihrer Flotte und räumten den Haupttheil der Festungswerke. Kaiser Nikolaus war bereits am 2. März 1855 gestorben, und es war ihm sein Sohn Alexander II. in der Regierung gefolgt. Dieser schloß Frieden und hat bis jetzt sein Augenmerk mehr auf innere Verbesserungen, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft, gerichtet.

Die Aufstände und Kriege in Italien und Ungarn.

In Italien gab sich schon vor der Februar-Revolution eine mannigfache Aufregung kund. In dem Kirchenstaate erwartete man die Abschaffung mancher Mißbräuche und zeitgemäße Reformen, als 1846 Pius IX., der noch im kräftigen Mannesalter stand, den päpstlichen Stuhl bestieg. In Toscana und im Königreich Sardinien wurden kurz vor der Februar-Revolution Anstalten zur Einführung repräsentativer Verfassungen gemacht. Unruhen, welche in Palermo, der Hauptstadt Siciliens, ausbrachen, bestimmten den König von Neapel, Sicilien eine constitutionelle Verfassung zu geben (Januar 1848). Doch hob der König diese wieder auf, als es ihm gelang, die Sicilianer mit Hülfe der in seinem Solde stehenden Schweizer wieder zum Gehorsam zu bringen (April 1849).

Die Februar-Revolution rief in Italien eine große Aufregung und einen nationalen Aufschwung hervor. Der allgemeine Wunsch der Italiener war, Italien von jeder Fremdherrschaft zu befreien und zu einem Gesammtstaat zu vereinigen. In Mailand brach am 18. März 1848 ein Aufstand aus, und die östreichischen Truppen wurden nach fünftägigem Kampfe aus der Stadt gedrängt. Auch Venedig erhob sich gegen die östreichische Herrschaft, und die Herzoge von Modena und Parma mußten ihr Land verlassen. An die Spitze der italienischen Bewegung stellte sich König Karl Albert von Sardinien. Er kämpfte anfangs glücklich gegen die Oestreicher, unterlag aber dann dem greisen Feldherrn Radetzky. Schon am 6. August 1848 nahmen die Oestreicher Mailand wieder ein, und am 23. März 1849 wurde Karl Albert bei Novara so entscheidend geschlagen, daß er die Regierung seinem Sohne Victor Emanuel übergab, und der Friede zwischen Oestreich und Sardinien den früheren Besitzstand beider Staaten wiederherstellte. In Rom, aus welchem der Papst am 24. November 1848 nach Gaëta entfloh, und in Toscana, welches der Großherzog im Februar 1849 verließ, wurde die republikanische Regierungsform eingeführt. Die toscanische Republik zerfiel bald in sich selbst, und der Großherzog kehrte zurück. Zur Wiederherstellung des Papstes verbündeten sich Spanien, Neapel, Oestreich und Frankreich; ein französisches Heer eroberte Rom (Juli 1849) und der Papst kehrte nach Rom zurück (10. April 1850).

Auch die Ungarn erhoben sich im November 1848 gegen Oestreich und wollten, hauptsächlich von Kossuth geleitet, Ungarn zu einem

von Oestreich unabhängigen, selbständigen Reich machen. Aber nach einem blutigen Kriege, in welchem ein russisches Heer die Oestreicher unterstützte, wurde Ungarn wieder unterworfen (1849).

---

4) Die Literatur.

Durch die Meisterwerke der beiden klassischen Dichter, Schiller und Goethe, welche die Schönheit der antiken Kunst in ihrem tiefsten Wesen ergriffen hatten, war der Werth der antiken Bildung außer Zweifel gesetzt. Die neue Kunstphilosophie hatte ebenfalls das Antike zu ihrer Grundlage gemacht; Schillers ästhetische Abhandlungen hatten den von Winkelmann, Lessing und Goethe dem Alterthum abgewonnenen Kunstbegriffen die volle Geltung verschafft. Auch die Philologie, durch Humboldt und Wolf mit der neuen Literatur in die fruchtbarste Wechselbeziehung gebracht, stand höher als je und richtete sich vornehmlich auf die ästhetische Seite der alten Literatur. So schien das antike Princip jetzt erst recht die Basis der poetischen Entwickelung werden zu sollen, als es in dem Stadium seiner höchsten Entwickelung plötzlich angefeindet wurde. Es geschah dieses durch die Romantiker, welche das Alterthum seines Ansehens und Einflusses zu berauben suchten. Es handelte sich aber nicht bloß um den Wechsel eines obersten Grundsatzes und der idealen Anschauungen in Kunst und Poesie, sondern es trat die Lust zu einer Reform hervor, welche in allen Wissenschaften, in Religion, Denkungsart, Sitte, ja sogar in den Grundlagen des kirchlichen und staatlichen Lebens eine völlige Umwandlung hervorbringen sollte. Die Romantiker strebten nach einer Einheit der Kunst und des Lebens; Religion, Poesie, Leben, alles sollte im Einklang sein, jedes in dem andern aufgehen, und der romantische Idealismus die Seele dieses Bundes sein. Die christliche Kunst sollte alle Zustände und Bestrebungen des Lebens durchdringen. Nach längst verschwundenen Zuständen des Volks- und Staatslebens entwarfen sich die Romantiker für die Gegenwart ein Bild des Lebens, welches der vollkommenste Abglanz ihrer mystischen Ideale sein sollte. Die deutsche Literatur.

Mit den eigenen Schöpfungen der Romantiker sah es freilich schlimm genug aus, und sie waren um so schwächer, je mehr sie sich vom Classicismus entfernten. Dies betrifft sowohl den Inhalt als die Form ihrer Poesie. Die griechischen Dichter blieben bei ihrer frischen Ueberzeugung von dem Werthe und der Wahrheit des Daseins gegen eine gramvolle und sehnsüchtige Verkümmerung geschützt. Nach den Absichten der Romantiker hingegen sollte das Leben gänzlich den Beigeschmack des Irdischen verlieren und in hellen, duftigen Weihrauchwolken zum Himmel aufsteigen. Ihre Poesie glich selbst in der edleren Gestalt nur dem idealen Aufschwunge und dem unreifen Wesen des Jünglingsalters; die

Begeisterung, welche sich auf das Unmögliche richtete, suchte in einem unklaren Schauen, in phantastischen Träumen und in einer weichen Sentimentalität Befriedigung. Es fehlte den romantischen Dichtern die Gabe der Gestaltung und die Kraft, für die Bewegungen des Innern concrete Lebensbilder zu erfinden. Es blieb ihnen nichts übrig als die Reproduction. Sie gaben es auf, in Dichtungen modernen Inhalts die Einheit der Idee und des Lebens darzustellen und führten von neuem Bildungen aus jenen Zeiten altdeutscher Vergangenheit herauf, in welchem das Leben wahrhaft dichterisch, jene Einheit des Glaubens, der poetischen Ideale und der äußeren Zustände wirklich vorhanden gewesen war. Das Mittelalter mit der Herrlichkeit der Kirche und des Ritterthums, mit dem Werben um Ehre und Minne, wie es sich in den glänzendsten Scenen dargestellt hatte, war der Stoff der romantischen Dichter. Hier hatten sie in sagenhafter Verklärung den ganzen Reichthum einer poetischen Lebensform, die sie in der Gegenwart aufzufinden und herzustellen verzweifelten. Wie die Kreuzzüge alle Völker Europa's durcheinander gemischt und den Orient mit dem Abendlande verbunden hatten, so erweiterte sich in raschem Wachsthume die Literatur der romantischen Schule zu einer Weltliteratur. An den Poesien uncultivirter Völker liebte man die unmittelbare Sprache der Natur; der Orient verschaffte sich besonders durch seine Symbolik das Bürgerrecht; Spanien und Italien hatten an der christlichen Kunst des Mittelalters Antheil gehabt.

Die romantische Schule hat das Verdienst, die Liebe zu den älteren deutschen Dichtungen wieder erweckt zu haben; aber ihre gelungensten Erzeugnisse sind nur Reproductionen, in denen aus Frömmigkeit die an manchen Stoffen haftende Beschränktheit und Unklarheit der Ideen beibehalten wurde. Die neuere Zeit hat an die Stelle solcher Reproductionen die Uebersetzung der alten Dichtungen selbst, ihre Geschichte und Erläuterung treten lassen. Verderblich war es, daß die romantische Schule die strenge Sonderung der Kunstformen aufhob, daß sie die Dichtungsgattungen verwirrte, Poetisches und Prosaisches vermischte. Die Romantiker schrieben dramatisirte Sagen und Romane, wo Erzählung, Dialog, Gesang in buntem Gemisch wechselten. Eine Kunst der Gestaltung und der Darstellung in dem Sinne der Alten haben diese Dichter nicht erstrebt. Dagegen entwickelten sie den Wortschatz unserer Sprache und zeigten, hauptsächlich in Uebersetzungen, durch gewandte Behandlung der Rhythmen und Reime die Biegsamkeit der Formen. Deshalb hat auch die neuere deutsche Lyrik die Formen dieser Schule angewendet, und die moderne Poesie verdankt den Romantikern manche wohlthätige Anregung. Dieser Einfluß erstreckte sich auch auf andere Künste, wie die Malerei, und auf die Wissenschaften. Die neue deutsche historische Sprachforschung der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm ist auf dem Boden dieser Schule gewachsen. Zu der romantischen Schule gehören August Wilhelm von Schlegel, Friedrich von Schlegel, Novalis oder, wie er eigentlich hieß, Friedrich von Hardenberg, Ludwig Tieck, Ludwig Joachim von Arnim und Clemens Brentano, Hölderlin, Ernst Schulze, der geborene Franzose Chamisso, welcher ein vortrefflicher deutscher Dichter geworden ist. Auch Ludwig Uhland, dessen Lyrik vorzugsweise eine vaterländische Richtung eingeschlagen hat, gehört zu den Romantikern.

Die Kampfes- und Siegesfreude des Jahres 1813 regte Moritz Arndt und Theodor Körner zu kräftigen Kriegsliedern an, welche damals in den Reihen der Vaterlandskämpfer erklangen. Einen sanfteren, aber innigeren Ton stimmte Max von Schenkendorf in seinen vaterländischen Liedern an. Auch Friedrich Rückert begann mit vaterländischen Gesängen, er wandte sich aber bald zur Uebertragung orientalischer Dichtungen und hat in diesen fremden Formen eine unübertroffene Meisterschaft der Sprache bewiesen. Ein Meister der dichterischen Form und des Versbaues war auch Graf August Platen; aber Mißvergnügen, Aerger und Zwist trübten ihm den heitersten Himmel, und er gehört nicht zu den glücklichen Dichtern, welche uns mit einer zukunftreichen Hoffnung und frischen Lebensfreudigkeit aus der Noth und dem Unverstande der Prosa hinausführen. Von den übrigen Dichtern nennen wir nur noch: Karl Immermann, dessen Roman Münchhausen wirklichen Kunstwerth hat, Anastasius Grün (Graf Auersberg), dessen Spaziergänge eines wiener Poeten in den dreißiger Jahren Aufsehen erregten, und Freiligrath, dessen Phantasie in den Wäldern Amerika's und den afrikanischen Wüsten Nahrung suchte.

Die gewaltigen Begebenheiten der letzten Jahrzehnte gaben der Geschichtsforschung neues Leben und eröffneten einen freieren Blick in den Gang der Entwickelung der Weltereignisse. Die deutsche Geschichtsliteratur ist so reich, daß nur als Beispiele einige Namen genannt werden sollen. Karl Adolf Menzel und Heinrich Luden schrieben die Geschichte des deutschen Volkes, Fr. von Raumer die Geschichte der Hohenstaufen, Stenzel die Geschichte der fränkischen Kaiser, Joh. Voigt die Geschichte Gregors VII. und die Geschichte Preußens. Niebuhrs römische Geschichte gab der Behandlung der römischen Geschichte eine neue Gestalt; die Werke von Friedrich Jakobs, August Böckh, Karl Otfried Müller setzten das griechische Alterthum in ein helleres Licht; Heeren's Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker und Schlosser's universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt haben einen großen Werth. Joseph von Hammer schrieb die Geschichte des osmanischen Reiches. Als berühmte Geschichtschreiber nennen wir noch Leo, Dahlmann und Leopold Ranke.

Das Studium des klassischen Alterthums hat fortdauernd ausgezeichnete Pfleger gefunden. A. Böckh in Berlin und Gottfried Hermann in Leipzig standen an der Spitze von zwei verschiedenen Richtungen, indem Böckh mit den alten Sprachen auch das Studium der Geschichte, Verfassung und Kunst des Alterthums verband, Hermann der Grammatik, Kritik und Metrik seine Thätigkeit widmete. — Ein großer Eifer herrschte auf dem Gebiete der Philosophie. Kant hatte durch seine kritische Philosophie die Grenzen menschlicher Forschung zu bestimmen gesucht und die in der Religion ausgesprochene und im Bewußtsein der Vernunft liegende Ueberzeugung, daß es außer der durch die Sinne wahrnehmbaren und durch den Verstand begriffenen Natur eine höhere Welt und einen tieferen Urgrund der Wirklichkeit giebt, an den Glauben gewiesen. Fichte (1762—1814), Schelling (1775 bis 1854) und Hegel (1770—1831) versuchten es durch ihre philosophischen Systeme die metaphysischen Ideen wissenschaftlich zu begründen, während Fries das kantische System weiter ausbaute. Heinrich Ritter

bearbeitete die Geschichte der Philosophie. Hermes (1775 — 1831), Professor in Bonn, unternahm es durch ein philosophisches System die katholische Kirchenlehre wissenschaftlich zu begründen.

Auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Forschung herrscht eine größere Thätigkeit und ist so ausgezeichnetes geleistet worden, als in den Naturwissenschaften. Die Zahl der berühmten Männer ist aber hier so groß, daß wir uns begnügen, als Repräsentanten Deutschlands, ja Europa's den bedeutendsten von allen, Alexander von Humboldt (geb. zu Berlin 1769) zu nennen. Durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Geschichte erhielt auch die Geographie eine mehr wissenschaftliche Grundlage, vorzüglich durch Karl Ritter's Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen.

Die französische Literatur. Uebersicht.

Während die Revolution in Frankreich das politische und sociale Leben der alten Zeit über den Haufen warf, behauptete sich während derselben die Poesie, Philosophie und Beredtsamkeit der monarchischen Zeit oder die sogenannte akademische Bildung. Die Nation hatte andere Dinge zu thun, als sich den Kopf zu zerbrechen über die Richtigkeit literarischer Theorieen. Die literarische Schöpferkraft der Revolution concentrirte sich in den politischen Reden und in einigen Hymnen und Liedern, in denen die patriotische Begeisterung oder der leidenschaftliche Parteihaß sich Luft machte. Napoleon konnte die Dichter nicht brauchen, er haßte die Ideologen; aber gute Verse und wohltönende Reden wußte er zu schätzen. Er bezahlte und belohnte die Reimer und Deklamatoren, wenn sie Talent hatten. Die Restauration bemühte sich, das Jahr 1815 an 1788 anzuknüpfen, und die literarischen Vorurtheile schienen mehr als jemals befestigt. Die Priesterpartei und die Emigranten borgten von den Schriftstellern des großen Jahrhunderts ihre besten Waffen gegen den Geist des Umsturzes. Aus Ehrfurcht vor Ludwig XIV. langweilte man sich in der klassischen Tragödie. Auf der anderen Seite konnte die freisinnige und nationale Opposition den deutschen und englischen Dichtern die Schlachten bei Leipzig und Waterloo nicht verzeihen. Sie wandte sich wieder zu den Werken des philosophischen Jahrhunderts, und die Vergötterung Voltaire's und Rousseau's fing nun erst recht an. Die Waffen und die Streiter vergangener Jahrhunderte erfüllten noch einmal den Kampfplatz. Aber bereits begann die neue Literatur des Jahrhunderts in Frankreich ihren Einzug zu halten. Während Chateaubriand alle poetischen Elemente des Katholicismus zu verjüngen wußte, machten die Werke der Frau von Staël die erste Bresche in jene Scheidewand, welche die Vorurtheile zweier Jahrhunderte zwischen der französischen und deutschen Bildung aufgerichtet hatten. Seit dem Beginn des dritten Jahrzehntes führten Guizot's, Villemain's, Cousin's Vorlesungen die französische Jugend in historische und philosophische Studien ein, wie man sie bis dahin jenseits des Rheins noch nicht gekannt hatte. Es erschienen Uebersetzungen der deutschen und englischen Dichter und Philosophen, Schlegel und die Bestrebungen der deutschen romantischen Schule wurden in Frankreich bekannt, und bald wurde die gebildete Welt von Paris durch die Kühnheit einiger jungen Schriftsteller von anerkanntem Talent in Bewegung gesetzt, die es wagten, die Regeln des Klassicismus zu verwerfen und

für die Poesie das Recht in Anspruch zu nehmen, nur von der Natur und dem Genius Gesetze zu empfangen. Der Angriff richtete sich gleichzeitig gegen die Formen und den Geist des Klassicismus. Man tadelte die Kälte und Eintönigkeit der klassischen Dichtersprache; man wiederholte die Einwände der deutschen Kritik gegen die Einheit des Orts und der Zeit. Durch das Studium Shakspeare's, Schiller's und Goethe's angeregt, begannen die jungen Dichter zu fühlen, daß die christliche Bildung, wie sie in den germanischen Völkern sich entwickelt, eine ganze Welt von poetischen Motiven in ihrem Schooße berge, von denen die Herrschaft des Klassicismus die französische Poesie bis dahin ausgeschlossen hatte. Sie verwarfen, wie die deutschen Romantiker, die strenge Sonderung der Gattungen und die Einfachheit der antiken Dichtung; sie verlangten, daß in der Poesie das ganze geistige Leben der Völker sich abspiegele. Es erhob sich ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern des Klassicismus und den Romantikern. Aber die geistige Verwandtschaft der Romantiker mit Chateaubriand und Lamartine, das begeisterte Lob, welches der Erstere ihrem Führer Victor Hugo spendete, öffnete den Romantikern die Salons der Aristokratie. Die Priesterpartei wünschte sich Glück zu dem Wiederaufleben religiöser Begeisterung in den ausgezeichnetsten Talenten der französischen Jugend, und der Romantismus begann in der guten Gesellschaft Mode zu werden. Als die unwiderstehliche Kraft des geistigen Fortschritts die Romantiker zur Opposition hinüber trieb, gewannen sie in der öffentlichen Meinung zehnfach wieder, was sie in den höheren Kreisen verloren.

Der Romantismus hatte vollständig gesiegt, als die Juli-Revolution ausbrach und dem Ehrgeiz wiederum die politische Laufbahn erschloß, deren Lockungen französische Schriftsteller selten widerstehen. Der Romantismus im engeren Sinne wich der politisch-socialen Literatur der neuesten Zeit. Die Juli-Revolution setzte das Vorrecht des Geldes an die Stelle des Vorrechts der Geburt. Der reiche Bürgerstand erntete ihre Früchte. Mit den natürlichen Vortheilen des Reichthums nicht zufrieden, reizte er durch eine parteiische Gesetzgebung den Unwillen der Masse. Die Allgewalt des Geldes wurde gesetzlich anerkannt, und es konnte nicht fehlen, daß dieses Genuß- und Herrschaftsmittel in dem ganzen Volke eine leidenschaftliche Sehnsucht nach seinem Besitze erweckte. Die Leidenschaft des Gewinns, des Genusses des materiellen Erfolgs beherrschte die Gesellschaft und die Literatur. Das Geld und der Luxus hatten ihre Dichter, wie einst das Ritterthum, die Religion und die Philosophie. Die Industrie centralisirte sich wie die Verwaltung. Der Luxus wuchs mit dem Reichthum. Scribe gründete seine berühmte Komödienfabrik und wurde ein Millionär, Balzac, Alexander Dumas und eine Menge Schriftsteller zweiten Ranges machten sich die Ehre und den Vortheil streitig, den Launen und dem abgestumpften Geschmacke der Geldkönige zu schmeicheln. Der Ruhm wurde nur noch gesucht, weil er zum Reichthum und zum Genuß führte. Alles, was den materiellen Erfolg sicherte, war schön und poetisch.

Da die große Mehrzahl sich von den Vortheilen dieser Industrie ausgeschlossen sehen mußte, so entstand unter den Proletariern aller Stände bald giftiger Neid und fanatischer Haß. Der Socialismus erhob sein Haupt in der Literatur und versuchte dann die Eroberung des

Staates. Man verdammte das Eigenthum, weil es Reiche gab, die sich die Noth der Armen zu Nutze machten, man deklamirte gegen die Ehe, weil es unglückliche Heirathen giebt. Man haderte mit Gott und der Welt. Wer sich von der günstiger gestellten Minderzahl ausgeschlossen sah, oder wem die Freuden des Luxus das erwartete Glück nicht verschafft hatten, alle diese klagten deswegen die Welt und die Gesellschaft an, und wenn sie nicht geradezu verzweifelten, so berauschten sie sich an dem idealen Bilde einer der Gegenwart entgegengesetzten Zukunft. Die edelsten Gemüther, die herrlichsten Talente wurden von dieser Krankheit der Zeit ergriffen. Ihr erstes in die Augen fallendes Symptom war das Auftauchen des St. Simonismus, gleich nach der Juli-Revolution; ihre letzte Krisis überschwemmte die Straßen von Paris im Juni 1848 mit Bürgerblut. In der Poesie wird diese Richtung am glänzendsten durch G. Sand vertreten.

Klassicismus. Romanticismus. Als Anhänger der alten Schule oder des Klassicismus ist zuerst zu nennen Louis Fontanes (1761 — 1821), welcher ein elegantes, aber frostiges beschreibendes Gedicht le Verger geschrieben hat. Er verstand es, die Ohren der Franzosen bald durch demokratische, bald durch monarchische, bald durch legitimistische Redensarten zu ergötzen. Er war schon vor der Revolution durch Gedichte berühmt geworden; während der Revolution wußte er alle jene hochklingenden und rhetorischen Freiheits-Phrasen zu gebrauchen, welche zur Zeit der Terroristen Mode waren; zur Zeit Napoleons war Fontanes das wohltönende Echo des kaiserlichen Willens und wurde zum Großmeister der neu gegründeten kaiserlichen Universität ernannt; im Jahre 1814 verfaßte er als der beste Stilist des Senats die Absetzungsurkunde des Kaisers und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Marquis und Pair von Frankreich ernannt.

Marie Joseph de Chenier (1764—1811) bekämpfte die Tyrannen auf der Bühne wie im Saale des Convents. Am bedeutendsten ward Chenier als Lyriker der Revolution. Chenier, Lebrun und Rouget de Lisle, der Dichter der Marseillaise, waren die drei Hymnen-Dichter der republikanischen Zeit, welche theils Gesänge für National-Feste dichteten, theils durch ihre Lieder die Truppen für Freiheit und Vaterland begeisterten. Antoine Vincent Arnault (1766 — 1834) war der Trauerspiel-Dichter des Kaiserreichs. Victor Joseph Etienne de Jouy war die letzte Stütze des absterbenden Klassicismus. Er war der Liebling des Publicums und wurde vom Kaiser zum Bibliothekar des Louvre ernannt. Seine Trauerspiele verdankten einen großen Theil ihres glänzenden Erfolges den liberalen Sentenzen, mit denen sie gespickt sind, erheben sich aber nicht wesentlich über den klassischen Handwerksgebrauch. Die Lustspiele von Jouy verbinden komische Kraft mit gewandter Sprache. Unter Jouy's prosaischen Schriften ist l'Hermite de la Chaussée d'Antin die bekannteste. Unter den Romanen halten sich die der Frau von Genlis auf der geistigen Höhe des Pöbels von Stande, während Paul de Kock die platte Wirklichkeit des liederlichen pariser Lebens schildert. Dagegen vertritt Adele Filleul, verehelichte Flahault-Souza alle edeln und guten Elemente der aristokratischen Gesellschaft.

Chateaubriand und Frau von Staël haben auf die Umgestaltung der französischen Literatur den größten Einfluß ausgeübt. Fran-

çois René, Vicomte de Chateaubriand (1768—1848) verlebte seine Jugend auf einer alten, malerischen, aber wenig behaglichen Ritterburg, unter den Erinnerungen einer poetischen Vergangenheit, in der Stille der Wälder und am Gestade des Meeres. Das Erwachen des Genies kündigte sich in dem jungen Einsiedler durch eine unbestimmte, verzehrende Sehnsucht an, die ihm fast Werthers Schicksal bereitet hätte. Sein Vater sandte ihn nach Paris, wo er Lieutenant und mit den Schöngeistern der Hauptstadt befreundet wurde. Im Jahre 1790 verließ er Frankreich und begab sich in die französischen Kolonien von Nordamerika. Dort hatten sich bei den Kolonisten die Sitten, die Sprache, das religiöse Leben und die Lieder des 16. Jahrhunderts erhalten. Neben diesen Kolonisten lernte Chateaubriand zugleich die wilden Indianer der Steppen und Wälder kennen, unter denen er sich eine eigenthümliche Vorstellung von religiösem Naturleben bildete. Diese Vorstellung verlieh den beiden Romanen, welche Chateaubriand nach seiner Rückkehr nach Frankreich bekannt machte, großen Reiz; sein Werk, welches er 1802 unter dem Titel „Geist des Christenthums" herausgab, ist die Reaction des altfranzösischen ritterlichen und religiösen Geistes gegen die unfruchtbaren Abstractionen des voltairischen Menschenverstandes. Man empfand damals ein Bedürfniß des Glaubens, eine Sehnsucht nach religiösem Troste, die in der langjährigen Entbehrung dieser Tröstungen ihren Grund hatte. Darin lag der Grund des ungeheuren Erfolgs, welchen Chateaubriands Werk hatte. Der „Geist des Christenthums" empfahl vermittelst einer dichterischen Auffassung und Behandlung das katholische Christenthum als poetische Religion und Philosophie. Die vornehmen Herren und Damen waren entzückt über eine Schrift, in welcher dasselbe Christenthum verherrlicht wurde, das man bisher als Pfaffenthum, Intoleranz und Heuchelei geschildert hatte. Auch Napoleon war mit dem Werke zufrieden. Er schickte Chateaubriand als Gesandtschaftssekretär nach Rom und ernannte ihn später zu seinem Gesandten in Wallis. Chateaubriand war im Begriff, dorthin abzugehen, als er die Hinrichtung des Herzogs von Enghien erfuhr, und er reichte sogleich seine Entlassung ein. Er besuchte nun Griechenland, Palästina, Aegypten, Karthago und Spanien und gab 1811 ein christliches Epos „die Märtyrer" und die Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem heraus. Nach der Rückkehr der Bourbons war Chateaubriand ein Chorführer der ultraroyalistischen Opposition; er wurde Staatsmann, Volksvertreter, Minister, Gesandter. Er mißbilligte die Ordonnanzen, durch welche Polignac den Ausbruch der Julirevolution beschleunigte, und weigerte sich, Ludwig Philipp den Eid zu leisten. Als Legitimist mit republikanischen Ueberzeugungen hat er nur mit seinem Leben aufgehört, an der Versöhnung des alten Königsgeschlechts mit den Meinungen und Neigungen des Jahrhunderts zu arbeiten.

Frau von Staël (1766—1817), die Tochter des Ministers Necker, glänzte schon als junges Mädchen im Salon ihres Vaters und erregte bald auch durch ihre Schriften großes Aufsehen. Durch ihren Salon übte sie zur Zeit des Direktoriums und des Consulats einen politischen Einfluß aus und wurde deshalb von Napoleon in die Verbannung geschickt. Ihr Buch De l'Allemagne bot den Franzosen das erste reiche Bild von dem poetischen und geistigen Leben Deutschlands und

mit demselben beginnt in Frankreich der Einfluß deutscher Philosophie und deutscher Dichtkunst.

André Chenier (1762—1794) gehört durch die Wirkung seiner Gedichte erst der Restauration an. Er suchte die Entfesselung der französischen Literatur vom Regelzwang vermittelst des Griechenthums zu erreichen und führte die griechische Idealität in die französische Literatur ein. Er ahmte nur den Geist der Griechen nach, wie Goethe und Schiller. Paul Louis Courier (1773—1825) ist nicht Dichter, sondern politischer Schriftsteller. Er hatte sich durch ein ernstes, tief eindringendes Studium der alten Griechen eine gediegene Bildung erworben und ist an Kraft und Glanz des Stils von keinem Franzosen übertroffen worden. Seine politischen Schriften, in denen er den reactionären bourbonischen Bestrebungen entgegentrat, machten einen mächtigen Eindruck. Auch war Courier bemüht, aus der französischen Literatur das Rhetorische zu verbannen, indem er die Franzosen theils auf den wahren Geist der Griechen aufmerksam machte, theils zu der Natürlichkeit und Gediegenheit älterer französischer Schriftsteller zurückzuleiten suchte.

Jean Pierre Beranger (geb. 1780) machte in seiner Bescheidenheit nicht einmal Anspruch auf den Titel eines Dichters, sondern begnügte sich, da er nur Liederchen gedichtet hat, mit der hergebrachten Benennung eines Chansonnier. Und doch ist er von größerem Einfluß auf seine Nation gewesen, als irgend einer seiner genialsten Zeitgenossen; denn er hat das Geheimniß ergründet, alle Herzen und alle Stände zu gewinnen. Jedes echte Gefühl, jede großmüthige Gesinnung, Wohlwollen, Duldung, Achtung vor den Gesetzen, wahre Gottesfurcht, zeigen sich eben so offenbar in seinen Liedern, als sie tiefe Wurzel in seinem Herzen geschlagen haben; aber Vaterlandsliebe ist diejenige Leidenschaft, die ihn am glühendsten erfüllte, am mächtigsten beherrschte.

Alphonse de Prat (de Lamartine), aus einer aristokratischen Familie, ist 1790 zu Maçon geboren. Seine Meditations poétiques (1820) machten ihn plötzlich zum Lieblingsdichter der feinen Gesellschaft. Diese lyrischen Gedichte verkünden in melodischen Tönen die Klagen der Liebe, die Bewunderung Gottes und der Natur und das unnennbare Weh einer unklaren und nie befriedigten Sehnsucht. Dem Dichter eröffnete sich die diplomatische Laufbahn, eine reiche und schöne Engländerin, von seinen Gedichten entzückt, reichte ihm ihre Hand, und sein Oheim Lamartine vermachte ihm mit seinem Namen ein glänzendes Vermögen. Nach der Juli-Revolution fiel der royalistische Dichter bei den Wahlen durch und tröstete sich durch eine Reise in den Orient. Lamartine wurde dann 1834 zum Abgeordneten gewählt und seine royalistische Opposition gegen Ludwig Philipp hat allmälig die Farbe gewechselt und hat sich in Verehrung der Revolution und in sentimentale Koketterie mit socialistischen Träumereien verändert. Die „Geschichte der Girondisten" machte ihren Verfasser zum volksthümlichsten Mann in Frankreich; die Februar-Revolution (1848) hob ihn auf den Gipfel der Macht, aber nach wenigen Monaten zeigte es sich, daß der Dichter kein Geschäftsmann war.

Victor Hugo, der Sohn eines kaiserlichen Obersten, ist 1802 in Besançon geboren. Frühzeitig hat er sich als Dichter ausgezeichnet und

wurde das Haupt der Romantiker, welche den politischen Liberalismus und den religiösen Unglauben bekämpften. V. Hugo hat sich aber allmälig von seinen royalistischen und katholischen Ansichten entfernt und der liberalen Partei angeschlossen. Er ist seit 1848 eifriger Republikaner. Er hat lyrische Gedichte, Dramen und Romane geschrieben und die Theorie des klassischen Drama's unwiderruflich gestürzt. Eine tiefe, glühende, oft ungeregelte und übersprudelnde Phantasie, die mitunter am Bizarren Gefallen findet, ein eindringendes Studium des menschlichen Herzens und eine glänzende Herrschaft über die Sprache sind die Hauptzüge seines poetischen Charakters. Dagegen fehlt es ihm an jener Besonnenheit und Ruhe, die vorzüglich den vollendeten Dichter charakterisiren. Als ein heller Stern am Himmel der französischen Romantik glänzt auch Alfred de Vigny, welcher 1798 zu Loches in der Touraine geboren ist.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist die unter dem Namen George Sand bekannte Schriftstellerin. Sie heißt eigentlich Aurora Dupin, ist 1804 geboren, die Tochter eines reichen Finanzmannes und, wie die meisten jungen Damen ihres Standes und Volkes, in einem Pensionat erzogen. Sie wurde frühzeitig mit dem Marquis Dudevant verheirathet, gab aber 1831 ihre lieblose Ehe auf und ließ sich in Paris nieder. Sie gefällt sich hier, die emancipirte Frau, die Republikanerin und Socialistin zu spielen, zuweilen Männerkleider anzuziehen und Cigarren zu rauchen. In ihren Romanen lästert sie allerdings die Ehe, die Familie, die Religion und den Staat; aber trotzdem ist sie eine wirkliche Dichterin und besitzt eine wahre, tief innerliche Anschauung des Menschlichen und Natürlichen. Alexander Dumas (geb. 1803) hat eine Unzahl von Dramen und Romanen geschrieben. Eugene Scribe (geb. 1791) hat eine förmliche Fabrik von Dramen eingerichtet. Er beschäftigt Dutzende von poetischen Handlangern. Von den Romanschreibern verdankte Balzac (1799—1850) seine glänzenden Erfolge der Gunst der pariser Finanzmänner, deren Herrlichkeit und Jammer er getreu geschildert hat. Das Geld und die Genüsse, die es gewährt, sind die bewegende Kraft in seinen Erzählungen wie im Leben seiner Leser. Eugene Sue trat bald nach der Juli-Revolution mit gut geschriebenen Seeromanen auf. Seine wunderbaren Erfolge und die europäische Berühmtheit seines Namens beginnt aber erst mit dem Erscheinen der Mystères de Paris, in welchen der Dichter die abgestumpften Sinne der Pariser durch die wollüstige Schilderung raffinirter Abscheulichkeiten kitzelt. Le juif errant ist gegen die Jesuiten, die Mystères de Peuple gegen die bevorrechteten Klassen gerichtet.

Die Geschichtschreibung hat bei den Franzosen in der neusten Zeit einen wunderbaren Aufschwung gewonnen. Guizot, Sismondi, Michelet, Mignet, Thiers, Capefigue, Thierry, Fauriel, Barante, Bignon, Graf von Segur sind die bedeutendsten französischen Geschichtschreiber. Villemain und Fauriel haben über Literaturgeschichte geschrieben.

Die französische Beredtsamkeit erhielt durch die Revolution eine bedeutende Anregung, und seit derselben haben die Redner in den Geschichten Frankreichs eine thätige und oft entscheidende Rolle gespielt. In der konstituirenden Versammlung waren Mirabeau, Sieyes und der

Abbé Grégoire, in der gesetzgebenden Versammlung und im Konvent Vergniaud, Guadet und Gensonné die größten Redner. Das Kaiserthum kannte nur die Beredtsamkeit der Kanonen und die der kaiserlichen Proclamationen. Unter der Restauration erhielt die politische Rednerbühne das Wort wieder. De Serre, Royer Collard, La Bourdonnaye, Villele, Benjamin Constant, Lafitte, Manuel und d'Argenson zeichneten sich in dieser Zeit aus. Während der Julimonarchie waren Guizot, Berryer, Thiers, Odilon Barrot, Garnier Pagès, Victor Hugo und Lamartine die Hauptredner. Unter den gerichtlichen Rednern steht Dupin obenan.

Durch Villers, die Frau von Stael und Benjamin Constant wurden die Franzosen mit der deutschen Philosophie bekannt. Der Hauptvertreter der hierdurch hervorgerufenen geistigen Bewegung ist Victor Cousin, welcher sich auch um den öffentlichen Unterricht in Frankreich sehr verdient gemacht hat.

Das untrügliche Mittel, allen Mitgliedern der Gesellschaft mit politischer und religiöser Freiheit auch materiellen Wohlstand zu sichern, glaubte Graf St. Simon (1760 — 1825) gefunden zu haben. Als seine Schüler die in seinem nachgelassenen Buche: Le nouveau Christianisme enthaltene Theorie praktisch auszuführen suchten, machte die Gesellschaft nach einem skandalösen Prozeß Bankerott. Der Stifter der eigentlichen socialistischen Schule war Charles Fourier (1772 bis 1837).

In der Mathematik und den Naturwissenschaften sind die Franzosen ruhmvoll auf der Bahn fortgeschritten, welche die Arbeiten des 18. Jahrhunderts ihnen geöffnet hatten. Wir nennen nur Cuvier (1769 — 1812), den größten Zoologen seiner Zeit, und Arago (geb. 1786), den berühmten Astronomen der pariser Sternwarte.

Englische Literatur.

Dem klassisch französischen Stile des 18. Jahrhunderts gegenüber zeigt auch die englische Literatur den Umschwung zu romantischen und Natürlichkeitsbestrebungen. Eine unter dem Namen der Seeschule zusammengefaßte Dichtergruppe brach und verfolgte die neuen Bahnen, meistens in didaktischer Weise. Wordsworth (1770 bis 1850), Coleridge (1772—1834) und Southey (1774—1843), die Dichter der Seeschule, verkündeten zuerst das neue Evangelium der Rückkehr zu romantischen und natürlichen Stoffen in der Dichtung bei ganz freier Behandlungsweise. Die unmittelbare Anschauung der Natur sollte ihnen die Anregung zu angemessenen Empfindungen und Gedanken geben. Wordsworth und seine Freunde suchten und fanden diese Anregung hauptsächlich an den Ufern einiger reizenden Landseen im Norden von England, und von diesen Seen rührt der Name der Schule her. Aus einer Masse von Erscheinungen zweiten Ranges erhoben sich dann die drei größten Dichter der neusten Zeit, Walter Scott, Lord Byron und Thomas Moore, deren Einfluß sich bis zur Gegenwart fortsetzt.

Walter Scott (1771—1832) ist in Edinburg geboren und war zuerst Anwalt, wandte sich aber dann ganz zu literarischen Beschäftigungen. Er begann 1796 mit freien Uebertragungen der Lenore und des wilden Jägers von Bürger und 1799 mit einer Uebersetzung des

Götz von Berlichingen von Goethe. Seinen Ruhm begründete er durch seine nationalen Romanzen, aber noch größeren Beifall fanden seine historischen Romane. Auf diesem Gebiet hat er für die ganze moderne Literatur die Bahn gebrochen.

Der bedeutendste lyrische Dichter Englands ist der Irländer Thomas Moore. Er war 1779 zu Dublin geboren, katholischer Religion, und gehörte einer Familie von der nationalen irischen Partei an. Er studirte zuerst Jurisprudenz in Dublin, ließ sich aber dann durch belletristische Beschäftigungen von diesem Studium abziehen. Er starb 1852. Moore begann seine dichterische Thätigkeit mit einer Uebersetzung des Anakreon und war in seiner Jugend von diesem griechischen Sänger des Weins und der Liebe ganz begeistert. In seinen eigenen Gedichten weiß aber Moore nicht bloß der Lust und Liebe, sondern auch dem Leiden einen wahren, kräftigen und rührenden Ausdruck zu geben. Er hat auch humoristische Gedichte und Epigramme von hoher Vollendung gedichtet und besaß das Talent, der Lyrik fremder Nationen ihre Eigenthümlichkeiten abzulauschen und sie mit Glück wiederzugeben.

Georg Byron ist 1788 zu London geboren. Seine Mutter war eine Schottin von edler Geburt, sein Vater der Abkömmling eines altadeligen, normannischen Geschlechts, ein ausschweifender Sonderling, welcher das Vermögen seiner Frau durchbrachte. Während Lord Byron sich auf der Universität Cambridge befand, erfuhr er eine tiefe und nachhaltige Kränkung dadurch, daß die von ihm mit Leidenschaft geliebte Miß Mary Chaworth sich mit einem Anderen verheirathete. Diese verschmähte Liebe war der größte und nachhaltigste Schmerz im Leben unseres Dichters, und man begegnet den Spuren dieses Schmerzes überall in Byrons Gedichten. Sein Verzweifeln an den Erfolgen alles menschlichen Bestrebens, seine melancholische, durch einen Klumpfuß noch gesteigerte Disposition kam allmälig zum Ausbruch. Sie machte sich zunächst in einem zur Schau getragenen Libertinismus geltend, welcher zugleich ein Theil seiner früh erwachenden Opposition gegen alle überlieferte Autorität der Sitten sowie des Staats und der Kirche war. Byron verließ 1809 England, besuchte Portugal, Spanien, Griechenland, die Türkei und den Boden des trojanischen Krieges und durchschwamm den Hellespont. Als er nach seiner Rückkehr 1811 zwei Gesänge eines beschreibenden Epos Childe Harold und orientalische Romanzen veröffentlichte, machten diese Gedichte einen außerordentlichen Eindruck. Byron verheirathete sich 1815 mit Miß Millbank. Allein große Geldverlegenheiten und die Eifersucht seiner Frau zerstörten bald seine gesellschaftliche Stellung und sein häusliches Glück. Seine Frau verließ ihn nach Verlauf von kaum einem Jahre; und Byron begab sich in die Schweiz, wo er einige Zeit an den Ufern des genfer See's verweilte. Dann ging er nach Mailand und Venedig und trat hier in nahe Beziehung zu der schönen und geistreichen Gräfin Theresa Guiccioli. Es wirkte dieses Verhältniß wohlthätig auf den Dichter ein, indem seine Dichtungen von diesem Zeitpunkt an den Charakter größerer Ruhe und Vollendung als die früheren tragen. An den politischen Bestrebungen des Carbonaribundes nahm Byron eifrigen Antheil. Als die konstitutionelle Partei in Neapel durch Oestreichs Waffen unterdrückt worden war, bestimmte ihn die lebhafteste Theilnahme für den Freiheitskampf der Griechen sich

nach Cephalonia einzuschiffen. Von dort begab er sich im Januar 1824 nach Missolunghi, wo er mit den höchsten Ehren empfangen wurde. Dort erhielt seine schon lange untergrabene Gesundheit die letzten Stöße durch das Klima, übermäßige Anstrengungen und vielfache Enttäuschungen, welche ihm der Charakter und die Uneinigkeit der Griechen bereiteten. Byron starb am 19. April 1824.

Lord Byron besaß die glühendste Phantasie, eine Fülle von Gedanken und eine Kraft der Rede, die wie ein rauschender Bergstrom aus der Seele strömte. Er ist ein ganz subjektiver Dichter; die Eigenthümlichkeit seiner originellen, fast immer pessimistischen Weltanschauung, sein leidenschaftliches Gefühl für alles Große und Erhabene und endlich sein beständiges Grollen mit seinem Vaterland wegen der vielfachen Anfechtungen, welche er dort gefunden hat, machen einen Haupttheil fast aller seiner Dichtungen aus, ohne Rücksicht darauf, ob deren epische oder dramatische Form es verbietet, oder die lyrische es zuläßt. Er schlug mit hoher Energie und vollster Tiefe einen Ton an, der damals auch außerhalb Englands, und namentlich in Deutschland, wiederhallte, den Ton des Schmerzes um den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Ton des Weltschmerzes. Und so vereinigte sich die Stimmung seiner Zeitgenossen mit dem wirklichen Werth seiner Dichtungen, um diesen die höchste Anerkennung zu verschaffen.

Die dramatische Poesie der Engländer ist hinter den Leistungen der übrigen Gattungen zurückgeblieben. Dagegen ist die englische Literatur reich an guten Romanen. Durch seine Sitten- und Charakterromane zeichnet sich Bulwer (geb. 1784) aus. Die tiefere Bedeutung des Alltagslebens poetisch und namentlich humoristisch zu erfassen, also den alten Familienroman in moderner Ausdehnung und Auffassung wiederzugeben, hat Charles Dickens (geb. 1812) mit glänzendem Erfolg unternommen; er ist zuerst 1831 unter dem Namen Boz aufgetreten.

Von den in der nordamerikanischen Union in englischer Sprache geschriebenen Werken erwähnen wir nur die historisch nationalen Romane von Fenimore Cooper (1789—1849) und die humoristischen Romane von Washington Irving (geb. 1783).

Eine große Bedeutung haben in der englischen Literatur die tonangebenden Reviews oder Zeitschriften, welche sowohl poetische als prosaische Abhandlungen der mannigfachsten Art enthalten. Die wichtigsten dieser Zeitschriften sind: die Edinburg Review, die Quarterly Review, das Blackwood Magazin und die Westminster Review.

Auf dem Gebiete der Geschichte ist die englische Literatur reich an trefflichen Werken. Wir nennen nur Hallam's Geschichte des Mittelalters, Lingard's Geschichte Englands bis zur Entsetzung Jakob's II., Turner's Geschichte Englands von der Zeit der Angelsachsen bis zum Tode der Königin Elisabet. In der neusten Zeit haben besonders Thomas Babington Macaulay durch seine Geschichte Englands und Archibald Alison durch seine ältere Geschichte von Europa sich großen Beifall erworben. Auch das Werk von Thomas Carlyle über Friedrich den Großen hat Aufsehen erregt. Carlyle hat sich besonders der deutschen Literatur zugewendet und gilt jetzt für den tiefsten Kenner und thätigsten Verbreiter derselben in England. Ein wichtiges Werk ist die von Adam Smith (1723—1790), einem Schottländer, 1776 herausgegebene

Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Nationalwohlstandes. Smith stellte ein neues System der Staatswirthschaft auf, in welchem aus dem Grundsatz, daß die Arbeit in Vereinigung mit Sparsamkeit die einzige Quelle des Wohlstandes ist, weiter entwickelt wird, daß die Theilung der Arbeit und die Anwendung der ersparten Kapitalien ein Hauptmittel sei, die Productivität derselben zu verstärken, daß Landbau, Gewerbe und Handel, in so fern Arbeit dabei zur Anwendung kommt, gleiche Productivität haben; daß Reichthum nicht in Gold und Silber, sondern in der Gesammtheit der werthvollen Gegenstände bestehe; und daß das wirksamste Mittel zur Belebung der Industrie Entfesselung derselben von den Beschränkungen sei, mit welchen das Mercantilsystem sie belastet hatte.

Die Parlamentsberedtsamkeit erhielt sich nicht auf der früher erreichten Höhe. Der allgemeine Fortschritt des Gleichheitssinnes erzeugte im Parlament solche Abneigung gegen den Schein absichtlicher Belehrung und gegen die auf letztere angelegte Reden, solche Zwanglosigkeit der äußeren Haltung, solche Furcht durch einen feierlichen Ton lauten Spott oder Aeußerungen des Widerwillens und der Langeweile hervorzurufen, daß bei den Parlamentsreden der Conversationston herrschend wurde. Unter den Parlamentsrednern erwarb sich William Wilberforce (1763 bis 1833) dadurch einen schönen Namen, daß er unermüdet für die Abschaffung des Negersklavenhandels sprach. Die größten Parlamentsredner der neusten Zeit sind Sir Robert Peel (geb. 1788), Lord Henry Brougham (geb. 1779) und der gewaltige Wortführer Irlands Daniel O'Connel (geb. 1775).

Die italienische Literatur hat nach langem Schweigen erst im 18. Jahrhundert wieder bedeutende Namen aufzuweisen. Pietro Metastasio (geb. 1698 zu Rom, gest. 1782 zu Wien als Hofdichter für das Operntheater) lieferte in zahlreichen Opern Meisterstücke der musikalischen Poesie, in welchen die lyrische Sprache der Leidenschaften in den schönsten Versen erklingt. Carlo Goldoni (1707 — 1796) stellte in zahlreichen Komödien das Gesellschaftsleben dar, um die Bühne zur bürgerlichen Sittenschule zu machen. Noch größeren Beifall fand der Graf Carlo Gozzi (geb. 1718 zu Venedig, gest. zu Anfang des 19. Jahrhunderts), welcher Feenmärchen dramatisch darstellte, Masken anbrachte und den Schauspielern zur Ausfüllung der gegebenen Skizzen Freiheit ließ. Vittorio Graf Alfieri (1749—1803) brachte seine Freiheitsideen in die Form der Tragödie, für die ihm die rhetorischen Dramen des Seneca als Muster dienten. Er wollte in seiner Nation Kraft, Muth und Freiheitsliebe erwecken und nur durch Hoheit der Gedanken, kernige Kürze und männlichen Ernst gefallen. Daher sind seine Tragödien schroff und starr, in der Anlage dürftig und einförmig, die Verse hart und ungefällig. Alessandro Manzoni (geb. 1784 zu Mailand) machte sich in seinen Tragödien von den Fesseln der französischen Schule los und bediente sich auch des Chors. Sein Roman, die Verlobten, und seine lyrischen Poesien haben sich in Deutschland der Empfehlung Goethe's zu erfreuen gehabt. Silvio Pellico (geb. 1789) fand wegen seiner politischen Schicksale für seine Trauerspiele und lyrischen Gedichte größere Theilnahme als ihm vielleicht sonst zu Theil geworden wäre. Er hat

Die italienische Literatur.

seine zehnjährige Gefangenschaft zu Santa Marguerita, unter den Bleidächern von Venedig und in den unterirdischen Kerkern des Spielberges zu Brünn anziehend und rührend beschrieben.

Von den italienischen Geschichtschreibern nennen wir Ludwig Muratori (1671—1750), welcher Jahrbücher Italiens vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis 1750 geschrieben hat, und Battista Vico (1670—1744), dessen Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker mit den Behauptungen deutscher Forscher im Einklange stehen. Carlo Botta (1766—1835) hat durch seine Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges und seine Geschichte Italiens von 1789—1814 sich Anerkennung erworben.

In den Naturwissenschaften haben die Italiener Evangelista Toricelli (1608—1647), der Erfinder des Barometers, Aloisio Galvani (1737—1798), Alessandro Volta (1745—1827) und der Astronom Joseph Piazzi (1746—1826) sich ausgezeichnet. In der Alterthumswissenschaft hat der Kardinal Angelo Majo, Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, sich dadurch einen berühmten Namen erworben, daß er mehrere, unter anderweit beschriebenen Handschriften (Palimpsesten) verborgene altrömische Schriften, namentlich Cicero's Buch über den Staat, aufgefunden und entziffert hat

Inhalt des dritten Bandes.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von Amerika bis zum westphälischen Frieden, von 1492—1648.

9) **England vom Tode Heinrichs VII. bis zum Ausgange des Hauses Tudor.** Heinrich VIII. — Eduard VI. — Maria. — Elisabets erste Regierungszeit. Ihre Stellung zu den kirchlichen Parteien. — Elisabet und Maria Stuart. — Elisabets spätere Regierungszeit. — Der englische Handel. — Die englische Literatur im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. — S. 263—284.

10) **Die skandinavischen Reiche. Polen und Preußen. Die Russen. Die Türken.** Auflösung der kalmarischen Union. Schweden unter Gustav Wasa. — Erich XIV. Johann III. Siegismund. Karl IX. — Innere Zustände. Wissenschaft und Literatur. — Dänemark und Norwegen. — Zustände des äußeren und des geistigen Lebens. — Polen und Preußen. — Rußland. — Die Türken. — S. 285—297.

11) **Deutschland unter Matthias, Ferdinand II. und III. bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges.** Matthias. Jülich-clevescher Erbfolgestreit. Die Unruhen in Böhmen. — Ferdinand II. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Der Krieg in Böhmen. — Ausdehnung des Krieges in Deutschland. Ernst von Mansfeld. Christian von Halberstadt. — Krieg mit Christian IV. von Dänemark. Wallensteins Auftreten. Oestreichs Uebermacht. Restitutionsedict. — Reichstag zu Regensburg. Wallensteins Entlassung. — Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland. — Die Zerstörung Magdeburgs. — Die Schlacht bei Breitenfeld und ihre nächsten Folgen. — Wallensteins Wiedererhebung. — Gustav Adolf in Süddeutschland. — Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod. — Orenstierna. Versammlung zu Heilbronn. Bernhard von Weimar. — Wallenstein von der Schlacht bei Lützen bis zu seinem Tode. — Die Schlacht bei Nördlingen. Der Friede zu Prag. Frankreichs Theilnahme am Krieg. Tod Ferdinand's II. — Fortgang des Kriegs unter Ferdinand III. Bernhard von Weimar. Baner. Torstenson. Schwedens Krieg mit Dänemark. Wrangel. — Der westphälische Friede. — Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. — S. 297—335.

Zweiter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolution, von 1648—1789.

1) **Geschichte Frankreichs vom Tode Ludwigs XIII. bis zum Tode Ludwigs XV., von 1643—1774.** Frankreich unter Ludwig XIV. bis zu Mazarins Tode. Die Fronde. Pyrenäenfriede. — Ludwig XIV. übernimmt die Regierung. Krieg wegen der spanischen Niederlande (1667—1668). Friede zu Aachen. — Ludwigs Krieg gegen Holland. Allgemeiner Krieg (1672—1679). Friede zu Nimwegen. — Ludwigs gewaltsame Eingriffe in Deutschland und Italien. — Ludwigs dritter Eroberungskrieg (1688—1697). Friede zu Ryswick. — Ludwigs Persönlichkeit. — Ludwigs Minister. Verbesserung der Finanzen. Hebung des Handels und der Industrie. Benachtheiligung des Ackerbaus. — Marine. Kanäle. Compagnien. Reform der Rechtspflege. — Kriegswesen. Polizei. — Adel, Geistlichkeit, Parlamente, Bürger und Landleute gerathen in immer größere Abhängigkeit. — Hoffeste, Bauten, Beförderung der Künste. Akademien. — Umgestaltung des Staates in eine Autokratie. — Der Hof. Die Etikette. — Die Königin. Die Buhlerinnen. Die Unsittlichkeit der Großen. Strenge Beobachtung der religiösen Ceremonien. — Streit mit dem Papste. Erklärung der Freiheiten der gallikanischen Kirche. — Bedrückung der Hugenotten. Aufhebung des Edikts von Nantes. Aufstand in den Cevennen. — Jesuiten und Jansenisten. — Der spanische Erbfolgekrieg. — Veränderung des englischen Ministeriums. Tod des Kaisers Joseph. Friede zu Utrecht, Rastatt

und Baden. — Ende Ludwigs XIV. — Ludwig XV. Regentschaft des Herzogs von Orleans. — Finanzen. John Law. — Streit mit Spanien. Tod des Herzogs von Orleans. — Der Kardinal Fleuri. — Einfluß der Maitressen auf den König. Zerrüttung Frankreichs. — Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich. — Frankreich erwirbt Korsika. Vermählung des Dauphin mit Marie Antoinette. Aufhebung der Parlamente. Tod Ludwigs XV. — Die französischen Kolonien. — Die französische Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. — Die französische Literatur zur Zeit Ludwigs XV. — S. 336—392.

2) Die Geschichte der Deutschen vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Regierungsantritt Friedrichs II. Leopold I. Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. — Türkenkrieg. Aufstand der Ungarn. — Belagerung Wiens. — Der Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz. — Joseph I. — Karl VI. Türkenkrieg. Quadrupelallianz. Die pragmatische Sanction. — Der preußische Staat unter Friedrich I. — Friedrich Wilhelm I. — Friedrichs II. Jugendjahre. — Die Zustände des deutschen Reichs um 1740. — Die deutschen Höfe und Staaten. — Reichsstädte. — Gefügigkeit des Volkes. — Der Adel. — Bürgerstand. — Handel und Gewerbe. — Bauernstand. — Partikularismus. — Religiöse Verhältnisse. — Die deutschen Gelehrten und die deutsche Sprache. — Die Literatur. — S. 392—423.

3) Die Geschichte der Deutschen vom Regierungsantritt Friedrichs II. bis zum Tode Leopolds II. Friedrichs II. Regierungsantritt. — Der erste schlesische Krieg und der östreichische Erbfolgekrieg. — Der zweite schlesische Krieg und das Ende des östreichischen Erbfolgekrieges. — Veranlassung und Ausbruch des siebenjährigen Krieges. — Der siebenjährige Krieg (1756—1763). — Friedrich II. als Regent. — Die Verwaltung des preußischen Staates seit dem hubertsburger Frieden. — Das deutsche Reich unter Franz I. und Joseph II. — Der baierische Erbfolgestreit. Maria Theresia stirbt. Der deutsche Fürstenbund. — Friedrichs Alter und Tod. — Friedrich Wilhelm II. — Joseph II. — Kirchliche Reformen. — Reformen im Staate. — Leopold II. — Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma. — Verbreitung der jesuiten-feindlichen Stimmung in Deutschland. Aufhebung des Ordens durch den Papst. — Der Illuminaten-Orden. Mystische Schwärmerei. — Die deutsche Literatur von Gottsched bis Klopstock. — Klopstock. — Wieland. — Lessing. — Die deutsche Prosa, die wissenschaftliche Bildung, die Philosophie. — Die Geschichtschreibung. — Theologie. — Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum. — Reform des Schulwesens. — Die Journalistik. Die deutschen Fürsten. — Sturm- und Drangperiode. — Der Hainbund. — Herder. — Goethe. — Schiller. — Die Baukunst. — Die Sculptur. — Die Malerei. — S. 424—491.

4) Geschichte Englands von der Thronbesteigung der Stuarts bis zum Ausbruch der französischen Revolution, von 1603—1789. Jakob I. — Karl I. Die drei ersten Parlamente. — Eingriffe in die Verfassung des Staates und der Kirche. — Das lange Parlament. — Der Bürgerkrieg. — Karls Gefangenschaft und Hinrichtung. — Die Republik unter dem langen Parlament. — Die Auflösung des langen Parlaments. — Das barebone Parlament. — Cromwells Protectorat. — Die Restauration. — Karl II. — Jakob II. — Wilhelm III. — Anna. — Georg I. — Georg II. — Georg III. — Der Handel der Engländer. — Die englischen Kolonien in Amerika bis 1688. — Englisches Kolonialwesen in Ostindien. — Die englische Industrie seit 1688. — Zunahme der Schifffahrt. Hohe Achtung vor dem Handel. — Die großen Handelsstädte Englands. — Bank- und Kreditwesen. Staatsschulden. — Fortschritte des englischen Ackerbaus. - Gründung des ostindischen Reichs. — Die westindischen Kolonien der Engländer. — Zunehmende Wichtigkeit der nordamerikanischen Kolonien. Handelszwang. — Englands Streit mit den nordamerikanischen Kolonien. — Der Krieg mit den nordamerikanischen Kolonien. — Washington Präsident der nordamerikanischen Freistaaten. — Die englische Literatur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. — Die englische Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — S. 491—557.

5) **Die vereinigten Niederlande.** Die Niederlande bis zur Ernennung Wilhelms von Oranien zum Stattbalter. — Die Niederlande unter Wilhelm III., IV. und V. — Der Handel der Holländer. — Wissenschaftliche Bildung. — S. 558—567.

6) **Spanien. Portugal. Italien.** Karl II. — Philipp V., Ferdinand VI., Karl III. — Der Handel der Spanier. — Die geistigen Zustände Spaniens im 17. Jahrhundert. — Die geistige Bildung und die Literatur Spaniens im 18. Jahrhundert. — Die spanischen Bühnenzustände im 18. Jahrhundert. — Portugal unter dem Hause Braganza bis zu Pombals Reformen. — Pombals Reformen in den Finanzwesen, in Kirche und Schule. — Ein Erdbeben zerstört Lissabon. — Industrie und Handel. — Reform des Heeres. Pombals Sturz. — Der Kirchenstaat. — Toskana. — Venedig. — Das Königreich beider Sicilien. — S. 567—586.

7) **Schweden. Dänemark.** Christine. — Karl X. — Karl XI. — Karl XII. — Ulrike Eleonore. Friedrich I. — Adolf Friedrich. Gustav III. Gewerbe, Handel, Schifffahrt und Kolonien. — Dänemark von 1648—1766. — Christian VII. Struensee. — Handel und Gewerbe. Kolonien. — S. 587—607.

8) **Rußland. Polen. Die Türkei.** Die russische Geschichte bis zum Tode Peters des Großen. — Katharina I., Peter II., Anna I. — Iwan. Elisabet. — Peter III. — Katharina II. — Der Handel der Russen. — Polen bis zum Tode Sobiesky's. — Polen unter August II. und III. und Poniatowski. — Der Handel der Polen. — Die Osmanen. — S. 608—637.

Dritter Zeitraum.

Neueste Geschichte.

Vom Ausbruch der französischen Revolution bis zur Gegenwart.

1) **Die französische Geschichte vom Ausbruch der französischen Revolution bis zur Auflösung des Convents.** Die vorbereitenden Ursachen der französischen Revolution. — Reformen. Ministerwechsel und Parlamentshändel bis zu Neckers Ministerium (1774—1788). — Berufung und Versammlung der Reichsstände. — Königliche Sitzung. Zusammenziehung von Truppen. Neckers Entlassung. — Volksaufstand in Paris. Erstürmung der Bastille. — Der König in der Nationalversammlung und in Paris. — Die Rückkehr Neckers. Zunehmende Gesetzlosigkeit. Abschaffung der Adelsrechte. Veto des Königs. — Wegführung des Königs von Versailles nach Paris. — Veränderte Stimmung. Kriegsgesetz. Nachforschungsausschuß. — Die verschiedenen Parteien. — Umgestaltung aller bestehenden Einrichtungen. — Das Bundesfest am 14. Juli 1790. — Schwachheit des Königs. Religiöse Spaltung. Entlassung Neckers. — Die Schwierigkeit von Ludwigs Stellung durch dessen Schwäche vermehrt. — Die Flucht und Zurückführung des Königs. — Annahme der Verfassung. Auflösung der constituirenden Versammlung. — Die Stimmung in anderen Ländern. Das Verhalten der auswärtigen Fürsten. — Die gesetzgebende Versammlung. Kampf der Feuillants und Jakobiner. — Ausbruch des Kriegs gegen Oestreich. — Auflösung der Leibwache. Entlassung des girondistischen Ministeriums. — Aufstand der Vorstädte am 20. Juni 1792. — Erstürmung der Tuilerien. Absetzung des Königs. — Die Preußen in der Champagne. — Der Krieg am Rhein und in Belgien. — Die Septembertage. — Die Wahlen zum Convent und Eröffnung desselben. — Der Convent. — Prozeß und Hinrichtung Ludwigs XVI. — Das Verhalten Englands und Spaniens zur französischen Revolution. — Die Vendée. — Gescheiterter Plan zur Ermor-

Druck der Hof-Buchdruckerei in Weimar.

